Adalbert Stifters Werke.

[I.]

Briefe.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Vorrede.

Wie Stifters Leben dem innersten Gehalte nach in seinen Werken sich ausgesprochen findet, so sind auch die Briefe, welche hier in drei Bänden gesammelt den Freunden des Dichters vorgelegt werden, als ein unmittelbarer Ausdruck dieses inneren Lebens, ein Theil seiner Werke. Zwei Bände Erzählungen und ein Band vermischter Schriften, zum Theile dem noch ungedruckten Nachlasse, zum Theile verschiedenen Sammelwerken, in denen sie im Laufe der Jahre zerstreut erschienen sind, entnommen, werden in kürzester Zeit folgen und den Schluß derselben bilden.

„Briefe", sagt Göthe*), „gehören unter die wichtigsten Denkmale, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins oder Zustandes

*) Band 24, Seite 5, Ausgabe in 30 Bänden.

sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam." Diese Worte, welche Stifter selbst an einer die Herausgabe seiner Briefe berührenden Stelle anführt, überheben wohl der Nothwendigkeit, das Erscheinen dieser Sammlung noch weiter zu rechtfertigen. Was den Besten aller Zeiten wie ein unwandelbares Gattungsmerkmal aufgeprägt ist, tritt uns auch in Stifter unverkennbar entgegen: er kannte ein Höchstes, und hatte den Muth es erringen zu wollen. Das Loos, daß es ihm doch nicht ganz gelungen, theilt er mit allen, selbst den Beglücktesten. Denn was dem Einzelnen auch zu wirken und zu vollbringen vergönnt sei, es ist doch niemals das Ganze, und auf den Lippen, wenn sie sich für immer geschlossen haben, schwebt noch etwas, wie ein nur halb ausgesprochenes Geheimniß. Darum, in dem dunklen Gefühle, daß der Mensch stets unendlich mehr ist, als die ganze Summe des von ihm Ausgegangenen, suchen wir uns ein Bild von ihm zu bewahren, daß der wirksame Geist seines Lebens in faßbarer Form noch eine Zeit lang mit und unter uns wandle. Zur Erfassung dieses Ersten und Wesenhaften in Stifter, aus dem sein Dichten erst wie ein Zweites hervorging, werden seine Briefe die unverfälschbaren Einzelzüge bieten, die im allmählichen Aneinanderschließen immer deutlicher die volle Persönlichkeit hervortreten lassen.

Da sich weder Konzepte noch Abschriften der Briefe im Nachlasse vorfanden, so wurde die beabsichtigte Herausgabe nur durch die Mitwirkung möglich, zu welcher die Besitzer der Originale durch Einsendung derselben sich freundlich bereit finden ließen, und es möge erlaubt sein, an dieser Stelle hiefür den wärmsten Dank auszusprechen. Vieles ist freilich unwiederbringlich verloren — an drei Orten sind zahlreiche, höchst werthvolle Briefe, die zusammen vielleicht einen Band gegeben hätten, durch Feuer zu Grunde gegangen —, einiges mußte auch für jetzt noch von der Aufnahme ausgeschlossen bleiben; dennoch aber dürfte keine der wichtigeren Beziehungen des Dichters und keine bedeutsamere Seite seines Wesens in der Sammlung ganz unvertreten sein. Sein äußeres Leben hatte nichts, was die Neugier zu reizen vermöchte, und sogenannte interessante Aufschlüsse über Personen und Verhältnisse, wie sie manche derartige Werke bringen, würde man also hier vergebens suchen; wer aber zu erkennen strebt, wie ein edler und reicher Geist in dem andrängenden Gewirre der Außenwelt sich zu behaupten und sie durch sein eigenes Licht zu verklären und zu erheben sucht, wird gerne mehr als einmal zu ihnen zurückkehren. Sie enthalten zudem die vollständige Darlegung dessen, was dem Dichter bei seinen Arbeiten vorschwebte, und geben so einen zuverlässigen Kommentar, und den einzig berechtigten Ausgangspunkt für die Würdigung derselben.

Die den Briefen vorangehende biographische Skizze soll für sie den Werth einer Einleitung haben und das Zusamenfassen der in denselben sich darlegenden Einzelheiten erleichtern.

Linz, Januar 1869.

Der Herausgeber.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Adalbert Stifter.

Adalbert Stifter wurde am 23. October 1805 in dem Städtchen Oberplan in Böhmen geboren. Der Ort, wie auch die nächste Umgebung ganz von Deutschen bewohnt, liegt vier Wegstunden westwärts von Krumau am nördlichen Abhange des Böhmerwaldes, jenes langgestreckten Bergrückens mit dem breiten, traulich dunklen Waldbande, zu dem Stifter in seinen Dichtungen mit fast rührender Pietät immer wieder auf's Neue zurückkehrt.

Sein Vater war Bürger und Hausbesitzer daselbst und Leinweber von Gewerbe, das er jedoch nicht ausübte. Statt dessen trieb er einen kleinen Flachshandel und beschäftigte sich, wie es in kleinen Orten, wo noch Feldbau und städtische Gewerbe mit einander gehen, gewöhnlich ist, nebenbei mit Feld- und Wiesenbau. Seine Mutter, die er auch später, als er schon in Amt und Würden stand und sein Name weit und breit bekannt war, mit kindlicher Liebe ehrte, hieß Magdalena Friepeß.

Schade, daß die Erinnerungen aus der frühesten Kindheit so dürftig sind! Bei Naturen, wie die Stifters, welche nebst einer ungemeinen Empfänglichkeit für Eindrücke auch die Gabe leben-

digen Bildens und Gestaltens empfangen haben, müßte sich uns da eine Poesie enthüllen, die uns mit dem Zauber eines ahnungsvollen Märchens umfinge und gefangen hielte. So plagte Adalbert als Knabe und später noch, wenn er in den Ferien nach Hause kam, die Mutter [illegible]gängige Male, ihm doch zu sagen, was es denn gewesen sei, was er als Bild unauslöschlich in der Seele trage. Er sei hoch oben gewesen, und habe niedergeblickt auf eine unaussprechliche Herrlichkeit von Lichtern, Farben und Flammen; Gestalten in weißen und goldenen Gewändern seien hin- und hergewandelt und wundervolle Töne und Klänge in den Räumen geflossen. Aber immer vergeblich sann die Mutter, bis es ihr endlich einmal plötzlich einfiel, daß Adalbert sich der Auferstehungsfeier erinnere, zu der ihn Onkel Simon, als er noch nicht ganz ein Jahr alt war, in die Emporkirche mitgenommen hatte. Eine ähnliche Wunderwelt ging für den Knaben aus dem unscheinbaren Worte Schwarzbach hervor. So hieß ein Schloß in der Nähe von Oberplan, das er von Leuten, die dort zu thun hatten, öfter nennen hörte. Aber er übertrug den Klang des Wortes in das Reich des Sichtbaren, und bald war es auf der Gasse seine Lieblingsbeschäftigung, aus Steinchen und Spänen Schwarzbach zu bauen. Wenn dann die Gänse an ihm vorüber schritten, oder ein Hund vorbei lief, so gingen sie nach Schwarzbach, und wenn der unheimliche, schwarze Geselle, der die Töpfe der Mutter mit dem künstlichen Drahtgitter umgab, vor der Thüre saß, so war auch dieser von Schwarzbach gekommen, und es war ihm immer, er selbst werde auch einmal nach Schwarzbach gehen, und sehen, was für ein Ding das sei.

Ganz besonders anregend wirkte auf ihn die Großmutter väterlicher Seite, Ursula Kary aus Glöckelberg, eine Frau, die

Stifter selbst „eine lebendige Chronik und Dichtung" nennt (Brief an Louise Stifter, 21. April 1855). Sie wußte eine Unzahl von Sprüchen, erzählte Geschichten, so voll von Wundern und so schön, daß sie gleich wieder von vorne anfangen mußte, wenn sie zu Ende war, und sang eine Menge der herrlichsten Lieder. Der Knabe wollte Alles wissen und fragte um Alles, und die Großmutter hatte für Alles eine Antwort, ein Bild, ein Gleichniß. Er konnte sich nicht satt sehen an dem blauen Himmel, und insbesondere die Abendröthe betrachtete er mit immer neuem Staunen und kindlich frischer Freude, aber auch da war es Frau Ursula, welche über das bloße Staunen hinweghalf, und der Phantasie des Knaben Anregung und Befriedigung zugleich gab. Es seien die Kleider unserer lieben Frau, sagte sie, welche diese jeden Abend aushänge*), und sie habe deren so viele. Freunde der „Studien" werden sich der alten Großmutter im „Haidedorf" erinnern, die den Schemel in die Wiese trägt und dem Enkel prophetische Segensworte nachruft. In ihr hat Stifter der eigenen Großmutter ein Denkmal gesetzt.

Diese Frau Ursula war es auch, welche die erste Verkündigung von Stifters dichterischer Begabung erhielt. Adalbert erzählte gerne, und man konnte ihm keine größere Freude machen, als ihm zu erzählen oder ihm zuzuhören. Als er nun lesen gelernt hatte, war es besonders die biblische Geschichte, welche ihn anzog. Einstmals, als er die Großmutter und noch eine andere Frau, da sie nach Glöckelberg gingen, dahin begleiten durfte, erzählte er die Geschichte vom egyptischen Joseph so ausführlich und rührend,

*) Auf dem Lande findet man häufig die Gewohnheit, daß die Leute ihre Festtagskleider zur Lüftung vor das Haus hängen.

daß die Frau voll Verwunderung ausrief: „Ursula, ich sage dir, aus dem Buben spricht der heilige Geist selber!“

Wie der blaue Himmel und die Abendröthe, so waren Farben überhaupt für den Knaben eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Fand er eine Feder, ein glitzerndes Steinchen, einen grünen oder blauen Glasscherben, so trug er den Schatz tagelang mit sich, hielt ihn gegen die Sonne, netzte und glättete ihn und ging lächelnd unter den Kameraden herum, bis ihm endlich doch ein „ich hab' was!“ entfuhr. Sehr bald erregten auch die schönen Linien und Farben des großen heimatlichen Wälderzuges seine Aufmerksamkeit und legten in seinen lebhaften Natursinn das Gefühl für einfache und ruhige Größe (Brief vom 21. Juni 1866).

Diese Freude an der Schönheit der Dinge, und den reinen Blick, welcher diese Schönheit überall findet — diese beiden höchsten Dichtergaben, die für die ersten Kinderjahre wohl jedem Menschen geschenkt sind, bewahrte sich Stifter für sein ganzes Leben, und sie bilden einen charakteristischen Zug seines Wesens. Darum war ihm nichts klein und niedrig; alles Wirkliche war und blieb ihm ein hohes, unbegreifliches Wunder. Damit verband sich aber schon früh der Trieb nach dem Erkennen des Zusammenhanges der Erscheinungen. Woher der Wind komme, warum das Gras grün sei, wie Gott den Donner mache, mit diesen und ähnlichen Fragen verfolgte er wie ein nie ruhender Quälgeist seine Umgebung. Am leichtesten, aber keineswegs auf eine den Knaben befriedigende Weise zog sich der Knecht Simon aus der Sache, ein in den Legenden der Heiligen sehr bewanderter Mann, der Alles durch Wunder erklärte. Schwerer fiel es dem Vater, wenn er eine natürliche Erklärungsweise versuchte. Am

hilflosesten aber war die Mutter, der in der Regel schließlich nichts anderes übrig blieb als ein: „Jetzt gehst und gibst einmal Ruh', du Grundschuhhiesel"*).

Mit dem sechsten Jahre begann für den Knaben die eigentliche Lernzeit. Der Schulmeister des Ortes (Joseph Jenne war sein Name) war ein ganz ausgezeichneter Mann, und Stifter gedachte seiner auch später bei jedem Anlasse mit dankbarer Verehrung. Anfangs war er schüchtern, doch machten ihn seine guten Fortschritte bald muthiger, zuweilen auch etwas übermüthig; aber ein ernstes Wort war hinreichend, ihn wieder in seine Schranken zu führen. In Oberplan war es, wie auch heute noch auf dem Lande, üblich, daß die aus größerer Entfernung kommenden Kinder über Mittag in der Schule blieben, um den Weg Nachmittags nicht noch einmal machen zu müssen; sie verzehrten dann etwas, was ihnen die Eltern mitgegeben hatten. Da geschah es denn einmal, daß Adalbert, als er Nachmittags zur Schule kam, einem Mädchen das Butterbrot, das dieses eben zum Munde führte, aus der Hand schlug. Wie es dabei gewöhnlich geht, fiel das Brot mit der fetten Seite auf den Boden, was die Unbill für die Betroffene noch kränkender machte. Sie führte beim Lehrer Klage, und Adalbert wußte sich nur dadurch zu helfen,

*) „Hiesel" in bairisch-österreichischer Mundart Deminutiv von Mathias, Mathiesel. — Im „Nachsommer" läßt Stifter den jungen Naturforscher sagen: „Ich war schon als Knabe ein großer Freund der Wirklichkeit der Dinge, wie sie sich so in der Schöpfung oder in dem geregelten Gange des menschlichen Lebens darstellte. Dies war oft eine große Unannehmlichkeit für meine Umgebung. Ich fragte unaufhörlich um die Namen der Dinge, um ihr Herkommen und ihren Gebrauch, und konnte mich nicht beruhigen, wenn die Antwort eine hinausschiebende war."

daß er sagte, es sei nicht wahr. Aber wahrscheinlich sagte sein Gesicht unverkennbar das Gegentheil, denn der Lehrer sprach ernst: „So, nicht wahr! das hätte ich von dir nie geglaubt, daß du lügst!“ Diese Worte fielen ihm unsäglich schwer aufs Herz; „sie waren,“ sagte er einmal, „der erste große Seelenschmerz, den ich empfand.“ Aber noch bedeutsamer wurde diese Begebenheit für ihn dadurch, daß ihm damals zum erstenmale der Sinn für männliche Würde und Schönheit aufging. Denn, wie der Lehrer so vor ihm stand, fast allwissend, und streng aber doch ruhig sein Urtheil sprechend, da fiel es dem Knaben auf, „wie schön und herrlich doch der Mann sei.“

Auch Musik wurde in der Schule getrieben. Adalbert lernte geigen und die Klarinette blasen, vor Allem aber singen. Er hatte eine Altstimme und ein vortreffliches Gehör, so daß ihm jede falsche Note bei Andern auffiel; doch sang er sehr häufig selbst falsch und wurde oft scharf genug zurechtgewiesen. Für den vortrefflichen Geist der Schule zeugt es, daß, als Adalbert in der zweiten Klasse war, der Schulmeister Haydn's Schöpfung zur Aufführung brachte, wobei auch er mitwirkte. Aus dieser Zeit noch stammt die hohe Verehrung, die Stifter sein ganzes Leben hindurch für dieses Tonwerk hegte. Seine naturwissenschaftlichen Studien begann er mit Raffs Naturgeschichte. Er erblickte einmal das Buch auf dem Tische des Lehrers und ruhte nicht eher, als bis der Vater Herrn Jenne bat, dem Buben das Buch zu leihen, was dieser auch gerne that. Es wurde von vorne nach rückwärts und dann wieder von rückwärts nach vorne und immer wieder aufs neue gelesen, und unbeschreiblich war die Freude des Knaben, als er bei dem ersten Maikäfer, dessen er jetzt habhaft wurde, sich überzeugte, daß es ein legitimer Mai-

käfer sei, weil sich alle Merkmale an ihm fanden, die Raff von einem solchen fordert.

Auch der Vater las gerne, und so kam dem Jungen manches Buch in die Hände, das gerade nicht für ihn bestimmt war. So unter anderm eine Erzählung, das „Brustbild", wo ein junger Graf, der gegen alle Schönheit unempfindlich bleibt, endlich an einer Quelle auf einer Wiese eine Jungfrau findet, schön „wie die Göttin der Blumen". Dieses große Wort trug nun der Knabe grübelnd viele Wochen lang mit sich herum, und bemühte sich herauszubringen, wie schön denn die Göttin der Blumen gewesen sei. Auch ein Trauerspiel, „Ludwig der Strenge", wurde gelesen und zwar Vorsicht halber im Taubenschlage; ja, Adalbert wurde dabei selbst in die Handlung gezogen. Als er nämlich bis zu Ende vergebens gehofft hatte, daß Gott die offenbare Unschuld der Gemahlin Ludwigs doch noch an den Tag bringen werde, kam er endlich ganz verweint ins Zimmer. „Hast gewiß wieder gerauft!" ließ ihn der Vater an; und da er, jetzt auch selbst ein Opfer ungerechten Verdachtes, nichts antwortete, was ihm wieder als Verstocktheit gedeutet wurde, so mußte er knien und ohne Abendsuppe zu Bette gehen.

Sogar zu dichten begann er bereits in diesen Jahren. Er betrachtete nämlich schon als Kind, wie auch später immer, ein aufsteigendes Gewitter mit der größten Bewunderung, fürchtete sich aber auch ganz entsetzlich vor demselben. In dieser Bedrängniß fing er an Gewitter zu beschreiben, wobei er den Vortheil hatte, daß er sie außerordentlich bewundern konnte, ohne sich vor ihnen fürchten zu müssen. In einem ähnlichen Zwiespalte, wie mit den Gewittern, lebte er auch mit Gespenstern. Es bestand in Oberplan, wie auch anderwärts, die

Gewohnheit, daß einer der älteren und verläßlicheren Knaben Abends das Gebetläuten besorgte. Im Frühjahr und Herbste fiel es schon in die Zeit der Dämmerung, und da war es denn auch Adalbert, welcher sich regelmäßig vor dem Schulhause einstellte und den Lehrer um Übertragung des Geschäftes bittend anging. Mit einem großen Bund Schlüsseln, darunter den großen Kirchenthürschlüssel, ging es nun zur Kirche. Er sperrte auf, stieg zuerst über eine steinerne Treppe zur Emporkirche, und dann über eine hölzerne in den Thurm. Alles das ging noch so so. Aber mit dem Brummen der großen Glocke kam das Grauen immer stärker, und zuletzt vereinigte sich mit ihr zum Entsetzen auch noch die kleine. Doch jetzt war's aus — der letzte Zug am Strange, unten sein und den Schlüssel einmal umdrehen, das Alles war eines. Alles Andere geschah schon in ruhigerem Tempo, denn jetzt war er sicher. Triumphirend brachte er die Schlüssel zurück, um sie am nächsten Abend als Belohnung wieder zu empfangen.

Auf das Andringen des Schullehrers, welcher dem Vater vorstellte, Adalbert müsse studieren, er habe noch keinen so begabten Knaben in der Schule gehabt, wurde er zum Kaplan des Ortes in den lateinischen Vorunterricht gegeben. Aber dieser wollte bei ihm so wenig anschlagen, daß der geistliche Herr nach einigen Monaten erklärte, es sei Schade um jeden Groschen, der Junge sei gänzlich talentlos.

Ende November 1817 traf die Familie ein schweres Unglück. Der Vater war mit einer Ladung Flachs in Oberösterreich; er war am Morgen vom Wirthshause zwischen Wels und Lambach weggefahren, und eine halbe Stunde später fand man nicht weit davon den Wagen umgestürzt, und unter diesem den Mann

erschlagen. Ein Wirth aus der Gegend von Oberplan brachte die Kunde nach Hause. Als die Mutter mit den Worten ins Zimmer stürzte: „Kinder, euer Vater ist todt, jetzt habt ihr niemand, der für euch sorgt!“ erhob sich der Großvater Augustin und sagte: „Versündige dich nicht, der Vater im Himmel stirbt nicht, und der wird sorgen!“ Indeß war die Lage der Mutter traurig genug; nebst Adalbert waren noch vier Kinder da, die essen wollten, mancher Gulden, der im Geschäfte ausstand, mußte verloren gegeben werden, weil nichts Schriftliches da war, und manche Forderung, die man bereits beglichen glaubte, wurde erhoben, so daß die arme Frau gar oft nicht aus und ein wußte. Was Adalbert betrifft, so schien es ihm im ersten Schmerz und aus Trotz gegen Gott das Beste zu verhungern, welchem Vorsatze er auch wirklich treu blieb, bis ihn zu hungern anfing. Dann aber schien es ihm doch besser, wieder zu essen, und, wie sich bald zeigen wird, war dies auch wirklich das bessere.

Denn als im folgenden Sommer (1818) der Großvater mütterlicher Seite Franz Friepeß nach Oberösterreich ging, um die in Folge des Todes des Vaters nöthigen Geschäftsausgleichungen zu treffen, trat er den Tag vor der Abreise zur Mutter ins Zimmer, und fragte: „Nun was ist's mit dem Studieren beim Adalbert?“ „Damit ist's aus,“ antwortete sie; „der Kaplan sagt ja, er hat kein Talent.“ Aber der Großvater entgegnete: „Der Bub' ist findig wie ein Vogel und soll das bischen Latein nicht lernen können! das glaub' ich nicht! Gib mir ihn nur mit!“ So geschah es denn auch, und Adalbert kam mit dem Großvater nach Viechtwang, wo ein Neffe desselben, Bernhard Koch, Kaplan war. Der gab ein Schreiben an Professor Romuald in Kremsmünster, und dieser wies sie wieder an Pater

Placidus Hall, der im nächsten Jahre die erste Grammatikalklasse bekommen würde. Dieser nahm nun mit dem anfangs äußerst verlegenen und befangenen Jungen ein Examen vor, welches sich aber zuletzt für ihn zu einem wahren Triumphe gestaltete. Der Herr Professor fragte also zuerst, woher Adalbert sei, und wie die Ortschaften in der Umgebung von Oberplan heißen, und die Antworten waren vollständig befriedigend. Er fragte dann um die Bäume und Sträucher, um Wässer und Berge der Heimat, und Adalbert nannte sie alle mit großer Genauigkeit. Und selbst, als er gefragt wurde, ob er den Wirth und den Fleischer und noch andere Leute im Orte kenne, ob sie Pferde und Hunde hielten, und wie diese heißen, selbst da stockte er nicht, sondern gab über alles dies und noch über manches Andere, worüber er nicht gefragt worden war, ausführlichen Bescheid. Da erhob sich der Professor und sagte: „Nun, es ist schon gut, es wird schon gehen; bringt mir nun den Buben zu Allerheiligen wieder!" Zögernd nahm der Großvater seinen Hut, aber in der Thüre faßte er doch noch ein Herz, wandte sich um und bemerkte bedenklich: „Aber das Latein, Herr Professor!" Dieser aber erwiederte: „Nun, da habt ihr mir ja selbst gesagt, daß er nichts weiß! Aber es wird schon gehen, bringt mir ihn nur gewiß!"

So war es denn entschieden, daß Adalbert studieren sollte. Der Kaplan versicherte zwar noch immer, es sei jeder Kreuzer hinausgeworfen; aber die Mutter richtete Wäsche und Kleider zusammen, und zu Allerheiligen befand sich Adalbert in Kremsmünster, mit noch vier oder fünf andern in der Familie des Stiftsamtmannes Johann Mayer. Hier begann nun für ihn ein schönes, fröhlich bewegtes Leben, und wir begegnen in seinen Schriften mehrmals einer halb wehmüthigen Erinnerung an den Ort, wo

sich ihm zuerst der Blick in eine reichere Welt, als die engbegrenzte seiner Kindheit, öffnete. Die ersten vierzehn Tage war er freilich noch schüchtern und hölzern, aber das gab sich, und bei den lateinischen Aufgaben, welche wöchentlich am Freitag in der Schule, wie es schulmäßig hieß, pro calculo gemacht wurden, hatte Stifter gewöhnlich keinen Fehler. Nur ein einziges Mal begegnete es ihm, daß er drei Böcke hatte. Aber mit feinem Takt verstand es der Professor, der den lebhaft strebenden Schüler liebgewonnen hatte, auch diesmal weise zu vermitteln. Während die Rangordnung der Leistungen sonst immer gleich am Montage bekannt gemacht wurde, verkündete er sie diesmal erst am Mittwoch Nachmittags, und Stifter mußte, da auch die Plätze nach den Leistungen angewiesen wurden, in die dritte Bank zurück. Hier blieb er jedoch nur über den Freitag (der Donnerstag war schulfrei), denn am Samstag schon verkündete der Professor, Stifter sei wieder der erste. Doch war für diesen die Schmach eine so ungeheure und nach seiner Überzeugung stadt- und weltbekannte, daß er sich an jenem verhängnißvollen Nachmittage nicht getraute bei der Portier-Liesel, die an der Klosterpforte mit Äpfeln, Birnen, Lebkuchen-Dragonern und ähnlichen nützlichen Gegenständen und Schulrequisiten einen einträglichen Handel trieb, vorüberzugehen, und lieber einen weiten Umweg durch den Klostergarten nahm.

Trotz des Eifers, mit dem sich Stifter den Studien ergab, wurde doch die schöne Literatur keineswegs vernachlässigt. Die Frau Stiftsamtmann war eine große Verehrerin und eifrige Förderin derselben und füllte die ganze Zeit, die ihr die Geschäfte des Haushaltes frei ließen, mit Lektüre aus. Es machte ihr große Freude bei einem ihrer Schutzbefohlenen ein ähnliches Interesse

wahrzunehmen, und sie machte es sich zur angenehmen Aufgabe, ihm dabei hilfreich die Hand zu bieten. So geschah es denn, daß Adalbert in kurzer Zeit die sämmtlichen Werke von Lafontaine, Spieß, Kramer und noch eine Menge anderer Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten gelesen hatte. Auch mit Schillers Räubern wurde er in dieser Zeit bekannt, die, wie wohl bei jedem in diesem Alter, einen ungeheuern Eindruck auf ihn machten.

Als das Schuljahr um war, schnürte auch Stifter sein Bündel, um die ersten Ferien zu Hause zuzubringen. Er war erster Preisträger geworden. Das Preisbuch wurde zuerst in feines weißes, dann in stärkeres Papier geschlagen und wohlverschnürt, und so trug er es in der Hand von Kremsmünster bis nach Oberplan. Unweit des väterlichen Hauses sah er den Großvater Franz auf dem Felde arbeiten. Der junge Student, überzeugt, er habe jetzt ein ganz anderes Ansehen, und der Großvater kenne ihn sicher nicht mehr, ging schweigend auf ihn zu und freute sich im Stillen der Überraschung des Alten. Aber dieser erhob nur den Kopf ein wenig und sagte: „Wart' ein bischen, wir gehen dann gleich mit einander!" Als jedoch das Prämium enthüllt war, bemächtigte er sich desselben, ging damit von Haus zu Haus und machte allen Leuten bemerklich, wie Recht er gehabt habe.

Stifter absolvirte in Kremsmünster die sechs Gymnasialklassen und die zwei philosophischen Jahrgänge mit gleich gutem Erfolge. Es war eine schöne, freudenreiche Zeit. Die Lehrer liebten ihn, und ein großer Kreis von Freunden schloß sich an den offenen, zu jedem lustigen Streiche aufgelegten und immer dienstbereiten Jungen. Sein unwandelbarer Gönner, P. Placidus,

wies ihm schon in der zweiten Klasse schwächere Schüler zu, um ihnen nachzuhelfen; so ward der Mutter die Sorge für den Unterhalt bald gänzlich abgenommen, und es blieb noch ein kleines Taschengeld für extra Auslagen. Die herrliche Gegend, die sich wie ein reizender Garten um die Abtei ausbreitet, im Süden die Alpenkette, welche Stifter von den Fenstern der Wohnung, die er in den letzten zwei Jahren inne hatte, übersehen konnte, und besonders die prachtvollen Gewitter, welche im Sommer dort aufsteigen, regten seinen lebhaften, empfänglichen Sinn mächtig an. Auch für das körperliche Gedeihen der Schüler wurde Sorge getragen, namentlich durch Unterricht im Schwimmen, und Stifter rechnete es sich noch in späteren Jahren zur Ehre an, einer der tüchtigsten und ausdauerndsten Schwimmer gewesen zu sein. Durch gute Musik, die in Kremsmünster damals, wie auch jetzt noch, eifrige Pflege fand, war für den edelsten Kunstgenuß gesorgt, und die Gemäldesammlung des Stiftes, welche er sich zugänglich zu machen wußte, zog ihn immer auf's Neue an. Auch mußte sich schon damals bei ihm entschiedenes Talent für das Zeichnen und Malen gezeigt haben. Denn der Lehrer ließ ihn, während alle seine Mitschüler schon längst zu Landschaften übergegangen waren, immer und immer nur Bäume zeichnen, und da er ihn bat, ihn doch auch eine Landschaft anfangen zu lassen, erhielt er die treffliche Antwort: „Du mußt etwas Tüchtiges lernen und nicht auf die andern schauen; die können machen, was sie wollen, sie bringen es so wie so zu nichts!“ In den spätern Studienjahren hat er denn auch wirklich eine große Menge von Landschaften in Wasserfarben ausgeführt, aber sie sind sämmtlich verloren gegangen oder von ihm selbst vernichtet worden. Diese Beschäftigung war hm jedoch nicht ein bloßer Zeitvertreib, sondern ein von seinem

Wesen gefordertes Bildungsmittel. „Es war," sagt der junge Mann im Nachsommer (II. S. 42), „ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen strebte, desto schöner wurde auch dieses Unnennbare vor mir selber."

In den Humanitätsklassen (so hießen damals die zwei obersten des Gymnasiums) war P. Ignaz Reischl, ein ausgezeichneter Mann, Stifters Lehrer. Unter seiner Leitung wurde genauere Bekanntschaft mit Schiller gemacht. Auch Göthe's „Hermann und Dorothea" und „Iphigenie" wurden gelesen. Daß es Meisterwerke seien, ahnte er schon damals und sprach es auch mit großer Entschiedenheit aus, obgleich er denen, die anderer Meinung waren, nichts entgegen zu setzen wußte; aber sein ganzes Herz besaß doch Schiller. Auch zu einer recht innigen Freundschaft mit den Alten kam es jetzt noch nicht; sie schienen ihm zu kalt und ruhig. Später änderte sich dies freilich, und dem gereiften Manne galten Göthe, Homer und Äschylos als die schönsten Sterne an dem Dichterhimmel.

Auch an Anregung zu eigenem Schaffen ließ es die Schule nicht fehlen. Gewöhnlich wurde die beste Arbeit vorgelesen, und es war immer die Stifters. Nur ein einziges Mal kam ihm ein anderer vor, und der Fall ist merkwürdig genug, um hier erzählt zu werden. Der Unterricht begann um 8 Uhr, um 7½ war die Schulmesse, und eine Viertelstunde früher wurden die Lehrzimmer geöffnet. Da jedoch natürlich die Hausuhren mit der Klosteruhr nicht immer gleichen Schritt hielten, und die Schüler sich in kirchlichen Dingen nicht gerne ein Versäumniß zu Schulden kommen ließen, so fanden sich die meisten schon um 7, ja um ¾ auf 7 und noch früher im Klosterhofe ein. Um die Zeit

der sommerlichen Sonnenwende kam aber ein noch tiefer liegender Grund hinzu, nämlich die Kirschen, welche einige vortreffliche Mädchen der Umgebung hieher brachten, so daß sich zwischen diesen und den Herren Studenten sehr lebhafte kommerzielle Beziehungen entwickelten. Stifter hatte sich nun eines Tages besonders früh hier eingefunden. Der nächste Ankömmling war ein Verzweifelnder. Ein Thema war in Jamben zu bearbeiten, aber trotz der vorgeschriebenen vier Füße wollte das Ding nicht gehen. So bedrängt wendet er sich an Stifter; wenn er ihm aus der Klemme helfe, werde er ihm ewig dankbar sein. „Ja, das läßt sich nur so hinschreiben," meint dieser; „ich bin gestern schier den ganzen Tag über meiner Arbeit gesessen, und jetzt ist's gleich 7." „Nun, was das Abschreiben betrifft," erwiedert der Andere, „die erste Stunde haben wir Religion, da geht es ganz leicht, wenn du mir's nur machst." „Na," sagt Stifter, „ich probier's halt, muß halt recht einfach werden." Und so setzt er sich auf die Thürstufe und macht die Jamben. Am nächsten Tage, wie der Herr Professor mit dem Pack Aufgaben in der Hand in die Klasse kommt, lächelt er und sagt bedenklich: „Schaut, dasmal ist der Träger der erste; der Stifter hat mir ein bischen zu viel gekünstelt!" Es war die letzte Vormittagsstunde, und nachdem das Schlußgebet gesprochen war, drängte der Schwarm gleich hinter dem Professor zur Thür hinaus. Aber im Hofe wendet sich dieser um, winkt mit dem Finger und ruft: „Stifter! Träger!" So folgen ihm denn die beiden auf sein Zimmer. Hier stellt er sich vor sie hin und sagt langsam: „Also, Träger, du bist heute der erste!" Und nach einer Pause fährt er fort: „Soll nicht sein! — Ist nicht in der Ordnung! — Will die Sache aber auf sich be-

ruhen lassen. — Wissen's ohnehin alle andern auch! — Jetzt geht!"

Einmal gab Professor Reischl das auf die Gründung Kremsmünsters sich beziehende Thema: „Das Freudenfest am Trauerdenkmale" *) in Jamben zu bearbeiten. Stifters Arbeit war die beste. Sie hatte als Motto den Spruch des Egesippus: »Dulce est, inter majorum versari habitacula et veterum dicta factaque recensere memoria,« denselben, welchen er später der „Mappe" vorsetzte.

In den philosophischen Jahrgängen begann Stifter auch aus eigenem inneren Antriebe zu dichten, aber er hielt es so geheim, daß keiner seiner Freunde oder Lehrer etwas davon erfuhr. Es ist auch keine Zeile aus jener Zeit erhalten. So wenig ahnte er damals, welche bedeutende Stelle er einst in unserer Literatur einnehmen würde.

Im Jahre 1826 ging er nach Wien, um sich durch die vorgeschriebenen juridischen Studien die Beamtenlaufbahn zu erschließen; aber mit größerem Eifer und mehr Vorliebe trieb er Mathematik und Naturwissenschaften unter Ettingshausen, Baumgartner und Littrow. Seinen Lebensunterhalt erwarb er sich hier wie in Kremsmünster durch Ertheilung von Unterricht; die Ferien wurden gewöhnlich in Friedberg, einem Städtchen nahe bei Oberplan, im Hause der Eltern eines Studiengenossen zugebracht. Das Burgtheater, an welchem damals Künstler wie Anschütz, la Roche, Costenoble, Korn, Wilhelmi, Herteur und die Frauen Schröder, Sophie Müller und Julie Gley wirkten;

*) Kremsmünster wurde vom Herzog Thassilo zur Erinnerung an seinen Sohn, der hier bei einer Jagd um's Leben kam, gestiftet.

Konzerte, namentlich Oratorien (Haydn's Schöpfung ward nie versäumt); endlich der Besuch von Bilder- und andern Kunstsammlungen boten Genüsse der edelsten Art. Durch das Theater erst öffnete sich ihm das Verständniß Shakespeare's, und das entscheidende Merkmal jedes echten Kunstwerkes, „daß es jede andere Stimmung aufhebe und seine eigene an deren Stelle setze", trat auf das eindringlichste vor seine Seele. Wie in dieser Hinsicht namentlich Anschütz auf ihn wirkte, hat er im Nachsommer, wo von der Aufführung des Lear die Rede ist, erzählt: „Mir kam es beinahe sonderbar vor," heißt es dort, „daß sie und ich selber in diesem unfreundlichen Wetter einem Raume zustrebten, in welchem eine erlogene Geschichte vorgespiegelt wird" (I. 298) — und dann (304): „Mein Herz war in dem Augenblicke gleichsam zermalmt, ich wußte mich vor Schmerz kaum mehr zu fassen. Das hatte ich nicht geahnt; von einem Schauspiele war schon längst keine Rede mehr, das war die wirklichste Wirklichkeit vor mir."

Zu Anfang der dreißiger Jahre griff er nach Jean Paul, und das Unergründliche, Wesenlose in dessen Werken fesselte ihn so, daß er einen Sommer lang fast nichts that, als auf dem Divan liegen und Jean Paul lesen. Dies hing aber mit einem großen Schmerze zusammen, der damals in ihm arbeitete, und dessen er nicht Herr werden konnte, lange vielleicht auch nicht wollte, so daß er nur mit den schattenhaften Gestalten jenes glühendsten, aber auch unklarsten und dämmerigsten aller Dichter denken und leben mochte.

Es sollte nun an dieser Stelle eine Geschichte erzählt werden, wie aus kindischem Beginnen und neckenden Scherzen allmälig die tiefsten Gefühle emporwuchsen, und wie dann jener

große Schmerz, von dem oben gesprochen wurde, über zwei Menschen kam. Aber diese Geschichte ist schon erzählt, und zwar von Stifter selbst im dritten Bande des Nachsommers, innig und wahr, nur von dem Staube der Vergänglichkeit befreit und in das Reich der Dichtung gehoben. Sie ist wohl den meisten Lesern dieser Blätter bekannt, und es ist daher erlaubt, den Faden der Erzählung erst dort, wo sie endet, wieder aufzunehmen.

Es war ein sehr trauriger Tag, als er in einem offenen Wagen aus dem Städtchen hinausfuhr, und, an der Ecke der Gasse noch einmal zurückblickend, sie noch am Fenster sah — zum letztenmale in diesem Leben. Zwar hatte er ihrer Mutter, die den Tag vorher verständige Worte zu ihm geredet hatte, Recht geben müssen, und der Vater war dann, als es schon dunkelte, noch einmal zu ihm ans Fenster getreten, hatte die Hand auf seine Schulter gelegt und selber bewegt ihm Muth zugesprochen: „Lassen Sie nur, Herr Stifter, es wird schon Alles recht und gut werden!“ — aber dieser hatte doch das Gefühl, es sei nicht recht, und es könne nicht mehr gut werden. So kehrte er nach Wien zurück. Es kam nun jener Sommer, wo er, wie erwähnt, nichts that als Jean Paul lesen; dann kam der Winter und er entschloß sich allmälig doch wieder, Abends nach der „blauen Weintraube“ zu sehen, wohin noch einige andere wackere junge Männer kamen, „Gefühle zu haben“ *) und Leib und Seele zu erquicken. Gewöhnlich brachte Stifter durch seinen frischen Humor und den immer anregenden Inhalt seiner Worte auch an den andern Tischen das Gespräch zum

*) Brief vom 17. Juni 1835.

Stillstand, und hielt seine Zuhörer, auch solche, die eigentlich nicht zur Gesellschaft gehörten, bis weit über die Sperrstunde hinaus gefangen. Auch im Neuner'schen Kaffeehause, welches damals den Sammelpunkt ziemlich Aller bildete, die mit Kunst und Literatur in irgend einer Weise, sei es nun schaffend und bildend, oder nur lebhaft genießend, näher zusammenhingen, war er ein täglicher und stets willkommener Gast. Einige Briefe aus jener Zeit (so namentlich an Freiherrn v. Brenner vom 4. Febr. und 9. Dez. 1836 und an Freiherrn v. Handel vom 17. Juni 1836) geben Zeugniß davon, welch' lebendigen Antheil er an dem, was auf diesem Gebiete sich zu entwickeln begann, genommen, und gewähren überhaupt einen ziemlich tiefen Einblick in das Wogen und Drängen seines Innern.

Malerei und Poesie besaßen damals sein Herz noch zu gleichen Theilen; vielleicht stand er der ersteren sogar näher als der letztern. Der Einfluß, welchen die Naturwissenschaften, denen er sich, wie schon erwähnt, mit Eifer hingegeben hatte, auf seine künstlerische Begabung üben mußten, führte ihn nothwendig zunächst zu einer künstlerischen Auffassung der Natur, dann aber auch zu Versuchen, das Aufgefaßte auf das Papier oder die Leinwand zu bringen. So schon in Kremsmünster; und so auch jetzt wieder, jetzt aber mit der ganzen Kraft und Innigkeit eines tief erschütterten, nach Sammlung ringenden Gemüthes. Es waren größtentheils nur Studien; einiges jedoch wurde auch ausgeführt und kam in den Besitz von Freunden und Gönnern; eine größere Felsenpartie, die sich anfangs der vierziger Jahre auf den Kunstausstellungen zu Wien und Pest befand, brachte Herr Heckenast an sich. Weit höher aber als selbst der künstlerische Erfolg war der moralische anzuschlagen.

Die bei solchen Bestrebungen nothwendige Hingabe an ein bestimmtes, äußeres Objekt hatte nämlich das Gute, ihn die Jean-Paul-Stimmung leichter überwinden zu lassen und sein Wesen wieder zu größerer Ruhe und Klarheit zu führen.

Dazu kam endlich noch die Nachricht, daß Fanny die Gattin eines rechtlichen und ehrenhaften Mannes geworden sei, und so kam zuletzt auch wieder einmal ein rechter Fasching, und mit ihm kamen viele sehr preiswürdige Hausbälle, zu denen Stifter geladen war, und unter diesen auch einer von besonderer Wichtigkeit. Er wollte sich anfangs entschuldigen, er habe gestern die ganze Nacht getanzt und eben so vorgestern; aber endlich entschloß er sich doch hinzugehen. Zu den mancherlei glücklichen Ereignissen dieses Balles gehörte ganz besonders auch ein heftiger Platzregen, der gegen den Morgen vom Himmel fiel. Wägen waren nirgends mehr zu bekommen; also wurden die Damen von der Frau des Hauses mit gröberem Schuhwerk versehen, und in die Obhut der Herren gegeben. So brachte auch Stifter ein Fräulein und die ältere Begleiterin, bei welcher sie in Wien wohnte, nach Hause. Nach einigen Tagen erhielt er von der Frau, die jenen Ball gegeben hatte, ein Briefchen des Inhals: Fräulein Amalie vermisse ihre Ballschuhe, und man glaube sich zu erinnern, sie Herrn Stifter anvertraut zu haben. Dieser besann sich im Augenblick, setzte sich hin und antwortete, es sei wirklich so, die Schuhe befänden sich richtig in der Seitentasche seines Mantels, wo er sie bis jetzt vergessen habe; er werde sie selbst der Eigenthümerin übergeben. Dieses Versprechen hielt er wirklich. Beim Weggehen aber kam es ihm so vor, als wäre er zum Wiederkommen eingeladen worden, folglich kam er in drei Wochen wieder und dann noch öfter, was endlich die Folge hatte, daß er am 15. November

1837 in der Augustinerkirche der Vorstadt Landstraße mit Fräulein Amalie Mohaupt, der Tochter eines in Ungarn lebenden, pensionirten Artillerie-Offiziers, getraut wurde. In dieser Vorstadt war auch eine bescheidene, aber freundliche Hofwohnung mit zwei Zimmern gemiethet und dem neuen Stande gemäß eingerichtet worden.

An dieser Stelle scheint es nothwendig, die Frage nach den Subsistenzmitteln des Ehepaars zu beantworten. Damit nun verhielt es sich so: Stifter hatte die juridischen Studien absolvirt und wäre, wenn er Hoffnung gehabt hätte, Fanny zur Gattin zu erhalten, wie die meisten seiner Collegen in ein Amt getreten, um so bald als möglich zu Brot zu kommen. So aber schien es ihm keine Eile zu haben; er wollte sich selbst und der Wissenschaft leben, und erwarb sich durch Ertheilung von Unterricht die Mittel zum Unterhalt. Als Lehrer im Hause des Grafen Colloredo war er in Verbindung mit einer einflußreichen Familie gekommen, und durch diese öffnete sich ihm die Aussicht auf eine Professur an der Forstlehranstalt zu Mariabrunn, die aller Wahrscheinlichkeit nach bald in Erledigung kommen mußte. Mit diesem Gedanken zog er im Sommer 1837 nach Hadersdorf und ging von da täglich nach Mariabrunn, um die dortigen Hilfsmittel zu seiner weiteren Ausbildung zu benützen und namentlich Studien in der Forstbotanik zu machen. Mit dieser Aussicht hatte sich Stifter an Amaliens Vater, der damals in Miskolcz lebte, um die Hand seiner Tochter gewendet, und sie ward dem künftigen Professor nicht versagt. Indessen gestaltete sich aber das Verhältniß zu der Verwandten, bei welcher Amalie in Wien lebte, immer unangenehmer, und so entschloß man sich kurzweg auch auf die bloße Aussicht zur Professur hin den Schritt zu wagen.

So standen die Dinge im November 1837. Aber gleich der nächste Winter brachte mancherlei Hauskreuz. Stifter hatte sich in Hadersdorf durch eine Erkältung ein Fußleiden zugezogen und lag den Winter über krank im Bette. Mittlerweile wurde für die Stelle in Mariabrunn, die nun wirklich frei geworden war, die Konkursprüfung ausgeschrieben. Er konnte sie natürlich nicht mitmachen, und als er wieder zum erstenmale ausging und, an einer Tischlerwerkstätte vorüberkommend, fragte, wem die Möbel gehören, die man da auflade, erhielt er zur Antwort, dem Herrn so und so, dem neuen Professor in Mariabrunn. Amaliens Schwester, Josephine, die man nach der Vermählung ebenfalls ins Haus genommen hatte, erkrankte an einer Lungenentzündung, die in eine schnell verlaufende Lungensucht ausartete und dem jungen Leben ein Ende machte. Amaliens Vater hatte versprochen, zur Tochter nach Wien zu ziehen, und man hatte bereits eine größere Wohnung aufgenommen; allein er starb in demselben Winter. Von den ungarischen Gerichten in Verlassenschafts-Angelegenheiten Aufschlüsse zu erhalten, war damals keine leichte Sache, und als sie endlich kamen, da hatten sich bei seinem Tode weder bares Geld, noch Werthsachen, noch Papiere gefunden, die in dieser Hinsicht irgend welche Andeutungen hätten geben können. Man wußte wohl, daß seine Mutter in Prag ein Haus besessen hatte, allein bei einem Besuche war es zwischen ihr und ihm zu schweren Mißhelligkeiten gekommen, und bei ihrem ebenfalls kürzlich erfolgten Tode befand sich das Haus in fremden Händen. Das Vermögen Amaliens von mütterlicher Seite war schon längst aus der, den Großeltern gehörigen Handlung in Tabor gezogen worden und hatte sich in Forderungen verwandelt, schwer nachzuweisen und noch schwerer einzubringen. Überall

drohten nur langwierige Prozesse; der Erfolg war höchst unsicher, aber sicher der Verdruß und bedeutende Auslagen. Also entschloß sich Stifter kurz, all die Sachen als abgethan zu betrachten und zu sehen, wie weit man auf eigenen Füßen kommen könne.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen des Jahres 1840, als Stifter in den schattigen Gängen des Schwarzenberggartens auf der Wieden auf und ab ging, einige Blätter Papier in der Hand, schreibend und sinnend. Er machte dann noch einen Besuch bei der Baronin Mink. Hier zog ihm die Tochter Ida eine Rolle, für welche die Rocktasche nicht tief genug war, unvermerkt aus derselben, und hielt das Papier, nachdem sie eine Weile darin gelesen hatte, mit den Worten: „Mama, der Stifter ist ein heimlicher Dichter; hier fliegt ein Mädchen in die Luft!“ der Mutter vor. Stifter mußte das Ding vorlesen, und die Frau Baronin entschied kurzweg, dazu müsse ein Anfang und ein Ende gemacht werden, und Witthauer (Redakteur der damaligen Wiener Zeitschrift) müsse es drucken. Das alles geschah denn auch wirklich. Witthauer dankte, schickte das Honorar und bat um neue Beiträge. Im Sommer desselben Jahres kam Graf Joh. Majláth (der bekannte Geschichtschreiber), der damals das Taschenbuch „Iris“ herausgab, in großer Verlegenheit zu Stifter. Eine Erzählung, auf die man gerechnet hatte, war ausgeblieben oder von der Censur beanstandet worden, kurz, man brauchte etwas, und Stifter wurde gefragt, ob er nichts fertig habe. Er antwortete: Nein. Dann aber erinnert er sich plötzlich, im Schreibtisch liege doch etwas: eine Erzählung, die er im Winter krank im Bette mit Bleistift flüchtig aufs Papier geworfen hatte. Der Schreibtisch wird geöffnet und die Erzählung hervorgezogen.

Aber sie hat keinen Titel, nur jedes Kapitel trägt den Namen einer Feldblume als Überschrift. „Nun, so sind es Feldblumen," sagt Majláth; und als solche kamen sie in die Iris. Von da an erschienen in rascher Folge nach und nach in der Wiener Zeitschrift, in der Iris, im Novellen-Almanach und anderen Zeitschriften die Erzählungen: das Haidedorf, Abdias, der Hochwald, die Mappe, die Narrenburg und andere, die alle durch Wahrheit und Tiefe der Empfindung, und ein, auch die leisesten und zartesten Regungen erfassendes Naturgefühl allgemeines Aufsehen und die höchste Bewunderung erregten.

So war Stifter aus einem heimlichen ein offenbarer Dichter geworden. Aber er wollte diesen Dingen doch nicht recht trauen, und richtete sein Auge immer noch auf eine Professur. Allein in Betreff derselben stand es nun völlig so, als wären sämmtliche Professoren der österreichischen Monarchie unsterblich geworden; es wurde nirgends eine Stelle frei. Indessen, er lebte jetzt in äußerst angenehmen Verhältnissen, und es fiel ihm nicht schwer zu warten. Durch die Baronin Mink war er mit der Fürstin Schwarzenberg (der Gemahlin des Feldmarschalls) bekannt geworden, die ihn einlud, mit ihr täglich vor der Tafel die Allg. Zeitung durchzugehen und das Wichtigste daraus zu besprechen. Sie war eine herrliche Frau, und noch in späteren Jahren erzählte Stifter gerne von ihr, wie sie mit Anmuth und ruhiger Klarheit in die Gegenstände einging, und rechnete die Stunden, die er in ihrer Gesellschaft verbrachte, zu den schönsten seines Lebens. Ihre Züge hat er im Nachsommer zu einem mild ansprechenden Bilde gestaltet. Die dort erwähnte Vorleserin ist die Dichterin Betty Paoli, mit der er bei der Fürstin bekannt geworden war; der mit dem jungen Forscher befreundete Juwelier

ist Hofjuwelier Türk. Bei der Baronin Pereira lernte er Zedlitz und durch diesen Grillparzer kennen, die beide damals schon auf dem Gipfel ihres dichterischen Ruhmes standen und es an aufmunternden Worten nicht fehlen ließen. In freundschaftlichem Verkehre stand er mit der Familie Collin und mit dem Hause des berühmten Augenarztes und damaligen Leibarztes bei Metternich, Friedrich Jäger. Etwas später fand auch er selbst Zutritt in dem Hause des Staatskanzlers und unterrichtete durch mehrere Jahre den Fürsten Richard in der Mathematik und Physik.

Rückhaltslose Anerkennung, wie sie da, wo ein geschäftliches Interesse ins Spiel kommt, nicht gar häufig ist, fanden Stifters Arbeiten auch bei dem Verleger der Iris, dem Buchhändler Heckenast in Pest, und auf dem Boden gegenseitiger Hochachtung wuchs eine Freundschaft empor, die sich durch vertrauensvolle Offenheit und freundlichstes Entgegenkommen immer mehr befestigte. Bei diesem Verhältniß war es wohl natürlich, daß sich der Dichter bald veranlaßt sah, das bisher zerstreut Erschienene gesammelt einem größeren Leserkreise vorzulegen. So erschienen 1844 die ersten zwei Bände der „Studien" (III u. IV 1847, V u. VI 1850) und der Erfolg war ein so außerordentlicher, daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage nöthig wurde. Was er an seinen Bruder Anton bei Übersendung seiner Bücher schrieb (22. September 1844): „Denke, daß mein ganzes Herz und alle meine Gesinnungen in dem Buche niedergelegt sind" — das gab und sichert den Studien in der That ihren großen und eigenthümlichen Werth. Aus welcher Tiefe sie flossen, darüber gibt — neben vielen andern — besonders die schöne Stelle Aufschluß, in der er sich einmal hinsichtlich der

Mappe äußert (Brief an Heckenast 9. Febr. 1847): „Wenn ich so die freundlichsten, geweihtesten Stunden darauf verwenden würde," sagt er dort, „so würde es sich zusammen finden, einfach, klar, durchsichtig, und ein Labsal wie die Luft. Der Leser würde in dem Buche fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden." Wie bescheiden er aber über das Erreichte dachte — was er irgendwo die Sünde der Erfolggenügsamkeit nennt, war nicht seine Sünde — davon gibt fast jeder seiner Briefe aus dieser Zeit Zeugniß. So schreibt er an Heckenast (9. Jänner 1845): „Auf die entgegengesetztesten Parteien machen sie*) denselben Eindruck. Ich kann es mir nur dadurch erklären, daß die tiefe, sittlich schöne Absicht der Bücher auf die widrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut; denn in künstlerischer Hinsicht kenne ich selber die Fehler sehr gut, an denen die Arbeit leidet, und hoffe, daß es mir mit energischem Streben gelingen wird, sie zu verbessern" — und über die Mappe (in dem oben angeführten Briefe): „Es ist möglich, daß die Leser mich mit Lob beschämen, wie bei den ersten Bänden, aber dann rührt es einzig davon her, daß sie nicht wissen, wie alles hätte werden sollen; aber ich weiß es und sehe die Kluft beständig offen."

Im Sommer 1845 machte er mit seiner Gattin eine Reise nach Oberösterreich und in seine Heimat. Fanny war todt, aber ihre Eltern schickten ihm den Wagen entgegen, und sie blieben im

*) die Studien.

Hause derselben bis zum folgenden Tage. Man dachte wohl auch der früheren Zeiten, aber es schwebte ein milder Geist über ihnen, und alles war friedlich und gelassen. Von Friedberg ging es nach Oberplan. Er sah die Mutter wieder und das Haus, in welchem er als Kind geweilt hatte, saß an demselben Tische wie damals, besuchte Freunde und Verwandte und blickte vom Kreuzberg gegen den Wald hin, wo hie und da eine Rauchsäule aufstieg. Schon früher hatte er mit Vorliebe Studien in der böhmischen Geschichte gemacht, und das Geschlecht der Rosenberge, das einst mit Glanz in seiner Heimat wirkte, hatte ihn besonders angezogen; jetzt begegnete er überall den Spuren ihres Waltens. So entstand in ihm der erste Gedanke des „Witiko", des letzten seiner Werke, das zu vollenden ihm vergönnt war.

Nach seiner Rückkehr lebte er in Wien in der gewohnten Weise, gab Unterricht, beschäftigte sich mit Mathematik und Physik, studierte nebenbei Geschichte und Staatswissenschaften, und arbeitete an den Studien und für die Iris, welche 1846 „die Schwestern", 1847 „den Waldgänger". und 1848 „Procopus" von ihm brachte.*) Jetzt wurde auch hie und da wieder eine Lehrkanzel frei, aber er konnte sich nicht entschließen Wien mit einer Provinzstadt zu vertauschen. Dafür faßte er den Gedanken eine Reihe öffentlicher Vorträge über Literatur und Kunst zu halten und traf mit großem Eifer die nöthigen Einleitungen; die Sache zog sich jedoch immer aufs neue hinaus, bis sie in den Wirren des Jahres 1848 unterging.

Den Sommer 1847 verlebte er zum größten Theile in Linz, wo er jenseits der Donau in einem größeren Bauernhofe eine

*) 1841 Feldblumen, 1842 der Hochwald, 1843 die Narrenburg, 1845 der Hagestolz.

Wohnung genommen hatte. Sein Bruder Anton war hier in einem angesehenen Ledergeschäfte bedienstet, alte und neue Freunde fanden sich zusammen, Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, auch nach dem unvergessenen Kremsmünster, wurden gemacht, und eine hohe, schöne Zukunft schien in die Gegenwart hereinzuleuchten. Die Rosenberge, für welche er jetzt Material zu sammeln begann, und andere dichterische Stoffe auf eine lange Reihe von Jahren hinaus lagen vor ihm, die Studien harrten des Abschlusses, und ein paar Bände Kindererzählungen sollten fertig werden. Und über all der schönen Thätigkeit schwebte, wie ein schöner Lohn: Italien. Es war ein seit langem von ihm gehegter Wunsch (in einem Briefe an L. v. Collin vom 11. März 1842 geschieht seiner zum erstenmale Erwähnung), in diesem Lande ein paar Jahre zu verleben, der wachsende Ertrag seiner Arbeiten konnte die Mittel dazu gewähren, und wer die gründlichen und weitblickenden Erörterungen über bildende Kunst im Nachsommer zu würdigen weiß, wird ermessen, was für herrliche Früchte ein solcher Aufenthalt getragen hätte.

Die Ereignisse des Jahres 1848 aber waren es, welche die Verwirklichung dieses Wunsches, der nie ganz aufgegeben wurde, aber doch unerfüllt blieb, zunächst hinausschoben. Wie es bei so tiefen Erschütterungen immer der Fall ist, daß kaum irgend ein Einzelner davon verschont bleibt, so schnitten sie auch tief in alle Lebensverhältnisse Stifters ein, rückten das Nächste in die Ferne und brachten, was längst fest und gesichert schien, wieder ins Schwanken. Aber nicht nur in seine Pläne, sondern auch in seinem Herzen machte dieses Jahr einen tiefen Riß. Wie aus der bisherigen Darstellung zu ersehen, war Stifter in den höheren Gesellschaftskreisen kein Fremdling, und die Personen, mit denen

er hier verkehrte, gehörten größtentheils zu den hervorragendsten und edelsten Menschen. Dennoch verläugnete er seinen Ursprung keinen Augenblick, und sein Herz blieb mit der innigsten Liebe dem Volke zugewandt. Daher begrüßte auch er die ersten Bewegungen jener Zeit mit großer, unverholener Freude. Aber der Verlauf entsprach seinen Hoffnungen und Erwartungen nicht. Er war nicht der Mann der Gewalt, sondern der ruhigen Einsicht, und als Parteien und Massen mit der Kraft elementarer Mächte zu wirken anfingen, stand er mit seiner Vernunft allein und verlassen da. Als er sah, wie auch Männer, die ihm doch sonst als ruhig und verständig erschienen waren, ja sogar nahe Freunde sich dem wilden Strome überließen, war es ihm wie ein Räthsel, und eine düstere, verzweifelnde Stimmung bemächtigte sich seiner. Da ihm die Dinge in Wien endlich ganz unerträglich wurden, ging er im Mai 1848 wieder nach Linz, um hier seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Er miethete eine an der Donau schön gelegene Wohnung, ließ sie in Eile in Stand setzen und die Frau nachkommen. Aber es war nicht mehr das Linz, und er nicht mehr der Stifter vom vorigen Jahre. Auch hier sah er überall nur ein verworrenes Durcheinander; er verstand die Menschen nicht mehr und wurde von ihnen nicht verstanden. Der wachsende, bis zu völliger Hoffnungslosigkeit sich steigernde Unmuth spricht sich in den Briefen aus jener Zeit deutlich aus. Am 4. Mai 1848 schreibt er noch an Heckenast: „Als gewählter Wahlmann meines Bezirkes wurde ich durch Sitzungen ꝛc. so in Anspruch genommen, daß ich jetzt wie gerädert bin.“ Aber schon am 25. Mai (an dens.): „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet. So lange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan

zu haben glaubt, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht blos Meinungsgenossen." Der tiefste Seelenschmerz aber bricht in den Briefen vom 6. März und 4. September 1849 (beide ebenfalls an Heckenast) hervor: „Ich habe", schreibt er, „in diesem Sommer unsäglich gelitten. Selbst der Tod ist süßer als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben meint hervorzubrechen." — „Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, die Schlechtigkeit, die Leerheit und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten und die Welt in Besitz nahmen, da brach mir fast buchstäblich das Herz."

Zu dem Kummer über die allgemeinen Zustände gesellte sich noch die Unsicherheit der eigenen Lage, da die Verwirrung und später der Krieg in Ungarn nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse seines Verlegers bleiben konnte. Das Schmerzlichste für ihn aber war, daß er nicht mehr zu arbeiten vermochte. „Was ich geschrieben habe," sagte er damals, wenn die Rede darauf kam, „konnte ich schreiben, weil ich die Menschen liebte und ehrte. Aber ich habe mich getäuscht. Jetzt ist mein Herz leer. Ich weiß nichts zu sagen und habe Niemand, dem ich etwas sagen möchte." Diese krankhafte Verstimmung machte zwar später wieder einer ruhigeren Auffassung Platz, aber vollständig ist die Freiheit und Heiterkeit seiner Seele, der frische, keine Gefahr kennende Lebensmuth nie wieder zurückgekehrt, und Freunde, die vor und nach dem Jahre 1848 mit ihm persönlich zu verkehren Gelegenheit hatten, behaupten, dieses Jahr bilde einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Er selbst erkannte diese Wandlung und

sprach sich auch später nicht selten ganz bestimmt darüber aus. „Ich liebte die Menschen," schreibt er an eine Freundin, „und war bis 1848 heiter wie die antiken Völker" (an Baronesse Eichendorf, 23. März 1852).

Doch ruhte seine dichterische Thätigkeit niemals ganz, und selbst während in der neuen Wohnung in Linz noch Maurer und Anstreicher beschäftigt waren, arbeitete er provisorisch in der Küche an den Kindergeschichten*). Und wie sich in Zeiten innerer Wirrsale eine äußere, auf die Erfüllung eines bestimmt abgegrenzten Pflichtenkreises gerichtete Berufsthätigkeit immer wohlthätig erweist, so leitete auch Stifters gesunde Natur ihn jetzt zu einer solchen hin. Bildung, Unterricht — das war das Feld, auf welchem er sich stark fühlte, und daß hier etwas Gründliches geschehe, davon hing nach seiner Meinung geradezu Alles ab. Auf diesem Felde wollte er arbeiten. „Es erzeugte sich in mir eine krankhafte Sehnsucht," schreibt er (an Heckenast, 6. März 1849), die da sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen! denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie!" Und die Zeit, welche ihm so tiefe Wunden geschlagen hatte, brachte ihm wenigstens in dieser einen Hinsicht das Gewünschte. Schon im Spätherbst 1848 hatte man bei ihm brieflich angefragt, ob er nicht geneigt wäre in das Unterrichts-Ministerium zu treten, Stifter jedoch die Antwort gegeben, er könne sich darüber nicht aussprechen, so lange er nicht die Art und den Umfang der

*) Geschichten aus dem Kinderleben. Erschienen unter dem Titel: „Bunte Steine"

Geschäfte kenne, die er übernehmen solle. Damit war es zwar für diesmal abgethan, aber im November des folgenden Jahres schrieb Ministerialrath Exner abermals im Auftrage des Ministers Thun und trug ihm die Stelle des Schulraths und Inspektors der Gymnasien für Wien und Unterösterreich an.

Er dankte, erklärte aber, die Inspektion der Volksschulen in Oberösterreich wäre ihm lieber. Diesen Posten bekam er denn auch wirklich; doch zog sich die Sache noch bis zum Juni 1850 hin. Das Amt, das er nun verwalten sollte, schien in der That Raum für ein tiefgreifendes Wirken zu geben und wie eigens für ihn gemacht. Der Schulrath hatte bei der obersten politischen Landesstelle die Interessen der Schule zu vertreten, er hatte die sämmtlichen Volksschulen des Landes zu überwachen, sich von Zeit zu Zeit persönlich von dem Zustande derselben zu überzeugen, Bericht zu erstatten und Vorschläge zu machen, um Mängel und Unzukömmlichkeiten abzustellen. Stifter faßte die Sache mit Ernst und Eifer an. Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit den äußern Bedingungen zu, von denen der Unterrichtserfolg zum großen Theil abhängt. Zu diesen gehörten insbesondere auch die Schulhäuser, die sich bei seinem Amtsantritte mitunter in einem wahrhaft kläglichen Zustande befanden. Zur Veranschaulichung möge eine Stelle dienen, die einer von ihm angefangenen Schrift über die Volksschule entnommen ist. Er schreibt dort: „In Niederthalheim, bei Schwanenstadt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher so groß wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Balken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach und mit Steinen beschwert, aber es machte

buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hier umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter der Bank halten, daß sie nicht naß würden; das Wasser rann auf dem Boden dahin."

Unter solchen Verhältnissen konnte es ihm nicht an Arbeit fehlen. Glücklicherweise war der Statthalter von derselben Liebe zur Schule wie er selbst beseelt, und so schritt man rüstig ans Werk, bei dem auch der damalige Referent in Schulsachen, Statthaltereirath Fritsch, ein wissenschaftlich äußerst gebildeter Mann, mit Verständniß und Eifer zur Seite stand. Über das Schulhaus, das oben geschildert wurde, waren durch zwanzig Jahre Verhandlungen [illegible] worden; jetzt kamen sie endlich zum Abschluß, und ein Neubau wurde aufgeführt. So geschah es auch anderwärts, und Stifters persönlicher Einfluß bewirkte, daß manche Gemeinde aus freien Stücken größer und stattlicher baute, als die gesetzlichen Bestimmungen es verlangten. „Wäre es nur noch ein paar Jahre so fortgegangen," sagt er in der oben angeführten Schrift, „so wäre in ganz Oberösterreich kein einziges unzulängliches Schulhaus mehr gewesen."

Wie er überhaupt über Volksbildung dachte, zeigt sich deutlich in der folgenden Stelle, die gleichfalls der oben genannten Schrift angehört. „Ich habe," erzählt er, „einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt, der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, der Fürst stimmte mir bei und fragte mich endlich: „Aber woher wollen Sie das Geld zur Ausführung Ihrer Pläne nehmen?" Ich erwiederte: „Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß die Staaten, um mit all

den Schäden zurechtzukommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüte und Macht haben sie noch obendrein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Wechsel von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, sondern wer glaubt, daß sie sich entwickeln solle, wie Alles sich entwickelt, der wird überzeugt sein, daß einer der wichtigsten Faktoren in dieser Entwicklung, die Volkserziehung, nicht auf demselben Punkte beharren könne und unausgesetzt die höchste Beachtung der Staatsmänner verdiene." Und am 26. April 1849 schreibt er (an Türk): „Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest, daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen." Daß ein Mann, wie Stifter, seine Aufgabe von einem höheren als dem gewöhnlichen Beamtenstandpunkte auffassen mußte, ist klar. „Meine Pläne sind nicht flicken," schreibt er (an Heckenast, 6. März 1849), „sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen . . . . . Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß sie ihn

begriffen und die Theile ausfüllten, welch' ein Bild!" Als eine solche Kraft zu wirken, dazu aber war gerade er, wie wenige, geeignet. Er besaß nicht nur ein ausgebreitetes Wissen, wie es sich in solcher Vereinigung nicht gar häufig zusammenfindet; er hatte auch jenen tiefen Blick des Erziehers, der die psychische Entwicklung als einen Naturprozeß auffaßt, der zwar an Großartigkeit alle uns sonst bekannten weit übertrifft, aber doch auch bestimmten, feststehenden Gesetzen unterworfen ist, so daß der Mensch, wo er voll und wahrhaft zur Erscheinung kommt, stets als das Produkt aller seiner Verhältnisse sich kundgibt, wobei allerdings er selbst als der erste und bedeutendste Faktor mitzählt. Er hat diesen Gedanken in künstlerischer Form, aber mit der vollkommensten Klarheit in den bunten Steinen in der Erzählung „Katzensilber", tiefer und breiter angelegt aber im „Nachsommer" ausgesprochen; doch tritt er auch in den Studien schon unverkennbar zu Tage. Denn eben dieses, daß seine Menschen nirgends willkürlich als bloße Staffage in irgend welche Naturverhältnisse gestellt sind, sondern daß sie aus diesen Naturverhältnissen emporwachsen, so daß die Schwestern im „Hochwald" nur die schönsten Blumen des Waldes, der Bube im „Haidedorf" das edelste Erzeugniß der Haide ist; das eben gibt diesen Erzählungen jenes schöne Zusammenstimmen, das den Leser in so hohem Grade beruhigt und befriedigt. Darum war Stifter der entschiedenste Feind aller jener kleinlichen Vorschriften, die alles regeln und lenken wollen. „Die Natur erzieht und bildet den Menschen nicht durch Maßregeln," sagte er oft, „und wenn der Staat Menschen erziehen will, so kann er es auch nicht durch Maßregeln, sondern nur durch Menschen, die schon etwas sind; dann muß er sie aber auch etwas gelten lassen." Mit solchen Ansich-

ten war er in den Staatsdienst getreten, und er hielt eine Zeit lang an dem Glauben fest, daß es höchstens einer vernunftgemäßen Darlegung bedürfe, um ihnen, wenigstens in den Kreisen, in welchen er zu wirken hatte, überall zur Anerkennung zu verhelfen. Daß man ihm aber jemals zumuthen könnte, sie selbst zu verleugnen, lag seiner Meinung nach ganz außerhalb der Grenzen des Möglichen.

Im Jahre 1851 wurde in Linz eine Realschule gegründet. Die Freude, die er darüber empfand, war wohl die größte, die ihm während seiner Amtsführung zu Theil wurde. Er war schon vor seinem Eintritte ins Amt unter dem Statthalter Fischer als Vertrauensmann den in Betreff der Errichtung dieser Anstalt geführten Verhandlungen beigezogen worden, und das Gedeihen des neuen Institutes, über das er als Organ der Regierung die Aufsicht zu führen hatte, lag ihm sehr am Herzen. Allein die Hoffnungen, die er auf dasselbe gesetzt hatte, gingen nicht in Erfüllung. Auch hinsichtlich der Volksschulen schwanden sie von Jahr zu Jahr, so daß er endlich allen Muth verlor. Was in der ersten Zeit seiner Amtsthätigkeit für Herstellung entsprechenderer Schulräumlichkeiten geschah, wurde bereits angeführt und gibt Zeugniß von der Energie, mit welcher er an seine Aufgabe ging, und dem Umfang, in welchem er sie zu lösen gedachte. Als es sich aber dann um die eigentlich inneren Fragen der Schule handelte, stieß er auf einen Widerstand, der nicht zu brechen war. Er mußte es jetzt noch einmal erfahren, daß die Vernunft eigentlich doch nur wieder auf die Vernunft zu wirken vermöge, daß aber in den menschlichen Dingen, wie sie nun einmal sind, außer ihr noch ganz andere Kräfte den jedesmaligen Erfolg mitbestimmend ins Spiel kommen. Beschränktheit, Starrsinn

und Leidenschaftlichkeit vereitelten seine besten Absichten, seine Berichte und Vorschläge wurden unbeachtet bei Seite gelegt, und er sah sich zuletzt einzig darauf angewiesen „Maßregeln" zur Ausführung zu bringen, ein Geschäft, zu dem er doch eigentlich am wenigsten geschickt war. So ward ihm das Amt eine erdrückende Last; seine Briefe sind voll der bittersten Klagen und der schwersten Anklagen, und immer drängender wird der Ruf nach Erlösung. „Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal," schreibt er an Heckenast (24. August 1859); „Zwangsarbeit aber nenne ich es, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß." Die meiste Anerkennung und das willigste Entgegenkommen fand er noch beim Lehrstande selbst, und dies entschädigte ihn für manche Unbill, die er von anderer Seite erfahren mußte (s. Br. an Heckenast vom 12. Febr. 1864).

Unter solchen Verhältnissen suchte und fand er Trost und Erheiterung im Reiche der Dichtung, vor allem im eigenen Schaffen. Sogar über körperliche Leiden hob ihn dieses empor. „Dann griff ich noch zu einem andern Heilmittel," schreibt er an Heckenast (12. April 1864), „das alle Heilerfahrnen verdammt hatten, dessen labsalbringende Wirkung ich aber recht gut kannte — das Dichten. Das, wovon sie sagen, es greife am meisten die Nerven an, wiegte sie bei mir in selige Wonne." Dichten war ihm eine ernste, heilige Arbeit, die weder Eile noch Lässigkeit duldet; es war die schönste, würdigste Erfüllung seines Lebens, und der Mittelpunkt, um den sich alle seine Kräfte bewegten. Etwas aus der Hand zu geben, so lange es noch einer Verbesserung fähig sei, erschien ihm als Frevel und Versündigung an dem Höchsten. Er konnte sich nie genug thun, und

selbst in den Korrekturbogen änderte er oft noch, Zeilen und Buchstaben zählend, um die neue Fassung in den Raum der früheren zu bringen. Aber stets war es ihm dabei nur um die eigene künstlerische Überzeugung zu thun; ihr gegenüber hatten Zeitgeschmack und Tageskritik kein Recht und keine Geltung. Sein Streben war vollkommen rein und lauter, unbeirrt von irgend einer Nebenrücksicht. „Wäre ich ein bloßer Büchermacher gewesen," schreibt er an Heckenast (17. December 1864), „so wäre ich vielleicht auch ein reicher Mann. Eine blendende Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen; wenn nun nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so wären Bücher auf Bücher gefolgt und den leichtfertigen Schriften wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen. Doch ich muß enden, sonst kommt ein Gefühl der Verachtung in mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken verweilen konnte. Der Dichter dichtet, wie der Vogel singt und die Blume blüht. Oft ist Armuth und Unsterblichkeit sein Theil, oft nur die Armuth." Und der tiefste Schmerz, den ihm sein Amt bereitet, ist der, daß es ihm so oft die Stimmung raubt für das, was ihm als Höchstes gilt. „Oft arbeitet sich ein leuchtender Strahl durch, der all das Wüste verdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, klare Götter stehen. Aber wenn ich in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll Heu, Häckerling, Glasscherben und Korkstöpsel für mich bereit, die ich mir ins Haupt laden muß" (Br. an Heckenast, 13. Mai 1854). An heiteren Sonntag-Vormittagen, oder wenn zum Dichten die rechte Stimmung gar nicht kommen wollte, griff er nach Pinsel und Palette. Immer hatte er etwas auf der Staffelei, aber was er in einem seiner Briefe sagt, „daß er an seinen Bildern stets so

lange bessere, bis er sie wegwerfe," trat jetzt fast buchstäblich ein. Es ist nichts mehr fertig geworden.

Im Jahre 1853 erschienen die „bunten Steine", Erzählungen, die zum Theile aus der tiefsten Auffassung des kindlichen Gemüthes und Lebens hervorgegangen sind und sich in würdigster Weise den Studien anschließen. 1857 vollendete er den Nachsommer. Über die künstlerische Intention dieses Werkes hat er selbst sich an mehreren Stellen seiner Briefe, am ausführlichsten in dem vom 11. Februar 1858 (an Heckenast) ausgesprochen. Das Werk hat aber noch eine andere Bedeutung. Es steht nämlich, wie in diesen Blättern bereits zu verschiedenen Malen angedeutet wurde, in naher Beziehung zu dem inneren und äußeren Leben des Dichters; er hat das Wesentliche seiner Vergangenheit, seine Ansichten und Bestrebungen darin niedergelegt. Es ist ein Nachsommer, wie er ihn selbst zu leben wünschte; einfach, ruhig, klar, im milden Sonnenlichte die letzten Früchte reifend.

Auch die Liebhabereien des alten Freiherrn, den er dort zeichnet, waren zum Theile seine eigenen. Auf seinen Inspektionsreisen hatte er oft Gelegenheit, bei Schullehrern, Geistlichen und Wirthen von alterthümlichen Geräthen zu hören, die da und dort in einem dunkeln, vergessenen Winkel stünden, unbeachtet, halb zerfallen, seit langem ungebraucht. Er ließ sich diese Dinge zeigen und fand oft in einem Futterkasten das herrliche Werk einer auch im Handwerke kunstsinnigen Zeit. Er brachte, was noch hergestellt werden konnte, an sich, und sein Arbeitszimmer wurde bald auch eine Werkstätte, in welcher er selbst und ein Tischler, den er sich selber erst heranbilden mußte, emsig bemüht waren, die alten Formen wieder herzustellen, barbarische

Anstriche zu beseitigen, Hölzer einzupassen u. dgl. Das dauerte oft Monate lang; an einem Schreibkasten von freilich ganz außerordentlicher Schönheit (es ist der im „Nachsommer" beschriebene) wurde mehrere Jahre gearbeitet, allerdings mit Unterbrechungen, wenn anderweitige Geschäfte es heischten, oder die Mittel nicht langen wollten.

Auch Größerem wendete sich in dieser Hinsicht seine Sorgfalt zu, und sein Amt als Conservator für Baudenkmale in Oberösterreich machte es ihm wenigstens manchmal möglich, dort, wo Privatkräfte nicht ausreichten, die Hilfe des Staates zu gewinnen. So wurde auf seine Anregung der altdeutsche Flügelaltar zu Kefermarkt (im Mühlkreise), ein Kunstwerk von hervorragender Bedeutung — im „Nachsommer" geschieht seiner ebenfalls Erwähnung — vor dem völligen Untergange bewahrt und wiederhergestellt. Auf seine Veranlassung wurde dem Bildhauer Rint, einem damals noch in größter Verborgenheit lebenden Manne, die Arbeit übergeben, und dieser erhielt dadurch zum erstenmale Gelegenheit seine Künstlerbegabung in einem größeren Werke zu entfalten. Mit welcher Freude Stifter überhaupt jede auf dem Gebiete der Kunst, ja, jede in was immer für einer Richtung hervortretende edlere Kraft anerkannte und zu fördern suchte — es mögen hier nur Simony, Spaun, Axmann, Geiger genannt werden — davon finden sich in den vorliegenden Briefen unzählige Beweise.

Eine ganz besondere Sorgfalt widmete er auch einer nicht unbedeutenden Kaktussammlung. Die drei Fenster seines Arbeitszimmers hatten nach innen große Glasverschläge und standen voll der wunderbaren Gebilde, die er gerne als die Kristalle der Pflanzenwelt bezeichnete. Er suchte die Bedürfnisse seiner Zög-

linge zu erforschen, führte über alle Vorkommnisse bei denselben genaue Aufschreibung, und wenn sich eine der wunderbaren Blüten entfaltete, so war es immer wie ein frohes Familienereigniß, und Freunde und Blumenliebhaber wurden eingeladen daran Theil zu nehmen.

In diesen Jahren kamen ihm häufig und aus allen Gegenden Deutschlands Beweise der höchsten Anerkennung seiner dichterischen Werke zu. Fremde Menschen, deren Briefe oder persönliche Besuche ihn trafen, fanden sich bewogen dem Dichter der Studien und des Nachsommers ihre Verehrung und ihr Entzücken auszudrücken. Solche Anerkennung, sei es, daß sie von ganz jungen, unbefangenen Menschen herrührte, sei es, daß sich darin das Urtheil eines gereiften, geistig über der Menge stehenden Mannes aussprach, machte ihm stets die größte Freude, und entschädigte ihn reichlich für so manches ungerechte und unreife Urtheil der journalistischen Kritik. Diese Freude leuchtete ihm aus den Augen, und er trug kein Bedenken sie in lebhaftester Weise auch in Worten auszusprechen; aber es war die reine Freude am Guten, nicht Dichtereitelkeit, was ihn beglückte. „Nicht der Ruhm reizt mich," schreibt er an Heckenast (29. Juli 1858), „nicht der Gewinn, nicht die Eitelkeit in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist des Menschen Leben, und im Grabe sind alle Flitter aus: sondern was mir als das Höchste, Herrlichste, Wünschenswertheste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll geehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dies gründen zu helfen, dies auszubreiten erscheint mir ein unsterbliches, ein glückliches Leben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen,

die in diesem Leben wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freuet es mich." Er kannte die Würde seines Strebens und hatte Ehrfurcht vor demselben, aber er überschätzte sich nicht. „Ein Mann," ruft er einmal aus, „der mit mir die Einfachheit und das sittliche Bewußtsein gemein hätte, mir aber an Dichterbegabung weit überlegen wäre, sollte aufstehen, er würde der Erneuerer unserer gesunkenen Kunst sein und die Ehre des Jahrhunderts retten" (Brief an Heckenast, 13. Dec. 1855).

So flossen die Tage dahin, zwar nicht ohne Genuß, aber doch im Ganzen ziemlich einförmig und ohne jene Anregung, deren auch die tiefsten und bedeutendsten Menschen von Zeit zu Zeit von außen her bedürfen. Eine größere Reise, die er im Sommer 1857 machte, wirkte daher äußerst wohlthätig auf ihn. Zwei junge Mädchen aus Klagenfurt, die ebenfalls den Namen Stifter trugen, hatten, voll der innigsten Verehrung für den Dichter, endlich ein Herz gefaßt, an ihn geschrieben und manche Andeutung gegeben, aus der sich schließen ließ, daß sie mit ihm verwandt sein könnten. Ihre Briefe zeigten eine nicht gewöhnliche Begabung, und so gewann er die beiden zutraulich zu ihm aufblickenden Wesen bald gar lieb; er schrieb nach Oberplan an die Mutter und fragte und forschte so lange, bis sie sich wirklich in zwei liebe Muhmen verwandelten. Aber bald nach dieser Entdeckung starb die eine, und Stifter, dem sich das Verhältniß bereits tief in die Seele gelegt hatte, nahm den innigsten Antheil an dem Schmerze der Familie. Die Trauernden in Klagenfurt zu besuchen, die Reise dann noch etwas weiter auszudehnen, bei der Heimkehr Josephine, die Schwester der Verstorbenen, mitzunehmen und sie, wenn es sich füge, im Hause zu behalten: das

war der Plan, der im Winter in ihm gereift war und nun wirklich zur Ausführung kam. Er miethete den Wagen, den er gewöhnlich bei seinen Dienstreisen benützte, und machte den Weg in kurzen Strecken, bequem und behaglich, wie er es liebte, und sein überall gern länger verweilender Natursinn es verlangte. Auch ging alles nach Wunsch; er verbrachte in Klagenfurt ein paar freundliche Tage, ging dann nach Triest und sah von Optschina aus zum ersten Male das Meer, den Gegenstand seiner fortwährenden, in der letzten Zeit aufs höchste gestiegenen Sehnsucht.*) Auf dem Rückwege durchschnitt er einen Theil venetianischen Gebietes, und berührte so, nachdem er lange vorher in den Schwestern (Studien) die italienische Natur mit wunderbarer Treue geschildert hatte, hier zum ersten Male italienischen Boden. Auch Josephine ward mitgenommen, und brachte mit Julie, der Bruderstochter der Frau, welche die kinderlosen Gatten schon vor mehreren Jahren ins Haus genommen hatten und als ihre Tochter erzogen, frisches Leben und jugendliche Lust in die wohnlichen Räume an der Donau.

Stifter selbst war überaus heiter und fühlte sich aufgelegt, wieder hier und da anzugreifen; oft sagte er, eine solche Reise müsse er von nun an öfter machen, die wohlthätigen Wirkungen ließen sich vorher gar nicht ermessen. Aber die folgenden Jahre brachten Schlag auf Schlag, und das Geschick, das ihm Vaterfreuden versagt hatte, erließ ihm nicht den herbsten Vaterschmerz.

Zuerst, im Februar 1858, starb ihm die Mutter. Als er die Nachricht erhielt, war sie bereits bestattet. Das Ereigniß kam

*) Der Brief an Heckenast vom 20. Juli 1857 enthält eine herrliche Schilderung.

nicht unerwartet, und er trug es mit Gelassenheit; aber wie tief es ihn traf, zeigt noch sein Brief vom 5. Mai. „Ich lebte," schreibt er an Heckenast, „in einer Öde, gegen die nichts vorgekehrt werden konnte, weil sie aus einer Verrückung vielseitiger und langgewohnter Verhältnisse entstand . . . Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und meiner Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen . . . Alles, was ich strebte, alles, was mir Gutes widerfuhr, bezog ich auf sie und ihre Freude . . . Dieses goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen war nun gelöst, und die Fäden lagen bestimmungslos und hindernd herum." Noch nach Monaten, wenn man ihm begegnete und ihn fragte, wie es ihm gehe, erhielt man keine andere Antwort als: „Nun, ich suche mich so langsam wieder zusammen zu klauben."

Im Sommer desselben Jahres erkrankte Josephine. Das Übel ward besser und schlimmer und dann immer schlimmer, bis es in Siechthum ausartete. Alles ward versucht, und da die Ärzte die Seeluft anriethen, wurden endlich auch die Mittel für einen Aufenthalt in Venedig zusammengebracht. Aber die Kranke kam nur nach Klagenfurt, dort, in dem Hause des Schwagers, der selbst Arzt war, zeigte es sich deutlich, sie würde von Venedig nicht wiederkehren. So sollte sie wenigstens bei den Ihrigen sterben. Den Winter zog sie noch hin, das nächste Frühjahr raffte sie weg. Stifter hatte es mit täglich steigender Beängstigung beobachtet, wie die Krankheit immer zerstörender um sich griff, und so lange das Mädchen durch seine Zimmer wandelte, wichen Kummer und Sorge ihm nicht von der Seite.

Aber furchtbar erschütternd traf ihn wenige Wochen darauf

der Verlust der Ziehtochter Juliana. Es war ein rasches, flüchtiges Mädchen, das sich niemals recht zur festen Ordnung des Hauses bequemen wollte. So konnte es wohl an mancher ernsten Mahnung nicht fehlen, aber das störte ihre gute Laune so wenig, daß sie, schon 18 Jahre alt, gewöhnlich nicht die Treppe hinabstieg, sondern, am Geländer sich haltend, nur im Fluge hinabglitt. Eines Morgens jedoch ward sie beim Frühstück vermißt, man rief und fragte nach ihr, aber niemand wußte etwas, niemand hatte sie gesehen. Endlich fand man einen Zettel von ihrer Hand, „sie sei zur Mutter gegangen." Das Wort — denn die Mutter war seit langem todt — erweckte eine furchtbare Ahnung. Aber es war doch noch nicht Gewißheit. Noch war es möglich: vielleicht lebt sie noch und erwartet, nur von Scham zurückgehalten, ein Wort der Verzeihung. Ach, wie gerne hätten es die armen Pflegeeltern ihr gesendet und ein Päckchen mit Wäsche und Kleidern, deren sie so bedürftig sein mußte! Aber endlich, nach vier Wochen einer unsäglichen Angst, war kein Zweifel mehr: man hatte ihren Leichnam am Donauufer bei Mauthausen gefunden. Er war unverletzt, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte das Mädchen in einem Anfalle momentanen, von heftigem Blutandrang erzeugten Wahnsinns die That begangen.

Stifter litt unaussprechlich. Aber der tief in seiner Natur wurzelnde Trieb nach Klarheit*) duldete auch in seinen Gefühlen nichts Dunkles, Unaufgelöstes, Maßloses. Indem er sie zur

*) „Seit meiner Jugend ist es mir eigen gewesen nach Klarheit zu streben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinigendste Gefühl" (Brief an Heckenast, 31. Okt. 1861).

Klarheit brachte, verklärte er sie; indem er sie in Gedanken verwandelte, nahm er ihnen ihre unheimliche Macht. So suchte er auch diesmal den Schmerz in seiner ganzen Tiefe zu fassen, und gewann dadurch allmälig die Fassung wieder. Aber um den alternden Mann ward es doch immer einsamer und trauriger; er zog sich immer mehr auf den Raum seines Arbeitszimmers zurück, und es war nicht zu verkennen, daß er sich auch innerlich täglich mehr abschloß. Immer jedoch blieb er zugänglich, und wer kam, fand die freundlichste Aufnahme, ein heiteres Antlitz, und, bedurfte er Rath oder Beistand, theilnehmendes Eingehen auch in die kleinsten Anliegen und Verhältnisse. Gegen seine Freunde war und blieb er vollends die lauterste Herzlichkeit und Innigkeit. Hatte man sich in seinem Zimmer zwischen ein paar alten, in der Herstellung befindlichen Kästen, einigen Gartengeschirren, etwa auch über eine Kiste mit Erde für die Kaktus und hinter einer Staffelei hervor bis zu ihm durchgearbeitet und endlich auch einen Sitz gefunden, was nicht immer gerade leicht war: dann schien es, er habe jetzt nichts mehr zu thun als zu reden und zu erzählen. Zuerst kamen die kleinen Begegnisse des Tages an die Reihe, und nicht leicht ward etwas Thörichtes, was der Kleiderputzer oder die Köchin gesagt oder gethan hatten, vergessen, und die Klage, wie es unmöglich sei, ihnen die einfachste Schlußfolge begreiflich zu machen, war eine stehende. Man that da am besten, ihn nicht zu stören; denn war einmal der Ballast über Bord, so erhob sich die Rede allmälig zu Höhen und Ausblicken, daß man ihm Stunden lang mit Wonne zuhören mochte. Niemals fehlte es ihm an Stoff, niemals stockten die Worte, und man bedauerte nur, daß die herrlich gerundeten Sätze nicht auch gleich auf dem Papiere standen. Zuweilen,

wenn es bereits dunkelte, zündete er die drei Kerzen auf seinem Schreibtische an und las die Briefe vor, die seit dem letzten Besuche des Freundes gekommen waren; dann, nachdem er gewissenhaft zwei wieder ausgelöscht hatte, überging das Gespräch gewöhnlich auf Kunst und Literatur. Aber auch auf andern Gebieten bewegte er sich mit Leichtigkeit, besonders gern sprach er über Geschichte und Naturwissenschaftliches. Bei Gegenständen der letzteren Art zeigte sich sogleich die Eigenthümlichkeit, die man auch an Göthe bemerkt hat, daß Naturgesetze sich ihm immer in einer konkreten, oft ganz nahe liegenden, aber eben darum von Andern kaum beachteten äußeren Anschauung darstellten. Weniger gern folgte er in das Bereich der Politik und der sozialen Fragen. Alles Verworrene und Verwirrende war ihm verhaßt; er wollte das Walten des Sittengesetzes sehen, und wo er es nicht zu erblicken vermochte, wandte er am liebsten den Blick ganz ab.

In diese Jahre fallen die planmäßigen Vorarbeiten zu „Witiko", die er um so eifriger und gewissenhafter betrieb, je größer die Ehrfurcht war, mit der er die geschichtlichen Thatsachen zu betrachten sich gewöhnt hatte. Ein historisches Ereigniß zu verfälschen, das, was durch wissenschaftliche Forschung festgestellt ist, wäre es auch nur in scheinbar ganz unwesentlichem, abzuändern, es gleichsam für seinen Zweck herzurichten, war ihm ganz unmöglich. Wo ihm die Fäden fehlten, suchte er, bis er sie fand; erst wo die Geschichte aufhört, begann für ihn das Recht der Dichtung. Wie er in dieser Hinsicht dachte, zeigen deutlich seine Briefe an Heckenast, aus denen einige Stellen hier einen Platz finden mögen. „Das historische Mitleben gibt den Gestalten Fleisch und Blut . . . Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist

das Schwerste; es setzt große historische Vorarbeiten, inniges Eingehen, Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus" (9. Juni 1853). — „Der Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen ist für mich ungeheuer . . . Mir steht das Geschehene fest wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist nicht: was will ich mit ihm thun, sondern was ist er? Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischeste Epos, und wenn Theile davon als Dichtung gegeben werden, so sind sie am schönsten, wenn sie in Einfalt hervorgehoben und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden" (7 März 1860). — „Mir erscheint im historischen Roman die Geschichte als die Hauptsache, die einzelnen Menschen als Nebensache; sie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden" (8. Juni 1861). — „Hier ist der Stoff ein gegebener, und seine Form hängt nicht von mir, sondern von dem Stoffe ab; ich muß sie finden, nicht erfinden. Das Finden aber macht mir Freude wie dem Naturforscher, wenn er unbekannte, aber längst vorhandene Erscheinungen entdeckt" (6. Febr. 1861). — Zu diesen Vorarbeiten wurden aus öffentlichen und Privatsammlungen Bücher zusammengetragen, Stühle und Kästen lagen voll davon, und wenn man seinen Arbeitstisch ansah, so konnte man nicht begreifen, wie er da noch Platz zum Schreiben finde.

Was ihm diese Arbeiten und Beschäftigungen — ein wenig Malen an heiteren Tagen mitgerechnet — und seine Amtsobliegenheiten an Zeit noch ließen, gehörte fast ausschließlich den Dichtern. Die Worte, die er im Nachsommer (II. 51 u. ff.) dem Freiherrn in den Mund legt, sind sein eigenes Bekenntniß,

und so warm und rührend fromm ist das Gefühl, das in ihnen lebt, daß sie zu den herrlichsten gehören, die Stifter geschrieben hat. Sie stellen sein ganzes Wesen in ein helles, auch nach den Tiefen hin dringendes Licht, und es ist kaum möglich, sie an dieser Stelle ganz zu übergehen. „Ich habe in diesen Büchern," sagt er dort, „viel Gück gefunden und in dem Alter fast noch mehr als in der Jugend . . . Ihr werdet selber einmal sehen, um wie viel milder und klarer die verglühende Sonne des Alters in die Größe eines fremden Geistes leuchtet, als die feurige Morgensonne der Jugend, die Alles mit ihrem Glanze färbt . . . Im Alter werden selbst solche Glanzstellen der Jugend, die schon sehr ferne liegen, wie etwa die Sehnsucht der ersten Liebe mit ihrer Dunkelheit und Grenzenlosigkeit, oder die holde und berauschende Seligkeit der Gegenliebe, oder die Träume künftiger Thaten und künftiger Größe, der Blick in ein unendliches, erst kommendes Leben, oder das erste Stammeln in irgend einer Kunst von dem Greise in dem sanften Spiegel seiner Erinnerung beglückender aufgefaßt als von dem Jüngling, und an der grauen Wimper mag manche beseligendere und mitunter schmerzlichere Thräne hängen, als der feurige Funke, der in überwältigender Empfindung aus dem Auge des Jünglings springt. Ich lese jetzt selten mehr die größten Geister im Zusammenhange, aber ich lese immer in ihnen, und werde wohl bis zu meinem Lebensende in ihnen lesen. Sie begleiten mich mit ihren Gedanken wie große Erquickungen durch den Rest meines Lebens und werden mir wohl, wie ich ahne, an der dunklen Pforte Kränze aufhängen, als wären sie von meinen eigenen Rosen geflochten."

Sein liebster Dichter aber war Göthe. Immer lagen einige

Bände von dessen Werken auf seinem Tische, und auf seinen Amtsreisen, sollten sie auch nur wenige Tage dauern, war Göthe sein steter Begleiter. Wenn Widerwärtigkeiten beunruhigend und störend sich an ihn drängten, wenn ein dunkler Schatten nicht weichen wollte, so nahm er seine Zuflucht zu dem Manne, „der Gedanken und Gefühle gab, die wie eine Lösung in holder Umhüllung waren und wie ein Glück aussahen" (Nachsommer II. S. 39). „Ich lese," so schreibt er nach den erschütternden Ereignissen des Jahres 1866 (an Heckenast, 13. Okt. 1866), „täglich einige Blätter aus Göthe's italienischer Reise. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost als Alles, was in mich hineingeredet werden könnte."

Aber er liebte in Göthe nicht blos den Dichter; er zollte ihm auch als Menschen eine tiefe und aufrichtige Verehrung. Wenn dessen Schwächen hervorgezogen wurden, konnte er ernstlich böse werden. „Das ist ein erbärmliches Geschlecht," rief er dann wohl, „das von der Sonne nichts zu sagen weiß, als daß sie Flecken hat." Aber in wahrhafte Entrüstung gerieth er, wenn Göthe der Vorwurf gemacht wurde, er sei ein unsittlicher Dichter. „Haben denn diese Leute," sagte er einmal, „nur eine Ahnung von dem unergründlichen Geheimniß einer rechten Menschennatur? Weil sie Zwerge sind, schreien sie, jener sei ein Ungeheuer. Weil sie keinen Maßstab für seine Sittlichkeit haben, nennen sie ihn unsittlich."

Er selbst stellte die unabweisliche Forderung, daß „der Welt des Dichters der Gott nicht fehle", und niemals gab er zu, daß etwas schön sein könne, wenn es nicht zugleich sittlich sei. Als unsittlich und unkünstlerisch zugleich galt ihm aber vor Allem

jede subjektive Unwahrheit, die Übertreibung, das falsche Pathos. Diese Ansicht stand unerschütterlich fest, denn sie war nicht eine gemachte Theorie, sondern hing auf das innigste mit seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung zusammen. „Wem das nicht heilig ist, was ist, wie wird der Besseres erschaffen können, als was Gott erschaffen hat? In den Naturwissenschaften war ich gewöhnt worden, auf die Merkmale der Dinge zu achten, diese Merkmale zu lieben und die Wesenheit der Dinge zu verehren. Bei den Dichtern des Schwulstes fand ich gar keine Merkmale, und es erschien mir endlich lächerlich, wenn einer schaffen wollte, der nichts gelernt hat" (Nachsommer II. S. 40). „Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein in seiner Anwendung ist Kraft (darum, weil es in Shakespeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind). Gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben, über Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus, das ist Kraft; darum sind ihrer so wenige, die auf dem festen Boden der Pflicht und höherer Lebensanschauung stehen, und so viele, die Leidenschaften haben" (Brief an Heckenast, 11. Febr. 1858). Alle Tendenzpoesie war ihm gründlich verhaßt und zwar schon zu einer Zeit, wo sie noch in voller Blüte stand. „Ich bin mit denen," schreibt er schon 1845 (an Heckenast, 9. Januar), „die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur mischen, ganz und gar nicht einverstanden, sondern meine, daß das Schöne gar keinen andern Zweck habe als schön zu sein, und daß man Politik nicht in Versen und Deklamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung, die man sich vorher aneignet ... Ich nenne

Friedrich List. Ist er durch nationalökonomische Gedichte eine Autorität geworden? . . . Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mann, der Gefühl hat (das ich mir zutraue), ohne Partei zu nehmen bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einzumischen." Bei solcher Entschiedenheit war es natürlich, daß er sich nicht leicht entschloß, ein neueres Buch, wenn es nicht gerade ein wissenschaftliches war, in die Hand zu nehmen. „Möglich, daß es gut ist," pflegte er zu sagen, „aber die Wahrscheinlichkeit, daß es schlecht ist, ist größer. Mir fehlt es an Zeit, sie an ein so Ungewisses zu wenden." Grillparzer gehörte die erste Stelle nach Göthe in seinem Herzen, aber er rechnete ihn noch zu den Alten. In dem Dunkel längst vergangener Zeiten aber leuchtete ihm vor Allem Homer, „der göttliche Sänger göttlicher Helden".

So war Stifters Leben, je älter er wurde, desto mehr ein ruhig gleichmäßiges Dahinschreiten, äußerlich vielfach eingeschränkt, innerlich auf ein einziges großes Ziel, die Befestigung, Abklärung und Erhebung des eigenen Wesens gerichtet.

Eine Reise, die er bei Gelegenheit der Eröffnung der Westbahn nach München machte, ist noch zu erwähnen; dann kamen und gingen die Tage, einer wie der andere, bis der letzte Abschnitt seines Lebens den Erzähler wieder zum Verweilen zwingt. Aber er thut es nur ungern. Denn nicht ein Nachsommer ist es, von dem er noch zu berichten hat; es sind trübe, kalte Herbsttage, wo der Wind die Haide fegt und die letzten Blätter von den dürren Ästen schüttelt.

Im Dezember 1863 erkrankte er. Es schien eine katarrhalische

Affektion, zu denen seine Natur überhaupt neigte, so daß er in den letzten Jahren zwei- oder dreimal mehrere Wochen im Bette zubringen mußte. Das Übel trat anfangs ohne Heftigkeit, nur mit mäßigem Fieber auf, und gestattete ihm außer Bette zu bleiben und mancherlei wie gewöhnlich zu thun. Aber weichen wollte es nicht; es ward vielmehr immer räthselhafter. Die Ärzte sprachen von schleichendem Typhus, von Leberleiden, Magenkatarrh u. dgl. und verordneten dies und jenes, Alles mit gleich geringem Erfolge. So verging der Winter. Wie die bessere Jahreszeit kam, packte er zusammen und suchte sein Asyl am Rande des bairischen Waldes in der Nähe des Dreisesselberges wieder auf. Dort besaß ein Freund, Herr Rosenberger aus Passau, ein schönes Anwesen, und im ersten Stocke des freundlichen Wohnhauses wurden ihm die Zimmer, die er schon in früheren Jahren ein paarmal bewohnt hatte, auch diesmal gerne wieder eingeräumt. Hier nun brachte er den Sommer zu und erholte sich sichtlich; aber die Krankheit schlummerte nur und trat im nächsten Winter, den er wieder in Linz verlebte, mit neuer Heftigkeit auf. Dieser Winter war für ihn selbst, wie für seine Hausgenossen und Freunde ein wahrhaft qualvoller. Die Krankheit lag erdrückend über seinem ganzen Wesen. Der Mann, der sonst in strammer Haltung kräftigen Schrittes einhergegangen war, wandelte jetzt gebeugt und gebrochen durch die Gassen, auch für den, der nie seinen Namen gehört hatte, ein Gegenstand des Mitleids. War er allein, so grübelte er nach Sitz und Ursache der Krankheit, zergliederte sie und vertiefte sich in ihre kleinsten Einzelnheiten; kam ein Freund, so war die Krankheit sein erstes und letztes Wort, und man machte nur ungern den Versuch, ihn von dem traurigen Gegenstande abzubringen, weil er doch

erleichtert schien, wenn er davon sprechen konnte. Dazu kam jetzt noch die Noth der Arbeit. Die Gestalt, welche seine geschäftliche Verbindung mit dem Verleger allmälig angenommen hatte, machte nämlich für diesen das rasche Erscheinen der versprochenen Werke höchst wünschenswerth, und für Stifter selbst die baldige Vollendung wenigstens des ersten der drei großen Romane, die einander folgen sollten (Witiko, Wok, Zawesch), fast zu einer Ehrensache.

Gegen Ende des Winters beendete er den ersten Band des Witiko, und nun konnte er wieder freier aufathmen. Er ging nach Wien, um dortige Ärzte hinsichtlich seines Zustandes zu konsultiren. Sie empfahlen Karlsbad, und in den letzten Tagen des April trat der Kranke, jetzt wieder Muth und Hoffnung im Herzen, die Reise an. Der Erfolg war ein guter. Von Karlsbad ging er nach Prag, um sich mit dem Schauplatze, auf welchem der zweite Band des Witiko zum Theile spielt, durch eigene Anschauung bekannt zu machen; den Rest der schönen Jahreszeit brachte er wieder am Fuße des Sesselberges zu; der Herbst sah ihn wieder in Linz. Aber die Erinnerung an den letzten Winter, den er hier verlebt hatte, und ein instinktives Verlangen nach Höhen trieb ihn bald wieder fort, und er ging nach Kirchschlag, einer Ortschaft von wenigen Häusern in der Nähe von Linz, auf einem etwa 3000′ hohen Bergrücken, von den Linzern wegen des vortrefflichen Trinkwassers und einer gesunden, kräftigen Luft in den Sommermonaten gerne auf einige Zeit besucht. In dem sogenannten Badhause — eigentlich nur ein sehr einfaches Gasthaus mit ein paar Fremdenzimmern — miethete sich Stifter für den Winter ein. Seine Wahl war, wie der Erfolg zeigte, eine höchst glückliche und seinem Zustande ganz

angemessen, so daß die Zeit, die er hier verlebte, einen fast freundlichen Abschnitt in diesen Jahren der Krankheit bildet. Gerade dieser Winter brachte hier fast unausgesetzt helle, sonnenwarme Tage, daß er mit Lust sich im Freien ergehen konnte und das Gewoge der Nebel, die täglich in der Tiefe und über der Stadt lagen, beobachten oder die Wolkenhaufen verfolgen mochte, die sich an den fernen südlichen Gebirgen thürmten und in einander schoben. Zwei Familien aus Linz, die Landhäuser in Kirchschlag hatten, brachten ebenfalls den Winter oben zu, und ein pensionirter Hauptmann, Baron Marenholz, früher Professor in einer Militär-Akademie, ein sehr gebildeter Mann, theilte mit Stifter die Räume des Badehauses.

Dazu kam noch, daß in diesem Winter auch die Sorge, wie seine Zukunft sich gestalten würde, von ihm genommen wurde. Er war seit Beginn seiner Krankheit nicht mehr dienstfähig geworden und daher genöthigt, zuerst um einen Urlaub, dann um die Verlängerung desselben anzusuchen. Auch diese Verlängerung lief jetzt ab, und wenn nun der Arzt, wie er wohl mußte, erklärte, die Dienstuntauglichkeit daure fort, und es lasse sich über den Zeitpunkt, wann die Amtsübernahme wieder möglich sein werde, nichts Bestimmtes sagen, so stand die Pensionirung, und zwar nach dem damaligen Pensionsgesetze mit einem Drittel des Gehaltes, zu befürchten. Da war es denn für Stifter eine glückliche Fügung, daß kurz vorher Hofrath Kriegs-Au von Linz ins Staatsministerium berufen und mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut wurde. Dieser erwirkte auf Grund und in Anerkennung der literarischen Verdienste des Dichters und in Berücksichtigung seines ersprießlichen Wirkens im Staatsdienste die Pensionirung desselben mit dem vollen Gehalte und dem

Hofrathstitel. Es war ein Fest, als Stifter von Kirchschlag mit der frohen Kunde, die ihm dorthin war gemeldet worden, nach Linz kam, den Tag in seinem Hause zu begehen. Was er immer sehnlichst gewünscht hatte, frei von jeder andern Verpflichtung ganz nur dem Genusse der Kunst und dem eigenen Schaffen des Schönen leben zu können, war nun möglich geworden und schien mit dem wachsenden Wohlbefinden, das die baldige völlige Genesung mit Zuversicht hoffen ließ, täglich näher zu rücken.

So ging er im Frühjahre wieder nach Karlsbad, und nach Ablauf der Kurzeit, wie in den beiden Vorjahren, abermals nach dem bairischen Walde. Auch diesesmal waren der Kurerfolg, so wie die Wirkung des Landaufenthaltes höchst günstig. Aber da brach der Krieg aus, und obgleich er fest an dem Vorsatze hielt, um jede Aufregung zu meiden, keine Zeitung in die Hand zu nehmen, so drang doch zuerst der Lärm der Vorbereitungen, dann mancherlei Zweifel und Befürchtungen, und endlich die Kunde von der Niederlage seines innig geliebten Österreichs auch in seine Einsamkeit. Der Schlag erschütterte ihn heftig, aber er war doch schon stark genug, ihn auszuhalten. Als er im Juli zum Geburtstage der Gattin nach Linz kam, war er gefaßt, und in Kirchschlag, wohin er sich, um den Abschluß des Waffenstillstandes abzuwarten und dem Gewirre in Linz zu entgehen, zurückgezogen hatte, sprach er mit vollkommener Ruhe und Klarheit über die Ereignisse. „Uns hat der Schlag überrascht und betäubt," sagte er damals zu einem Freunde, „weil wir die Sachlage vor Ausbruch des Krieges nicht kannten. Aber darum ist es doch weder blinder Zufall noch ein dunkles Verhängniß, sondern, was geschah, ergab sich wie das Produkt aus seinen Faktoren. Wer die Verhältnisse bei Beginn des Feldzuges kannte,

mußte die Katastrophe voraussehen. Wo die Bedingungen fehlen, daß etwas werde, da wird auch nichts. Aufgabe unserer Staatsmänner wird es sein, jetzt wieder solche Faktoren zu setzen, aus denen vermöge der in ihrer Natur gegründeten Wechselwirkung als Produkt die Macht und Wohlfahrt des Reiches sich ergibt. Gleich das Produkt haben wollen ist Thorheit."

Nachdem der Friede gesichert war, suchte er wieder seine Waldeinsamkeit auf, mit der Absicht dort zu bleiben, so lange es die Witterung nur immer erlaube. Anfangs November jedoch erkrankte in Linz die Frau, die Briefe, die er erhielt, suchten ihn wohl zu beruhigen, aber es litt ihn doch nicht länger. Also richtete er sich Mitte des Monats zusammen, und bestimmte den Tag der Abreise. Aber in der Nacht vor derselben begann ein Schneesturm, der fast ununterbrochen durch acht Tage mit einer auch in jenen Gegenden unerhörten Heftigkeit wüthete.*) An ein Fortkommen mit Schlitten und Pferden war nicht zu denken. Da bemächtigte sich des überall von ungeheuren Schneewällen Eingeschlossenen eine Nervenaufregung, die er nicht länger bemeistern konnte. In der höchsten Angst, nachdem er schon vorher einmal Bahn hatte schaufeln lassen, die aber in der Nacht wieder war verschneit worden, schritt er endlich zum einzigen noch übrigen Mittel. Er ließ Männer auf Schneereifen vorausgehen, folgte ihnen Schritt für Schritt in ihren Spuren und ließ sich das Gepäck in einem Handschlitten nachziehen. So kam er endlich auf

*) Die Erzählung „Aus dem bairischen Walde" gibt eine Schilderung dieses Naturereignisses, wie sie nur Stifters Feder zu geben vermochte; noch lebendiger aber, weil von der unmittelbaren Gegenwart erfüllt, ist sie in den hier mitgetheilten Briefen an seine Gattin.

die Hauptstraße, und nach dem ersten österreichischen Grenzorte, von wo an der Weg offen war, so daß er ungehindert nach Linz gelangen konnte. Aber seine Gesundheit hatte einen Stoß erlitten, dessen Folgen er den ganzen Winter über nicht verwinden konnte. Seine Hoffnung war das Frühjahr und Karlsbad, wohin er nun zum dritten Male ging. Die Heilquelle bewährte sich auch diesmal, und als er von ihr Abschied nahm, sagte der Arzt: „Ich glaube, Sie sind gesund und werden es nicht nöthig haben noch einmal zu kommen.“ Er selbst fühlte sich recht wohl, und obgleich er diesmal den ganzen Sommer in Linz zubrachte, wuchsen seine Kräfte von Tag zu Tag. Aber es war doch kein gutes Zeichen, daß er die Gegend am bairischen Walde, die ihm doch so ins Herz gewachsen war, nicht mehr ertragen konnte; wie er an sie dachte, stand auch sogleich der Schneesturm vom vorigen Jahre mit allen seinen Schrecknissen in seiner Einbildung. Auch Kirchschlag, wohin Freunde ihm zu gehen riethen, sagte ihm nicht mehr zu. „Je gesunder ich werde,“ erwiederte er, „desto weniger fühle ich das Bedürfniß nach Höhen, zu denen es mich während meines Krankseins immer zog, und desto mehr empfinde ich den Mangel des häuslichen Behagens, dem ich außer meinem Hause überall ausgesetzt bin.“

Zwar ging er Ende September doch wieder hinauf, aber er blieb diesmal nur einige Tage. „Ich bin jetzt fast völlig gesund,“ sagte er, „und fühle mich am wohlsten zu Hause, unter dem, was mein ist, und am allerwohlsten bei der Arbeit, die ja mehr als alles andere mein ist. Witiko, Gottlob, ist fertig, und schenkt mir der Herr noch ein paar Jahre, so werde ich diese Zeit der Krankheit segnen als eine Wohlthat und Gnade, und es wird sich auch in meinen Arbeiten die

größere Reife und Läuterung zeigen. Muth und Arbeitsfreudigkeit ist da, wie schon lange nicht."

Im Oktober machte er noch eine Reise nach Oberplan. Die Geschwister hatten für die verstorbene Mutter in Linz eine marmorne Gedenktafel anfertigen lassen, und diese sollte nun zu Häupten des Grabes an der äußeren Kirchenmauer aufgerichtet werden. Er leitete noch selbst die dabei nöthigen Arbeiten und freute sich der würdigen Ausführung des Denkmales. Bald nach seiner Rückkehr, anfangs November, befiel ihn eine Grippe. Er beachtete sie nicht besonders, und wenn Freunde ihre Theilnahme bezeigten, sagte er wohl halb scherzend, halb ärgerlich: „Sie ist höchst ungeschickt, diese Grippe, aber in ein paar Wochen ist's wieder gut. Es ist doch ganz anders als früher; ich behalte diesmal meine Eßlust." Aber es vergingen einige Wochen, und das Übel wurde nur schlimmer. Eine starke Heiserkeit trat ein, die Eßlust minderte sich, er wurde ängstlich. „Ich bin auf ein Jahr zurückgeworfen," erwiederte er, wenn man ihn trösten wollte; „es ist ein Unglück, es ist ein Unglück!" Gegen Weihnachten verlangte der Arzt, daß er einige Tage im Bette zubringe. Aus den Tagen wurden Wochen, Fieber und Nachtschweiße traten ein. Ein zweiter Arzt wurde gerufen, aber er konnte keine Hilfe bringen. Am Morgen des 28. Jänner, nachdem der Kranke einige Zeit ohne Zeichen des Bewußtseins dagelegen hatte, öffnete er die Augen noch einmal, und sie füllten sich mit Thränen. Dann schlossen sie sich für immer. Aber das heiterste Lächeln, das erst am folgenden Tage der Erstarrung des Todes wich, lag auf seinem Antlitz.

Er starb (1868) im 63. Jahre seines Alters, wie der ärztliche Befund sagte, an Atrophie der Leber. Wenige Tage vor

seinem Tode ließ er sich noch das Manuscript des unvollendeten zweiten Bandes der „Mappe", mit deren Umarbeitung er sich seit ihrem Erscheinen und noch während dieser Krankheit beschäftigt hatte, reichen, blätterte darin, und legte es endlich mit den Worten aus der Hand: „Hieher wird man schreiben: Hier ist der Dichter gestorben." Seine irdische Hülle ruht auf dem Gottesacker in Linz, rechts an der Seite des Hauptweges.

Stifters Werke

nach der Zeit ihres Erscheinens.*)

1840. Der Condor. Erschien zuerst in der Wiener Zeitschrift, dann in den Studien.
1840. Das Haidedorf. Wiener Zeitschrift. Studien.
1841. Feldblumen. Iris. Studien.
1841. und 1842. Die Mappe meines Urgroßvaters. Wiener Zeitschrift. Studien.
1842. Der Hochwald. Iris. Studien.
1843. Die Narrenburg. Iris. Studien.
1843. Wirkungen eines weißen Mantels. Wiener Zeitschrift. (Bergmilch.) Bunte Steine.
1843. Abdias. Novellen Almanach. Studien.
1843. Der späte Pfenning. Album aus Oesterreich o. d. Enns. Erzählungen.
1843. Brigitta. Gedenkemein. Studien.
1844. Studien. I. und II.
1844. Das alte Siegel. Novellen-Almanach. Studien.
1844. Drei Schmiede ihres Glückes. Wiener Zeitschrift. Erzählungen.
1844. Ein Gang durch die Katakomben. Wien und die Wiener. Erzählungen.
1845. Der Waldsteig. Oberösterreichisches Jahrbuch. Studien.
1845. Der Hagestolz. Iris. Studien.
1846. Der Weihnachtsabend. Gegenwart. (Bergkristall.) Bunte Steine.
1846. Zwei Schwestern. Iris. Studien.
1846. Der beschriebene Tännling. Rheinisches Taschenbuch. Studien.

---

*) Da die als „Studien" und „bunte Steine" gesammelten Erzählungen in der Form oft sehr wesentlich von jener, in der sie ursprünglich erschienen, abweichen, so wird in der obigen Zusammenstellung die Angabe, wo sie in ihrer ersten Gestalt zu finden sind, manchem Wunsche entgegenkommen. Wo der Titel geändert wurde, ist der spätere in Klammern beigefügt.

1847. **Studien.** III. und IV.
1847. Der Waldgänger. Iris. Erzählungen.
1848. Prokopus. Iris. Erzählungen.
1848. Der arme Wohlthäter. Austria. (Kalkstein.) Bunte Steine.
1849. Der Pechbrenner. Vergißmeinnicht. (Granit.) Bunte Steine.
1850. **Studien.** V. und VI. *)
1852. Der Pförtner im Herrenhause. Libussa. (Turmalin.) Bunte Steine.
1853. **Bunte Steine.** 2 Bände. Neueste Ausgabe in einem Band mit Holzschnitten.
1857. **Der Nachsommer.** 3 Bände.
1864. Der Waldbrunnen. Düsseldorfer Künstler-Album. Erzählungen.
1864. Nachkommenschaften. Der Heimgarten. Erzählungen
1865. **Witiko.** 3 Bände.
1866. Der Kuß von Sentze. Gartenlaube für Oesterreich. Erzählungen.

* * *

1869. **Briefe.** 3 Bände.
1869. **Erzählungen.** 2 Bände.
1869. **Vermischte Schriften.**

---

*) Spätere Ausgaben der Studien in 3 Bänden und 2 Bänden, letztere mit Stahlstichen nach Geiger'schen Zeichnungen.

Briefe.

Erster Band.

1832–1853.

1832—1840.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Oberplan, 16. August 1832.

Ich wirke ordentlich Wunder, indem ich gleich nach meiner Ankunft, nämlich acht Tage nach derselben, auf diesem schlecht geleimten und unbeschnittenen Papier Dir die schönsten Sachen nicht sowohl schreibe, als schreiben will. Habakuk Mugrauer und ich haben um X Uhr Abends, d. h. in der Nacht vom 4. August, Friedberg erreicht, wo ich bei Herrn Schiffler übernachtete. Ich blieb vier Tage zu Friedberg und war Dir nicht nur recht lustig, sondern so zu sagen rein närrisch, und frug nach nichts. Jetzt sitze ich hier, und bin. — „Leben" kann ich fast nicht sagen, da der inspirirten Augenblicke so wenige sind, daß sie verschwindend klein werden. Hätt' ich nur um Gotteswillen einige Jean Paule da, aber so lieg' ich oft Stunden lang unter wehenden Föhren, oder blätternden Birken, und lese nichts, als mich selber, d. h. ich denke und jage den scheckigsten Bildern nach und mache Gedichte, mit denen ich mir Abends die Pfeife anzünde. Wann wird denn einmal dieser Vulkan ausbrennen? Ich sehe hier rings so sanfte Fruchthügel, auf denen blauer Himmel und Sonnenschein liegt, und ich stehe darunter ein blitzender Krater, auf dem gar wohl süße Weine wachsen, aber zitternd unter der Drohung vielleicht

morgender Vernichtung. Links und rechts und oben und unten stehen Kräfte auf und schwanken und können in keiner Resultirenden ausruhen. Es sind viele Studierende in Oberplan, aber Du bist nicht darunter, und alle sagen Vieles über ein Einleuchtendes, und wiederholen es dann noch ein Mal, und wenn mir ein Hoffmann'scher oder Jean Paul'scher Gedanke entfährt, so preist sich jeder in seinem Herzen und ist froh, daß er gescheidter ist und solider und gesetzter, als ich, der absurde Dinge sagt, und satirisch ist und wieder schwermüthig. Täglich Nachmittags schwimme ich in der Moldau bis zur Ermüdung, und schweife dann durch die Dämmerung unserer Wälder, die wirklich in dieser Jahreszeit ausnehmend schön sind. Eben ist der Bote nach Kruman da, und will abgehen. Es steht also die Alternative, Dir entweder dieses Blatt allein zu schicken, oder gar nichts bis über acht Tage. So möge es hingehen, nächstens fange ich früher an, damit nicht den Brief in seiner Blüthe der Tod überrasche.

Lebe wohl.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Kruman, 10. September 1832.

Dein Schreiben habe ich durch Schuld unseres Boten um vieles verspätet erhalten, da er selbes an einen Fleischer in Oberplan gegeben, der mit mir gleichen Tauf- und Zunamen führt. Die Ferien scheinen ganz anders gehen zu wollen, als ich dachte,

jedoch ich komme mir vor wie ein Fuhrmann, der den schnell abwärts rollenden Wagen, wenn er ihn nicht mehr aufhalten kann, seitwärts wendet, nun rollt er wohl nicht mehr, aber er fällt um. Mich umgeben lauter freundliche Gesichter und gütige Blicke, aber doch muß ich durchführen, was vorgesetzt wurde, und ich that es bisher auch, mir selber zum Trotze, denn ich wollte immer gerne nicht; aber wozu die Thorheiten, die doch zuletzt das kindische Herz verstimmen und zerstören. Wir waren alle in Ernstbrunn, und hatten auf dem Wege dahin das Schauspiel eines bei tiefer Nacht gewitterflammenden Waldes. Wir waren im Urwalde auf einem Wege, der elend genug war, in solcher Finsterniß, daß auch nicht einen Zoll weit gesehen wurde, und unter strömenden Güssen. Es ist ein eigener, großartiger Anblick, wenn es unter solchen Umständen blitzt. Jetzt ist es finster, und Du bist allein, die übrige Schöpfung ist nicht, und plötzlich siehst Du die Riesentannen mit ihren schwarzen Armen am flammenden Himmel hangen, und bist in noch dickerer Nacht, die athemlos lauscht, bis das platzende Krachen durch die Wolken bricht. Ich bedaure nicht, in dieser Lage gewesen zu sein, obwohl ich durch und durch naß war, 3—4 Stunden auf einem Wege, von dem wir nicht wußten, führt er an's gehoffte Ziel oder nicht, den Pfad mit Stöcken greifend oder suchend, und endlich irgend wo hin gelangend, wohin wir nicht wollten. Wir grüßen Dich Alle.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Friedberg, am 20. September 1833.

Schlecht genug ist die Feder, mit der ich dieses kratze, aber ich habe ex more consueto kein Messer. Dein erstes hätte ich längst beantwortet, allein ich bekam es viel zu spät, da ich in Ernstbrunn war, und überhaupt in jenen Westwäldern, wo mich niemand zu finden wußte. Dein zweites bekam ich gestern durch Herrn Greipl, als ich eben erklecklich durchnäßt nach Friedberg kam. Über die Poesien soll nichts geschrieben, aber sehr viel gesagt werden. Die ersten las ich auf einem sehr hohen Felsen, an einem trüben, aber schwülen Vormittage, während die Orgeltöne des sonntäglichen Amtes aus der Christianberger Kirche zu mir herauf schwammen, und kein einziges Wesen in Feld und Wald war. — Soll ich Dir noch viel weiteres sagen? Es wäre kurz und lang — — — — ich bin still und ernst und froh und schmerzhaft und sehnlich — — — warum bin ich denn nicht so glücklich, als Du mich wähnst? Mir thut noth zu produciren, und ich werde es. — — — Ich sehne mich schon sehr nach Dir, mir bist Du nicht „hochverdächtig“ oder ꝛc. . . . Ich schriebe mehr, aber in drei Tagen reise ich ab, und dann alles.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Wien, am 24. September 1834.

Hier ist meine Hand, du treuer Mensch, mit aller Liebe, deren das Herz fähig ist, ich bitte Dich herzinnig, denke der Sache nicht mehr, und lasse Deine Liebe nicht abnehmen durch mein thörichtes Betragen, das Du mir ja wohl verzeihen wirst, da es ja nur ein Vergehen des Verstandes war, der sich in albernen Hipothesen herumtrieb, — nicht aber ein Vergehen der Liebe. Du beschämst mich in Deinem Schreiben durch Deine Güte. Wie gerne ich Dir antworte, und mit welcher Liebe ich beim sonst so verhaßten Briefschreiben sitze, kannst Du daraus entnehmen, daß ich mich sogar befleiße, schön zu schreiben, eine geschnittne Feder und feines Papier habe, was ich Alles sonst nur bei meinen Geisteskindern that, in die ich verliebt bin; ferner mach' ich denn im ganzen Briefe ein z oder ein y oder ein ph? Über Deine fehlgeschlagene Römerhoffnung weiß ich wirklich nicht, soll ich frohlocken, oder klagen — thät' ich lezteres, so wär' ich weniger eigennützig (das verdammte t) — aber, offen, mein Gemüth treibt mich zu ersterem, es hüpft auf, und will jauchzen. Wir wollen die Neige unseres Beisammenseins noch recht so tief innig ausschöpfen — sonst wußt' ich nie, wie Du mir theuer bist, da ich die Abwesenheit von Dir durch jene geliebten Augen verkläret und versüßet fand, die ich nie, nie vergessen werde — — aber heuer fühl' ich's! O, was sind alle Liebschaften und Mädchen gegen

ein Männerherz, fest, treu, glühend, gut und nimmer lassend von Recht und Freund, wie Du eins trägst, wie Sigmund eins trägt, wie Pepi — und hol' mich der Teufel, wie ich! Die Liebe ist die höchste Poesie, sie ist die weinende, jauchzende, spielende Musik — die Männerfreundschaft ist die schweigsame, edle, klare Plastik: jene gibt einen Himmel selig und trunken (wie ihn weiters nichts gibt) — diese stellt erst die schönen, aber ruhigen Göttergestalten hinein. — Freilich der schönste Bund ist es, wenn ein Mädchen oder eine Gattin groß genug sein kann, nicht vor dem weiten Tempel des Mannes, oder vor seiner großen Alpe zu erschrecken, sondern bewundernd und jubelnd — hineinzutreten oder hinaufzuklettern, und Alles freudenreich, als ihr verwandt, an's große Herz zu drücken, und nicht zu sinken, — — — und Alles ihm, dem Glücklichen, aus der Sonne ihres Auges keck zuzuspiegeln — — — — —

— — — — — Du, wo ist die? — — — — — — die Deine Geliebte und Dein Freund zugleich ist? die durch unsere Donnerwetter schiffet, an unsern Gletschern sich nicht spießt, an den wackern Stachelgewächsen, Cactis und Aloen sich nicht zerreißt (die doch so süß blühen werden), Alles in Allem nimmt, und versteht und vermildert wiedergibt. — Ich könnte niederknieen vor der großen Seele, sie wäre größer als ein großer Mann!

Da schwärm' ich nun wieder!!

Laß blühn die Blümelein und duften, so gut sie mögen. Eines war einmal doch recht süß. Ich hatte in M. Brunn einen Traum. Folgendes ist wörtlich wahr:

Ich kannte zwei schwarze Augen,
Und liebte sie gar so sehr.

Wohl hab' ich sie längst verloren,
Aber vergessen nimmermehr.

Und heut' im Traume sah ich sie wieder,
Das süße Paar, es war traurig und trüb,
Und schaute mich an so freundlich,
Als hätt' es mich wieder lieb.

Sie hielt mich fest an ihren Händen —
Und Geigen erschallten rings so laut —
Ihr Vater war da und Mutter und Schwestern,
Und sagten so freundlich: Sie sei meine Braut.

„Du tanzest so gut, mein Lieber."
„„Lieb Mädchen, denkst wohl zurück?""
Und leis' erstanden die alten Worte,
Und schüchtern Lieben, und altes Glück.

Und Schwesterchen kam geschritten,
Und fordert mich auf zum Tanz,
Und walzte wie ehe mit mir, und sagte:
Bist doch der Alte geblieben ganz.

— — — — — — — — — — —

Wohl ist der Traum entflogen,
Die Sonne scheinet klar:
Aber alle Lieb' ist aufgeglommen,
So heiß sie einst im Herzen war.

Noch am selben Tage Abends dichtete ich hinzu

Nur einmal möcht' ich sie noch sehen,
Die nie mein Herz vergißt.
Wie sie mir einstens gut war,
Ob denn noch etwas übrig ist?

Ich sähe sie nur von ferne,
Ob sie noch die Alte blieb,
Und thäte ihr nimmermehr sagen,
Wie sehr ich sie noch lieb'.

Das sind die verlangten zwei Gedichte, von denen ich nicht begreife, wie Du weißt, daß ich sie gemacht habe.

Lebe wohl.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Einen Tag nach Empfängniß Deines Briefes i. e.
4. Februar 1836 zu Wien.

Ich wollte sogleich den ganzen Roman mitschicken, aber wird er denn fertig? und wenn ich im besten Zuge bin, läuft nicht eilig ein Prosa-Individuum daher, und redet sehr mit mir? und hab' ich nicht endlich selber solche kapitellose Tage, nein, Tage, die mit einem negativen Kapitel angefüllt sind, weil es von andern wieder ausgestrichen und neu gemacht werden müßte? Wie der Mörder in der Schenke, wenn einer sagt, was gibt's Neues, schon meint, jetzt werde sofort seine That erzählt werden: so rief ich, als Alexander sagte, er habe etwas für mich, sogleich aus: Einen Brief von Adolf? und welch' einen Brief — ich danke Dir zu tausendmalen für diesen Brief, oder vielmehr ich danke Gott, daß er Dir ein solches Herz gegeben, welches derlei

Briefe diktiret. Es ist schändlich und schmachvoll, daß ich Dir so lange nicht schrieb, aber nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus Überfluß derselben entstand immer und immer kein Brief; denn ich hatte Dir stets so viel zu sagen, daß 2 Stunden, ja 3 oder 4 Stunden nicht hinreichten, das alles zu schreiben, wenn ich nun 1 oder 1½ Stunden Zeit hatte, so war es ja gar nicht der Mühe werth anzufangen, und ich verschob es, bis ein Tag sei, wo ich mich recht breit niedersetzen könnte, und so viel Zeit vor mir hätte, mich auf dem unendlich gedehnten, weißen Oceane einzuschiffen, und zu segeln, wie's mir beliebte, — — — aber dieser Tag, dieses Jubiläum des Herzens begann nie, und so muß selbst dieses Gegenwärtige eitel Stückwerk werden. Wo soll ich nun anfangen — was auslesen — was zurückhalten? Ich fange gleich, um konsequent zu sein, von hinten an. Seit 3 Tagen habe ich die Grippe, die hier wieder nebst der Cholera besessen wird, und Schutt von Anastasius Grün liegt vor mir. — Hätte ich nur ein bischen ein Geld, so würde ich dieses Buch kaufen, und Dir senden — aber ich hab' halt keines. Könnt' ich nur (die grüne Broschüre in der Tasche) auf den hohen Markt gehen, die Fenster zählen, im fünften Licht sehen — freilich ist Licht, aber ich darf nicht hinaufstürzen und sagen, um Gottes willen, stopf' Dir eine Pfeife, und setze Dich nieder und merk' auf. Deine Leute will ich bitten, daß sie Dir das Buch schicken, und geht dieses nicht, so bin ich rasend genug und schreibe nach und nach den Band ab und sende ihn Dir in Rationen zu. Nichts in der ganzen Welt hab' ich ja mehr, als mein bischen Poesie und den Pinsel — Deine Freunde sind 200 Meilen von Dir, die meinen 200 Erdbahndurchmesser, d. h. ich fange an, an dem Wahne zu siechen, man liebe mich nicht, sondern nur

allenfalls ein wenig das kleine Vergnügen, das mein Umgang gewährt; denn wen ich nicht suche, der sucht mich nie, und seit Du fort bist, hab'ich noch keinen Besuch empfangen, außer einen citirten, jetzt citire ich auch nicht mehr.

Wie ich mich sonst befinde? Ei, seit ich in Wien bin, nie so miserabel. Das Nervenfieber, welches sehr stark hier epidemisirte, hab' zwar ich selber nicht gehabt, aber zwei meiner Schüler, wovon einer richtig von hinnen ging, der andere aber für heuer aussetzte. P. Mathäus wurde Sekretär des Erzbischofes der Armenier, d. h. nur zeitlich, weil der eigentliche eine Zeit in Konstantinopel zubringen muß, Baron Braun ist zum Militär gegangen — willst Du noch mehr, um zu begreifen, daß es zum Teufelswerden ist ganz und gar — kann ein Christ derlei Ungemächer voraus sehen oder ihnen mitten im Curse abhelfen? ich bin auch wirklich in eine Lage gerathen, daß ich manchen Tag nicht weiß, wovon ich morgen leben werde, und daß es vor Ostern sich ändere, ist gar keine Rede — sieh' und dies wissen Alle, müssen es wissen, ob ich gleich gegen keinen klage, aber nicht einmal gefragt werde ich darnach, ja, in Bewerbung um etwas, wo ich einem von uns sagte, ich wolle mich um Protektion umsehen, ging er hin und holte diese Protektion früher für sich, — ich natürlich mußte nun stille bleiben — das ist doch ziemlich schwer rechtfertigbar? Natürlich bekomm' ich durch dieses plötzliche Solstitium meines Glücks eine Menge Zeit, die ich nun auch zum Malen und zum Dichten anwendete; denn natürlich zum Wirthshausgehen hatt' ich keine. Aus Gustavs Zeichenbuche habe ich drei Landschaften gemalt, aber nur mit der letzten, dem Gesäuse, bin ich zufrieden, aber auch vollständig zufrieden, und ich bin so eitel, zu sagen: auch ich bin ein Landschaftsmaler.

$^2/_3$ Trauerspiel und $^1/_2$ Roman ist fertig, und werden nächstens nach den sieben Hügeln wandern, und Dich schüchtern grüßen. Elend ist Alles ohnehin, wie ich mir's täglich vorsage, aber aufhören zu schreiben kann ich doch nicht, weil es mir an sich so viel Vergnügen macht, ich kann da die Leute machen, wie ich will, und kann sie sich zu Tode lieben, opfern, freuen, unschuldig und lustig und herrlich über die Maßen sein lassen, und dann leb' und web' ich mit ihnen, und vergesse, daß Andere um mich herum sind. — Sigmund geht am 12. Februar nach Innsbruck, allwo er angestellt wurde, Pepi wird deshalb kommen, und ich freue mich schon unsinnig darauf. Von dem, wie Du mir abgingst, kann ich Dir keine Silbe sagen, es war entsetzlich einsam in Wien, und am allertraurigsten war der hohe Markt, er war der Grèveplatz der Freundschaft, und anfangs gemahnte es mich tausendmal zu Dir zu gehen, Dir dies zu zeigen, jenes zu sagen ꝛc. . . . ., bis ich mir's wieder vorsagte, er ist ja fort. — Deine Reiseskizze habe ich mit sehr viel Vergnügen gelesen, lasse ja doch bald die Fortsetzung folgen. Schreibe unaussprechlich viel, auch von Rom, Du mußt denken, daß ich es nicht, so wie Du, täglich vor der Nase habe, sondern daß es 200 Meilen und 3000 Jahre von mir, und noch mit allerlei Nebenzauber eingeflort ist: Peterskirche, Frauen, Capitol, Amphitheater ꝛc. . . . . Karneval ꝛc . . . . . ꝛc. . . . . Römer, Römerinen ꝛc. . . . . .

Wenn es Dir recht wohl geht, oder wenn Du wehmüthig bist, so richte Deinen Blick nordwärts und denke über die Alpen an Deinen traurigen Freund, der es Dir von ganzer Seele und ganzem Herzen ist, und Dir im grammatischen Sinne gerne einen Tropfen Herzblut schicken würde, wenn es überhaupt mög-

lich wäre. Lebe wohl und schreibe mir recht bald wieder, denkend, daß es warme Sonne in tiefen Herbsttagen ist.

Ich werde Dir eben so gewissenhaft antworten.

Lebe wohl und 1000 Mal wohl.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 17. Juni 1836.

Ganz elend ist es ohnehin, daß ich so unerhört lange nicht antwortete, suche aber die Ursache in allen möglichen physischen, geistigen Verhältnissen, Lumpereien, Lastern, und in Allem, was Du willst, nur in keinem Mangel an Liebe zu Dir. So eigentlich ist die Sache. Jedem Fremden schreibe ich schnell und gleich und wenig, jeden Freund vernachlässige ich, denn mit dem will ich am Papier wohnen, essen, schlafen, spazieren gehen, — — kurz, recht zu Hause sein — ihn lieben und weit und breit kein Ende machen mit Plaudern. Aber allerwege ist immer keine Zeit. Man frißt sich erst nach einer halben Stunde so recht hinein und dann muß ich wieder heraus und krumme und gerade Linien dociren und anderes derlei Zeugs, deshalb ängstet's mich, wenn ich soll zum Papiere sitzen, und nicht unabsehliche Zeit vor mir habe, um so tief hineingerathen zu können, als ich immer will, sondern immer darauf aufsehen und passen muß, daß jetzt die Uhr schlägt, und ich abschnappen muß mitten in den kordialsten Gefühlen. Daher, wenn ich oft eine Stunde oder mehr Zeit

hätte, so ist's ja nicht der Mühe werth, anzufangen; denn der Herrliche in der Ferne verdiente ja halbe Tage ausgeschossen zu kriegen, und dann verpfeif' ich die Zeit und denke recht wacker an die, an die ich nicht schreibe. Seit ich aber diese Schreibfaulheitstheorie heraus habe, seitdem kehre ich auch gegen die Praxis aus derselben vor, und lege ein Blatt auf den Tisch und schreibe, als wär' es nicht wahr, daß ich in einer halben Stunde fort muß, und plötzlich fahr' ich auf und davon — und im Wiedernachhausegehen fang' ich auf der Gasse schon an mentaliter weiter zu schreiben, und fahre dann im Zimmer freundlich fort. — Eben las ich Deinen Brief wieder durch und finde, daß ich doch gar zu schmählich gesündiget habe, jedoch eins ist noch, was mich entschuldigt, nämlich, daß wir einem Aufsatze über die Kunstausstellung, der in der allgemeinen Zeitung stand, antworten wollten, und deshalb ich mit Fischbach zu wiederholten Malen die Ausstellung besuchte; da diese aber bis Ende Mai dauerte, so verging gar so viel Zeit, da ich nicht früher antworten wollte, bis ich nicht auch den Aufsatz mitsenden könnte. Es wurde aus Allem nichts, weil ich trotz meinen Bemühungen auf keinen Menschen stieß, der mir jene Nummern der allgemeinen Zeitung verschaffen konnte, worin jener mystische Aufsatz stand, der keine andere Kunst gelten ließ, als christliche katholische, nur das sei würdig, jedes andere Genremalerei — — Gauermann mit seiner Urtragödie, Fischbachs liebheiterer Ernst des Hochgebirges, . . . Ammerlings Unsäglichkeit — — das alles Genremaler: die Nägel könnten einem blau werden und die Haare ausfallen, und das verdammteste ist, daß der Laie, ja selbst der Künstler beirrt wird, und werden muß. Ich verdanke dem Fischbach viel, ja Alles in dieser Hinsicht. Er ging mit mir jene

so gelobten, altdeutschelnden Bilder durch, und zeigte mir das Kunstwidrige daran mit wahrhaft philosophischer Schärfe.

Es ist doch verdammt, daß es jetzt 11 schlägt! Siehst du??!!

18. Juni. Dieser Tage hatte ich viel Herumlaufens, weil es doch den Anschein hat, als wollte ich Assistent für Physik und Mathematik werden, ich glaub' es aber nicht eher, als bis ich es deutlich vor mir geschrieben sehe. Über die Kunstausstellung schreib' ich Dir in diesem Blatte nichts, weil ich Dir den Aufsatz selber schicken werde und falls er nicht fertig wird, einen eigenen Brief dazu verwenden werde.

24. Juni. Mehrere Tage sind wieder hin, ohne daß ich Dir das Schreiben fortsetzen konnte. Daß Pepi hier war, wirst Du wissen, daß ich unsägliche Streite mit ihm hatte, vielleicht nicht; denn er verachtet jedes Wissen und Philosophiren, und philosophirt doch gerne; und stellte wieder Einseitigkeiten auf, daß man aus der Haut fahren wollte — es ist so jammerschade um ein solch' herrlich Gemüth, daß es in seinen Umgebungen verrohet, und meint, ein sanfter Schmuck des Herzens sei keiner, weil er sanft ist, und die Kraft benimmt, — und dennoch wieder ist er unglaublich zart, daß mich der Teufel holt, wenn ich nicht abwechselnd gegen ihn erglühe und ergrimme. Bei seinem letzten Hiersein war er aber so liebenswürdig, daß ich mir innerlich Ziegel und Marmor zu einem recht tüchtigen Altar zusammentrug für ihn, für Dich, für Alle. Meine himmelschönen Ideale der Frauenliebe sind elend hin, das Herz, närrisch und warm, einst pochend in Überlust, und die Herrliche, Schwärmerische, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenlosesten, unsäglichsten Überschwenglichkeit lieben wollend, mußte lächerlich verpuffen zwischen Himmel und Erde, und niemand war entzückt

über seine schönen Raketen, niemand wärmte sich an seinem stillern Fortbrennen, höchstens die eine oder andere Suppe wurde daran gekocht, und aller Satan. Selber alle Afterwüchse jener Wollustspoesie, zu deren Kelch ich griff, waren doch nur dumme Wülste an demselben Kaktus, an dem die wunderbare Gluthblume hätte blühen und leuchten können, das dürftige Herz vergriff sich nur am Tranke, und goß Feuer statt Kühlung hinunter. O theurer, lieber Sigmund, ich fühle oft eine Einsamkeit, daß ich weinen möchte wie ein Kind, wenn ich nicht nebstbei doch ein so närrischer Teufel wäre, der flucht, wenn er weich wird, und kläglich schlechte Witze macht, wenn er gerne seiner Rührung Herr werden möchte; — denk' an jenen letzten Abend unseres Beisammenseins. Wie hätte ich ein geliebtes Weib geliebt und geschmückt mit den Schönheiten, die Gott so unerhört in seiner Welt aufhäufte, und die in der Kunst wiederspiegeln, und dann hätt' ich gejubelt und zu Gott gesagt, er solle mich nur gerade todtschlagen, weil ich doch des Glückes unwerth bin, wenn ihr liebes, großes Herz aufgegangen wäre in seine Wunderblüthen, lauter Schönes, Herrliches, köstlich Liebendes in seinem Kelche tragend, das doch ich selber wieder vorgelocket habe — es muß kostbar, himmlisch sein, so ein Tuch um das andere wegzuhüllen, und nun zu erstaunen, welch' abgrundlich tiefe Schätze in dem unscheinbaren Dinge lagen, das nun seinerseits auch staunt, und dann so liebt und nichts als liebt. — — Aber dumm ist's, daß ich Dir da vorthränodire — es kommt ja immer zu nichts solchem, da ich's höchstens zu einer oder der anderen Lächerlichkeit bringe und gar keine Aussicht habe, in Zukunft glücklicher zu werden, da dieser Schoppicismus*)

*) Schoppe, die bekannte Jean Paul'sche Figur.

mit den Jahren zunimmt. Aber euch Alle lieb' ich, wie ein toller, redlicher Schoppe, in euch find' ich den lieben Anklang, ihr stoßt euch nicht an meinen Disteln — aber eure Weiber werden's thun, und jeder wird heirathen, und ich kann's nicht hintertreiben, so gern' ich's thäte, und dann liebt ihr die Frau und die Kinder und habt keine Zeit, daß wir einmal Abends recht wacker Gefühle hätten — und ein alter Esel wird man auch.

An Adolf Freiherrn von Brenner.

Wien, 1836.

Erstarre nur nicht gleich, daß ich mir heute den Donnerstag vormittags den 10. November des Jahres 1836 aufsuchte und eigens aufputzte, um Dir zu schreiben; denn er wird eigens gewärmt, licht ist er ohnehin genug, und mein Kanarienvogel singt, und keinem einzigen Menschen sage ich a + b vor. Elend ist es ohnehin genug, daß ich Dir fast ein Jahr nicht schrieb, aber noch elender ist der Spruch: Doch von Einem thut's mir weh. Es ist aber wahr, weh thät's mir auch, man müßte ein Brett sein, um über so langes Freundesschweigen gleichgiltig bleiben zu können, ja, man wäre nicht einmal selber ein Freund, wenn man's könnte, jedoch wenn Du sagst, wer hätte das vor einem Jahre gedacht, so thust Du himmelhohes Unrecht, und wahrhaftig ich trüge es, wenn Du teufelstoll und rein vor Zorn besessen wärest, aber wenn Du zweifelst und

wehmüthig an vergangene Zeit denkest, der nun die Gegenwart nicht mehr gleicht, dann brichst Du mir das Herz, und das thatest Du in dem Briefe an Ludwig, Du brachst mein Herz, daß es in alle alten Thränen überfloß; denn nichts ist rührender, als ein starker Mann, der arm wird und weich, weil er an seinem Freunde zweifelt. Mir war von Kind an jene Stelle des Carlos die rührendste, wo er an Posa zweifelt und ihm die alte Freundschaft im Bilde rückkehrt mit den schönen, treuen Augen. Lieber Bruder, verzeih' den Irrthum meines Herzens, nicht dessen Schuld (die hatte es nie) und lasse dieses Blatt an Deinen Hals fliegen mit tausend Thränen und sagen: „ich lieb' Dich ja immer, und kann Dich ja nie vergessen, und nie lassen von meinem Herzen, denn sind wir denn nicht einst zusammengewachsen in Allem, was groß und gut und schön und herrlich ist, und kann das Herz denn je in hunderttausend Jahren es vergessen, daß es liebte und fest hing an dem Herrlichen, der es wieder liebte? Ich hab' Dir weh gethan, aber ich habe Dich immer geliebt." Laß Dir's sagen und reiche mir die Bruderhand von dem Apenin herüber, und sage, daß Du nicht mehr zürnest. Warum ich so lange nicht schrieb?? — Adolf! fielen Dir denn nicht eher alle Schoppeismen meines Charakters ein, als der Gedanke an Erkaltung? Ich hielt es für unmöglich, daß Du an Abfall denken konntest. Aus Liebe schrieb ich nicht. Es ist entsetzlich lächerlich, und keine Seele glaubt es, und ich selber begreife es nicht, aber das ist von jeher der Fluch meiner schönsten und zartesten Empfindungen, daß sie an mir nichts sind als Andern lächerlich, und so ungefügig und spießeckig. Kennst Du denn nicht von jeher meine Eigenschaft, daß ich nie etwas leiste, eben deshalb, weil ich sonst nichts will, als das Ungeheuerste und Überschweng-

lichste und Schönste und Erhabenste und Alles?! So ist immer ein namenlos schöner Wolkenhimmel da, um hinein zu fliegen, aber an Schwingen fehlt's. Wie ich auch verkannt werde und verhöhnt, das eine weiß ich fest, und Du weißt es auch: ein gutes, schönes und großes Herz habe ich, aber seiner ewigen Sehnsucht fehlt die Schwinge des Genies, d. h. die geistige Souveränität, um zu herrschen, und meine Seele bleibt dann wieder immer und ewig ein schönes Frauenbild, das liebet, aber stumm ist. — Es ging so: Auserlesenes, Unendliches, Liebes, Theueres, Herrliches, endlos Langes und die Welt und den Sternenhimmel und Alles wollt' ich Dir schreiben — aber heute war unmöglich Zeit, was thäte ich denn mit der elenden Stunde, die mir frei zufällt, ich fertige ja kaum ein Exordium an? dann morgen in dieser Werktagsstimmung, das wär' die rechte Höhe, mit derlei Alltagsgefrasel unsre Seelen schänden — da muß ein Tag ausgeschossen werden, der eben ein ausgeschossener ist, sogar ganz blau muß er sein, innerlich müssen Sabbathswochen eingeläutet sein, im Zimmer Alles aufgeräumt und nett, viele Federn geschnitten, schönes, zartes Papier, um recht darauf mit dem Abwesenden zu Hause sein zu können, mit ihm speisen, spazieren gehen, schlafen, — einen allerhöchsten Festtag beginnen und ausfeiern. — — Aber solche Tage kamen allerwege nicht, und dann wuchs die Nothwendigkeit, noch ganz Himmlischeres zu schreiben, um das lange Schweigen quitt zu machen, und noch paradiesischere Tage wurden vonnöthen und diese kamen eben wieder noch weniger, — und so ging die verfluchte Geschichte parallel mit sich selber fort. Begreifst Du sie nicht?? Ja, ich sogar muß mir einreden: „nur unterdessen ein Gabelfrühstück sende nach Rom, die veritable Krönungstafel wird schon folgen"

— sonst passe ich immer (auch in Zukunft wieder) auf diese, und sende nichts, — aber — in Zukunft, und habe ich nur ¹/₃ Terzie Zeit, so schreibe ich an dem Angefangenen um ein J-Tüpfchen weiter, und in Kürze kommt doch ein Brief zusammen — aber aussehen mag er!! Sei so gut, und begreif' nur das, warum ich so lange nicht schrieb: in Zukunft will ich (ja, vermög' meines närrischen Temperamentes muß ich sogar) in das andere Extrem verfallen, und Dir unaufhörlich schreiben — — — — dieser Brief läuft immer fort, ich breche nur hier ab, um so schnell als möglich die erste Lieferung fort zu kriegen, morgen schreib' ich weiter, und trage in einem fort in die Staatskanzlei, vielleicht bekommst Du 20 solche Blätter auf einmal, aber dann thue mir den Gefallen, und lese sie nach den Nummern, ohnehin hätte dieser Brief vor einen andern gehört, den Du jetzt vielleicht schon in Händen hast, und in welchem kein Wort von einer Ursache meines langen Schweigens steht. Und nun, dächte ich, wäre dieser Punkt im Reinen; denn daß Du nicht mehr zürnest, weiß ich so gut, als Du weißt, daß an mir kein Arges gegen Dich ist. Du warst in meinem Herzen von je der erste, und wirst es bleiben in Ewigkeit. Bei Collin und Lebzeltern werfen sie mir ohnehin vor, daß ich meine Freunde fleißig mit Carmin färbe, daß sie rosig aussehen — ich aber sagte: „Wer seine Freunde sich nicht färbt, der verdient keine."

Es ist zwar noch nichts zurück, aber ich fahre fort. Natürlich weiß ich nicht, was die einzelnen Worte bedeuten, die ich mir auf der Überlage neulich notirte, als Gegenstände, worüber an Dich zu schreiben ist. Insbesondere quält mich ein Kirchhof unsäglich. „Deutlich" fällt mir ein, nämlich, daß ich Dich schönstens bitte, wenn auch nicht schöner, doch deutlicher an mich, als an Scher

zu schreiben, ich kann's Dir wahrlich und wahrhaftig nicht lesen, und stehe bei Schers Briefen von Dir sehr viel Zorn aus, und habe ich das erstemal lächerlich fehl gelesen, so verfängt die Schönheit des Gedankens gar nichts mehr, es bleibt mir doch immer lächerlich, daß er einmal ein Hanswurstengewand angehabt hat. Dein „Auf ewig" gefiel mir unaussprechlich, aber freilich war's auch nett von Deiner Schwester geschrieben; von Dir hätte mir's der Teufel schon durch Gift über unkenntliche Silben versalzen. — — —

Nun einige Personalien. Mir geht es heuer sehr gut, nur sind noch einige Wunden i. e. Schulden von dem vorigen dummen Jahre da, aber mein Herz ist guter Dinge, da ich im Verlaufe dieses Jahres schon wieder heraus komme. Für die Assistentenstelle aus der Physik, die mir sehr zugesagt war, und wofür ich schon am Schundigen hinstreifend Protektionen suchte, ist mir ein erst vor zwei Jahren die Philosophie absolvirt Habender vorgezogen worden. Drei Concurse hab' ich wieder gemacht ꝛc. . . . Die Kunst hat mein Herz noch immer so fest, wie eine erste, ewig unvergeßliche Jugendgeliebte. Du wirst zufrieden sein, wenn ich Dir nächstens, d. h. ich weiß nicht wann, ein Bildchen nach Rom sende. In Kurzem werden zwei Fischbache hergenommen werden. Die Bleistiftzeichnungen des Gustav sind heuer zum Entzücken, ich habe bereits 15 Blätter nachgezeichnet, wovon die letzteren seinen ersteren schon gleich kommen (wie's mir mit Zeichnen nach der Natur gehen wird, weiß ich noch freilich nicht). Auch die Poesie feiert nicht, insonderheit, da neue Erscheinungen Furore machen, denen ich mich überlegen fühle, — staune nicht, darunter ist der Verfasser der Griseldis. Ich möchte Dir einiges über dieses Produkt sagen: Percival von Wales, ein

Held und Riesentödter, freit die Tochter eines Köhlers, und ist später am Hofe Königs Artus, wo er viel Spott über seine Bärenkleidung und Bärensitten, hauptsächlich aber über seine Vermählung erfährt. Er wird toll und vermißt sich gegen die Königin Ginevra, Griseldis sei die Krone ihres Geschlechtes, und herrschte Recht der Seelen, so müßte sie vom Throne steigen und der Gr. huldigen. Staunen. Ginevrens Wuth. Erhitzung bis zu Vorschlägen von Proben. Ungeheurer Stolz von Perc. geht den Versuch ein, und achtet nicht des Schmerzes seines Weibes. Bis hieher ist der Gang wahr und natürlich, aber jetzt fängt das Elend an. Zwei parallele Kerle werden abgeschickt, um die Proben zu kontrolliren, welche bestimmt sind, die „Perle" und Höchste ihres Geschlechtes darzuthun. Percival sagt ihr, sie müsse ihren Sohn hergeben an den König, der mit der Vermählung unzufrieden sei, sonst werde er (Perc.) getödtet. Die Perle hat so schwache Rechtsbegriffe, und glaubt sogleich diese Forderung, und dringt auch nicht auf Vertheidigung mit den Waffen in der Faust, wie es dem Riesentödter, dem Herrn unzähliger Vasallen, dem mit Artus locker verbundenen, fast unabhängigen Fürsten in Wales zugestanden wäre, sondern sie sieht nur des Gatten Tod, oder des Kindes Auslieferung (vielleicht Tod), schreit und perorirt lange, und gibt das Kind her. (Erste Probe.) Blieb ihr eine Wahl? Thäten nicht gerade die gemeineren des Geschlechtes dasselbe? denn die Hohe verachtet den Mann, der sein Kind nicht bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt, und sagt, sie willige nie ein, nur Gewalt könne sie erdrücken. — Perc. erklärt vor allen Vasallen, daß der König ferner verlange, sie solle von ihm sich trennen, und wieder zu ihrem Vater gehen, er sei gezwungen sie zu verstoßen ꝛc. . . . — und sie geht, nachdem sie

sagt, sie wolle nichts sagen, aber unendlich lang sagt, wie sie ihn geliebt habe. (Zweite Probe.) Hätte sie bleiben sollen? es war physisch unmöglich. Wäre sie nur edel gegangen, hoch oder gemüthstief, aber nein, sie hört ja kaum zu reden auf, und dies rührt die Leute, weil sie denken: ein so liebendes Weib verstößt er ꝛc... Sie geht zu ihrem Vater, der sie höhnt, weil sie einmal, da Perc. krank war, denselben pflegte, und zu ihrer sterbenden Mutter nicht ging, obwohl dringende Boten gesendet wurden. (Ist dies Übermacht der Liebe? verdient sie ein Mann, dem sie dies nicht zu sagen wagt [sonst thäte sie's] und der sie nicht selber zur Mutter zu gehen heißt? oder kann die Perle einen solchen Mann nicht erkennen und nothwendig hassen?) Also der noch zürnende Vater höhnt sie, aber nicht tragisch, sondern blos widerwärtig. — Nun erscheint Perc. und sagt, er sei flüchtig vor des Königs Leuten, die ihn tödten wollen (warum? frägt sie nicht); sondern sie glaubt es sofort, und zeigt ihm eine Grotte, wo er sicher sei. Die Königin kommt, und droht ihr den Tod, wenn sie nicht sagt, wo Perc. sei. Sie thut es nicht. (Dritte und letzte Probe.) Sollte sie ihn jetzt nicht mehr lieben (wenn sie überhaupt ihn je lieben konnte)? Er that ihr nichts, der König ist der unmotivirte Wauwau; er leidet gewiß ohnehin unsäglich, also muß sie ihn doppelt lieben, und dies thäten aus 100 gewiß 80. Bei all dem sind nur die nackten Facta da. Man sieht nirgends eine rührende, schöne Gemüthsblume auseinander blühen, ihr Inneres bleibt uns so unbekannt, als das Innere von Afrika. All die naive Unbekanntheit mit der Macht eines Königs, der so toll gegen ihren Gatten verfährt, würden wir verzeihen, ja lieben, wenn sonst in diesen schrecklichen Lagen eine engelvolle Wunderwelt aus verstecktem, kleinem, verachtetem, unbekanntem Gemüthe glorreich

hervorblühte — aber mit nichten thut sie das. Und nun kommt das Widerwärtige, daß die Königin, ihre erbitterte Feindin, auf einmal einsieht, was der geneigte Zuseher nicht einmal einsehen kann, daß sie wirklich eine Perle ihres Geschlechtes sei, die, wenn Recht regierte, auf dem Thron sitzen sollte, und die Königin sich vor ihr neigen. Sie wird ins Schloß geführt, Alles soll gut enden, man sagt ihr, es sei nur Probe gewesen — aber jetzt verstößt sie den Perciv., was unstreitig die pikanteste Idee des Ganzen ist, aber statt durch Kürze zu erschüttern, zerfasert sie sich durch Auseinandersetzen, warum sie geht, und wird peinlich durch sein Dringen, sie solle nicht gehen. — Charakter ist in dem ganzen Stücke keiner. Perc. nimmt wohl im ersten Akte einen Anlauf, aber eben der tragische Kampf zwischen dem festen Willen, das Angefangene durchzuführen, und dem Schmerze um sein Weib wird flach durch keinen einzigen energischen, originellen Zug, oder durch Risse, die in ein ungemeines Gemüth blicken lassen, das sich nur kärglich mit dem Ruhme der Festigkeit panzert, nirgends ein Exponent der Leidenschaft, sondern der Gemeinplatz des Herumschwankens, des Herumlehnens, Kopfhaltens, Aufseufzens ꝛc. . . . Eine einzige Nebenfigur wäre bald ein Charakter geworden, weil er, den wir seit dem ersten Akte schon vergessen haben, plötzlich sagt, er gehe nach Frankreich, da er nicht fürder der Ritter seiner Dame, der Königin, sein könne; denn seine Dame müsse rein sein wie sein Schild, diese Handlungsweise aber beflecke sie. (Es ist Lanzelot vom See.) Griseldis ist ein mittelmäßiges Stück, das ganz in die Klasse des poetischen Materialismus fällt.

Dies ist meine Ansicht und die meiner Freunde einstimmig. Warum es so gefällt, ist mir bis dato ein Räthsel, dazu muß

ich es einmal lesen. Zum Sehen werde ich mich nicht mehr entschließen können, da ich ohnehin schon so viel litt. Die Sprache erhebt sich nicht zum Idealen.

O Grillparzer! O Grillparzer!!!

Lebe wohl, Theurer, es ist heute schon zu spät, sonst schickte ich Dir einige Gedichte, wovon Du den Verfasser errathen solltest.

Ewig der Deinige.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, 8. Februar 1837.

Hast hübsch lange warten lassen, ich auch — — die Zungen, oder eigentlich nur eine, in schönen, rundlichen Scheibchen liegt sie auf dem Teller, Bier steht da, Tabak genug und Faschingsdienstagnacht ist's ohnehin, was will denn der Mensch noch mehr, um einem fernen Geliebten sehr zu schreiben und toll und zärtlich zu sein? Meine Werke werden alle in Briefen geschrieben, und ich beschwöre meine Freunde, bei denen die Kapitel ad mea opera omnia herum liegen, in denen ich witzig, verständig, schwärmerisch und Alles bin, nach meinem Tode Alles herauszugeben. Sonst fahre ich ab und bin kein Schriftsteller gewesen. Dein Blättchen freute mich recht herzlich, und daß ich Deiner Bitte nicht genügte, war doch einzig der Mangel einer allgemeinen Zeitung schuld, denn daß sie Colloredo hat, wußte

ich wohl, aber er war so selten da, und wenn, so sah ich ihn nicht, oder vergaß, und bei Lebzeltern dachte ich gar nicht daran. Kurz, mein Erbübel hatte mich wieder; ich wollte wohl sehr, aber kam nicht dazu. Was thatest Du denn mit jenem embrionischen, mißgeburtigen Bilde, das Du mir entführtest? Hast Du es noch, so verbrenne es, dann bekommst Du ein neues, dessen Gegenstand Du Dir selber bestimmen kannst, d. h. in so ferne er möglich ist. Aus unsern Alpen darfst Du so ziemlich die bedeutendsten Namen nennen und ich kann Dir genügen, da ich davon Skizzen besitze. Ich bin auch jetzt viel fleißiger, da ich einige Fortschritte machte und Fischbach bei mir war und mir Talent zusprach und mich aufmunterte, und mir Studien lieh, was mich in ein horribles Entzücken versetzte. Bei Lebzeltern wirst Du bei Deiner Zurückkunft nach Wien, die wir auf höchstens zwei Jahre definitiv festsetzen, wahrscheinlich einen großen Dachstein von mir finden, den ich zum Ansehen hingab, und von dem er durch Kner mir sagen ließ, daß er ihn zu besitzen wünsche. Stimmte nur die Hand mit meinem Herzen überein!!! Lauter Göttergröße und Zartheit und Glorie und aller Teufel wäre auf der Leinwand. Doch davon Punktum.

Programm über meine Schülerinen.

Sie sind bei weitem mehr, als ich ihnen bei meiner ersten Bekanntschaft zumuthete. Meine Schuld ist es nicht, wenn Du Dich jetzt rückwärts in eine von ihnen rasend verliebst, ich muß doch die Wahrheit sagen. Ich fragte wenig darum, was ich sie lehren soll, sondern fing auf eigene Faust an, sie zu bilden. Mit S. fing ich Geographie, Naturgeschichte, Diktandoschreiben, Briefstellen und Rechnen an, und in letzterem befriedigte sie mich so, daß wir jetzt in allem Feuer in einer compendiösen Algebra

begriffen sind, die sie recht artig versteht und mir die Beweise bündiger liefert, als es mancher Schüler that. Mit den beiden andern begann ich Seelenlehre, die ich jetzt für sie schriftlich verfasse, um sie ihnen als Andenken zu hinterlassen. Dann nahm ich die Grundzüge des Naturrechtes als Vorbereitung zu Rottecks Geschichte, in der wir jetzt sind. Diese und Physik, und Ästhetik (nach J. Pauls Vorschule, die sie entzückt) wechseln ab. Ich traf so guten Grund und Boden, daß sie Dinge verstehen und nota bene lieben, die ich Mädchen nicht zugetraut hätte, und nicht nur ich, sondern auch Rolph bemerken schon die Früchte an ihnen, was mich unsäglich freut. Ein liebes, treues, unschuldvolles Gemüth ist der Antheil Aller, und Rolph und ich sind summarisch in beide verliebt. Beide sind tausendmal besser, als ich selber, und ich liebe sie beide recht ausnehmend herzinniglich und freue mich allemal auf unsere Unterredung. Nur habe ich mir eine lächerliche Angst aufgeladen, nämlich, daß sie einem Manne zufallen, der sie nicht verdient. Es verfängt nichts, daß ich sie jede einem meiner Freunde zudenke, er erhält sie doch nicht, und auf jeden Fremden bin ich schon im Voraus eifersüchtig, und mag ihn nicht leiden. Überhaupt ist die ganze Familie recht offen und natürlich und gut, und ich und Rolph bringen manchen Abend sehr vergnügt dort zu.

Bei den Pepischen*) war ich öfters Abends, und fand halt immer wieder die liebe, herzliche Güte, Herzlichkeit und Seelenschönheit dieser Familie. Der alten Frau habe ich ihr Schweizerzimmer mit der Aussicht auf die Jungfrau gemalt, und dafür von ihr einen wunderschönen Meerschaumkopf erhalten. Wie

*) Haus des Grafen Joseph Gallenberg.

stehst Du denn mit Pepi? mit Adolf? mit Alexis? Ich bin Allen Briefe schuldig.

Lebe wohl und denke manchmal an einen Menschen, der voll Fehler und Irrthümer steckt, aber ein heißes Goldherz hat, und seine Freunde außerordentlich liebt.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 14. Juni 1837.

Glücklich wär' ich, wenn mir einer sagte, wann dieser Brief wird geendigt werden, oder ob er nicht das Schicksal zweier Vorgänger theilt, die begonnen, aber nie vollendet wurden, sondern nachträglich blos zerknittert, weil ich später ganz trefflicher schreiben wollte. In Schnelle werfe ich nur her, um Dich an der Schwelle zu gewinnen (denn ich antwortete wieder sehr lange nicht), daß für Dich ein Bild bereits fertig ist, und nur des Trocknens und Firnissens harrt, um sofort abzugehen. Du wirst schon zufrieden sein müssen, da meine Flügel noch zu kurz sind. nur denke Dir es nicht wieder gar gleich schlecht, sondern stelle es in Gedanken in die Kunstausstellung und lasse es gegen nur nicht gar bedeutende Notabilitäten nichts verlieren, so hast Du ungefähr seinen Werth. — — Elend bin ich heute zu Allem disponirt, deshalb sehe ich nicht ein, weshalb Du darunter leiden solltest.

Gute Nacht.

15. Juni. Guten Morgen. Sigmund!! ich habe einen tollen Gedanken, der köstlich ist: Du mußt . . . heirathen. Laß Dir nur Zeit, und sei später etwas betroffen, oder, was Du anders willst — aber lieber, theurer Bruder! sie ist ein herzliebes, grundlos reines Herz, und wär' ich 20 Jahre alt, so säße ich schon auf dem Kobenzl, oder Kahlenberg, oder in flüsternden Lauben, und machte Gedichte, die vor Liebeslust und Schmerz und Sehnsucht und Schwärmerei und Qual und Seligkeit schwöllen und überschäumten — und dennoch regt sich in meinem alten Herzen oft etwas, wenn ich sie mir so gegenüber sitzen sehe mit dem treuen, guten Auge, es regt sich etwas, wie wehmuthsvolles Nachklingen von frommen Frühlingskinderglocken — und ich bin auch wieder gut und glühend, wie dereinst, als noch ein Wald von schönen Blumen aus meinem Innern aufwuchs und ineinander duftete — — gebärde Dich nicht kläglich, ich bin nicht verliebt in sie, und wäre ich es, so bisse ich mir eher die Zunge ab, als sie davon eine Ahnung bekäme, deshalb war mir Deine Warnung, „auf meiner Hut zu sein", sehr lächerlich. Du kennst mich doch noch wenig, wenn Du glaubst, ich hätte so wenig Gewalt über mich. Aber Du bist unter allen Menschen der beste Mann für sie. Sie weiß sich selber nicht zu helfen, darum braucht sie ein schonendes Herz, ein sanftes, aber ein hohes auch, und ich glaube gewiß, ein höheres, weil ich sie dahin bilde — und um ihr gutherziges, zutrauendes Gemüth zu lohnen, muß gerade Deine Innigkeit zu ihr treten, und sie dort empfangen, wo ich sie muß stehen lassen, um sie der humanen Schönheit des Geistes immer näher zu führen, und dann kannst Du Dir eine Geistesgattin in ihr ziehen, die jung und herrlich bleibt bis in ihr 90stes Jahr.

Ja, selber dann, wenn ich sie selbst liebte, würde ich doch

sagen: Nimm sie, und liebe sie recht, denn Dein Herz ist besser und klarer, als mein wildes, humoristisches — und nicht Du, und nicht sie, und gar kein Mensch würde es je erfahren, was in mir vorgegangen wäre, aber NB. es ist nicht, sondern ich liebe sie und die andern wie Schwestern, deshalb müßte ich einen zerreißen, der einmal meine zarten Blumen mit zwei rohen Fäusten in seine Wohnung trüge. Sed de hac re punctum!!

Aber was noch weiter anderes?

Gar nichts, als dies noch. Ein Rahmen mußte auf das Bild sein, da die letzte Hand im Rahmen erst daran gelegt werden kann, da ein Rahmen ferner so ziert, daß Du das Bild erst sammt demselben zu sehen bekommst, und da endlich die Verpackung ohne Rahmen fast nicht angeht. Ich bestellte einen nach der jetzigen Art mit Eckarabesken und breit, aber flach, und Du wirst gewiß nicht böse sein, wenn ich Dich um Vergütung desselben bitte, da Du ja weißt, daß alles andere ich mehr habe, als Gulden. Lege daher einmal 5 fl. C.M. an mich bei; denn das wird er kosten, da er die Hälfte an Volumen des Lebzelternschen beträgt, welcher 12 fl. C.M. kostete, und ich werde mich beeilen, die im Rahmen nöthigen Verbesserungen anzubringen, und Dir das Produkt zusenden.

Lebe wohl und schreibe bälder, als ich.

An Sigmund Freiherrn von Handel.

Wien, am 20. September 1837.

Recht hast Du, wenn Du Dir allerlei Unvortheihaftes denkst — aber du hast doch wieder nicht Recht, weil es doch nicht wahr

ist. Der unglückselige Vergolder ist an Allem Schuld. Als ich Dir schrieb, versprach er schon, daß längstens in 14 Tagen der Rahmen fertig sei. Zum Unglück bekam er eine unermeßliche Kirchenarbeit für die evangelische Kirche und ließ deshalb alle Currentien liegen, — jedoch mir verhieß er von 14 zu 14 Tagen den Rahmen, weil er fürchtete, daß ich ihn sonst wo anders machen ließe. Dies hatte mehreren Zorn zur Folge, und noch etwas anderes. Dammarafirniß läßt sich leicht mit den Fingern durch Reiben wegnehmen, deshalb kann man ja leicht eine Luft, die zu licht gehalten ist und überhaupt dies und jenes hat, was einem nicht gefällt, von dem Firniß befreien und sie selber mit Terpentin und Bimsstein wegreiben. Scher und Roche kamen just dazu, als ich's that. Freilich viel schöner war die neue Luft, die statt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felsen, die nun wie Koth in die reine, klare Luft standen! es konnte unmöglich so bleiben, - darauf zu malen macht nur Alles dick und patzig, also mußten auch die Felsen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder — — Alles zu matt!! — — Kurz, ich kam in die lächerliche Nothwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben, und ein neues, nämliches, besseres darauf zu malen. — Besser ist es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort ist und der neue noch nicht da. Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe. Gebe nur Gott, daß, wenn ich von den Ferien, die ich in Hadersdorf verlebe, zurückkomme, der Rahmen auch fertig und da ist. Was nützt es, wenn es Scher gut findet, wenn mir immer wieder neue Colorite einfallen, die so schön im

Kopfe sind und wie oft so elend auf der Leinwand im Konflikt mit andern. Sei froh, Lieber, daß Dir der Teufel kein solches Ei in die Wirthschaft legte, das man dann nicht ausbrüten kann, oder statt lustiger Vögel kriechen Frösche aus. Aber brütet denn nicht unsere ganze Cotterie? Welche nette Igel brachte nicht schon Pepi aus? Brenner? Du? Alle?? Thaten, Adler — ja — aber sind's Windeier, oder ganz anderer Gattung, oder fehlt die rechte Brütigkeit, oder die Ausdauer, oder aller Teufel? — — Dieser Tage habe ich wieder mehrere gute Vorsätze angefertigt, die gerathen mir allemal sehr gut. — — Lebzeltern habe ich schon lange nicht geschrieben, da ich eine Reise ins Pinzgau vor hatte, aber um das bestimmte Reisegeld betrogen wurde, und dann um Ferienurlaub bat, um wenigstens die Waldpartien des Wienerwaldes aufzunehmen, zu zeichnen, zu malen, zu studiren. Ad vocem studiren muß ich Dir melden, daß ich sehr fleißig — — Forstbotanik studire, weil man sich sehr um mich annimmt, daß ich die Kanzel in Maria-Brunn bekomme. Sie enthält Physik und Chemie und Forstbotanik als Soll und 1500 fl. als Haben. Wenn's gelingt, so jauchze ich!! Einen Concurs will ich machen, dem nichts mangeln soll, — wenn nur nicht wieder der alte Satan eine größere Protektion daherführt, die sich auf wen andern als mich bezieht, oder sonst ein Malheur, z. B. daß ich gerade am Concurstage an der Cholera sterbe, oder eben gesunde — oder daß der Himmel einfällt oder der jüngste Tag ist — ich bin auf die sonderbarsten Unfälle gefaßt, und passe darauf, daß mir das Fatum etwas tückisch ist, und sich mit Hindernissen rüstet. — Oben sagt' ich „studiren", nämlich Landschaften — — ja — sagt' ich Dir nicht, das Fatum laure? Der Himmel ist stets wolkig, und noch dazu so langweilig, grau-

schuppig, daß kein handgroßes Fleckchen desselben malerisch ist. Die Zeichnung kann ich ohnehin, und Colorit ist heuer gar keines. Über die grauen Schindeldächer, die im Glase meiner Fenster stehen, steigt ein Stückchen grauer Wald, dann fängt der graue Himmel an, und längs der Dächer wallt zeitweise im kalten Winde dünne ein grauer Rauchstoß, eine Trauerweide, die grau ist, regt ihre Zweige zum öftern, als klaubte sie dieselben im Traume durcheinander.

Nun lebe wohl — daß ich ein Narr bin, weißt Du ohnehin, daß ich ein Narr voll unsäglicher Liebe zu Dir und den Andern des gewesenen Rundkreises bin, wirst Du ja doch endlich auch wissen — — daß ich ferner ein Narr bin, der sich nur ein einzig Mal recht überschwenglich mit universumsgroßem Herzen werfen möchte an ein eben solches unermeßliches Weiberherz, das fähig wäre, einen geistigen Abgrund aufzuthun, in den man sich mit Lust und Grausen stürze — und eine Trillion Engel singen hörte — Jesus Maria! ich könnte mich mit ihr Arm in Arm in den Niagarafall stürzen — — — aber sie sind Gänse, die derlei für Fantasterei ausgeben — und bei Ypsilanti nette Schmiseln kaufen.

Lieber, fürchte nicht, daß ich überschnappe, und denke Dir mich recht heiter und gutmüthig — aber das Herz thut mir doch immer leise weh.

Schreibe mir bald, das Bild bekommst Du gewiß und gewiß kein häßliches.

1841—1845.

An den Grafen Johann Mailáth.

Wien, 6. März 1841.

Ich gebe mir die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich zwölf Dukaten von Ihnen als Ausgleichung des Honorars für die „Feldblumen“ erhielt. Was Ihren Wunsch der Übersendung des Wildschützen anlangt, sehe ich mich in der schmerzlichen Nothwendigkeit, Sie um einen kleinen Aufschub angehen zu müssen. Das Manuscript lag am 15. Jänner bereit, wo ich Sie erwartete, und da ich es immer in Händen hatte, fing ich daran zu feilen und zu wirthschaften an, so daß zuletzt die Sache in eine völlige Umarbeitung ausartete, und in dieser stecke ich nun mitten drinnen, so daß weder der neue Theil, noch der alte übersendet werden kann. Nach meiner Zeiteintheilung werde ich bis halben April fertig, jedoch mit gutem Gewissen und auf Ehrenwort getraue ich mir nur zu versprechen, daß es am 1. Mai 1841 auf die Post wird gegeben werden. Von der Censur wird nichts zu fürchten sein, denn es ist kein anstößig Wörtlein darinnen — und die Zeit, die mir noch gegönnt ist, kommt dem Werke zu Guten; denn ich will die unverdient günstige Beurtheilung der „Feldblumen“ in hiesigen Blättern erst

zu rechtfertigen suchen, da ich die Fehler der Unruhe und theilweisen Haltlosigkeit, die darin waren, recht gut einsehe, obwohl mir's niemand sagte, und sie im nächsten vermeiden will. Es dünkt mich, der Hochwald (so will ich es statt Wildschütz heißen) gehe im milden Redeflusse fort, ein einfach schön Ergießen, ohne dem koketten Herumspringen, das mich in den Feldblumen ärgert. Ich bin so kindisch, daß mich der Hochwald stellenweise selber rührt und freut. Wäre die Kraft, wie die Liebe, so könnten aus meiner Feder nur Meisterwerke kommen — aber . . . . . ut desint vires . . . . . .

Sie werden mit einem Menschen nicht ins Gericht gehen, der ein gutes Herz in die Welt hineinschwärmt, ohne ein Göthe zu sein, der sein Gold rein, schön, unbegreiflich im breiten Zauberflusse strömen lassen könnte, keine falsche Ader und kein Stäubchen drinnen, so den Glanz stört.

Antworten Sie mir, daß Sie mit dem 1. Mai zufrieden sind, damit ich auch zufriedener arbeiten kann. Ich schließe mit Dank für das Übersendete.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 21. Juli 1841.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesen Zeilen behellige, es betrifft unser Unternehmen „Wien und die Wiener". Stelzhammer, Langer und ich sind zusammengetreten, und beschlossen das Werk zu liefern, und zwar in je 14 Tagen zwei Bogen, allein da Stelzhammer nun durch Umstände veranlaßt wird, von hier fort zu reisen, und einige Monate abwesend zu sein, so übertrug er seine Verpflichtungen auf mich, und dies ist es eigentlich, was ich Ihnen anzeige, um Sie zu fragen, ob Sie nichts dagegen haben. Ich würde also die Redaktion und Ordnung der Stoffe über mich nehmen, Stelzhammer und Langer senden ihre Beiträge an mich ein, ich lese sie, und gebe sie dann an Prandel bei Gerold ab, dieser, glaube ich, hat die zweite Abschrift zu bestellen, und die Censur zu besorgen. Wir haben die ersten Nummern von Reiberstorffer gelesen und sind da auf Schwierigkeiten gestoßen, er scheint keinen Plan gehabt zu haben; denn so wie er anfängt, tödtet er das Buch und den Leser, ehe er zu dem fünften Bogen gekommen ist. Lauter solche einzelne Figuren würden, selbst wenn sie viel besser und markiger wären, die Sache eintönig und seelenlos machen. Wir entwarfen daher einen Plan, und wenn die Ordnung so möglich wäre, so würden wir Sie bitten, selbst mit Unkosten, dieselbe so zu stellen, wie wir es angaben, weil

dadurch das Buch gewinnen muß. Daß der Umschlag ein anderer werden muß, ist natürlich, da noch Reiberstorffers Ankündigung darauf steht — ferner kann ja das Buch nicht plötzlich mit einer einzelnen Figur, und noch dazu mit der kläglichen eines Ladendieners beginnen, hat denn Wien nichts Größeres, Massenhafteres? Wir meinen daher, daß die Ordnung die sein sollte: 1) Vorrede und Einleitung von Stelzhammer, dann folgt ein Aufsatz von mir: Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes, wo dem Leser das Tableau der Stadt auseinander gerollt wird, dann kommen die Aufsätze und zwar zuerst massenhafter, dann einzeln die Sache behandelnd, und da würden die Nummern des Herrn Reiberstorffer eingelegt werden. Stelzhammer sagte mir, daß Sie an Herrn Reiberstorffer schon Honorare anticipando gegeben haben, was freilich die Sache etwas verschlechtert; denn sonst würden wir stimmen, daß die Aufsätze ganz wegblieben; denn sie sind sehr seicht. Fast noch schwächer ist die erste Probe von Herrn Langer ausgefallen, der Mann scheint noch viel zu jung für solchen Stoff zu sein. Da wir, d. h. Stelzhammer und ich, uns der Sache hingaben, so fordert es schon unsere Ehre, daß wir für gute Aufsätze sorgen, daher bitten wir uns die Befugniß aus, jedes zurückweisen zu dürfen, was schwach ist. Dies wird nicht hindern, daß Sie alle 14 Tage zwei Bogen bekommen. Da Sie ein liberales und ehrenhaftes Honorar zusicherten, so dürfen Sie auch etwas fordern, und wir wollen unsere Namen auch nur in ein gutes Werk setzen. Für Stelzhammer und mich kann ich bürgen, daß Sie keine schwachen Arbeiten bekommen, Langer muß sich sehr bessern, sonst dürfte er gar nicht annehmbar sein.

Ich wiederhole noch einmal die Bitte, die Aufsätze so folgen lassen zu wollen, wie sie Ihnen numerirt zukommen werden, und schließe dies Schreiben mit der Versicherung, daß wir unsere Verbindlichkeit pünktlich erfüllen werden.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 28. Juli 1841.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen schon wieder mit einem Schreiben lästig fallen muß, aber die Sachlage zwingt mich dazu. Sie werden sich erinnern, daß Sie mir bei Ihrem letzten Aufenthalte in Wien versprachen, mir am 17. Juli 100 fl. C.M. zu senden und zwar auf Rechnung des Manuscriptes „Der Hochwald", und daß Sie sich zu diesem Zwecke meine Adresse notirten. Da Sie mir Ihr Wort gaben mit dem Zusatze, ich dürfe mich darauf verlassen, so muß ich glauben, daß ein von Ihnen unabhängiger Zufall das Schreiben, worin Sie mir vielleicht eine Anweisung sandten, betroffen habe; denn ich habe bis heute, d. i. am 28. Juli, noch nichts erhalten. Am 21. Juli hatte ich, wie ich Ihnen sagte, eine Zahlung, und kam daher in sehr große Verlegenheit, da ich mit ruhiger Zuversicht bis auf den letzten Augenblick wartete. Auf Ansuchen wurde mir eine Zeit bewilliget, und zwar bis auf den 7. August. Ich ersuche Sie daher auf das freundschaftlichste, mir jene Summe

zukommen zu lassen; denn ich käme in eine Verlegenheit, deren Folgen ich nicht bemessen kann, da ich auf Ihr Versprechen baute, und nun nicht in der Lage wäre, mir augenblicklich zu helfen. Ich that im vorigen Jahre der Iris den Gefallen und arbeitete Tag und Nacht an den „Feldblumen", weil mir Graf Mailáth sagte, daß ein großer Artikel gestrichen wurde, und daher die Iris die „Feldblumen" benöthige. Ich erwarte daher auch, daß meine Bitte berücksichtigt werden möge, wie Sie es auch bereits gethan haben. Da ich, wie natürlich, in großer Unruhe schwebe, so bitte ich Sie schönstens, mir auf dies Schreiben mit umgehender Post zu antworten, und mich zu beruhigen. Ohne höchster Noth hätte ich die Bitte nicht gethan und werde sie auch in Zukunft nicht wieder thun; denn meine Sache ist es nicht, unbescheiden zu sein.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 2. August 1841.

Es scheint, als sollten wir durch fortlaufende Mißverständnisse gar nicht aus unserer Correspondenz herauskommen, indeß hoffe ich, wird dieses Schreiben Alles lösen, in so fern es sich überhaupt lösen läßt.

Wenn sich ein Mann übereilt, und einen andern falsch beurtheilet, aber den Fehler einsehend dann sagt: Herr, ich habe Ihnen Unrecht gethan, vergeben Sie es, so wird der andere in

der Regel befriedigt sein — und, so scheint es, muß ich zu Ihnen sagen; denn Sie müssen zwei Briefe auf einmal von mir bekommen haben*), wovon der eine im höchsten Zorn geschrieben war und sogleich auf die Post gegeben wurde, der andere etwas später bei schon ein wenig kühlerem Kopfe. Sind Sie dadurch beleidigt worden, so kann ich nur sagen: Vergeben Sie es; denn ich ging von einer falschen Voraussetzung aus, die sich durch Ihr am 30. Juli Übersendetes löste — aber ich darf mich doch auf Sie selber berufen, daß Sie mir zugeben mögen, wie nahe diese Voraussetzung lag, da mit einem Schlage zwei eingegangene Verbindlichkeiten nicht erfüllt wurden. Es ist möglich, ja, es ist mir jetzt klar, daß Ihnen die Sache unter einem ganz andern Gesichtspunkte erschien, als mir, der ich einfach hoffte, daß das Contrahirte, so wie es eben contrahirt wurde, auch in Erfüllung gehe. Es war mir im allerhöchsten Grade schmerzlich, als ich heute früh die 100 fl. bekam; denn es sollte durchaus nicht den Anschein gewinnen, als sei es diese Sache, die mich so afficirte; denn obwohl ich das Geld dringend brauchte (denn sonst hätte ich ja die Bitte gar nicht gethan), so fand ich doch einen Freund, der es mir vorstreckte, und ich wußte auch, daß er es thun werde: aber weitaus empfindlicher war es mir, und dies erregte eigentlich meinen so heftigen Affect, daß der „Hochwald" heuer nicht erscheinen solle. Ich hoffe, nein, ich weiß es, daß diese Dichtung ein großes Aufsehen machen müsse, ich habe meine Pläne darauf gestellt, sie wurde von G. Mailáth für heuer nicht blos bestellt, sondern auch für heuer angenommen, alle Welt weiß es hier, und nun erscheint sie nicht, ich bin compromittirt, und bin

*) Einer fehlt.

im Erscheinen meines Namens unterbrochen, denn jedermann erwartet ihn wieder in der Iris, und habe sonstigen Schaden, da ich um ein Jahr verrückt bin. Der Gedanke ist mir so unleidlich, daß er mich verfolgt und für alle Arbeit untüchtig macht; denn ich habe keine Liebe zu einer Sache, wenn ich nicht darauf rechnen kann, daß sie so erscheint, wie es contrahirt wurde. Ich bin daher genöthigt, noch immer auf dieser Forderung zu bestehen, daß der „Hochwald" in der Iris 1842 erscheine. Wahrscheinlich ist es so, daß Sie, obwohl Sie wußten, daß meine Novelle komme, sich doch im Raume verrechnet haben, das ist nun freilich übel, aber nirgends meine Schuld, da G. Mailáth bei Übergabe der Erzählung selbe für 1842 annahm, was außerdem, daß es geradezu gesagt wurde, noch aus dem Umstande erhellet, daß G. Mailáth wieder eine für 1843 bestellte, ja sogar sich anfragte, ob schon viel davon fertig sei, was auch bereits der Fall ist. Wenn die Aufnahme des Hochwaldes bereits mit Opfern verbunden wäre, so ist das nicht meine Schuld, aber ich erbiete mich sogar, einen Theil davon zu tragen, wenn er nicht meine Kräfte übersteigt, und ein Theil, denke ich, wird sich auch dadurch vergüten, daß sich der „Hochwald" gewiß empfehlen wird, so daß man seinetwegen das Buch nehmen wird, und daß auch in Zukunft mein Name dem Buche einige Abnehmer mehr zubringen wird; denn das weiß ich mit Gewißheit, daß diese Dichtung innig und warm ist, und warme Herzen ergreifen muß, und das weiß ich auch, daß sie, außer Tieck, keiner schreiben kann. Man mag mir das als Eitelkeit ꝛc. . . auslegen, aber ich denke so: der Mann, der sich fühlt, weiß was er taugt, er kennt die Reihe unter sich, aber auch die über sich, nur der Tropf weiß das nicht, und erkennt meistens keinen über sich. Es

wäre mir schmerzlich, wenn ich die Iris, die so viele schöne Hoffnungen erregte, verlassen sollte, und nicht mehr in dem Kreise so schöner Namen, die sie schmücken, erscheinen, aber ich müßte es doch thun, da mich ganz gewiß die Liebe hiezu verlassen würde, und ich kann meine Sache nie anders, als nur mit der innigsten Liebe machen.

Ich bitte daher, suchen Sie es möglich zu machen, daß auch diese Verbindlichkeit in Erfüllung gehe, ich will dann auch in Bezug des Buches „Wien und die Wiener" Alles thun, was meine Kräfte vermögen; denn ich halte hierin immer Wort, wie es auch bereits geschah, daß ein Mitarbeiter sein Contingent nicht fertig hatte, und ich sofort hinsaß und Tage lang schrieb, bis ich selber den Mangel ergänzt hatte. Da noch Raum ist, so will ich gleich denselben benützen, um auch hierüber meine Ansicht zu sagen. Es ist so schon recht, wie Sie vorschlagen. Es werden zwei Bogen Einleitung erscheinen, und dann folgt das von Reiberstorffer, und dann die andern Aufsätze. Den Ihnen empfohlenen Langer bin ich genöthigt zurückzuweisen; denn die Sachen sind viel schaler als Reiberstorffers, ich wollte gewissenhaft sein, und ließ sie verschiedene, selbst sehr untergeordnete Personen lesen, aber allen waren sie fade. Daß die Dinge allgemein verständlich und humoristisch sein müssen, haben wir wohl gewußt, und es sind die Aufsätze auch so gehalten. Eine Bedingung bin ich so frei, vorzuschlagen, die die Sache bedeutend fördern dürfte, nämlich, wenn Sie das Honorar hier irgendwo anwiesen, daß es gleich mit Übergabe des Manuscriptes empfangen werden könnte. Der Grund ist, weil jeder emsiger arbeitet, wenn er den Tag, wo er das Geld bekommt, von sich abhängig machen kann, und nicht erst die Censur abwarten muß. Mir ist es einerlei,

aber es sind zwei, und zwar gute Mitarbeiter, von denen ich gewiß weiß, daß diese Anspornung helfen wird.

Ich wiederhole meine Bitte um Vergebung meiner Heftigkeit und die um Aufnahme des Hochwaldes.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 28. Dezembe 1841.

Am 12. Dezember erhielt ich 140 fl. C.M. von Ihnen in einem Wechsel an Herrn Philippi, der ihn mir am selben Tage noch auszahlte. Ich sende in diesen Zeilen die vierte Rechnung in Bezug auf: „Wien und die Wiener".

Für den Rest des Honorars für den „Hochwald" per 80 fl. C.M., der mir von Ihnen in einem mit obigen 60 fl. C.M. gesendet wurde, sage ich meinen herzlichen Dank, aber noch einen herzlicheren sage ich Ihnen für die freundlichen Worte der Anerkennung, die Sie dem Honorare für den „Hochwald" beigegeben haben. Mich freute es recht innig, und da ich selber recht wohl durchdrungen bin von Erkenntniß der Fehler, die im „Hochwalde" sind, so glaube ich meinen Dank für Ihre Anerkennung nicht besser aussprechen zu können, als wenn ich das für die Iris 1843 bestimmte mit solcher Liebe und Umsicht mache, daß es den „Hochwald" übertreffe. Ich versprach es dem Grafen v. Mailáth am 31. Dezember, aber diesmal war ich mit dem besten Willen nicht im Stande, es zu leisten; denn drei Monate war meine

Frau sehr schwer krank, was mich, da ich sie außerordentlich liebe, so occupirte, daß ich nicht so heiter und ruhig arbeiten konnte, weshalb ich auch alle für die „Wiener" bestimmten Aufsätze zweimal machte, daher ich mit der Erzählung „die Narrenburg" für die Iris 1843 nicht fertig bin. Am 1. April 1842 werde ich sie auf die Post geben, und sie wird, wenn es Ihnen nicht zu groß ist, vier Bogen nicht überschreiten. Ist dies zu groß, so bitte ich, es mir mit Umgehendem zu melden, obwohl ich aufrichtig sage, daß ich mich im kleinen Raume etwas unbehaglich bewege, daher auch unter allen meinen Sachen die größeren die besten sind.

Ich werde auch an Herrn Grafen Mailáth in der Sache schreiben. Schließlich noch eine Bitte: Wenn Sie mir drei Exemplare der Iris für 1842 unter der Bedingung geben könnten, daß der Betrag derselben pr. 15 fl. C.M. von dem nächsten Honorare für den Beitrag zur Iris 1843 abgezogen würde, so thäten Sie mir einen sehr großen Gefallen; denn ich möchte dieselben gerne in die Gegend des Hochwaldes schicken, wo ich Freunden eine große Freude mache, aber die großen Auslagen für die Krankheit meiner Frau erlauben nicht, daß ich jetzt 15 fl. zu einem Geschenke auslegen kann.

An Ludwig von Collin.

Wien, am 11. März 1842.

Erschrecken Sie nicht, es ist kein Unglück geschehen, daß Sie diese Schriftzüge sehen, sondern ich habe mich blos niedergesetzt, und tunke ein (Jean Paulisch zu reden) und schreibe an Sie einen Brief. Ich hätte eigentlich schon fünf geschrieben, wenn nicht das Federnschneiden wäre, und das Hinsitzen und Eintunken und dann das Buchstabenverfertigen — diese schleppenden, schleichenden Blöcke fressen einem die schönsten Briefe hinweg, die man sonst geschrieben hätte, und so bleibt einem armen Teufel nichts übrig, als an den entfernten Freund recht wacker zu denken. Dies that ich denn in Bezug auf Sie auch redlich genug, und wenn Sie mir's nicht glauben, so ist ja eben dieser Brief ein Beweis davon, da Sie wissen werden, wie ungerne und selten ich einen Brief schreibe. Aber da komme ich vor lauter Einleitung nicht zur Sache. Also: „Wie geht es Ihnen denn in der Schweiz, wie entbehren Sie Wien — Sie Glücklicher, daß Sie nicht mehr in diesem Civilisationsknopf leben müssen! Freilich wäre es meiner Meinung nach besser gewesen, wenn Sie zur Gesandtschaft nach Texas gekommen wären — aber Sie sind leider in der Schweiz lieber. Es ist Ihre Pflicht, mir einmal einen langen Brief zu schreiben, ein Stück Biographie, nämlich von jenem Abend an, als wir im Bürgerspital ade sagten, bis zu dem Augenblicke, als

Sie schreiben: „Im Übrigen verharre ich ꝛc." . . Daß Sie gesund sind und Klavier spielen, auch schon Ausflüge machten, weiß ich, wie es sonst mit Ihnen steht, hoffe ich bald zu erfahren, und somit gehe ich zu einem andern Gegenstande über, von dem Sie vielleicht auch ein bischen wissen möchten, nämlich auf mich selber. Welche äußere Veränderung sich neulich mit mir ergeben habe, wissen Sie durch die Ihrigen bereits — innere begaben sich leider keine, d. h. ich möchte immer gerne herrliche Sachen machen, aber wenn sie fertig sind, so sind es wieder der alte Strumpf, an dem ich nun schon 36 Jahre stricke — und wenn auch parteiische Freunde sagen, Garn und Arbeit werde nun respektabler, so weiß ich doch, daß es nicht wahr ist, allein der ärgste Betrüger bin ich selber; denn ich mache mir weis, nächstens wird es schon ganz auserlesen werden — und so schleicht sich's fort. Einen himmlischen Plan habe ich ausgeheckt. Da ich nun auf ziemliche Arbeiten Bestellungen erhalten habe, nämlich zu kratzen und zu patzen, so dachte ich mir, dies könne ich ja so gut zu Rom als zu Wien thun, und darum werde ich gewiß einmal mit einigem ersparten Gelde nach Rom gehen, und dort der Jahre einige sammt Gattin verleben. Gehen die Arbeiten dort gut, so muß Neapel und Sizilien an die Reihe. Ihre Mutter war neulich heftig gegen den Plan, weil sie meinte, ich gehe schon ungesäumt davon, und werde dort sogleich erhungern, und dies wäre für meine Frau sehr unangenehm, und je mehr ich es ihr zu beweisen suchte, um so eher erhungerte ich. Daß ich die ewige Stadt sehen und fühlen muß, daß ich das Meer, Italien und den Süden sehen muß, werden Sie am ersten begreifen; denn sonst müßte ich ja gar nach Spanien gehen oder in die Türkei. Ich bin sehr fleißig, sehr lustig und sehr gesund. Meine Frau ist

jetzt sehr wohl, und grüßt Sie viele hundert Mal. Gebe der Himmel, daß Sie diese Zeilen recht heiter und glücklich treffen mögen, und senden Sie mir sehr bald eine viel längere Antwort, als dieser Brief ist. — Die Bilderausstellung ist vor der Thür, sonst schriebe ich noch viel mehr, und in Bälde werde ich wieder ein Sendschreiben an Sie erlassen.

Leben Sie recht wohl und denken Sie zuweilen in Liebe und Güte an Ihren unveränderlichen Freund.

An Huslav Hechenast.

Wien, am 21. Juni 1842.

Ich danke recht schön für Ihre Güte, wovon Sie mir in Ihrem letzten Schreiben wieder einen Beweis gegeben haben, ich werde in jeder meiner Arbeiten bemüht sein, meinen Dank thatsächlich zu beweisen. Die Arbeit für die Iris 1844, wozu mich Graf Mailáth in einem Schreiben eingeladen, wird gewiß bis im Jänner 1843 fertig sein, nur die Krankheit meiner Frau hatte mir heuer so viel Zeit und Disposition geraubt. Vielleicht gelingt denn doch einmal das Meisterstück, was mir Graf Mailáth immer zumuthet, und was bis jetzt immer nicht gelang.

Anliegend folgt das Recepisse, gegen das Ihnen das Bild vom Pester Kunstverein ausgehändigt werden wird. Sollte es nicht mehr in den Katalog kommen, wie der Spediteur vermuthete, so ist die Veränderung schuld, die ich anbrachte, und die

dem Urtheile der Kenner nach dem Bilde noth that, dann mußte es gut trocknen und gefirnißt werden; denn ich hätte es um keinen Preis ungefirnißt noch einmal vor ein Publikum bringen mögen, weil es ihm in Wien schon Schaden that, zwar nicht bei Kennern, aber doch bei andern. So war z. B. ein Herr bei mir, der es gefirnißt sah, NB. er ist selbst ein Dilettant und ein Liebhaber, der sagte: „Schade, daß dieses Bild nicht in der Ausstellung war, es müßte Aufsehen gemacht haben." Gebe nur Gott, daß es in Pest tief genug und in hellem Lichte hängt. Sollten an der Oberfläche des Glanzes matte Stellen werden, so lassen Sie einmal bei Gelegenheit noch eine leichte Schichte Mastixfirniß darüber geben.

Für die „Wiener" arbeite ich selber fleißig an den Bildern, auch liegen schon welche bei der Censur, ich hoffe in zehn Tagen ein Paket expediren zu können.

Wenn Sie im Juli herauf kommen, werde ich auch über ein literarisches Projekt mit Ihnen sprechen, von dem ich recht viel erwarte, während gar nichts dabei gewagt ist.

Wenn Sie zufällig Graf Mailáth sehen, so bitte ich ihn schönstens zu grüßen, ich werde ihm selber über seine Kritik der „Narrenburg" schreiben. Sie hat mir unter allen seinen Bemerkungen über meine Arbeiten am meisten eingeleuchtet. Noch einmal viel Dank.

An Gustav Hechenast.

Wien, am 8. Dezember 1843.

In Erwiederung Ihres Geehrten melde ich Ihnen, daß mir die fertigen Bogen der „Studien" zugestellt worden sind. Ich danke Ihnen auf das Herzlichste, daß Sie das Buch so schön machen, es gefällt mir außerordentlich, auch die Vignette, der Haidebube, wird wunderschön, ich sah sie nicht ganz fertig, aber doch genug, um damit vollkommen zufrieden zu sein. Morgen wird sie fertig. Sollte Axmann mit dem Stiche nicht leicht zu bestimmter Zeit fertig werden können, so könnte ja die zweite Zeichnung Geigers von jemand anderem zur selben Zeit gestochen werden, als die erste unter Axmanns Händen ist. Ich werde Ihnen darüber berichten. Durch Prandel erhalten Sie einen Theil der Manuscripte der Studien, nur bitte ich, da ich vergessen habe, unter den Titel „Narrenburg" 1841 und eben so unter den Titel „die Mappe ꝛc." 1841 setzen zu lassen, weil unter den ersten gedruckten Titeln auch die Jahreszahl steht. Lesen Sie die Manuscripte, ich glaube, daß Sie zufrieden sein werden. Das folgende wird diesem gleich sein.

In Bezug der Novelle für die Iris dürfen Sie außer aller Sorge sein. Bis 14. d. M. ist das Manuscript der Studien fertig und wird copirt, während dem revidire ich den „Hagestolzen" und denke bestimmt um Neujahr, vielleicht eher, fertig zu

sein. — Über L. G. Neumann kann ich Ihnen eigentlich nichts Ausführliches sagen, als daß mir alle Gedichte, die ich von ihm bisher gelesen habe, als sogenannte hübsche Gedichte vorgekommen sind, aber sie haben mich nicht erwärmt, da sie nur bekannte Phrasen enthielten. Wenn Sie mir etwa dieselben mittheilen wollen, so würde ich sie lesen, und Ihnen aufrichtig meine Meinung sagen. Nordmann hat aus Troppau an mich geschrieben, ich möchte Ihnen einen Band „Lieder der Nacht" empfehlen, die er geschrieben hat, allein da ich die Lieder gar nicht kenne, so kann ich weiter nichts thun, als Ihnen die Sache anzeigen, damit Sie den Sachverhalt kennen, wenn er sich mit den Liedern an Sie wendet.

Am Schlusse hinkt noch eine Bitte nach, die mir freilich sehr unangenehm ist, aber erfüllen Sie dieselbe auch nur, wenn es sehr leicht sein kann, nämlich senden Sie mir auf Rechnung der Studien 50 Gulden, ich stehe sehr darauf an. Ich weiß nicht, wie man es bei M. mit mir hält, aber zu der Zeit, wo es sein sollte, und ich darauf rechnete, bin ich nicht ausgezahlt worden, und es sind nun schon vierzehn Tage darüber. Daß ich darüber nichts sage, versteht sich von selbst, aber ich leide darunter, und wende mich daher an Sie. Gewissermaßen sind ja die Studien selber daran schuld, da ich seit meiner Zurückkunft sonst gar nichts vornahm, ja sogar alle bestellte Malerei liegen ließ. — Was ich von Neumann sagte, bitte ich geheim zu halten, da man sich nicht leicht einen größeren Haß zuziehen kann, als wenn man junge Dichter verletzt. Ich habe bisher jede Polemik vermieden, aber daß ich in einem Falle, wie der gegebene, meine ehrliche Meinung sage, ist ja ganz klar. Die Kindererzählungen ruhen für den Augenblick, bis die „Wiener", die „Studien" und der

„Hagestolz" in die See gestochen, dann athme ich ein wenig freier, und arbeite an meinen Abenden daran fort. Ein Schauspiel muß ich morgen machen: „Der scheußliche Riese Scharmak, oder der Sieg der Amazonen", ein Ritter- und Amazonen-Schauspiel in einem Akte. Die Kinder bei Hofarchitekt Koch werden es am heiligen Abende aufführen, und da sind sieben Mädchen, die alle Rollen haben wollen, der Cousin ist der Riese. Es wird sich wohl selten ein Dichter rühmen können, daß er in einem Tage ein Drama gemacht hat.

Mit meinen besten Wünschen zum Jahreswechsel und mit der Bitte um baldige Antwort schließe ich dieses lange Schreiben und versichere, daß ich stets sein werde Ihr ergebener und aufrichtiger Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 17. Juli 1844.

Ich muß Ihnen einen langen Brief senden. Zuerst von Ihren Angelegenheiten. Beifolgend sind neun Druckseiten „Hagestolz". Der Setzer soll nicht erzürnt sein, ich muß so klein schreiben, damit er viel bekommt. Dieser Tage her waren alle möglichen halb und ganz verschollenen Freunde in Wien und bei mir, dazu noch gerichtliche Angelegenheiten vom Hause. Sie haben keinen Begriff, wie ich in Wuth war, daß mich Alles abhielt. Jetzt aber bin ich so frei, daß mir fast der ganze Tag zu

Gebote steht. Morgen Abends gebe ich ein folgendes Blatt auf die Post, und längstens nächsten Dienstag das Letzte. Der „Hagestolz" selbst sollte ein grandios düster prächtiger Charakter werden, aber er schwoll mir so über alles Maß der Iris hinaus, daß mir jetzt das Abkürzen nicht weniger Mühe machte, als früher das Concipiren. Ich freue mich nur für die Gesammtausgabe, da soll er in seiner ursprünglichen Tiefe und Gewalt auftreten können, wenn er auch einen Band füllt. So wie z. B. bei Witthauer die ganze Einleitung in „die Mappe" wegen Mangel an Raum wegbleiben mußte, und jeder, der sie jetzt gelesen hat, ist entzückt darüber.

Axmann ist wohl sehr fleißig, aber wenn auch Geiger in diesem Monate noch die dritte Vignette zeichnet, so ist es doch unmöglich, daß die drei Bände zu Ende August fertig sind. Ich dachte mir: wenn Sie die zwei Bände, so wie Axmann fertig ist, sofort versendeten und ankündigten, daß die zwei weitern Bände Studien bis zum neuen Jahre erscheinen werden. Dies hätte den Vortheil, daß auch noch die letzteren Novellen (Abdias, Brigitta, altes Siegel ꝛc.) zu den Studien kämen, welche mehr Aufsehen gemacht haben, als die ersten. Der dritte Band wäre also die Mappe mit dem Doctor als Vignette, und der vierte wäre Abdias, Brigitta, altes Siegel und wenn noch Platz ist, die Wirkungen eines weißen Mantels, und die drei Schmiede ihres Schicksals. Aber ich glaube, daß das nicht alles Platz hat, sondern, daß wohl die drei ersten den Band füllen werden. Außer einzelnen Ausdrücken wird in ihnen nichts geändert, wie mir Zedlitz gerathen hat, weil sie so in einem Gusse sind, daß ich sie nur verschlechtern könnte. Geiger wird den Juden zeichnen, wie er die Schakale füttert. Mit diesem vierten

Bande schlössen wir die Studien. Wenn sich im Laufe einiger Jahre wieder mehrere Novellen sammeln, so können sie unter einem neuen Titel erscheinen, und der Hagestolz den Reigen beginnen. Künftige Woche setze ich die Mappe fort. Zugleich arbeite ich die Novelle für die Iris 1846 (damit ich ja nicht zu spät komme). Zu Ostern oder etwas später kann ich Ihnen die zwei Bändchen (oder einen Band) meines „Mädchens" geben. Dann meinte ich, noch den Maximilian Robespierre (historischer Roman in drei Bänden) herauszugeben, ehe ich die zweite Sammlung schon erschienener Novellen veranstaltete, damit ich mit ernsteren und größeren Sachen auftrete. Der letzte Stoff ist schön und hinreißend, daß ich oft selber beim Lesen von Memoiren und beim Notizenmachen in einen Schauer komme, und das Gewicht jener furchtbaren Zeit fühle. Hätte ich Muße, ich würde mich sogleich niedersetzen, und diesen Stoff in jener einfachen, quaderartigen Größe hinzuwerfen versuchen, wie er es verdient. Ich glaube zwischen zwei und drei Jahren fertig zu sein. Gelingt es, so muß gerade ein solches Werk großes Aufsehen machen. Im Verbrechen und in seinem Sturze trotz aller übermenschlichen Kraft (wie sie oft in Danton sichtbar wird) liegt eine erschütternde moralische Größe, und der Weltgeist schaut uns mit den ernstesten Augen an — wie schön müßten neben diesen Männern einfach schöne, sittliche Frauencharaktere stehen? — — Doch ich gerathe da ins Schwärmen, statt ins Briefschreiben.

Von Schumacher ist es mir schwer etwas Befriedigendes zu schreiben. Ich bin mit ihm bekannt, und will ihm wohl, aber Sie stehen mir noch näher. Ich weiß nicht, ob er ein Publikum hat, und wie groß es ist, auch hinsichtlich seines Rufes weiß ich nichts zu sagen. Groß ist beides in keinem Falle; denn sonst

wüßte ich es, jedoch ich könnte mich auch irren. Mein individuelles Urtheil über Schumacher kann ich Ihnen schreiben, welches im Allgemeinen dahin geht, daß sein bedeutendes Talent wegen Mangel thatkräftiger und gesunder Durchbildung verworren geblieben ist, was zur Folge hat, daß er über seine innere Welt nicht herrscht, sondern von seinem Feuer hingerissen wird, und sich seine Zustände als die Objectivität vorspiegelt, wodurch er ins Zerrissene, Übertreibende und Formlose verfällt. Er sagt und fühlt immer Alles zugleich, daher erzeugt er im Leser nicht ein einiges, fortgehendes Gefühl, d. h. keine Stimmung. Mir haben von ihm schon sehr viele Sätze, nie aber ein Ganzes gefallen. Dieses Urtheil kann irrig sein, aber ich glaube Ihnen Wahrheit schuldig zu sein, soweit ich sie verstehe; auch das muß ich noch nachholen, daß er mir in seinen philosophischen Dingen nie neu war. Ob die Bücher gehen werden, darüber habe ich nicht die geringste Vorstellung, und kann daher keine Muthmaßung aufstellen. Ich habe dieses Urtheil über Schumacher schon Jahre lang in mir, habe es aber nie ausgesprochen. Er ist sehr reizbar, hat viel Unglück gehabt, daher schonte ich ihn, und werde auch in Zukunft nie ohne Noth etwas gegen ihn sagen, ich recensire nicht, und so kann mich Niemand zwingen, mein Urtheil abzugeben — Ihnen aber vertraue ich es an, weil ich Ihre Discretion kenne.

Über unser projectirtes Novellenbuch mündlich, wenn Sie herauf kommen. Betty Paoli habe ich darüber verständigt, und wenn sie sich zusammen nimmt und etwas lenken läßt, so verspreche ich mir etwas Vortreffliches von ihr; denn sie ist durch und durch Genie, und es fehlt nur noch an Ruhe und Besonnenheit.

Zum Schlusse noch ein paar Worte von mir. Sie müssen mir zu Ihren vielen Freundschaftsdiensten noch einen hinzu fügen, dafür gebe ich Ihnen hiemit mein Wort, daß ich nie, wenn mir Gott die Gnade gibt, das zu werden, was mir mein Herz manchmal in höheren Stunden sagt, und wenn meine Werke zu meiner Nation reden, und sie mir mit Anerkennung vergilt — daß ich nie einen andern Verleger suchen werde als Sie. — Daß Sie mich nie drücken werden, davon habe ich jetzt schon die unumstößlichsten Beweise und ein anderes Hinderniß gibt es nicht. Für inländische Almanache arbeite ich nur mehr für Sie, für ausländische habe ich blos an Sauerländer schon früher ein Versprechen gegeben und muß es halten. Also zur Sache': Aus Mangel eines sonstigen Anwärters mußte ich unsere Realität zu Hause übernehmen; denn verkauft darf sie einmal bei Lebzeiten meiner Mutter nicht werden, weil dies der alten Frau das Herz bräche, die gewohnt ist, in dem Hause zu leben und zu sterben. Ich gebe aber die ganze Sache meinem Schwager in Pacht. Allein ich muß in sogenannten Währungen an meine Geschwister etwas hinauszahlen. Belasten kann ich die Sache nicht zu sehr, da ohnedem manches darauf ist, daher ersuche ich Sie um eine kleine Summe, die Sie mir gefälligst in Terminen anweisen mögen und zwar jetzt, so bald als möglich 100 fl.; dann am 20. August 200, und am 20. September ebenfalls 200 fl. — Wenn es Ihnen so möglich wäre, so thäten Sie mir einen sehr großen, unaussprechlichen Dienst. Als Deckung gebe ich Ihnen am 1. September den vierten Band Studien, und im halben October einen Band vermischter Schriften (oder ich habe einen andern Titel im Sinne; nämlich es wird ein ältlicher, freundlicher, spaßhafter Herr gedichtet, der in Wien lebt,

und so seine Anmerkungen über Alles macht). Da kommen die bessern Sachen aus „Wien und die Wiener" hinein, dann habe ich zwei Aufsätze (ungedruckte) über das Schöne und über Politik in der Poesie, dann die Sonnenfinsterniß, und endlich soll als Fortsetzung dieses Buches die St. Stephanskirche kommen, in der Art, nur ernster, wie die Alhambra von Washington Irwing, wo als Grundton immer die Kirche bleibt, und an ihr sich Situationen und Begebenheiten aus der Geschichte und dem Leben abwickeln. Ich habe nämlich in neuer Zeit viel in und auf dieser Kirche gelebt mit einem Menschen, der zu allen Grabsteinen, Altären, Glocken, Arabesken ꝛc. Geschichten wußte, und der mir auch den Zutritt zu den Kirchenarchiven verschaffen kann. Jene Schriften lesen Sie, und wir vertragen dann darüber. Ich werde in der Zukunft nicht mehr Ihre Güte plagen dürfen, da ich so gut gestellt bin, daß ich es nicht bedarf, aber dieses Mal schicken Sie mir keine Abschlagung.

Leben Sie recht wohl, denken Sie in Freundschaft meiner, so wie ich mit erneuter Freude für Sie arbeiten werde, da mich etwas anderes auch noch sehr freut, nämlich, daß Sie geistig so hoch stehen, an dem Inhalte der Manuscripte Theil nehmen zu können, daß mich Ihre Anerkennung mehr freut als Ihr Honorar, während Andere Krämer sind, denen das Buch nicht näher am Herzen ist, als dem Handelsmanne sein Hut Zucker, der so und so viel gelten muß.

An seinen Bruder Anton.

Tatzmannsdorf in Ungarn, am 22. Sept. 1844.

Ich mache mir das Vergnügen, Dir die ersten zwei Bände meiner „Studien" zu freundschaftlichem, brüderlichem Andenken zu schenken. Wenn ich vor Dir sterbe, so lese noch manchmal in diesen Zeilen, und denke, daß es mein ganzes Herz ist, und alle meine Gesinnungen, was in dem Buche niedergelegt ist. Du wirst im Haidedorf schöne elterliche und kindliche Gefühle finden. Es war meine Mutter und mein Vater, die mir bei der Dichtung dieses Werkes vorschwebten, und alle Liebe, welche nur so treuherzig auf dem Lande, und unter armen Menschen zu finden ist, wie sie im Haidedorf geschildert sind, alle diese Liebe liegt in der kleinen Erzählung. Es ist ein Mann, der aus Liebe zur Dichtkunst die Liebe seiner Braut opferte, und in dem glücklich war, was ihm Gott verliehen, und in dem, daß er bei den Eltern ist. Die Bücher werden unter Deinem Namen bei Fink in Linz zu finden sein, ich weiß den Tag nicht, wann sie mein Verleger versenden wird, aber er glaubt, noch in diesem Monate. Frage Dich bei Fink an. Lasse Dir die Bücher binden, und wenn ich im nächsten Sommer hinauf komme, so schreibe ich Dir auch mit meiner Handschrift ein Andenken hinein. Die „Studien" werden sechs Bände geben. Die zweiten zwei Bände erscheinen im Winter, weil der Stich der Vignetten so aufhält, und die zwei

letzten über ein Jahr. Du wirst sie alle bei Fink für Dich vorfinden.

Aus der oberösterreichischen Reise ist doch nichts geworden, weil wir immer auf schönes Wetter warteten. Im heurigen Sommer ist man seinem Gelde Feind, wenn man eine Reise macht. Gegen Ende August gab ich mit Schmerzen die Linzerreise auf und folgte der Einladung eines Freundes in eine Gegend unweit Wiener-Neustadt an der ungarisch-steierischen Grenze, wo er ein Schloß hat und wo ein Sauerbrunnen ist. Ich dachte nur einige Tage bei ihm zu bleiben, aber man hat uns nicht fortgelassen, und jetzt werde ich wohl nicht eher nach Wien kommen als am Anfange Oktobers, wo auch meine Fürsten ankommen. Ich danke dem Herrn Hoizl für das Bier in diesen Zeilen und werde mich mit ihm verrechnen, wenn er herabkommt. Wie gut es ist, kann ich noch nicht recht beurtheilen, weil ich gleich nach dem Abziehen fort mußte, aber jetzt, wenn ich nach Hause komme, muß es wie Gift sein.

Im künftigen Jahre bleibe ich drei Monate in Oberösterreich, es ist schon beschlossene Sache, nämlich Juli, August, September und halben Oktober. Es geht mir im Ganzen sehr gut, aber Wien habe ich satt, und alle meine Wünsche stehen in mein geliebtes Oberösterreich. Eben arbeite ich an einer Erzählung, welche für das nächste oberennsische Jahrbuch gehört, und Waldsteig heißt.

Lebe wohl, ich und meine Frau grüßen Dich viele tausendmal.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 25. Dezember 1844.

Ich habe an Prandel ein Päckchen Manuscript für die Mappe abgegeben, und es wird mit dem Samstagballen an Sie abgehen. Sie können den Druck nun fortsetzen lassen; denn außer dem Abgegebenen, das gegen drei Druckbogen beträgt, ist auch schon das nächste Kapitel „Margarita" fertig, welches ganz neu ist, daher nur ein wenig liegen muß, daß ich es dann in einem Kreise meiner Freunde vorlese, und ihm den Schliff gebe, durch den es zu einer Einheit schmilzt. Was Sie in den Nummern Gelöbniß und der sanftmüthige Obrist corrigirt sehen werden, ist Alles erst nach einer Vorlesung hineingekommen; denn bei einer solchen erscheint es sogleich, wenn etwas aus Geist und Hauch des Ganzen heraustritt, und hinzuzuschmelzen ist. Der Obrist (denn das Gelöbniß ist nur ein Blatt) hat sehr großen Beifall erhalten, und ich glaube, daß der leipziger Recensent nun Lügen gestraft werden wird, der sagte, daß Stifter kein Freund von geschlossenem Erzählen ist; denn die Erzählung des Obrists muß graniten sein, ich glaube, daß diese Episode das erste von mir ist, was man etwa klassisch nennen könnte. In anspruchloser Einfachheit und in massenhaft gedrängtem Erzählen muß ein ganzes Leben, und einer der tiefsten Charaktere liegen. Lesen Sie recht bald das Ding, und sagen Sie mir Ihren Eindruck. Ich

habe aber gerade an der Erzählung des Obrists gefeilt, wie sonst gar nie, und aus einem Bogen Material ist ein Blatt Text geworden, damit nur die Figur so eisenfest bleibe, wie ich ihre Form beabsichtigte. Nach der „Margarita" kommt die Geschichte der „zween Bettler", die zwei Bogen gibt, und auch schon fast in ihrer Gestalt ist. Die Margarita lasse ich acht Tage ruhen, indessen ich den Abdias revidire. Dann kommt der letztere an.

Der Stich des Urgroßvaters ist noch nicht fertig, dafür muß ich Sie versichern, daß das, wofür mir am meisten bange war, der Duft in den hintern Dingen auf der Platte wundervoll ist. Axmann nimmt sich sehr zusammen, aber er wird wohl stark in den Jänner hineinkommen. Lassen Sie es sich nicht kränken, wenn nur die Sache schön wird. Danken wir Gott, daß Geiger so lange warten ließ; denn meine Änderungen, die ich mit dem Manuscript unterdessen vornahm, tragen nun ihre Früchte. Haben Sie die Recension vom 24. d. M. in der Wiener Zeitung gelesen? Der Recensent J. G. S. (J. G. Seidl?) bemerkt es sehr genau, wie die Sachen gewonnen haben. Herr v. Klauzál, ein sehr ernster Geschäftsmann, hat an einem Abend beim Schlafengehen die Narrenburg zu lesen begonnen, und hat dann die ganze Nacht daran verlesen. Diese Thatsache freut mich mehr, als ein Dutzend solcher emphatischer Recensionen, deren wir eine mit einander gelesen haben, und sie soll mich anspornen, durch immer ernstere Arbeiten den Beifall von solchen Männern mit abgeschlossenem Geiste zu verdienen. Die Virtuosin (mir gefällt aber der Titel nicht)*) für die Iris wird ganz bestimmt bis 15. Februar fertig. Am 15. Jänner sende ich Ihnen das

*) In den Studien: „Zwei Schwestern".

erste Drittel davon. Für unser Novellenbuch ist nichts eingegangen. Ich werde aber die Herrn urgiren. Ein neues Talent habe ich hier entdeckt, und verspreche Ihnen viel davon. Mündlich mehr darüber.

Zum Schlusse meinen Dank für die Exemplare, und eine Menge Bitten. Ich bin wirklich in den Künstlerpensionsfond, der auf einer ganz soliden Basis steht, nämlich auf Realitäten, aufgenommen worden, ferner ziehen mir die Studien manche Besuche zu, und meiner Frau zu Liebe, die doch auch gerne die Gäste zu einem schönen Sopha führt, habe ich derlei Zeug angeschafft, daher ich heuer viel gebraucht habe. Weisen Sie mir freundschaftlich die 150 fl., die dann den Betrag der Studien voll machen, auf den 2. oder 3. Jänner an, Sie thun mir einen Gefallen, den ich Ihnen mit Fleiß und Liebe für die Arbeit belohnen werde. Ich habe heuer viel gebraucht, es hat sich aber zufällig Alles zusammen gedrängt. Ich arbeite jetzt, daß ich mein und meiner Frau Alter versorgt weiß, recht vergnügt und ruhig darauf los. Ich bin auch von Ihrer Freundschaft so überzeugt, daß, wenn mich Gott vor der Zeit abriefe, Sie rücksichtlich der Verlegung meiner nachgelassenen Werke für meine Frau ein treuer Freund wären, da sie von diesen Dingen gar nichts versteht. Ferner bitte ich Sie unbescheidener Weise noch um zwei Exemplare Studien. Sie sind nicht verloren, denn alle, die ich weggebe, kommen in Hände, die sie nicht kaufen könnten, die es würdig sind, und die uns in ihrem Kreise viel nützen, weil sie das Verständniß und die Verbreitung vermitteln. Endlich (ich schäme mich schon des Bettelns) ein Exemplar „Wien und die Wiener" mit dem netten Umschlage für meine alte Mutter. Ich werde Ihnen wieder für diese Freundschaften recht aufmerksam

arbeiten. Das in meiner Wohnung beginnende Meublement freut mich selber auch, weil ich es ästhetisch einrichte.

Gott gebe Ihnen recht glückliche Feiertage, antworten Sie mir gefälligst bald, und seien Sie von meiner größten Hochachtung und innigsten Freundschaft überzeugt. Heute gehe ich nach Schließung dieses Briefes zu Geiger, um Abdias zu holen oder zu fördern. Geiger und ich stehen sehr gut.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 9. Jänner 1845.

Ich sage Ihnen viel Dank für Ihre Güte und Ihr herzliches Schreiben, besonders freute es mich, daß Sie sich an meine Frau erinnern, und sie mit einem so schönen Neujahrsgeschenk erfreuten, wofür sie sich recht herzlich bedanken läßt.

Hinsichtlich der Studien kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft wie im Traume bin. Sie erinnern sich des enthusiastischen Briefes, den wir zusammen lasen, — nun sagen mir ältere, ruhige und verständige Männer fast dasselbe. Auf die entgegengesetztesten Parteien machen sie denselben Eindruck, ich kann mir es nur dadurch erklären, daß die tiefe, sittlich schöne Absicht der Bücher auf die widrige, unmoralische Richtung der Tagesliteratur hinauf die so erfreuliche Wirkung thut; denn in künstlerischer Hinsicht kenne ich selber die Fehler sehr gut, an denen die Arbeit

leidet, und hoffe, daß es mir mit energischem Streben gelingen wird, sie in Zukunft zu vermeiden. Sie werden wohl in Ihrem Leseverein die Grenzboten und den Telegraph (ersteres von Kuranda, letzteres von Gutzkow) aufliegen, und vielleicht die Recensionen schon gelesen haben. Die Grenzboten widmen meinem Namen einen eigenen Artikel, und es stehen Dinge darinnen, die ich selber keineswegs unterschreiben kann. Das junge Deutschland habe ich am meisten gefürchtet, indem ich mit einer Schattirung desselben, die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur zu mischen, ganz und gar nicht einverstanden bin, sondern im Gegentheile meine, daß das Schöne gar keinen andern Zweck habe, als schön zu sein, und daß man Politik nicht in Versen und Deklamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung, die man sich vorher aneignet, und durch zeitbewußte Thaten, die man nachher setzt, seien sie in Schrift, Wort oder Werk. Solche Thaten dann, die aus der Wärme des Herzens und aus der Competenz des Kopfes hervorgehen, werden jederzeit ein Gutes stiften, wenn sie auch ohne sichtbare, unmittelbare Folge bleiben. Ich nenne Friedrich List. Ist er durch nationalökonomische Gedichte eine Autorität geworden? oder weil er fest in der Sache drinnen steht, und sie mit Gründen packt? Ferner: ist er die Autorität geworden (den Engländern gegenüber fast die sechste Großmacht), weil Alles befolgt wurde, was er sagte? Nein. Wie manches ist fruchtbringend geworden, blos, weil er es sagte. Es hat in anderer Art, wenn auch nicht befolgt, weiter gewirkt und ein Gutes gefördert. Auf die Qualität des Gesagten kommt es hiebei freilich an, und diese Qualität wird durch ledigen Enthusiasmus nicht hervorgebracht, sondern durch sehr viele Arbeit, die sich mit dem Enthusiasmus verbinden

muß. Solche Thaten wirken dann, ob sie der Opposition angehören, oder nicht; denn ich kann nur wenige Menschen denken, die dem Vaterlande schlechthin übel wollen; sie differiren daher blos über die Güte der Mittel, und da liegt die Schuld im Verstehen, oder in der obbenannten, mehr oder minder gethanen Arbeit, die das Verstehen vereitelt. Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, lese immerdar politische Journale, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mensch mit Gefühl (das ich mir zutraue) da ohne Partei zu nehmen bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einmischen zu wollen. Vielleicht kann ich einmal mit den bischen Kenntnissen über Staatswesen, die ich gesammelt, meinem Vaterlande nützen, aber ich gehöre nicht zu denjenigen, die sich stets berufen glauben, auch nicht zu denen, die der Weltschmerz frißt, und nicht zu denen, die, wo sie sehen, daß ein Kind noch keine Zähne hat, die Zange nehmen, um denselben hervor zu helfen. Aber ich sehe gar nicht ein, wie ich da in einem freundschaftlichen Briefe ins Politisiren komme, und den Fehler begehe, den ich rüge. Also zu Anderm.

Dr. Rizy, ein sehr guter Freund von mir, und vielleicht der beste Kritiker Wiens, hat nun die Angst bekommen, daß ich sofort von dem Beifalle verblendet sein, und auf derselben Stufe stehen bleiben werde. Allein auf mich macht die Sache gerade die entgegengesetzte Wirkung, ich habe das Gefühl, jetzt erst recht zu streben, damit ich des Beifalls, der mir jetzt unverdient entgegen kommt, würdig werde, und einst auch den der Besten erringe, und vielleicht auch den meinigen. Ich bin im Arbeiten viel sorgsamer, ängstlicher und genauer, als früher, damit die Sache nur

annähernd den Glanz und die Feile bekomme, wie es ihr Noth thut und wie ich es wünschte. Wenn daher manches später zu Ihnen und auf die Welt kommt, so zürnen Sie nicht; denn es ist von meiner Seite nicht Nachlässigkeit, sondern gerade Aufmerksamkeit und Liebe zum Werke, es bringt auch nie Schaden, sondern Nutzen; indem die Verbesserungen sogleich ihre Procente unter dem Arme mitbringen, und noch Anweisungen auf Erfolg liegen haben. Wie wenig ich mein eigenes Urtheil durch die Freundlichkeit des Publikums beirren lasse, geht schon aus der Thatsache hervor, daß, wie lockend auch die Tantième ist, und wie sehr auch schon Freunde in mich gedrungen sind, ich doch noch kein Drama verfaßt habe, weil die Zeit noch nicht da ist, und weil ich die jetzigen Stücke nicht für groß halte und gerne ein besseres machen möchte, das vielleicht einmal, vielleicht auch nicht gelingt. Der erste Bogen der Mappe wird wohl schon ausgedruckt sein, und ich muß also mit Schmerzen die Verbesserungen, die ich schon wieder als nöthig einsehe, auf die zweite Auflage lassen, wenn der Himmel dem Buche eine schenkt. Ich arbeite mit vielen Freuden, und arbeite auch viel, wenn auch nicht immer vieles hervorgeht; denn es handelt sich nicht darum, wie vieles, sondern wie viel die Sache ist. „Und ich bleibe leider immer hinter dem von mir selbst Erstrebten" zurück. Weil der „Obrist" nicht abgegangen ist, so bekam er auch noch Änderungen, für die ich Gott danke, daß sie noch angebracht werden konnten. Künftige Woche bringt ihn Koch. Für die Iris bin ich sehr fleißig, und in der Hälfte dieses Monats erhalten Sie schon Resultate. Das neue Talent heißt Friedrich Simoni. Wir haben sogar Pläne mit Ihnen, d. h. ich möchte wenn das Werk so wird, wie ich hoffe, es Niemanden lieber gönnen, als Ihnen, es ist ein Salzkam-

mergut-Album mit Zeichnungen (es waren noch weitaus keine solchen da) und Text. Wenn Sie herauf kommen, werde ich Sie zu ihm führen, und es können die Präliminarien festgesetzt werden. Er hält viele Stücke auf mich, und wird Rath annehmen, so daß die Sache vielleicht ganz trefflich werden kann. Die Zeichnungen sind ganz treu, und sehr charakteristisch, alles Stahlstichwesen weit überbietend, — im Texte, den er auch selbst macht, ist er oft so ähnlich mit mir, daß ich meinte, er müsse mir den Gedanken gestohlen haben, und er hat doch damals keine Zeile von mir gelesen gehabt. — Mit größter Liebe und Hochachtung wünsche ich Ihnen alles Gute, bitte an Otto Wigand für seinen Gruß den herzlichsten Gegengruß zu melden, freue mich sehr auf seine Bekanntschaft, und zeichne mich Ihren aufrichtigen Freund.

An Julian Heckenast.

Wien, Abends am 1. April 1845.

Mir ist Ihr Schreiben (wenn ich die Ziffer recht gelesen habe) vom 4. März, worin Sie mich um einen kleinen Beitrag für das erste Blatt Ihrer Zeitung ersuchen, erst am 31. März zugestellt worden, und am ersten April erhielt ich das andere. Ich würde Ihnen gerne etwas geschickt haben, wenn die Verspätung des Briefes nicht gewesen wäre. Bezüglich der versprochenen Beiträge „über das Schauspiel" muß auch ein Irrthum sein; denn ich erinnere mich, als hätten wir ausgemacht, daß diese Aufsätze

in die ersteren Nummern kommen sollen, nicht aber in die erste. Aber ich kann mich darin irren. Was den Punkt des zweiten Schreibens anlangt, so sage ich es offen, daß es mir allerdings ein unangenehmes Gefühl macht, daß der dritte Band, den ich für meine beste Arbeit halte, und der mir eine Art Heiligthum war, zum Theile veröffentlicht wird, und daher für Viele den Reiz der Ganzheit und Neuheit verliert — aber wie konnten Sie nur einen Augenblick zweifeln, daß ich gegen Sie, den ich stets als edel gegen mich erkannt habe, und den ich so gerne nicht Geschäftsverbündeten, sondern Freund nennen möchte, minder edel sein würde, und daß ich nicht ein noch größeres Opfer bringen könnte, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen und ein Vorschub geschieht. Wenn Sie Zeit gehabt hätten, sich vorher bei mir anzufragen, würde ich ebenfalls ohne Zaudern meine Einstimmung dazu gegeben haben, außer, wenn es mir möglich gewesen wäre, noch etwas Neues fertig bringen zu können. Ich wünsche nur von Herzen, daß das Publikum über die „Antiken“ *) eben so günstig urtheilen möge, als Sie es thun, und daß der Zweck, den Sie vor Augen haben, erfüllt werde. Wenn ich mit meinen Kräften etwas zum Gelingen des neuen Werkes beitragen kann, so freut es mich sehr, und ich werde nicht säumen, bald mit etwas aufzutreten. Wenn die Irisnovelle auch nicht eben der erste Artikel des Buches ist, so ist es für heuer kein Unglück. Ich werde an dem ersten Blatte der Zeitung sehen, wie stark das Feuilleton ist, und wann wieder ein Artikel von mir stehen kann, und dann sollen Sie einen haben. Erschrecken Sie darum nicht, die Irisnovelle kommt doch bald genug — ich habe

*) In den Studien: „Die Alterthümer“, das erste Kapitel der Mappe.

sogar zwei, wovon ich Ihnen die Wahl lassen werde; denn „der beschriebene Tännling (eine wahre Benennung eines Baumes im Böhmerwalde), den ich für Sauerländer in Frankfurt arbeite, erregt mir zuweilen den Verdacht, daß er schöner wäre, als „die Schwestern" für die Iris. Aber ich werde meine Freunde und Sie selber über die Arbeit urtheilen lassen. Ich bin recht fleißig, und kann Ihnen sagen, daß der dritte Band so weit vor den zwei ersten voraus ist, daß mir neulich die Narrenburg, die ich der Fürstin Schwarzenberg vorlesen mußte, gar nicht gefiel. Sind die Schwestern (der Titel ist mir auch noch nicht recht) und der beschriebene Tännling von der Hand, was gewiß bis halben Mai der Fall ist, dann arbeite ich ausschließlich den dritten Band, der dann zu Ende Juni aus sein kann. Ich habe so viel Bauholz zusammen gefahren, daß ich zweihundert Jahre zur Verarbeitung brauche, aber wenn ich darüber Contract hätte, so käme dann wahrscheinlich neues nach, daß ich dann fünfhundert Jahre brauchte ꝛc.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. Juli 1845.

Damit Sie nicht verweifeln, nur in Kürze Folgendes: Ich habe vor Arbeiten keine Zeit. In vier Tagen kommt für Sie ein Druckbogen auf die Post, und jede vier Tage wieder, also in sechzehn Tagen die ganze Novelle. Mein Linzer Freund hat mich

angeschmiert, und statt Muße fand ich lauter Störung, daher ich Alles anders machen mußte, als ich dachte. Jetzt sitze ich in dem nettesten Bauernhaus in absoluter Muße und Stille. Wegen M. konnte ich die ganzen letzten vierzehn Tage in Wien nichts mehr arbeiten. Kurz, ich werde Ihnen das mündlich auseinander setzen. Lassen Sie mich Ihre Adresse wissen, wenn sie von Pest weg gehen. Bezüglich der zweiten Auflage haben Sie mir eine ganz außerordentliche Freude gemacht, und gewiß auch darum, weil Sie in Ihrer Vorliebe und freundschaftlichen Schätzung meiner Arbeiten keine unglückliche Spekulation gemacht. Ich werde beinahe nichts ändern. Die Gründe mündlich. Wenn es Ihren Geschäften zufolge bei der verabredeten Reise bleibt, so erfragen Sie mich in Linz in der Lederhandlung von Alois Kaindl, wohin Sie auch Ihre Briefe adressiren mögen. Wegen des dritten Bandes muß ich Ihnen nothwendig schreiben, daher ich Ihre Adresse wissen muß. Jetzt ist aber keine Zeit mehr. Kommen Sie bald, ich sehe Ihnen mit Sehnsucht entgegen; denn Oberösterreich ist himmlisch. Ich habe hundert Stoffe.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. August 1845.

Meinem Versprechen getreu sende ich Ihnen einen Brief nach London, den ersten, den ich in meinem Leben nach dieser Stadt schreibe, möge er Sie gesund und fröhlich treffen. Heute ist der 8. August. Ich habe jeden Tag, seit Sie hier waren, 1/4 Druckbogen gewissenhaft geschrieben und abgesendet. Freilich ist die Sache wieder länger geworden, als ich dachte. Ich bin erst in drei oder vier Tagen fertig, konnte aber dennoch nicht länger warten, Ihnen zu schreiben, weil Sie sonst der Brief nicht mehr in London treffen möchte. Das liebe, praktische und gesunde Mädchen, das ich heute schrieb, muß Ihnen sehr gefallen, ich liebe sie selber fast zu sehr. Seien Sie wegen der Iris ganz ruhig. Die Schwestern gehen Dienstag mit Schluß nach Pest. Ich habe das Äußerste gethan, und werde Ihre edle Freundschaft gegen mich dadurch vergelten, daß diese Verspätung nie mehr eintreten soll. Mit wahrem Durste gehe ich an den dritten Band, und Sie werden sich wundern, wie die Sache gefördert ist, wenn Sie zurückkommen. Ich weiß nicht, ob es eine Narrheit ist, oder nicht, oft gewährt mir das Arbeiten wahres Entzücken — freilich auch oft Pein, wenn es nicht wird, wie es sich anfangs im Haupte so schön vorgespiegelt hat — — aber das muß wohl so sein, nur einer hat etwas gemacht, das das Höchste ist, und ohne Schmerz gelang: Gott die Welt.

Seien Sie recht fröhlich, schauen Sie alles Schöne an, denken Sie zuweilen an Ihren armen Freund, der indessen in Linz sitzt und alle Tage den Pfenningberg betrachtet.

Weil Sie so gütig waren, mir eine Bitte zu gewähren, sende ich in diesem Blatte ein Maß für das Armband, daß es nicht etwa zu klein sei, was einen wahren Jammer erzeugen würde. Die Linie, die Sie auf der andern Seite finden, ist die innere Länge desselben um den Arm herum. Halten Sie sich gefälligst darnach.

Noch einmal meine schönsten Grüße und Küsse, alles Freundlichste an Herrn Landerer und an Ihren liebenswürdigen Begleiter, von meiner Frau alles Schöne, und gedenken Sie an Ihren unveränderlichen Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. September 1845.

Ich vermuthe Sie schon in Pest und sende Ihnen daher diese Zeilen mit tausendfältigem Gruße und Glückwunsche zur Zurückkunft ins Vaterland. Mailáth hat mich in Linz getroffen, und mich recht ungeheuer ausgemacht, aber mehr noch mein eigenes Gewissen treibt mich Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich jedesmal am 2. Jänner zur Arbeit sitzen, und nie länger als längstens bis 1. März brauchen werde, damit ein Iris-Beitrag zu Stande komme. Heuer kann es nicht anders sein, weil der dritte und vierte Band Studien fertig werden muß, aber für

folgende Jahrgänge kann ich sogar früher dienen, und Sie werden sehen, daß ich Wort halte. Sollten Sie mit dem Drucke der zweiten Auflage beginnen wollen, so schreiben Sie es mir, daß ich die Bogen sende. Ich ändere so viel wie nichts, damit nicht die Besitzer der ersten und zweiten Auflage in Collision kommen, und überhaupt die Umänderungen nicht ins Endlose gehen. Nur eine zweite Vorrede mache ich zur zweiten Auflage noch hinzu. Radikale Änderungen behalte ich mir vor, wenn einmal meine Gesammtwerke erscheinen, wozu Sie, wenn Gott und das Publikum günstig bleibt, eine rechte Eleganz und einen erlesenen Geschmack entfalten mögen.

Gereist bin ich nirgends. Ich war nur bei meiner Mutter und meinen Geschwistern. Das Elend, welches im vergangenen Jahre Hagelschlag und Viehseuche gemacht haben, überstieg meine Vorstellung so, daß ich mit meiner Gutherzigkeit, um zu helfen, Alles hergab, was ich hatte. Wenn ich auch selber dann in Noth gekommen wäre, so hätte ich es doch gegeben, weil es so rührend war, daß ich die Noth sah, und doch Niemand bat, und Mutter und Schwester die Unterstützung nicht einmal annehmen wollten. Die heurige Ernte wird in jenen Gegenden gut, sie hatten aber im August erst angefangen zu schneiden. Freilich habe ich auf Ihre Güte wieder gebaut, aber ich konnte einmal nicht anders.

Zürnen Sie Ihrem Freunde nicht, daß er verschenkt, was er selber braucht, aber kennten Sie die unerschöpfliche Herrlichkeit meiner Mutter, Sie würden mich eher segnen. Ich werde ein sparsames Leben führen, und weil ich wahrscheinlich kinderlos sterbe, die Güte meiner Mutter in ihren Enkeln, den Kindern meiner Schwester, lohnen, denen ich Alles hinterlassen werde, wenn nämlich Gott seinen Segen gibt. — Nehmen Sie es nicht

übel, daß ich Ihnen da allerlei Zeug von meinen Leuten schreibe, aber ich sehe Sie nicht als meinen Verleger an, sondern als meinen Freund, der Sie sich bewährt haben, und dem ich es wieder von ganzem Herzen bin. Wären Sie nicht zum Theile wie ich, so könnten Ihnen meine Schriften nicht so gefallen.

Wir haben unzählige Male von Ihnen geredet, wo Sie sein werden, und was Sie sehen werden — — wir haben blos Gmunden gesehen, und waren wieder entzückt.

Ich hätte einen Plan. Nur die Skizze: Ich würde nach zwei Jahren oder nach einem Jahre Italien besuchen. In Rom zwei Jahre bleiben, in Neapel eines, um recht viel Geschichte, Landschaft, Meer, Himmel und Leute zu sehen und zu verarbeiten. Bestreiten Sie mir hiezu nur das Reisen (die Bewegung), das Bleiben an jedem Orte trage ich selber. Die Früchte erscheinen in Ihrem Verlage. Schaden dürfen Sie keinen haben, das versteht sich. Denken Sie ein Jahr über das Ding nach, ich will auch ein Jahr nachdenken und mich sehnen. Wenn ich etwa so Meer-Novellen, oder italienische machen könnte, wie jetzt Hochgebirgsleben? Oder ein Drama? — — Völker, Länder, Massen sollte ich sehen.

Leben Sie wohl, Gott der Herr segne Sie, denken Sie manchmal an Ihren Freund, der Sie mit Gattin tausendmal grüßt.

1846.

An Gustav Heckenast.

Jänner 1845.

Entschuldigen Sie, daß ich auf Ihr letztes Schreiben so spät antworte, aber ich wollte Alles eher in Ordnung haben, um Ihnen ausführliche Nachricht geben zu können. Bevor ich aber zu Geschäften übergehe, erlauben Sie, daß ich mein innigstes, wahrstes, freundschaftlichstes Beileid zu Ihrem neulich erlittenen Verluste ausspreche. Ich kann es ganz ermessen, wie schmerzlich das Ereigniß Sie getroffen hat, da ich selber eine so gute, treffliche Mutter habe, deren Verlust, wenn sie auch uralt wird, doch immer als frische, unerwartete Wunde empfunden wird. Mein erster Gedanke war gleich, daß es denn Gott nicht zugelassen hat, daß die liebe Frau das freudige Ereigniß hätte mitfeiern können, das Sie und Ihre Angehörigen im Frühjahre erwartet. Aber wie betrübend es auch sei, es ist ein Naturgesetz, daß Menschen sterben, und haben sie recht gelebt, und ihr Alter in Kindern verherrlicht, so sterben sie nicht ganz; denn in den ihrigen lebt die Erinnerung fort, bis sie erst in Enkeln und Urenkeln nach und nach ausbleicht. Und so ist es recht, daß die Welt immer als ein frisches, ursprüngliches, herrliches Ganzes dasteht, als wäre sie erst gestern aus dem Haupte des Schöpfers gesprungen.

Nun zu Geschäften. Ehe ich Geiger traf und das Nöthige mit ihm beredete, verging so viel Zeit, daß ich mich jetzt ärgere, daß ich nicht früher geschrieben habe, da ich auch Manuscripte zu senden gehabt hätte. Ich gebe Ihnen mit Freuden „den heiligen Abend“ *) zu dem genannten Zwecke. Geiger wird die Illustrationen machen, und Sie haben nur zu bestimmen, in welcher Art, ob Steinzeichnung (mit der Feder Geigers), oder Radirungen, oder Stahlstich. Wir werden darüber mit Ihnen, wenn Sie kommen, berathschlagen. — Rizy hat zufällig die Novelle in die Hände bekommen, und erklärte, daß er sie für eine der besten meiner Arbeiten halte. Überhaupt hat sie hier sehr viel Beifall erhalten, und die Blätter gingen in den Kreisen herum. Die zu wählenden Momente werde ich mit Geiger besprechen. Den Text werde ich mit Rizy durchgehen, und ihn vervollkommnen, daß keine Lücke, kein Sprung und keine Härte sei. Zur Iris macht Geiger ein Bild zu meiner Novelle „der Waldgänger“, nur wissen wir beide das Format nicht, senden Sie sogleich bei Empfang dieses Schreibens ein weißes Blättchen, welches die Größe der Blätter der künftigen Iris angibt, dann wird die Zeichnung (ein alter Mann und ein Knabe an der Moldau im südlichen Böhmen) noch im Februar fertig. Schreiben Sie auch, ob die Vignette zur Iris eine beständige, oder in jedem Jahre wechselnde sein soll; denn davon hängt die Wahl des Gegenstandes ab. „Der Waldgänger“ wird bis zum 15. März ganz gewiß in Ihren Händen sein, Sie dürfen darüber den Grafen Mailáth beruhigen. — Ich habe die Novelle gestern der Fürstin Schwarzenberg und Betty Paoli erzählt, und sie hat

*) In den bunten Steinen: Bergkristall.

ihnen im Stoffe sehr gefallen. Ich arbeite sie mit großer Liebe, und will Alles, was meine schwache Kraft vermag, thun, daß sie der neuen Iris keine Schande mache. Bei Daffinger habe ich morgen die letzte Sitzung, und noch an demselben Tage wandert das Bild in M. Hände. Daffinger ist ein erstaunlicher Meister im Aquarell, und seine botanischen Malereien, die er mir bereitwillig zeigte, dürften vielleicht nicht ihres Gleichen in der Welt haben. Ich hoffe, daß das Portrait besser wird, als in den Händen jedes andern Menschen.

Rizy hat hinsichtlich Grillparzers gesagt, daß er sich herbei läßt, daß Sie ihn bei Ihrer nächsten Anwesenheit in Wien besuchen, und mit ihm persönlich die Angelegenheit besprechen. Gebe Gott, daß Sie ihn überraschen, und die Sache einmal ans Licht kommt.

Indem ich hoffe, daß ich von den vielen Dingen, die ich zu schreiben hatte, nichts vergaß, zeichne ich mich mit der größten Liebe und Hochachtung Ihren wahrsten und ergebensten Freund.

N. S. Sie versprachen mir Ritters Novellen, man redet hier sehr gut von dem Buche. Lassen Sie Ihr Versprechen bald in Erfüllung gehen.

An Huslau Heckenast.

Wien, am 17. März 1846.

Die Iris-Novelle ist am 15. März fertig geworden. Das Manuscript ist aber so durch Verbesserungen entstellt, daß ich es eben abschreibe. Hier sende ich ein Viertheil der Erzählung. Sie können den Druck beginnen. Alle vier Tage wird wieder ein Druckbogen folgen, Sie können sich darauf verlassen. Das Ganze dürfte 5 Bogen, oder 5½ enthalten. Ich habe seit Langem an keinem Stoffe mit solcher Liebe gearbeitet, lesen Sie nur keine Theile, lesen Sie auch nicht im Manuscript, sonst ärgern Sie sich über die kleine Schrift, und es gefällt Ihnen der Text nicht. Eine große Bitte: Kann es denn nicht sein, daß Sie mir die Correcturbogen schicken? Ich würde keine Secunde zaudern, sondern gleich lesen und fortschicken, daß die Iris nicht warten darf. Geht es nicht, so lassen Sie auf die Correctur ja viel Aufmerksamkeit verwenden; denn es sind die gefährlichsten Versuchungen für die scheußlichsten Druckfehler im Texte vorhanden. Der dritte Band der Studien ist so viel besser als die ersten zwei, daß mir der Hochwald, den ich eben für die zweite Auflage gelesen habe, gar nicht mehr gefällt. Leider hat Prandel das letzte Paket nicht fortschicken können, weil es am Samstage zu spät zu ihm kam. Über Ritter habe ich doch etwas geschrieben, lauter Lobendes (mit ganz winzigem Tadel), Zedlitz wird es nach Augsburg senden.

Schreiben Sie mir auch, wenn Sie das Manuscript des heiligen Abend brauchen; denn ich will es zu dem Zwecke, den Sie vorhaben, überarbeiten. Erschrecken Sie nicht, Sie werden darum nicht aufgehalten, aber schöner, viel schöner, einfacher und edler muß die Sache werden, und wenn ein Druckbogen oder dergleichen zuwächst, so schadet es auch nicht. Ich reiche Ihnen im Geiste die Hand, grüße Sie herzlich, so wie auch meine Frau Sie grüßt, und bitte überzeugt zu sein von der Liebe Ihres aufrichtigsten Freundes.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 26. April 1846.

Sie haben Recht zu zürnen, allein zum Theile sind Sie selber Schuld, zum Theile gar niemand; denn erstens schrieben Sie, daß Sie heimlich mir respiro gegeben hätten, und so fing wieder das unglückselige Umarbeiten an (besser ist es doch geworden), und zweitens hatte ich die Grippe und war unsäglich dumm, wobei ich viele Tage verlor. Hier folgt der Schluß des ersten Kapitels, gebe Gott, daß es Ihnen gefalle. Das erste Kapitel schildert die Armuth und gänzliche Verlassenheit des Waldgängers. Bis jetzt sind 55 Seiten, es folgt noch so viel, und von heute in zwölf Tagen ist gewiß Alles auf der Post. Drucken Sie in Gottes Namen ohne Censur, der Censor soll später imprimatur darauf schreiben; denn es ist am Ganzen kein einziges

censurwidriges Härchen. In sechs Tagen sende ich drei Blätter, und in den nächsten sechs Tagen wieder drei. Es verbleibt verläßlich so, eher gehe ich keinen Schritt aus. Dann folgen dritter und vierter Band in sehr großen Lieferungen, ebenfalls ganz sicher. M. begegnete mir dieser Tage, und erzählte, daß er drei Wochen krank gewesen sei, und daß mein Bild nicht fertig werden könne. Ich sagte, daß Sie ihm gewiß drei Wochen weitere Frist geben, und dann sei die Sache im Alten, aber er machte doch Bedenken, es könne doch nicht sein, weil das und das sei, und das und das — —. Diese Schleicherei und Unehrlichkeit machte mich wild, und ich sagte ihm, so wird es ein Anderer machen. Es wäre mir am Ende lieb, wenn er es nicht bekäme. Erschrecken Sie nicht. Ihnen thue ich von Herzen gerne einen Gefallen. So sehr es mich gefreut hat, daß mit der neuen Gestalt der Iris mein Bild an der Spitze steht, und Sie mir vor meinem Publikum diese Ehre anthun, ich kann sagen, so kindisch ich mich darauf freute, so verzichte ich doch darauf, wenn Ihnen dadurch die geringste Unannehmlichkeit erwächst und schreibe es Ihnen hiemit, daß Sie darnach Ihre Einrichtungen treffen. Daß es M. absichtlich verzögert, liegt zu Tage. — Von Geiger kann ich für den Augenblick nichts sagen, als daß ich stündlich die Vignette erwarte. Ich habe ihn wieder zweimal nicht getroffen, er geht auch nicht auf die Akademie. Das letztemal schrieb ich ihm die dringendsten Dinge auf, und hoffe, daß ich in sechs Tagen die Vignette fertig melden kann. Ich bat ihn um eine Unterredung, und erwarte seine Antwort. Am Freitage sollte er in den Bazar kommen, aber ich konnte selber nicht, weil ich die Grippe hatte, und heute zum erstenmale wieder frei im Kopfe bin und schreiben kann. Armann macht den Jupitertempel

himmlisch. Der Mann wird täglich besser, und ich setze ihn (ohne Übertreibung) hoch über M. — Fischbach äußerte sich auch sehr günstig. Ich schätze mich glücklich, wenn ich etwas beigetragen habe. Fischbach hat ein Bild gemalt, welches das schönste ist, das seit meinem Denken in Wien gemalt worden ist. Sie werden nächst der über die Ritter'schen Novellen eine Beurtheilung dieses Bildes von mir in der Allgemeinen Zeitung lesen.

Mit größtem Dank für das Übermachte (meine Frau dankt auch sehr für den Kupferstich) und mit tausend Grüßen Ihr unveränderlicher Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 5. Mai 1846.

Ich habe heute Ihren Brief erhalten, und werde Alles besorgen. Daß Axmann den Stich nicht machen kann, ist mir ohnedem klar. Daß ich zwischen Ihnen und M. um keinen Preis einen Bruch veranlassen möchte, kann ich Ihnen auch von ganzem Herzen versichern. Ich werde die Sache mit größter Schonung behandeln. M. wird den Stich wohl angefangen haben, und ich werde auf gar nichts bestehen, wodurch irgend ein fremdes Interesse verletzt werden könnte. Ich wüßte in der That auch keinen andern Künstler, den ich vorschlagen könnte. So muß die Sache schon den Lauf haben, den sie den Verhältnissen gemäß haben kann. Mit nächster Manuscriptsendung bekommen Sie ausführ-

liche Nachricht. Daß Sie mir den Waldgänger bröckelweise lesen, ist ein wahres Unglück, er kann Ihnen keinen Eindruck machen. So werden Sie jetzt wieder einen ganz falschen Begriff von dem „Mädchen" bekommen, blos weil sie einen unsinnigen Vater hat. Auf den zwei Blättern stehen zehn Druckseiten. Am Montage gebe ich wieder zwei solche Blätter auf die Post, und am Samstage darauf den Rest. Höchstens kann Sonntag werden. Alles Liebe und Freundliche an alle Bekannte.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 22. Mai 1846.

In Eile. Ich wollte durchaus den Schluß des Waldgängers mit der Vorrede senden, aber es kommt mir Gewissensangst, und ich sende lieber gleich etwas, und den Schluß in vier Tagen ganz gewiß. Er ist fertig, aber er genirt mich in etwas, und soll ich ruhige Sommertage haben, so muß das noch heraus, und das Bessere hinein. Mit M., glaubte ich, seien Sie im Reinen, da Axmann einen Brief von Ihnen sah, wo Sie ihm bis Ende Juli Frist geben, allein gestern erfuhr ich, daß er das Bild durchaus nicht macht, daß auch bereits die Iris-Auflage der Erzherzogin gedruckt wird. Ich ging zu ihm, traf ihn nicht, schrieb ihm einige schwere (aber Dienstboten unverständliche) Worte auf, daß er sehe, daß ich seine Perfidie empfinde, werde aber jenen Worten keine weitere Folge geben, als daß ich nie mit ihm etwas zu thun

haben will. Da ich überzeugt bin, daß von Ihrer Seite keine Unaufrichtigkeit dahinter ist, so lassen wir die Sache lieber, und er soll thun, was er will. Es wäre mir lieb gewesen, aber sei es, wie es sei. Ich war von Kindheit an heftig gegen Intriguen. Wenn ich ein Hölzchen zu gar nichts brauchen konnte, und es vielleicht gleich weggeworfen hätte, zerschlug ich einem andern Knaben doch das Gesicht, wenn er mir es schnipfen wollte.

Zu meinem Sommer bitte ich Sie freundlich um Beihilfe. Wenn Sie auf Folgendes eingingen, wäre es sehr gut für mich. Jetzt 200 fl., Anfangs August 150, Anfangs September 100 und Anfangs October 150. Weisen Sie es gefälligst wie Sie wollen, an, ich kann es auch in meiner Abwesenheit in Wien erheben lassen. Ich werde meine Dankbarkeit schon durch mein Leben hindurch in Thaten zeigen. Meine Arbeiten werden sich von Ihrem Verlage nie trennen, und wie ich von Herzen Ihr Freund bin, wissen Sie vielleicht ohnedem. Ich müßte vielleicht eine kleine Reise nach München machen; denn ich lechze schon nach den Kunstsachen dort, und nach manchem Meister, der mich wieder zu neuen Dingen begeistere. Von jetzt an wird ohne Unterbrechung an den Studien dritter und vierter Band gearbeitet, daß Sie sie bald haben. Für 5 und 6 haben wir schier keine Arbeit. Neulich sagte mir Kalisch, der Hagestolz sei die schönste deutsche Novelle. Wenn es auch nicht wahr ist, so ist es doch günstig gemeint. Ich hoffe von dem Waldgänger noch mehr, da der Schluß das Schlagendste und Ergreifendste ist, und die Empfindung am Ende eines Buches entscheidet die Aufnahme.

Der Haideknabe von Axmann ist jetzt schöner, als in der ersten Auflage, gestern war er da, heute wird schon gedruckt, er hat sich mit Schleifen und Stimmen der Luft sehr Mühe

gegeben. Die Perücke, die er Ihnen sandte, ist weg, und ein feiner, zarter Duft schwebt über dem Haupte des Buben. Kommen Sie doch bald, ich habe sehr viel mit Ihnen zu reden. Die Mädchen zum zweiten Bande sind auch besser. Alles Schöne. Die Gedichte folgen bald.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 3. Juni 1846.

Ich muß Ihnen gleich auf Ihr Schreiben antworten, obwohl ich in drei Tagen wieder einen Brief an Sie abgehen lasse, wo die Gedichte drinnen sind; ich bitte Sie nämlich, lassen Sie die Sache mit dem Portrait auf künftiges Jahr. Mir ist die Sache als solche nicht so wichtig, Ihre Theilnahme an dem Dinge genügt mir so sehr, freut mich so sehr, daß ich Ihnen nicht genug danken kann: nicht Thatsachen bringen mich auf, oder freuen mich, sondern Gesinnungen. Ihre hat sich mir so lieb und gut gezeigt, wie ich es auch jeder Zeit gegen Sie bin, das genügt mir ganz und gar. An M. liegt mir nichts, ich nehme diese Dinge als bestehende Thatsache, und es ist gut. Gegen mich hat er keine Freundschaft verletzt; daß er so ist, wie er ist, ist eine Sünde gegen seine eigene Person. Sagen Sie ihm, daß ich Sie gebeten habe, die Sache ruhen zu lassen. Ärgern Sie sich gar nicht mehr darüber, thun Sie mir den Gefallen, und lassen Sie es ihm auch nicht entgelten, so wie ich es auch nicht thue, er ist ohnedem schon hart gestraft dadurch, daß er so ist. Also ich bitte Sie, lassen

wir es. Verzögern Sie Ihr Buch um keine Secunde, Sie thun mir einen Gefallen. — Sie zeigen in Ihrem Schreiben an, daß Sie den Schluß vom Waldgänger nicht haben. Er muß aber in Ihren Händen sein, ich gab ihn vorigen Freitag auf die Post. Wie tief ich gekränkt bin, daß Sie dadurch aufgehalten sind, können Sie kaum glauben; denn heuer wollte ich es gar nicht. Ich werde für 1848 schon im October anfangen. Die verdammten Sachen wachsen mir immer so an, ich male an meinen Personen fort, bis sie mit dem Kopfe oben an den Rahmen anstoßen — und da muß ich ihnen dann ein bischen Kopf wegschneiden. Gott erbarme es! Die Beurtheilung Ritters muß jeden Augenblick kommen. Die Censur hält auf. Den ersten Band „Eulenspiegel" hab' ich gelesen. Er scheint mir matt und gemacht, zwei üble Dinge. — Aber ich will nicht vorlaut sein, etwa wird es besser.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 8. Juni 1846.

Die Iris wird heuer mit Schmerzen geboren. Geiger hat das Bild gemacht, so schön, wie nicht einmal der Abdias ist, es ist ein herrliches Bild, aber es ist keine Vignette; sondern er vergaß darauf, richtete sich nach dem beigegebenen Blatte, und machte ein Bild in geschlossenem Raume. Es ist auch nicht aufzulösen, da die Figuren zu groß sind. Ich schlage daher vor, es in den Text einzureihen, da es zum Waldgänger gehört, und für ein anderes Jahr unnütz wäre. Dafür könnte die Alt'sche

Landschaft (das Wasser) auf künftiges Jahr warten, insbesondere, da das Gedicht zum Ruinentempel besser paßt. Als Vignette müßte dann etwas Kleineres kommen, wie wäre etwas Landschaftliches (eine sich oben verlierende Felswand, unten Steintrümmer, brausendes Wasser, und eingeklemmte Stämme ꝛc. (die Teufelsmauer des Waldgängers) —)? Ich will aus Spaß die Zeichnung entwerfen. Daß heuer als erster Jahrgang der neuen Gestalt die Iris ganz schön, und nicht ohne Vignette, sein muß, begreife ich. Axmann würde, da das Geiger'sche Bild groß ist, bis Ende Juli damit fertig sein. Ich schreibe Ihnen in der Bedrängniß meines Herzens, antworten Sie sogleich, was zu thun sei, daß keine Zeit verloren geht. Nur das eine kann ich Ihnen sagen, daß das Bild so schön ist, daß alle in der letzten Iris, die wir daneben legten, verschwanden. Es hat ein paar Unzukömmlichkeiten, die Geiger sogleich ändern muß, sonst hätte ich es Ihnen mit einem Dampfschifffkapitain geschickt. — Nun sagen Sie, was thun?

Auch mit der Vorrede meiner Studien hat es ein nisi. Sie gefällt mir gar nicht mehr. Der närrische Autor redet in der Vorrede der zweiten Auflage des ersten und zweiten Bandes immer von dem dritten und vierten Bande — bramarbasirt allerlei und verspricht, wie die schön werden sollen — — ist das nicht toll? Es sind so viel Fehler im Satze, daß es vielleicht nicht zu anmaßend ist, wenn der arme Autor bittet, ihn ganz weg zu werfen, und die beifolgende kurze Vorrede neu zu setzen. Corrigiren Sie aber gefälligst selber den Satz, sonst straft mich etwa Gott, daß ich gar noch eine dritte Vorrede mache. Wegen der Iris sehe ich Ihrer Ankunft mit Schmerzen entgegen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. August 1846.

In lauter Angst, was aus Ihnen geworden ist, schreibe ich diese Zeilen. Sie haben mir gesagt, daß Sie mich Ihren Vermählungstag werden wissen lassen, allein ich schätze Sie schon vermählt und wußte den Tag nicht. Wenn ich nun statt mit Fink und Eurich an dem Tage auf Ihr Wohl eine Flasche zu trinken, Krebsen gegessen habe, und daher in Ihrer Ehe Alles rückwärts geht, haben Sie sich es nur selber zuzuschreiben. Von Prandl & C. ist bis heute nichts an mich gelangt, wie es doch laut Verabredung im halben Juli sollte. Axmann sandte mir Probedrucke vom 26. Juli datirt, und schreibt nichts, daß Sie in Wien waren, am 22. sandte ich ein großes Paket Manuscript nach Pest, erhielt durch Ihre Leute Anfangs dieses Monats Antwort, also waren Sie damals nicht mehr in Pest. Am 31. Juli sandte ich wieder drei Bogen, und diesen Samstag gehen wieder vier ab, und Ende nächster Woche der Rest des vierten Bandes. Noch von Wien aus sandte ich von einem Herrn „In Anspach" ein Gedicht, gefiel es Ihnen? Ich hegte schon die freundliche Hoffnung, daß Sie blos aus dem Grunde über Alles und Jedes nicht schreiben, weil Sie mich etwa in Linz überraschen, und einige Zeit mit Ihrer jungen Frau in unserem schönen Gebirge zubringen wollen, wo ich mich dann als Begleiter und Erklärer

aufdringen würde. Sollten Sie dies wollen, so kommen Sie nur um Gottes Willen nicht zwischen 9. und 14. August, sondern später, weil ich diese fünf Tage zu einem Besuche bei meiner Mutter verwende. Ich wäre untröstlich, wenn Sie und Ihre Frau, oder etwa gar auch O. Wigand nebst Andern unsern Traunsee zum erstenmale ohne mich sähen. Ich prahle gerne mit unserm Gebirge und führe es gerne Fremden auf. Sollten Sie gesonnen sein vor 14. d. M. zu kommen, so schreiben Sie mir sogleich nach Empfang dieses Schreibens, bis Sonntag kann der Brief da sein, und ich unterlasse dann den Besuch bei der Mutter. Überhaupt wäre es mir sehr lieb, sehr bald etwas von Ihnen zu hören. Schreiben Sie mir auf jeden Fall. Ich bin noch nirgends gewesen, und habe unausgesetzt gearbeitet.

Wenn es mir zustünde, Ihnen eine Lehre zu geben, und von Ihrem mir bekannten guten Herzen nicht ohnedem Alles zu erwarten wäre, so würde ich sagen: „Behandeln Sie Ihre Frau gut, schonen Sie mit freundlicher Nachsicht ihre Schwächen, und es hängt nur von Ihnen ab, sich durch die Ehe ein irdisches Himmelreich zu machen.“ Ich rathe allen Leuten zu heirathen.

Möge Ihnen beiden Gott ein langes Leben schenken, und dasselbe durch viele, schöne, begabte und gut gerathene Kinder verschönern. Mit diesem Wunsche auf ewige Zeiten Ihr wahrer Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 18. October 1846.

Haben Sie Geduld mit einem langen Briefe, den ich schreiben will. Anliegend folgt Manuscript für den vierten Band Studien. Es hat sich ein Unglück und ein Glück damit zugetragen. Das Unglück war, daß ich den Schluß des vierten Bandes, der im September schon fertig war, wieder las, und daß er mir nicht gefiel — daß ich daher darüber ging und ihn neu machte, was Verzögerung hervorrief. Das Glück ist, daß ich das Alles that; denn jetzt ist er viel schöner, so daß ich ihn mit Freuden abgesendet, was ich sonst mit Jammer hätte thun müssen. Das dritte und vierte Kapitel der Brigitta muß der Glanzpunkt der Erzählung sein, und, ich glaube, er ist es auch. Lesen Sie das Kapitel „Rückblick" und urtheilen Sie. Ich glaube sogar, daß Brigitta weitaus das Beste in den zwei Bänden sein muß. Wollen wir sehen, was die Kritiker sagen. Daß es nicht erlogen ist, was ich sage, und ich etwa überhaupt noch nicht fertig war, als wir uns sprachen, zeige ein mit einem Bleistift-Kreuze versehenes Blatt, das ich sende, welches eines des früheren Manuscriptes ist, und Ihnen zeigen kann, wie ich wirthschaften mußte. Ein Schelm war ich deshalb doch, als Sie in Linz waren. Ich sagte Ihnen nämlich nicht, daß das Manuscript, um welches es sich hier handelt, damals nur einige Häuser weit von Ihrem Gasthause lag,

nämlich bei Kaindel, weil Sie mir es sonst weggenommen hätten, und ich doch immer ein unheimliches Gefühl in mir trug, es dürfte nicht Alles drinnen recht sein, weshalb ich die Lesung wieder vornahm, und ich danke Gott dafür.

Ich möchte mit Ihnen recht gerne für das kommende Jahr (von 1. November 1846 bis 1. November 1847) einen Vertrag abschließen. Schreiben Sie mir Ihre Meinung. Die Sache ist so. Ich kann bei Metternich ein Jahr, oder auch zwei Jahre aussetzen, weil ich mit Richard fertig bin, und Paul noch zu jung ist. Ich habe daher den Plan, jede Nebenbeschäftigung, die mir von sonst woher angeboten wird (außer meinen ästhetischen Vorlesungen zweimal die Woche Abends), abzulehnen, und alle meine Zeit den Schriftstellerarbeiten zu widmen. Ich habe meine Zeit sündhaft zerstreut, und es kam doch nichts recht Reelles dabei heraus. In Linz, wo ich frei war, habe ich jedesmal in drei Monaten mehr ausgerichtet, als im übrigen ganzen Jahre hindurch. Ich will es nun hier auch so machen. Zu dem Behufe frage ich Sie, ob Sie mir auf Verrechnung für jeden Monat (vom 1. November an) 100 fl. (immer am 1. erhebbar) anweisen können. Ich wäre dann für jeden Bedarf gedeckt, und könnte das ganze Jahr mit Ruhe fortarbeiten. Ich habe unsere Rechnung angesehen, und sie ist wohl dieses Jahr etwas stark geworden, allein ich habe Dinge anschaffen müssen, die ich für's ganze Leben brauchte, und nun ist es vorüber, und ich habe derlei Ausgaben nicht mehr. Dafür hoffe ich in Kurzem Alles ins Reine zu bringen. Jetzt liefere ich den dritten Band Studien nach, der bis Hälfte Dezember längstens fertig sein muß. Dann arbeite ich die Iris-Erzählung, und schreibe in den Abenden am Rande des Hagestolzen ꝛc. . . ., daß der fünfte und sechste Band

Studien noch im Winter zu drucken angefangen werden kann. Im Herbste 1847 händige ich Ihnen einen einbändigen Roman ein. (Es ist die Erzählung, deren Held ein Kind ist, das sich selbst erzieht, oder vielmehr durch Kindlichkeit einen schon alternden, zerworfenen Mann erzieht.) Ich spiegle mir vor, ich könnte außerdem noch mein Drama fertig machen, allein ich mißtraue mir, ich möchte mich etwa belügen. Von den Studien hoffe ich, daß der dritte und vierte Band in ein paar Monaten vergriffen sein werden. Dasselbe erwarte ich vom fünften und sechsten Bande. Sind meine Vorlesungen so besucht, wie ich hoffe, dann bedarf ich Ihrer Zusage nicht, aber das ist etwas Ungewisses, ich kann jetzt nicht darauf rechnen, und könnte deßwillen andere Anträge nicht abweisen. Wenn es sein kann, erfüllen Sie meine Bitte, Sie machen mich glücklich, wenn ich statt tausend widrigen Zeuges lieber bei meiner geliebten Arbeit sitzen bleiben kann. Am Ende hat sie auch die meiste Zukunft vor sich. Daß ich Ihnen für alle Ihre Liebes- und Freundschaftsdienste von Herzen ergeben bin, und daß ich jeden Ihrer Wünsche recht gerne erfülle, wissen Sie ohnedem. Ich werde Ihre Freundschaft, die Sie mir angedeihen ließen, da mich noch niemand kannte, nie vergessen, wenn auch Andere jetzt durch eigennützige Motive zu mir kommen, und mich bethören wollen. Wenn Ihre Gattin nicht eifersüchtig wäre, würde ich allen denen antworten: „Ich bin mit Heckenast verheirathet.“ Ich hoffe, daß für alle Zukunft mein Name mit Ihrer Firma verbunden sein soll.

Geiger werde ich schon treiben, daß er sich mit den Zeichnungen sputet. Ich weiß etwas, das ihn sehr freuen wird, ich halte ihn nämlich für einen größeren Compositeur, als Cornelius und Kaulbach.

An Ihre schöne, und was noch mehr ist, liebenswürdige Gattin alles Schöne und Freundliche. Sie möge mir nicht zürnen, daß ich mehr an Sie denke, als an sie, d. h. daß ich mehr Manuscripte mache, als daß ich das versprochene Brautgeschenk fertige, ich arbeite aber doch immer daran, ehe die Sonne untergeht (denn den Vormittag brauchen die Musen der Dichtung), und ich hoffe, Gott wird mir die Gnade schenken, daß, wenn es fertig ist, es noch ein Hochzeitsgeschenk heißen kann, und nicht etwa gar schon einen ganz andern Namen verdient. Von meiner Frau an Sie, und (als eine durch meine Schilderung auch nicht mehr ganz Unbekannte) an Ihre Gattin viele Grüße.

Der Platz ist aus, ich hätte noch Vieles, ich weiß es aber auch zum Theile nicht mehr.

An Gustav Heckenast.

3. November 1846.

Ich kann heute nicht viel schreiben, weil die Post schon drängt. Nur so viel: Meinen Dank für Ihr Schreiben. Es hat mich gekränkt, nicht aus Ihrer Schuld, aus meiner, ich machte mir Vorwürfe, und habe zwei Tage nichts arbeiten können. Vielleicht kann ich bald die Sache so stellen, daß die Vorwürfe, die ich mir mache, doch geringer werden. — Die Iris ist wunderschön. Hier folgt der erste Druckbogen Mappe — ich kam tief hinein, dieses Rechnen ist eine fürchterliche Arbeit, und

ich brauchte mit diesem Bogen doppelte Zeit. Schicken Sie mir ihn zur Correctur. Es folgt bald mehr nebst einem Briefe. — Ich werde keine Minute, wo sonst es der Kopf aushält, verschwenden.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 16. November 1846.

Ich habe Ihnen in einem Zettel gesagt, daß mich Ihr letztes Schreiben in eine traurige Stimmung versetzt hat, nicht durch Ihre, sondern durch meine Schuld. Es kam mir vor, als ob ein leiser Unwille in dem Schreiben wäre, der mir klar machte, daß ich meine Pflicht gegen Sie nicht so erfüllte, wie ich sollte. Es kann in der That auch so sein, aber erstens wußte ich dies wirklich nicht, und zweitens kam es gerade aus zu großer Delikatesse, und (was sonderbar klingen mag) aus Pflichtgefühl her. Ich wollte Alles so vortrefflich machen, als es nur immer möglich ist, ich konnte mir selber nicht immer genug thun, ich wollte Ihnen zeigen, daß Sie Ihre Rücksichten an keinen unwürdigen Gegenstand verschwendet haben — und so ging so viele Zeit hin. Wie oft habe ich die Arbeit manches Tages, mancher Woche, ja Monate rein verworfen und neu begonnen. Es mag thöricht sein, aber es ist künstlerisch edel; denn wenn ein Theil dann gelang, wie ich es ungefähr wünschte, so war ich für alle verlorene Zeit belohnt. Davon hatten Sie aber freilich für

Bayerische Staatsbibliothek

die Gegenwart nichts, aber ich weiß, daß aus der Verzögerung Gewinn entstehen muß. Wie wenig in letzter Betrachtung auch die Zeit, die auf doch wieder weggeworfene Sachen verwendet wurde, verloren war, weiß ich selber auch recht gut; indem ich mich wachsen sehe — tausend verschossene Kugeln machen nichts, wenn gerade aus ihnen dann eine hervorgeht, die mitten ins Centrum trifft. Wer sich nicht wachsen empfindet, der wirft keine frühere Arbeit weg, weil sie ihm alle gleiches Gewicht haben. Das können Sie aber ebenfalls nicht wissen, da Sie nicht in mir sein können, und Ihnen jede Lernzeit nothwendig als eine verlorene erscheinen muß. Mir war es nicht so. Ich sah die Schätze kommen, dachte sie Ihnen zu, und wußte nicht, daß in der Gegenwart derweile nichts ist, und daß ich, von einem andern Gesichtspunkte angeschaut, als dem meinen, nothwendig unbescheiden erscheinen muß. Ich habe mir das Alles klar gemacht, und werde darnach handeln. Um Ihnen davon einen Beweis zu geben, diene Ihnen folgende Thatsache. Ich habe bei Bürkel in München ein angefangenes Bild gesehen, das mir außerordentlich gefiel. Da der Preis unvermuthet klein war, bestellte ich es für mich, unter der Bedingung, daß ich es zurücksenden darf, wenn es mir fertig nicht so gefiele, als in der Anlage. Das Bild ist noch nicht da, aber ich werde es auf alle Fälle zurücksenden, damit ich keine andern, als nur die materiell nothwendigen Auslagen mache. So werde ich es in allen Dingen halten. Was der Körper braucht, ist das Nothwendige, wodurch die Seele blühender wird, das kann warten. Ich habe das Meer noch nicht gesehen, ich habe Italien nicht gesehen, ich sehne mich nach beiden. Ich hoffe, es wird auch noch möglich sein — aber wehmüthig wäre der Gedanke, wenn

es geschähe, da es zu spät ist und in die erhärtete Seele nichts mehr hinein geht. Wenn ich auch in Ihren Augen unbescheiden war (wie es auch gar nicht anders sein kann), so glaube ich doch, daß ich gegen die Freundschaft nicht gefehlt habe. Ich thue Ihnen gerne Alles, was Sie wünschen, zu Gefallen, und zog sich manches in die Länge, so wollte ich es eben recht gut machen. Von dem Kummer können Sie sich keine Vorstellung machen, den es macht, etwas unvollständig, d. h. bewußt unvollständig aus der Hand zu geben. Wie hätte ich denn sonst die Mühe übernommen, den ersten Bogen der Mappe, alle Buchstaben zählend, wieder so umzugießen, wie ich es that. — Doch gehen wir ab von diesen traurigen Sachen, und kommen wir zu den Geschäften.

Es ist mir sehr leid, daß durch Geiger der Christabend nicht erscheinen kann, da hätten Sie auch schon Material gehabt. Er versprach mir, sehr bald daran zu gehen. Ich bin jetzt sehr glücklich, daß ich mehr Zeit zur Arbeit habe. Sonst konnte ich nur einige Vormittagsstunden verwenden, jetzt arbeite ich von 9 bis 1 Uhr und von 4 bis 7 oder 8. — Einen Tag der Woche habe ich frei, wo ich Briefe schreibe ꝛc. Sie können mit dem Drucke der Mappe schon rasch fortfahren, ich kann jede Woche über zwei Bogen senden. Der mit diesem Briefe folgende Text hat circa $2\frac{1}{2}$ Bogen. Da ich immer etwas zurückhalten muß, so wird die letzte Lieferung stärker werden. Schicken Sie mir gefälligst die ausgedruckten Bogen der Mappe, daß ich immer nachsehen kann, und in Nebendingen nicht etwa einen Widerspruch mache. Könnte denn Axmann nicht den Druck des Abdias machen lassen? Eine kleine Änderung in der Platte ist wohl nöthig, aber ich denke, daß er dazu höchstens zwei Tage brauchen wird. In Bezug auf die Aufsätze in den Wienern muß ich

bekennen, daß ich Bedenken habe. Es mangelt ihnen nach meinem jetzigen Standpunkte zu vieles, ich fürchte, daß ich bei der Umänderung zu viel hinein geriethe, und dafür etwas Anderes, Schöneres, zu kurz käme. Wenn das Gedränge minder dicht ist, und man mit mehr Ruhe an sie gehen kann, dann mögen sie mit einigen neuen Dingen bereichert zwei artige Bändchen geben, die die übrigen Werke heiter unterbrechen. Ich möchte solche Dinge daraus machen, wie Börne's vermischte Schriften, aber natürlich, der Gesinnung nach, ganz anders. Wenn Sie in den Zeitungen lesen, daß ich ein Bild gemalt habe, so glauben Sie es nicht, ich habe weder ein gutes noch ein schlechtes gemacht. Wie die Lüge entstanden ist, weiß Gott, ich weiß das Blatt nicht, das sie brachte, sonst würde ich einen Widerspruch einrücken lassen, aber so erzählen mir viele von dem Bilde, aber keiner entsinnt sich, in welchem Blatte er es gelesen hat. Ich hatte schon seltsame Besuche, die alle das Bild sehen wollten. Neulich speiste ich mit der Frau v. Binzer bei Zedlitz. Es war auch Grillparzer da, und einer der heitersten Abende verfloß uns. Was mir Grillparzer sagte, machte mich sehr glücklich. Die Anerkennung eines solchen Mannes wiegt hundert der lobendsten Artikel auf, welche in Tagesblättern stehen mögen. Ernst Ritter ist eine recht liebenswürdige, unterhaltende Dame. Lesen Sie die Gedichte der Anette Droste. Das sind Gedichte. Ich habe erst angefangen, hoffe aber, daß sie mir außerordentlich gefallen werden. Ich weiß nicht, was ich wieder vergesse Ihnen zu schreiben, ich vergesse etwas, aber es fällt mir durchaus nicht ein, was. Ich schließe daher dieses Schreiben mit der Versicherung jeder freundschaftlichen Gesinnung, und mit der Bitte, alles Schöne und Herzliche Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin zu melden.

N. S. Theurer Freund! Ich sende das Beiliegende. Es ist weniger, als ich wollte. Der Brief wurde vor zwei Tagen geschrieben, und nach ihm hätten noch vier Manuscript-Seiten — 18 Druckseiten — beigelegt werden sollen. Aber ich konnte diese vier Seiten nicht weggeben, weil sie mit dem Folgenden in Zusammenhang sind, den ich nicht entbehren kann, das Folgende aber durch zwei Tage nicht vorrückte; denn ein junger Mensch, der vor einem Jahre mit uns von Linz herab in die Rechtsstudien ging, den wir wie einen Sohn liebten, dessen Eltern mit uns in inniger Verbindung sind, liegt die zwei Tage im Sterben. Die Mutter ist hier, ist in einem fürchterlichen Zustand, und wir selber kommen nicht aus den Thränen. In drei Tagen sende ich schon etwas nach. Schreiben Sie mir, ich halte Sie für meinen wahren, edlen Freund, mir thut Theilnahme noth, ich hänge mein Herz zu sehr an gute Menschen, die mich lieben, und dieser Jüngling liebte mich fast übertrieben, daß mir fast das Gemüth zusammenbricht, wenn ich an seinen Tod denke, der gewiß heute Vormittag noch eintritt.

An seinen Bruder Anton.

Wien, am 17. November 1816.

Deinen Brief mit den Messern habe ich erhalten. Ich werde das Geld etwas später bei Heimann erlegen, ja sogar ich muß Dich bitten, mir 30 fl. vorzustrecken, wenn es sein kann. Ich habe eine ungeschickte Rechnung gemacht. Die zwei Bände sind fertig, Heckenast stellte mir die Zeit der Einnahme des Honorars frei, und ich ließ mir eine Anweisung auf ersten Jänner geben, weil ich früher nichts brauchte. Aber ich vergaß, daß dringende Winterbedürfnisse kommen, die mehr in Anspruch nahmen, als ich meinte. Ich muß nämlich für Bruder Jakob einen Winterrock machen lassen; denn ich kann ihn nicht so erfroren sehen, da plötzlich eine große Kälte eingetreten ist. Er ist so brav und macht mir so viele Freude, daß ich es Dir gar nicht beschreiben kann. Er ist ungemein begabt, und ich hoffe, daß wir an ihm in unserem Alter einen großen Ruhm erleben werden. Unter 560 Schülern haben bei der ersten schriftlichen Prüfung nur fünfzehn Eminenz bekommen, und er ist dabei. Seine Manieren sind auch so bescheiden und gutmüthig, daß wir ihn beide lieben. Unsere Rechnung gleiche ich zum neuen Jahre aus. Meine Vorlesungen werden nicht auf der Universität sein, weil der Platz vielleicht zu klein würde, so viele haben sich schon vorgemerkt; sondern wir werden den landständischen Saal wählen. Ich werde das Nähere dieser Tage erfahren, weil ich wegen Halsweh schon einige Tage nicht ausgehe. Das Holz wurde in Wien so theuer, daß

ich mit einem Vorrathe von 60 fl. C.M. nicht bis Februar reiche, namentlich, da der Winter so schnell und so stark herein bricht. Wir haben immer gefroren, daß es klingt. Brot ꝛc. ist sehr theuer, daß wir vielleicht vor Unruhen nicht sicher sind, wenn ein strenger Winter auch noch erscheint, wie es sich zeigen will. Der Jakob wohnt in der Vorstadt Wieden, und speist auch dort, außer Samstag und Sonntag, wo er frei ist und zu uns kommt. Es ist mir jetzt nicht möglich, aber zum neuen Jahre kaufe ich ihm ein vorzügliches Reißzeug (ein nothwendiges Instrument für ihn), denn auch im Zeichnen ist er vortrefflich. Er hat als Aufgabe die Kettenbrücke über die Wien bekommen, und hat sie mit seinen stumpfen, elenden Zirkeln, die er von Kruman brachte, so gut gemacht, daß mir der Assistent sagte, wenn er nicht selber gesehen hätte, daß er die Zeichnung gemacht hat, er hätte geglaubt, es hätte sie ihm ein Schüler der höheren Klassen gemacht. Ich zeige es ihm nicht, daß ich ihn so liebe, ich halte ihn auch strenge, aber ich glaube, daß ich jetzt einen Sohn statt einen Bruder habe, und, wie es scheint, beginnt er mich auch wie einen Vater zu lieben. Neulich wurde ihm ein Buch gestohlen, das 4 fl. C.M. gekostet hat, er kam ganz bleich, und sagte es mir, ich gab ihm einen ruhigen, ernsten Verweis, aber innerlich erbarmte er mir, denn das Buch wurde ihm nur gestohlen, weil er so gut ist und nicht ahnte, daß es auch Diebe gebe. Er sagte, er habe ja seine Kappe darauf gelegt, zum Zeichen, daß das Buch nicht für ein anderes angeschaut werde. Ich antwortete ihm, daß der Dieb noch redlich gewesen sei, denn sonst hätte er auch die Kappe genommen. Ich kaufte ihm hierauf das Buch wieder neu.

Zürne nicht, daß ich Dich um das Geld bitte, ich habe gestern meine Rechnung sehr genau gemacht, und gesehen, daß,

wenn ich das thun will, was ich vor habe (Holz will ich ihm auch im Vorrathe kaufen), ich nicht genug habe, bis der erste Jänner kommt. Ich hätte hier genug Leute, die mir etwas geben, ich könnte mir auf meinen Wechsel eine à conto Zahlung leisten lassen, aber ich will es nicht; denn mein Kredit ist hier sehr groß, und ich will niemanden zeigen, daß ich etwas brauche. Insbesondere müssen meine öffentlichen Vorlesungen, wofür ich mir von der Person 10 fl. C.M. zahlen lasse, nicht als Spekulation angesehen werden. Sondern jeder, der zu mir kommt, muß sehen, der Mann steht nicht darauf an.

Was die L. betrifft, so hoffe ich, daß Du keine Schuld hast, dann ist Alles gut. Ich muß Dir das Geständniß thun, daß ich in Linz oft schweren heimlichen Kummer um Dich hatte. Meine Liebe zu Dir ist größer und uneigennütziger, als Du glauben kannst. Du bist so edel und gutherzig, daß Dir Falschheit und Betrug ein fremdes, unglaubliches Ding sind. Du verdienst ein reines, treues Herz, das Dir aus freien Stücken wegen Deiner innerlichen Güte ergeben ist, dem Dein Wohl und Dein Glück das höchste Gesetz und die höchste Freude ist. So ein Herz findest Du an Deinem Bruder — gib es nicht für Afterschein hin! gib es nicht hin! Du wirst auch ein weibliches Herz finden, das Dich erkennt, und dann wirst Du sehen, welch' ein Abstand das ist. Sie wird Fehler haben, wie alle, und wie auch wir Männer, aber rechtschaffen muß sie sein, häuslich und ohne Falschheit gegen Dich, Dein Glück, Dein inneres Wohl muß ihr Alles sein. Ich werde sie dann lieben, wie eine Schwester, und mit Freuden auf jenen Augenblick warten, wo ich euch allemal wieder sehen kann.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 22. November 1846.

Ich sende hier noch eine Kleinigkeit, weil ich nicht zusammen rechnen konnte, wie viel das Neuliche macht. Am Donnerstag gebe ich so viel auf die Post, daß das Ganze nach Bogen 4 gesendete über drei Bogen macht. Es ist diese Woche eine der tiefsten Störungen gewesen. Mein so lieber und mich so liebender junger Mensch, fast mein Adoptivsohn, Gustav hieß er wie Sie, ist am Freitag halb 6 Uhr früh gestorben. Mehrere angstvolle Tage gingen vorher. Seine Mutter ist hier, und ganz in unsern Händen, daß wir sie trösten. Heute ist um halb 4 Uhr der Leichenzug. Morgen reist die Mutter ab. Ich werde schon Alles einbringen, das Buch soll deshalb nicht hinausgeschoben werden. Ich werde morgen gleich zusammenrechnen, was an Text da ist (ich habe in der That nicht einmal zu dieser Rechnung kommen können, weil ich so viel zu besorgen hatte), und jeden folgenden Tag schreibe ich neun Seiten ab, macht in 20 Tagen 180 Seiten, was mit dem Fertigen das Buch sein wird. Es können ohne weiteres die Bände Ende Dezember ausgegeben werden. Ich hoffe, daß ich am 15. Dezember die letzte Rate in Ihre Hände gebe, wie ich es versprach. Ich thue nicht das Geringste andere, bis die Studien da sind. Diese Woche war hart genug, und der Kummer der aufgeschobenen Arbeit kam dazu.

Die nächste Iris-Arbeit wird schon kürzer werden, ich schreibe Ihnen und dem Grafen Mailáth das nächste Mal darüber.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 14. Dezember 1846.

Hier sende ich Ihnen, was ich vermag. Es ist wirklich heuer des Teufels. Seit fünf Tagen bin ich arbeitsunfähig, und werde es wohl noch ein paar Tage sein. Deshalb kommen hier statt sechs Blätter blos drei. Sie sind selber Schuld, daß ich mir das Übel zuzog. Wir sitzen nämlich alle Wochen einen Abend als Behmrichter bei Dr. Gartner, der uns seine ob der ennsischen Gedichte liest. Dann wird kritisirt, vorgeschlagen, geändert ꝛc... Ich habe noch ein paar Freunde und Kenner zu der Sache geladen, daß ein recht schöner Band zusammen kommt; denn dieses Buch ist unter vielen, die mir aufgenöthigt wurden, das erste, das ich Ihnen von Herzen empfehle. Die Gedichte sind weit über Castelli, Seidl, Klesheim, Kaltenbrunner, Kobell, und wenn sie auch vielleicht noch nicht so plastisch und kernhaft sind wie Stelzhammers, so sind sie poetischer und geben Hoffnung, daß ein nächster Band auch in der Kürze und Stärke der Form den Stelzhammer erreichen, vielleicht übertreffen wird; denn die letzteren Arbeiten dieses Mannes übertreffen an Bündigkeit immer die vorhergegangenen. Neulich las er uns den Entwurf eines neuen Gedichtes „der lachende Lipp (Philipp)", dessen Anfang so compakt ist, daß er eine raketenartige Lach-

wirkung in uns hervor brachte, wir platzten unser vier zugleich los. Dann sagte er uns noch mehrere Stoffe, die alle ungemein poesiereich und innig sind. Leider hat der Mann, da er anfängt Praxis zu bekommen, so wenig Zeit. Ich rieth ihm, daß er auf dem Gange zwischen je zwei Kranken allemal dichte, da lachte er, und meinte, er hätte da etwas anderes zu denken. Wenn Sie doch einmal kämen, daß Sie einer solchen Lesung beiwohnen könnten. Ich möchte von dem Fertigen, von dem manches noch jugendlich heiß und etwas zu subjectiv empfindsam ist, nur das Beste für einen Band auswählen, deshalb geht es so lange her. Der Mann begreift jeden gegründeten Einwurf sogleich, und ist, wie jeder schönheitsempfindende Mensch, zu vielfältigem Ausfeilen freudig bereit. In der letzten Lesung nun zog ich mir, der ich ohnedem an Halsaffectionen litt, einen solchen Stockschnupfen und Katarrh zu, daß ich sogar zum Zeichnen zu dumm bin, und mit dickem Kopfe und dampfendem Fieber da sitze. Ich hoffe, da ich nicht ausgehe, in zwei bis drei Tagen doch schon abschreiben zu können.

An Gustav Heckenast.

Wien, Dezember 1846.

Meine Grippe ist so weit gut, daß ich wieder arbeiten kann, nur der Husten plagt mich noch. Doch wenn nur der Kopf frei ist. Hier folgt ein bischen (18 Druckseiten). Ich werde schon noch in diesem Monate, oder längstens in den ersten Tagen des Jänner fertig: allein die Mappe hat zwei Bände. Ich fürchtete es gleich. Das Charakterbild des Doctors, wie ich es mir dachte, ist nicht anders zu gewältigen, oder ich muß seicht werden, und in gewöhnlichen Novellen- und Taschenbuch- und Liebesphrasen fort schlendern, statt einen wirklichen, plastischen, nach allen Seiten thätigen, gütigen und starken Mann zu geben. Mit dem sechsten Bogen war ich nicht ganz zufrieden, der siebente gefiel mir sehr. Aber ich war so frei, manche Kleinigkeit zu ändern. Ich glaube, die Eisgeschichte im siebenten und achten Bogen muß viel wirken. Die ersten vier Bogen brachten neulich bei einer Lesung unter Männern große und ernste Wirkung hervor. Der Band schließt des Doctors Jugendleben ab, und geht (wie jeder ehrliche Roman) bis zu seiner Heirath. Dann kommen Anmerkungen des Verfassers über manches Weitere, und das Versprechen des nächsten Bandes über die Mappe. Wir werden schon die Eintheilung treffen. Der Humorist soll mich, wie mein Bruder mir schreibt, angegriffen haben, ich weiß nichts, weil ich

nicht auskam, und auch das Blatt nie lese. Wahrscheinlich wegen des Waldgängers. Ich las erst das erste Kapitel, und glaube, daß die tiefe, ernste, männliche Einsamkeit dieses Menschen darin liegt, der zeigt, daß er höher ist, der aber nicht mit Taschenbuchschmerz oder dergleichen kokettirt, sondern verschlossen ist. Der Schluß muß wieder den Anfang erläutern. Das Publikum scheint günstig, Prandel und Hölzl sagten mir heute, daß sie sehr viel Iris verkauft haben. Nun folgt ein Geschäft, das aber bis jetzt Geheimniß ist, ich bitte es zu bewahren. Der hiesige Kunstverein will außer dem Vereinsstich jährlich auch ein Album (sechs bis acht Stahlstiche) mit Text verlosen, ich werde wahrscheinlich die Redaction der Kunstwerke und des Textes angetragen bekommen, d. h. ich bin schon zu Baron Pereira bestellt. Es sollen 500 Exemplare zu dem Preis von 5000 fl. C.M. an den Verein jährlich abgeliefert werden. Wahrscheinlich wird der Verleger noch mehrere verkäufliche Exemplare zurückbehalten dürfen (wogegen ich aber eigentlich bin). Wenn das Album ausschließlich den Actionären gehört, werden sich dieselben mehren, und da jeder zehnte gewinnen soll, steigt die Auflage von selbst (wie es im Plan ist). Sind z. B. 8000 Actionäre, so werden 800 Exemplare bestellt. Ich frage Sie nun, ob ich Sie als Verleger vorschlagen darf? Natürlich mit Vorbehalt einer weitern Vertragsschließung von beiden Seiten, wo Sie dann wohl einen Sprung herauf thun müßten. Ich brauche jetzt nur Ihr vorläufiges Ja. Das Detail wird unterhandelt, wenn erst das Ganze überhaupt angenommen ist. Ich dächte, das Ding könnte Ehre und Geld tragen. Schweigen Sie aber mäuschenstille, daß keine Kabalen und Einschiebungen darunter kommen. Wenn ich freie Hand bekomme, lasse ich wunderschöne Stahlstiche nach edlen Kunst-

werken machen, und dann ist die Idee eine glückliche. Alles erdenklich Schöne zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gemahlin. Landerer lasse ich herzlich zu seiner Genesung Glück wünschen. — Levitschnigg grüßen Sie, und geben ihm gefälligst die Einlage.

Von ganzem Herzen der Ihrige.

N. S. Von meiner Vorlesung nächstens. Prandel sagt mir, daß schon viele Anfragen geschehen. Wär' ich nur nicht krank gewesen. — Für die Iris bekommen Sie „Prokopus der Sternseher" (aus der Narrenburg).

1847.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 6. Jänner 1847.

Ich muß schon wieder an Sie schreiben und Ihnen einen Theil Ihrer Zeit rauben, weil es nothwendig ist. Ich habe mit Pereira, der an der Stelle des Habermann Director des Kunstvereines ist, gesprochen. Es wird nicht nöthig sein, daß Sie im Jänner kommen, weil die Verlosung des Albums doch nicht eher als im Jahre 1848 beginnen kann. Da es aber gut ist, daß an Materiale vorgearbeitet wird, so muß doch die Sache so bald als möglich in den Gang kommen; denn im Sommer 1848 sollte doch schon das erste Album fertig sein. Das Detail der Sache kann nicht leicht durch Briefe gemacht werden.

Meine Gattin dankt Ihnen auf das Herzlichste und Schönste für das prachtvolle Weihnachtsgeschenk. Aber Ihr schönes Anerbieten hinsichtlich des Rahmens müssen wir ablehnen, weil es doch in der That viel zu unartig wäre, es anzunehmen, und dann, weil wir aus Bescheidenheit einen so einfachen Rahmen bestellen würden, der uns dann doch nicht gefiele. Weil, wenn die Zeiten günstig werden, meine Frau auch in Aquarell dazu gemalt wird, so werden wir dann gleich zwei Rahmen bestellen. Dafür bitte ich um ein anderes Geschenk, nämlich um eine broschirte Iris,

daß ich sie manchem meiner Bekannten leihen kann; denn das Prachtexemplar gibt mir meine Frau nicht in die Hände. Ich glaube die Bitte um so eher stellen zu können, da ich die Freude erlebte, daß neulich Prandel, der schon einmal den guten Abgang der Iris besprochen hatte, vermöge Nachrichten von Gerold zu mir wörtlich sagte: Heckenast macht mit der Iris ein ungeheures Geschäft. Es war mir eine Freude, weil ich wirklich nicht ganz ohne Sorge war, wie die Umstaltung des Buches auf den Abgang wirken wird. Eine Unannehmlichkeit ist es wieder auf der andern Seite, daß ich erfahren, daß man allgemein den Christabend als Weihnachtsgeschenk erwartete. Es ist eine Art Nothwendigkeit, daß er wenigstens zu nächsten Weihnachten erscheint. Ich werde bei Geiger mein Möglichstes thun, schreiben Sie ihm aber selber auch. Die Einleitung zu Gartners Gedichten schreibe ich recht gerne, nur frage ich noch an, ob eine Einleitung oder eine Kritik in einem verbreiteten Blatte vorzuziehen ist. Oder ist es das Beste die Einleitung, und in der Anzeige die Bemerkung, daß ich das Buch eingeführt habe. Wäre nicht eine ganz leichte, kleine Steinzeichnung Geigers auf das Titelblatt eine erwünschte Schönheit? — Die Sendung für die Studien folgt in drei Tagen, weil ich sie augenblicklich nicht weggeben kann.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 10. Jänner 1847.

Ich sende Ihnen das Wenige, vielleicht stehen Sie darauf an; denn schreiben müßte ich ohnehin.

Zuerst was mich gar so freut. Ich habe durch unendliche Gänge und Bitten und Versicherungen, daß er's recht macht, durchgesetzt, daß Axmann den Kunstvereinstich für 1848 stechen darf. Pereira gibt ihm 300 fl. gleich, 100 fl. jeden Monat, und nach Beendigung des Stiches (nach zwölf Monaten) 1000 fl. — Der Contract wird übermorgen aufgesetzt. Das Bild, welches er sticht, ist der schönste Dannhauser, der existirt (Eigenthum Pereira's), ein Bild, fast so schön, wie ein alter Niederländer, und noch dazu voll solcher Dinge, die Axmann besonders schön kann, ähnlich dem Bilde zur Mappe. Er sticht es in Stahl, daher es zarter und feuriger wird als die bisherigen in Kupfer, und da der Gegenstand auch schöner ist, so kann es der schönste bisherige Vereinsstich werden. Ich habe ihm zugeredet, daß er sich Mühe gibt, werde ihn oft besuchen, ihm Rathschläge geben, und dann mit Freude sagen: „Seht, daß er es recht gemacht hat." Er wird dann weitere Aufträge größerer Art bekommen, und seine Zukunft ist gesichert. Unsere Vignetten macht er neben diesem Stiche auch, sonst nichts. Ich schreibe Ihnen dieses, weil ich weiß, daß Sie Freude darüber haben werden, und daß Sie daher nicht ärgerlich sind, daß ich geschlagene

zehn Tage mit dieser Sache versäumt habe, ich mache mir aus den zehn Tagen nichts. Ich glaube auch, daß Sie noch nicht auf dem Sande sind; denn mit dem Gesendeten müssen Sie 13 Bogen haben.

Nun zum zweiten von Geschäften, weshalb ich eigentlich schreiben muß. Ich habe mit Pereira weiter geredet, und die Sache in unsere Hände gespielt. Die Wahl der Gegenstände zum Stiche ist so ziemlich mir allein überlassen, z. B. aus vorzüglichen Bildern alter Meister, aus schönen Stücken der jedesmaligen Ausstellungen ꝛc. Wir können, wenn Sie in Wien sind, nach Gauermann, Reinfeld, Enders, Waldmüller, R. Alt ꝛc. . . Gegenstände gemeinschaftlich wählen (da Sie hiebei auch das Finanzielle in Rechnung bringen können), dann schlage ich Pereira die Gegenstände vor, der großes Vertrauen zu mir zu haben scheint, er proponirt sie dem Ausschusse, der nimmt in der Regel an, und die Sache ist aus. So haben wir eigentlich mit einigen gelegentlichen Kleinigkeiten, die nicht ausbleiben werden, die Sache in unsern Händen. Ich habe zu P. gesagt, daß Sie in Bezug auf Ausstattung den besten Geschmack unter unsern Buchhändlern haben, und daß Sie aus Ehrgefühl auch trachten werden, daß etwas Vollkommenes zu Stande kommen wird. Er meint, daß das Album sechs Stiche enthalten soll, nächst einigen Bogen Text (z. B. 3—4), das Ganze vielleicht in groß Quart (dies ist meine Meinung).

P. hat mir aufgetragen Ihnen zu schreiben, daß Sie einen Vorschlag machen, den er dem Kunstverein vorlegen kann; denn der Ausschuß will immer gleich fertige Dinge, über die er ja und nein sagt.

An Gustav Heckenast.

Wien, Jänner 1847.

Als ich siegeln wollte, erhielt ich Ihren Brief. Ich danke für Alles. Ich glaubte nicht, daß Sie mit Manuscript pressirt sind. Ich habe wegen Axmann und wegen des Albums Zeit verloren. Sollte es nöthig sein, so sende ich den Rest bogenweis. Schreiben Sie mir darüber. Senden Sie nur ja gleich den Brief, den ich P. geben kann, daß die Sache einmal im Allgemeinen fest steht. Das Detail können wir immer noch nach den Umständen bestimmen. Bezüglich des Rahmens warten wir ohnehin noch ein wenig, weil, wenn die Vorlesungen viel tragen, Daffinger ohnedem meine Frau dazu malt. Sie läßt Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken, und Ihnen sagen, daß Sie uns durch Ihre Hartnäckigkeit schamroth machen.

N. S. Daß ich die Alternative stellte, ist kein großes Verdienst; denn wenn ein Anderer die Sache macht, und nicht Sie, so zwackt er an Papier und weiß Gott wo, und bringt dann ein räudiges Kind zur Welt, darüber ich mir dann die Haare ausraufen müßte. Also entweder wir beide, oder gar keiner von beiden.

An seinen Bruder Anton.

Wien, 13. Februar 1847.

Ich habe Deinen lieben, freundlichen Brief erhalten, und muß Dir sagen, daß mich sein Inhalt sehr erfreut und erquickt hat. Erstens ist es der edle, gute Ton, der darin herrscht und der mich so freute, und zweitens ist es die Beruhigung, daß ich Dich nicht mehr mit Deinem Glauben an einem Wesen verstrickt sehe, das keinen Glauben verdient. Wie es Dich schmerzen muß, begreife ich sehr wohl und kann Dir keinen Trost sagen, als die Zeit. Sich getäuscht haben, ist sehr oft und gerade meistens der bessern Menschen Los. Du sagst, daß Du nicht heirathen wirst. Das weißt Du jetzt noch nicht. Sollte aber einmal der Fall sein, daß Du daran denkst, so sehe, ob ein Mädchen stille, einfach, sich selbst treu, d. h. nicht in Dich eingehend, sondern ihre Art und Wesenheit stets fort behauptend, wenn sie Dich sogar auch tadeln sollte, ob sie reinlich und wirthschaftlich ist. Wer die größte Reinheit und Einfachheit in seinem Körper hat, hat sie meist auch in der Seele, und wer seine Habe rechtlich zusammenhält, hält auch seine Sitten zusammen, und wer sich selber endlich immer treu ist, der hat entweder Grundsätze, oder angebornen Charakter, und in beiden Fällen rechnet man sicher auf ihn, während der, der stets in Dich eingeht und Dir zu Sinne ist, es eben so gut einem Andern thun kann, daher Du nie weißt, wie

er morgen oder übermorgen sein wird. Hat sie übrigens Fehler des Weibes, so schone sie; denn wir haben Alle Fehler, und die Eigenheit des Mannes, mit der er will, daß die Wesenheit des Weibes in ihm aufgehe, ist wahrlich nicht der kleinste darunter. Lassen wir aber jetzt diese Sache, und verbannen wir ein Wesen aus unserer künftigen Korrespondenz, das mit dem Inbegriffe seiner Eigenschaften unglücklich genug ist, und das ich von ganzem Herzen bemitleide, weil sie noch unglücklicher werden wird, und einen großen Theil der Schuld nicht in sich allein hat, sondern in den Umständen, unter denen sie aufgewachsen ist und sich verbildet hat.

Daß Du so lange krank warst, wußte ich eigentlich nicht, und bedaure Dich herzlich. Halte Dich ja recht gut, und lasse vorzüglich das Nachtausgehen. Gewöhne Dich Abends ein Buch zum Unterricht oder zur Erheiterung zu nehmen, und Du wirst sehen, wie hoch diese Unterhaltung über jeder andern steht. Huber wird Dir wohl gesagt haben, daß Gichtübel sich gerne wiederholen und daß man deshalb sehr vorsichtig sein soll — und Du bist alles andere eher, als vorsichtig mit Deinem Körper. Ich selber litt den ganzen Herbst und Winter an Heiserkeit, Husten und Grippe — lauter schlechte Dinge für einen Vorleser — ich konnte daher meine Vorlesungen nicht halten, und werde erst jetzt in der Fasten eine kleine Reihe derselben vornehmen. Es ist nun Alles ziemlich in Ordnung, mit dem Polizeiminister sprach ich selbst, den Landmarschall Graf Montecuculi lernte ich unlängst kennen, und daher bekomme ich zu diesen Vorträgen den landständischen Saal. Es geht nun nur ab, daß ich wieder heiser werde. Als Antwort auf den Humoristen oder selber auf Laube's närrisches Urtheil in der allgemeinen Zeitung über den Waldgänger kauft das Publikum die Iris recht fleißig, Prandel sagte

mir neulich wörtlich: „Heckenast macht heuer mit der Iris ein ungeheures Geschäft.“ Mir selber sagen die Leute, wo ich hinkomme, die größten Freudenbezeugungen. Deshalb ist etwa die Erzählung nicht fehlerfrei, ich kenne die Fehler sehr gut, nur sind sie zum Glücke andere, als die obgenannten Recensenten angeben. Der dritte und vierte Band der Studien muß jetzt jeden Augenblick erscheinen. Ich bekomme die Exemplare früher, als sie in dem Buchhandel sind, werde sie binden lassen, und euch gleich schicken, ohne einen Tag zu verziehen. Ich muß jetzt wieder eine Iris-Erzählung machen; denn Heckenast bittet mich, ich bin es ihm schuldig, und 200 fl. sind nicht zu verachten, oder 250 fl.

Leider kann ich Dir Dein Geld noch nicht in dem Augenblicke senden; denn meine Sache verzog sich noch, aber gewiß nicht mehr lange. Ich werde Dir das schon mündlich sagen. In diesem Monat, hoffe ich, ist noch Alles in Ordnung zu bringen.

Die Schinken und das Schmalz haben wir erhalten. Ich danke Dir für Deine Mühe, beide sind vortrefflich, und ich werde es den Eltern schon vergelten. Jakob ist noch immer in seinen Schulsachen so gut wie früher, wahrscheinlich der erste unter 600 Mitschülern. Der Professor Salomon ließ ihn neulich nicht mehr zur Tafel, da er sich auf eine Aufforderung, wer das neulich Vorgetragene wiederholen könne, stellen wollte, indem er sagte: „Von Ihnen weiß ich es ohnehin schon, daß Sie es können, ich muß einen andern auch einmal hören.“ Mich freut das sehr, und ich thue Alles gerne für ihn.

Die Akademie der Wissenschaften zieht sich sehr hinaus, wer weiß, ob sie in Jahr und Tag auch noch zu Stande kommt. Es ist dies in mancher Beziehung gut. Ich habe mit verschiedenen Männern wegen dieser Sache ausführlich geredet.

Jetzt lebe wohl, ich glaube Alles geschrieben zu haben, was ich weiß. Grüße alle Freunde und Bekannte. Dir versichere ich und meine Frau unsere ungetheilte, volle, brüderliche Liebe, bewahre uns die Deinige auch, schone Deine Gesundheit, und denke zuweilen an uns.

An Julian Herkenast.

Wien, am 16. Februar 1847.

Sie werden sich wundern, daß Sie so lange keinen Brief von mir bekommen haben, aber die Sache erklärt sich dadurch, daß ich von P. keine weitere Nachricht geben kann, und täglich darauf hoffte, daß in der Sache ein Schritt weiter geschehe. Er hat Ihr Schreiben in Händen, und sagte nur, daß er mir schon etwas Weiteres zu wissen machen werde. Dieses Weitere ist aber bis heute noch nicht erfolgt. Ich kann also in diesem Dinge nichts melden.

Aber einen andern Jammer muß ich Ihnen mittheilen, nämlich wegen der Mappe. Das ist eine heillose Geschichte. Das Buch gefällt mir nicht. Es ist so schön, so tief, so lieb in mir gewesen, es könnte in der Art hold und eigenthümlich und duftig sein, wie das Haidedorf, aber tiefer, körniger, großartiger, und dann ganz rein und klar und durchsichtig in der Form. Ich wollte drei Charaktere geben, in denen sich die Einfachheit, Größe und Güte der menschlichen Seele spiegelt, durch lauter gewöhn-

liche Begebenheiten und Verhältnisse geboten — wäre es gelungen, dann hätte das Buch mit der Größe, mit der Einfachheit und mit dem Reize der Antike gewirkt. — — So aber ist es nicht so. Es ist möglich, daß die Leser anders urtheilen, und mich mit Lob beschämen, wie bei den ersten Bänden; aber dann rührt es einzig davon her, daß sie nicht wissen, wie Alles hätte werden sollen, und mit dem schon zufrieden sind, was geworden ist — — aber ich weiß es, und sehe die Kluft beständig offen stehen, die nun einmal da ist, und die man nicht mehr wegbringen kann dadurch, daß man einen Berg hinein wirft. Das Abscheulichste aber ist, daß ich es in mir empfinde, daß ich das Ding so machen könnte, wie ich es wollte, daß es mir in Haupt und Herzen liegt, deutlich, greifbar, darstellbar — und wenn ich so die freundlichsten, geweihtesten Stunden darauf verwenden würde, so würde es sich zusammen finden, einfach, klar, durchsichtig, und ein Labsal, wie die Luft. Der Leser würde in dem Buche fortgehen zwischen allbekannten, geliebten Dingen, und sachte gebannt und eingezirkelt werden, so wie man im Frühlinge in warmer Luft, in allseitigem Keimen, in glänzender Sonne geht, und glückselig wird, ohne sagen zu können, wodurch man es geworden. Die ersten vier Bogen (mit Ausnahme des Hängeversuches, der we muß, weil der Doctor das nicht thut) sind so ziemlich gut, besonders die Erzählung des Obrists, welcher Charakter überhaupt der beste ist, dann muß der Eissturz und manche Scene mit Margarita gut wirken. Das andere — — wie wird es sein? Etwa ist die Heimkehr des Doctors und sein anfängliches Wirken mit Vater und Schwestern rein genug, dann kommt aber bestimmt eine Leere und Öde. — — Es ist doch ein ganz einziges Verhältniß, daß ein Schriftsteller vor seinem Verleger sein

Werk herabsetzt; aber was geht mich der Verleger an, ich spreche zu dem Freunde, der wird's dem Verleger nicht sagen. Ich habe mich nicht umsonst so auf das Buch gefürchtet — und schreiben mußte ich es, weil es eine Seite, und ich bilde mir ein, eine gar so schöne Seite meiner Seele ist. — Lassen wir nun dieses Bruchstück, wie es ist, als eine Studie in den Studien stehen. Ich werde die „freundlich-geweihten" Stunden zusammen suchen, allmälig an dem Dinge arbeiten, kein Blatt aus der Hand geben, und endlich das ganze Werk rein gefeilt, geordnet, vollendet und geklärt in Ihre Hände geben, daß Sie in zwei Bänden ein selbstständiges Buch daraus machen und es den Leuten geben. Wenn dann auch ein Bruchstück, völlig anders und noch nicht aus dem Rohen herausgearbeitet in den Studien gestanden ist, so glaube ich, wird das nichts machen, und die Leute werden bei der Schönheit des Neuen (wenn es gelingt) darauf vergessen, daß sie das schon einmal gelesen haben. Ich denke daher, wir geben im fünften und sechsten Bande nicht die Fortsetzung der Mappe, sondern andere Erzählungen, und schließen mit 6 die Studien ab.

Ich arbeite jetzt an Procopus für die Iris. Ich habe an Gr. Mailáth geschrieben, daß der Beitrag vier Bogen haben wird (einige Blätter geben Sie mir wohl zu) und daß bis Ende März das Ganze in seinen Händen ist. Diese Zusage wird in so fern pünktlich gehalten, daß das Ende des März allenfalls auch der vierte, fünfte April sein kann. Mehr aber wahrlich nicht. Der Christabend wird auch in Ihre Hände kommen, und 5 und 6 der Studien. Geiger versprach die Zeichnungen mit Gewißheit. Ich werde schon treiben; denn mir liegt so gut daran, wie Ihnen. Schreiben Sie mir bald, ob Sie kommen, oder ob der

Besuch unserer Stadt noch lange hinaus geschoben wird. Ich hätte eine Menge mit Ihnen zu sprechen, weiß auch mit Bestimmtheit, daß ich in diesem Briefe etwas vergessen habe, kann es aber nicht finden. Meine Vorträge beginnen in der Fasten, denn ich war wegen Grippe bisher schier immer heiser, und daher unfähig.

Mit Fräulein Lind bin ich persönlich bekannt und befreundet (ich kann fast den Ausdruck gebrauchen), und da doch jede Gabe ein Geschenk Gottes ist, der Charakter aber ein Produkt der eigenen Seele, weshalb Gaben entzücken, Charaktere aber geliebt werden, so muß ich sagen, daß mir ihre Persönlichkeit fast noch lieber ist, als ihr Gesang.

Leben Sie recht wohl, mir ist schon leichter, da ich das geschrieben habe, und ganz leicht wird mir sein, wenn die ersten gelungenen, vollendeten und edlen Hefte in ihrem Behältnisse liegen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 1. März 1847.

Ich habe Ihr liebes Schreiben erhalten, und beeile mich, Ihnen darauf zu antworten, um Sie über alle Punkte zu beruhigen. Was die Mappe anlangt, so ist gewiß doch einiges Liebe und Freundliche darin; ich habe auf Aufforderung, doch auch einmal von mir vorzulesen, den zweiten und dritten Bogen bei Dr. Jäger gelesen, und es kam eine sehr schöne Wirkung zum

Vorscheine, Jenny Lind, mit welcher ich bei Jäger oft zusammen komme, enthielt sich der Thränen nicht, trocknete sie anfangs mit ihrem Tuche, und ließ sie endlich reichlich aus ihren sprechenden und gefühlvollen Augen hervor dringen. Mir war der Beifall dieses in hohem Grade gefühlvollen Mädchens, dieser Künstlerin, welche das Schöne und das sittliche Maß selber so entzückend darstellt, mehr werth, als tausend Beifallszeichen der Recensenten, die leider oft gar so einseitig, und von einer eingebildeten Richtung befangen, urtheilen, und einen mit Lob nicht minder geißeln können, wie mit Tadel. Man verlangte durchaus die Fortsetzung des Buches, ich hatte aber nur zufällig den zweiten, dritten und vierten Bogen, die Sie mir einmal als Probe mitgebracht haben, und konnte daher den Wunsch nicht befriedigen. Wollen Sie mir wohl die Freundschaft erweisen, mir ein Exemplar des ersten und zweiten Bandes erste Auflage, und eben so des dritten und vierten Bandes für die Lind zu geben, welche ich ihr schön gebunden als Erinnerung an unsere mannigfaltigen Unterredungen über Kunst, Poesie, Leben, Weiblichkeit ꝛc. mitgeben möchte, wozu ich einige herzliche Worte hineinschreibe. Daß ich die Mappe, mein Lieblingskind, wie Sie sagen, so strenge beurtheile, kommt eben daher, weil sie mein Lieblingskind ist, und ich an demselben nur das Klarste, Edelste, Schönste sehen möchte. Daß Andere nicht so streng sein werden, weiß ich wohl, aber die Andern wissen dafür auch nicht, was mir vorgeschwebt ist, und was ich erreicht habe.

Da Sie so gut und freundlich sind, will ich recht gerne Ihrer Bitte willfahren, und die Aufsätze aus den Wienern zusammenstellen, obwohl ich mich sonst nicht dazu entschlossen hätte. Ich arbeite eben an „Procopus“ für die Iris. Er wird zu Ende

März (ganz gewiß) fertig, dann gehe ich an die drei Sachen: Fünfter und sechster Band, Christabend, Wienerskizzen (oder ähnlich). In welcher Ordnung sollen die Dinge vorgenommen werden? Ich denke: Vormittags (vom April an) Christabend, Nachmittags fünfter und sechster Band, und sind diese zwei Arbeiten im Reinen, dann die Wiener in einem Flusse fort. Ich habe auch ein paar neue Aufsätze, die hinein kommen können. In geweihten Tagen arbeite ich an dem Romane (noch ohne Titel), und manchmal wird ein Stückchen neuer Mappe fertig. Wir können also im Laufe dieses Jahres noch gewiß die drei Sachen ausgeben (wenn Geiger mit dem Christabend fertig wird). Ich werde ihn sehr bitten und drängen.

Wenn Sie im März kommen, so hören Sie die Lind noch und meine Vorlesungen. Ich muß sie wegen der größeren Menge Zuhörer, die sich bereits gemeldet haben, im Musikvereins-Saale halten.

Wegen der Hogarth'schen Sammlung werde ich Donnerstags bei Bauernfeld, wo sich alle 14 Tage die Notabilitäten (aus Landständen, Industriellen, Literaten) versammeln, sprechen, und Leute vom Fache aufmerksam machen.

Dr. Gartner wird Ihnen seine Gedichte hier übergeben, sobald Sie kommen. Er freut sich, Ihnen einige vorlesen zu können. Ich glaube, daß der Verlagsartikel nicht blos sehr gut, sondern hervorragend und ausgezeichnet gut ist. Sonst würde ich ihn nicht bevorworten.

An Julian Heckenast.

Wien, am 18. April 1847.

Wir warten alle mit Gespanntheit auf Sie. Dr. Bernstein sagte, daß Sie mit ihm kommen wollten, aber wegen Unwohlseins Ihrer Gattin noch ein paar Tage warten müssen. Nun sind es wieder acht Tage, und Sie sind noch nicht hier. Ich hätte sehr viel mit Ihnen zu reden. Hier nur das Dringendste. Der Procopus für die Iris kommt noch im April in Ihre Hände. Theilen Sie ihn Graf Mailáth mit. Die Ursache, daß er im März nicht fertig wurde, lag darin, daß ich den ganzen März mit Fiakern verfahren mußte, und Alles vergeblich! Es war Bezugs meiner Vorlesungen. Das Detail mündlich. Hier nur so viel. Lauter Nebendinge, namentlich die Entwürfe des Inhalts, mußten durch so viele, so unglaublich viele Hände gehen, daß man erstaunen muß. Jeder Chef rieth mir, die Sache persönlich zu betreiben, dann würde sie im März erledigt. Ich that es, und machte manchen Tag meine vier bis fünf Besuche, und verfaß manchmal vier Stunden in Antichambren. Überall die Zusicherung der Bewilligung, und überall nur der Rath, die Zeit der Betreibung in Acht zu nehmen. Dazu all die Gänge und Aufwartungen hinsichtlich des Locales. Und nun erhalte ich doch Alles zu spät, so daß ich die zwölf Vorträge, die ich heuer als Minimum geben wollte, auch nicht mehr beginnen kann, und bis

künftigen Herbst warten muß. Bei mir waren 305 Karten vorgemerkt, was noch genommen worden wäre, kann ich nicht sagen. Ich habe für diesen Augenblick resignirt, und arbeite wieder ruhig an meinen Sachen fort. Aber, theurer Freund, ich muß noch um eine kleine Zulage an Geld bitten. Seien Sie nicht ungehalten, ich konnte mit dem Bedungenen heuer nicht reichen. Die Theurung spürte ich stark, da nur die Menage bei mir fast das Doppelte kostet, dann für mich und die Frau den Arzt unendlich lange im Hause. Ferner die Garderobe, welche, da ich, und sehr oft auch die Frau, in die verschiedensten Kreise gezogen werde, viel mehr in Anspruch nimmt, als in früheren Jahren, und hiezu die Wagen; denn wenn es übles Wetter ist, kann die Frau nicht gehen, und dann die Trinkgelder an Dienerschaft. Zurückziehen von diesen Kreisen kann ich mich nicht (ich folge ohnedem sehr vielen Einladungen nicht), weil die vielen Berührpunkte mit meiner Person viele Freunde und viel Ruf gewinnen, dieses Ding daher eine Art geistiger Betrieb meiner Arbeiten ist. Bücher werden gerade so gesucht, wenn man den Verfasser kennt und liebgewinnt, wie ein Arzt, dessen Person in vielen Gesellschaften gekannt und geliebt ist. Zudem sind die meisten dieser Kreise so geistig und anregend, daß ich stets mit innerem Gewinne nach Hause komme, und dies ist der höhere Punkt der Sache. Zu allem Unheil kommt noch das unbeschreibliche Unglück meines Schwagers, dem ich tüchtig helfen wollte, wenn meine Vorträge zu Stande gekommen wären, dem ich aber auch so, wenngleich noch so mager, beistehen muß. Sie werden es selber fühlen, wenn Sie seinen letzten Brief lesen werden.

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit Privatjammer behellige, aber ch bin durch Ihre Güte und Freundlichkeit gewohnt worden, Sie

als meinen Freund, nicht blos als meinen Verleger zu betrachten, und einem Freunde sagt man ja manchmal, was einen drückt. In Bezug auf Abrechnung wird wohl bald dritter und vierter der Studien vergriffen sein, dann kommt jetzt sogleich wenigstens das Manuscript des Christabend, dann die Wiener, dann ein Roman. Ich werde unausgesetzt für Sie arbeiten, und es wird sich Alles ins Gleiche stellen, wenn meine Vorträge beginnen, die außerordentlich viel Anklang, als nur die Absicht bekannt wurde, gefunden haben. Sie werden dann seiner Zeit einen guten Verlagsartikel geben.

An seinen Bruder Anton.

Linz, am 15. Mai 1847.

Du hast Dich umsonst gekränkt und geärgert. Ich bitte Dich recht schön, denke Dir in Zukunft immer, wenn Dir eine Handlung von mir wie eine Zurücksetzung erscheint, daß Gründe hinter derselben stecken, die Du nur im Augenblicke nicht weißt. Wie sollte ich denn nicht wissen, daß Du als Bruder und die Söhne Kaindl als vortreffliche Menschen und als aufrichtige, theure Freunde es mit mir besser und edler meinen, als alle andere Menschen? Das weiß ich sehr gut, und habe Dir die Beweise meiner aufrichtigsten Liebe so oft gegeben, ja sogar in den Fällen, wo ich wußte, daß Dich diese Beweise kränken werden, und meine ausgezeichnete Hochachtung vor dem Charakter

der beiden Kaindl habe ich oft mit Wort und That an den Tag gelegt, und meine innerste Liebe und Zuneigung zu ihnen beweist ja die Thatsache am besten, daß ich sie immer aufsuche, und die Gesellschaft ihres edlen, wohlwollenden und strebenden Wesens so vielen andern vorziehe. Ich hätte es gerade unter so bewandten Umständen für gar keine Zurücksetzung gehalten, jemandem andern ein Buch eher zu schicken, als euch. Hier sind aber auch die Umstände ganz andere. Das Exemplar dritten und vierten Bandes für die Scheibert war zufällig früher da, und weil meine Frau der Scheibert meine Bücher als Neujahrsgeschenk versprochen hatte, und bei dem Buchbinder schon viel früher einmal geredet hat, so und so soll er sie binden, so fing er sofort an, und die Scheibertischen Bücher waren gebunden, als Landacher da war; die andern nicht, nämlich die der Kaindl. Daß Du Dein Exemplar nicht hast, erfuhr ich erst durch Deinen Brief; denn es ist, wenn kein Irrthum herrscht, durch die Buchhandlung Heckenast an Fink angewiesen. Heckenast ist hier, ich traf ihn heute nicht, werde aber morgen gleich mit ihm reden. Daß wir den Scheibertischen so manche Aufmerksamkeit erweisen, hat einen menschlichen Grund, den Du solltest errathen haben, wenn Du mich kennst. Sie haben einen hoffnungsvollen Sohn verloren, an dem ihr Herz fast abgöttisch hing und den ich selber wegen seiner Unschuld und Güte liebte — ich habe hier Gelegenheit gehabt, den Schmerz der Mutter zu sehen, und der des Vaters spricht sich in jedem Briefe frisch und unvermindert aus: Liebe haben sie verloren, und Liebe ist es, was sie bedürfen. Eine Aufmerksamkeit, diesen Leuten erzeigt, ist jetzt eine unendlich größere Wohlthat, als irgend eine große, große Gutthat, die man einem andern Menschen erweist. Der Schmerz veredelt die

Menschen und führt sie näher. Die Scheibertischen mögen auch früher gegen uns die aufrichtigsten Gesinnungen gehabt haben, wie wir sie gegen sie hatten; allein durch den Schmerzensfall haben sich diese Gesinnungen klarer ausgedrückt und sind bis zu höheren Gefühlen der Freundschaft und Theilnahme gestiegen.

Dann ist noch ein entscheidender Umstand, daß ich die Bücher nicht schickte und auch nicht schrieb. Du schriebst mir, daß Du noch im April oder Anfangs Mai herab kämest, ferner sagte Albert Kaindl, daß von ihnen wahrscheinlich jemand im April komme. Was war natürlicher, als daß ich wartete? Ich blieb Deinethalber sogar schon durch drei Wochen täglich nachmittags zu Hause, wenn Du kämest, und wenn ich dringend ausgehen mußte, sagte ich immer, wo ich bin, daß sie mich holen. Nun noch zuletzt: ich wollte selber im April noch hinauf kommen und euch überraschen. Allein mein Schwager, den ein neues Unglück traf (davon mündlich), sollte im April nach Pest kommen, wo ich mir sein sechsjähriges Töchterlein Julie holen wollte, um dann allein nach Linz zu reisen, dort mit Dir zu berathen, was Deine Angelegenheiten betrifft, dann für die Frau eine Wohnung zu ordnen, daß sie mit dem Kinde nachkomme, und wir den ganzen langen Sommer bei euch bleiben. Jedoch seit 5. April wartete ich vergeblich auf eine Antwort vom Schwager. Ich schrieb unlängst wieder, weil ich schon gar so gerne fort wäre, und in acht Tagen muß sich Alles entscheiden, ob er mir das Kind schickt (dann kann es in 10—12 Tagen hier sein), oder ob ich es in Pest hole, wozu vielleicht 14 Tage darauf gehen, dann komme ich sogleich. Wenn Du nicht dringende Geschäfte in Wien hast, so komme lieber nicht; denn dadurch wird die Sache verwirrter, wenn mir z. B. mein Schwager schriebe, das Kind habe er nach

Pest geschickt, und wir sollen es dort holen, wo die Sache nicht aufschiebbar wäre, und gerade in Deine Ankunft fallen könnte. Betrifft es meinen Rath (wenn er ein annehmbarer wäre), so kann ich ihn an Ort und Stelle gewiß besser geben, als hier. Doch wie Du willst. Melde mir nur Deine Ankunft ein paar Tage vorher, so wie ich Dir melden will, wann ich etwa nach Pest gehe. Oder komme und mache die Pesterreise mit.

Als Neuigkeit: Gestern Abends habe ich eine ausgezeichnet schöne Cylinderuhr zum Geschenke bekommen, und zwar von der Baronin Pereira (der Mutter). Nun habe ich einmal eine.

Lebe wohl, grüße alle, ich muß enden, weil kein Papier mehr ist.

An Gustav Heckenast.

Wien, Juni 1847.

Ihr Schreiben machte mir wahrhaften Schmerz, weil ich Ihren Unwillen, obwohl er nirgends ausgesprochen ist, daraus ersah. Ich bin wahrhaftig nicht Schuld. Eine Zögerung von ein paar Tagen, wo mir mein Bruder aus Linz unglückselige Gäste zusendete, abgerechnet, habe ich sehr fleißig gearbeitet — aber so viel Zeugs läßt schreiben — und nun erst das Ersinnen — Alles schwebte mir anders, herrlicher vor. Sollte ich so ausarbeiten, wie ich wollte, wäre ich noch nicht fertig. In Gottes Namen! mit wahrer Wehmuth gebe ich das Ding weg. Weiß

Gott, ob es so ist, wie ich gerne möchte. Runden, abwägen, ändern, Form geben ꝛc. macht unsäglichen Zeitaufwand nöthig. Zu viel geben, macht wässerig, — zu wenig, zerhackt. Wo mag die ergreifende, erschütternde Mitte liegen? Ich habe keine Zeit, sonst schriebe ich mehr, aber die Poststunde drängt. Schreiben Sie mir bald ein freundliches Wort. Jetzt gehe ich auf den dritten und vierten Band Studien.

N. S. Für „Eulenspiegel" danke ich, konnte noch nichts lesen. Wenn ich die Welt erschaffen müßte, könnte ich nicht mehr zu thun haben, als sich jetzt häuft — und die Visiten, die Visiten!! — Bitte, lassen Sie ja gute Correctur machen.

An Auslan Heckenast.

Linz, 20. Juni 1847.

So eben ist meine Gattin in Linz eingetroffen, und hat mir von einer sehr fatalen Geschichte erzählt, die sich mit ihrer sechsjährigen Nichte in Pest zugetragen hat. Sie sagte mir auch, daß sie sich an Sie gewendet hat, um ein gesetzliches Zeugniß über die Beschaffenheit des Hundes zu erhalten. Ich weiß es sehr gut, daß diese Anforderung an Sie sehr groß ist, aber der Fall ist auch sehr bedenklich, indem auf der einen Seite Beruhigung gewonnen ist, auf der andern das Kind in augenblicklichen medizinischen Gewahrsam zu nehmen wäre. Es muß in Österreich jeder Hundebiß angezeigt werden. Ich ersuche Sie in diesen

Zeilen, mir die Freundschaft und Güte zu erweisen, die Sache amtlich ins Reine bringen zu lassen. Ich werde Ihnen diese und die unzähligen andern Liebesdienste nie vergessen und Sie dürfen in Allem unbedingt auf mich rechnen und bauen. Was in meinen Kräften steht, will ich zur Vergeltung aufwenden, und ich glaube, daß wir nicht blos in dem Verlagsverhältnisse, sondern in dem der besten und innigsten Freundschaft bis in den Tod verharren werden.

Ich habe diesen zweiten Brief geschrieben, weil ich mich nicht so ganz auf das Concept meiner Frau verlasse. Wo das Kind gebissen wurde, hat sie genau angegeben, kann es mir aber hier nicht wiederholen, weil die Adresse in Wien liegen blieb.

Der fünfte Band wird Ende Juli in Ihren Händen sein, der sechste Mitte September.

Schreiben Sie mir gefälligst sehr bald. Kennen Sie die Recension über 3 und 4 in der Gegenwart?, Sie ist die bisher gediegenste.

An Joseph Türk.

Linz, 30. Juni 1847.

Gestern ist ein Brief von Pest mit dem amtlich ärztlichen Zeugnisse über den Hund gekommen, der meine Ziehtochter bei der Durchreise gebissen hat. Das Thier war vollkommen gesund und ist es bis auf diesen Augenblick geblieben. Also ist kein Grund zur Besorgniß vorhanden. Das Kind stolperte bei dem

Hundshüttchen, und dadurch ist der Hund erschrocken und biß sie. Ich melde Dir diese Thatsache, weil Du, wie mir meine Frau sagte, Dich um die Angelegenheit sehr thätig und freundschaftlich angenommen hast. Wie soll ich Dir denn für alle Deine Güte und Freundschaft danken, die Du nicht müde wirst, auf mich zu häufen? Wie verdiene ich denn alle diese Liebe und Güte? Es ist, als wäre es mir im Geiste vorgegangen, daß wir Dich während meiner Abwesenheit werden in Anspruch nehmen müssen. Meine Gattin konnte mir nicht genug sagen, wie sehr Du Dir die Sache angelegen sein ließest. Ich danke Dir recht herzlich und freundschaftlich für Deine Güte. Ein wirklicher und aufrichtiger Freund ist nächst der treuen Gattin das größte Gut des Herzens, das ein Mann auf dieser Erde haben kann. In den Eltern haben wir von Gott gegebene Freunde: aber so treu und unverfälscht dieselben sind, so sind sie uns nicht ebenbürtig, sondern stehen über uns als Gegenstände der Verehrung, daher unsere Liebe zu ihnen doch nicht wagt mit all' den kleinen Thorheiten und Lappalien zu kommen, womit wir den ebenbürtigen Freund behelligen und in dieser Behelligung unser Glück mit ihm finden. Der Bruder ist der angeborne Freund: aber die Blutsverbindung hat eine Art Anrecht auf Liebe, sie erscheint daher wie Schuldigkeit, und gewährt nicht die unverhoffte Freude, wie freiwillig von dem Fremden an uns geschenkte Liebe. Wie rein, groß, uneigennützig Geschwisterliebe auch ist, sie füllt das Dasein noch nicht aus, und wird uns von edlen Geschwistern auch oft ohne unser Verdienst zu Theil. Die Freundschaft schließt erst völlig den Ring des Glückes, und gibt uns (wie edel und gut auch der Freund sei) doch die Versicherung eigenen Werthes; der Unwürdige hat nur Spießgesellen, nicht Freunde. Ich weiß zwar den

Grund nicht, weshalb Deine Güte so groß gegen mich ist, aber einen Theil des Grundes weiß ich doch: es ist mir ein gutes Herz eigen, das nach Höherem strebt, und nie falsch ist. Das magst Du erkennen, und das gleiche Streben gesellt uns zusammen. Was Du darüber an Zuneigung und Freundschaft gibst, das gibst Du aus eigenem guten Herzen als Geschenk, und ich danke Dir recht dafür. Meine Freundschaft und Liebe bleibt Dir für alle Zukunft. Wäre sie nur recht viel werth, daß ich Dir zeigen könnte, welch' hohen Werth ich auf Deine Freundschaft lege. Ich segne den Tag, der mich in Deine Familie einführte. Deine Eltern sind gütig und freundlich gegen mich, und ich verehre sie, und an Dir und Deinem Bruder hoffe ich lebenslänglich treue Freunde zu haben (ich werde streben diese Freundschaft nie zu verlieren) und werde euch auch immer ein treuer Freund bleiben. Deine Schwester und ihren Gatten kenne ich zwar weniger, aber ich hoffe, daß nie eine Zeit kommen soll, wo sie es unangenehm empfinden, mich in eurem Kreise zu sehen.

Zu dem Danke, den ich Dir schuldig bin, folgt schon wieder eine Bitte. Kannst Du (wie man sie wenigstens früher bekommen hat) für 2 fl. 30 kr. C.M. ein Loos für die nächste Güterziehung (am 12. Juli, glaub' ich) bekommen, so sende mir eins. Es gehört für die Mutter des jungen Menschen, der mir im vorigen Spätherbste gestorben ist. Sie will es aus meiner Hand haben und glaubt dadurch an Glück. Kosten die Loose mehr, so sollst Du die Sache gehen lassen.

Wir haben hier abscheuliches Wetter, höchstens zwei Tage schön, dann ein Gewitter mit drei daran hängenden Regentagen. So macht sich der Landaufenthalt nicht zum Ersprießlichsten — aber immer noch besser, als in der Stadt.

In der nächsten Woche erhaltet ihr von mir ein Oberländer Bier. Trinkt es einmal in einer traulichen Versammlung und denkt meiner. Es wäre schon früher gekommen, aber ich hänge von dem Bierwagen ab, der seine Zeiten zur Hieherkunft hat.

Melde alles ehrfurchtsvolle Schöne an Deine Eltern und Geschwister, und sei viel tausendmal gegrüßt von Deinem unveränderlichen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Wien, Juli 1847.

Wenn Sie von mir Manuscripte empfohlen erhalten, wie es schon manchmal der Fall war, so berücksichtigen Sie sonst nichts, als Ihren Geschmack; ich werde leider so oft angegangen, Ihnen zur Durchlesung und allenfalls Annahme Manuscripte zu empfehlen. Nur im Falle mir die Sachen wirklich sehr gut gefielen, würde ich sie Ihnen dringend empfehlen, welches „dringend" nichts als meine Billigung des Buches aussprechen soll. — Neulich erhielt ich von der Allgemeinen Zeitung einen Brief um gelegentliche Beiträge, ich werde mich in der Antwort ein klein wenig aussprechen, daß ich in die traurigen Hände Schückings gefallen bin, der als Kritiker kein Schönheitsprinzip hat, sondern nur hie und da Verstand, daher er in seiner Bücherschau die Poeten abthut wie Krautköpfe, die er blättert, und unter denen er keinen Unterschied sieht, weil sie alle Kraut sind, als daß der eine etwas dicker ist, als der andere. Ferner steht er nie auf dem-

Standpunkte des Werkes, der eben nur aus den Merkmalen des Werkes hervorgeht, sondern er sieht an dem Werke nur Stoff, und urtheilt sofort, wie er die Sache gemacht hätte, wenn er sie sollte bearbeitet haben — — und Gott möge mich da lange bewahren, daß ich es so thue, und etwa die Poesie so ausdrücke, wie seine Novellen es thun. Da er die Tiefe der Schönheit nie schaut, so sind seine Kritiken kalt, und seine eigenen Sachen verzerrt, da der, welcher die einfache Größe des natürlichen Menschenherzens nicht kennt, immer, um Wirkung zu machen, nach äußerem stofflichen Zeugs greift, das er wo möglich sehr absonderlich und abenteuerlich und ganz besonders verrückt macht, damit es nur wirke. Ich fürchte immer, daß solche Leute, wenn sie aus dem Buche herauskommen, in dem sie stehen, im Falle sie Millionäre sind, an den Bettelstab kommen, oder im Falle sie nichts haben, in das Narrenhaus gerathen. Ihr Fortkommen finden sie auf dieser Welt nicht. Ich werde in der Allgemeinen Zeitung Grillparzers Novelle für die Iris 1848 vorläufig anzeigen, und auf deren hohen Werth hinweisen, mittelst dessen sie alles übertrifft, was die neue Zeit in diesem Fache hervorgebracht hat. Hier ist menschliche Größe in dem schwächsten, zerbrechlichsten Gefäße, und wenn andere ihre Helden recht groß machen, oder überhaupt ihr sogenanntes Großes schildern wollen, so können sie nicht genug Gebirgszüge von Kröpfen und Höckern anbringen, und nicht schnell genug den Menschenverstand über Bord werfen, damit es nicht alltäglich und klein sei. Jede Größe ist einfach und sanft, wie es ja auch das Weltgebäude ist, und jede Erbärmlichkeit poltert, wie Pistol in Shakespeare, und die Unkraft lärmt auch und schlägt um sich, wie es die Knaben in ihren Spielen thun, wo sie Männer darstellen.

Genug des Plauderns. Mailáth hat mir einen Brief geschrieben, der mir das Iris-Schreiben noch mehr verleidet. Er gebärdet sich sehr als Redacteur, und mir sind manche Gedichte und andere Arbeiten so schal, die er aufnimmt — also ist er mir nicht als Redacteur imponirend, und dann liest er mir den Text über meine Fahrlässigkeit des späten Einsendens, was doch bei Gott im Himmel nicht der Fall ist, sondern jedesmal nur darum eintraf, weil ich theils zu sehr mit den Studien beschäftigt war, theils die Sache ja recht gut machen wollte. Schließlich meinte er, er hätte mich die Arbeiten, bei gehöriger Zeit, so verbessern machen können, daß sie nicht den Tadel erfahren hätten, den sie erfuhren. Ich kenne große Fehler an den Arbeiten, aber in Wahrheit, was daran getadelt wurde, hätte ich nicht abgeändert; denn wie erbärmliche Tröpfe sind diese Recensenten (mit wenig Ausnahme), und an der Weltansicht und sittlichen Größe solcher Menschen, die eben Recensenten sind, weil sie zu sonst nichts taugen, sollte ich mich erbauen? Selbst Mailáths Ansichten, so sehr ich dieselben hochachte, nehme ich nur nach Überzeugung an, und wer weiß, ob er mir die Überzeugung hätte beibringen können. Gewiß hätte er aber auch reelle Fehler gefunden, nicht die der Recensenten, und wir wären demselben Tadel anheim gefallen, — ja, wären wir rein, wie der neugeborne Schnee: der Humorist hätte uns doch vielleicht nicht dulden können; denn ihm erscheint es oft, wenn auch + a im Buche steht, als stünde — a darinnen. Es mag ihm dieses im Hinsteuern auf sein Ziel, das ohne Zweifel höchste Gerechtigkeit ist, in der zu großen Schnelle geschehen. Ich gebe Ihnen jährlich einen Beitrag zur Iris, und will ihn mit größter Liebe arbeiten, wenn ich auch in noch lieberen Arbeiten abbrechen muß, sorgen Sie,

daß solche Anspornungen edler Mitarbeiter öfter sind, wie im Jahre 1848, aber sagen Sie mir es viel früher; denn so sehr man auch aus Freundschaft und Liebe gerne gut arbeiten möchte, so sind doch so begeisternde Motive, wie das Lesen eines unbestrittenen Meisters und die Gesellschaft desselben noch höher, und können sich nicht willkürlich hervorrufen lassen. Ich werde übrigens trachten, den nächsten Beitrag bis Jänner zu liefern, daß ich den Grafen Mailáth nicht absichtlich erzürne, wie ich es leider bisher unabsichtlich that. Nur möge er mir gütig sagen, was ihm nicht recht ist, gegen Textlesen werde ich jedesmal verstockt, und lasse (sei's zu meinem größten Schaden) die ganze Sache fallen. Ich werde ihm später antworten, wenn ich nicht mehr ärgerlich bin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. August 1847.

Eine neue Erwerbung habe ich für Sie gemacht. Anton Ritter von Spaun, hiesiger landständischer Syndicus, ist vielleicht geneigt, seine Schriften bei Ihnen zu verlegen. Sie sind sämmtlich polemischen, philosophischen (aber in Herders Art) und althistorischen Inhalts. Das Hauptwerk, von dem schon Glieder hie und da gedruckt sind, betrifft die altdeutsche Heldensage, und führt den Beweis, daß einige der schönsten altdeutschen Heldenlieder, die der Sage entsprossen sind, aus Österreich

stammen, und fast mit Gewißheit von Heinrich von Osterdingen sind, der am Hofe Leopold des Glorreichen, des Babenbergers, lebte. Diese Lieder sind: das Nibelungen-Lied, die Klage, die Rabenschlacht und Biterolf. Eben las ich ein Manuscript, welches die Klage behandelt. Es ist vortrefflich, und würde ein Bändchen geben. Mir sind die Leute, welche zu Spann sagten, es sei lustig und lächerlich, für Österreich den Dichter des Nibelungenliedes zu vindiciren, selber schon —, aber eben Österreich kennen Grimm und Lachmann nicht, darum hängt ihnen das Gedicht in der Luft, und sie martern sich vergeblich mit kritischen Messern und Waffen ab. Schlosser in Heidelberg fällte ein sehr günstiges Urtheil über Spann. Mir ist er hier im Umgange ein schätzbares Juwel. Da er in sehr guten Verhältnissen lebt, so werden seine Ansprüche gewiß sehr bescheiden sein, wie er selber die persönlich gewordene Bescheidenheit ist. Ich werde durch ihn für den historischen Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit vorbereitet. Über den Gegenstand erhalten Sie noch näheren Bericht.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 16. November 1847.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 13. d. M., und beantworte ihn zugleich mit dem von voriger Woche. Rücksichtlich Axmanns bin ich völlig Ihrer Meinung, er wird die Sache gleich nach Vollendung seiner jetzigen Arbeit vornehmen. Für den

Einschluß danke ich recht schön. Allerlei Rau*) habe ich noch nicht angefangen zu lesen, hoffe aber gewiß, daß ich über den Verfasser, wie es mein Herz wünscht, und wie ich ihn bereits kenne, sehr gut werde in die Allgemeine Zeitung berichten können. Eben sende ich einen Brief dahin, und werde vorläufig das Erscheinen anzeigen. Grüßen Sie gefälligst den Verfasser, ich werde ihm für seinen freundlichen Brief eine lange Antwort senden, nur heute kann ich nicht, da sich Alles so drängt. Er soll sich über Saphir nicht ärgern, erzählen Sie ihm Ihre Geschichte von diesem gewissenhaften Kritiker. General Radowitz (Verfasser der Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche) hat meine Bekanntschaft gewünscht, und hat mich sehr aufgerichtet, was mir jetzt wahrhaftig äußerst noth thut, wo zu Lügen in unserer leidigen Journalistik, zu Neid und Cabale einerseits, und zu Aufdringlichkeit andererseits noch das häusliche Unglück kommt, das eben macht, daß ich gegen Dinge empfindlich bin, die mich sonst völlig unberührt ließen, ja Lachen erweckten. Die Krankheit meiner Frau, ein Übel, das von einer Grippe in der Nase zurückblieb, wendet sich nicht. Ich ließ sie den Sommer über in Linz behandeln, ohne Erfolg — bei unserer Zurückkunft wendete ich mich an den ersten hiesigen Chirurgen Dr. Schuh, Professor an der Klinik, auf den wir alle Hoffnung setzten. Zehn Wochen nimmt die Frau von ihm Jod, er ist sehr theilnehmend, aber das Übel wich nicht, so daß die Kranke zu verzweifeln beginnt, und ich sie fast immer mit in Thränen schwimmenden Augen sehe. Wie mich dieses langsame Fortsiechen angreift und niederdrückt,

*) Der Titel einer Sammlung von Erzählungen und humoristischen Aufsätzen, 3 Bände, bei Heckenast erschienen 1848.

können Sie sich denken. Dazu allerlei andere Sorgen. Ich sitze oft mit fast zerquetschtem Herzen zu der Arbeit, und das Papier flimmert vor den Augen. Am besten geht noch die Arbeit der Rosenberger; denn diese besteht jetzt (ich arbeite schon immer fortlaufend an dem Werke) im Zusammenstellen des Materiales und im Färben desselben mit dem Dufte des Zeitalters. Ich war bei Chmel, derselbe hat mich nicht nur sehr freundlich aufgenommen, sondern mein Vorhaben höchst glücklich genannt, und hat mir alle zu Gebote stehenden Quellen zugewiesen. Ja, da er selber über die Ottokarzeit die ausgebreitetsten Studien gemacht hat, kamen wir darin überein, daß ich eine Reihe Werke über diese Zeit arbeiten werde, wozu er mir das Material und die Quellen zugänglich machen wird.

Ach Gott! nur Ruhe und vor allem Heiterkeit! Ich habe eine Masse Stoff in mir, der nach Gestalt verlangt, und es wird mir schon bange, daß mir das Leben zu kurz wird, ehe nur ein Theil aufgearbeitet werden kann.

Wann bedürfen Sie denn der Iris-Erzählung? Ich möchte sie gerne bei völliger Freude und Ruhe arbeiten. Ich soll etwas sehr Klares und Verständliches in dieselbe liefern, es thut noth. Dürfte ich jetzt meine Materialarbeit in den Rosenbergern fortsetzen, so wäre es besser; denn meine Stimmung taugt zum Textiren und Stilisiren wenig. Ich werde sehen. An dem ersten guten Tage meiner Gattin arbeite ich ja gerne. Sagen Sie mir, daß ich im Februar fertig sein muß, so ist es mir recht. Die Rosenberger verlieren nichts; denn ich arbeite an ihnen fort. Diese Arbeit ist leicht, weil sie in lauter Auszügen, Zusammenstellungen, Scenengerippen ꝛc. besteht, und nicht die Anstrengung der Phantasie bedarf, wie Detaildichtung. Hätte ich nur den ganzen

Waldsteig vor Gesicht gehabt, wie schön wäre das geworden, der erste Theil ist so lebendig (noch freudige Hoffnung überall), der zweite, wo die herrliche Stellung mit dem Mädchen gewesen wäre, ist mehr angedeutet, als ausgebeutet — (die trübste Stimmung in Wien). Hätte ich Alles in einem Flusse durchgelesen, so hätte sich das zweite in gleicher Tiefe dazu fügen müssen. Die Verirrung im Walde dürfte das beste sein. Denken Sie, wenn die Scenen mit der Geliebten in derselben Kräftigkeit und Individualität durchgeführt wären. Wer weiß, ob die Leute die Naivetät und Züchtigkeit begreifen. Lesen Sie die Schwestern (sie sind schier ganz neu), wenn sie gedruckt sind. Ich hoffe, daß die Erzählung jetzt sehr fließend, edel und voll Innigkeit sein muß. Die Blätter, die bei mir liegen, haben mir bei Durchlesung ein warmes Herz gemacht.

Der größte Wunsch, die innigste Bitte an Gott ist nur die Gesundheit meiner Frau. Sie wissen es noch nicht, wie es ist, wenn man zehn Jahre mit einem Menschen gelebt hat, der zuletzt doch der einzigste und unverfälschteste Freund ist, der es vom Urgrunde des Herzens gut meint.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 16. November 1847.*)

Geiger hat beide Vignetten geliefert. Die eine, welche wir gesehen haben, hat bedeutend gewonnen, die zweite, der Hagestolz, ist aber außerordentlich schön. Die Figur drückt vollendet den Charakter des Hagestolzen aus, wie er im Gedichte ist. Meine Gattin und Axmann meinen, dieses Bildchen sei das schönste, ich glaube fast auch, müßte aber erst die andern damit vergleichen. Sie bekommen eine schöne Sammlung zusammen.

Wissen Sie schon, daß der Humorist sich heuer sehr getummelt hat, die erste Recension über die Iris zu bringen, einige Tage nach Erscheinen des Buches. Grillparzer und ich sollen sehr hergenommen sein, ich habe den Artikel nicht gelesen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 1. Dezember 1847.

Ich muß an Sie schreiben, wenn ich auch ein paar Stunden verliere, meine Unruhe ist zu groß. Ich habe an Sie nach Presburg geschrieben, weiß aber nicht, ob Ihnen der Brief zu Händen gekommen ist. Ein böser Geist sagt mir immer ins Ohr,

*) Das Datum wahrscheinlich unrichtig.

Sie seien nicht mehr der warme, liebe Freund, der Sie mir waren, und es sei einige Kälte eingetreten. Ist es so, ist es nicht so, ich weiß es nicht — oder ist Geschäftsdrang, Verdrießlichkeit, weiß Gott was eingetreten, das ich nur mißkenne. Ich bin mir nicht bewußt, daß meine Gesinnung gegen Sie im Geringsten anders geworden ist; wenn das aus irgend einer Handlung von mir hervorgegangen wäre, so ist diese Handlung gewiß ohne eine solche Absicht gesetzt worden. Könnten Sie in mein Inneres sehen, so würden Sie gewiß die größte Zuneigung und Lauterkeit erblicken, die für jede Güte und Freundschaft dankbar ist, aber auch wieder Güte und Freundschaft verlangt, sei es in den kleinsten Dingen. — Aber vielleicht habe ich nur Phantome vor Augen. Ich bin auch krank und niedergedrückt, weil eine ewige Grippe auf mir lastet, zu der ich seit Pfingsten über ein Jahr, wo ich sie mir stark zuzog, eine unselige Disposition habe. Dies macht den Kopf dick, hat mir manche Stunde zu der geliebtesten Arbeit geraubt, und umdüstert das Herz. Vielleicht hälfen eine Reihe Dampfbäder auf immer — aber ich habe keine Zeit.

Ich habe neulich bei Professor Schuh (im allg. Krankenhause) mit unendlichem Beifalle vorgelesen. Wenn Gott Gesundheit und Heiterkeit gibt, sollen Sie ein Buch bekommen, das die Herzen der Menschen erfreut.

1848.

—

An Gustav Heckenast.

Wien, am 4. Mai 1848.

Ich gehe übermorgen nach Oberösterreich, um endlich in Ruhe zu kommen. Es liegt viel Manuscript vor, aber es war keine Stunde Zeit, um etwas durchzulesen; denn ich hatte so viel zu thun, welches mir in Anbetracht der Zeitlage entgegen kam, und wurde als gewählter Wahlmann meines Bezirkes durch Sitzungen ꝛc. so in Anspruch genommen, daß ich jetzt wie gerädert und zerschlagen bin. — Ich werde daher in der Muße des Landes sogleich das Vorräthige durchlesen und senden. Auch konnte ich zu keinem der versprochenen Briefe kommen (welche jetzt schon folgen werden), so wie ich überhaupt nichts schrieb, als zwei Zeilen an meinen Bruder in Linz. In Bezug auf das große Werk ist dieser Zeitverlust von keinem Einflusse, weil er eingebracht werden kann. In Oberösterreich ziehe ich mich zurück und arbeite sehr fleißig; denn ich habe einen fast heißen Durst nach meinen stillen, den Musen geweihten Stunden, da mich jetzt so lange das Geschrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geschrei! das lauteste von denen, die von Staatssachen nichts verstehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 25. Mai 1848.

Sie dürften vielleicht schon Manuscript für die Iris*) brauchen. Ich sende Ihnen den ersten Theil. Sie sehen an dem Papier, daß ich die Erzählung wieder abschreibe. Sie hat zu viel Correcturen, als daß ich sie so lassen könnte. Ich schreibe von heute an den Rest, der ebenfalls schon fertig ist, ab, und sende denselben in nächster Woche. Hier ist es sehr stille. Die Abreise Seiner Majestät hat zwar große Bestürzung in unserm Oberlande hervorgebracht, aber das gute Verhalten Wiens besänftiget die Gemüther wieder. Gebe Gott, daß man anfange einzusehen, daß nur Rath und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht stets einreißen, thut noth. Jeder Mißstand, jedes Übel (von jeder Seite) wird nur durch das gesänftigte, edle, ruhige, aber allseitig beleuchtende Wort gut — durch dieses wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, diesen „sanften Ölzweig", so heiß ersehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt so selten recht, oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz bei Seite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüther von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaction hervorruft, und in vielen

*) Für 1849; doch erschien sie wegen der Zeitverhältnisse in diesem Jahre nicht mehr.

Fällen nicht einmal die gewünschte Frucht, sondern oft die Mißfrucht erzeugt. Ich habe Ihnen manchmal Briefe aus dem österreichischen Oberlande zugesagt, aber leider konnte ich keinen senden. Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und Viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren Systeme abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit. Nicht in der Alleingewalt, sondern in der Vertheilung liegt sie. So lange die Leidenschaft forthastet und nie genug gegen den Gegner gethan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr blos Meinungsgenossen. Das Wenige, was ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, möchte ich gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich muß gestehen, daß entweder Vieles, was ich mir als Resultat aus den Geschichten und Verfassungen der Völker gezogen habe, falsch ist, oder daß vieles andere, was jetzt praktisch oder theoretisch gilt, irrthümlich sei. Bis ich diesen Zwiespalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urtheil aufschieben. Betrübend ist die Erscheinung, daß so Viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich; wer den Übermuth Anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nur seinerseits übermüthig; das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Gesetze. Die früher blos gehorsam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man ihnen gehorsame; die ihrem innern, eigenen Gesetze Genüge

thaten, thun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst, wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können, und die ihnen im Übermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgend eine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das constitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, ins Befehlen statt ins Organisiren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen copiren können. Durch Überwachung seiner selbst, durch fleißiges Studiren der Engländer, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben. Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen constitutionellen Gebahren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Thatsache kommt auch jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht — er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren blos gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein echter, innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja, sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten, als früher. Er gab sich auch im alten Systeme seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich;

denn sonst kann es nur als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter Manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste, freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja, er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserm uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der theils neu errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düstern Zukunft entgegen.

Ich arbeite schon an „Rosenberg", im hiesigen Museum sitze ich wöchentlich zweimal unter Kolben, Äxten, Schwertern ꝛc. und studire in Horneks Reimchronik.

Schreiben Sie Geiger, daß er gespornt werde. Den sechsten Band erhalten Sie in ein paar Wochen ganz corrigirt. Ende Juli eine Kindererzählung. Daß nur Geiger die Zeichnungen macht!

Wollen Sie obenstehende Gemüthsergießung für Ihr Blatt benützen, so thun Sie es. Vielleicht findet sich bald wieder etwas. B. Paoli hat eine sehr schöne Erzählung geschrieben. Ich hoffe Vortreffliches, wenn sie sich auf den socialen Roman verlegt.

Leben Sie recht wohl, bleiben Sie mir gut, wie ich es Ihnen von ganzem Herzen bin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. Mai 1848.

Ich bitte Sie, antworten Sie mir sogleich, ob Sie von mir ein Manuscript erhalten haben. In Wien sollen sehr unruhige Auftritte sein, die mich für meine Sendung besorgt machen. Ferner ersuche ich Sie, meinen Brief nicht zu drucken, da er sehr leicht mißverstanden werden könnte, und ich meinen Namen durchaus nicht zum Anlasse dazu werden lassen möchte.

Mögen alle Wirren und Mißverständnisse bald zur Ruhe und Reife jeder guten Sache ausschlagen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. Juni 1848.

Ich habe Ihnen Manuscript und ein Schreiben gesendet. Beides fiel zwar in die Barrikadentage Wiens, ich hoffe es aber doch in Ihren Händen. Ich habe das Folgende abschreiben lassen, um keiner Ungewißheit ausgesetzt zu sein, aber der Mann hat andere Arbeit vorgenommen und mich ungebührlich vertröstet. Der Schluß (etwas über einen Bogen) ist mir heilig auf die nächste Woche versprochen.

Ich habe in freien Stunden eine Reihe Aufsätze über das gesammte Unterrichtswesen begonnen, wollen Sie dieselben für Ihre Zeitung? oder muß die Atmosphäre noch etwas ruhiger werden? Schreiben Sie mir einige liebe, gute Zeilen; denn derlei thut jetzt sehr wohl, wo so mancher Charakter, auf den man bisher baute, plötzlich umschlägt, und sich von den kühnsten Leidenschaften beherrschen läßt. Bei Ihnen wird das wohl nie der Fall sein, so wie ich jetzt, so feurig ich mich sehne, meinem Vaterlande zu dienen, doch noch warten muß, bis die Zeit für jene Fächer gekommen ist, in denen ich mich einigermaßen stark fühle. Hieher gehört namentlich das Unterrichtswesen. Ich muß schließen, weil die Post drängt. Nächstens bekommen Sie einen sehr langen Brief, ich möchte doch etwas über die Zeitlage unserer Länder zu Ihnen sprechen.

An Joseph Türk.

Linz, 28. Juni 1848.

So viele Freunde versprachen mir bei meiner Abreise Briefe, und kein einziger hat Wort gehalten. Von Dir habe ich einige Zeilen erhalten, die ich beantworten wollte, aber anfänglich nicht dazu kam, und dann wartete, bis ich überhaupt mehr zu schreiben hätte — allein ich habe nichts zu schreiben; denn hier geschieht nichts von Belang, als daß sich die Natur mit unermeßlichem Schmuck und, Gott sei Dank, auch mit unermeßlichem

Erntesegen beladet, aber wer schaut jetzt auf die Natur; ich selber kann Sie nicht genießen, wie sie es ihrer heurigen, besonderen Schönheit wegen verdient; meine Gedanken sind ausschließlich (ich kann fast mit gutem Gewissen sagen ausschließlich) in Wien, in meinem geliebten, theuren Wien, das meine zweite Heimath geworden ist; meine Gedanken sind dort und meine Besorgnisse auch. Möge der Himmel das schöne Land und die herrliche Stadt beschützen, daß seine Bewohner, die fast den schönsten Schatz von Gemüth und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren, daß sie (auf beiden Seiten) die Leidenschaft nicht hören mögen, die hier zu Befürchtungen, dort zu Rache anspornt, sondern daß sie wie entzweite Freunde anfangen, nicht mehr das Böse an einander, sondern das Gute zu sehen, und daß so die Einigung, die Versöhnung und als schönste Tochter beider, die Kraft, hervorgehe. Selbst die Tschechen, die uns aus Verblendung und Verkennung so schwere Stunden bereiten, und die in letzter Zeit eine traurige Erfahrung gemacht haben, sollen wir mit Vergessenheit alles Geschehenen als Brüder aufnehmen, wenn sie sich uns wieder nähern, und von uns die Gewährung aller ihrer Sitten, Gewohnheiten, Sprache empfangen, so wie sie dem Deutschen, wo er vereinzelt in ihrer Mitte ist, nach seiner Art und Weise gewähren lassen sollen. Ich weiß recht gut, daß ich viel verlange, und daß sich das Menschengemüth nicht über das Knie brechen lasse: aber wenn nur vorerst die Schwankenden, Wankenden, Unentschiedenen sich fest und für immer auf Seite der Charakterfestigkeit und Selbstbezwingung stellten, wenn sie den Grundsatz der Einigung und kraftvollen Beruhigung durchweg als den ihrigen befolgten, statt zu warten, bis sie sich für

das oder das erklären, dann wäre schon viel gewonnen, nach und nach ziehen sich die ihnen angrenzenden Schattirungen auch zusammen, und die sich überall und nie versöhnen wollenden äußersten Theile müßten zuletzt sich fügen — freilich müssen sie das zuletzt allemal, aber wenn nur dieses zuletzt nicht zu spät ist. Was uns durch das ganze deutsche Land noth thut, ist Charakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen und Phantasien herum irren, und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies nur auch mit solcher Gewißheit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das, was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen — so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen. Ich halte das Frankfurter Werk für ungeheuer schwer. — Möge Gott seinen Segen geben, und möge er ihn auch unserer jungen Versammlung verleihen, die jetzt in Wiens Mauern zusammentritt.

Verzeihe, daß ich immer von Staatsdingen schreibe und nicht von Dir und mir, aber jene sind ja wichtiger als wir beide.

Ich hoffe, daß Du gesund bist, wie wohl, mag ich nicht fragen. Mein Gemüth ist betrübt; die Dinge gehen nicht, wie sie sollen — oder ich fordere vielleicht zu viel —

Grüße Deine lieben Eltern von uns beiden, mir und meiner Gattin, sehr schön. Sind sie in Wien, und wie geht es ihnen? Grüße Deinen Bruder und alle Freunde. Könnte ich nur einen

Abend bei euch sein. Ich fuhr den Wiener Garden mit dem Dampfboot bis Mauthausen entgegen, als sie hieher auf Besuch kamen, in der leisen Hoffnung, daß Du oder ein anderer meiner Freunde dabei sein könntest — aber ich täuschte mich. Ich arbeite fleißig, und zwar in lauter Fehden des Mittelalters. Lebe recht wohl, schreibe sehr viel, d. h. wenn es Deine Zeit zuläßt, und höre ja nie auf zu glauben, daß ich Dein treuester, aufrichtigster Freund bin.

Sei so gut, erhebe mir die inliegende Anweisung, und sende den Betrag auf die Post.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. Juli 1848.

Möchten diese Zeilen das Bezweckte völlig erreichen, nämlich Ihnen einen Theil Ruhe zurückzugeben. Vor allem meinen wärmsten, innigsten, unverfälschtesten Antheil an Ihrem Geschicke. Zweifeln Sie nicht, daß ich es tief und mit voller Freundschaft empfinde. Dann zu dem Verhältnisse zwischen uns beiden. Nie haben Sie mir so sehr Unrecht gethan, wie diesesmal, freilich wie ich sehe, nur durch Mißverständnisse — aber warum schreiben Sie denn gar nicht? nur eine Zeile hätte Alles gelöst. Hören Sie mich freundlich an. Axmann hat mir schon im Mai geschrieben, daß keine Almanache erscheinen, daß er keinen Auftrag in dieser Beziehung habe, ich sendete Ihnen zweimal Manuscript

mit einigen Zeilen, in denen ich den Zweifel aussprach, ob die Iris erscheinen könne, und um Antwort bat. Sie gaben mir keine. Es wurden unsere politischen Verhältnisse düsterer, ich hätte Ihnen selber den freundschaftlichen Rath gegeben, die Iris heuer nicht erscheinen zu lassen, wenn ich nicht die völligste Überzeugung gehabt hätte, daß Sie es in Anbetracht der Verhältnisse dieses Buches, die Sie mir im vorigen Jahre mittheilten, ohnehin nicht thun werden. Demzufolge ließ ich den Schluß, der mir gar so schwer ankam, den ich etliche Male umänderte (er ist nämlich das Heiterste, Zarteste der Novelle, die ich im Herbste anfing, und nach dem März, vermög' gänzlich geänderter Stimmung, nicht mehr zur Zufriedenheit abschließen konnte) gänzlich liegen, nachdem ich selbst in der Copie wieder Umänderungen gemacht hatte, und wieder nicht zufrieden war. Ich fragte mich im Juni an, ob Sie 5 und 6 der Studien herausgeben wollen, und wann der Druck beginne, ich würde Manuscript senden, wenn Sie es wünschten: allein auch darauf bekam ich keine Antwort. Es war die politische Lage in Europa und namentlich in Deutschland so ungewiß, daß gräßliche Katastrophen nicht in der Unmöglichkeit lagen, ich dachte daher bei Ihrem Schweigen, es liege Ihnen vor der Hand nichts an diesen Unternehmungen, da ihr Erfolg zweifelhaft sein könne, und ließ das Manuscript bei mir, da man so etwas nicht gerne weg gibt, so lange man es haben kann, und so lange man einen Blick hinein zu thun und etwas abzuändern vermag. Ich habe das Letztere auch gethan. So gewiß war ich meiner Ansicht, daß ich sogar vor hatte, Sie, wenn Sie etwa zu sehr ein Schwarzseher wären, zur muthigen Herausgabe der Bände für diesen Winter zu bereden, und Ihnen meine Gründe hiefür anzugeben. (Ich werde weiter unten hierüber reden.)

Da ich nun diese Ansicht gebildet hatte, da mir aus der Stimmung der ganzen Welt und der meines eigenen Innern klar war, daß Dichtungen in jetziger Zeit ganz andere Motive bringen müssen, wenn Sie hinreißen sollen, als vor den Märztagen: so werfe ich mich ganz auf den historischen Roman der Ottokarzeit, die gewaltthätig und groß war, wie die heutige, und die daher selbst mitten im Krieg und Umsturz gelesen würde, so wie ich sie mitten in heftigen politischen Gefühlen zu arbeiten vermochte. Ich habe das Gerippe von sechs Bänden zusammen getragen, nämlich zwei Romane. Alle Scenerie und Handlung ist geordnet, der Organismus ist gegliedert, und es fehlt nur die Textirung, die hier das unendlich Leichtere ist, als bei der Phantasieerzählung, weil hier das Wesentlichste und Schwierigste die Herausfindung des Körpers des Mittelalters ist, der aber, wenn er einmal gefunden ist, sofort für sich selber dasteht, und keines Kleides mehr bedarf, da er's schon an hat. Wenn Sie wüßten, welche Arbeit es ist, aus den alten Urkunden und Documenten den Körper des Mittelalters zu construiren, und ihm das poetisch-historische Materiale unterzubreiten — wie man oft tagelang in der widerstrebendsten Sprache lesen muß (in einer oft verzweifelten Weitschweifigkeit), um nur ein paar Züge für sich zu erhaschen: so würden Sie meinem Fleiße gewiß Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bei folgenden Studien wird die Sache immer leichter, weil der Grundton einmal da ist. Den ersten Roman werden Sie viel früher bekommen, als die Vertragszeit lautet.

Dies war meine Ansicht, ich hielt sie für richtig, ja, für so richtig, daß ich meinte, jeder müsse sie haben. Mit der Iris ist heuer nur Verlust, und 5 und 6 (meinte ich) müsse für den Winter kommen, eher wäre es Thorheit, dort aber mit einer

begleitenden Vorrede wohl zu wagen. Habe ich geirrt, so war gewiß der Irrthum näher liegend als das Gegentheil.

Nun eine Bitte: Antworten Sie mir in Zukunft auf jede Anfrage, wenn Sie auch nur eine Zeile schreiben; denn mein Lebenselement ist Zutrauen und Freundlichkeit, wo das fehlt, bin ich gelähmt, die Freude und die Heiterkeit ist dahin, und so kann gerade die Verzögerung herbeigeführt werden, die vermieden werden sollte. Die Dichtung ist ja die Sprache der Herzen, und dem Dichter muß ein Herz gezeigt werden.

In Bezug auf Ihr Geschäft muß und wird sich die Lage ändern, ja gewaltig ändern. Der Mensch kann nicht leben ohne dem sittlich Großen, ja, wenn es ihm entzogen wird, verlangt er darnach mit heftigerem Hunger, als nach jedem andern Dinge dieser Erde. Schon jetzt ist eine Entrüstung über die Schandliteratur unserer Tage in allen Gemüthern, und sie verlangen mit Sehnsucht wie nach einem Tropfen Quellwasser in der Wüste nach dem Edleren. Wenn einmal die Welt im Grimme aufstehen wird, um all das Bubenhafte, das in unsern äußern Zuständen ist, zu zertrümmern, dann wird die geschändete Schönheitsgöttin auch wieder mit ihrem reinen Antlitze unter uns wandeln, ja, statt der bisherigen blos lieblichen oder naiven Miene wird sie das höhere, würdigere und siegesreichere Angesicht der wahren Göttin tragen. Geschähe das nicht, so wären wir alle ohnehin verloren, und das Proletariat würde, wie ein anderer Hunnenzug, über den Trümmern der Musen- und Gottheitstempel in trauriger Entmenschung prangen. Das ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Aber auch Stilleres, Einfacheres aus früherer Zeit wird noch seine Leser finden. Drucken Sie jetzt recht rasch

Nr. 6 (ich werde Manuscript in hinreichender Folge senden), der Adel und viele Reiche bleiben in diesem Winter auf dem Lande, und da lesen sie wohl etwas aus Stifters früherer Zeit.

Was die Zukunft betrifft, werde ich nie von Ihnen weichen, ich werde Ihnen alle meine Kraft widmen, um Ihnen vielleicht als Entgeltung etwas für das Viele thun zu können, was Sie mir bisher Gutes geleistet haben. Bauen Sie auf mich als Ihren wahrhaften Freund, und trauen Sie mir aber auch. Wenn meine Muse etwas thun könnte, Sie über diese Zeit leichter hin zu bringen, so wäre es mir eine sehr (ja außerordentlich) große Beruhigung.

Geigers Bild zu dem alten Hofmeister*) ist herrlich, ja ganz vortrefflich, aber zu der Erzählung unbrauchbar. Ich werde zwei Bändchen Kinderschriften zusammenstellen, und zwar gleich nach 6, da werde ich eine Dichtung zu dem Bilde machen, es wird herrlich verwendet werden können. Kinder müssen auch lesen (selbst wenn Krieg und alles Mögliche ist), daher statt dem einen Christbüchelchen zwei Kinderbücher. Diese noch im Winter. Dann die drei Bände Rosenberg. Ich werde so rasch als möglich sein. Folgen Sie mir ein wenig in dieser Anordnung. Ich bin nicht ganz unpraktisch.

Wann kommen Sie wieder nach Wien? Ich werde, wenn die Cholera dort ausbricht, wohl vor November nicht zurückkehren können. O könnte ich immer im himmlischen Oberösterreich bleiben!

---

*) Die Hauptfigur einer Erzählung, die Stifter zu schreiben die Absicht hatte. Aus ihr entwickelte sich dann „der Nachsommer". Die Vignette stellt einen alten Mann dar, wie er Vögel füttert, daher in späteren Briefen auch „der Vogelfreund".

Trösten Sie sich, lieber, theurer Freund, Alle leiden in dieser Zeit, es wird besser werden, wir reichen uns die Hand, und denken nicht mehr daran, wenn einer dem andern wehe gethan hat, es kam aus den Verhältnissen, nicht aus dem Herzen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. October 1848.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten. Es ist, als sollten wir aus den Mißverständnissen nicht herauskommen. Freilich wußte ich, daß Sie 5 und 6 gerne so bald als möglich herausgeben wollten, und ich habe ja durch Geigers Verzögerung selber den größten Schaden; aber das war vor der Revolution, nach den Märztagen hielt ich jedes Herausgeben eines belletristischen Buches für eine Thorheit, weil es in einen bodenlosen Brunnen fällt und dahin ist. Ich mußte nothwendig denken, daß man die erste Verwirrung der Köpfe vorübergehen lassen müsse, darum fragte ich an. Daß man ein Manuscript gerne behält, geht aus dem Umstande hervor, daß man ihm gerne die beste Gestalt geben möchte.

Ich mußte mit meiner Frau zwei Tage auf Besuch zu ihrem Arzte auf das Land gehen, deshalb verzögerte sich diese Sendung etwas. Welche Ruhe, welches Glück, so abgeschieden zu sein! Ich denke täglich an Pest und an Sie. Gebe Gott und

Österreichs guter Engel eine baldige Lösung einer Verwirrung, die durch Ungeschick und Aufblasung mit haarscharf vorauszusehender Nothwendigkeit erfolgt ist. Möchte das Manchem die Augen öffnen.

An Joseph Türk.

Linz, 2. October 1848.

Du bist sehr gut, ich danke Dir für Deine Mühe. Der arme Sauerländer wird wohl auch in der Noth sein, wie wir alle. Es wäre wohl hier wieder eine Anweisung. Lasse einige Zeit vergehen, ehe Du sie vorzeigst, namentlich wenn er die alte decken sollte.

Ich bin sehr erfreut, daß Du wieder gesund bist. Schone Dich und lasse Dich nicht zu sehr im Gemüthe angreifen. Aber was hilft alles Abwehren, man kann sich nicht erwehren. Ich bin oft tief ergriffen und schmerzlich niedergeschlagen. Hätte jemand im deutschen Volke (selbst in der Hefe) so Niedriges vermuthet, als jetzt zum Vorschein kommt? Ich hoffe auf den besseren und gewiß auch größeren Theil. Ruhe habe ich auch hier keine, ich wirke so viel ich kann, und so viel mir mein Broderwerb, den ich doch den Meinigen schuldig bin, überläßt. Vielleicht kann ich in besonneneren Zeiten mehr thun. Könnte ich dem deutschen Vaterlande und Allen, die ich liebe, ihr volles Glück geben, ich würde freudig dafür mein Leben opfern. Halte das für keine Redensart, es ist bitterer Ernst.

Lebe recht wohl — heitre Dich einmal ein paar Tage aus und komme zu mir. Ich hätte sehr viel mit Dir zu reden. Fischbach schrieb mir, er sehnt sich auch nach uns und nach einem Gespräch. Er scheint auch über das Nichtbegriffenwerden der Zeit entmuthigt.

Grüße recht schön Deinen Vater, Deine Mutter und Deine Geschwister. Meine Frau sendet alles Schöne.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. October 1848.

Ich muß Ihnen plötzlich in einer wichtigen Angelegenheit schreiben, die ich in der Erregung, die sie mir machte, nicht bis zu der nächsten Sendung verschieben kann. Sie müssen aber Ihres eigenen Nutzens willen schweigen. Stelzhammer brachte mir vor mehreren Tagen einen Band (vielleicht bedeutend stark) im Manuscripte, um mein Urtheil zu wissen. Er hat das Manuscript schon fast zwölf Jahre in der Lade, und wollte es endlich doch herausgeben. Es ist ein Liebeslebenslauf in hochdeutschen Gedichten. Ich fiel in das höchste Erstaunen, da ich las, und mein Entzücken und meine Freude wuchs immer mehr. Ich habe jetzt über die Hälfte gelesen, und etwa die Minnesänger des Mittelalters ausgenommen, ist mir nie etwas so Zartes, Naives, Lieblichkräftiges vorgekommen, wie diese Gedichte, sie sind so originell, daß sie mit nichts Dagewesenem

Ähnlichkeit haben, und sie sind so von Reinheit und Gluth durchdrungen, daß sie Lenau z. B. weit hinter sich lassen. Dies ist meine Meinung.

Es werden einige Copien gefertigt, eine wird anonym Zedlitz und eine Grillparzer zugeschickt und um die Meinung gefragt. Die Antworten werde ich Ihnen mittheilen. Stelzhammer will das Manuscript Cotta zuwenden und verlangt dafür 200 Dukaten. Die Sache ist aber vor der Hand noch nicht so dringend, da er auf mein Anrathen Änderungen vornimmt, und da Zedlitz und Grillparzer gefragt werden. Er hat die Größe der Auflage bei seinem Preise nicht bestimmt. Vielleicht läßt er bei einer kleineren Auflage etwas nach. Nun die Frage: Wenn ich ihn bestimmen kann, das Manuscript Ihnen zuzuwenden, wenn Sie die Urtheile von Zedlitz und Grillparzer befriedigend finden, darf ich die Unterhandlungen eröffnen? — Natürlich werden Ihnen die Bedingungen und das Manuscript zugesendet, worauf Sie erst Ihren Entschluß offenbaren mögen. Auch können sich bis dahin die Verhältnisse wieder sehr gebessert haben. Ich schreibe Ihnen das, daß Sie sehen, daß ich es mit Ihnen gut meine; denn die Sachen sind so schön, daß sie mich, obwohl mein Kopf und mein Herz von düsteren politischen Dingen voll sind, und ich Liebesgedichten und Gedichten überhaupt nicht mehr sehr hold bin, dennoch in die innigste, tiefste, bezauberndste Welt versetzten, und daß ich meine eigenen Sachen dagegen blaß und abgeschwächt empfinde.

Warten wir auch noch das Urtheil anderer Männer ab. — Nur muß ich wissen, ob ich für Sie zu wirken anfangen darf. Wir wollen aber schweigen, daß niemand entgegen wirke.

Wäre es denn für Sie nicht besser, wenn Sie in Wien ansässig wären?

Leben Sie recht wohl, wir reden beständig von Ihnen und erwarten täglich mit Bangen Nachrichten von Pest.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. November 1848.

Ich sende Ihnen ein Päckchen, obwohl ich nicht weiß, ob es Sie trifft. Wir sind hier über Ungarn in den widersprechendsten Gerüchten, oder eigentlich, wir wissen gar nichts. Es sollen große Truppenkörper dahin gehen. Wie schrecklich mich die Wiener Ereignisse angriffen, können Sie sich gar nicht vorstellen, besonders da hieher immer die verworrensten und entstelltesten Nachrichten kamen. Ich war im October ganz gebrochen. Möge Vernunft und Menschlichkeit siegen — zwei Dinge, die jetzt fast aus der Welt geflohen zu sein scheinen. Nun bangt mir wieder um Sie so sehr; denn Pest wird der Schauplatz von Kämpfen werden. Ich lasse alle Manuscripte an Sie copiren, habe im October alle Zeit verloren, bin jetzt sehr fleißig, und werde sehr bald wieder etwas senden. Von Stelzhammers Gedicht gefällt mir der zweite Theil bedeutend weniger, und wenn er ihn nicht ganz umändert, wird wohl kein Geschäft zu machen sein. Von Prandel weiß ich seit Ende September gar nichts.

Leben Sie wohl, Gott schütze Sie. Ich bleibe über Winter in Linz, da Wien sehr theuer werden und mir keine Aushilfe gewähren wird. Wenigstens kann ich hier ungestört arbeiten, was ich gewiß redlich thun will, wenn mir nicht gar zu traurige Begebenheiten das Gemüth zerrütten.

1849.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. Februar 1849.

Warum erhalte ich denn auf meine Zuschrift aus Wien gar keine Antwort? Oder liegt sie bei Prandel in Wien? denn Sie müssen wissen, ich bin jetzt wieder in Linz. Die Frau konnte ich damals nicht mitnehmen, und da sich meine Angelegenheit in die Länge zog, kehrte ich lieber wieder hieher zurück, und wartete hier ab, weil es geringere Kosten macht, und meine Lage in dieser Hinsicht können Sie sich wohl denken. Wenn Sie in Blättern gelesen haben, ich sei zu einer Anstellung im Ministerium des Innern berufen worden, so ist das falsch. Ich bin wohl von Stadion und Exner gerufen worden, allein es hat sich bisher wenigstens nichts gemacht. Sie müssen wirklich keine Vorstellung von der Angst haben, die wir um Sie ausgestanden, weil Sie es so lange aufschieben uns zu beruhigen. Ich dürfte wohl in dieser Beziehung Ihrer Freundschaft einige Vorwürfe machen, aber ich denke, Sie werden alle Hände voll zu thun haben, und kommen nicht dazu zu schreiben. Senden Sie wenigstens zwei Zeilen. Wie weit haben Sie die Schwestern? Ich habe noch ein Päckchen gesandt, als schon die Sperre war.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. März 1849.

Zu Eingang meines Briefes muß ich einen Irrthum berichtigen. Nicht an Prandel habe ich einen Brief an Sie zur Beförderung gegeben, sondern Ihre Antwort bat ich an Prandel zu schicken, weil ich während meiner Anwesenheit in Wien zur Zeit der Briefaustragung nie zu Hause war. Ihr Schreiben hat mich sehr betrübt, da diese Zeit Ihnen so hart mitgespielt hat. Was an mir ist, Ihnen jeden Freundschaftsdienst zu leisten, werde ich gewiß und treulich thun. Ich vergaß Ihre Liebe und Güte nie, und werde sie nie vergessen. Ich werde sehr fleißig arbeiten, und Ihnen die Arbeiten schicken.

Das war ein fürchterliches Jahr! Ich habe mich in Bezug der Dinge, die da kommen werden, keinen Augenblick getäuscht, als ich nur einmal von der Haupttäuschung frei war, nämlich von der, von unsern sogenannten gebildeten Leuten etwas zu halten. Von da an habe ich fast buchstäblich die Ereignisse vorausgesagt, in Linz sind viele Zeugen über diese Thatsache, die mich damals ausgelacht haben. Den ungarischen Krieg sagte ich am 15. März 1848 zu Grillparzer voraus (ich glaube an diesem Tage wurden die Separatministerien bewilligt). Ich sagte einmal zu Zedlitz: Wenn einmal eine Bewegung ausbräche, dann behüte uns Gott vor den Journalisten und

Professoren. Gewiß wird sich Zedlitz dieses Satzes jetzt oft erinnern. — Wir hatten eine furchtbare Zeit, wo sich die Staatskomödianten im Grenzboten ꝛc. ꝛc. recht entwickelten, nur nicht die Staatsmänner, und wer ein schlechter Dichter, ein ruinirter Student u. s. w. war, wird jetzt Staatsmann. — Das Ideal der Freiheit ist auf lange Zeit vernichtet. Wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer, den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Es gibt nur eine Macht, die es kann: Bildung. Darum erzeugte sich in mir eine ordentliche krankhafte Sehnsucht, die da sagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen," denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Menschwerdung in erleuchtete Hände legt, kann allein die Vernunft, die Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie! — „Unsere Schule wird eben die Übung sein," sagte ein Freund. „Ja" — antwortete ich — „mein Knabe muß schwimmen lernen, dazu muß er ins Wasser, also werfe ich ihn von der Brücke in die Donau!" Ich habe diesen Sommer durch so vieles Schlechte, Freche, Unmenschliche und Dumme, das sich dreist machte und für Höchstes ausgab, unsäglich gelitten. Was in mir groß, gut, schön und vernünftig war, empörte sich, selbst Tod ist süßer, als solch' ein Leben, wo Sitte, Heiligkeit, Kunst, Göttliches nichts mehr ist, und jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jetzt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervorzubrechen; ja, nicht blos hervorzubrechen, sondern zu terrorisiren. Das Thier kennt nicht Vergleich mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. Sind diese Menschen frei? fragte ich oft. Früher lag der Stein der Polizei auf ihren Lastern, jetzt treten dieselben auf, und die Besitzer werden von ihnen zerrissen. Sind sie frei? Darum gibt es nur das einzige Mittel: „Bildung!"

Ich habe im Mai, Juni, Juli fleißig in der Geschichte zu meiner Erzählung gearbeitet. Später war ich unmächtig. Ich habe einmal zu Ihnen gesagt: „Nur Krankheit kann mich hindern," aber Krankheit wäre ein Labsal gewesen in Vergleich mit diesen Seelenleiden. Jetzt, wo wenigstens äußere Ruhe ist, lebe ich sehr zurückgezogen, arbeite sehr viel, und lebe von meiner eigenen, innern Gestalt. Wenn Sie etwa diesen Frühling nach Wien kommen, sprechen wir uns vielleicht, ich komme Anfangs Mai hinab, um ein paar Wochen zu bleiben. Ich hätte viel mit Ihnen zu reden. Fast komme ich in Versuchung zu glauben, ich verstehe die Dinge, weil ich mir ihren Gang voraussagte, und derselbe im Detail eintraf. Auch in Frankfurt. Ich möchte recht gerne in Unterrichtssachen arbeiten, es ist eine Einleitung angebahnt, aber die Sache ist noch nicht recht im Reinen. Meine Pläne sind nicht flicken, sondern organisch belebend und beseelend zu erzeugen — dazu muß noch die Zeit kommen: vor dem Baue des Geistigen muß erst das Leibliche einmal bestehen. Dann kommt die Zeit gewiß. Viele Menschen in Wien kennen mich, manche Stimmen nennen mich, und wenn der Boden so ist, daß ein Samenkorn sittliche Früchte bringen kann, dann werde ich gewiß redlich dazu arbeiten helfen. Daß ich keinen Ehrgeiz habe, so weit werden Sie mich kennen (ich hätte sonst wohl schon irgendwo zugetappt), aber daß ich einen Thatengeiz hätte, d. h. die menschliche Bildung wesentlich fördern möchte, das wissen Sie auch. Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menschheit mit einem Rucke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte. Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blickes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit

zusammenfaßt, und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer? Er fällt mir immer dabei ein. Um einen solchen Mann dann die beigearteten Kräfte gruppirt, daß sie ihn begriffen und die Theile ausfüllten — welch' ein schönes Bild. Aber dann müßte es kein Unterrichtsministerium geben, das immer mit den andern abdankt, sondern eine Unterrichtscommission (oder dergleichen), die bleibt. Ich habe einen ganzen Plan über Volksschulen (Unterricht — [Fachschule]) und Erziehung — (Humanitarschule) ins Detail ausgearbeitet. Meine jetzige Lage ist sehr schlecht, alle Bestrebungen sind im Augenblicke unmöglich. Wenn ich nur auf einige Monate Vorräthe hätte, wäre es gut; denn es wird sich gewiß für mich eine Stellung ergeben, die eben eine zweckmäßige ist — ich sage nicht, daß ich Sie um etwas bitte, ich sage Ihnen das nur als Freund, dem man seine Angelegenheiten erzählt. Wenn Sie heuer keine Iris herausgeben, so senden Sie mir den „alten Hofmeister", ich werde das Manuscript zu verwerthen suchen, das hält doch einige Zeit an. Mit dem Heutigen sende ich Manuscript für 6 der Studien.

Nach 6 erhalten Sie zwei oder drei Bändchen für Kinder, die Sie bandweise ausgeben können, Kinder revolutioniren nicht, und Mütter auch nicht, also schauen Sie auf das Werk. Zu 5 und 6 sende ich eine Vorrede, die zu 5 oder auch zu 6 gebunden werden kann, nur muß ich wissen, ob 5 schon broschirt ist. Mittlerweile wird der Roman fertig, und vielleicht auch die Ordnung der Welt und der Leser ein wenig.

Mit dem heißesten Wunsche, daß sich Ihre Lage bessere, und daß manches verloren Geglaubte doch wieder zurückkehre, und

mit der aufrichtigsten Versicherung unwandelbarer Freundschaft (was wäre denn Freundschaft, wäre sie's nicht in der Noth) schließe ich dieses Schreiben.

An Joseph Türk.

Linz, am 26. April 1849.

Da ich von Dir Abschied nahm, dachte ich wahrlich nicht, daß es auf so lange sei. — — Das arme Erziehungswesen! der Sündenstuhl seit zweitausend Jahren!! Wenn man irgendwo Alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen — dann muß man Revolutionen überstehen, und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Blut und Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. Ich habe oft Tage, wo mir das Herz brechen möchte. Jetzt nimmt man allerlei Anläufe, aber das oberste Prinzip steht noch nirgends fest; daß nämlich Erziehung die erste und heiligste Pflicht des Staates ist; denn darum haben wir ja den Staat, daß wir in ihm Menschen seien, und darum muß er uns zu Menschen machen, daß er Staatsbürger habe und ein Staat sei, keine Strafanstalt, in der man immer Kanonen braucht, daß die wilden Thiere nicht losbrechen. Man bessert jetzt in den bereits bestehenden Anstalten immer herum, als wie wenn jemand am

Senegal einen eisernen Ofen hätte, der ihm in der Regenzeit allemal verdirbt, und den er allemal mit neuem Bleche flickt. Ich habe hier manche derlei Arbeiten gehabt. Wie war ich dabei traurig. Ich bin von dem hiesigen Landeschef, mit dem ich auf einem sehr freundlichen Fuße stehe, zum allgemeinen Referenten (oder er wollte eigentlich haben: Chef) der obderennsischen Schulen und Studien vorgeschlagen, die Sache liegt bei dem Ministerium. Wenn seine und meine Gedanken in Erfüllung gingen, dann hoffen wir viel, aber man wird unserem Wirken Hindernisse genug legen. — Gartner hat mir einen Auftrag von Dir ausgerichtet. Ich danke Dir innigst für Dein freundschaftliches Herz. Wenn Ihr ein Werk für Volksbelehrung stiften wollt, so thut Ihr daran, was das Preiswürdigste und Dringendste für diese Zeit ist, nur soll es ganz volkswahr und ganz tüchtig und von reinen Gesichtspunkten ausgehend sein — um Gotteswillen nichts Halbes. Wenn meine Kraft in was immer für einer Richtung bei diesem Unternehmen nützlich sein kann, rechne unbedingt darauf; denn, wenn ich auch schon fünfzehn Jahre immer über schlechten Unterricht klagte, so ist seit einem Jahre die Sehnsucht, Volk und Jugend zu heben und zu bilden, zum herrschenden, innigsten Gefühle in mir geworden, wenn ich nicht die Freude an der Welt verlieren soll, und das Grab als ein gutes, ruhiges Bett ansehen; denn wo ich nicht lieben kann, mag ich nicht leben. Wenn Du einige Augenblicke findest, schreibe mir einmal das Nähere; Gartner wußte soviel wie nichts.

Alles herzlich innigste Liebe und Schöne an Deine Angehörigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. September 1849.

Wie eine Taube mit dem Ölzweige erschienen gestern von Ihnen zwei Bogen Correctur. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Thränen in die Augen traten, als ich das Papier ansah, und ich muß Ihnen sogleich schreiben, ehe ich noch die Bogen lese. Was liegt seit der Zeit, als wir uns zum letztenmale sahen, und zwischen heute!! Ich möchte gerne mit Ihnen sprechen, was haben Sie gelitten, und wie haben Sie gelebt? Schreiben Sie mir doch bald, und erzählen Sie mir Ihre Lage während unseres Getrenntseins. Unzähligemale habe ich von Ihnen gesprochen, und als ich in Wien war (Ende Mai), habe ich mich vergeblich bei S. nach Ihnen erkundigt. — Jetzt, hoffen wir, soll eine Trennung solcher Art nicht mehr eintreten. Könnte ich Ihnen nur zum zehnten Theile schildern, was ich seit März 1848 gelitten habe. Als ich sah, welchen Gang die Dinge nehmen, bemächtigte sich meiner die tiefste und düsterste Niedergeschlagenheit um die Menschheit, ich folgte den Ereignissen mit einer Aufmerksamkeit und Ergriffenheit, die ich selber nie an mir vermuthet hatte. Als die Unvernunft, der hohle Enthusiasmus, dann die Schlechtigkeit, die Leerheit, und endlich sogar das Verbrechen sich breit machten, und die Welt in Besitz nahmen: da brach mir fast buchstäblich das Herz, wie es meinem

edlen Freunde Spann in der That gebrochen ist, der jetzt von der Ewigkeit an uns herüber schaut. Oft habe ich ihn, der ich selber wenig Trost hatte, getröstet. Er unterlag und sah die wiederkehrende Ermannung nicht mehr. Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth schnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenschuß ging ja eigentlich in Österreichs Herz selber.

Die Verhältnisse sehen, und doch die Verwirrung und Schlechtigkeit geschehen lassen müssen, ist ein Schmerz, der sich kaum beschreiben läßt. Ich habe in diesem Jahre Gefühle kennen gelernt, von denen ich früher keine Ahnung hatte. Alles Schöne, Große, Menschliche war dahin, das Gemüth war zerrüttet, die Poesie gewichen. Erst langsam kehren die schönen Gestalten wieder zurück, der Fels, der Baum, der Himmel beginnen wieder zu sprechen, und edle Menschen gibt es ja auch, die man lieben kann, und die man mit desto heißerer Liebe liebt, je treuer sie geblieben waren, als so viele zu den Schlechten abfielen.

Könnten Sie mir denn nicht schreiben, wenn Sie nach Wien kommen, ich käme vielleicht auf ein paar Tage hinunter; oder wenn Sie das nicht wissen, könnten Sie von Ihrer Wienerzeit nicht drei Tage missen, um nach Linz zu kommen, wenn Ihnen nämlich nur ein Halb so sehr darum zu thun ist, mit mir zu sprechen, wie mir, mit Ihnen zu sprechen. Nicht blos über Geschäfte, sondern auch über die Haltung unseres ganzen Wesens uns zu verständigen, ist mir Bedürfniß. Ich denke, wenn auch über äußere Dinge eine Meinungsverschiedenheit vorhanden sein kann, über innere werden wir gewiß gleich denken. Schreiben Sie mir bald. Wenn Österreich befestigt ist, und es ist es, so kehren die Musen wieder. Ich sehne mich unglaublich darnach, mich wieder mit Schönem zu beschäftigen, und so wird es auch

Andern gehen, denen das Wüste und das Greuelvolle der Vergangenheit das Herz getrübt hat. Wenn Sie Verluste gehabt haben, so betrachten Sie mich als Freund, ich werde sehr fleißig und thätig arbeiten, um mein Scherflein durch meine Arbeiten beizutragen, daß Sie die Vergangenheit verschmerzen. Oft ist es mir, als erwache ich aus einem tiefen Traume. Betti Paoli traf die Sache noch viel härter. Sie hat nicht meine festen Nerven, und am Ende doch nur mehr ein Vorwärtsahnen, als ein Vorwärtswissen, daher sie fast ganz gebrochen ist. Ich suchte sie zu trösten, es gelang mir aber nicht sehr.

Ich bin jetzt in Linz, beziehe einen kleinen Gehalt, der eben ausreicht das Nöthigste zu bestreiten, und man hat vor, mich im Unterrichtswesen zu verwenden. Ob es geschieht, weiß ich nicht, ich komme Thun nicht entgegen, weil er mir etwas antragen muß, wenn er von mir Hoffnungen hegt.

Ich werde den Rest von 6 bald schicken, es lag seit Monaten Alles darnieder (ich gestehe es offen); denn wo die Angst herrscht, was doch noch kommen könne — ja, wo die klare Reinheit des Innern nicht ist, da ist es mit der Dichtung aus.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. October 1849.

Ihr Brief hat mir viel Freude gemacht, da ich aus ihm ersehe, daß Sie von Seite der Regierung unbehelligt geblieben sind. Was Privatanfeindungen betrifft, so ist wohl in dieser Zeit nur der völlig Unbedeutende davon frei. Sie werden sich

legen, wie die aufgeregten Affecte wieder in ein Bett zurückkehren, und die Menschen wieder vermögen gerecht zu sein. Stand ich doch selber auf einer Proscriptionsliste des Blattes „Constitution", freilich in sehr guter Gesellschaft: Grillparzer, Rizy, Türk ꝛc. und andererseits hielten mich die, welche kaiserlicher sind als der Kaiser, für zu liberal. Ich machte mir den Grundsatz, mich zu beherrschen und gerecht und rechtschaffen zu sein, nebstbei nie in etwas einzugreifen, von dem mir mein Gewissen sagte, daß ich es nicht verstehe, und ließ dann die Welt urtheilen, wie sie wollte. Meinten doch auch Viele, die Kunst sei dem Ernste und der Größe der Zeit gegenüber unbedeutend, und auf viele Jahre hin würden sich die Menschen mit dieser Spielerei nicht mehr abgeben. Ich sagte darauf, die Kunst sei nicht nur höher als alle Welthändel, sondern sie sei nebst der Religion das Höchste, und ihrer Würde und ihrer Größe gegenüber seien die eben laufenden Dinge nur thörichte Rauffhändel; wenn die Menschen nicht alles Selbstgefühles bar geworden sind, werden sie sich bald von dem trüben und unreinen Strudel abwenden, und wieder die stille, einfache, aber heilige und sittliche Göttin anbeten. Und siehe, so ist es. Ja, des hohlen und öden Phrasenthumes müde und ekel, werden sie dasselbe jetzt auch in der Kunst erkennen, wenn es auftritt, werden es verschmähen, und es steht daher diesem schönsten irdischen Dinge der Menschen eine Reinigung bevor. Die Revolution ist sogar aus dem Phrasenthume der Afterliteratur hervorgegangen. Ich habe Briefe aus der Gegenwart zu schreiben begonnen, sie sollten in die Allgemeine Zeitung kommen, aber ich that es nicht. In denselben wird die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten und Literatur hergeleitet. Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige, philosophische Entwicklung Anklang fände.

Seien Sie getrost und heiter, wir wollen sehr thätig sein, und Gott wird helfen. Vertrauen Sie mir, meine Kräfte sind aus dem Sturme der Zeiten fester hervorgegangen, als sie früher waren, wie man nach einer Krankheit oft gesünder ist, als vorher. Sie waren immer gut und edel gegen mich, ich will Ihnen zeigen, daß ich es erkenne und vergelte.

An Gustav Heckenast.

Linz, 14. November 1849.

Im Fluge nur ein paar Zeilen. Ich bin schrecklich aufgehalten worden. Von Wien aus bekam ich einen Antrag in Staatsdienste zu treten, mit der Beifügung einer Obliegenheit, die mir nicht ganz zusagt; auch habe ich meine ganzen Hausgeräthe in Linz — ich war also in einer Lage, daß mir den ganzen Tag der Kopf herumging. Deshalb haben Sie den so kleinen Rest noch nicht erhalten. Einen Tag brauche ich noch, ich hoffe morgen; dann sende ich Alles sogleich. In der letzten Correctur mußte ich eine Seite neu machen. Ende dieser Woche treffe ich in Wien ein und halte mich mehrere Tage dort auf. Senden Sie aber die Correctur doch hieher, denn es könnte noch Alles anders werden, und ich habe schon Anstalten getroffen, daß ich sie sogleich nachgesendet erhalte. Nächstens erhalten Sie Ausführlicheres und Deutlicheres. Jetzt kann ich noch nicht, auch müssen Sie meine Berufung nach Wien noch als ein Geheimniß behandeln.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. November 1849.

Gestern litt ich Schiffbruch auf dem Hunyad. Ich hatte den Schluß des Manuscriptes von 6 im Koffer, das ich in Wien auf die Post geben wollte, durch Roheit eines Schiffscapitains wurde ich von dem Koffer getrennt, er ist mir zwar auf morgen Abend versprochen, aber es könnte doch ungewiß sein. Senden Sie zur Vorsicht die Abschrift der letzten Seite des Manuscriptes, das Sie haben, daß ich, falls der Koffer nicht sogleich zum Vorscheine käme, den Schluß neu mache. Für Ihren und meinen Schaden, der aus der Sache hervorgehen könnte, haftet Herr Rosenauer, der Kapitän des Schiffes Pozsony. Der Hunyad ist verunglückt. Ich kehrte hieher zurück. Nächstens Näheres, ich habe heute alle Hände voll zu thun.

Mit gewohnter Liebe.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 15. Decembir 1849.

Ich kann Ihnen nur in einigen Zeilen melden, daß ich von dem Herrn Minister des öffentlichen Unterrichts den Antrag erhalten habe, die Schulrathstelle für die Gymnasien für Wien und Unteröſterreich zu übernehmen. Ich zöge Oberösterreich vor, und werde dahin wirken. Was aber auch geschehe, so bin ich für

die Übernahme des Amtes, für Übersiedlung, Reisen ꝛc. (das Amt wird erst in einiger Zeit übertragen) in größter Noth. — Könnten Sie mir diesmal bei Gerold 300 fl. anweisen, so wäre es sehr gut. Alles, was jetzt gedruckt werden wird, rechnen Sie ab. Ich erbitte mir auch darum Oberösterreich von dem Minister, weil ich dort einen kleinern Wirkungskreis und also mehr Zeit zu meinen literarischen Arbeiten habe. Das Amt deckt mich reichlich für alle Zukunft, ich wählte daher (nebst andern entscheidenden Gründen) ebenfalls Oberösterreich, weil dort mein Wirkungskreis keinen Schwankungen ausgesetzt ist. Ich kann also alle Manuscripte in Zukunft in Abrechnung bringen. Noch einen andern Vorschlag habe ich. Ich stelle Ihnen ein Verzeichniß aller meiner bisherigen Arbeiten zusammen, und sende es Ihnen, daß Sie mir die Arbeiten ganz und gar abkaufen können, wenn Sie wollen, wobei Sie ein Anbot machen, und die Art der Zahlung und Abrechnung vorschlagen können. Wollen Sie lieber die nach und nach folgenden Ausgaben und Auflagen haben, ist es auch recht. Wie Sie wollen.

Jetzt arbeite ich an den zwei Bänden Jugenderzählungen, dann folgt der erste Roman. — Ich bitte um baldige Antwort; denn die Zeit drängt. Senden Sie die Antwort nach Linz; denn ich reise in drei Tagen dahin. Ich hätte Ihnen viel zu schreiben, aber es ist kaum so viel Zeit, daß ich esse und schlafe.

1850.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 9. Januar 1850.

Ich möchte Ihnen recht viel schreiben, aber es ist so wenig Zeit, und im Grunde noch wenig entschieden. Es würde mich unendlich freuen, Sie sprechen zu können; denn viele Bogen umfassen nur das Allgemeinste nicht, was ich seit unserer letzten Zusammenkunft erlebt, geschweige des Besondern. Ich komme gegen Ende März wieder nach Wien, wann werden Sie es besuchen, — könnten wir uns nicht dort sehen? Sie kommen gewiß im Frühjahre nach Wien, schreiben Sie mir ja gewiß die Zeit. Warum ich bei dem Ministerium dahin wirkte, lieber in Oberösterreich das Unterrichtswesen theilweise zu leiten, als in Wien über den Gymnasien zu stehen, kann ich Ihnen nicht auseinander setzen, da es zu weitläufig ist, aber meine Gründe haben nicht nur das Ministerium überzeugt, sondern auch jeden andern, mit dem ich darüber sprach; einer, der uns beide angeht, ist, daß ich meine literarische Thätigkeit fortpflegen will, was in Wien vielen Zweifeln unterlegen wäre, hier nicht. Aber ich komme schon noch nach Wien, uud vielleicht eher als man denkt. Es müssen vorher nur noch einige Thatsachen eingetreten sein, die ich voraussehe. Bisher habe ich die Zukunft so ziemlich errathen,

und baue auch in Zukunft auf ein auf Gründen beruhendes Vorhersehen, und will nur demselben meine Zukunft anvertrauen. Ich erwarte täglich mein Decret als obderennsischer Schulrath.

Bezüglich der Jugenderzählungen bin ich nicht ganz Ihrer Meinung, indem mir das kleine Format doch zu klein erscheint. Könnten wir nicht das Format der Studien beibehalten, indem jeder Besitzer derselben das Jugendbuch gerne dazu stellen würde, und indem der Inhalt der Erzählungen doch nicht für Kinder, sondern für Jünglinge paßt und ernst genug ist. Auch gefällt mir das Format der Erzählungen von Emilie Binzer*) (die, nebenbei gesagt, wunderschön sind, und die ich recensiren werde).

Die erste Erzählung werde ich Ihnen bald senden. Was sagen Sie zu dem Titel: „Flursteine, gesammelt von A. St."? Vorrede: Meine Liebhaberei als Bube, alle möglichen bunten Steine von Feld und Haide nach Hause zu tragen, zu bewundern, daran zu schaben ꝛc.... Ähnlichkeit dieser Steine mit den Erzählungen, die ich hier der Jugend als bunte Steinchen zum Spielen gebe ꝛc. Jede Erzählung hat dann den Namen eines Steines. Es wird sich schon finden.

Können Sie mir nicht auf meine Rechnung ein Exemplar Studien, alle sechs Bände lauter erste Auflage, zukommen lassen, und zwar für den Kaiser. Man hat mir gesagt, es würde ihn sehr freuen, wenn ich sie ihm überreichte. Ich lasse sie schön binden, und thue es. Wegen der Briefe aus der Gegenwart schreibe ich Ihnen mit Nächstem. Ich muß sie durchgehen und gewiß ändern. Meine Worte als Privatmann dürfen nicht so abgewogen sein, als wenn ich eine öffentliche Stelle habe, wo dann jedes schnelle Wort,

*) Pseudonym: Ernst Ritter.

das ich morgen vielleicht als irrig erkenne, beachtet, und mir als Glaubensbekenntniß angerechnet wird. Ich darf daher nur so reden, wie ich es nach reifer Erwägung thun kann.

Gebe Ihnen und Ihrer theuren Gattin Gott ein recht glückliches neues Jahr und recht viel Segen in aller Zukunft.

An Joseph Türk.

Linz, am 22. Februar 1850.

Ich wollte persönlich bei Dir erscheinen, aber erstens hatte ich eine kleine Grippe, und zweitens darf ich jetzt nicht fortreisen, da täglich die Einsetzung der Landesschulbehörde bevorsteht und ich da sein muß. Es ist auch Zeit, denn ich bin durch die Unkenntniß des amtlichen Wortes „sehr bald", das der Antrag vom 5. November enthielt, in die schiefste provisorischste Lage gerathen, da ich „sehr bald" in „sogleich" übersetzte und jedes andere hintan setzte und mich auf das Warten verlegte. Aber Scherz bei Seite. Es ist mir leid, daß ich mit dem ersten Dampfschiffe nicht nach Wien konnte (ich hoffte es schon als Schulrath zu thun), aber nicht völliges Wohlsein, das schlechte Wetter, und endlich die Rücksicht auf die Auslagen ließen es nicht zu. Nach Erhaltung des Decretes komme ich und mache den Dank und die Aufwartung. Meine Bücher sind in Linz angelangt, aber mein Päckchen naß. Heckenast muß mir ein paar austauschen. Prandel wird Dir 5 und 6 übergeben, und Dein Bruder (daß Du nicht sagst, Du habest Scherereien) soll gefälligst folgenden Auftrag

übernehmen, was Du ihm sagen mögest, nämlich er soll die zwei Bände zu dem Buchbinder tragen (Rothenthurmstraße) nebst einem Musterbande und sie für mich (für Dich) binden lassen. Wenn ich hinab komme, schreibe ich Dir etwas hinein. Der Buchbinder muß mir dann auch alle sechs Bände sehr geschmackvoll (Du wirst rathend beigezogen werden [heute komme ich aus den Einklammerungen nicht heraus]) binden, um sie dem Kaiser zu geben. Meine Bücher sind nicht Dichtungen allein (als solche mögen sie von sehr vorübergehendem Werthe sein), sondern als sittliche Offenbarungen, als mit strengem Ernste bewahrte menschliche Würde haben sie einen Werth, der bei unserer elenden, frivolen Literatur länger bleiben wird als der poetische; in diesem Sinne sind sie eine Wohlthat der Zeit, sind ein patriotisches Werk, und in diesem Sinne kann sie der Kaiser in die Hand nehmen als etwas, das mit schwachen Kräften, aber gutem Willen für die Menschheit gethan wird. Endlich müssen alle Guten fest zu dem Kaiser stehen, in Wort und That ihn als den Mittelpunkt des Wirkens erklären, von dem das Ganze des Baues ausgeht und zu ihm zurück leitet. Im constitutionellen Leben ist er noch mehr das Haupt der Ehre und des Glanzes, als im absoluten, wo er die unbeschränkte, häufig mißgönnte Macht hat. Gerade jetzt, wo man diesen Anker untergraben wollte, müssen die Festen und Guten zeigen, wie sie ihn ehren und halten, und müssen diese Darlegung öffentlich thun.

Lebe recht wohl, grüße auf das Ehrfurchtvollste Deine Eltern, grüße Deinen Bruder und alle Freunde und sei tausendmal von mir auf das Freundschaftlichste gegrüßt.

Im März sehen wir uns.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. März 1850.

Was Sie mir in Hinsicht der Erzählungen vorschlagen, hat seine Bedenken. Natürlich, daß diese Arbeiten so lange unfruchtbar sind, so lange sie im Schreine liegen, aber die Gegner haben doch darin Recht, daß nicht immer solche idyllische Sachen kommen sollen, und man muß sie nicht herausfordern, namentlich, daß nicht auch das Publikum sage: es ist doch wirklich so. Mein Plan wäre der: Im Juli kann ich Ihnen zwei Bändchen Erzählungen für die Jugend geben, welche fortgesetzt werden. Ich hoffe, sie sollen recht schön ausfallen. Aber ich gebe die zwei Bände auf einmal, beide zusammen ungefähr 18 Bogen Studien. — Zur selben Zeit oder etwa Ende August werde ich mit einem andern Werke fertig, das das gesammte Gebiet des Rechtes und des Staates in den allgemeinsten Grundlinien und allgemein verständlich behandeln soll, ein Handbuch für das Volk. Endlich könnte ein Broschürchen, Briefe über verschiedene Zeitfragen (im Prinzipe), folgen. Auf alles dieses der Roman, dem ich mich wieder zugewendet habe, der des Tragischen, das die Gegner fordern, schon genug enthalten, und eine Antwort auf die Anschuldigung sein wird. Dann mögen wieder die Erzählungen an die Reihe kommen. Was sagen Sie denn jetzt zu den zwei Schwestern? Ich glaube, daß diese Schilderung die reinste, ruhigste, verstan-

des- und kunstgemäßeste sei, die ich gemacht habe. Aber daß solche Behandlungen in Feinheit, Verstand und Sitte Leuten, wie dem Lloyd-Recensenten, nicht verständlich sein, also ihm als Unsinn erscheinen müssen, ist klar, wenn man sich seines Romans in der Presse „Eine Ehe der Zukunft" erinnert, der es zweifelhaft läßt, ob man sich mehr mit Ekel von diesem Unverstande oder dieser Unsittlichkeit abwenden solle. Wenn Sie die Sache nicht gelesen haben, thun Sie mir den Gefallen, und lesen Sie dieselbe, es ist merkwürdig, wenn Blätter, die sich zu den ersten zählen wollen, Solches bringen. Da steht es schlecht um die Kunst. Übrigens ist die Recension, soviel man mir davon erzählte, eine sogenannte demokratische. — Meine Richtung muß diesen Leuten anstößig sein, die sich für Volksmänner geben, aber das Volk, das ich gewiß mit meinem Herzen liebe, wie aus meinen Schriften erhellt, schlecht und unglücklich machen, da es in seiner Hilflosigkeit dem Gifte nicht zu widerstehen vermag.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1850.

Ich muß Ihnen heute schon wieder ein paar Zeilen schicken. Erstens, wenn wieder in der Angelegenheit des Sohnes der Frau von Binzer ein Schreiben zu schicken ist, senden Sie selbes an mich; denn die Frau ist über den Verlust des hoffnungsvollen jungen Mannes noch so gebeugt, daß ihr Blätter dieser Art nicht

plötzlich vor Gesicht kommen dürfen. Zum Glücke ist sie in diesem Augenblicke in Wien, und das Blatt kam in die Hände der Töchter. Zweitens: Wären Sie denn nicht gesonnen, zur leichteren Rangirung unserer Verhältnisse mir vor der Hand das Eigenthum der Studien ganz abzukaufen? Wenn Sie darauf eingehen, so thun Sie mir einen Vorschlag, da Sie die Handelsverhältnisse besser kennen, als ich. Was später erscheint und abgeschlossen ist, darüber können wir uns dann wieder vertragen. Ich bin freilich gesonnen, aus der Mappe des Urgroßvaters ein eigenes Werk in zwei Bänden zu machen, und den dritten Band Studien mit ein paar andern Erzählungen zu füllen; aber das steht noch in weitem Felde, und wir können im Falle der Realisirung ja wieder übereinkommen. — Wären diese unglückseligen zwei Jahre nicht gewesen, so läge jetzt „Der schwarze Knappe", der Vorläufer der „Rosenberger" und „Schaumberger", in drei Bänden vor dem Publikum, und Alles stünde anders. Aber fassen wir Muth und die Scharte wird sich ausschleifen lassen. Ich bitte Sie, antworten Sie mir sehr bald, ich bin durch diese zwei Jahre viel ernster geworden, sehe die irdischen Verhältnisse nicht mehr mit so poetischer Leichtfertigkeit an, und halte jede geordnete Angelegenheit und einen von der Welt abgeschlossenen und geregelten Familienhaushalt für ein großes Glück. — Ihnen die freundlichsten und besten Ostern wünschend, bleibe ich Ihr ergebenster Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. April 1850.

Um Sie in Ihren anderweitigen Unternehmungen nicht aufzuhalten, schreibe ich Ihnen auf Ihr Letztes im Kurzen Folgendes, das ich nach unparteiischem Nachdenken als nothwendig gefunden habe.

Ich kann trotz meiner Lage (alle Quellen sind erschöpft, da ich auf den Antrag des Ministeriums vom 5. November 1849 jeden Erwerb aufgab, einen langen, kostspieligen Wiener Aufenthalt machen mußte und nun sechs Monate auf die Gehaltsanweisung und das Decret warte) — trotz dieser Lage kann ich Ihren Antrag nicht annehmen. Von den Studien dürften später noch manche Auflagen vorkommen; denn trotz Angriffen, die viel Größeren, namentlich Göthe und Schiller, geschehen sind, trotz der Fehler in den Studien, von denen niemand lebhafter durchdrungen sein kann, als ich selber, werden doch dieselben in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit noch existiren, wenn die gesammte Revolutionspoesie, Tendenzroman, Parteidichtung, Cotterieansicht ꝛc. ꝛc. untergegangen ist, oder höchstens als Curiosum von dem nachwachsenden Geschlechte betrachtet wird, das die damaligen Gefühle nicht wird begreifen können; denn Dichtung ist in diesen Dingen keine; in den Studien aber (die natürlich nur kleine, harmlose Dinge sein sollen) ist ein warmes Gefühl, ist Sittlichkeit, ist menschlich dauerndes

Benehmen, und dies sichert die Rückkehr der Leser zu den Büchern, und um so mehr, da die schon seit Jahrzehnten herrschende Tendenz jetzt so eifrig arbeitet, durch heillose Ausgeburten der Unvernunft und der Einseitigkeit verrannter Affecte und selbst durch verbrecherische Kundthuungen den Ekel und also den nothwendigen Umschlag herbeizuführen. Weine, Liqueure ꝛc. mögen ein reizendes, stachelndes Getränke sein, das Quellwasser siegt doch wieder, insbesondere nach starkem, vielem Genusse obiger Dinge. Radowitz sagte mir einst: „Unter dem Wenigen, was von der jetzigen Literatur bleibt, werden Ihre Studien sein.“ Es freute mich dieser Ausspruch von dem Verfasser der Gespräche über Staat und Kirche. Classische Werke aller Nationen wissen nichts von Modepoesie, und ein Studium der Alten hat mir die Richtigkeit solchen Funkulirens recht lebhaft gezeigt, das in jedem Zeitalter ist, und nie in ein folgendes übergeht; denn jedes macht sich seine neue Narrheit.

Wäre ich mit Ihnen ausgeglichen und unabhängig, so würde ich stets mein Werk feilen wie ich kann, und erst dann, wenn es gefällt, anbieten. Ich hätte Ihnen so schon die Jugenderzählungen mögen sehr rein übergeben. Noch gearbeiteter die Romane, in denen die Leute schon des Tragischen finden werden, von denen einige meinen, es sei allein Poesie.

Indem ich Ihnen diese meine Ansicht sende, erkläre ich zugleich, daß ich sehr eifrig sorgen werde, daß wir ausgeglichen werden, was ohne die bittern und resultatlosen (im poetischen Sinne) letzten zwei Jahre schon der Fall wäre.

Von uns beiden an Sie und Ihre liebe Frau alles Herzliche und Schöne.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. Mai 1850.

Nach langem Berathen bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß es meine Umstände nicht erlauben, eine kostspielige Wienerreise zu machen. Die beispiellose Verzögerung meiner Amtswirksamkeit hat mir sehr geschadet. Ich hätte hier eine leichte Beschäftigung mit 100 fl. C.M. für den Monat fortsetzen können, aber ich mußte sie bei dem Rufe nach Wien aufgeben, und der hiesige Statthalter braucht in dem Augenblicke noch einen Mann für diese Stellung (Ausarbeitung künftiger Vorlagen für den Landtag, Einrichtungen für das Land ꝛc.), aber er trug mir den Posten nie an, weil wir täglich mein Decret erwarteten, und ich sagte natürlich auch nichts darüber, obwohl ich viele dieser Arbeiten nun doch unentgeltlich mache, z. B. einen Realschulplan von 81 Folioseiten. So steht die Sache der Erwartung. Daher muß ich sehr sparsam sein, um so mehr, da bei dem Unverstande der Leute und bei der doch bedeutenden Stelle, die ich einnehmen soll, nichts nach Außen verlautbaren darf.

Ich kann Sie also nicht sehen, so sehr ich es wünschte. Aus derselben Ursache konnte ich bisher Seiner Majestät meine Bücher nicht überreichen, was ich gerne persönlich gethan hätte.

Möge einmal in Frankreich der Ausbruch geschehen, der doch nicht zu vermeiden ist, daß nach demselben eine festere und bessere Ordnung eintrete, der kein Volk, als dieses, unter allen das leichtsinnigste, so bedarf, ein Volk, das immer mit dem Feuer spielt, und dann doch so wenig den Brand zu leiten und zu

regeln versteht. Es wirkt auf den Unverstand und die lediglich Nachahmungssucht unserer Völker so schrecklich zurück, indem die meisten, die unleugbar vorhandenen Übel fühlend, schnell in der Nachahmung französischer Zustände die Heilung sehen, weil sie, nicht nachdenkend, nicht einsehen, daß jedes Übel nur seine eigene, ihm congruente Heilung fordere, und daß es mir nichts nützt, mir Pelze zu kaufen, wenn mich hungert. Von Frankreich aus muß uns die Heilung kommen.

An Gustav Heckenast.

Linz, 6. Juni 1850.

Ich habe an Gerold für Sie ein Schreiben gerichtet, aber keine Antwort erhalten. Ich habe darin den Preis für die Studien bestimmt und für die Auszahlung Fristen eingeräumt. Ich meine, der Preis sei nicht hoch, da das Werk sich in Kurzem rentiren wird. Ich hätte nie in einen Verkauf um diesen Preis gewilligt, wenn ich nicht durch den Antrag des Ministeriums und die Annahme von meiner Seite und durch die nun so lange dauernde Verzögerung (während welcher ich ganz ohne Einnahme war) dahin gebracht worden wäre.

Wenn Sie auf das Project eingehen, will ich gerne in Hinsicht der in einigen Wochen verfügbaren zwei Bände die äußerste Billigkeit eintreten lassen. Auch können wir, wenn ich einmal in Besoldung stehe (was doch nun nicht länger als bis Oktober dauern kann), die Fristen nach Ihrer Bequemlichkeit größer machen, oder die Summen kleiner. Nur jetzt klemmt es mich sehr.

Wenn Sie daher in ein Geschäft eingehen und in der Lage sind, so thäten Sie mir einen Gefallen, wenn Sie mir für den Augenblick etwas sendeten, wenn es auch nicht viel ist. In dem steten Erwarten ließ ich die Dinge auf das Äußerste kommen. Oft bin ich recht ärgerlich und mißmuthig, und oft erkenne ich an, daß das Ministerium keine Schuld habe, und gewiß die Verzögerung nicht voraus zu berechnen im Stande war. Auch können sie ja nicht ahnen, welche Unannehmlichkeit mir daraus erwachsen ist.

Ich habe mich fast der Vermuthung überlassen, daß Sie mich auf eine kleine Zeit hier besuchen würden. Ich kann nicht einmal nach Wien gehen, dem Kaiser meine Bücher zu überreichen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Juni 1850.

Drei Tage nach Ihrem Briefe erhielt ich mein Decret. Ich kann Ihnen nur in Eile schreiben, und verspare mir das Wichtigste auf Ihre sehnlichst erwartete Ankunft. Zeigen Sie mir ja selbe an, daß ich gewiß zu Hause bin, und richten Sie es sich so ein, daß unser Beisammensein nicht gar zu kurz ist. — Mit dem übermachten Vertrage bin ich völlig einverstanden.

Daß jede Ausgabe der Studien ein gefälliges Äußere haben wird, dafür bürgt Ihr Charakter. Den Vertrag unterschreiben wir in Linz, wenn Sie herauf kommen. Ich werde jetzt in den Morgenstunden, die mir unverkümmert sind, recht fleißig dichten, da die Ungewißheit und Unruhe ein Ende hat.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. December 1850.

Ich habe Ihnen nicht antworten können, weil ich auf einer Amtsreise war, und Ihren Brief bei der Heimkunft fand. Ich hätte Ihnen eine Menge zu sagen, und weiß es eigentlich nicht anzufangen. Vor Allem trotz Ihres Verbotes: Vertrauen Sie der Zeit, und kommen Sie sich ernstlich selber zu Hilfe. Das ist das unsäglich Wohlthätige von der Natur, daß Seelenwunden wie körperliche heilen, nur mit dem Unterschiede, daß die geheilte Seelenwunde, wenn sie eine unverdiente war, statt Nachwehen, wie die körperliche, vielmehr eine gestählere, gesteigerte und reinere Seelengesundheit zurück läßt. Sie werden es empfinden: durch Schmerz geht man zu einem größeren Charakter hervor. Daß ich den tiefsten Antheil nahm, werden Sie mir glauben. Dieses Wenige mußte ich sagen, und Sie werden es mir verzeihen — nicht wahr, Sie verzeihen es, wenn es Ihnen auch Schmerz macht?

Wir wollen — denn ich glaube nicht an die Unvernunft eines Krieges — recht nach der Literatur sehen, ihre Flügel in dieser trüben, schmutzigen Zeit rein zu erhalten suchen, uns ihrer Größe, ihrer Schätze, ihrer seelenerhebenden Kraft recht versichern, und dies um so mehr, je abgeschmacktere, widrigere Dinge sie in der Außenwelt treiben (warum soll man sich das Höchste des Lebens vergällen lassen, oder es gar aussetzen, weil man rings von dem aufsliegenden Staube und dem rollenden Schutte abgebrochener und

zum Neubau bestimmter Wohnungen umgeben ist?) — und wenn wieder ein schöneres Morgenroth anbricht, haben wir die Zeit inzwischen gewonnen, deren Verlust manches bessere Herz betrüben wird, und können frischer und beruhigter und mit heiterem Gewissen die reine Luft athmen, die nach den Schlacken zurückbleiben wird. Ich habe jüngst „die Matadore" gelesen, der Roman hat mich sehr gehoben. Verstehen Sie mich recht. Wenn ich so einen Titel in den Zeitungen lese, so schiebe ich dem Verfasser tiefe, eingreifende, erschöpfende Dinge unter. Aber welch' ein Gebräu von Unwahrheit, Unnothwendigkeit und Zerfallenheit sind diese „Matadore"! Um das einzige, nicht ganz lieblose Bild der Gindritta thut es uns leid, daß es unter diesen fratzenhaften Unmöglichkeiten ist, unter denen sich nur das einzige Positive herausstellt: Niedrigkeit des Geistes, der in dem Buche weht. So bleibt doch am Ende unser theures Österreich das Land der Lerchen, welche, die wenigen schreienden Sperlinge abgerechnet, auf die Niemand hört, mit dem alten, goldenen Klange ihren Landsleuten in das Herz singen. Wie groß wird Grillparzer in solcher Zeit, wie riesenhaft größer wird er immer, wenn Zeugs, wie die kläglichen Literaturbriefe in der Allgemeinen Zeitung und die neuen, posaunten Dinge in die Welt treten. Aber trefflich ist's, daß sie kommen, und desto trefflicher, in je dichterer Masse sie kommen; sie werden das Menschenherz wieder reinigen, das durch einige hochbegabte und begabte, aber herzensschlechte Menschen auf Abwege gelockt, durch diese Nachzügler und Zerrbilder angeekelt, wieder zu dem reinen Gotte zurückkehren wird. Merkwürdig wäre es, wenn das geschmähte Österreich, in dem aber noch naturwahre und starke Herzen schlagen, die anderseits zerblasen und gedunsen sind — wenn dieses geschmähte Österreich,

das Deutschland ein paar Male vom politischen Untergange gerettet hat, es auch eben durch jene naturwahren und starken Herzen vom literarischen Wahnsinne retten müßte. — Merkwürdig wäre es! Auffallend ist es, daß der einzige in Österreich lebende, groteskeste und sittlich verkröpfteste und widernatürlichste Poet (Hebbel) kein Österreicher. Mir ist es fast Trost, daß, wenn wir auch schlechte Dichter haben, diese windigen Mühlsteine, die Hebbel für Größe hält, die aber, weil sie aus Wind bestehen, und doch Mühlsteine heißen wollen, nur lächerlich sind, keinem aus Österreich eingefallen sind. Sie sehen, wie ich fast in eine poetische Sonderbündlerei falle; aber in tiefem Ernste: ich möchte eben den tiefen Ernst in unsere Dichtungen zurück retten, und ein großes Werk, das zeigt, es sei deutsche Größe nicht ausgestorben, wenn es aus dem entferntesten Winkel oder der sandigsten Mark kommt, werde ich kniend und anbetend empfangen. — Darum sage ich: „Sorgt für tüchtige Schulen und Schüler"; denn Hohlheit, Unwissenheit und daraus hervorgehende Ungediegenheit sind das Übel unserer Zeit. Aber es sei dieser Dinge, die mein Herz bewegen, genug.

Aus Ihrem Schreiben sehe ich, daß Ihnen ein Brief, den ich nach Gmunden poste restante schickte, nicht zugegangen ist. Ich kam des sehr tiefen Barometerstandes wegen, der mich in jener Zeit öfter täuschte, nicht nach; aber es mochte in der Abgeschlagenheit meines Wesens, die mir das Reisen verleidete, schon eine Vorahnung gelegen sein; denn ich wurde zwei Tage darnach krank (entzündliches Fieber mit Phantasiren), und blieb es bis Mitte September, wo ich zu früh eine Amtsreise machte, und deshalb im October wieder 14 Tage an einer Halsentzündung liegen mußte. Jetzt bin ich aber sehr wohl. Ich gehe täglich

schon vor 8 Uhr in mein Amt, wo ich in der tiefsten Stille, ehe die andern kommen (9½—10), dichte, und wenn dieses süße Tagewerk gethan ist, kommt das ebenfalls nicht saure der Schulenschreiberei bis 2 Uhr. Der Nachmittag ist den Vorbereitungen auf morgen, der Erholung und allerlei Lieblingssachen (Zeichnen, Malen) gewidmet. Wenn ich Vormittags in Schulen bin, ist der Dichtungstermin von 6—8—9 Uhr Abends.

Ich arbeite die zwei Bände Erzählungen für die Jugend zusammen. Sie erhalten sie nur ganz fertig, ich hoffe bis Frühjahr, daß sie im September erscheinen können. Manche Partien haben mich nach neuer Durchlesung sehr gerührt, manche geärgert — daß denn nichts so wird, wie es ursprünglich bei der Empfängniß vor der Seele steht! Gott gebe Gesundheit für mich und Heil für Österreich; dann arbeite ich gerne und freudig, und trage, wenn auch einer der unbedeutendsten Schreiber unseres Vaterlandes, zum oben besprochenen, anbrechenden Morgenroth Österreichs bei. Mein Amt freut mich sehr, und ich hatte schon manche sehr dankbare Momente. Könnte ich auch von Ihnen Günstiges aus Ihrer Lage erfahren!

Leben Sie wohl, nehmen Sie meine unveränderliche Freundschaft als kleine Gabe, und denken Sie manchmal Ihres Freundes.

N. S. Ein paar sehr schöne Briefe aus Deutschland habe ich erhalten.

1851.

—

An Gustav Heckenast.

Wien, am 11. Jänner 1851.

Ich habe gestern eine Unterredung über Sie mit Ihrem Freunde S. gehabt, und fühle mich deshalb gedrungen, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten: Kommen Sie zu uns nach Wien herauf. Sie haben an S. den theilnehmendsten, wahrhaftigsten Freund, und da meinerseits die Verbindung, in der ich mit Ihnen stehe, schon so lange dauert, da Ihr Wesen mir so verwandt ist, und ich Ihnen so viele Dienste verdanke, so bin auch ich Ihr wärmster, aufrichtigster Freund. Wenn Sie es jetzt auch sollten für Zudringlichkeit halten, so darf mich das nicht hindern, in Ihrer traurigen Angelegenheit noch einmal und vielleicht noch öfter das Wort gegen Sie zu ergreifen und es zu versuchen, Ihnen ohne zu großer innerlicher Einbuße über diese dunkle Stelle hinweg zu helfen. Aus S. Worten hat mir wieder das Herz recht um Sie geblutet, und ich bildete mir ein, wenn ich Sie nur sähe, und mit Ihnen sprechen könnte, ich würde durch Liebe, die Sie an mir sähen, durch freundliche und erhebende Unterredungen, die wir führten, Ihnen von Nutzen sein können. Der Schmerz hat zwar das Eigene, daß er sich in sich zurückzieht und versenkt, aber man thut da ein Unrecht gegen sich — die Rede, die Freundesrede, löset ihn, und führt ihn in ein sanfteres

Geleise, namentlich wenn man an Freundesliebe sieht, daß, so viel man auch verloren, doch noch viel und Werthvolles geblieben ist. Ich möchte gerne, gerne mit Ihnen sprechen. Ich kann nicht früher nach Pest kommen, als nach Beendigung meiner Geschäfte, und da noch zweifelhaft und auf kurze Zeit; wenn aber Sie kämen, könnten wir trotz meiner Sitzungen mit einander umgehen und manches besprechen und entwerfen. Schreiben Sie mir. Ich wohne im König von Ungarn, und würde Ihnen in demselben Gasthofe ein Zimmer bestellen. Wie schön wäre das! Also thun Sie es, eilen Sie auf den Schienen herauf.

Ich sah hier Lessings Huß, und derselbe hat mich so begeistert, daß ich mitten in den Gedanken an poetisch-historischen Stoffen bin, und etwas Ernstes, Würdiges, Großartiges leisten möchte. Daneben legte ich Hand an das kleinste Werklein, das aber das wichtigste Weltbuch und für uns von großer Bedeutung werden könnte — an ein Abc-Büchlein und Lehrbüchlein für Volksschulen. Das letztere Werk aber muß Geheimniß bleiben.

Meine Zeit ruft mich ab, ich muß enden. Acht bis zehn Tage bleibe ich ganz gewiß noch hier. Schreiben Sie bald.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. Juli 1851.

Ich bin am 8. Juli von einer Amtsreise zurückgekehrt, und habe Ihr liebes Schreiben vorgefunden. Obwohl schwer, wäre es mir vielleicht doch möglich gewesen, auf ein paar Tage nach

Wien zu kommen, aber die Zeit war vorüber. Es hat geheißen, daß wir im Frühlinge nach Wien werden berufen werden, da hatte ich mir vorgenommen, Urlaub zu nehmen und Sie auf Ihrem Landsitze zu besuchen. Aber ein Frühlingstag verging nach dem andern, und kein Einberufungsdecret erschien. Dies ist auch die Ursache, daß ich nicht schrieb, da ich Sie persönlich zu treffen wünschte. Überhaupt ist mir das Briefschreiben jetzt doppelt sauer. Schriftstellerschreiben, Actenschreiben, woher noch Möglichkeit zu Briefen? Ihre Sendung habe ich richtig erhalten, Sie schreiben aber, ich dürfe über den Rest verfügen: nach meiner Rechnung habe ich keinen Rest mehr anzusprechen, sollte ich irren, so werden Sie mir es schon sagen.

Was die Schriftstellerei anbelangt, so kehrt die Zeit derselben wieder. Die Herzen der Menschen beruhigen sich, die Augen gehen auf, daß, was auch die Mächtigen gefehlt haben mögen, die lauten und zudrängenden Beglücker doch viel ungeschickter und verderblicher gewesen sind, und daß durch vernünftige, ruhige Reform und Anstrebung des erreichbaren Guten allein ein fester und glücklicher Zustand erzielt werden kann. Da fangen denn nun auch die Lerchenstimmen, die während des Ungewitters geschwiegen haben, in welchem sich die Möven und Raben hatten hören lassen, wieder an, ihre Töne zu versuchen, und einer der herrlichsten Versuche (ich sage Versuch, weil ich den Verfasser für sehr jung und der schönsten Zukunft fähig halte) ist Amaranth von Redwitz. Freilich drängt sich auch Hebbel und die ihm verwandten Narren auf die Bühne, und bringen ihr naturwidriges Gezerre und ihre seltsamlichen, ungethümlichen Auswüchse zu Markte, erwischen statt des Tragischen immer nur das Widerwärtige, weil sie unsittlich sind, daher nicht wissen, daß ungeheures

Unglück, schaudervolles Verhängniß nur poetisch und verklärt erscheint durch die Größe und Erhabenheit des Herzens, auf das es stößt, und daß das Schauderhafte an und für sich allein, das sie immer in ausgesuchter Schlechtigkeit und Raffinerie bringen, nichts weiter als eine Fleischbank ist. Ich ergrimme immer über diese Unreinen im Tempel, und es fällt mir das Evangelium ein, wo der Sanfteste der Sanften in Wuth gerieth, da er die Käufer und Verkäufer im Tempel sah, daß er sich Stricke flechten, und sie hinausjagen mußte. Aber es thut nichts, solche Dinge sind immer gewesen, und immer vergangen. Das durch Schlamm verunreinigte Wasser verfließt, die reinen Quellen sprudeln ewig.

Ich arbeite jetzt wieder mit leichterem, reinerem Herzen — (denn wilde menschliche Dinge der jüngsten Vergangenheit haben mich sehr getrübt gehabt) und unser jetziger Statthalter muntert mich dazu sehr auf. Täglich arbeite ich in den Morgenstunden vor dem Amte, auch wenn ich auf Reisen bin. Die erste Zeit meines Amtes hatte ich wenig Muße, jetzt aber ist der Gang geregelter, und, was die Hauptsache ist, das Gemüth beruhigter. Im Herbste bekommen Sie die Jugendgeschichten, zwei Bände (ich werde Ihnen schon bald wieder eine Partie zur Einsicht senden), im nächsten Sommer erscheint der Anfang der Rosenberger, als erster Band (für sich selbstständig) der grüne Knappe (aus dem schwarzen ist ein grüner geworden) — — doch es ist schriftlich nicht möglich über alle Bestrebungen zu reden, etwa bekomme ich doch nach den Prüfungen etwas Luft, um Sie besuchen zu können, da werde ich Ihnen Alles darlegen. Da die Studien Ihr Eigenthum sind, so bin ich geneigt, auch das Fernere Ihnen als Eigenthum abzutreten, oder auch nach Auflagen, wie es dann

unter uns mündlich wird abgemacht werden. Wenn es Ihre Umstände erlauben, ersuche ich Sie um 400 fl. a conto, 200 Anfangs August, 200 Anfangs September; ich habe nämlich Gelegenheit ein allerliebstes Gärtchen in meiner Nähe zu erwerben, für mich Blumen- und Pflanzenfreund längst ein sehnlicher Wunsch. Erwähnen Sie in Ihrer Antwort nichts; denn für die Frau soll es eine Überraschung sein. Ich will für Ihre Güte dann auch recht gerne bei Abschluß des Vertrages auf für Ihre Bequemlichkeit entsprechende Raten eingehen. Ich bitte aber um baldige Antwort, da der Eigenthümer mir zu Liebe wohl ein wenig wartet, bis ich ihm Bestimmtes sagen kann, aber vielleicht doch, wenn es zu lange würde, andern Anträgen sein Ohr leihen könnte.

Wo werden Sie im September sein? Da wäre eine Zusammenkunft möglich.

Wir haben jetzt hier einen Kunstverein. Die Münchner haben Meisterwerke geschickt, die Wiener bisher Unbedeutendes. Zum Malen oder Zeichnen habe ich höchstens alle 14 Tage einmal Zeit.

Die Poststunde drängt, ich sende Ihnen tausend Grüße von mir und der Frau. Möchten Sie nicht mit uns eine Alpenpartie machen? Vom 20. August bin ich frei. Es wäre mir etwas unendlich Liebes.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. September 1851.

Ich denke, Sie werden nun von London zurück sein, und ich kann daher nicht länger warten, an Sie zu schreiben, da so mächtige Gründe vorliegen, es zu thun. Ich wollte Ihnen wohl auch eine kleine Freude bereiten, und Ihnen das fertige Manuscript von zwei Bänden übersenden; aber leider muß dieses Schreiben allein abgehen; es wird hier eine Realschule gegründet, sie soll am 1. October beginnen, vielleicht auch erst am 15. October, und die ganze Sache hat der Statthalter fast einzig in meine Hände gelegt, so daß ich vor November keinen Federstrich an der Vollendung des Manuscriptes thun kann; denn die Arbeit (Bauleute, Tischler, Schlosser, Zimmerleute, Instrumente, Naturaliensammlungen, Lehrerconcurse ꝛc. ꝛc.) ist sehr zerstreuend und Gedanken verwirrend. Im November werde ich dazu sitzen, und mit größter Freude und Liebe die Sache zur Vollendung führen, um Ihnen einigermaßen den Dank zu bezeigen, den ich Ihnen schuldig bin. Lieber Freund! was haben Sie denn gethan? Wie komme ich denn dazu, daß Sie mir ein so prachtvolles Gemälde zum Geschenke machen! Ich habe gar kein anderes Verdienst um Sie, als daß ich Ihnen von Herzen gut bin, und Ihr Wohl wünsche, was Sie durch unzählige Freundschaftsdienste um mich so verdient haben, daß eher ich Ihnen etwas

schuldig bin, als Sie mir. Ich kann daher diese neue Gabe nur als ein unverdientes Geschenk ansehen, und als eine neue Veranlassung, Ihnen dankbar zu sein. Vorerst in Worten den wärmsten, besten Dank, ich weiß nicht, ob es etwas gegeben hätte, was mir eine größere Freude zu machen im Stande gewesen wäre. Nach dem Auspacken bin ich einen ganzen Nachmittag vor dem Bilde gesessen. Ich habe vielfach hin und her gedacht, was ich Ihnen denn für ein Gegengeschenk machen solle? Das Hauptsächliche soll Folgendes sein, und vielleicht erregt es Ihnen auch einiges Vergnügen: ich werde sehr thätig, fleißig und aufmerksam arbeiten, um Ihnen eine Reihe Manuscripte senden zu können, von denen Ihre Kennerschaft und Ihr Gemüth nicht unbefriedigt bleiben soll: die Begeisterung für die Arbeit haben Sie selber geschaffen, theils in meinem Dankgefühle, theils in der Betrachtung und dem Genusse dieses Gemäldes, das mir schwunghaftere, tiefere und feurigere Gedanken einflößt, als wenn ich nur ewig meinen alten Kasten zu betrachten verurtheilt wäre. Hätte ich einen Rottmann (Arthaber besitzt einen — den Thorstein — den ich ihm einst abkaufen werde), einen Bürkel, Marko und Lessings Huß in meinem Zimmer — — ich bilde mir ein, nichts anderes, als höchste Meisterstücke machen zu können. Huß hat mich unerhört ergriffen, und ich ging damals in Wien mit den großartigsten historischen Schriftstellercompositionen schwanger. Hier hungere ich so aus, daß ich wie ein Kind nach Bildern, Theatern ꝛc. hasche, wenn ich nach Wien komme. Aber auch etwas Materielles denke ich Ihnen zu. In unserem Lande gibt es noch alterthümliche Kunstwerke an Schnitzereien, eingelegter Arbeit ꝛc. oft von größter Schönheit. Ich sah in Klöstern schon wahrhafte Meisterwerke dieser Art: da ich nun viel im Lande herum komme,

so sollen Sie das erste Meisterliche dieser Art, das ich auffinde, als Aussteuer in Ihr neues Landhaus haben. Wenn ich nicht zum Ankauf von physikalischen Instrumenten nach Wien muß, und dort ein paar Tage erspare, werde ich Sie wohl auch in diesem Herbste nicht sehen, daran ist die verwünschte und doch sehr erwünschte Realschule schuld.

Im Nächsten etwas über unsere Kunstausstellung. Wenn das Comité nicht so gar ungeschickt wäre, würde ich die Hoffnung hegen, durch Artikel in der Allgemeinen Zeitung der Sache sehr Vorschub thun zu können — aber .... Doch ist ein schöner Bürkel angekauft.

An Joseph Türk.

Linz, am 8. November 1851.

Du wirst über alle meine Unordnungen böse sein. Leider fügen oft die Schicksale das Gewisseste ins Ungewisseste hinüber. Gewiß war es, daß ich nach Wien reisen sollte (ja der Tag war schon festgesetzt), um die Instrumente für die hiesige Realschule einzukaufen, da kam die Nachricht, daß der größte und wichtigste Theil derselben noch nicht vorräthig sei, da von allen Realschulen Bestellungen vorliegen, worauf die Reise rückgängig wurde und der Ministerialrath Koller die Bestellung und Sendung für Oberösterreich übernahm. Ferner hielt ich mich für sehr gewiß, daß ich bis Juli mit einem Manuscripte fertig sein werde —

nun, da habe ich wohl selber einen Fehler gemacht, daß ich die Ameisen, welche das Amt oft im Kopfe anhäuft und dafür die Singvögel in selbem nicht aufkommen läßt, zu gering anschlug, und nur die freie Zeit berechnete und die Möglichkeit in ihr so und so viel Bogen anzufüllen — — aber, mein Gott, was dann darin steht! Die Gründung der Realschule endlich nahm mir fast alle und jede Zeit schon durch vier Monate. Nun ist sie von uns aus fertig, und wie ich hoffe prächtig, nur die Bestätigung einiger Lehrer fehlt noch von Seite des Ministeriums. Es werden ein paar ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden. Wäre nicht manche Amtsfreude, ich müßte endlich in diesem kunst- und wissenschaftslosen Böotien verzweifeln. Auch im Kunstvereine, wo man mir Alles versprach, wo man in Alles eingehen wollte, was ich vorschlug, thun sie nun so dummes Zeug, daß ich meine Hand ganz zurückhalten muß. Es war ein schöner Anfang und wird durch die unüberwindlichste Dummheit verzettelt. Ich stehe fast allein. Wenn ich etwas sage, staunen sie, und ich vermuthe, sie halten mich für dumm, weil sie immer gegen alle mathematischen Beweise doch das thun, was sie sich denken, wenn es auch unmathematisch ist, und sie in den Sumpf fahren. Das Schönste ist, daß sie aber das Nämliche wieder thun, und zum zweitenmale in den Sumpf fahren.

O goldene Zeit meiner früheren Unabhängigkeit, meines Wirkens, meiner Stellung. Ich lebe und athme nur in der Klarheit, Reinheit, Ungestörtheit und Erhebung des Geistes und Gemüthes — und wo ist all' das hin seit 1848? Meine theure Freundin, die mich so oft erfreut, getröstet, geliebt hat, die Natur, auch diese hat ihr Antlitz geändert, seit man weiß, daß Menschen

in ihr herumgehen, die so sind, wie sie eben sind. Thoren und Schlechte sind in viel größerer Zahl, als ich je dachte. Eins ist wahr, was wieder hebt, die Besseren sind desto besser erschienen — aber meine Freunde sind dort, ich hier. Jedoch ich will Dir kein Lamento weiter machen. Ein paar sehr liebe Zuschriften habe ich aus Norddeutschland erhalten, die mich freuten, aber Anregung fehlt mir hier — Anregung durch herrliche Menschen. Vielleicht, wenn ich im Jänner, wie ich hoffe, mit meinem Manuscript fertig bin, gehe ich auf Urlaub nach Wien.

Die Poststunde naht, ich muß schließen. Denke Dich tausendmal gegrüßt von mir, der ich Dich mit der wahrhaftesten Freundschaft liebe, weil Du auch unter jene Besseren gehörst, die mir so wohl thun, grüße Deinen trefflichen Bruder, melde meine Ehrfurcht Deinen lieben Eltern und lasse auch einmal etwas von Dir hören.

Hat Dir Pechwill ausgerichtet, daß ich im Winter in Wien krank wurde (Grippe) und krank abreiste, weshalb ich niemand mehr besuchen konnte. Meine Schrift wird auch schon gehörig schlecht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. November 1851.

Ich schreibe Ihnen heute nur ein paar Worte, weil ich es nicht mehr aushalten kann. Entweder sind Sie auf mich böse, oder haben sehr viel zu thun, daß Sie mir gar nicht schreiben. Böse könnten Sie nur sein, weil ich für Ihr liebes Geschenk so spät dankte — aber da können Sie ja doch nicht böse sein; denn ich meine, daß der Brief all das Warme muß ausgesprochen haben, was in meinem Herzen ist, und warum es so spät wurde, weiß ich selber nicht; erstens muß man bei so mächtigen Eindrücken sich vom ersten Durcheinander der Gefühle erholen, und eigentlich wissen, wie einem sei, zweitens vermuthete ich Sie Ihren Worten nach in London, und drittens geht es mir mit dem Briefschreiben überhaupt oft so, daß ich meiner eigenen Mutter monatelang nicht schreibe, ohne sie deswegen minder im Herzen zu haben, und letztlich und schließlich bildete ich mir im Traume nicht ein, eine Beleidigung oder Kränkung zu verursachen. Sei es, wie es sei. — Unsere unselige Realschulangelegenheit ist zwar noch immer nicht in Ordnung, deßungeachtet habe ich jetzt mehr Zeit, und fast die Hälfte des ersten Bandes liegt schon bereit. Möge das Ganze jenen Duft und jene Durchsichtigkeit haben, die ich beabsichtige. — Ich kann nun täglich zwei Morgen- und zwei Abendstunden dazu verwenden, und thue es gerne — wenn ich nur einen einzigen Menschen hätte, der mit mir

poetischen Umgang pflegen könnte! Mit Ende des November hoffe ich eine Partie zu senden.

Leben Sie recht wohl, tausend Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. November 1851.

Ich zeige Ihnen an, daß morgen mit dem Postwagen ein Kistchen an Sie von hier abgehen wird, welches einen aus Buxholz von dem hiesigen Bildhauer Rint geschnitzten Becher enthält. Der Becher ist aus einem Stücke, desgleichen der Deckel bis auf das oberste Kreuzchen, welches aufgesetzt ist, weil der Holzklotz nicht ausreichte. Das im Innern befindliche Glas ist in den Becherrand eingesetzt, und ist heraus zu schrauben. Der Künstler ist in seiner Arbeit über die Bestellung hinaus gegangen, da ihn der Stoff verführte, mehr zu arbeiten, als die Bedingung erlaubte. Er spricht daher den Preis von 80 fl. C.M. an. Da Sie ihm 40 fl. gegeben haben, so würden, falls Ihnen die Arbeit zusagt, noch 40 fl. zu entrichten sein. Wenn Sie auf diese Bedingung die Arbeit nicht annehmen sollten, so will er Ihnen entweder um 40 fl. etwas anderes machen, oder Ihnen die 40 fl. in Wirklichkeit zustellen. Ich schreibe über das Werk kein Urtheil, weil ich sehr begierig auf das Ihrige bin. Wenn ich selbes in den Händen habe, werde ich Ihnen das meinige schreiben, wie ich es gestern Rint sagte. Heute ist der Becher bei dem Herrn Statthalter. Rint wird ein Schreiben in den Becher einlegen.

Zugleich geht morgen eine Sendung Manuscript von mir an Sie ab. Es werden jetzt wöchentlich circa 30 Seiten (Studienformat) fertig. Ich werde bald wieder einen Theil schicken.

Wenn ich den reinen, naiven Ton mit Wärme, Duft und Innigkeit getroffen habe, wie ich ihn wollte, dann wäre schon Alles recht, aber ich bleibe leider immer hinter dem Ideale zurück. Nach der ersten Erzählung folgt der Weihnachtsabend.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. Dezember 1851.

Ich schreibe heute nur ein paar Worte, bei der nächsten Sendung ausführlich. Ich wollte zu Rints Becher (von dem ebenfalls nächstens) ein Päckchen Manuscript legen, aber es konnte nicht gepackt werden. Seitdem bin ich von dem Plane abgegangen, daß Sie mir das Manuscript zur letzten Feile nachschicken sollen, sondern ich lege die letzte Feile gleich an, und bitte nur, wie Sie selber vorgeschlagen haben, um die letzte Correctur. Leider habe ich über 14 Tage verloren; mein Zichtöchterlein ist in meiner Abwesenheit auf einer Amtsexcursion vom Hause verloren gegangen, und ich habe sie noch nicht. Sie ist fast 11 Jahre alt, die Besorgniß, daß sie umgekommen sei, ist nicht vorhanden, aber mein Schreck und meine Unruhe waren sehr groß. Wegen ihrer früheren Verwahrlosung und ihrem Hange zur Ungebundenheit war, nebst der Abstammung von ihrem Vater, der in seiner

Kindheit und Jugend dreimal durchging, wohl etwas Ähnliches zu erwarten. Seit gestern sitze ich wieder bei meiner Arbeit, und die Lieblichkeit und Höhe der Poesie thut meinem trüben Herzen wohl. Ich denke, daß diese Arbeit einen tiefen und reinen Eindruck machen soll. Lesen Sie den Anfang, der Geist des ganzen Buches soll ein edler, klarer und menschlicher sein, auf das Dauernde im Herzen gegründet, nicht einer Zeit und einer Tendenz angehörig. Ich hoffe auch, daß die Arbeit frei von jeder Manier ist. Ich sehe mir wenigstens keine Übereilung und Nachlässigkeit nach, und sitze mit erhabenem und ungetheiltem Gemüthe bei der Arbeit.

Die größte Freude bereiteten Sie mir durch die Nachricht, daß Sie hoffen, wieder eine liebe Hausfrau zu gewinnen. Ich segne und achte sie im Voraus, die Ihnen die Tage des Unglückes vergessen machen und vergüten wird. Ich frage nicht nach ihren andern Eigenschaften, nur darnach, wie gut sie ist; denn Güte ist das erste und letzte Gut der Frauen; und (erlauben Sie dem Freunde die Bemerkung) geben Sie Ihrer künftigen Gattin ein Hauswesen voll Hausfrauen, und sie wird darin glücklich sein; denn den Guten ist ihr Haus ihr Königreich. Ich werde Sie gewiß im Sommer besuchen, und freue mich sehr darauf.

Ich lege bei dieser Gelegenheit ein Schreiben bei, das ich dieser Tage erhielt, und das mich freute, senden Sie es mir bei Gelegenheit zurück.

1852.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Januar 1852.

Ihr letztes Schreiben hat mich sehr erfreut, ich schätze Ihr Urtheil als das eines empfindenden Menschen, der nicht von Tendenzkram und andern Zeugs eingenommen ist, sehr hoch, und daß Sie den Anfang der Jugendgeschichten herrlich geheißen haben, that mir sehr wohl, ich wollte etwas Reines, Einfaches und doch tiefer Gehendes machen, und Ihr Ausspruch bestätiget, daß es nicht mißlungen ist. Für den Mittelpunkt dessen, was Sie in Händen haben, halte ich die Erzählung des Großvaters von dem Einbruche der Pest. Schreiben Sie mir darüber, ob es Ihnen auch so war. Es freut mich um so mehr, eine Äußerung des Mitempfindens zu empfangen, als ich hier von der höheren Welt so ziemlich abgeschnitten bin, und wenn ich nicht Äußerungen von der Ferne her empfange, oder auf meinen Reisen vereinzelte, höhere Menschen finde, wie neulich in Braunau die Tochter des Obersten Seidl, so dürfte ich der Masse der Linzer gegenüber eben so gut ein Seifensieder als ein Dichter sein, ja, ersteren dürften sie bedeutend höher schätzen. In dem Augenblicke erhalte ich ein Schreiben, daß mir ein Werk dedicirt sei, aus Duisburg, aber ich kann gerade den Namen des Briefschreibers nicht lesen. Ich hoffe

daß der Verlauf der ersten Geschichte Sie nicht minder befriedigen wird als ihr Anfang. Hat mich die Arbeit schon früher erfreut, so erfreut sie mich nach Ihrem Briefe doppelt, nur müssen Sie sich nicht vorstellen, daß sie sehr leicht sei. Die Sache im Charakter und in den Weltanschauungen des Großvaters zu halten, nicht über die Linie seines Gesichtskreises hinaus zu gehen, einfach, naiv, natürlich und doch tief und poetisch zu sein, ist unendlich schwerer, als moderne poetische Redensarten aneinander reihen, obwohl das Letztere bei einem gewissen Publikum des Beifalls sicher ist, aber ich wäre betrübt über diesen Beifall. Der Großvater soll als ganze Figur dastehen, der Bube als ganze Figur dastehen, und über der Erzählung soll der Hauch der Innigkeit und Reinheit schweben. Darum ist auch nicht jede Stunde ergiebig. Wenn Geist und Gemüth in Erhebung und Ruhe sind, dann fließt es von selbst, sonst will es sich nicht fügen und gestalten. Ich bin sehr fleißig, werde bald ein Päckchen schicken, sollten aber kleine (gewiß nicht große) Pausen sein, so ist es eben darum, weil ich über Partien nicht einig werden kann. Geistige Kinder brauchen, um ausgetragen zu werden, nicht immer eine bestimmte und die gleiche Zeit; die Bälge haben wie ihre Väter die seltsamsten Launen, und springen oft frisch und gesund in die Welt, und liegen ein andermal wie Blei in ihrem Behältniß und sind nicht zu regen.

Bis hieher war ich vor mehreren Tagen gekommen, wurde unterbrochen und konnte bis heute nicht zu dem Blatte gelangen. Ich schließe Ihnen den Brief von Elise Polko bei, welche mir, wie ich oben andeutete, ein Werkchen widmete: „Musikalische Märchen, Skizzen ꝛc. von Elise Polko", das ich seitdem empfangen

und auch theils gelesen habe. Ich kann Ihnen das Büchlein dringend empfehlen (bei Barth — glaube ich — in Leipzig). Sie werden oft lachen über das Übergestripp von Schönheit, Duft, Herz ꝛc., aber es ist ein junges Weib, welches schreibt, welches all dieses üppige Überwuchern selbst noch in dem schwellenden, glühenden Gemüthe hat, aber auch die einfache Kraft wie glänzenden, geschliffenen Stahl, den Tiefblick des Dichters. Ich mache Sie aufmerksam auf Seb. Bach (mit Ausschluß der Beschreibung seiner Musik), auf Gluck (wo ein wahrhaft tragischer Dichterblitz vorkommt: die Worte Ludwigs XVI. nach der Aufführung der Iphigenie), auf Mozart, wo Alles ganz schön ist bis auf den Schlagfluß des alten Cantors, der wegbleiben sollte, auf Santa Lucia, was fast ganz schön ist. Diese Frau hat Alles, was man nicht lernen kann, und hat Alles fast nicht, was man lernen kann. Ich baue auf ihre oft siegreich durchleuchtende, gesunde Kraft; ein Kleinod hat sie, das fast unserer ganzen Zeit abgeht: sie spricht nur das Leben ihres Herzens aus, und das ist gesundes Wachsthum, während hundert Dichter unserer Zeit ihre Sachen nur machen, geschickte Wendungen, geistreiche Blicke, überraschende Augenblicke ꝛc. und wie die Pappe weiter heißt, dann wird's ein papierner Rasen, ein (wenn auch aus riesenhaften Stücken) ausgeschnittener Park, den der Alpenwanderer auslacht, und in dem kein Vogel ein Nest baut. Ich wünschte mit dieser Frau näher bekannt zu sein, wünschte ihren Umgang zu genießen (der labendste Eindruck ist für mich ein warmes Herz), wünschte ihr vielleicht in ihrem Bildungsgange nicht unnütz zu sein, und möchte sie mit Ihnen in Verbindung bringen. Ich schreibe ihr heute noch, und sage ihr meinen herzlichen Dank.

Ich komme nun vor dieser Elise Polko wieder nicht dazu, mit Ihnen von dem Becher zu sprechen, was ich doch eigentlich in diesem Briefe wollte. Nur das: Ich halte das Ganze (als solches) für ein Meisterwerk in Einfachheit und Reinheit der Auffassung, man kann kaum einen klareren und wohlthuenderen Grundgedanken haben, als diese Bechergestalt ausspricht, selbst im Einzelnen ist wieder der Hauptumriß künstlerisch (wie prachtvoll die Figur des Jägers — wie wirklich todt die Füße des Schweins) ꝛc., aber die Ausführung im Kleinsten ist nicht technisch richtig und weich genug, wäre sie das, dann wäre der Becher ein Kunstwerk, aber unendlich theurer. Die Haarbreite, die diesen Menschen immer von einem wirklichen, wahrhaften und entzückenden Kunstwerke abhält, ist entweder, weil er wirklich nur bis zu diesem Haare gelangte, oder, was ich fast glaube, weil er wegen seiner sechs Kinder Alles unreif aus den Händen geben muß, damit sie wieder Suppe haben. Es ist fast mit Gott zu hadern, daß er mir nicht irgendwo mehrere Millionen zufallen läßt, ich würde diesem Manne helfen, natürlich vielen andern auch — wenigstens den Versuch machen, ob er nicht ein Meisterwerk zu Stande brächte. Wir berathen über einen lebensgroßen (oder größeren, wenn der Birnbaumblock zu haben ist) Moses, sitzende Figur, Gesetzgeber, Seher, Gottesfreund, Führer, reicher Bart, reiche Draperie, Ernst und Majestät . . . aber woher den Fond, um drei Jahre ungestört modelliren und schnitzen zu können?

Noch eins, das Mittelstück des Bechers hat einen andern Styl, als Fuß und Deckel.

Die Post geht bald ab, ich kann den Brief nicht wieder auf morgen ꝛc. verschieben. Die Ausstattung unseres nächsten Werkes

lege ich ganz in Ihre Hände, sie ist dort am besten aufgehoben. Suchen Sie ja bald mit Elise Polko in Verbindung zu kommen. Könnten Sie ihr nicht etwa gar schreiben?

Leben Sie recht wohl, seien Sie tausendmal gegrüßt, und wenn jenes liebliche Angesicht, von dem Sie mir schrieben, daß das Herz daraus spricht, und dem ich schon aus dem Grunde gut bin, weil es Ihnen aus Leid Freude bereiten will, etwas davon weiß, daß Sie ausgeplaudert haben, und wenn es die Erlaubniß dazu gäbe, würde ich an selbes einen recht herzlichen Gruß mitschicken, und bitten, ihn gütig aufzunehmen.

Heute habe ich wieder einmal recht schlecht geschrieben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. Februar 1852.

Ich nehme in Ermanglung von Briefpapier dieses Blatt meines Schriftstellerpapieres, um Ihnen sogleich auf Ihr Schreiben in einem Punkte zu antworten, und eine Besorgniß zu zerstreuen, die Sie zu haben scheinen, nämlich, daß ich Sie zur Geduld vorbereiten wolle. Es sollten meine Worte jenen Sinn nicht haben, im Gegentheile meinte ich Sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß ich recht fleißig arbeite, und daß Sie aus einer etwaigen Verzögerung nicht gleich an Aufschub denken mögen, und ich führte das Beispiel von den Bälgen an. Ich bin in der That selber, ohne daß es einen Antrieb bedurfte,

so sehr für diese Arbeit, daß ich in größte Ungeduld gerathe, wenn sich das leiseste Hinderniß für meine Schriftstellerzeit (5—9 Uhr Abends) am Horizonte blicken läßt, was um so natürlicher ist, da von außen jede Anregung fehlt, und ich nur auf mein Inneres angewiesen bin. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, von meinem Willen hängt es gar nicht ab, daß ich mit Leib und Seele bei der Sache bin, aus Unfleiß oder Ähnlichem schiebt sich nichts auf, der Verbrauch an Zeit liegt nur in der Schwere der Sache, die das fordert, was sie braucht, und im Gemüthe, dem man öfter die Blumen ausreißt, die dann freilich in demselben nicht duften können. Ihre Besorgniß hat mir Unruhe gemacht, ich bitte Sie daher, vertrauen Sie mir, es ist besser, weil das Drängen mir die so gewünschte Ruhe nimmt, und die Freudigkeit des Schaffens, und also das Schaffen selbst verzögert. Ich schreibe durchschnittlich täglich fünf Seiten (Irisformat) rein. Aber oft kann man über Stellen nicht weg, Sie glauben nicht, wie ich mich abquäle, ich weiß das Höhere, und es gestaltet sich nicht. Nur die völlige Poesielosigkeit arbeitet ganz leicht weg, und bringt Massen zu Tage; gerade die letzte Ausfeile ist das feinste, und bedingt die Schönheit allein. Ich kann also mit völliger Gewißheit drei Seiten auf den Tag rechnen. Für diese kann ich einstehen. Übereilung brächte noch bei Weitem mehr Schaden als Nutzen. Ich werde die jetzige Erzählung ganz vollenden, und Ihnen dann senden, weil ich sie gern zum Überblick und Vergleichen vorliegen haben möchte. Der alte Vogelfänger (wozu ich die Zeichnung ja gar nicht kenne) wird ein selbstständiges Buch, er paßt in die Jugendschriften nicht, und dürfte als mitlaufende Arbeit mit dem historischen Roman zugleich gearbeitet werden. Wenn bessere Zeiten sind, d. h. leichtere Partien, versteht es sich

von selber, daß weit mehr als drei Seiten fertig werden. Also ich bitte Sie noch einmal recht schön, vertrauen Sie mir, es wird Alles recht werden. Das Köstlichste, was ich haben kann, ist Ruhe und Heiterkeit, das war ja die Ursache meines Stillstandes seit 1848, daß diese beiden fehlten. Das Papier geht aus, tausend Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. Februar 1852.

Machen Sie mir keine Vorwürfe, daß kein Paket gekommen ist, ich hätte sie nie weniger verdient als jetzt; denn ich arbeite sehr fleißig, die Sache fördert sich, ich hoffe, daß sie sehr gelungen sein wird. Sie werden der erste sein es anzuerkennen, wenn Sie einmal die Schriften in Händen haben, lassen Sie mich das Ding nicht halb vollenden, helfen Sie mir eine heitere, gehobene Stimmung erhalten; denn diese ist für das Gewächs Boden, Luft und Sonne, so wie Verdruß Mehlthau und Gift dafür ist. Es liegt genug Materie bei mir, ich könnte sie senden, ein ganzer Pack ist's — aber dann bricht mir das Herz, weil ich die Reise vermisse. Wie sehr das wahr ist, sah ich dieser Tage, wo ich die unmittelbare Fortsetzung dessen, was Sie in Händen haben, nach langer Ruhe (weil ich viel weiter hinten arbeite) zum Behufe der Fortsetzung an Sie (daß Sie nicht gar zu ungeduldig werden) wieder durchsah, im Großen überblickte, rundete, körniger und natürlicher machte, und über das Fügen, In-

einanderschmelzen und Adeln eine solche innere Freude hatte, daß ich die Tage her immer mich gehoben fühlte. Wenn ich nun die Sache im früheren Zustande fortgeschickt hätte! Ich werde Ihnen einen Theil, den ich, ohne den Überblick zu stören, entbehren kann, senden, und Sie werden selber sehen, und wenn der Druck vollendet ist, werde ich Ihnen alle Vorarbeiten zeigen, Sie sollen vergleichen, und Sie werden die Verbesserung erkennen, und werden die Menge der Arbeit erkennen. Hat doch Göthe seine Iphigenie fünfmal abgeschrieben. Gebe Gott, daß ich mit manchen meiner schon gedruckten Arbeiten es einmal noch so machen kann. Welche Glätte, welche Durchsichtigkeit, welche Feile!

An Gustav Heckenast.

Freistadt, 12. Februar 1852.

Ich sende Ihnen hiemit von Freistadt aus (denn ich arbeite auch alle Abende auf meinen Amtsreisen) einen Bogen (ungefähr), der sich an das, was Sie haben, anschließt, den ich revidirt abgeschrieben habe, und der doch noch revidirt werden sollte; denn ich weiß, wie er verbessert werden kann. Es nützt nichts, diese Erzählung ist so schwer, sie soll so sehr aus einem Gusse sein, daß ich nothwendig das Ganze vorliegen haben und im Ganzen überblicken muß, um jenen Schmelz und jene Rundung zu geben, die noth thut, und die sie dann recht lieb machen soll. Ich muß Sie daher bitten und Sie dürfen es mir durchaus nicht abschlagen,

daß Sie mir das, was Sie bereits haben, wieder senden, nicht gleich, ich arbeite die Erzählung ganz aus, dann werde ich schreiben und Sie um den Anfang bitten und gewiß nicht lange warten lassen. Ich werde Alles im Allgemeinen überblicken und runden, sonst hat mein Herz keine Ruhe. Wenn auch nicht 30 Seiten, so werden 20 gewiß in jeder Woche fertig, aber senden sollte ich eigentlich immer nur die fertige Erzählung. Sende ich frühere Theile (wenn Sie es wünschen), so müßten Sie mir bei jeder folgenden Erzählung versprechen, zu thun wie bei dieser, und mir zum letzten Überblick Alles geben.

An Gustav Heckenast.

Linz, 29. Februar 1852.

Ich kann nur ein paar Worte schreiben. Senden Sie mir gefälligst Alles von den Jugenderzählungen (auch die Vorrede und Einleitung), ich bin mit der ersten Erzählung fertig und möchte Alles durchschauen und stimmen. Fürchten Sie nichts, ich verändere nur im Kleinen und stimme und schmelze zusammen. Höchstens vier Tage wird die Arbeit dauern, und dann schicke ich Alles. Das versprechen und dann leider nicht fertig werden, hat seinen Grund in lediglicher Selbsttäuschung, und es bleibt kein Mittel als in Zukunft nur das fertige Manuscript zu übergeben. Für 20 Studienseiten wöchentlich bürge ich von jetzt an. Ich werde jedoch immer nur die fertige Erzählung schicken, aus

deren Umfang Sie durch Nachzählen immer sicher die 20 wöchentlichen Seiten finden werden. Habe ich Ihnen nicht in dem ersten Briefe die Studienbogenzahl jedes Bandes genannt? Ich bitte, schreiben Sie mir darüber.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 23. März 1852.

Ich habe Ihre liebe Zuschrift vorgestern erhalten, und beeile mich, sie zu beantworten. Vor Allem sage ich Ihnen tiefsten Dank für Ihre Gesinnungen gegen mich und noch tieferen für das schöne Gefühl, das Sie mir erregten. Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftsteller- oder Dichterruhm Anspruch gemacht; Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde zu bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser treten zu lassen, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer

eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegen kommt, und sich als Frucht meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohlthuender, als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken. Namentlich freut mich die Wirkung an einfachen, ungekünstelten Gemüthern, denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich sein, mit Höheren das Höhere lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die festgegründete Erde nicht verachten, sich einem praktischen Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schwestern selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer, opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden, geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften.

Sie haben mir so lieb und dankbar geschrieben, daß mir Ihr Brief theuer ist, und wenn ich Ihnen einen Theil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menschen auch noch zu thun vermag, so ist ja das ein Lohn, der weit das Verdienst meiner anspruchlosen Bücher übersteigt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen, und Dinge niederzuschreiben, wie sie mir ungefähr im Gemüthe waren. Ich habe kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet, schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemüthes, liebte überhaupt die Menschen, war (bis 1848 wenigstens) heiter wie die

antiken Völker — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. Leider kann ich nicht mehr so einfach dem Reiche des Schönen leben wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerseits wirkliches Gutes zur Verbesserung heranwachsender Geschlechter vollbringen möchte, und weil ich andrerseits einer sehr geliebten Gattin bei den ungewissen Weltzuständen und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas sichreres Auskommen verschaffen möchte — da, sage ich, dieses Amt theils die Zeit, theils die reine, edle Stimmung raubt, die mich sonst so beglückte. Ich weiß jetzt erst, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines sehr einfachen, aber sehr guten Weibes in Beschäftigung mit lauter schönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt ist es anders. Dieses Amt hindert mich auch Ihr liebes Anerbieten anzunehmen, denn ich kann nicht auf längere Zeit Oberösterreich verlassen. Meine Gattin wird im Frühlinge nach Wien kommen, wird Sie dann in Baden besuchen, und persönlich für Ihre Güte danken. Vielleicht kann ich die Frau begleiten, aber es ist für den Augenblick wenigstens nicht gewiß. Bis 1848 lebten wir in Wien, nur im Sommer der letzten Jahre waren wir öfter in dem schönen Oberösterreich, und sind nun ganz hier. Wenn es Ihnen eine Abwechslung in Ihrer Einsamkeit macht, so schreiben Sie mir wieder und öfter, nur müßten Sie dann nicht zürnen, wenn die Antwort nicht jederzeit sogleich erfolgt; denn oft bin ich auf Amtsreisen abwesend, oft ist der Geschäftsdrang der Zeit und der Stimmung feindlich. Auf dieses Schreiben aber bitte ich um eine kleine Antwort, damit ich beruhigt bin, daß es in Ihre Hände kam; denn Sie haben keinen Namen unterschrieben (darf

ich nicht um denselben bitten?) — und wenn ich in 14 Tagen keine Antwort erhalte, schreibe ich einen anderen Brief, und sende ihn durch einen meiner Wienerfreunde nach Nr. 169; denn der Gedanke, daß Sie glauben könnten, ich antworte auf ein so liebes Schreiben nicht, wäre mir unerträglich. Wenn Sie der Zufall oder besser freier Wille einmal nach Linz führt, so verschmähen Sie es nicht in Nr. 1313 an der Donau zwei Treppen zu steigen, da finden Sie mich nebst Gattin und Ziehtochter in einer freundlichen Wohnung, umgeben von einer herrlichen Natur. Der Empfang soll aber noch freundlicher sein. Ich und meine Gattin senden Ihnen die herzlichsten Wünsche zu Ihrem Wohle.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. Juni 1852.

Ich muß Ihnen gleichsam auf einen Amtsbogen ein paar Worte schreiben, viel kann ich nicht, weil ich aus Ihnen begreiflichen Ursachen bis Ende August keine Zeit habe. Ich habe Ihren Brief erhalten, und beantworte hievon nur den Punkt August. Haben Sie keine Sorge, das Manuscript haben Sie Ende Augusts in Ihren Händen. Ich habe nichts mehr zu thun als abzuschreiben, was aus dem Grunde kein Anderer thun kann, weil keiner das Concept lesen kann und versteht. Ich bin mit dem Manuscripte zufriedener als sonst, und Sie wissen, daß derlei Zufriedenheit sonst eben mein Fehler nicht ist, daher kommt

ja das ewige Ändern und Zuspätkommen. In der Bogenzahl treffen wir schon zusammen, in der Rechnung auch. Den Hochwald habe ich in vier Exemplaren bekommen und danke recht schön. Leider sind im ersten Kapitel mehrere Druckfehler, weiter habe ich noch nicht gelesen. Wollen Sie mir nicht gelegentlich den Vogelfreund von Geiger zur Ansicht senden, daß ich mich mit Ihnen über den etwaigen Stich verständige. Das Buch wird ein Roman aus einem oder zwei Bänden, und soll die zarteste, reinste und heißeste Liebe mit Glutfarben schildern. Ich setze aber keinen Termin der Beendigung. Ist es fertig, wird es Ihnen vorgelegt. Doch darüber nächstens mehr. Tausend Schönes.

An Joseph Türk.

Linz, am 16. Juli 1852.

Nach langer Unterbrechung und nach beinahiger Verödung meines Gemüthes in Folge der bitteren Erfahrung, daß ich fast Menschenverächter geworden bin, habe ich wieder zu arbeiten begonnen und werde Ende Augusts mit meiner Arbeit fertig. Dann, geliebt's Gott, sehen wir uns auch; denn ich werde zu Heckenast auf seine Besitzung bei Gran auf die Weinlese kommen, und einige Tage dort in Urlaub und Muße zubringen. Wenn nur Frieden bleibt, so können auch bei mir die Schäden der Revolution wieder ausgebessert werden, und wenn ich auch zu jener Liebe nicht mehr zurückkehren kann, mit der ich einst alle

Menschen, selbst die geringsten, umfaßte, so steht doch manches Herz da, das es gut meint; es steht mancher Charakter da, der ausgehalten hat, und mancher Mensch, der rüstig zum Baue des Großen den Arm hebt, und an diese muß man um so wärmer die Seele wenden, die man nicht mehr dem All geben kann. Es ist möglich, daß in mir viele Blumen getödtet wurden, es ist aber auch möglich, daß sie vielleicht gar nie da waren. Von ein paar Seiten sind mir liebe Briefe zugekommen, die mich aufgerichtet haben. Könnte ich den Umgang meiner Freunde und so manches bedeutenden Mannes, besonders des edlen Grillparzer, genießen, so dürfte vielleicht manches kleine Schöne sprießen, obwohl nicht jenes Große und Begeisternde, mit dem ich mich einst im Übermuthe trug, und das wohl nur eine fata morgana gewesen ist.

Lebe wohl, melde Deinen Eltern meine Verehrung, grüße Deinen Bruder und alle andern Freunde herzlich.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. Juli 1852.

Da haben Sie endlich den Kalkstein. Sie sehen, wie ich gewirthschaftet habe. Die letzten zwei Blätter mußte ich ganz neu schreiben. Es dauerte darum länger, weil ich beim Durchlesen die andere Arbeit nicht unterbrechen durfte. Ich werde jetzt sogleich die dritte Erzählung hernehmen und auch so durchgehen. Sie heißt Turmalin.

Mein Schmerz ist nur der, daß ich jetzt diese Erzählung nicht ein Jahr kann liegen lassen, um an eine neue Umarbeitung zu gehen. Ich bilde mir ein, sie würde ein einfaches, klares, inniges Meisterwerk werden.

Ich muß schließen, weil ich keine Zeit habe. Was die Weinlese anbelangt, wäre es wohl mein sehnlichster Wunsch, ich hoffe auch Urlaub zu bekommen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 30. August 1852.

Da sende ich die zwei nächsten Erzählungen. Ich hätte sie längst senden sollen, aber da kamen Dinge dazwischen, für die ich nicht kann. Ich arbeite sehr fleißig, aber seit 3. Juli sind Prüfungen, die wohl in meine Rechnung gezogen waren, die mich auch nicht hinderten, weil ich täglich um 4 Uhr aufstand, aber beim Schriftstellern saß ich, bei der Prüfung saß ich, bei der Amtsarbeit saß ich — es stellten sich (ein häßliches Wort, das Ding hatte ich im Leben nie) Obstructionen ein, die sehr übel waren, aber in Folge derselben ein Abscceß auf der rechten Schulter (der Arzt erklärte diese Ablagerung aus den nicht verarbeiteten Säften), der noch übler war. Großer Schmerz, Fieber. Vom 16. — 21. Realschulprüfungen, große Hitze, Heiserkeit. Ich kann Ihnen auf das Heiligste die Versicherung geben, daß ich an keiner Verzögerung Schuld trage. Seit 21. bin ich frei. Die zwei Erzählungen

wurden gelesen. Zwei sind noch zu lesen, leider ist übermorgen der erste. Ich bitte nur um zehn Tage. Soll wegen solcher Zeit der Schluß verdorben werden? Hätte ich nur zum Bergkristall (heiliger Abend), der durch die Revision erst einen Schliff bekommen hat, nur die Möglichkeit, in späterer Zeit ihn noch einmal zu reinigen und zu fassen, bei allen Himmelsmächten, ich bilde mir ein, er könnte noch ein Diamant werden. Aber, Scherz bei Seite, ich habe wirklich viel Kummer, daß die Sachen übereilt sind. Ich sehe Fehler über Fehler, ich sehe Schönheiten, mancher Stoff ist so innig — — sollte es denn ganz unmöglich sein, etwas Meisterliches daraus zu machen. Aber Zeit, Zeit! Ich muß mich mit der Zukunft trösten, sonst wäre ich betrübt. Das nächste Werk brüte ich ganz für mich allein aus, und gebe es Ihnen erst, wenn ich fertig bin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. September 1852.

Ihr Brieschen hat mich sehr erfreut. Den Rest des Manuscriptes wollte ich Ihnen selber bringen; aber die Gründung einer Oberrealschule in Linz schiebt meinen Besuch hinaus, ich werde daher in einigen Tagen den Schluß auf die Post geben. Das Beste dürften die zwei Stücke Bergkristall und Katzensilber sein. In letzterem kommen Märchen vor, und gestern hörte ich von einer Frau ein Märchen voll Herrlichkeit erzählen.

Wäre es nur 14 Tage früher geschehen, so hätte ich es aufgenommen.

Da gegen Ende d. M. (24.) der Besetzungsvorschlag für die Professorenstellen der Oberrealschule zu machen ist, und ich die Sache vorzunehmen habe, wäre mir sehr erwünscht, zu wissen, ob und wann Sie nach jener Zeit auf Ihrer Besitzung sind, und an welchem Punkte man das Dampfschiff verlassen muß, um zu Ihnen zu gelangen. Ich möchte sehr gerne und sehr viel mit Ihnen sprechen. Ich habe für das gegenwärtige Buch auch gute Hoffnungen; aber ich bereite viel Wichtigeres vor, und möchte das gerne besprechen. Jedoch gebe ich künftig nur das fertige Buch ab, und schlage den Contract vor. Sie sind äußerst billig in Terminstellung gewesen, aber doch habe ich noch Wünsche an das Manuscript gehabt. Sie dürfen darum nicht fürchten, daß das neue Manuscript erst am jüngsten Tage fertig wird.

Die herzlichsten Grüße von mir und meiner Gattin. Ich bitte um baldige Antwort.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 24. September 1852.

Erlauben Sie mir den Ausdruck „Freundin"; aus Ihren Briefen bin ich Ihr Freund von ganzem Herzen geworden, und aus denselben Briefen sehe ich, daß Sie die Freundin meiner Schriften sind, und da ich diese Schriften nicht mit dem Ver-

stande, sondern mit dem Herzen geschrieben habe, so bilde ich mir ein, Sie werden auch die Freundin meiner Person sein, die zwar viele Fehler hat, aber im Grundzuge mit den Schriften eins ist. Ich bitte Sie daher recht schön, alle „Wohl-“ und sonstigen „Geboren“ in Ihren künftigen Briefen, deren ich mir recht viele erbitten möchte, wegzulassen.

Ich mache mir bittere Vorwürfe, daß ich so lange an Sie nicht schrieb, und würde es mir zur größten Sünde rechnen, wenn ich Ihren lieben, schönen Brief nicht augenblicklich beantwortete. Leider drängt die Post (denn Ihr Schreiben wurde mir erst vor einer Stunde zugestellt) und ich kann nicht so viel schreiben, als ich wünschte. Zuerst eine Entschuldigung, wenn eine möglich ist. Im Frühjahre wollte ich nach Wien kommen, konnte aber nicht, und trug der Frau die Reise dahin an; sie willigte ein, reiste nicht, reiste immer nicht, und gab es endlich aus dem närrischen Grunde auf, weil ich nicht mitreise. Ich selber war amtlich beschäftigt und schrieb an einem Buche. Meine Zeit war zwischen beiden zwar nicht so eingetheilt, daß ein Brief unmöglich wurde (ich schrieb deren in Geschäften sehr viele), aber daß ein Herzensbrief, zu dem man sein Selbst und viele Zeit braucht, unmöglich wurde; denn immer schob ich auf, bis ich so recht vom Grunde aus schreiben könnte, und jetzt erschrecke ich, daß dieser Grund so lange nicht gekommen ist. Morgen wird mein Werk (zwei Bände) fertig, diesen Herbst wird es ausgegeben. Dann ist meine Zeit zu Briefen gekommen, und sie wird genüglich benützt werden.

Wenn ich es wagen könnte, würde ich sagen: „Am 2. October d. J. komme ich nach Wien;“ denn auf diesen Tag ist meine Hinreise festgesetzt; aber das war auch im Frühlinge der Fall,

und doch kam etwas dahinter, was auch jetzt, zwar nicht so wahrscheinlich, doch nicht unmöglich wäre. Komme ich, so werde ich Sie mit meiner Gattin besuchen. Sie werden zwei sehr einfache, aber ich hoffe gute Menschen kennen lernen. Von meiner Gattin kann ich es mit völliger Gewißheit, von mir mit Vermuthung behaupten. Kommen wir nicht, so kommt ein Brief, und wenn Sie es erlauben, ein sehr langer. Ich möchte vieles mit Ihnen reden, besonders über Ihren letzten Briefabsatz, zu dem ich nur ein Wort sage: „Der Schmerz (oft auch der physische) ist ein weiser Engel für das menschliche Herz." Darum hat ihn Gott uns auch in seiner Güte gegeben. Nächstens, wo möglich persönlich, mehr. Ich freue mich kindisch, daß Sie die Schwester des edlen, warmen, von mir hochverehrten Dichters Eichendorf sind, den ich auch persönlich kennen lernte, als er in Wien war, und dem ich leider nicht den Muth hatte, zu sagen, wie sehr mir seine aus dem Herzen kommenden Lieder wieder zu Herzen gingen. Ich hoffe, Gott wird uns noch einmal zusammen führen. Ich muß schließen, damit der Brief noch heute abgeht. Tausend Dank für Ihr schönes Herz, und innigen Dank für Ihr liebes Geschenk der Trauben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. October 1852.

Ich habe nur auf ein paar Worte Zeit. Von Wien bekommen Sie ein ausführlicheres Schreiben. Nicht bald hat mich etwas so tief gekränkt, als Ihr letzter Brief. Sie sind wohl ohne Schuld, ich weiß das recht gut; aber schmerzen mußte es doch, daß die Sache so war. Ich habe mein Versprechen bezüglich der Correctur besser gelöst, als ich es Ihnen gab. Nur wenn drei Bogen auf einmal kamen, verwendete ich einen Tag, sonst, wenn die heutige Post Bogen brachte, gingen sie mit der morgigen fort. Wigand schrieb mir gestern, sagte aber von einer Verzögerung durch meine Sendungen sowohl an Manuscript als auch an Correctur kein Wort, wohl aber durch den Stich der Vignetten. Der Satz, schreibt er, wird bis Ende d. M. ziemlich vollendet sein (also meine vier am 15. gesendeten letzten Blätter werden nicht aufgehalten haben), aber vor Ende November dürfte das Buch kaum ausgegeben werden, meint er.

Alles, was ich that, war ja einzig nur für die Sache. Ich hätte das Manuscript schon im Winter abgeben können. Geschrieben war es. Ich habe äußerst fleißig (selbst wenn ich täglich acht Stunden bei Prüfungen war) gearbeitet, nie weniger als sechs Stunden unter den heftigsten Schmerzen, da ich einen Abscheß auf der linken Schulter hatte. Widrige Amtsdinge ꝛc. verzögerten wohl etwas; aber das einzige Hindernde war mein Wunsch, die Sache recht einfach und recht gediegen zu machen. Partien davon

sind es auch, aber andere sind es leider nicht. Was dem Leser das Einfachste und Natürlichste scheint, ist das Werk der größten Kunst und Sorgfalt; wer es anders meint, der versteht von Kunst und ihren Hervorbringungen nichts. Mit dem Titel ist Wigand nicht einverstanden, ich auch nicht. Sein Vorschlag „Aus der Kinderwelt" ist zu sehr Johanna Schopenhauer ꝛc. Ich werde versuchen Sie zu befriedigen, aber Titel thun so viel nicht, als er meint. Wenn Sie einen Vorschlag haben, schreiben Sie, aber einfach soll der Titel sein.

Morgen komme ich nach Wien. Die Erlaubniß ist so spät gekommen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 29. October 1852.

Seit Montag Abends bin ich in Wien. Ich sollte Ihnen vielerlei schreiben, aber ich habe schier keine Zeit. Besonders liegt mir am Herzen, daß einige Theile unseres jetzigen Buches sehr schön sind, und daß es nicht alle sind. Wäre Alles so, wie die ersten Bogen von Katzensilber, oder wie einige Partien des alten Pfarrers — was könnte das für ein Buch sein! Ich habe wirklichen Schmerz über diesen Umstand. In der Libussa (Prag) erscheint ein Portrait von mir, wo ich wie ein streitsüchtiger Schuster aussehe. Mir bleibt nichts über, um aus dem jetzigen Kummer heraus zu kommen, als mein nächstes Buch sehr, sehr schön zu machen, und zu Ihnen kein Wörtlein zu sagen, als bis Sie das gesammte Manuscript in der Hand haben.

Da ich so lange nicht in meinem geliebten Wien war, und wieder sehr lange nicht herkommen werde, so möchte ich doch Einiges sehen und genießen, besonders an Kunst, Theater ꝛc., aber ich habe zu wenig Geld und hier ist es theuer. Die Reise wird mir wohl vom Staate gezahlt, aber erst wenn ich zurückkomme. Könnten Sie mir die 50 fl. pro November und die 100 pro December zu Gerold senden, so wäre es sehr lieb und schön. Die nächste Rate fiele dann auf 1. Jänner. Ich bitte Sie recht schön, es möglich zu machen. Ich hoffe, wenn auch mir das bisher titellose Buch nicht durchaus gefällt, daß doch das Publikum ders urtheilen, und Ihnen Alles vergüten wird. Einer unserer Künstler wird das braune Mädchen aus dem „Katzensilber" malen. Wenn das Bild gut wird, so nützt das dem Fortgange des Buches sehr. Mit dem Titel hoffe ich bald zu Stande zu sein

---

An Auguste Jäger.

Linz, 20. December 1852.

Ich muß Ihnen zwei Zeilen schreiben. Ich wollte Ihnen zum Christabend meine neuen Bücher schicken, aber der Buchbinder kann nicht fertig werden, weil andere Christgeschenke früher bestellt worden sind. Erlauben Sie also, daß das Christgeschenk nach dem Christtage komme. Es wird Göthe's Leben und ein längerer Brief mitkommen.

Wegen Mangel an Zeit habe ich erst jetzt Gustavs Schriften zu lesen anfangen können. Ich habe ~~drei~~ Hefte gelesen, diese sind ausgezeichnet. Es sind hie und da Unbeholfenheiten, Ungeschick-

lichkeiten, manches Formlose und Kindische, allein das ist leicht auszurotten; ferner ist eine große Ähnlichkeit mit einem andern Dichtungswerke vorhanden, welche ebenfalls weg muß. Es ist so viel eigener Grund und Boden da, daß der fremde, vielleicht unwillkürlich hineingetragen, nicht noth thut.

Wenn die Folge so ist wie der Anfang, soll Gustav erlauben, daß ich mit ihm das Werk bespreche und die Kleinigkeiten glätte, dann bürge ich für den Erfolg. Jedenfalls aber ist schon gewiß, daß dieses Werk ein außerordentlicher Fortschritt gegen das mir früher mitgetheilte ist, und Gustav soll das Wort eines ihm von ganzem Herzen zugethanen Mannes und Freundes nicht übel nehmen und es beachten, nämlich: er soll jede Leidenschaft aus seinem Herzen tilgen und dasselbe in einziger, ruhiger Liebe der Schönheit zuwenden. Sie ist seiner, er ist ihrer werth, und als angeschautes Gutes ist es die höchste Liebenswürdigkeit, ist es das Beständigste und das Beseligendste. Religion und Kunst, auf der höchsten Stufe in Eins zusammenfallend, sind das einzige Gut des Menschen; Alles: Wissenschaft, Gewerbe, der Staat selbst sind nur Mittel. Theilen Sie den Brief Gustav mit; aus Ihren Händen wird er das Angenehme noch angenehmer, das etwa Unangenehme minder unangenehm empfinden. Alles Liebe und Schöne an alle die Ihrigen. Sie gehören zu meinen lieben Menschen, hier habe ich keine solchen.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Im Verlage von **Gustav Heckenast in Pest**

sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Adalbert Stifter.

Studien. **Sechste Auflage.** Ausgabe in **zwei Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Stahlstich-Vignetten von P. J. N. Geiger. Geheftet 6 fl.
Prachteinband mit Goldschnitt 8 fl.

Studien. **Siebente Auflage.** Zweiter Abdruck der Stereotyp-Ausgabe in **drei Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 5 fl.

Studien. Mit dem Porträt des Verfassers und sechs Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger, gestochen von Armann. Ausgabe in **sechs Bänden.** Geheftet 9 fl.
Band IV—VI sind geheftet auch einzeln à 1 fl. 50 kr. zu beziehen.

Bunte Steine. Ein Festgeschenk. **Zwei Bände.** Zweite Ausgabe in einen Band reich gebunden mit Goldschnitt 4 fl. 50 kr.

Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit 3 Titel-Vignetten. **Drei Bände.** 2. Auflage. Geheftet 6 fl.

Witiko. Ein Erzählung. **Drei Bände** mit Titel-Stahlstichen. Geheftet 7 fl. 50 kr.

Der Weihnachtsabend. Einzelabdruck der Erzählung „**Bergkrystall**" aus dem Werke: „**Bunte Steine**". Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Gr. 4. Elegant kart. 2 fl. 50 kr.

Abdias. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (IV, 76 S. hoch 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

Hochwald. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (82 S. 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

Miniatur-Ausgaben.

Abdias. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Der Hagestolz. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Der Hochwald. Mit Titelvignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Die Narrenburg. Mit gestochener Titelvignette. Geheftet 1 fl.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Betty Paoli.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In Umschlag geh. 1 fl. 50 kr.

Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Kartonirt 1 fl. 50 kr.

Lyrisches und Episches. Neueste Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 fl.

Nach dem Gewitter. Gedichte. Zweite Auflage. (Zweiter Band der Gedichte.) In Umschlag geheftet 1 fl. 50 kr.

Romancero. In Umschlag kartonirt 2 fl. 50 kr.

Die Welt und mein Auge. Novellen. Drei Bände. In Umschlag geheftet 4 fl. 50 kr.

Dr. S. H. Mosenthal.

Cäcilie von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl.

Deborah. Volksschauspiel in 4 Akten. Vierte Auflage. 60 kr.

Dramen. Erste Folge. Deborah. — Cäcilie von Albano. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl. 50 kr.

J. S. Albach.

Heilige Anklänge, Gebete für katholische Christen. Achtzehnte, nach der vermehrten achten unveränderte Original-Auflage. Mit sechs Stahlstichen. Ungeb. 3 fl. 80 kr.
Geb. in Leder mit Schuber 5 „ — „
Geb. in Leder mit Stahlkreuz und Schließe 6 „ 50 „
Geb. in Leder mit Silber-Christus und Schließe 7 „ 50 „
Geb. in Chagrin mit Silberschließen 8 „ 50 „

Stunden der Andacht. Erinnerungen an Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Mit Titelbild u. Titel in Farbendruck. Geh. 3 fl.
Gebunden in Chagrin 5 fl.

Harmonies religieuses. Prières à l'usage des catholiques. Nouvelle traduction. Avec trois gravures. (X, 588 S.
Geheftet 2 fl.
In Chagrin mit Schließen 5 fl.

Erzählungen, Romane und Gedichte.

Hebbel, Friedrich. **Erzählungen und Novellen.** Geh. 1 fl.

Inhalt. Matteo. — Herr Haidvogel und seine Familie. — Anna. — Pauls merkwürdigste Nacht. — Die Kuh. — Der Schneidermeister Nepomuk Schlägl auf der Freudenjagd. — Eine Nacht im Jägerhause.

Becker, Aug. (Verfasser des „Jungfriedel".) **Novellen.** Geheftet 2 fl.

Inhalt. Des Schulzen Fritz. — Hans Rösselmann, der wackere Schultheiß. — Der Hannewackel und seine Schwester. — Der Vestjungfer. — Das Schreinerbäbele.

Schücking, Levin. **Novellen.** Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Der Syndikus von Zweibrücken. — Nur keine Liebe. — La Fleur. — Das Bankett auf Ghicksand-Castle. — Ein Geusenabenteuer. — II. Band: Der Familienschild. 1. Der Familienschild. 2. Wein- und Liebeshandel. 3. Große Kinder.

Stelzhammer, Franz. **Der Heimgarten.** Novellen. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Tesche, Walter. **Erzählungen aus dem Bergischen.** Zwei Theile. Geh. 3 fl.

Deinhardstein. **Erzählungen und Novellen.** Geheftet 2 fl.

Inhalt. Der Goldschmied von Pisa. (Erzählung.) — Stradella. (Novelle.) — Die Judendrillinge. (Märchen.) — Der seltene Entschluß. (Erzählung.)

Ritter, Ernst. **Mohnkörner.** Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulysses. — Herbstwochen am See.

Ritter, Ernst. **Erzählungen.** Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Inhalt. I. Band: Der Gelehrte. — Ein Jugendabenteuer. — Meine alte Wärterin. — Das Falkenmädchen. — Die Reise nach Karlsbad. — II. Band: Wolan, der Töpfer. — Der Ring.

Cornelius, Peter. **Lieder.** Geheftet 30 kr.

Hartner, Anton. **Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart,** einbegleitet von **Adalbert Stifter.** Zweite Auflage. Geh. 1 fl.

Hirsch, R. **Eulenspiegels Tagebuch.** Geheftet 75 kr.

Oldofredi-Hager, Jul. Gräfin. **Neue Gedichte.** Geheftet 1 fl. 50 kr.

Spaun, A. Ritter v. **Die Klage.** Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts Geheftet 1 fl.

Ungarische Dichtungen

in deutscher Uebersetzung.

Petöfi, Alexander. **Lyrische Gedichte.** Ins Deutsche metrisch übersetzt von **Theodor Opitz.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Zwei Bände. 2. Aufl. Geh. 3 fl.

Arany, Johann. **Toldi.** Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Versmaß des Originals übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Mit einem Brief von **Friedrich Hebbel.** Geh. 1 fl.

Arany. Johann. **Toldi's Abend.** Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Uebersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geh. 1 fl.

Kisfaludy, Alexander. **Sagen aus der ungarischen Vorzeit.** Deutsch von **Jos. v. Machik.** Mit dem Bildniß des Dichters. Geh. 1 fl.

Sajó. **Schlachtenbilder und Szenen** aus Ungarns Revolution 1848 und 1849. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Stier, G. **Ungarische Volksmärchen.** Nach der aus **Georg Gaal's** Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt. Mit 23 Holzschnitten. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Jósika Nikolaus, **sämmtliche Werke.** Siebenzehn Bände. Oktav. In Umschlag geheftet 9 fl.

Diese siebenzehn Bände enthalten nachstehende Werke:

1.—3.	Band.	**Der letzte Bátori,** histor. Roman. Drei Theile.	1 fl. 50 kr.
4.	„	**Novellen und Erzählungen.**	50 kr.
5., 6.	„	**Abafi.** Zwei Theile.	1 fl.
7.	„	**Die Leichtsinnigen.** Zwei Theile in einem Bande.	1 fl.
8.	„	**Jólyomi.**	50 kr.
9.—12.	„	**Die Böhmen in Ungarn.** Historisches Gemälde aus dem Zeitalter Mathias des Ersten.	3 fl.
13.	„	**Novellen und Erzählungen.** Zweiter Band.	50 kr.
14.—17.	„	**Zrinyi der Dichter.** Romantische Chronik aus dem siebenzehnten Jahrhundert.	3 fl.

Ungarische Literaturgeschichte und Geschichte.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Dichtung** von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Gustav Steinacker.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Geheftet 2 fl. 50 kr.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Literatur** im Mittelalter. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geheftet 2 fl.

Horváth, Michael. **Kurzgefaßte Geschichte Ungarns** in deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Liszt, Franz. **Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn.** Deutsch bearbeitet von **Peter Cornelius.** Geheftet 3 fl.

Bayerische Staatsbibliothek München

Adalbert Stifters Werke.

[I.]

Briefe.

Zweiter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

1853.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Jänner 1853.

Ich bitte mir zu einem Plane Ihre Vollmacht aus. Mein nächstes Buch wird der Vogelfreund (aber unter einem Titel, der erst zu erfinden ist), dann folgen die Rosenberger. — Beide Werke sollen je zwei Bände haben (die Rosenberger vielleicht drei). — Wenn Sie nun gesonnen sind, die Bücher illustriren zu lassen, und ich dächte, es wäre vielleicht gut, wie Ihnen beiliegender Brief anzeigen könnte, den ich mir wieder zurück zu senden bitte, so machen Sie mir es zu wissen, und ich reise nach Wien zu Geiger und berede folgende Zeichnungen mit ihm:

1. Zwei Vignetten zu den bunten Steinen (zweite Auflage).

2. Die Figur der alten Frau zu dem alten Vogelfreunde (mild und liebreich); so daß im ersten Bande der Vogelfreund ist, dessen Zeichnung Sie besitzen, im zweiten die Frau.

3. Drei Scenen zu den Rosenbergern, die kein Mensch so historisch, naturtreu und gegenständlich machen kann als Geiger. Wenn wir in den Scenen zusammentreffen, so können die Zeichnungen Meisterstücke werden.

Sollte durch irgend ein Hinderniß, z. B. wenn Sie oder ich stürben, eine Zeichnung bestimmungslos werden, so ist sie als

von Geigers Hand gewiß nicht werthlos. Frühzeitig müssen sie aber bestellt werden, damit nicht die Bücher fertig sind, und auf Zeichnung und Stich warten müssen. Ich hoffe Geiger zu bestimmen, daß er zu der Arbeit eine Freude bekommt, und wenn ich öfter antreibe, hoffe ich, daß es gehen wird.

Wenn nicht Geiger die Zeichnungen macht und Axmann sie sticht (ohne Tuschmanier aber), so lassen wir meine Bücher lieber ohne solche in die Welt gehen. Ich habe die Geschenk-Exemplare der bunten Steine ohne Vignette binden lassen, und sie nehmen sich sehr gut aus.

Ich bitte, senden Sie an Ranftl etwa durch die Adresse Joseph Türk, k. k. Hofjuwelier auf dem Kohlmarkte, ein Exemplar, nnd bezeichnen Sie ihm das „Katzensilber" als das Stück des braunen Mädchens. Ich schreibe ihm dann auch.

Ich arbeite recht fleißig, bezeichne aber keinen Termin, sondern übergebe das Buch fertig. Höchstens daß ich zum Lesen einige Stücke sende.

An August Pechwill.

Linz, am 3. Februar 1853.

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, und unsere Freundin Auguste wird schon böse sein, und nicht begreifen, warum ich es nicht that; aber der erste Schmerz über den Hingang eines geliebten Freundes ist so groß, so selbstberechtigt, und

lassen Sie es mich hinzu setzen, ein solches Heiligthum, daß man es nicht berühren muß. Er soll wirken, er soll das Herz angreifen, ja es durchwühlen, denn er macht es auch besser, er reinigt es, er zieht seine schlummernden Tugenden groß. Der Schmerz ist ein heiliger Engel, und durch ihn sind Menschen größer geworden, als durch alle Freuden der Welt. Ich habe Ihr Herz durch das Lesen Ihrer Schrift viel höher achten gelernt, ich kann es Ihnen sagen, ich liebe Sie vielleicht mehr als früher, obgleich Sie mir immer zu den liebsten Menschen gehört haben. Es ist etwas sehr Großes, Innerliches und Selbsterzeugtes in Ihrer Schrift, mehr als einmal kamen mir die Thränen in die Augen, ich sehe, daß eine Herzenstiefe da ist, die ich nicht ahnte, zu der sich meine Seele hingezogen fühlt, und bei der sie immer bleiben wird. Ich glaube, daß Sie die Begabung zu einem bedeutenden Dichter haben. Aber wenn das auch nicht wäre (ich weiß es doch nicht vollkommen gewiß), die Tiefe und Schönheit des Herzens bleibt Ihnen unbenommen. Sehen Sie nun, lieber Gustav, wie wunderbar die Wege Gottes sind. Einen lieben, theuren, rechtlichen, edlen Bruder, dem noch ein weites Leben bevorzustehen schien, nimmt er Ihnen weg, er weiß es, weshalb es gut war, denn gut ist, was Gott thut, gut auch gewiß für den Hingegangenen; aber in Ihrem Herzen (so erscheint es klar in Ihrer Schrift, so schien es mir manchmal in Ihrem Umgange, selbst in Ihren Scherzen) liegt etwas Unfertiges, etwas Grübelndes, Zweifelndes, Grollendes und selbst Wildes und Zerrissenes. Wenn das sich ausbildet, so können Sie in Unklarheit, Zweifel und Dumpfheit gerathen. Könnte nicht der Schmerz diese Wolken zerstreuen? könnte er nicht Sie heben, festigen und zu einer bewußten, starken, spiegelnden Bahn führen?

Wenn es etwas kann, so kann es der Schmerz. Wenn das Gold bestimmt wäre, in diesem Feuer geläutert zu werden?! Gerade das Wilde, Zweifelnde macht, daß Ihre herrliche Schrift nicht die Rundung des Kunstwerkes besitzt, und am Ende die schreiende Ironie hat, die zerstörend trifft, und die zum Unglücke gar nicht weggenommen werden kann, ohne dem Werke seinen Mittelpunkt, seine Tiefe und seinen Ernst zu nehmen. Aber nicht die dichterische Laufbahn kommt hier in Betracht. Sie selber sollen das Kunstwerk eines reinen, einfachen, bewußten und abgeschlossenen Lebens leben. Kommt dann die freundliche Gabe des Himmels dazu, in Worten dieses Leben in andere Herzen hinüber zu leiten, so wird die Quelle in goldener Fülle strömen, nicht mehr zerstörende Blitze werfen, und das sanfte Entzücken großer Kreise sein. Nehmen Sie den großen Schmerz in dieser Hinsicht auf. Lieber Gustav, verzeihen Sie es mir, wenn ich hier noch eine andere Seite berühre, ich bin Ihr Freund, vielleicht nach dem Hintritte Ihres Bruders Ihr wärmster und theuerster — als solcher, nehmen Sie es nicht unfreundlich auf, rede ich. Ihr Herz krankt an einer unglücklichen Leidenschaft, werfen Sie dieselbe hinaus, versuchen Sie es nur, es geht, glauben Sie einem Manne, der auch ein weiches Herz hat, der auch in Ihrer Lage gestanden hat, und der es weiß, daß es geht. Wenden Sie sich zu Ihren armen Eltern, lassen Sie diese Ihre Liebe sein, werden Sie Ihnen ein Stab, ein Schirm, eine Stütze. Diese hat der Schlag auf dem abwärts gehenden Theile ihres Lebens getroffen, diesen ist er nicht ein Hebel zu ihrer Erziehung, er kehrt ihren Blick nur starrer nach jenseits, für diese war es nur ein nacktes, trauriges Unglück, wenn Sie nicht wären. Mit Ihnen haben Ihre Eltern eine irdische Zukunft,

geben Sie Ihnen dieselbe, ich glaube, Sie können es in einem sehr reichen Maße, und nicht nur den Eltern werden Sie eine Zukunft gegeben haben, sich selber werden Sie eine gegeben haben; Sie werden erstaunen, wie Sie glücklich sein werden, und Sie werden noch eine theure Gefährtin auf der Bahn des Lebens führen, deren Glück wieder Glück in Ihre Seele lächeln wird.

Kommen Sie zu mir, lieber Gustav, vertrauen Sie mir Alles, ich will mit Ihnen empfinden, ich thue es ja ohnehin, ich will Ihnen helfen, wo ich kann, ich glaube nun an Sie, Sie müssen noch in ein bedeutendes Leben kommen, ich weiß es; nur Sie wissen es nicht, Sie wissen nicht einmal, daß sie den Willen dazu haben. Ich glaube von nun an fest an Sie — wollen Sie, und es geht. Wenn ich mit Ihnen zusammen komme, wollen wir berathen. Ihnen fehlen nur Dinge, die jeder Mensch leicht haben kann, nur bücken muß er sich darnach, dafür haben Sie bereits, was Gott sehr wenigen Auserlesenen gibt. Um so mehr haben Sie die Pflicht, in Wirklichkeit einer dieser Wenigen zu sein, für die vielen Andern eine Leuchte und ein Wohlthäter.

Schreiben Sie mir sehr bald, und geben Sie mir die Erlaubniß, in Ihrer Schrift auszubessern. Es ist rührend, wie oft neben dem Größten, das in der That mit ursprünglicher Fülle vorhanden ist, ganz kindliche Fehler, selbst Sprachfehler stehen. Wir wollen einmal über das Buch ausführlich sprechen, und es zur Herausgabe vorbereiten.

Sagen Sie Ihren Eltern, daß mich der Tod des lieben Julius tief erschüttert hat, daß ich keine Trostesworte geben kann, als die in diesem Briefe liegen. — Sie können Ihren Eltern allein Trost sein. Liebe haben sie begraben, doppelte Liebe

müssen Sie ihnen geben;" dann wird der Schmerz ein segnender statt eines zerreißenden sein.

Wenn Sie zu Jäger kommen, sagen Sie dort meine herzlichsten Grüße an alle. Sagen Sie, wenn ich mit meiner trefflichen Gattin spreche, die hier wie ich vereinsamt ist, eben weil wir mit unserer gemeinschaftlichen Herzensbildung wenig Anklang finden, und auf Neid, Undank und ähnliche Dinge stoßen, so ist die Familie Jäger und Pechwill sehr häufig in unsern Gesprächen. Wir kommen wohl wieder zu guten, freundlichen Menschen, wie es auch wir sind.

Der Buchbinder hat leider nicht Wort gehalten; Gusti's Bücher kommen später.

Herzlichen Gruß.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 5. Februar 1853.

Die übersendete Recension hilft mich unbescheiden zu machen; ich habe in mehreren Jahren so viel Dummes gehört und gesehen, daß ich anfange, mich für recht gescheid zu halten. Was so einfach ist, oder mir erscheint, was am Tage liegt, sehen andere nicht. Der gute Recensent meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos, und sagt dann wieder, daß außerordentlich viel Natürlichkeit darinnen sei; er meint, diese Dichtart verliere sich ins Blaue, und doch hält er den Inhalt (der componirt ist) für „real wirklich" (beiläufig närrisch gesagt, als ob es ein real

Unwirkliches gäbe) und nur mit Phantasie umkleidet, was ein Widerspruch ist. Er ahnt also gar nicht, daß diese Dinge mit Bewußtsein (freilich auch nicht ohne Gefühl) hervorgebracht sind, wie sie sind, daß sie vollkommen abgeschlossen sind, aber innerlich, nicht, was bei ihm etwa Abschluß sein könnte, durch einen äußeren Rahmen. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenschaft da sei. Hier streckt sich das Ohr heraus. Also wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurtheilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist. Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Gefühl kann gut und schön sein. Übermaß aber schwächt auch ab. Mäßigung ist Kraft, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche. Der Mann scheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat sich seine Journalästhetik aus Gemeinplatzschriften in ein Bündelchen Phrasen eingeschnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. Da die Kritiken immer (wenigstens in der Regel) von der untersten Stufe der Literatur ausgehen, es sei mir der Name erlaubt, von Eunuchen, die nicht zeugen können, so habe ich einen solchen Eckel davor, daß ich nie mehr eine lese, auch über fremde Sachen nicht, so wenig als über meine. Ich lese die fremden Sachen lieber in natura. Dies war zu Horaz' Zeiten so (er klagt darüber) und ist bei Göthe so gewesen, den Merkel recensirte (Jean Paul sagt: die Spinne Merkel bekroch den großen Kraken aus Weimar), und wird bei uns kleinen Nachfolgern auch nicht anders werden. O göttliche Kunst, wie bist du hoch, daß kaum ein Sterblicher in tausend Jahren an deinen Gipfel klimmt und Schacherer wollen dich messen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen dich bewußtlos auf, wie sie die Schöpfung aufnehmen, die sie beseligt: wer hundert Brillen

aufsteckt, sieht die Welt nicht mehr. — Ich schreibe jetzt eine Reihe von Kunstbriefen für die Landeszeitung (auf Wunsch des Statthalters) und werde sie Ihnen gefeilt zur Herausgabe vorlegen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1853.

Ihr Schreiben und 200 fl. habe ich erhalten, und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, Güte und Freundschaft. Wegen Mangel an Zeit kann ich heute in nichts weiter eingehen als in Geschäfte. Zuerst: Der hiesige Professor an der Realschule, Joh. Aprent, will im Vereine mit mir ein Lesebuch für die Oberrealschulen herausgeben, zusammengestellt aus klassischen Mustern deutscher Literatur, so wie Auszüge aus den Alten. Ich werde dabei die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersetzen, und überhaupt die Auswahl und Anordnung der Stücke leiten. Das Buch soll 20—25—30 Bogen enthalten. Dazu wird Aprent einen Leitfaden von circa 10 Bogen verfassen, der seinen Vorgang in diesem Fache enthalten soll.

Wollten Sie das Buch auflegen, und unter welchen Bedingungen für die erste Auflage? bei der zweiten ein neuer Vertrag. Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg, daher mein Antrag, vorläufig die Probe zu machen.

Zweitens. Herr Sektionsrath Krombholz (Referent des Volksschulwesens im Ministerium des Unterrichtes) hat im Sinne ein Buch im Vereine mit Schulrath Becker herauszugeben, für die Jugend bestimmt, mit Beiträgen verschiedener Schulmänner und Schriftsteller versehen, und stellte an mich die Frage, ob er die erste Erzählung der bunten Steine abdrucken dürfe. — Da die Frage an Sie gerichtet werden muß, richte ich sie an Sie.

Drittens. Eine Dame will mir ein Landhaus und einen Garten in Baden bei Wien schenken, gegen dem, daß ich für die Zeit die noch unbedeutenden Reparaturen (das Haus ist neu) trage, und ihr für ihre Lebenszeit die Nutznießung lasse. Ist das nicht ein seltsamer Antrag? Erwogen muß er doch jedenfalls werden. Die Dame liebt meine Schriften über die Maßen, und daher der Entschluß, daß ihr Eigenthum gerade in meine Hände übergehen soll. Auch da könnten Sie mir vielleicht ein wenig mit Rath beistehen, da Sie ja mehr Erfahrungen haben müssen, als ich.

Ein Päckchen Briefe, und darunter recht schöne, werde ich Ihnen vorlegen. Warum ist denn so ein Herz kein Kritiker, es trifft oft das Wahre so scharf, daß ich erschrecke, als hätte mir es in die eigene Seele geschaut, und daß ich mich freue; denn es ist ein Zeichen, daß für gewisse Menschen doch das in den Schriften liegt, was ich hatte hinein legen wollen, und daß jene gelehrten Menschen Unrecht haben, welche das Schöne mit dem Verstande wie eine Mathematik auflösen wollen, oder mit belehrenden und heilsamen Absichten, als könnte man aus Blumen einen Salat machen.

Oft ist ein solcher Drang nach Schöpfungen in mir, daß ich den heißen Wunsch hege, hätte ich nur ein mäßiges bestimmtes

Einkommen, das mir die Unabhängigkeit des Schaffens ermöglichte, ich säße in Wien, ginge mit trefflichen Männern um, schaute mir im Sommer Berge, Seen und Wolken an, und machte einige Meisterwerke (verdammen Sie mich nicht, oft ist es mir leibhaftig, als könnte ich in größeren Dichtungen etwas hervorbringen, was neben den größten Werken unserer Meister Bestand hätte, und oft drängt es mich, zu beginnen, alles bei Seite zu lassen, und rastlos fort zu arbeiten, so lange das tiefe, innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe die Asche des Alters auf die erloschenen Kohlen fällt) — — aber was muß ich jetzt thun? Dort trinkt ein Schulmeister Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrerköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — — u. s. w. u. s. w. und ich muß diese Dinge bearbeiten.

Leben Sie wohl, denken Sie in Liebe und Freundschaft Ihres unveränderlichen Freundes.

Ich bitte um baldige Antwort.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. April 1853.

Ihr liebes Schreiben vom 31. v. M. habe ich erhalten, und erwiedere in Kürze (wegen Zeitmangel), daß Professor Aprent und ich mit den Bedingungen einverstanden sind.

Mein Name wird auf dem Titelblatte stehen, den Leitfaden

macht Aprent allein; da er aber zu dem Lesebuche gehört, so wird mein Name auf dem Titelblatte des Lesebuches wohl auch nicht ohne Einfluß auf den Leitfaden sein.

Alles Liebe und Herzliche von meiner Gattin und mir. Die überschickte Kritik freute mich sehr.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. Mai 1853.

Daß ich nicht gleich auf Ihren sehr freundlichen Brief, der mir das glückliche Ereigniß Ihrer Vermählung anzeigte, antwortete, schreibt sich daher, daß ich Ihren Brief im Bette an einem Katarrhalfieber krank empfing. Ich mußte drei Wochen das Bett bewohnen, worin auch der Grund liegt, daß ich nicht nach meinem Plane im April nach Wien kam. Heute bin ich zum zweiten Male wieder in meinem Amtszimmer. Daß mich diese Wendung Ihres Schicksals von Herzen freut, können Sie mir glauben. Nach dem, was Sie mir über Ihre Gattin sagten und schrieben, habe ich die zuversichtliche Hoffnung, daß Ihr Glück auf einem guten Grunde steht, wie Sie es verdienen, und wie es einer, der jene höchste, uneigennützigste und in seinem Genossen völlig aufgehende Freundschaft, wie sie sich zwischen rechten Eheleuten einstellt, nicht kennt, gar nicht ahnen kann. Da Sie das Herz Ihrer Gattin so hervorhoben, so ist jener Grund gefunden. Güte, häusliche Tugend und Einfachheit der

Sitten macht jeden Mann glücklich, und wenn er es durch diese Eigenschaften eines Weibes nicht wird, so ist er selbst schuld und verdient das Weib nicht. Als höchsten Wunsch kann ich nur ausdrücken: Gott gebe Ihnen das Glück der Ehe, das er trotz meiner Fehler und wohl auch der Fehler meiner Frau uns zu Theil werden ließ. Wir freuen uns beide, Ihre Gattin kennen zu lernen.

Ich möchte gerne am künftigen Dienstag nach Wien fahren, und mich dort bis Ende der Woche aufhalten. Wenn Sie etwa ohnehin eine Wienerreise vorhaben, und sie in diese Zeit könnten fallen lassen, wäre es gar schön. Wir könnten dann mündlich besprechen, was ich vorhabe, und was lange Briefe erfordert, und die Hauptsache: wir sähen Sie und Ihre Gattin. Lange kann ich mich in Wien nicht aufhalten; denn ich habe Amtsgeschäfte aufgehäuft, und muß auch die Erzählung für Ihren Kalender beendigen. Mit Geiger werde ich Titelblätter für den historischen Roman (Rosenberger) bereden, und Ihnen dann den Vorschlag machen. Welcher Stoff für seinen Griffel?! Über das Volksschul-Lesebuch werde ich mit Krombholz sprechen. Für den socialen Roman dürfte zu dem alten Vogelfreunde für den zweiten Band noch seine Jugendgeliebte als Matrone ein schönes Seitenstück abgeben. Ich werde auch mit Geiger sprechen.

Ich bin dagegen, daß das Lesebuch im August erscheint, es müßte überhudelt werden, und ein Entschluß im Ministerium würde doch kaum rechtzeitig kommen, um das Buch für 1854 in Anwendung zu bringen. Es läuft uns niemand den Rang ab, und im Ministerium werde ich auf das Erscheinen des Buches aufmerksam machen, und es wird gewiß darauf warten. Das Buch soll sehr gediegen werden. Eine mündliche Besprechung

mit Ihnen würde freilich trefflich sein. Das Unternehmen ist bei dem Aufschwunge aller Bürger- und Handelsschulen nicht unbedeutend. Antworten Sie sehr bald, wenn Sie auch den Vertragsentwurf nicht senden können. Leben Sie recht froh und glücklich, alles Heil, allen Segen und alle Wohlfahrt wünschen wir beide Ihnen beiden von ganzem Herzen. An Ihre Gattin von mir und meiner Gattin alles Herzliche, eben so an Sie. Wien ist das Ziel meiner Wünsche, dann sind wir näher, und können für unsere Weinberge Reben austauschen. — Tausend Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Mai 1853.

Meine Ahnung ist eingetroffen. Eine nicht verschiebliche Sitzung auf Donnerstag, bei welcher ich auf den Wunsch unseres Herrn Statthalters sein soll, macht, daß ich erst Samstag von hier abreisen kann, da vielleicht die Sitzung sich bis Freitag hinein erstreckt. Wir werden am Sonntage „Pfingsten das liebliche Fest" bei Ihnen sein, und Montags wieder in die Stadt gehen. Sonntags früh kommen wir zu Ihnen, aber gewiß zum allerletzten Male, wenn Sie nur die geringste Unruhe in Ihr Haus bringen. Ein Bett über Nacht, und zu Mittag eine einzige Speise, und für die Frau Nachmittags eine Tasse Kaffee ist das, um was wir bitten. Das Beste, ein freundliches Angesicht, ist uns gewiß, und das andere ist Nebensache.

Alles Liebe und Gute von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 9. Juni 1853.

Von einer der schönsten Amtsreisen aus dem Gebirge zurückgekehrt, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Noch voll von den herrlichen Bildern unserer Alpen, möchte ich am liebsten diese Eindrücke schildern, allein ich lasse diese Dinge auf das Rosenhäuschen und die Alpenumgebung unseres Vogelfreundes einfließen, und setze mich zurecht, von Geschäften zu sprechen. Das Buch, welches ich gerne Nachsommer heißen möchte, ist fast schon ganz fertig, die Zustände darin sind mir geläufig, und liegen mir als Materiale in großem Vorrathe im Herzen, was auch der Grund sein mag, daß ich nicht nur leichter arbeite, als im historischen Romane, sondern daß ich auch zur Erholung von demselben gerne eine Partie des Nachsommers des Vogelfreundes hernehme und entweder neu arbeite oder feile. Der historische Roman hat eine wissenschaftliche Seite, die von vorn herein in keines Menschen Seele liegt, sondern die er sich erwerben muß, das Geschichtliche. Dieses muß so treu angeeignet werden, daß Dichter und Leser in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für sie nicht ist; dies allein gibt Wahrheit. Aber zu dem ist nicht das historische Wissen allein genug, dies gäbe nur ein hölzernes Gerippe, sondern das historische Mitleben, dieses gibt den Gestalten Fleisch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieses Leben finden werden. Selbst die erfundenen Figuren müssen in die Zeit passen, daß der Leser

sie nicht weg zu denken vermag. Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist das Schwerste, es setzt große historische Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus. Das Leichteste ist dann die dichterische Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menschen entzückt und erhebt — ich sage das Leichteste, weil es in der Seele des Dichters ohne sein Zuthun waltet und webt, freilich für den, in dem es nicht waltet, ist es das Schwerste, oder es ist ihm geradezu unmöglich. Wie viel, wie wenig ich da leisten werde, liegt in des Himmels Schoße, ich weiß es nicht, aber aus dem Ernste und der Ergriffenheit, die oft während der Arbeit in mir ist, und mich, ohne daß Gegenwehr hilft, überkommt, dürfte zu schließen sein, daß auch andere Seelen werden erfaßt werden. Ich will Ihnen den Nachsommer, wenn er fertig ist, zum Lesen schicken. Herausgeben dürfen wir ihn erst nach dem Roman, ich bitte, folgen Sie hierin meinem poetischen Instinkte, und dringen Sie nicht auf die Herausgabe. Die Ursache ist die in einem einzigen Werke, so wie in dem Leben eines ganzen Dichters nothwendige Abwechslung, der Gegensatz, welcher Wärme, Klarheit und Frische verleiht. Darum ist jetzt die ernste, strengere Geschichtsarbeit vorzuführen.

Die Bedingungen werden wir festsetzen, wenn Sie die beiden Werke gelesen haben. Sie werden nicht unbillig sein, und ich auch nicht. Nur zwei Bedingungen schreibe ich Ihnen jetzt, und bitte um Annahme. 1) Rückgabe des Manuscriptes nach dem Drucke (ich will sie mir alle sammeln, daher ich auch um das Manuscript der bunten Steine bitte, was ich, wie Sie sich erinnern werden, zu einer Bedingung machte). 2) Auszahlung

einer Monatsrate von jetzt bis nach vollendetem Drucke. Ich will gerne zu heiterer und ruhiger Arbeit von materiellen Dingen unbeirrt sein, und das Lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tödtende Gefühl (wenigstens bei mir) ist der Gedanke: werde ich diesen Monat mit dem Gelde auskommen? Mein Gehalt, 1500 fl. wäre für Hausbackenheit vollkommen hinreichend, wenn höchstes Streben Haushaltungsseligkeit wäre, und man sich mit der Gattin hinsetzte, und vertheilte, wie man es diesen Monat einrichten werde, und sich freute, wenn es an der Schnur mit Essen, Trinken, Kleiden geht, wie vorberechnet. Das ist bei mir nicht. Das Amt macht Ehrenanforderungen (ich bin als der Schule angehörig der schlechtest besoldete Rath), die ich wie die andern Räthe, ja oft, um nicht einen hindernden Stachel in der Brust zu haben, freigebiger erfülle, so ist es namentlich mit allen Wohlthätigkeitsforderungen, welche jetzt weit mehr an mich kommen, und bei welchen mein Herz mich öfter bethört. Endlich ist bei einem Künstler (wenn er's auch nur in Worten ist) Kunstgenuß ein Brotbedürfniß, ohne dessen Befriedigung er abstirbt, und dann selber statt Brot kaum mehr Kleien hervorzubringen im Stande ist. Hiezu gehören kleine Ausflüge, Reisen zu edlen Freunden in die Hauptstadt und anderwärts (ich muß des Romans halber nach Prag, um die Örtlichkeiten des Hradschins zu studiren, in der Hin- und Rückreise in Rosenberg verweilen — — und Nürnberg — Nürnberg habe ich noch nicht gesehen — das Meer noch nicht (von dem ich mir einen ganz großen Reichthum von Bildern verspreche), und endlich, daß ich einem Freunde, der mich überrascht, eine Suppe und eine Flasche guten Weines vorsetzen kann, ohne fürchten zu müssen, in den Säckel ein heilloses Loch zu reißen — wo sind nun Bücher, Bilder, ein

alterthümlicher Schrein? Die Preise sind in Linz fast in Conv.-Münze, wie vor sechs Jahren in W. Währung. — Ich bedarf daher eines Zuflusses. Die sechs Bände der zwei Romane sollen ein Kapital geben (über dessen Auszahlung wir übereinkommen werden), und die Rente von diesem Kapitale soll in Zukunft die mir bisher von Ihnen gezahlten Monatraten ersetzen; der Nachsommer soll bis zur Flüssigmachung jener Rate aufgezehrt werden. Alles in der darauf folgenden Zeit wird dann kapitalisirt, daß die Rente größer wird, und allenfalls auch ohne Amt hinreicht. Wenn Ihnen daher wie in der Vergangenheit 100 fl. per Monat möglich sind, ist es mir sehr lieb. Nur müssen Sie nicht dringen, daß der Roman fertig sei, ich arbeite fleißig, und ob nach einem Jahre noch fünf, sechs, sieben Monate hingehen, muß Sie nicht ungeduldig machen. Ich werde Ihnen von dem Manuscripte große Theile zu lesen geben, aber gedruckt darf erst werden, wenn alle drei Bände fertig sind, dann kann der Nachsommer (zwei Bände) sogleich folgen. In der Zeit aber erhalten Sie das Bändchen Physik für die Realschule.

Die größte Neugierde ist in mir, wie Ihnen der Roman gefallen wird. Aber ich sende nur einen ganzen Band. Für Geiger schicke ich dieser Tage einen ausführlichen Theil zu den Zeichnungen. Wenn ich nach Prag reise, komme ich über Wien, und halte mich zwei Tage dort auf, und werde da wieder zu Geiger gehen und ihn zu begeistern suchen. Ich glaube, wenn ich jetzt kein Amt hätte, ich würde etwas Tüchtiges leisten, eine solche Arbeits- und Schaffensfreudigkeit ist in mir. Gott gebe Gedeihen.

Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute zu Ihrem Ehestande, und Gott gebe Ihnen alles Glück, das Sie so reichlich verdienen.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Juli (Namenstag meiner Frau) 1853.

Ich habe heute ein Schreiben von Ihnen erhalten, das mich und meine Gattin in große Unruhe versetzt, weil wir daraus ersehen, daß Sie krank waren, und daß Sie mit einer tiefen Betrübniß Ihres Gemüthes behaftet sind. Obwohl ich sehr viele Geschäfte habe, die mir oft des Tages kaum eine Stunde für mich lassen, muß ich Ihnen doch in Schnelligkeit einige Zeilen schreiben, und Sie unsers tiefsten, herzlichsten Antheiles versichern, die Frau sagte, daß, wenn Sie in Wien wäre, sie sogleich zu Ihnen hinaus fahren würde. Daß ich die Frau begleiten würde, können Sie sich wohl denken. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie wieder vollkommen genesen werden, und daß sich dann die trübe Stimmung, die offenbar die Folge Ihres Unwohlseins ist, heben werde. Wir sind Ihnen durch die Zuneigung, die Sie uns, ohne daß wir eine Veranlassung dazu gegeben hätten, geschenkt haben, sehr nahe gebracht, und müssen Ihnen dafür dankbar sein. Wenn Ihnen meine Schriften Freude gemacht haben, so sind Sie mir keinen Dank schuldig, so wenig Sie der Sonne Dank schuldig sind, daß sie scheint, sondern dem, der sie gemacht hat, und endlich macht mir Ihre Freude wieder Freude, und somit bin ich eigentlich eigennützig. Wenn trotz unserer Fehler der persönliche Umgang mit

uns Ihnen angenehm ist, wie aus Ihrem ganzen Benehmen gegen uns hervorgeht, so mag es wohl Überschätzung der unbedeutenden guten Eigenschaften, die wir haben, sein, was Sie zu dieser Stimmung bringt, wir wünschten nur sehnlichst, daß wir näher bei Ihnen sein, und öfter mit Ihnen zusammenkommen könnten. Sie sollten sich Ihren trüben Stimmungen nicht so hingeben und sollten mehr dagegen kämpfen. Besonders ist irgend eine körperliche Arbeit, oft selbst ein Spaziergang ein gutes Mittel dagegen. Wäre ich in Wien, so würde ich es mir zu einer Freude machen, Sie öfters zu besuchen, und, wenn ich es vermag, Sie zu trösten. Ich hoffe viel von Ihrem Umgange mit Ihrem vortrefflichen Bruder. Die Tiefe Ihres Gefühles, die Richtigkeit Ihres weiblichen Blickes macht mir viel Freude, und zieht mein Gemüth zu Ihnen; aber die Erregbarkeit Ihrer Nerven, vorzüglich zu schmerzhaften Empfindungen, beunruhigt mich, obwohl leider dieses Übel sehr oft gerade bei tieffühlenden Gemüthern ist.

Ihr Schreiben über unsere Angelegenheit hat mich so erfreut, als wenn mir thatsächlich fünf Häuser geschenkt worden wären. Es ist sehr gut, daß Sie mit Ihrer Familie mehr in Verbindung kommen, und daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie sehen hieraus auch, wie gut es war, daß ich mich an Ihren Bruder wendete. Die Klarheit seines Innern ist für den Menschen das höchste Gut.

Die mir übersendete, mit Ihrem Siegel gesiegelte Abschrift Ihres Testamentes habe ich aufbewahrt, und hoffe und glaube, daß ich noch recht lange nicht nöthig haben werde, die Eröffnung zu veranlassen.

Auf längere Zeit werden wir Sie wohl nicht besuchen können. So oft mich aber mein Weg nach Wien führt, werde

ich an Ihre Thür klopfen, und mich sehr freuen, Sie wohl zu finden.

N. Sch. Ich wollte von der armen weißen Mirz nichts schreiben, um Sie nicht an sie zu erinnern; aber die Frau, die diesen Brief las, billigt es nicht. Wenn ein Mensch, besonders ein einsamer, sich an etwas erfreut, sei's eine Blume, sei's ein Thier, so ist es unmenschliche Roheit, ja Niederträchtigkeit, ihm dieses Ding zu zerstören oder zu tödten, ich wäre in Ihrem Falle ebenfalls in die tiefste Entrüstung gekommen. Reisen Sie, sobald es Ihre Gesundheit zuläßt, zu Ihrem Bruder.

An P. J. Geiger.

Linz, am 18. August 1853.

Die Tiefe und Gesundheit Ihres Gefühls hat mich immer auf das Innigste an Sie gezogen, und hat in mir die Empfindung von Freundschaft gegen Sie erregt. Auch Sie haben gegen mich immer ein solches Benehmen befolgt, daß ich zu schließen den Muth bekam, Sie dürften gegen mich mehr Güte hegen, als gegen jeden andern guten Menschen überhaupt. Darum verlangt es meine Feder, daß ich Sie mit dem Worte Freund anrede. Der große Künstler, den ich in Ihnen verehre, hat an diesem Worte keinen Theil, gegen den kann ich nur Bewunderung empfinden.

Daß ich Ihnen schreibe, und bei diesem Schreiben nach einer

Aufschrift suchte, und keine andere fand, als die mir mein Herz eingab, und die an der Spitze dieses Briefes steht, hat eine besondere Veranlassung. Meine Gattin ist schwer krank. Axmanns Tochter Katharina ist seit drei Monaten bei uns auf Besuch, und entwickelt eine solche Liebe, Anhänglichkeit und Treue gegen meine Gattin, und pflegt sie so sehr, ich kann sagen mehr als töchterlich, daß ich heute bei einer besonderen Gelegenheit, wo sich ihr gutes, schönes Herz zeigte, in Thränen ausbrach. Nun weiß ich aber, daß ich, der ich so gerne dankbar gegen dieses Mädchen wäre, ihr eine Freude machen kann, die ihr über jede andere geht. Hiezu aber brauche ich Sie, sonst bin ich unmächtig, und an Sie richte ich die innigste Bitte um Unterstützung. Ihrem künstlerischen Haupte und Ihrer in der Gegenwart von niemand übertroffenen Hand ist es ein Leichtes. Zeichnen Sie eines der versprochenen Bildchen, daß Axmann eine Arbeit bekommt. Entweder die ernste, einfache, sinnende alte Frau (das Gegenstück zu dem Vogelfreunde) etwa in sitzender Stellung, oder die zwei Bildchen zu den bunten Steinen (vor der Hand nur eines). Axmann bekommt, sobald er zu arbeiten anfangen kann, eine a conto-Zahlung von Heckenast. Ich habe neulich einen Brief gelesen, der mich erschütterte, und mir damals schon vorgenommen, an Sie zu schreiben; aber Geschäftsdrang und in neuester Zeit die Krankheit meiner Gattin lähmten mir alle Thatkraft. Ich halte Axmann trotz mancher Fehler, die er unläugbar hat, für einen großen, wo nicht der Anlage nach für den ersten Kupferstecher Wiens. Schade, daß diese herrliche Anlage nicht zu jener hohen Entwicklung kam, zu der sie berufen war. Aber darum müssen wir doch alles thun, was wir können, diesem Manne, in dessen Haupte so viele schöne Blumen

gedeihen und so wenig praktisches Heu wächst, unter die Arme zu greifen. Wäre er ein geringerer Künstler, so wäre er vielleicht ein wohlhabenderer Mann. Sei es aber, wie es sei, suchen wir seinem herannahenden Alter ein kleines, sanftes Kissen unter das Haupt zu schieben. Wenn ich fleißig schreibe, und Sie zu jedem Bande ein Bildchen zeichnen, so hat Axmann auf fünfzehn Jahre Arbeit. Ich habe Sie nie zu meinem Nutzen drängen wollen. Wenn, so sehr Ihre Zeichnungen zur Verherrlichung meiner Schriften beitragen, und so sehr sie ihnen auch von materiellem Nutzen sind, Sie sagen, Sie können mir nichts mehr zeichnen, weil Sie höhere Arbeiten haben, so bin ich der erste, der dieses begreift, und Ihren Entschluß segnet, obwohl meine Schriften dann ohne Bild bleiben müssen, da ich Heckenast erklärt habe, nur aus Ihrer Hand Bilder zu meinen Werken zulassen zu wollen, oder gar keine: aber zur Unterstützung einer Familie, die es wegen des künstlerischen Hauptes des Familienvaters und wegen der Sorgsamkeit der Mutter verdient, und die es auch ohne dem wegen der Güte und Trefflichkeit der Tochter verdienen würde — zur Unterstützung und zu einer namhaften Unterstützung lassen Sie Ihren schöpferischen Geist und Ihre unerreichte Hand alle Jahre einige Nebenstündchen widmen, und Sie haben ein Kunstwerk (denn im schönsten Sinne sind Ihre Vignettenzeichnungen solche) und eine Wohlthat hervorgebracht. Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun. Ich verehre Sie so, daß wenn Sie eine Bitte an mich sendeten, ich die wichtigste Beschäftigung bei Seite legte, und Ihre Bitte erfüllte. Dasselbe von Ihnen zu fordern, bin ich bei weitem nicht unbescheiden genug, aber es einen Hebel sein zu lassen, einmal ein paar Nebenstunden anzuwenden, bitte ich. Meine innigste, meine herzlichste

Bitte geht für Axmann. Erfüllen Sie mir selbe. Ich werde, so lange ich lebe, dafür dankbar sein.

Sie werden staunen, wie der Text zu Ihrem alten Vogelfreunde paßt. Die Frau, seine Jugendgeliebte, wird auch recht werden. Den Stoff zu Zawesch (von Rosenberg) werde ich nächstens senden. Könnte ich doch Ihre zwei Bilder „Salm" und „. . . . ." (mir fällt der Name nicht ein), von denen ich hier nicht ganz gelungene Abdrücke sah, in Wirklichkeit sehen! ich wünschte so gerne einmal über Sie etwas in der Allgemeinen Zeitung zu sagen. Wäre die Übersendung hieher unmöglich? etwa für unsern Kunstverein zu einer vierwöchentlichen Ausstellung? Es wäre mir ein großes Fest, Sie einmal (ich glaube, daß ich es nicht ganz ohne Sachkenntniß thäte) der Welt mit der Feder vorzuführen, wenn ich sie gleich zum Schreiben nicht so gut handhabe, wie Sie zum Zeichnen. Glauben Sie nicht, daß diese letzten Zeilen eine Bestechung zu Gunsten Axmanns sein sollen. Sie kennen meine Gesinnungen und Ansichten über Sie ohnedem, wenn diese Zeilen aber nebenher doch ein wenig bestechen, so ist es mir ganz recht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 14. October 1853.

Ich konnte Ihr Schreiben nicht sogleich beantworten, weil ich theils abwesend war, theils recht viel schreiben wollte, und nicht dazu kam. So geht es mir leider auch heute, also kann ich nur

Einiges berühren. Morgen gehe ich zu einer Prüfung nach Sirning und komme am Dienstage zurück.

Über A. Zinsings Besprechung der bunten Steine in den Bl. f. l. U. kann ich nur sagen, daß, wie einseitig und nur vom subjectiven Standpunkte eines Lesers, nicht vom objectiven des Werkes aufgefaßt die Besprechung auch ist, doch meine Meinung gerechtfertigt erscheint, daß es für den Erfolg der Herausgabe meiner Arbeiten in materieller Hinsicht eben wegen der Menge solcher subjectiver Leser vortheilhafter ist, daß jetzt eine Abwechslung im Stoffe eintrete. Für mich liegt noch ein höheres Motiv zu Grunde, nämlich Abwechslung in Beschäftigung der dichtenden Kraft, was sie hebt und stärkt. Ich arbeite sehr gerne und sehr fleißig.

Wenn der „Zawesch" (nicht Zawisch) vollendet in Ihren Händen ist, dann will ich Sie in Maroth überfallen, und einige Tage recht vergnügt sein.

An Ihre, uns zwar noch unbekannte, aber darum doch hochverehrte Gemahlin von uns beiden sehr viel Schönes, und an Sie tausend Grüße.

An Huslau Heckenast.

Linz, am 29. October 1853.

Anliegend folgt das Buch zurück. Meine Amtsreise hat sich weiter ausgedehnt, als ich anfangs vor hatte, daher die Verzögerung. Ich vermuthe, daß der Verfasser der fraglichen Gedichte noch sehr jung ist, und in so ferne berechtigt er zu Hoffnungen,

vielleicht zu bedeutenden; aber Gewißheit geben die Gedichte noch nicht. Wenn mit den Jahren bildende Kraft und ein weiter Weltblick dem Verfasser zuwächst, dann dürften die Hoffnungen in Erfüllung gehen. Nach meiner Ansicht gehen ihm beide Dinge noch ab. Die Gedichte, statt runde Gebilde zu bringen, ergehen sich in musikalischen, blos sehr subjectiven Zuständen, welche häufig nicht gewachsen, sondern gemacht sind, daher sie meist trotz der hoch hinaufstrebenden Worte kalt sind, keine innere Ganzheit, keinen Charakter, nicht einmal den des Verfassers abspiegeln, welch' letzteres der sicherste Beweis ist, daß die Gedichte nicht unbewußt aus seinem Innern geblüht sind, sondern ausgesonnen. Er erinnert in seinen oft spitzfindigen Hauptpunkten an Levitschnigg und Heine, beide haben Schönes, und beide sind in ihren Fehlern gefährliche Muster. Eine Gedichtsammlung soll eigentlich das abgeschlossene Leben des Dichters bezeichnen, ein weiter Kreis von Erfahrungen darin liegen, man soll einzelne Gedichte, nicht Bände von Gedichten herausgeben, und gesammelt sollen sie erst in späten Jahren werden. Dies macht die großen Dichter noch größer. Dann dürfen Jugendgedichte da sein, sie dienen zu sanfter Zierde des Baues, wenn aber lauter Zierde ohne Bau da ist, wie meist in der Jugend, so geht das nicht. Der Verfasser möge sein Talent üben, möge fortfahren an dem Adel seiner Gesinnung ausbildend zu arbeiten, möge in andern Künsten Einsichten zu einem Erfahrungsreiche sammeln, möge in den Wissenschaften tüchtig werden — dann, wenn er 40—50—60 Jahre alt wird, wird er herzlich den Unwillen bereuen, den er jetzt wahrscheinlich über mein ihm hart dünkendes Urtheil haben wird. Er muß einen Unwillen haben, ich verdenke es ihm nicht, das Feuer der Jugend treibt ihn zu Gedichten, der

Jüngling hat noch nicht die Gestaltungskraft, sein eigenes Innere auszuprägen, daher greift er nach himmelstrebenden Worten, er hat noch nicht die Lebenskenntniß, daher bringt er statt der sittlichen Höhen und erhabenen Größen des Lebens seine absonderlichen Träume, und meint immer, er habe sich und das Leben in den Gedichten gegeben, während er es nur gewollt hat, und in dem Leser das nicht erzeugt, was in ihm selber bei seinem Dichten war. Das Merkmal eines Kunstwerkes aber ist einzig das, daß es im Leser jede Stimmung aufhebt, und seine hervorbringt. Ich glaube nicht, daß die vorliegenden Gedichte eine nachhaltige Kunstwirkung hervorbringen werden. Der Verfasser soll mir nicht gram sein, ich bin ihm freundlich gesinnt, dies beweist mein Eingehen auf sein Werk, und mein offenherziges Urtheil, dem ich natürlich nur das Gewicht einer Meinung beilege. Wen man nicht achtet, den fertigt man mit einigen unbedeutenden Redensarten ab. Wenn es dem Verfasser nicht unangenehm ist, wird es mir Freude machen, öfter von ihm ein Blättchen eingesendet zu erhalten, ich werde darauf eingehen, und ihm meine Ansichten schreiben, er wird nach Verlauf einer Zeit sehen, ob es ihn fördert oder nicht, und im letzten Falle kann er die Sache immer beiseit liegen lassen. Mir ist die Kunst das größte irdische Heiligthum, darum mag ich strenger sein als solche, die sie als ergötzenden Luxus betrachten. Ich bin auch strenge gegen mich, vielleicht noch mehr als gegen andere. Dies möge der mir unbekannte Verfasser bedenken. Ich möchte ihn gerne herzlich grüßen, und ihn noch einmal bitten, mir nicht zu zürnen. Sollte ich einmal persönlich mit ihm zusammenkommen, und er darauf eingehen, so bin ich erbötig, ihm an einzelnen Gedichten, die er selber auswählen mag, den Beweis des oben

Gesagten zu liefern. Vielleicht verständigen wir uns. Wenn er es einmal versuchte, nicht etwas Außerordentliches, sondern etwas Gewöhnliches zu machen, wie es in jedem Gemüthe liegt, vielleicht gelänge es sehr gut.

An Julian Heckenast.

Linz, am 11. December 1853.

Anliegend übersende ich Ihnen den Brief Culemanns, der mich sehr erfreut hat, ich habe ihm selber geschrieben und ihm ein Blatt als Handschrift beigelegt. Gleichzeitig mit Ihnen erhält er ein Schreiben. Ihr Brief hat mich in mehrfacher Hinsicht entzückt, der lieben Gesinnung wegen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gattin in demselben ausdrücken, wofür ich Ihnen herzlich danke, die ich in vollem Maße erwiedere, und die ich, so weit es meine Kräfte zulassen, in keinen andern Thaten ausdrücken kann, als in solchen, die man druckt, und darin (ist mein sehnlichster Wunsch) will ich nichts sparen, was Sie erfreuen könnte. Hätte ich nur mehr Kräfte — mehr Kräfte — was bin ich gegen Homer, dessen Odysseus ich eben gelesen habe — ja, das heißt dichten — nun, ich gebe eben, was ich habe. Zweitens erfreut mich Ihr Brief des Geiger'schen Vorhabens willen. Hiebei habe ich den einzigen Wunsch, persönlich in mehreren Zusammenkünften mit Geiger sprechen zu können, wir würden mit dem ästhetischen Entwurfe bald im Reinen sein (wenn er denn meint, daß ich etwas beitragen kann, ich meine, daß er alles ohnedem

tausendmal besser versteht, als ich), und was dann die Verkörperung dieses geistigen Grundgedankens betrifft, so lebt kaum ein Künstler, der es mit Geiger aufnehmen könnte. Vielleicht gehen im Februar schon Dampfboote, und ich kann auf eine Woche nach Wien gehen. Bis dahin werden wir einige Briefe über die Sache wechseln. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich mich auf das Bild freue. Das wird eine Wahrheit, eine Treue, eine Kraft werden. Aber wer wird es denn stechen?? Die alten großen Kupferstecher leben nicht mehr! — Kurz die Sache freut mich außerordentlich, es müssen nicht blos die geistigen Wirkungen jener Zeit hervortreten, sondern welcher Stoff, welche Pracht für einen Pinsel in den Waffen und Kleidern der Führer jener Kriege, die herrlichen Halskrägen, Binden, Panzer ꝛc. ꝛc. Ich muß von dem Gegenstande schließen, sonst schreibe ich Ihnen, was ich Geiger schreiben sollte. Wäre ich in Wien, ich bilde mir ein, ich hätte durch Begeisterung einen Einfluß auf das Bild, so wie ja Geigers Genius auf mich einen großen Einfluß hat, und derlei Sachen sind in der Regel gegenseitig. Ich halte Geiger für den größten historischen Künstler der Gegenwart, wenn er auch noch so wenig in Öl ausgeführt hat. Seine Blätter aus der ungarischen Geschichte übertreffen weit, was in neuer Zeit componirt wurde. Sie verhalten sich zu der Abdankung Carls V. (z. B.) von Gallait, wie die Wahrheit zu einem von sehr guten Schauspielern vorgestellten Schauspiele. Doch genug hievon. Ich hoffe nicht ewig von Wien verbannt zu sein, und dann werde ich diesen Mann besser und inniger hegen, als ich es früher gethan. Wenn man großen Menschen, wie z. B. auch Grillparzer, nahe ist, nimmt man sie wie tägliches Brot, und erkennt sie erst dann, wenn man getrennt ist.

Vielleicht schicke ich Ihnen den Nachsommer, wenn er durchgesehen ist, aber es darf davon beileibe nichts gedruckt werden, bis der Zawesch in den Händen des Publikums ist. Ich stärke mich zu letzterem Werke durch die große, unglaubliche Kraft und Gewalt Homers. Lesen Sie doch Vossens Übersetzung des Odyssens. Obwohl holperig und dem Originale weit nachstehend, ist das Werk auch in dieser Gestalt so groß, daß alle neueren Dichter nicht davor bestehen können. Die Alten heißen ihn darum auch den göttlichen Homer.

Leben Sie recht wohl, alles Herzliche und Schöne von uns beiden an Sie und Ihre liebe Gattin. Wenn mir Gott die kräftige Gesundheit erhält, die ich habe, und mehr Zeit schenkt (hätte ich nur einmal das Amt weg), so wird sie noch viele neue Bücher von mir lesen. Ihr treuer, ergebener Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. December 1853.

Es ist, als ob ein böser Feind meine Briefe an Sie zu verkürzen strebte; seit mehreren Tagen suche ich schon einen zu schreiben, der sehr ausführlich ist, aber immer kam etwas dazwischen, und heute ist es schon 11 Uhr, und um 12 Uhr soll der Brief auf der Post sein. Ich muß daher abermal nur das Wesentliche melden. Morgen geht unser Lesebuch mittelst Postwagen an Sie ab.

Aprent erklärt es für das beste dieser Art. Nach meiner

Weise, die Sie kennen, hätte ich Alles noch einmal von vorne begonnen und durchgesehen, aber Aprent lacht mich aus, und ist dagegen, also mag es abgehen. Es ist auch besser. Obwohl wir nur bestimmte Abende arbeiteten, beirrte die Sache doch einigermaßen die größere Arbeit, die ich nur ungetheilt im Herzen haben kann.

Mein Hauptstreben geht jetzt dahin, wieder einmal zu meinen edlen und geistreichen Freunden und zu allen den anregenden Momenten nach Wien zu kommen. So sehr ist meine Natur vorwiegend künstlerisch, daß, sobald ich nur eine Rente von 1000 fl. habe, ich bestimmt dem Amte entsage, und nur der Kunst lebe. Ohne Rente aber wage ich es jetzt, bei meinem Alter von 46 Jahren, nicht mehr. Könnte ich alle Entwürfe ausführen, die sich in meinem Haupte drängen, wie glücklich, wie überglücklich wäre ich! Ist es denn nicht schmählich, der dummen Materie willen an Kleinerem kleben zu müssen und gezwungen zu sein, das Größere liegen zu lassen. Kommen Sie etwa im Frühlinge nach Wien, vielleicht wohne ich 14 Tage in Baden bei meiner edelmüthigen Freundin, die mich und meine Gattin gar so herzlich eingeladen hat. Da ließe sich in Muße Vieles besprechen. Eben kommt wieder jemand mich zu stören, ich muß schließen. Leben Sie recht wohl, denken Sie mit derselben Liebe und Freundschaft auch im künftigen Jahre meiner, wie bisher, und nehmen Sie von mir und meiner Gattin für sich und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin alles erdenkliche Herzliche zum Jahreswechsel hin, wie Sie ja überzeugt sein müssen, daß wir nur Gutes für Ihr Haupt und Ihr Haus von Gott herab wünschen.

1854.

An Hustav Heckenast.

Linz, am 13. Jänner 1854.

Ich muß mich heute in meinem Amte einsperren, um an Sie schreiben zu können. Zwei Tage war ich wieder belagert, und konnte nicht vor das Briefpapier kommen, und eine Zeit mir von der, der Schriftstellerei bestimmten abbrechen durfte ich nicht, weil es einem Gelöbnisse entgegen ist, das ich gemacht habe, die von dem einengenden Amte den Musen überlassene Zeit nicht im geringsten mir verkümmern zu lassen. Nach Wien konnte ich Ihnen nicht schreiben, weil ich den Brief erhielt, da es schon zu spät war, daß Sie eine Antwort noch in Wien getroffen hätte.

An Geiger schreibe ich heute ausführlich. Ich habe den Wallenstein sehr genau studirt, und werde meine Ansichten auseinander setzen. Den Nachsommer habe ich vor Absendung einer Durchsicht unterworfen, und finde vieles zu feilen. Ich darf ihm nur Abends manche Stunde gönnen, daß er mich nicht zu sehr einnimmt, und dem nöthigeren Werke fremder macht. Dringen Sie nicht sehr, am wenigsten mit freundschaftlichen Worten, weil ich denen am wenigsten widerstehen könnte, und mich etwa zu dem Nachsommer setzte, und alle Ritter und Rüstungen gehen ließe, was ja ganz verkehrt wäre. An Geiger schreibe ich einen

zweiten Brief mit Auseinandersetzungen des Nachsommers und Anhaltspunkten für die Vignetten. Darf ich fragen, wer den Wallenstein stechen wird?

Eben kommt Graf Barth und will durchaus mit mir reden, ich muß schließen, und verspare mir ein herzliches, gemüthliches Plaudern, das ich noch anfügen wollte, auf weiter. Hätte ich nicht das niederziehende, beschwerende Amt, wie gerne würde ich einen Sommer in Maroth arbeiten, und manchen Abend bei Ihnen mit Lecture, Musik, Gespräch ꝛc. zubringen.

An P. J. Heiger.

Linz, 1854.

Heckenast hat mir geschrieben, daß Sie einen Wallenstein für ihn malen wollen, und daß Sie nicht abgeneigt wären, meine Meinung über die Wahl des Zeitpunktes seiner Geschichte anzuhören. Auch hat Heckenast mir bereits einige Scenen aus der Schiller'schen Tragödie bezeichnet, auf die Sie gedacht haben. Ich bedaure nur auf das Tiefste, daß ich nicht bei Ihnen bin; denn im Wechselgespräche würde sich ein weit anderes entwickeln und heraus arbeiten (da einer den andern entzündet), als durch einseitige schwarze Zeilen, die auf einem weißen Papiere stehen. Ich habe lange gedacht und erwogen, um einen Augenblick zu finden, der weit genug ist, Wallensteins Leben zu enthalten, und doch wieder begrenzt genug, um durch die Mittel der Malerei

erschöpft werden zu können. Die Aufgabe ist eine sehr große, und wenn Geiger sich ihr unterzieht, muß sie seiner würdig und ruhmreich sein. Ich habe bis jetzt noch keinen solchen Augenblick gefunden, glaube auch, daß dessen Auffinden das Künstlerischeste an der Sache sei, und daß man lieber warten als sich übereilen soll. Nur verneinend wage ich vor der Hand einen Rath zu geben, nämlich Schillers Trauerspiel gar nicht zu Grunde zu legen, sondern den historischen Wallenstein. Schiller ist so subjectiv, daß selbst in diesem bedeutenden Werke trotz aller Objectivität, die er hier anstrebte und mehr als in andern Stücken erreichte, alle Personen lauter Schiller sind, und mit seiner Sprache reden, nicht mit ihrer. Das sind modern denkende, fühlende, sprechende Figuren, keine des 30jährigen Krieges. Das Lager erscheint mir noch am besten. Ihre Natur, theurer Freund, aber ist so objectiv, so in die Sache als solche eingehend, daß Sie Göthe und Shakespeare näher stehen, mit Schiller aber in geradem Gegensatze sind. Sie vermögen gar keine solchen Phrasenfiguren zu machen wie Schiller. (Ich will darum Schiller nicht überhaupt tadeln, ich tadle nur dieses Stück an ihm, begreife, wie er unserem Phrasenzeitalter so gefallen konnte, daß es ihn zu oberst setzen wollte, und daß er selber wieder sehr viel zum Phrasenthume der neuen Zeit beitrug, das sich in jüngster Vergangenheit völlig ekel machte.) Sie sind ein historischer Mensch, Ihnen gelingt es, einen historischen Wallenstein zu malen, darum dürfen Sie (nach meiner Ansicht) durchaus nicht blos eine Illustration zu Schillers Trauerspiel malen. Auf der Bühne zeigt sich das Hohle erst recht, wir werden nicht von der Wahrheit so sehr ergriffen wie bei Shakespeares Dramen, sondern wir sehen

eben nur ein Theater, in welchem die Personen spielen. Nur die Frage noch: warum geht denn Thekla in die weite Welt, und wohin, und wie läßt sie gegen Natur und Sitte die Mutter zurück? in solcher Lage?! Und Max — wie kann er so sinnlos sein, das ihm anvertraute Regiment geradezu in den Tod zu führen, weil er verliebt und wegen Wallenstein in tiefstem Schmerze ist. Heute würde man das gewissenlos und knabenhaft heißen, und auch damals hätte man es so geheißen. Bei Schiller soll es heldenhaft, empfindungsvoll und groß sein. Wie es jetzt, wenn es so wäre, Entrüstung über den unfähigen Oberst hervorrufen würde, ruft es bei Menschen, die durch tönende Reden nicht verführt werden, auch beim Lesen Entrüstung hervor. Das ist ein schwacher, schlechter Mensch, der sich so wenig beherrschen kann. So könnten noch viele schwache Stellen des Stückes bezeichnet werden. Ich schließe aber, und bemerke nur noch, daß auch in diesem Stücke, wie bei Schiller häufig, die Personen von den Gefühlen reden, statt sie zu haben, über Liebe philosophiren, statt liebend zu handeln (siehe 12. Auftritt 5. Act). Senden Sie gütigst dieses Schreiben an Heckenast, er möge es lesen, mir darüber schreiben, und es Ihnen zurück senden. Ich schreibe Ihnen bald wieder. Wäre nicht eine Berathung im Feldlager in Baiern angezeigt, wo er Gustav Adolf so lange gegenüber lag? oder anderes? Vor der Schlacht bei Lützen?

Alles Schöne.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Jänner 1854.

Ihr letztes Schreiben habe ich erhalten, worin Sie sagen, daß Sie eine Nachtragssendung erhalten haben. Sie müssen zwei erhalten haben, und bis einschließlich der Auszüge aus Livius ist alles, was in Ihrem Verzeichnisse steht, beglichen. Ich bitte nachzusehen, es wäre übel, wenn etwas verloren gegangen wäre. Da nach Aprents Rechnung vielleicht nicht genug Materiale sein dürfte, so entschlossen wir uns, ein Stück, über welches wir zweifelhaft waren, doch aufzunehmen — „Marschen und Halligen" (von Th. Mügge). Ich sende es beiliegend und bitte um gelegentliche Rücksendung. Dieses Stück soll vor dem Haideknaben, oder nach Göthe's Novelle kommen, wenn ersteres wegen vorgeschrittenen Satzes nicht mehr möglich wäre. Aprent läßt bitten, da die Aufschriften nicht mehr zu ändern sind, wenigstens, wenn es möglich ist, unter jedes Stück einen Strich zu setzen, in den folgenden Bogen die Zwischenräume ein klein wenig größer zu machen, es fällt nicht auf, und befriedigt ihn. Er ist ein wenig ängstlich, wie man es bei den ersten Büchern ist. Nehmen Sie es ihm nicht übel. Zur zweiten Abtheilung fehlt nur noch das Biblische, das Sie nebst Allem in einigen Tagen bekommen.

An Geiger, der mir bereits geantwortet hat, habe ich

geschrieben, daß er Ihnen meinen Brief senden möge. Er wird wohl schon in Ihren Händen sein.

Die Entkleidungsscene vor der Nacht des Todes Wallensteins geht darum nicht, weil das Bild ein Nachtstück wäre und im Stiche nur schwarz und weiß aussehen würde. Ich gehe Wallensteins Geschichte durch und werde Geiger bald wieder schreiben. Er wünscht auch öfter Briefe zu haben.

Die Post drängt. Nächstens mehr. Ich sende anliegend einen Auszug eines Briefes von Hofrath Perner in München an Grafen Barth-Barthenheim. Schicken Sie mir aber den Zettel wieder zurück. Er freut mich des Mannes halber, von dem er kommt, wenn ich natürlich auch seine Meinung über mich für zu hoch halte. Nicht der Rang unter den Dichtern, sondern die Wirkung auf edle Menschen thut meinem Herzen wohl. Tausend Schönes.

An Ottilie Wildermuth.

Linz, am 8. Februar 1854.

Um nicht ganz und gar in den Verdacht zu kommen, daß ich ein höchst unartiger Mensch sei, oder gar noch schlimmeres, muß ich endlich an Sie schreiben, obwohl der geeignete Zeitpunkt trotz der langen Zeit noch nicht gekommen ist. Mit dem Buche, das Sie mir mit Beigabe eines Briefes, der mir, so lange ich lebe, ein theueres Andenken sein wird, übersendet haben, hat sich eine

eigene, Ihnen gewiß nicht unangenehme Geschichte ergeben. In Linz, wo ich, nachdem ich 22 Jahre in Wien gelebt hatte, in dem frommen Glauben, daß ich für die Menschheit wirken könne, die Stelle eines Schulrathes für das Kronland Oberösterreich angenommen habe, ist man in Folge des hiesigen Buchhandels, der redlich jedes Buch, das man haben will, verschreibt, und der damit Hand in Hand gehenden Unwissenheit über Schönes und Großes, mit Ihrem Buche ganz unbekannt gewesen. Auch ich, einmal hieher seit 1848 verbannt, habe von Ihnen nichts gewußt. Die Regierungsrathsgattin Wilhelmine Fritsch, deren Gatte mit mir die Spitze der ob der ensischen Landesschulbehörde bildet, machte einmal eine Donaureise, und konnte wegen Nebel mit dem Dampfboote nicht sogleich abfahren. Sie sandte zu mir, der ich an der Donau wohne, um irgend ein Buch, die Zeit hin zu bringen. Ihr Buch war eben angekommen. Ich sandte es ihr mit dem Bedeuten, daß ich es selber noch nicht gelesen habe. Allein die Frau war dergestalt über das Buch entzückt, daß sie es mir trotz meiner Bemerkung nicht zurück gab, endlich aus Wohlgefallen daran anderen gab, diese wieder anderen u. s. w. Endlich, als das Buch in meine Hände kam, war eine Freundin meiner Frau, die es nur auf ein paar Tage haben wollte, in denen ich ohnehin noch nicht zum Lesen komme, dann eine andere, und so ging es fort, bis ich endlich in bester Art Beschlag auf das Buch legte, und sagte, es dürfe von meinem Tische nicht mehr weggerührt werden; ich, der Eigenthümer, wollte doch auch einmal hineinschauen. Das geschah nun vor mehreren Tagen; allein, wie erschrack ich, da ich sah, daß es sich hier nicht um ein Buch handle, das ein gewöhnliches Tagesereigniß sei, wie es einem sehr oft in die Hände kommt, und wie man

es gleichgiltig nimmt, und weglegt; sondern daß da ein Werk von tiefer und edler Bedeutung vorhanden sei. Ich erkannte, daß die Unart, die ich auch einer Verfasserin von geringer Bedeutung durch mein langes Schweigen angethan hätte, hier um so viel größer sei, und daß ich eilen müsse, um wenigstens so viel gut zu machen, als möglich ist. Ich bitte Sie daher auf das Innigste und Herzlichste um Ihre Vergebung, von Ihnen thäte mir eine ungünstige Meinung über mein Wesen sehr weh. Ich schreibe darum auch diese Zeilen, obwohl, wie ich eben sagte, der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist; ich habe nämlich noch nicht die Hälfte Ihres Buches gelesen (das letzte war die Geschichte der Großmutter), aber ich kann nicht länger warten. Wenn ein Umstand zur Entschuldigung beitragen kann, so führe ich ihn auch an. Viele junge Leute schreiben Bücher und Verse, und gehen einen älteren Freund um Beurtheilung und Rath an. Ich gab beides immer ehrlich, und ließ niemanden gerne warten. Aber man macht hiebei seltsame Erfahrungen, das lebhafte Mitgefühl stumpft sich ab, und man wird gleichgiltiger gegen Werke, deren Verfasser man noch nicht kennt. Dazu ein Amt voll von Geschäften, dazu das eigene Haupt voll von Hirngespinnsten, die aufgeschrieben zu werden verlangen, und die in so süßer Gestalt erscheinen, daß sie einen zum Schreibtische verlocken, weil man den Aberglauben hat, sie werden auf dem Papiere dann auch so hold und frei sein, als sie es im Haupte waren. Das warme Herz ist dann immer das arme Närrchen für diese Kobolde, die keine Ruhe geben. Und dann ist das arme Ding hölzern, daß es ein Ärger ist. Lassen Sie diese Umstände auch eine kleine Entschuldigung sein. Und nun, da ich fast mit Gewißheit glaube, daß Sie nicht mehr böse sind, hören

Sie mich an. Ich sage Ihnen tausend lieben, warmen Dank für Ihr herrliches Buch. Lange hat mich nichts so sehr erfreut. In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunst der Ungeheuerlichkeit hat dieses gesunde Gestaltungsvermögen mich wie eine edle, reine Muse mit klaren menschlichen Augen angeschaut. Unsere Zeit verlangt Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst noch heißen, und gerade diese Dinge sind das Armuthszeugniß der Zeit. Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht, oder ist der Elephant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Gestalt riesenhaft ist, aber nicht modellirt, ist sie schön? In der Zeit des Kunstverderbnisses und der Ohnmacht steckt man sich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch. Wer es weiß, wie schwer es ist, dem lieben Gotte seine Welt, die endlich das Muster aller Kunstwerke ist, nachzuerschaffen (und in winzigen Theilen thut es ja die Kunst), der ist sehr furchtsam in der Wahl des Stoffes, den er erschöpfen soll, und von dem er die bezeichnenden Züge alle (die Merkmale des Lebens) bringen, und die falschen (die Merkmale der Unmöglichkeit) wegscheuchen soll, in wie schimmernder Gestalt sie sich auch aufdrängen, er sieht seinen Stoff lange an, ehe er ihn nimmt, und wär's auch nur der Kopf eines Bettelmannes. Wem sich das Wie der Kunst verbirgt, dem verbirgt sich die Fülle des Stoffes, er muß das daher durch die Masse ersetzen, und darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe ver-

zagend vor einer einzigen Gestalt des Alterthums steht. Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die Amaranth die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen. — Ich komme ins Plaudern, aber es zieht mich etwas so Verwandtes zu Ihnen, daß ich glaube, Sie müssen das alles auch fühlen, und die Kunst so über Alles lieben wie ich, und sich freuen, wo eine wahre Blüthe von ihr zum Vorschein kommt; und das scheint mir eben in Ihrem Buche der Fall zu sein. Die Idee des sittlich Großen ist da, und auf dieser Grundlage, deren Größe allein die Werke groß oder klein macht, bewegen sich die Gestalten, und dieselben sind eben mit der Gestaltungskraft, wie ich sie eben nannte, gebildet, mit einer Gestaltungskraft, die die Alten so sehr hatten, und die uns so mangelt, ohne welcher mit je größerer Begeisterung nur desto größere Ungeheuer geschaffen werden. Sie müssen sehr viel nach der Natur arbeiten (wie die Maler sagen), weil Ihre Gestalten so rund gebildet sind, daß man um sie herumgehen kann, daß man sie von der Sonne beleuchtet in den Gassen der kleinen Stadt oder auf den Feldern herum gehen sieht; besonders aber gefällt mir, daß Sie einer Klippe unserer Zeit aus dem Wege gegangen sind, die ich so sehr hasse, und die ich doch leider selber in der Jugend aufsuchte, der Übertreibung. Maßhalten dürfte das schwerste aber sicherste Merkmal des wahren Künstlers sein. Wie schön ist die Gestalt Ihrer Schustersfrau! ich bringe sie nicht aus dem Herzen und aus dem Haupte. Wie nahe lag hier

der Afterkunst die Verführung zu Redeflosseln, und mit wie sicherem, kunstsinnigem Gefühle haben Sie es vermieden. Fast dürftig sind die Züge dieser Gestalt, aber so inhaltlich, daß jeder ihr ganzes Leben und zwar immer dasselbe Leben enthüllt und weiter entwickelt. Diese Frau, der Bide, welcher ein gar glücklicher Griff in dieser Geschichte ist, der Schuster und der ganze Hintergrund der Verwandtschaft und des Städtchens erscheint mir als ein Meisterwerk der Kunst. Alles ist organisch, alles greift gesetzmäßig in einander, nichts spreizt sich oder beansprucht ein vorwiegendes Dasein, und doch erfüllt sich das tragische Geschick, was jedesmal eintritt, so wie man den sittlichen Gesetzen Kampf bietet. Wenn ich auch einen Tadel anhängen darf, so fehlt diesem herrlichen Werke der endliche Abschluß, die Strafe des Schusters, nicht eben durch weltlichen Arm, das ist sogar trefflich gedichtet, daß er dem entrinnt, er hat Alles berechnet, er kann sich von dem Weibe befreien, das er für die Ursache seines Unglückes hält, er wird von keinem Gesetze verfolgt; denn er redet sich heraus, alles ist gut, nur eins hat er nicht bedacht, das Gesetz in seinem Herzen, und diesem muß er verfallen, dieses muß ihn strafen, diese Strafe muß in dem Gedichte ersichtlich werden, und zwar so ersichtlich werden, daß aus der jammervollen, im höchsten Grade verfallenen Gestalt des Schusters und aus anderen Anzeichen seiner Vorkehrungen für das Auge des Gewissens (wenn auch nicht als richterlicher Beweis) die Wahrheit hervorgeht, daß alles nichts geholfen hat, daß der Schuster in einem Zustande ist, gegen den sein früherer noch Himmelsglück war, und daß, wenn ihm auch das körperliche Hochgericht erspart war, er es täglich vor sich selber und vor seinen Mitbürgern erleidet. Die Sie die andern Züge so trefflich fanden, werden die

auch finden. Daß er blos dem Richter ausweicht, und sonderbar und seltsamlich ist, scheint mir zu wenig; auch das Benehmen der Mitbürger gegen ihn scheint am Abschlusse nicht ganz wahr; denn sie müssen ihn für den Mörder halten. Wer sich im Trübsinne oder halben Wahnsinne das Leben nimmt, gibt nicht einen anderen als Mörder an. Dann muß es ja Leute geben, die wissen, ob die Thür des Schlafzimmers des Bide immer von außen verschlossen war. Die Thatbestanderhebung und die Ausarbeitung der Umstände soll hier sehr genau sein, daß der Leser die Überzeugung gewinnt, das äußere Gericht habe dem Manne nichts anhaben können; dann wird die Strafe des Innern desto fürchterlicher. Verzeihen Sie meine Anmaßung; aber sie beweise Ihnen, wie nahe mir die Sache geht, und wie tief sie auf mich gewirkt hat.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes unterbrochen worden, und er ist leider zwei Tage unvollendet geblieben. Seither habe ich das liebe Dortle gelesen. Wenn Ihnen einige Zeilen an mich keine zu große Last sind, würde ich darum bitten, sei's auch nur, daß Sie sagen, daß Sie nicht böse sind über das lange Nichtschreiben früher und über das viele Schreiben jetzt.

Ich sende den Brief an Ihren Verleger, da einmal die Allgemeine Zeitung die Vermuthung aussprach, daß Wildermuth nicht Ihr Name sei. Die besten, herzlichsten Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. März 1854.

Nur der ungeheuerste Wust von Geschäften ist Schuld, daß ich noch nicht an Sie geschrieben habe, täglich sprechen wir von Ihnen, und Ihre Briefe, die mich so freuen, liegen in einem Fache meines Kastens, das die Überschrift hat: „Briefe theuerer Personen“ — aber zum Schreiben komme ich so schwer gerade gegen solche, denen ich recht viel schreiben möchte. Wären wir in Ihrer Nähe, so besuchten wir Sie täglich und plauderten über verschiedene Dinge; aber alles in einen Brief bringen, was ich mit Ihnen reden möchte, ist eine Unmöglichkeit: über das prächtige Gedicht Eichendorfs, das Sie mir sandten, in dem ich das ganze romantische Talent Ihres edlen Bruders fand, das mir aber doch, wenn ich mir einen Tadel erlauben darf, noch schöner erscheinen würde, wenn es mehr Bestimmtheit des Zweckes hätte und mehr Klarheit der antiken Welt — über die lieben Worte, die Sie über meine Arbeiten selbst sprechen, die einen verschönernden Nachhall in Ihrem Herzen finden — über Natur, Menschenschicksal u. s. w. u. s. w. Gewiß ich nehme mir nächstens einen Tag, an dem ich schon um 7 Uhr Morgens mein Schreibzimmer zusperre, damit niemand herein kommt, und an dem ich kein Geschäft vornehme als ein Werk zu verfassen, das nur einen Leser hat, nämlich Sie. — Ich habe auch noch andere Briefe erhalten, die mich freuen, ich werde Ihnen manche

zeigen, aber die Ihrigen freuen mich am meisten, und dieser Lohn meiner gut gemeinten Worte, daß sie das „süße Naß in die Augen treiben" (wie mir eine Frau Solger aus Dresden schreibt), ist mir der schönste, den ich erwarten kann; denn er ist der edelste. Schreiben Sie mir recht oft und recht viel (natürlich wenn es Ihnen Freude macht), es ist immer ein Fest für uns, wenn wir Ihre Schrift auf der Adresse eines Briefes sehen, worauf wir uns zusammen setzen und das Blatt lesen. Meine Gattin gibt mir die abscheulichsten Namen, daß ich so undankbar gegen so viel Güte bin, und so selten schreibe; aber mir ist, Sie müßtens schon wissen, wie ich gegen Sie gesinnt bin, und Sie müßten alles lesen können, was ich gegen Sie hinab denke — aber das ist eben das Verkehrte, daß ich meine, Sie hätten schon von meinem Gedanken etwas — doch eines haben Sie allerdings, das Bewußtsein müssen Sie haben, wie gut wir Ihnen sind, und welche Gemeinschaft des Geistes zwischen uns obwaltet, die eben das Verhältniß eingeleitet hat, die uns schöne Stunden gibt, die wir nicht uns, sondern eigentlich Gott verdanken.

Nun zu etwas Anderem: ich komme wahrscheinlich im April nach Wien, dann nehme ich Sie ohne Barmherzigkeit mit mir zu uns herauf. Können Sie nach Schlesien reisen, warum nicht mit einem Dampfschiffe nach Linz. Dann wollen wir Sie sehr hätscheln (Sie müssen sogar die Miz mitnehmen, wenn Sie wieder eine haben), wir wollen Sie sehr in unserer schönen Gegend herum führen, und wenn nichts „am Schnürl" geht, wollen wir sehr lachen. Denken Sie ein wenig an den Plan.

Ich schreibe eben an einem Zawesch (von Rosenberg) und an dem Nachsommer, der das Glück einiger alter Menschen schildert. Vielleicht machen Ihnen die Dinge Freude. Zawesch

wird drei, der Nachsommer zwei Bände enthalten. Das Blatt ist zu Ende. Wenn ich im April komme, so bringe ich den langen Brief mündlich, komme ich nicht, so folgt er schriftlich. Möge Ihnen der Winter gut vergangen sein, und dieser und viele Sommer recht freundlich erscheinen.

Alles Liebe und Gute von meiner Gattin und mir. Üben Sie keine Rache an mir undankbarem Menschen, und schreiben Sie sehr bald.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. April 1851.

Ich schrieb an Geiger, daß „Wallenstein in Eger" zu malen sei. Er wird Ihnen die Auseinandersetzung mittheilen. Vor den Vermählungsfeierlichkeiten kann ich nicht nach Wien kommen; aber etwa nachher bald. Sollten Sie in der Zeit dort sein können, so wäre es sehr schön, wir könnten vieles besprechen. Ich arbeite sehr fleißig, sehne mich aber unaussprechlich nach der Zeit, wo mir eine gesicherte Rente möglich machen wird, ohne Amt zu sein; denn es zerreißt mir fast das Herz, wenn ich in eben dieses Herz zu den lieben, schönen, hohen Dingen, die sich nach und nach in dasselbe finden, das Heu, Stroh und den Häckerling des Amtes laden, und die Götter dadurch beschmutzen muß, und es ist nicht anders, und ich kann mir leider für jetzt nicht helfen.

Sehr Vieles hätte ich mit Ihnen zu besprechen, aber die Zeit drängt, und ich hoffe, daß wir uns doch bald sehen, und aus dem Grunde plaudern können.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. April 1854.

Ich habe eigentlich keine einzige Minute Zeit, werde daher über Geiger, Kalender ꝛc. diese Feiertage schreiben.

Den Nachsommer muß ich also in Gottes Namen wieder vornehmen und durchgehen, weil Sie ihn so gerne hätten. Ich sage Ihnen aber, daß hiedurch in der Ausgabe beider (des Zawesch und des Nachsommers) eine Verzögerung wird; denn das werden Sie gewiß nicht verlangen wollen, daß der Übereinkommenspunkt verletzt werde, daß der Nachsommer erst nach Zawesch erscheint. Mein Gedanke war, den Nachsommer in seiner Gestalt liegen zu lassen, bis Zawesch (drei Bände) fertig ist, den Zawesch herauszugeben, und dann die letzte Feile an den mittlerweile nur etwas ferner gerückten, also überschaulichern Nachsommer zu legen. Ich habe wohl mitunter, wenn die ernste Arbeit schwer wurde, an der leichteren etwas gearbeitet, aber in Ihre Hände zur Beurtheilung will ich nur das Vollendete geben. Es ist auch das nicht gut; ich gehe jetzt nicht gerne an die Ausfeilung des Nachsommers, weil ich das andere, in das ich mich hineingearbeitet habe, liegen lassen muß. Der Grund, weßhalb ich die Bitte gestellt habe, mich nicht zu drängen, ist kein oberflächlicher; die Arbeit wird am besten, wenn die Art zu arbeiten nur das Herz dictirt, nicht Nebenumstände. Ich arbeite so sehr mit meinem

Inneren mit, daß, wenn der Stoff nicht in mir selber wächst, oder ich in einer Zeit eben den gewachsenen Stoff nicht sehr durchgedacht und durchgelebt habe, mir nichts einfällt. Einen gegebenen Stoff nach einem Programm (das ein Fremder gemacht hat) zu arbeiten, würde aus meiner Feder eine entschieden schlechte Arbeit geben. Mündlich alles und jedes genauer auseinander zu setzen.

An Auslan Heckenast.

Linz, am 13. Mai 1854.

Endlich gewinne ich ein wenig Luft, Ihnen zu schreiben. Seit der Feierlichkeit zum Empfange unserer Kaiserbraut sitze ich in einer Commission, wovon ich Ihnen, glaube ich, im vorigen Briefe gesagt habe. Wir haben fast täglich lange, oft zweimalige Sitzungen, und den Rest des Tages und die frühen Morgenstunden muß ich zur Schriftstellerei benützen, so daß nur knapp ein Augenblick übrig ist, ein wenig in die Zeitungen zu schauen. Ich konnte daher weder einen Brief schreiben, noch nach Wien kommen. Letzteres wird vor einigen Wochen nicht geschehen können, oder vielleicht gar nicht. Das Lesebuch wird mit einem Bittgesuch von mir und Aprent dem Ministerium vorgelegt und von der hiesigen Statthalterei auf das Trefflichste einbegleitet. Ich hoffe, daß es wird empfohlen werden, ja, wenn eine gewisse Partei im Ministerium nicht wäre, so hegte ich keinen Zweifel,

daß es sogar als vorgeschriebenes Schulbuch würde eingeführt werden. Aber auch das kann in Zukunft noch geschehen. Das Hilfsbuch, hoffe ich, wird sehr schön. Da es Originalarbeit ist, kann es viel von dem enthalten, was Sie von mir in meinem Buche für die Jugend niedergelegt wünschen, welches Buch zwar nicht aufgegeben, aber dessen Herausgabe bis auf die Zeit nach erfolgter Herausgabe des Zawesch aufgeschoben ist. Ich habe zwar noch nichts niedergeschrieben, aber im Kopfe vieles geordnet, was recht leicht im Fahren bei Amtsreisen geschieht, wo eine ernstere poetische Arbeit doch nicht, wenigstens nicht in den Einzelnheiten, vorzunehmen ist. — Lieber, theuerster Freund, wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Theilnahme des Herzens abthun, zu welch' schönem Grad der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug thun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber

manchmal ist mir — Sie werden es nicht mißdeuten, [illegible] Stolz auslegen, Ihnen kann ich es sagen — manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten [illegible] und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein [illegible], heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber es ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien [illegible] ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menschen, [illegible] wichtig halten, abgewartet werden, und das Große ist dahin. Glücklich die Menschen, die diesen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, sie kennen das Höchste des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich sonst auch das Göttliche hergeben müßte. Hätte ich mein ruhiges Leben (im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken), dürfte ich nichts anderes thun, als mit Großem, Reinem, Schönem mich beschäftigen, Vormittags schreiben, Nachmittags zeichnen, lesen, Wissenschaften nachgehen, und Abends mit manchem edlen Freunde oder in der Natur oder in meinem Garten sein — — aber ich darf nicht daran denken, sonst ergrimmt der Gott im Menschen, wie J. Paul sagt. — Seine Majestät, unser trefflicher Kaiser, hat mir den Franz Josephs-Orden geschickt, wüßte er, wie er mich mit so wenig, daß es ihm nichts ist, beglücken könnte, wenn er mir wie Augustus dem Virgil, wie ein kleiner Fürst dem hohen Göthe die Muße gäbe, schaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tausende reiner Herzen würden vielleicht noch in späten Tagen davon sprechen, mein Gemüth würde in desto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachstreben, wie Göthe seinem Fürsten nicht mit Geschäften des geheimen Rathes, aber mit ewigen Meisterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Göthe, aber einer aus

seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweise, und wer weiß, ob sie nicht mithelfen, einmal einen großen, unendlichen Geist, der höher ist als Göthe, Schiller und alle, in seiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerrissenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um so früher Raum geben, zu seinen Schöpfungen zu schreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt sein werden. Sie thun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wissen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch sagen, wie mir im Herzen ist. Einmal werden es auch andere wissen, wer weiß, ob dieser Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es so gewesen ist, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade so thun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich diese Klagen schreibe; sie erleichtern, und ich sage sie nicht zu Jedem. Sie sind mit meinem Streben vertraut, und sind mein Freund, dies gibt die Erklärung. Meiner Gattin sage ich kein Wörtchen; denn sie fühlt sich ohnedem durch diese Verhältnisse gedrückt, und den Leuten hier könnte ich nichts der Art sagen; denn sie hielten mich, wenn ich über ein Amt klage, um das sie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt.

Daß mir der Kaiser den Orden gegeben, hat mich sehr erfreut, namentlich da ich weiß, daß er der Schriftstellerei gilt, also daß der Kaiser, von dem mir ist, daß manche Schritte desselben den künftigen großen Mann bezeichnen, auch das mit großen Menschen gemein hat, daß er die höchsten Mächte des Lebens: Kunst und Wissenschaft, erkennt und ehrt, Mächte, die so herrlich sind, daß ich mich freilich für ein unbedeutendes Mitglied halten muß.

Doch nun genug hievon, es schlägt bald die Stunde der Commission, legen Sie den Brief in Ihre Lade, und wenn ich gestorben bin, und Sie sehr alt sind (denn ich will sehr spät sterben), so zeigen Sie ihn guten, ebenfalls steinalten Freunden, und sagen: der hat auch allerlei Zeugs gehabt, und ist oft unwillig gewesen.

Im Sommer ist München ein Wunderort*); — kommen Sie nicht etwa hin und treffen Sie da nicht Linz? das wäre zu schön! Geiger wird Ihnen einen Brief von mir mittheilen. Ich wünschte sehr, ihn persönlich sprechen zu können, vielleicht geht es doch.

Ich habe noch allerlei zu sagen, weiß es aber nicht, es ist in obigen Klagen, zu denen ich mich hinreißen ließ, ertrunken.

Zuletzt eine Bitte. Können Sie mir die Rate für Juni nicht noch im Mai senden, oder etwa 50 fl. — Zu dem Mai, der der Wohnungsmiethe wegen ohnehin immer ein armer Monat für mich ist, treffen heuer noch gehäufte Umstände: die Zierung der Außenseite meiner Wohnung für die Kaiserbraut, dann Holz kaufen (das hätte auch in einem andern Monate zu Ende gehen sollen), dann mußte ich Armanns Tochter, die ein Jahr bei uns auf Besuch war, wegen Kränklichkeit ihrer Mutter nach Hause reisen lassen, ferner und endlich ist am 31. d. M. (der unbequemste Tag) eine Rate auf die Anleihe von 50 Millionen einzuzahlen — lachen Sie nicht; denn ich habe auch Schritte gethan, um mir meine Schöpfungsmuße herbei zu führen, ich habe mich für jene Anleihe eingeschrieben, und will im April 1855 200,000 fl. gewinnen, dann ist allem abgeholfen. Eine

*) Industrie-Ausstellung im J. 1854.

Wohnung in Wien, ein reizendes, aber einfaches Landhaus, einige schöne Bilder und ein Leben, wie es in den Feldblumen steht — — wenn das Glück nicht blind wäre, so ließe sich unsäglich Herrliches machen.

Leben Sie wohl, Gott schütze und segne Sie, wünschen Sie mir Glück und Gedeihen zu meinen Arbeiten, und gebe Gott, daß Sie recht, recht zufrieden seien, wenn Sie dieselben empfangen haben. Sollten Sie nach Linz kommen, so müssen Sie wohl ein paar Tage hier bleiben, oder gar mit uns ins Gebirg gehen.

Von meiner Gattin und mir an Sie und Ihre liebe Gemahlin alles Herzlichste und Schönste.

N. S. Ich bitte um baldige Antwort; denn Ihre Briefe sind mir in dieser Wüste auch immer ein Trost.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 24. Juni 1854.

Ich habe Ihr letztes Schreiben erhalten, und mich über den Inhalt desselben sehr gefreut. Ich weiß in der That nicht, wodurch ich denn so viele Liebe und Theilnahme verdiene, ich muß den größten Theil Ihrem über das gewöhnliche Leben erhabenen Herzen zuschreiben, das in einer größeren und schöneren Welt lebt, größere und schönere Gedanken hegt, und dieselben um sich herum auszuprägen strebt. So geht auch ein Theil dieses inneren Lebens auf uns, meine Gattin nämlich und mich, über, und

zieht uns in Ihr Bereich; denn auf Verdienst wird uns so viel Antheil nicht zugewendet, wo wäre denn dieses Verdienst? Bezüglich unserer Personen ist es ein sehr bescheidenes, Gutes haben wir Ihnen nie gethan, und wenn ein geringes Korn von Innerlichkeit, Würde, Reinheit, oder wie man es nennen will in meinen Schriften liegt, so habe ich es Gott, nicht mir zu danken, und habe es Tausenden, wie Ihnen, gegeben — aber genug, es ist so. Sie sind lieb und gut gegen uns, und wenn man gegen jemanden lieb und gut ist, so braucht es am Ende keine Ursache, man ist es, und es ist gut, wenn es dieser jemand einsieht und erkennt, und das thun wir beide von Herzen, und wünschen nur, daß auch Sie es wüßten, wie lieb und gut wir Ihnen sind und bis zu unserem Lebensende bleiben werden. Die Welt ist gefüllt mit der Schaar der Gleichgiltigen oder gar Rohen in Bezug auf alles Große, mit den sogenannten guten Menschen, die niemandem weh' und niemandem wohl thun, mit einigen Geschäftsmännern, mit einigen, die mit Krieg und Frieden spielen, mit Künstlern, die in hohen Schwärmereien leben, mit Gelehrten, mit Charaktermenschen, mit Weisen und Thoren — und da ist das Beste die Erquickung an einzeln stehenden, großen und guten Menschen, die Liebe zu ihnen, das Aufschauen zu diesen Säulen, und das Empfinden, daß der Mensch etwas Erhabenes ist — und nach diesem ist das Beste die Neigung und Liebe der Menschen zu einander, die gut sind, ohne Gründe, eben nur, weil Liebe und Neigung da ist, und an dieser lassen Sie uns halten und sie uns bewahren, wir wollen zu den rechtlichen Menschen gehören, wenn uns auch Größe versagt ist, und uns so wacker lieben, als wären wir die größten, darin sollen sie nichts vor uns voraus haben.

Mit meiner Wienerreise ist es aus. Gleich nach der Ankunft der allerlieblichsten aller Kaiserbräute in Linz (ich habe sie schon im August in Ischl kennen gelernt) wollte ich nach Wien; allein ein Amtsgeschäft brach am 25. April aus, dauerte vier Wochen, und als ich ein sehr umfangreiches Protokoll darüber zusammengefunden hatte, fiel mir die Ausarbeitung zu, in der ich noch begriffen bin. Auf die Freude, Sie im Sommer in Ihrer Behausung zu sehen, muß ich nun verzichten; aber auf die, Sie bei uns zu sehen, verzichten wir nicht. Wir freuen uns außerordentlich, wenn einmal ein Brief kommt, uns anzusagen, daß Sie am so und so vielten dieses oder jenen Monats in Linz eintreffen werden. Ich werde mit meiner Frau am Ufer stehen, und Sie von dem Dampfboote in unsere Wohnung geleiten. Wenn die Zeit gekommen ist, dann wollen wir auch mündlich über das, was Sie in Ihrem letzten Schreiben gesagt haben, sprechen. Wenn mir Gott den Wunsch gewährte, entfernt von dem Treiben des Tages (oder nur dann in dasselbe gezogen, wenn ich selber will) in einem freundlichen, reinen Gartenhause meinen Studien, meinen Dichtungen und gelegentlich kleinen Zeichnungen und anderen Arbeiten zu leben, würde ich es für das größte Glück halten, ich glaube auch, wenn ich überhaupt berufen bin, mit meiner geringen Kraft der Welt etwas zu nützen, daß ich es auf diese Weise weit mehr könnte als auf die von Ihnen vermuthete. Es ist ein Drängen und ein Streben in meinem Herzen, Schöpfungen hervorzubringen, ich muß dieses Leben in mich zurück drücken, und oft Amtsdinge thun, die keinen Strohhalm in dem eigentlichen höheren Dasein verrücken. Selbst die höchsten Staatsstellen sind klein gegenüber von der eigentlichen Weise des menschlichen Lebens, ich ginge nach diesen Dingen

nicht, die ihnen anklebende Ehre ist Spielzeug für Schwache, Machtbewußtsein nährt nur Menschen, die eben eine andere Macht in ihrem Herzen nicht haben, Wirksamkeit für die Menschen ist schon eher etwas, was lockt; aber wenn man für die anderen noch wirkt, indem man sein innerstes Selbst aufgibt, so ist dies eine Unförmlichkeit oder sogar Sünde — das Höchste, was bei Staatsstellen locken könnte, wäre die Aussicht, das Hohe, das Göttliche, das eigentliche Reich des Himmlischen auf der Welt fördern zu können, das ist es, was verführen könnte, Wünsche ehrgeiziger Art zu hegen; aber wenn die Millionen Schwierigkeiten erwogen werden, und wenn ein anderer aus dem Herzen quellender Weg da ist, für Hohes und Herrliches zu wirken, ein vielleicht ergiebigerer Weg — soll man da nicht lieber wünschen, diesen zu gehen, und den Wunsch nach irdischer Ehre und Macht für kleiner zu achten! Dies ist mein Fall. Sie werden es von mir glauben und verstehen, und mich nicht für anmaßend halten. Die Auszeichnung von dem Kaiser freute mich sehr als Anerkennung, die der Wissenschaft überhaupt dadurch dargebracht wird, sie freut mich auch, weil sich meine alte Mutter und meine gute Gattin darüber freuten, und sie freut mich, weil Sie sich darüber freuen. Ich für meinen Theil finde in mir kein Verdienst, und die Sache kam so unvermuthet als unangestrebt. Ob mit dem Orden irgend ein Standesgrad verbunden ist, weiß ich nicht, weil ich das Statutenbuch noch nicht habe, ich bitte Sie aber inständig, die Adresse zu machen wie früher.

Ich will Ihnen noch eine kleine Einbildung erzählen. Wir haben uns an der letzten Märzanleihe betheiligt. Am 15. April 1855 gewinne ich 200.000 fl., dann baue ich in Ihrem Garten

ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunsee in Oberösterreich und eines am Ufer des adriatischen Meeres, um die ruhige See zu sehen und auch die bei schönem Vollmonde unter den jagenden Wolken stürmende. Da haben Sie überall das gewünschteste und erwählteste Wohnplätzchen für sich und Miz oder mehrere Mize, da will ich arbeiten, und Gott in seinen Werken sehen und preisen, wir gehen spazieren, wir machen Anlagen (denken Sie nur an die herrlichen Citronen und Goldäpfel, Feigen, Trauben, Pfirsiche, Oleander, Cactus, Aloe, die in dem Geklippe neben gewundenen Wegen und geschlungenen Lauben an der Küste der Adria stehen werden), Sie plaudern mit der Frau, beide macht ihr mir Morgens einen guten Kaffee, im Winter ist eine nette Wohnung in Wien, und wenn ich längst im Grabe bin, feuchtet sich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menschlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landsitzen geschrieben wurden, und verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein solches Wirken für besser, als wenn ich gar der Dalai Lama würde. Da Sie meine praktische Seite noch gar nicht kennen, würden Sie sich wundern, wie in diesen Landwohnungen alles am Schnürl ginge.

Meine Gattin kommt gegen den Herbst nach Wien und wird Sie besuchen. Vorerst aber müssen Sie zu uns kommen. Thun Sie es recht, recht bald, vor allem aber schreiben Sie uns bald. Meine Gattin kann es mir nicht verzeihen, daß ich so selten an Sie schreibe, und sie drängt mich oft sehr; aber Sie sind gewiß nicht böse, wenn ich Ihnen sage, daß die leidigen Geschäfte mich oft todt drücken, nicht durch ihre eigentliche Macht (die wäre zu ertragen), sondern dadurch, daß sie mir Zeit und Stimmung für alles Edle und Große rauben.

Leben Sie recht wohl, empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns, und lassen Sie wissen, daß es Ihnen wohl geht, und daß Sie bald kommen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. Juli 1854.

Ich muß mit einer Bitte kommen, die Sie aber nur erfüllen, wenn es sehr leicht sein kann; sollte es nur im mindesten ungelegen sein, so entsage ich lieber dem, was ich bitte. Ich komme in der Hälfte des August in Amtsgeschäften nach Braunau am Inn. Seit Jahren bin ich in geistiger Verbannung; da kommt mir der Gedanke, von Braunau, wo ich schon so nahe bin, gar nach München zu gehen. Nicht die Industrieausstellung allein zieht mich hin, obwohl sie auch einen Antheil hat, sondern die Gestalt Münchens in diesen Tagen überhaupt, die Menschen, die hier zusammen kommen, darunter mancher persönlich, mancher literarisch Bekannter sein wird, die große deutsche Kunstausstellung und die neueren Kunstprodukte überhaupt, die ich noch nicht kenne. Ältere Bekannte sind zu besuchen, neue Bande sind zu schlingen, und recht schön wäre es für mich, wieder einmal nach so langer Betrachtung schöner landschaftlicher Natur auch ein Stück menschlicher Natur zu sehen. Ich würde an meinen Freund, den Schlachtenmaler Adam, schreiben, daß er mir ein Stübchen bei Privatleuten bestellte, damit ich doch mehrere Tage

bleiben könnte. Aber mein Amt ist so gesegnet, daß es mir an Geld, wenigstens an hinreichendem, fehlt. Meine Bitte geht nun dahin, natürlich, wenn es ganz ohne Ungelegenheit sein kann, daß Sie mir statt 100 fl. für August 200 fl. senden möchten; aber diese 100 in den folgenden Monaten nicht abrechneten, sondern mit den Zahlungen von 100 für den Monat fortführen. Ich habe mich bei der Anleihe von 50 Millionen betheiligt, und muß monatliche Raten einzahlen, und mußte mich bei der jetzigen Anleihe betheiligen, was ich gewiß des vaterländischen Zweckes willen sehr gerne thue, und mehr thäte, wenn ich könnte. Wir Räthe haben jeder 1000 fl. gezeichnet, die uns von der monatlichen Besoldung abgezogen werden. Dazu kosten alle Dinge das Doppelte. Dafür bleibt schon ein Anfang zu jener Zeit, die ich so ersehne, daß ich das Amt nicht mehr habe. Ich werde Ihnen, sobald die zwei Bände Nachsommer fertig sind, dieselben zur Deckung wegen Sterbmöglichkeit einsenden; aber Sie müssen mir versprechen, sie erst nach dem Zawesch herauszugeben. Wenn Sie die drei Bände Zawesch und dann die drei Bände Ottokar haben, dürfte ein solcher Grund gelegt sein, daß mit andern, meiner Natur mehr gleichförmigen Arbeiten dieses Amt zu entrathen wäre. Ich glaube in demselben sehr gut zu wirken, ich sehe die Folgen überall, und das ist mein einziger Lohn, aber ich glaube, mit dem Worte meiner Feder noch besser zu wirken, und halte es für Pflicht, der Mahnung Gottes zu folgen. Ich habe jetzt Prüfungen, die sechs Wochen in Anspruch nehmen. Dann werde ich wieder sehr fleißig arbeiten.

Ich weiß jetzt von Ihnen so zu sagen gar nichts, wie ich denn überhaupt in Linz nichts weiß. Haben Sie noch die Pester Zeitung? wollen Sie ein paar Münchner-Briefe? nicht zwar

specifisch Ausstellungsbriefe, ich verstehe von vielem nichts, aber Briefe über die jetzige Münchnerzeit überhaupt und über Kunst insbesondere?

Kommen Sie denn gar nicht einmal zu uns herauf, daß wir plaudernd, recht viel besprechend und fragend, auch ein Stück unserer herrlichen Natur durchwanderten? Ich kann schon auf lange Zeit hin nicht hinab, aber in unserem Lande ein wenig herum zu reisen, finde ich schon Gelegenheit.

In meinem und meiner Gattin Namen soll ich um Ihr und Ihrer Gattin Befinden fragen, eine befriedigende Antwort würde uns sehr freuen.

Ich muß schließen. Je mehr Buchstaben dieser Brief enthielte, desto weniger könnte ich heute noch in den Nachsommer hinein schreiben. Geiger soll ein so herrliches Bildchen zu meinen Büchern gemacht haben, ich brenne vor Begierde, es zu sehen. Könnte ich es nicht nach dem Stiche zu sehen bekommen, meine armen Augen entwöhnen sich ohnehin der Kunst fast.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 14. August 1854.

Ich habe Ihren Brief erhalten. Wir kommen am 20. oder höchstens 21. Mittags nach Linz zurück, und freuen uns Ihrer Ankunft. Ich werde Sie am Dampfschiffe erwarten. Von blos einem Tage Aufenthalt ist aber ganz und gar keine Rede, das wäre erschrecklich, wir machten uns auf wenigstens vier Wochen gefaßt. Den einen Tag geben Sie nur auf. Wenn Sie hier sind, wollen wir unterhandeln. Etwa bleiben Sie dann gerne länger.

Ich schreibe fast bei einbrechender, völliger Finsterniß, und kann mir kein Licht machen, und es ist niemand zu Hause. Also gute, gute Nacht, glückliche Ankunft, und allsogleiches Absteigen in unserem Hause Nr. 1313 am Landungsplatze der Dampfschiffe.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. September 1854.

Sie hätten die Briefe aus München bekommen, wenn ich in München gewesen wäre. Meine Geldmittel reichten dazu nicht hin, und es reute mich in so ferne nicht, als ich gerade in den Ausbruch der Cholera gekommen wäre, die ich zwar nicht fürchte, wenn sie mich auf meinem Platze besucht, der ich aber auch nicht eben entgegen reisen mag.

Eine angenehme Begebenheit muß ich Ihnen mittheilen. Ich war zu Ende Augusts in Ischl. Der hiesige Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, hatte eine sehr schöne Landschaft von Schertl in München, Possenhofen vorstellend, gekauft. Der Künstler schrieb uns, daß Ihre Majestät, die Kaiserin Elisabeth, das Bild zu sehen wünsche (vielleicht hat sie einen Aufsatz, den ich über die Juliausstellung in der Linzer Zeitung hatte, wo des Bildes als eines ausgezeichnet schönen Erwähnung geschah, und dasselbe beschrieben wurde, gelesen), und ersuchte uns, das Bild, wenn es nicht verkauft wäre, an die Kaiserin zu senden. Wir fanden es dem Anstande gemäß, daß der Verein das Bild in Abwesenheit des Vorstandes Grafen Weissenwolf durch den Vicevorstand selber

überbracht werde. Ich reiste nach Ischl, und zeigte Ihrer Majestät das Bild. Es gefiel ihr so, daß es ihr der Verein überlassen mußte, für welchen Fall ich schon Vollmacht hatte. — Diese Gelegenheit brachte mir einen ausgezeichneten Empfang zuwege. Von der Kaiserin, von ihrer Mutter, von Erzherzog Franz Karl wurde ich auf das Freundlichste aufgenommen und am 1. September zur kaiserlichen Tafel geladen. Die Obersthofmeisterin Ihrer Majestät, Gräfin Eßterházy, machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Seit dem Tode der Fürstin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, hat keine Frau so einnehmend auf meinen Geist und mein Herz gewirkt. Alles tiefe Gefühl für Hohes und Schönes, das so lebhaft in mir selber wohnt, sah ich hier ausgedrückt in der Gestalt einfacher weiblicher Würde und vollendeter, beruhigter, geistiger Gestalt. Ich glaube, daß die junge Kaiserin, deren zu innigster Verehrung hinziehende Gestalt der Ausdruck höchster Reinheit ist, bei dieser Frau sich in den besten Händen befindet, und ich bewundere unsern Kaiser; denn man sagt mir, daß er es war, der diese Wahl getroffen, und die Dame, welche lieber zurückgezogen gelebt hätte, zur Annahme dieser Würde beredet habe. Sie hat mich so lieb und gütig und weit über das kleine Verdienst meiner Schriften behandelt, daß ich in Verlegenheit kam, daß ich aber auch eine Art Befriedigung empfand; wenn meine Bücher mit ihren Mängeln, die ich nur zu tief fühle, doch so reine, hohe und begabte Menschen zu rühren vermögen, so muß etwas Edleres und Höheres in ihnen sein, das menschlich und erhebend fortwirkt, und das ist der einzige und höchste Lohn, den ich anspreche; denn Ruhm ist so tief unter diesem Lohne, und so zweifelhaft, daß ich nach ihm nicht geize, ja ihn, je nachdem er von einer Seite kommt, verachte.

Die Mutter der Kaiserin sprach an beiden Tagen länger und sehr freundlich mit mir über meine Schriften. Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war, ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte. Daß sie alle Herzen ihrer Umgebung gewinnt, werden Sie wohl wissen. Die ganze Art, wie man sich in diesem Kreise benimmt, hat etwas sehr Einfaches, Reines, Edles, was mir außerordentlich gefällt, und was mit Ehrfurcht gegen die Mitglieder erfüllt, denn nicht von einem, sondern von mehreren muß das ausgehen, sonst wäre es nicht da. Möge Gott unserm Kaiser dieses Kleinod des Familienglückes erhalten; es ist das größte äußere Glück des Lebens (das innere gibt der Charakter), ein Glück, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle, und der, wenn er der rechte Kaiser ist, es auch mehr verdient, als wir alle. Der Kaiser und die Erzherzogin Sophie waren einen Tag früher von Ischl abgereist.

Letzte Woche war ich in Hohenfurth (gestiftet von Peter Wok von Rosenberg) und studierte des Zawesch willen in dortigen Urkunden, muß aber noch einmal hin. Zawesch ist da begraben.

Alles Liebe und Schöne an Sie und Ihre Gattin von mir und meiner Frau. Über Schriftstellerarbeiten nächstens, ich werde eben unterbrochen, und mag den Brief, den ich ohnehin verschieben mußte, nicht noch länger verzögern.

1855.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Jänner 1855.

Unser Lesebuch ist nicht für die Realschulen approbirt worden, weil es dem Lehrplan nicht entspricht. Letzteres ist unwahr oder wahr, je nachdem man den Geist oder den Wortlaut des Lehrplanes ins Auge faßt. Die Begutachtungen, sagt der Erlaß, sagen das einstimmig, obwohl sie dem Lesebuche bedeutende Vorzüge zuerkennen. Auf diesem Wege freilich mußte das Unternehmen scheitern. Es steht über dem Gesichtskreise unserer Professoren, und vorzüglich derer, die bisher für unsere Schulen solche Bücher gemacht haben. Es ist also klar, daß diese, welche Begutachter solcher Dinge in erster Linie sind, das Buch verwerfen müssen. Der Fehler bestand darin, daß ich, der ich den Geschäftsgang kenne, dies nicht vorausgesehen, und die Menschen für vernünftiger gehalten habe, als sie sind, oder daß mir gewissermaßen vorgeschwebt hat, man werde doch das Buch nicht denen zur Begutachtung geben, zu deren Widerlegung es zusammengestellt ist. Wir meinten, wenn Edles, Großes, das in die Herzen der Jugend gesäet werden solle, und sie auf einen schöneren und größeren Lebensweg hinstellt, geboten wird, und dies in einer vollkommenen deutschen Sprache, würde die Sache

für sich reden, daß man mit Freude darnach greifen werde, und daß man einsehen werde, daß alle untergeordneten Rücksichten: Bildung des Styles, Leichtigkeit im Ausdrucke, Kennenlernen der Dichtungsarten ꝛc. mit Ausnahme der Literaturgeschichte (deren Kenntniß für Jünglinge ohnehin unmöglich ist, und deren Forderung in Widerspruch mit sich) ohnehin in dem höheren Zwecke liegen; allein man fordert die niederen Zwecke in einem ausgedehnten Maße, weil man den höheren nicht zu sehen vermochte, obwohl er in der Bittschrift angegeben wurde. Ich habe dieselbe verfaßt. Aprent erklärte sie für sehr gut, und ließ sie abschreiben, ich lege die Abschrift bei, bitte aber um Wiedersendung. Wie ich jetzt den gemeinen Standpunkt vieler Professoren kennen gelernt habe, auch der sehr günstigen Beurtheiler unseres Buches, die Dinge darin sehen, an die wir nie gedacht haben, und für die wir gerade strafbar wären, so zweifle ich, daß von den Begutachtern die Bittschrift verstanden worden ist. Sie setzt eben Kenntniß der Dichtkunst und ihrer Geschichte voraus. Nach dem gegenwärtigen System können andere Lehrer auch in Zukunft nicht kommen. Ich bin zu dem Entschlusse gelangt, kein Buch mehr zu machen, als zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen wird. Hätten Aprent und ich gleich von vorne herein auf die Realschule verzichtet, und lieber das Buch so zusammengestellt, daß es für Erziehung überhaupt zu verwenden wäre, so hätten wir etwas Dankbareres gethan, als Zeit und Mühe auf diese Weise verschwendet. Sehr schmerzlich ist uns die Sache auch Ihretwegen. Das Buch ist nun wenigstens ein halbverfehltes. Es war zu viel für die Schule berechnet, und da diese es nicht nehmen darf, so hat es andererseits für das große Publikum zu wenig. Es handelt sich nun darum, soll der ver-

sprochene Leitfaden gedruckt werden? Ich stimme für nein. Wenn das Buch sich in das Leben einführt und aus dem Leben in die Schule, wie mir neulich ein gebildeter Professor aus Prag sagte (was freilich ein langweiliger Weg ist), so braucht es keinen Leitfaden, und die Lehrer, denen er sehr nöthig wäre, da sie das Buch nun nicht nehmen dürfen, brauchen auch keinen. Ich werde dafür ein Buch über Kunst, und Dichtkunst insbesondere, schreiben und zwar für das große Publikum, in welchem Buche der Leitfaden ohnehin und mehr als dieser stecken soll. Für das in Hinsicht des Leitfadens gegebene Geld betrachten Sie mich als Schuldner, wir rechnen es bei der nächsten Zusammenrechnung ein. Da ich den größten Theil des Irrthums verschuldet habe, so muß ich wohl gegen Aprents Willen auch seinen Theil auf mich nehmen. Mein eifrigstes Streben wird sein, durch ein einträgliches Werk Ihnen das schlecht einträgliche vergessen zu machen. Daß mich die Sache sehr angegriffen hat, können Sie sich denken. Bei der bessern Kenntniß der Leute, die es mit solchen Dingen zu thun hatten, habe ich nach und nach so etwas vermuthet. Um eher aus diesen Banden zu kommen, und mir durch ein kleines Vermögen einen unabhängigen Stand zu gründen, habe ich sehr fleißig geschrieben; aber da heuer ganz besondere Amtsarbeiten ausgebrochen sind, dürfte ich mich überschrieben haben; denn ich war zwei Monate (October und November) sehr leidend an meinen Nerven, und ich habe müssen ein anderes System wählen, nämlich die Amtsgeschäfte kanzleilicher abzuthun, was um so leichter wird, als es ohnehin nichts hilft, wenn ich auch, wie ich bisher that, mein Herzblut in die Schulmeisterei steckte, täglich eine Stunde spazieren zu gehen, und das Dichten in die Morgenstunden zu verlegen. Ich hoffe Sie aber auch sehr zu über-

raschen. Nicht nur steht der Nachsommer auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien, sondern der Zawesch hat noch ein anderes historisch-poetisches Werk zur Begleitung, den Witiko (den ersten Rosenberger), der nothwendig auch erscheinen muß. Für Lebenskenntniß hat mir meine Amtszeit in so weit sehr genützt, daß ich die Maschine des Staates und der Regierung in meiner Stellung viel genauer kennen gelernt habe, als es sonst der Fall gewesen wäre. In Bezug auf historische Forschung habe ich einen kostbaren Menschen, der sich aus Leidenschaft mit Quellenstudien abgibt, hier aufgefunden, Kaiser, eigentlich einen Künstler (Maler), der in Kurzem bekannter sein wird als bisher; dieser hilft mir Materiale herbei fördern, was höchst erleichternd ist, indem er alle Quellen kennt, wo etwas zu suchen ist. Palazki meint, daß Zawesch der Verfasser der Königinhofer Handschrift sei. Wenn diese wichtige Thatsache gewiß wäre, welches Charakterlicht wäre hieraus für Zawesch zu gewinnen! Er dürfte sonach der bedeutendste Mann des Jahrhunderts gewesen sein. Im September habe ich das wundervolle goldene Kreuz gesehen, das er dem Kloster Hohenfurth geschenkt hat. Man zeigte mir die Stelle, wo sein Haupt eingemauert sein soll. Nachzusehen, ob es wahr sei, konnte ich die Mönche nicht bewegen, weil sie die Ruhe der Todten nicht stören wollen. Im Sommer werde ich einen Monat in Hohenfurth und Rosenberg zubringen. Es ist mir in neuer Zeit der Gedanke gekommen, ob nicht der Nachsommer doch vor den Rosenbergern dürfte zu drucken sein. Da Sie ihn so gerne zu lesen wünschen, so habe ich von heute an die Rosenberger bei Seite gelegt, und arbeite ihn völlig aus. Dann, wenn er gefeilt ist, lesen Sie ihn, und sagen dann bezüglich der Drucklegung Ihre Meinung, natürlich

auch in anderer, künstlerischer Hinsicht, da ich einen großen Werth auf sie lege. Die Gestalt des alten Mannes, in die der Nachsommer gelegt ist, soll Ihnen gefallen. Er war ein bedeutender Staatsmann, aber seine Kräfte waren ursprünglich schaffende; er mußte sie unterdrücken, und erst nach seiner Staatslaufbahn machen sie sich in seiner Muße geltend und umblühen den Herbst dieses Menschen, und zeigen, welch' ein Sommer hätte sein können, wenn einer gewesen wäre. Auch sein Herz findet die schönsten Blüthen erst im Herbste seines Lebens, und an diesen Blumen entzünden sich andere, die jung ins Unbestimmte und Regellose gewachsen wären, und die, ohne selber groß zu sein, durch seine Größe, die sich erst wie in einem Nachsommer zeigt, doch groß werden. Aber da plaudere ich über ein Buch, das in dem Augenblicke noch allerlei Dinte auf weißem Papier ist. Glücklich der, der mit Begeisterung Bücher machen möchte, und nichts thun muß, als diese Bücher machen.

Ich wollte Ihnen noch mehr schreiben, unter anderm über einen Brief, den ich an die Obersthofmeisterin Ihrer Majestät der Kaiserin gesendet habe, aber Zeit und Papier ist aus, ich antworte nur noch auf die Frage wegen Gartner (er ist Arzt in Böcklabruck in Oberösterreich) und sage Ihnen von mir und meiner Gattin den Wunsch zum Jahreswechsel, daß Sie und Ihre Gattin jetzt und für alle Zeit recht, recht glücklich und zufrieden sein mögen. Dies wünschen wir aus der Tiefe unseres Herzens.

An Gustav Hochenast.

Linz, am 28. Jänner 1855.

Ich habe, um Ihnen eine baldige Gelegenheit zu geben, meinen Namen wieder vor das Publikum zu bringen, mich entschlossen, wenn Sie einverstanden sind, den Nachsommer doch vor dem Zawesch drucken zu lassen. Ich werde Ihnen das Manuscript vorlegen und Ihren Ausspruch erwarten. Seit dem Spätherbst arbeite ich an diesem Werke allein; denn der historische Roman (3 Bände) dürfte 1—1½ Jahre noch verzögert werden, und dann noch einer Feile bedürfen. Leider habe ich an dem andern dreibändigen Romane Witiko (der erste Rosenberger) auch schon gesammelt und gearbeitet, so daß acht Bände in der Fabrik sind. Ich bleibe jedoch jetzt ausschließlich bei dem Nachsommer, den ich jetzt rein schreibe; weshalb Sie auch im Manuscript kein Wort ausgestrichen finden werden. Wenn Sie in dieser Gestalt das Manuscript gelesen haben, werde ich es noch einmal lesen, was höchstens vier Wochen in Anspruch nehmen dürfte. Im Sommer dieses Jahres kann der Druck beginnen. Ich habe dieser Tage einer Dame das Stück erzählt, und sie war außerordentlich darüber entzückt. Das Werk wird zwei Bände, jeden zu circa 20 Studienbogen, enthalten. Ich werde Ihnen die Hälfte des ersten Bandes in Kurzem schicken. Urtheilen Sie aber wenigstens erst nach dem ersten Bande, das Stück hat eine

tiefe Anlage, und sein Kern dürfte nicht gleich anfänglich vorspringen.

Mit meinem Amte bin ich etwas zufriedener, weil ich nach und nach lerne mir die Sachen nicht so zu Herzen zu nehmen, und gleich andern mechanischer zu arbeiten, was mir die Stimmung zu meinen Dichtungen weniger, als es früher der Fall war, verdirbt. Freilich gar kein Amt, aber auch keine andere Sorge haben, und nur dichten, wäre das Beste. Das ist aber der Himmel auf dieser Welt, und den darf kein sündiger irdischer Mensch beanspruchen.

Im Herbst war ich krank. Ich glaube, ich habe es Ihnen nicht geschrieben. Der Arzt sagte, ich hätte meine Nerven überarbeitet, ich glaube es aber nicht; denn das Dichten hat mich bisher eher erfrischt als ermüdet. Jetzt gehe ich täglich eine Stunde spazieren, welchen Befehl des Arztes ich einsah und befolge, wenn ich auch im Übrigen eben kein großer Verehrer unseres jetzigen Arzneiwesens, dafür aber ein sehr großer der Natur und der Mäßigkeit bin.

Sie schreiben uns nichts von Ihrer Gemahlin. Hat sich ihre Gesundheit gebessert? Wir beide wünschen Ihnen und Ihrer Gattin das Allerbeste für dieses neue Jahr und für alle kommenden, deren Gott Ihnen noch recht viele schenken möge.

Ich werde Ihnen zwei sehr liebe Briefe schicken, die ich erhalten habe, aber vor dem Absenden erst beantworten muß.

Was sagen Sie zu meinem Büchlein über Poesie und Kunst? Ich sende Ihnen nächstens als Probe einen Aufsatz, den ich diesem Briefe nur darum nicht beilegen kann, weil er zu Hause im Pulte liegt, dieser Brief aber in meinem Amts-

zimmer geschrieben wird. In der Form des Aufsatzes müßte vieles geändert werden, in der Idee paßte er in das Büchlein.

Wenn Sie in beide Bände des Nachsommers Vignetten geben, so dürfte es sehr an der Zeit sein, daß Geiger etwas für den zweiten Band mache. Der Vogelfütterer paßt in den ersten Band. Ich habe die Stelle eigens nach dem Bilde gemacht. Schreiben Sie mir hierüber, ich werde dann an Geiger schreiben. Axmann war sehr krank, seine Tochter schrieb uns, wir baten sie, uns bald wieder Nachricht zu geben, haben aber nun schon Wochen lang keine erhalten.

Leben Sie recht wohl, erhalten Sie uns im freundlichen Andenken, so wie wir Sie in unserer innigsten und herzlichsten Freundschaft tragen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. April 1855.

Hier folgt ein Theil des Nachsommers zum Lesen, noch nicht zum Drucken. Es sollte der Bogenzahl nach ein Viertheil der ganzen Erzählung sein, ist aber dem Inhalte noch noch nicht so viel, wie Sie selber aus der Exposition sehen werden. Da nun dieser fertige Theil über 11 Studienbogen (älteres Format) beträgt, so dürften die zwei Bände ziemlich stark werden. Drei Bände zu machen, dürfte anderweits Schwierigkeiten haben, und das Buch theurer machen. Durch ein nochmaliges Durchlesen (wie ich

Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb) wird wohl der Text etwas kürzer, die Verkürzung dürfte aber bei dem ganzen Werke zwei Bogen nicht überschreiten. Es wird sich im Verlaufe des Aufschreibens des Entwurfes bald zeigen, wie die Größe wird. Ich kann Ihnen die Blätter erst heute aus dem Grunde senden, weil März und Juli die zwei Monate sind, in denen Prüfungen stattfinden, und ich daher diese zwei Monate nicht zum Dichten kommen kann. Nun war ich gerade zu Ende Februars nicht ganz mit dem fünften Kapitel fertig, was ich doch sein wollte, damit Sie wenigstens den Eingang der Geschichte haben. Der Charakter des alten Mannes soll groß angelegt sein, darum die Festsetzung seiner jetzigen Stellung, aus der im Folgenden seine an Leid und Freud reiche Vergangenheit zum Vorschein kommen wird, an welcher, so wie an dem Wirken des Mannes in seinem jetzigen ruhigen Nachsommer, sich der junge, noch unklare Reisende entwickeln wird, dessen äußeres Schicksal sich auch mit den Personen, die in dem Leben des alten Mannes enthalten sind, verschlingt. Am Schlusse des fünften Abschnittes treten zwei Figuren auf, deren eine auf den aus seiner Unbeholfenheit sich schwer empor arbeitenden jungen Mann einen Eindruck macht, der einen Abschnitt seines Lebens bezeichnet, weil er zur Erkenntniß kommt, daß das menschliche Angesicht ein „sehr schöner Gegenstand" zum Zeichnen sei. Daß ihm der Sinn für Kunst sowohl in bildender als redender Kunst noch nicht aufgegangen ist, werden Sie aus der vorliegenden Einleitung sehen, während der alte Mann mitten in den Strahlen des reichsten Schönen steht, dem jungen Manne aber nichts aufdringt, was dieser noch nicht versteht. Ich hätte sehr gerne gewartet, bis ich Ihnen mehr Geschichte hätte senden können; aber ich weiß, Sie werden

ungeduldig sein, und so muß ich schon den unzweckmäßigen Weg einschlagen, Ihnen die Geschichte zerhackt beikommen zu lassen, was ihr, das leidige Manuscriptlesen hinzu gerechnet, nur nachtheilig sein kann. Mit Gottes Hilfe glaube ich, eine Modegeschichte voll leerer oder schlechter Menschen nicht zu liefern. Einige große, tiefgehende Gemüther sollen sich aufthun, und den Leser über sich erheben, wenn er nicht ohnehin größer ist als die Gestalten des Buches; dann wird er wenigstens sein Inneres in einem milden Abglanze außer sich erblicken.

Ich schließe drei Briefe bei, weil Sie die Mittheilung ähnlicher Sachen wünschen, nicht weil ich so eitel bin, nach Ruhm oder dergleichen zu streben. Große Freude aber macht es mir, natürliche und edle Menschen zu befriedigen; denn nur das Reich des Hohen und Wahren zu verbreiten ist mein Streben, und zu wissen, daß doch einiger Nachhalt in meinen Schriften enthalten ist, der solche Menschen in dieses Reich zieht oder darin befestigt, ist mir wohlthuend, so wie auch die Kritiken, die gerade den edlen Theil meiner Schriften angreifen, nur darum schmerzen, weil in ihnen das Unsittliche zu Tage tritt, und es mir widrig ist, nicht daß ein Unsittliches in der Welt ist (das wird immer sein), sondern daß es noch Geltung im Höchsten, was der irdische Mensch hat, in der Kunst beanspruchen will. Wären noch mehrere Menschen wie ich, nur mit größeren dichtenden Kräften, dann würde dieses Gewürm an ihnen sterben, wie die Regenwürmer an der Sonne vertrocknen, und das Wort Grillparzers würde wahr werden, daß aus Österreich die Wiederherstellung deutscher Dichtkunst ausgehen müsse. Leider ist auch ein anderer Spruch dieses Mannes wahr (Fr. v. Binzer hat ihn mir erzählt), daß die Allgemeine Zeitung zu diesem Unwesen

beitrage, da es keinen Mann für Beurtheilung von Literatur hat, und man Gedichte nicht lesen müsse, die sie lobt, und von denen sie zu noch gewisserer Abschreckung Proben beidruckt. Ich las unlängst Sternbergs Ritter von Marienburg. Ich bin wahrhaftig trotz meinem Wehren dümmer und schlechter durch dieses Buch geworden. Man weiß nicht, ist es mehr dumm und hirnverbrannt, oder ist es mehr lasterhaft, was in diesem Buche steht. — Auch in Form und Anlage steht die Roheit noch tief unter der von Eugen Sue. Das Buch hört auf, und ist nicht zu Ende; es erzählt, und rückt nicht fort; es gibt Menschen, die in Anekdoten zerhackt werden, die wieder statt Inhalt Verrücktheit oder Verruchtheit bringen — und diesen Mann nannte neulich die Allgemeine Zeitung den Feinmeister. Sollte Kolb einen derlei Berichterstatter nicht mit dem Besen fortjagen? Ich werde dieser Tage etwas über Wildermuth (ich bitte, lesen Sie die Geschichten von Ottilie Wildermuth) und den Fechter von Ravenna nach Augsburg schicken. Der Fechter, trotz seiner Fehler, ist eines der größten deutschen Werke, und, freuen wir uns, wieder ein österreichisches. In unserem Stamme liegt doch noch ein sehr gesunder Kern.

Ich lege diesem Packe auch ein flüchtiges Ding über Dichtkunst bei, sagen Sie mir, ob es Ihnen gefällt. Daß es als Einleitung zu Weiterem eine andere Form bekommen müßte, versteht sich.

Senden Sie mir das Manuscript sehr bald zurück, weil ich beim Textiren sehr oft nachschlagen muß. Auf Seite 30, zwei letzten Zeilen, werden Sie eine Lücke finden, deren Nichtausgefülltsein mir eben jetzt einfällt.

Ich habe einmal gesagt, Sie könnten im Nothfalle die April-

rate zurück behalten, weil ich 200 fl. im Februar erhielt. Ich bitte, wenn möglich, um Nichtzurückbehaltung. Ich bin ein armer Mann, der im März definitiv wurde, um 300 fl. mehr Gehalt bekam; aber 600 fl. Taxen zahlen muß, die ihm abgezogen werden. Gestern, wenn das Schicksal Einsicht hätte, hätte ich 200,000 fl. gewinnen können (mit 54ziger Loosen) — vielleicht habe ich sie? — — Theurer Freund, das wäre ein Dichten! frei, groß, mit Anschauen der ganzen Welt, ohne der Verdrehung und Verwirrung des Herzens und Geistes durch das gegenwärtige Amt.

Leben Sie recht wohl, genießen Sie die Osterfeiertage fröhlich, und empfangen Sie und Ihre liebe Gemahlin die besten und herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau.

An Louise Stifler in Klagenfurt.

Linz, am 21. April 1855.

Es ist schon unverzeihlich, daß ich Ihren lieben Brief so spät beantworte, und gewiß ist schon in Ihrem Herzen eine Stimme gegen mich laut geworden und zwar mit Recht; denn ich hätte, wenn ich auch nichts Ermitteltes hätte schreiben können, doch längst schon schreiben sollen, wie sehr mich Ihr Brief erfreut hat, um Ihnen manchen Zweifel und vielleicht gar manchen Schmerz, der in Ihrem Innern aufstieg, zu ersparen, und mich nicht in die Lage zu setzen, einem edlen Gemüthe in einem ungünstigen

Lichte zu erscheinen; aber oft, und gerade in den zartesten Lagen kettet sich ein Wirrsal aus Unbedeutendheiten zusammen, um zu trüben, was sonst gar schön gewesen wäre. Ich trage zwar die größere Schuld, einen Theil aber doch auch die Umstände. Die Erzählung wird mich, hoffe ich, doch theilweise bei Ihnen rechtfertigen. In meinen Kinderjahren hatte ich einen Vetter in Krumau, welcher bei uns in Oberplan immer der Rath Stifter hieß. Er gab mir manches Kipfel, und wenn ich nicht irre, einigemale einen glänzenden Zwanziger. Wer aber dieser Rath Stifter war, wie er mit den Stiftern in Oberplan, welches vier Wegestunden von Krumau westlich liegt, verwandt war, wußte ich nicht, fragte auch nie, da in der Kindheit um Gründe wenig Kummer herrscht, und der Herr Vetter der Herr Vetter ist, wie der Kirchthurm der Kirchthurm, selbst seine Wohnung vermag ich nun nicht mehr anzugeben. Ich hatte noch einen Vetter und eine Muhme in Krumau, der Vetter (wahrscheinlich) ein Bruder meines Großvaters mütterlicherseits war Fleischer in einer Gasse, die von dem Platze der Stadt östlich führt, und es hieß das Haus Rüpel, die Muhme (gewiß) eine Schwester desselben Großvaters war die Tabakverlegerin Duhma in der Vorstadt Lodron. Ich setze diese Dinge her, weil sie etwa einen Anhaltspunkt abgeben. Von den Jahren 1825—1826 an kam ich längere Zeit nicht mehr nach Krumau und die Verhältnisse entschwanden mehr und mehr meinem Blicke. Ich weiß nur, daß von dem Rath Stifter keine Rede mehr war, und wenn mich meine Ferien nach Oberplan führten, waren es vorzüglich die westlichen Wälder, die mich anzogen, und die ich durchwanderte, so daß Krumau in völligen Hintergrund trat. Jahre vergingen auf diese Weise. Vom Jahre 1830—1835 kam ich gar nicht nach Hause; denn

meine juridischen Studien waren beendet, und ich war in Wien beschäftigt, Geschichte, Staats- und Naturwissenschaften zu betreiben. Im Jahre 1835 war ich auf kurze Zeit in Oberplan. In den Jahren 1844 oder 1845 war ich mit meiner Gattin von Wien aus zum Besuche bei meiner Mutter in Oberplan, weil ich ihr ihre junge Schwiegertochter zeigen wollte, und damals waren wir auch in Krumau. Aber meine Großeltern, welche mit ihren Verwandten in Krumau am nächsten zusammenhingen und am liebsten von ihnen erzählten, waren todt, und wahrscheinlich waren die Verwandten in Krumau auch gestorben. Meine Kindheitsbilder waren von anderen Zeiten und Gefühlen in eine ferne Vergangenheit gerückt, und so war der Tag meines Aufenthaltes in Krumau für verwandtschaftliche Verhältnisse verloren. Als ich mich der Dichtkunst zuwandte, weil mich ein Herzenszug immer zu ihr führte, kam die liebe Jugend- und Kinderzeit wieder in mir zum Vorscheine und erzählte mir rührende, märchenhafte Dinge. Jetzt bedauerte ich, manche Dinge mir nicht gemerkt zu haben, namentlich die Lieder, die Erzählungen und Verwandtschaftssagen der Großmutter väterlicherseits, welche eine lebendige Chronik und Dichtung war, gänzlich, obwohl ich als Kind von ihnen so entzückt war, vergessen zu haben. Nur ein blasses Bild konnte ich von dieser Frau in das Haidedorf bringen, ihre merkwürdige, von den Oberplanern nicht gekannte Gestalt aber in tiefen Zügen zu fassen will mir nicht mehr gelingen. Meine herrliche Mutter, ein unergründlicher See von Liebe, hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Theil meiner Schriften geworfen, mein edler, nur zu großmüthiger Vater ist noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns schon, da ich 11 Jahre alt war,

durch einen gewaltsamen Tod entrissen wurde. Ein Flachswagen erschlug ihn zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich. Wenn Ihr Großvater, den Sie Stadtanwalt heißen, der Rath Stifter war, dann sind wir verwandt. Ich wußte aber hierüber nichts, und sandte Ihren Brief meiner Mutter, die jener Zeit viel näher stand und gewiß Auskunft geben kann. Um Schreibereien zu ersparen, die doch gewiß niemals das lebendige Wort und Frage und Gegenfrage ersetzen, und um die Mutter wieder zu sehen, kündigte ich zugleich meinen baldigen Besuch in Oberplan an; aber diesen Besuch verzögerten Amtsdinge, Schneemassen, Wetterverhältnisse ꝛc. und so schrieb ich auch immer nicht an Sie, weil ich endlich etwas Gewisses schreiben wollte, und so gerieth ich in einen Fehler gegen Sie, den ich mit diesen Zeilen, die nun auch nichts Näheres sagen können, weil ich noch immer nicht in Oberplan war, sühnen möchte. Etwa kann ich im Mai den frühlingsgrünenden Hochwald wieder sehen. Dann sende ich Ihnen so viel Ahnenhaftes, als ich auftreiben kann.

Wenn wir nicht verwandt wären, wäre es fast ein Wunder. Die äußeren Verhältnisse machen es glauben, und der innere Zug spricht zu deutlich. Ihr Herz ist das unserer Familie, aus jeder Zeile sprach es mich so an, so empfinden wir, so offen und rein sind unsere Gemüther, so gütig sind wir gegen die Welt; ich gewann Sie aus Ihrem Schreiben so lieb wie eine Tochter (Sie könnten es sein, denn ich bin 48 Jahre alt). Auch der Zug, daß Ihr Herz sich meinen Schriften hingab und dieselben für Sie lebten, zeigt die gleiche Geisteslage, und wenn Sie sagen, daß Sie durch dieselben zum Theil erzogen wurden, so ist diese Wirkung (ähnliche Äußerungen sind mir auch schon von anderen Seiten zugegangen) der schönste Lohn für mich; denn daß mir

edle Herzen zugethan sind, darnach geize ich sehr, Ruhm dagegen ist mir gleichgiltig, und Streben darnach völlig fremd. Ich weiß, wie sehr meine Schriften fehlerhaft sind, wie weit sie hinter meinem Willen bleiben, und darum ist es mir Freude, wenn ich doch durch sie manche Blume in manchem Herzen blühen sehe; denn das Hohe, das Schöne ist es, was sie darstellen möchten. Wenn Ihre Schwester Ihren Vater einen edlen, großherzigen Mann nennt, so hat sie eigentlich auch meinen Vater gemeint, und ich gedenke nie seiner unwürdig zu werden, wie ja meine Brüder und Schwestern es auch nicht sind. Es wäre dieser geistige Zug kaum erklärlich, wenn nicht Bande des Blutes vorhanden wären. Von meinen Bildnissen ist nur eines ähnlich, es war im Jahre 1848 in dem Taschenbuche Iris. Wenn Sie es wünschen, so sende ich es Ihnen zur Vergleichung mit den Zügen Ihres Vaters.

Sind Sie aber trotz allem meine leibliche Muhme nicht, so sind Sie es geistig, und gestatten Sie mir in diesem Falle, Sie und Ihre Schwester Josephine an Muhmenstatt anzunehmen. Meine Gattin war über ihre beiderseitigen Schreiben entzückt, sie sagte, das müssen unschuldige, reine, gutherzige, guterzogene und begabte Mädchen sein. Wir beide lieben Sie beide schon auf Abrechnung wahrscheinlicher Verwandtschaft, und wie wäre es, wenn ein Mühmchen etwa einmal ein wenig zu uns käme, und uns etwa auf einige Wochen, oder wie lange sie will, besuchte? Es dürfte ja von Klagenfurt nicht schwer nach Wien zu kommen sein, und von Wien führt das Dampfboot bis zu den Fenstern meiner Wohnung in Linz.

Lassen Sie mich meine Saumseligkeit nicht entgelten. Zeigen Sie dieses Schreiben Ihrer Schwester Josephine, es gilt auch ihr,

und antwortet mir sehr bald und sehr viel. Ich kann nur den Wunsch aussprechen, erhaltet Euer Herz und Euer Leben so lieb und rein, wie es aus den Briefen spricht, und Ihr habt das schönste innere Glück, dem ein äußeres, wie es auch sei, nichts anzuhaben vermag.

Melden Sie Ihrer verehrten Mutter meine und meiner Gattin Hochachtung und unseren Glückwunsch zu wohlgerathenen Kindern, das höchste Glück, was eine Mutter haben kann. Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie.“

Sie sehen, ich plaudere, als wären Sie schon meine Muhme, seien Sie es vorläufig, bis die Bestätigung kommt, und plaudern Sie auch recht viel zu Ihrem Sie liebenden Vetter.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. Juni 1855.

Seit ich neulich in der Allgemeinen Zeitung eine schöne Schilderung jenes Theiles des Böhmerwaldes gelesen habe, in welchem gerade Witiko spielt, bekam ich einen ordentlichen Heißhunger an Witiko zu arbeiten. Erschrecken Sie nicht, ich that es

nicht. Ich sperrte im Gegentheile den Witiko in das Burgverließ, von wo er das Licht des Tages nicht eher erblicken soll, bis der letzte Bogen Nachsommer an Sie abgeht. Lesen Sie in der Außerord. Beilage der Allg. Zeitung Nr. 167 oder 168 den Artikel nach, wenn er Ihnen entgangen sein sollte. Witiko ist der erste Rosenberg, der Erbauer vom Witikohaus im Böhmerwalde (Wittinghausen), welches das Schloß der beiden Schwestern im Hochwalde ist. Die Einwanderung des Jünglings Witiko aus Passau (er war ein Mann des Bischofs von Passau und wurde an den Herzog von Böhmen geliehen), sein Wandern durch den Böhmerwald, seine dortigen Schicksale, besonders auf dem Punkte, wo er dann Witikohaus baute, sein Emporkommen, sein Zusammenhang mit den drei Rosen, dem Zeichen der Witiker (Rosenberger), der Ursprung des Namens Witiko-Au (Wittingau, Stadt in Böhmen) und die Anbahnung des späteren Glanzes der mächtigsten Dynasten, die Böhmen je gehabt, gleichsam der Könige Südböhmens, ist Gegenstand des Buches. Dann folgt Peter Wok der Witiker (Gründer von Hohenfurt), und endlich kommt Zawesch, nach Palacky der größte Mann seines Jahrhunderts (ob wahr, weiß ich nicht, gewiß aber vielleicht der geistreichste), vermuthlich Verfasser der Königinhofer-Handschrift. Wenn ich nur über diesen letzteren Punkt quellengemäße Handhaben gewinnen könnte. Das wäre der glänzendste Zug des Romans, die Entstehung dieser Schrift in das Leben dieses Mannes zu verflechten.

Es dürfte gut sein, da wir uns kaum mehr vor Beginn des Druckes schreiben werden, uns über den Preis des Nachsommers zu verständigen.

In dieser Hinsicht glaube ich nicht unbescheiden zu sein,

wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwerth haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder der bloßen Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemüthes. Jetzt haben sie das Publikum, welches ein einfaches, reines Gemüth besitzt, sie helfen sich aber dieses Publikum vermehren. Wenn fernere Schriften in demselben Sinne wirkten, und mit größeren Kräften als ich, so würde dieses Publikum sehr schnell wachsen. Auf dem Gebiete aller Künste ist jetzt ein Umschwung zu ersehen, Reinigung von dem Schlamme jüngster Zeiten, sogar die Politik wirkt in diesem Sinne, und in der Dichtkunst zeigt sich wieder die Sitte. Einzelne, fast krampfhafte Versuche, das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutischen, sind eher Bundesgenossen des Guten als Feinde. Der Fechter von Ravenna, trotz seiner Fehler, ist in dieser Beziehung eine gewonnene Teutoburgerschlacht, und mein Glück wäre es, wenn ich in greisen Tagen noch erlebte, daß ein deutscher Dichter aufstünde, der Göthe's und Schillers Geist vereinte, es wäre dann der größte aller bisherigen Zeiten, und da beide genannte Dichter so erschöpfend die zwei Pole deutschen Volkes darstellen: Objectivität (die sich in allen unsern, oft kindisch gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt) und Idealflug (der in unsern oft edlen, oft phantastischen Anstrebungen sich kund thut), so ist fast mit Nothwendigkeit zu vermuthen, ein Dichter werde einmal beides, also ganz recht urdeutsch sein. Wenn ich dann im hohen Alter ein Werk von diesem Manne lesen könnte, würde ich gerne sterben, sagend: „Bin ich auch tief unter diesem Manne, ein Vorläufer war ich doch."

An Joseph Axmann.

Linz, am 26. Juli 1855.

Nur die ungeheuere Arbeitslast, welche ich stündlich und wochentlich zu wälzen habe, macht es, daß ich so selten zum Schreiben komme, den liebsten Freunden kann ich nicht schreiben, und darum erhältst auch Du so selten einen Brief von mir. Diese Zeilen haben hauptsächlich den Zweck, Dir zu sagen, daß am Ende dieses Jahres ein Werk in drei Bänden von mir erscheint, zu dem Du noch zwei Vignetten stechen sollst und zwar in der Größe des alten Vogelfreundes, der zum ersten Bande gehört. Heckenast wird eben in Wien sein und vielleicht auch mit Dir gesprochen haben. Geiger soll die Zeichnungen machen — ach Gott, wenn er sie nur bald machte! Ich lege hier an ihn einen Brief bei, sei so gut, ihm denselben sogleich zukommen zu lassen. Ich weiß nicht, ob er noch in der alten Wohnung wohnt, oder ob man ihm einen Brief auf die Akademie adressiren kann. Für alle Deine mir übersendeten Sachen danke ich Dir herzlich. Wenn ich auch, wenn wir bei einander wären, hie und da an Kleinigkeiten nergeln würde — Du weißt ja, wie ich bin, ich suche an einem Kunstwerke wie ein Trüffelhund herum — so nergle ich nicht in diesem Briefe, und sage Dir, daß ich Deine Arbeiten bewundert habe. Es ist mir leid, daß ich nicht in Wien bin, daß wir über diese Dinge reden könnten. Wärme und

Innigkeit zeichnen Deine Arbeiten aus. Ich bin kein so großer Kenner der Technik; aber ich bin kein schlechter der Poesie, und wo in einem plastischen Werke letztere fehlt, gebe ich keinen Heller für die Technik. In der Technik mag Dir mancher gleich sein, an Gefühl des Vortrags nicht so viele. Man dürfte das Urtheil anfeinden, immerhin, ich sage es als meine Überzeugung, so wie ich aus Überzeugung sage, die Stecherzunft hat fast noch mehr Brotneid als die Malerzunft. Der wahre Künstler steht aber über der Zunft. Der Kefermarkter Altar ist bis auf den Fuß fertig. Ob der Fuß (der Altar ist eine Monstranz) auch noch gemacht wird, weiß ich nicht. Vielleicht sende ich Dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß Du vorläufig einen Begriff bekommst. Wie hoch der Stich käme, wirst Du dann auch beiläufig sagen können. Der Altar ist jetzt unbeschreiblich schön.

Mit dem Wunsche, daß es euch allen recht wohl gehe, und mit vielen Grüßen an Dich, Deine Frau und Deine Angehörigen schließe ich dieses Schreiben.

An Gustav Heckenast.

Jokel Hiesel, am 23. August 1855.

Sie werden aus der Ortsbestimmung dieses Briefes, wenn Sie die letzten Aufsätze Hochstätters über den Böhmerwald in der Allg. Zeitung gelesen haben, sehen, wo ich gegenwärtig mich aufhalte. Ich sitze am südlichen Fuße des Dreisesselberges im Hause

des Herrn Rosenberger, welches Haus in der Volkssprache Jokel Hiesel heißt. — Rosenberger ist ein wohlhabender Mann, der hart an dem Walde ein sehr bequem eingerichtetes Haus mit Feldbau und Handel besitzt, und ausgezeichnetere Reisende in diesem Hause aufnimmt, während das eigentliche, von ihm erbaute und in Pacht gegebene Gasthaus etwas weiter abseits steht, und für die gewöhnlichen Gäste bestimmt ist. Zu den Ausgezeichneten rechnet er auch mich, und ich wohne daher mit Frau und Ziehtochter in zwei sehr hübschen Zimmern, und bin mit guten Bequemlichkeiten, sehr guten und billigen Lebensmitteln und unaussprechlich herrlichem Wasser und unaussprechlich herrlichem Walddust bewirthet. Sie werden nun fragen, wie ich hieher kam. Mein Amt und mein Verleger trägt die Schuld. Schon im vorigen Jahr nach den Prüfungen und nach einer längeren Reihe von Tagen, an denen ich unausgesetzt an dem Schreibtische saß (täglich bis 9½—10 Uhr Abends), ohne einen einzigen Spaziergang zu machen, empfand ich allerlei seltsame Dinge an meinem Körper, denen ich keinen Namen geben konnte, und auf die ich nicht achtete, weil ich von Jugend an einer sehr rüstigen und fast unverwüstlichen Gesundheit genoß. Ich ward reizbar, mürrisch, erschrack, wenn ein Federmesser zu Boden fiel, und, was ganz lächerlich war, fürchtete mich, wenn ich im Wagen saß und auf eine Inspection fuhr. Später kamen Wallungen im Kopfe dazu. Ich fragte endlich einen Arzt, meinen Freund Bergmann, welcher erklärte, meine stets sitzende Lebensweise sei Schuld. Ich lachte ihn aus, und sagte, daß ich das mehr oder weniger immer gethan habe, seit meine großen Jugendwanderungen vorbei seien, und daß es mir nie geschadet habe. Er erwiederte, diesem vielfachen Jugendwandern und meinem abgehärteten Körper verdanke

ich es, daß es nicht viel ärger sei. Nach drei Monaten, in denen ich bei mäßigem Essen Bewegung machte, kalte Waschungen und auflösende Mittel in geringem Grade anwandte, war ich wieder heiter und fröhlich wie früher. Ich hielt nach und nach die Sache für ein vorübergegangenes Unwohlsein, und dachte zuletzt gar nicht einmal mehr daran. In diesem Sommer aber machte ich es mir zum Gesetze, eine gewisse Arbeit täglich zu verrichten, um ja gewiß am 15. October Ihnen den letzten Theil des Manuscriptes übergeben zu können. Es ging recht gut. Ich machte meine Amtssachen und meine Schriftstellerei und letztere auch noch an Tagen, an denen ich zehn Stunden bei Prüfungen zugebracht hatte. Da stellten sich ähnliche Erscheinungen wie im vorigen Jahre ein. Ich trotzte anfangs, und glaubte mit etwas Spazierengehen die Sache zu beschwichtigen. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen einmal schrieb, daß die Abgabe des letzten Manuscriptes am 15. October schwierig sein dürfte. Ich empfand damals das Übel schon; allein nach wenigen Tagen steigerte es sich so, daß wieder die Nerven angegriffen waren, das Drücken zunahm, Unlust und Unruhe sich einstellte und selbst die Verdauung tt. Bergmann sagte, daß, wenn ich nicht in der That nachhaltig mein Leben ändere, ich wie die meisten Beamten die Bureaukrankheit bekommen würde. Ich ging daher in meine Heimatluft, und da ich fünf Jahre keinen Urlaub nahm, will ich jetzt wenigstens drei Wochen hier zubringen. Der Herr Statthalter, dem ich schrieb, wird es wohl bewilligen. Ich bin seit 19. hier, und wie durch ein Wunder fangen alle üblen Erscheinungen zu verschwinden an. Ich trinke das Wasser, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald besteht, mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit kommt, von der sich niemand

eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat, und da der Granit wenig Lösliches hat, so ist das Wasser auch so rein, als wäre es destillirt, und da der Granitpanzer der Sonne undurchdringliche Hindernisse entgegenstellt, so ist das Wasser auch stets gleich frisch. Ich wasche mich mit diesem Wasser, und nachdem ich den Vormittag verschrieben habe, gehe ich am Nachmittage in dem stillen, ungeheuer weiten Thale, oder in dem noch stilleren Walde herum. Ach Gott, könnte das so fortdauern!! Welche Werke dürften da entstehen! Hätte ich hier ein Häuschen, meine Blumen, meine Zeichnungen bei mir, jährlich ein paar Monate bei Freunden in Wien — was wäre das für ein Himmel!! Ich glaube, es wäre ein bescheidener Himmel, oder ist der Wunsch doch so hoch, daß ihn der Himmel, der oberhalb uns ist, immer versagt? Ich werde jetzt, da ich zum zweitenmal gemahnt bin, ein Leben einführen, daß eine dritte Mahnung nicht mehr nöthig ist. Ich werde mir die nöthige Bewegung nie mehr entziehen, und ein heiterer Geist wird dann die Amtsdinge in weit kürzerer Frist abthun, als es ein träger vermochte. Die unabwendbare Folge meines körperlichen Übels ist auch, daß ich bis zum 15. October nicht fertig sein kann. Wie sehr es mich schmerzt, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken. Ich will mich aber bestreben, die Sache weit schöner zu machen, und Ihnen dann anheim geben, wie weit Sie die Bedingungen abändern wollen oder müssen. Die Einleitung ist viel besser, Sie werden sehen, wenn Sie die nächsten Blätter erhalten, daß sie ganz neu geschrieben ist. Ich werde jetzt fleißig Sendungen machen; denn es beginnt hier sehr gut zu gehen. Mein einziger Trost in dieser Sache ist, daß Geiger ohnehin nicht fertig geworden wäre. Bei allen künftigen Werken werde ich schon Sorge tragen, daß sie im

Herbste erscheinen können. Schreiben Sie mir hieher und senden Sie mir auf meine Kosten ein Exemplar des Hochwaldes, hübsch gebunden, für den Herrn Rosenberger, damit ich ihm einige Gedenkworte hinein schreibe. Es kommen in neuerer Zeit sehr viele Besucher hieher. Rosenberger sagt, daß gegen Ende August und Anfangs September fast kein Tag vergeht, an dem nicht eine, oft sogar zwei Gesellschaften kommen, den Dreisesselberg oder den Blöckenstein und den See zu besuchen (die Entfernung beträgt zum Dreisesselberg 1 ½, zum See 2 ½ Stunden). Rosenberger hat sich den Hochwald schon mehrmals gekauft, und immer ist er wieder von Freunden entführt worden. Ich sagte neulich zu ihm, ich werde Ihnen schreiben, daß Sie hier einen Stand mit diesen Büchern aufrichten sollen, wie bei Wallfahrtskirchen Bilder mit den Wundern des Heiligen verkauft werden, der in der Kirche verehrt wird. Die bei weitem meisten Besuche kommen von Deutschland herüber. Gestern waren fünf Passauer da und sechs Personen aus Wels. Ich glaube, daß der Arzt doch nicht ganz und gar Recht hat. Ein Moment weiß er nicht, und ahnt er nicht, ich halte es aber für groß, vielleicht für das größte, was auf mein Übel Einfluß hat, den Schmerz, der beständig an mir nagt, daß ich, der ich mich zu höheren Dingen berufen glaube, an ein unersprießliches Amt gekettet bin, und ferner, daß ich, der ich den Umgang gebildeter, edler Menschen genossen habe, an größtentheils unwissende und bis zu einem gewissen Grade rohe Menschen angewiesen bin. Eben geht wieder eine Gesellschaft Männer, Rosenberger mit ihnen, zum See hinauf. Ich möchte heiße Thränen weinen, daß ich nicht mitgehen kann. Es ist gewissermaßen mein See, und ich kann ihn nicht sehen. Aber ich will doch während meines jetzigen Aufenthaltes in dieser

Gegend noch hinauf gehen, und einen ganzen Nachmittag an seinem Ufer sitzen. Ich las vorgestern in der Passauer Zeitung, daß in Pilis-Maróth bei Gran ein specifisches Mittel gegen die Cholera gefunden worden sei, nämlich der Saft der Wachholderbeeren. Unter 35 Kranken sei auf dieses Mittel kein einziger gestorben. Mir fiel der Name auf. — Ist denn nicht Ihr Landhaus bei Gran? Und wenn es so ist, wissen Sie von der Sache etwas?

Ich hoffe, daß es mir erlaubt sein wird, den ganzen September hier zubringen zu dürfen. Dann muß ich noch nach Oberplan zu meiner Mutter gehen und dort einige Tage zubringen. Wer weiß, wann, und ob ich sie darnach wieder sehe. — Rosenberger kommt jetzt (ich setzte den Brief Nachmittags fort) vom See zurück, und 18 Personen folgen, von denen ein Theil von Neu-Reichenau in Baiern hinaufgestiegen ist, und über den Jokel Hiesel (man spricht hier Jogl Hiesl) zurückkehrt.

Schreiben Sie mir bald und freundlich, tragen Sie einen Theil meines Geschickes mit, und denken Sie dabei, daß Sie es für einen sehr ergebenen und aufrichtigen Freund thun.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 30. August 1855.

Ich habe Ihren letzten Brief hieher nachgeschickt erhalten, und er hat mir neuerdings das Herz schwer gemacht. Bei meiner Berechnung war eine Krankheit gar nicht in Anschlag gebracht. Es war mir in der That nicht möglich, seit den ersten zwei Sendungen etwas zu arbeiten. Schon damals war das Übel eigentlich da; aber ich glaubte, es überwinden zu können. Ich habe an den Herrn Statthalter geschrieben, und ihn um einen einmonatlichen Urlaub gebeten. Ich zweifle nicht, daß ich ihn erhalten werde, es wird aber ganz gewiß eine Verlängerung nothwendig werden, und am liebsten wäre es mir, wenn ich bis zum 1. November hier bleiben könnte.

An Geiger hatte ich schon vor Empfang Ihres vorletzten Briefes geschrieben, und habe von ihm eine sehr liebe und schöne Antwort erhalten. Ich will alles thun, was ich kann, und keine größere Freude könnte mir widerfahren, als wenn Sie Ihren Wunsch erreichten, und das Buch doch noch in diesem Jahre versendet werden könnte. Welcher ist denn der letzte Termin der Versendung? — und ist denn der Stich noch möglich, ohne überhudelt zu werden? — Wird nicht der Titel eigens gedruckt? — ich möchte dem Buche eine Widmung, vielleicht eine kleine Vorrede vorsetzen. — Schreiben Sie mir recht bald, ich bitte Sie, ein Brief von Ihnen erfreut mich immer. Ich habe wohl gesagt, daß

Sie die Briefe über Passau adressiren mögen. — Gestern machte ich bereits einen Spaziergang von $^3/_4$ Stunden in eine Glasfabrik und $^3/_4$ Stunden zurück. Ich spürte keine üblen Folgen. Mein größtes Gut ist das hiesige Wasser. Herr Rosenberger führte dieser Tage in Person eine Gesellschaft an den See. Ich hatte leider nur das Nachsehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. December 1855.

Um nicht endlich einen ernstlich bösen Brief von Ihnen zu bekommen, muß ich zuvorkommen, und Ihnen schreiben, wie alles steht, obwohl ich diesen Brief erst mit einem Packe Schriften schicken wollte. Es ist ein wahres Glück, daß ich krank geworden bin; denn das Buch wird jetzt viel schöner. Am 18. October bin ich, nachdem ich noch einige Zeit bei meiner Mutter zugebracht habe, wieder in Linz eingetroffen, konnte aber vor zu viel angehäufter Arbeit erst im November zu etwas Ernstlichem an meinen Manuscripten kommen.

Was die Arbeit neuerdings langsamer macht, war eine merkwürdige Erscheinung, welche mir bei diesem Buche zum ersten Male geschieht, es gefällt mir nämlich das Buch in der Correctur, was mir noch nie geschah. Dieses Gefallen hat mir eine solche Liebe zu dem Werke eingeflößt, daß ich noch an keinem mit dieser Wärme gearbeitet habe. Ich kann sechs Stunden dabei sitzen, ohne zu ermüden, und allemal ist es mir unangenehm, daß

die gegebene Zeit vorüber ist, und ich aufstehen muß. Diese Liebe aber und diese Wärme, welche, wie ich meine, sich auch dem Buche mittheilen dürfte, daß es reiner, edler, künstlerisch abgerundeter wird, geht sogleich verloren, sobald ich Theile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich darf Ihnen also nichts senden, was mir selber nicht gefällt. Mit je größerer innerer Befriedigung ich ein Päckchen fortsende, desto schöner wird das Folgende. Ich arbeite es daher aus, so gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert, und neu geschrieben wird. Sie werden bei dem Gesendeten aus der neuen Farbe der Tinte sehen, daß alles neu geschrieben ist. Wenn das, was ich jetzt senden werde, ausgedruckt ist, lesen Sie mir zu Gefallen alles bis dahin Gedruckte, es enthält die sogenannte Exposition, die Darstellung der Grundlage, auf der das Kunstwerk stehen wird. Sagen Sie mir dann, ob es Ihnen den Eindruck macht, daß auf dieses Gestelle ein ruhiges, edles und höheres Werk zu erwarten ist, als der Markt gewöhnlich bringt. Ein fremdes Auge urtheilt sicherer, als das des Verfertigers, und auf das Ihrige habe ich ein Zutrauen. Ich habe es nicht zu allen; denn das darf ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, daß, wenn ich die jetzige Literatur im Allgemeinen (natürlich die Ausnahmen abgerechnet) und leider auch die Menschen im Allgemeinen betrachte, meine Bücher über beiden stehen, in so weit es sich um Sitte, Einfachheit und Ruhe handelt, und daß daher das Urtheil verschieden ausfallen muß, je nachdem der Leser jenen Eigenschaften näher steht, oder ferner. Ich spreche es wieder mit Schmerz aus, was ich schon so oft gesagt habe. Unsere Literatur liegt im Argen, und ein Mann, der mit mir die Einfachheit und das sittliche Bewußtsein gemein hätte, mir aber an Dichter-

Bayerische Staatsbibliothek München

begabung weit überlegen wäre, sollte aufstehen, er würde der Erneuerer unserer gesunkenen Kunst sein, und die Ehre des Jahrhunderts retten. Den großen Grillparzer rechne ich noch zu der früheren Zeit. Seit er schweigt, ist der Unfug erst losgegangen. Halm schwankt, und ist zu wenig streng, selbst im Fechter (wenn er der Verfasser ist), obwohl dieser ein Riesenfortschritt ist. Ein neuer, gewaltiger Mensch wird aufstehen, und mit einfachen aber allmächtigen Schlägen den Flitter, die Gespreiztheit und die Selbstsucht, und endlich, ich kann es wohl sagen — die Schlechtigkeit zerschlagen, womit jetzt das Götterbild der Kunst behängt wird. Schiller, so groß er ist, hat durch den falschen Glanz, den er der keuschen Muse geben zu müssen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Übel beigetragen, noch immer wird Götzendienst mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, sondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltlosigkeit seines Gewissens und dem Prunk seines Talentes hat unendlich geschadet. Dazu kam der einseitige, oberflächliche Liberalismus, der die echte Freiheit eben so schändete, wie die pausbackige Poesie die Kunst, und auf diese Weise kamen die Zustände, die sich im neuesten Leben, in der Kunst und im Staate, namentlich in der sogenannten Revolution so erbärmlich zeigten. In der Kunst erwarte ich noch immer den Mann, von dem ich oben sagte: Er wird kommen, ihm wird sich ein Kreis zuschaaren, und das Leben und alles, was mit ihm zusammenhängt, also auch der Staat wird sich heben. Dann werde ich vielleicht im Grabe die Genugthuung haben, daß gesagt wird, er hat mit seinen anspruchlosen Schriften angedeutet, was eine spätere Zeit und große Menschen mit hinreichender Kraft ausgeführt haben. — Aber ich komme

wieder in die leidigen Klagelieder. — Es wird viel von einem Romane von Freytag aus Berlin geredet „Soll und Haben". Ich bin leider in der jetzigen ungeheuren Theuerung, und bei einem monatlichen Abzuge von 40 fl. 50 kr. C.M. (bis ich meine Taxen 500 fl. für die definitive Anstellung gezahlt habe) nicht im Stande 10 fl. C.M. für zwei Bände auszugeben. Hier hat niemand das Buch, und so konnte ich es noch nicht lesen. Auch bange ich ein wenig vor der Berliner Poesie. Man rühmt aber dem Buche die größte Einfachheit nach und die schönste Sitte, was mich sehr lockt. Wenn Sie es gelesen haben, schreiben Sie mir ein paar Worte darüber. Ich werde es doch wohl auch einmal zu sehen bekommen.

Eigentlich ärgere ich mich über gar kein Unglück so sehr, als über Schändung der Kunst (die Käufer und Verkäufer hat ja der Heiligste einmal im Zorne mit einem Stricke aus dem Tempel gejagt). Ich gehe hier gar nie (mit seltner Ausnahme) ins Theater, weil sie scheußlich spielen. Mit der Musik ist es so so — besser geht es jetzt mit der bildenden Kunst, wir haben heuer Meisterwerke auf der hiesigen Ausstellung gehabt. Bezüglich Ihrer Cholera-Brochure (Wachholder) bin ich noch nicht im Klaren. Der Fall, daß 135 Cholerakranke in Pilis-Maróth durch Wachholder geheilt wurden, und daß kein einziger gestorben sei, welchen Fall ich in der Passauer und Allg. Zeitung las, steht gar nicht in dem Büchlein. Wissen Sie etwas über diesen Fall?

Ich habe Sie nun lange genug geplagt — doch noch eins, unser Statthalter hat mir jährlich vier Wochen Urlaub zugesagt, darf ich einmal zu Ihnen auf die Weinlese kommen, z. B. heuer, wenn der Nachsommer vom Stapel gelaufen ist? Wie steht es

mit Geigers Wallenstein? Wir haben ein paar Briefe über den Stoff gewechselt, und dann schwieg Geiger davon. Ich habe ein herrliches Bild erwartet.

Leben Sie recht wohl, nächstens sende ich Ihnen wieder ein paar sehr liebe Schreiben, die ich erhalten habe. Ein Exemplar Narrenburg habe ich bekommen, ich danke. Das Mädchen in der Vignette ist herrlich, überhaupt das ganze Bild, ein klein wenig stören mich die Oberfüße des Mannes, die zu sehr herrschen.

Alles Herzliche, Schöne, Erfreuliche und Glückliche zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gattin von uns beiden. Mögen Sie beide gesund und heiter noch eine Reihe von Jahren erleben, und mir und meinem guten Weibe, die mich sehr treu gepflegt hat, und meine Unarten ertrug, ein wenig gut bleiben. Weil ich von Krankheit rede, so muß ich Ihnen doch auch berichten, daß ich jetzt sehr gesund bin, daß ich um eine Faust schlanker bin (dies zeigt meine Uniformkuppel) und daß ich bei dem Getränke eines sehr gewässerten Weines und täglichem Spazierengehen von wenigstens einer Stunde von den leidigen Anschoppungen in Zukunft frei zu bleiben hoffe. Habe ich kein Amt mehr, dann gehe ich erst recht spazieren wie in früheren Jahren.

N. S. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich den Schauplatz des Hochwaldes besucht habe?

1856.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. Februar 1856.

Das Wichtigste und Schmerzlichste in Ihrem Briefe ist mir und meiner Frau die Nachricht von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin. Wir nehmen den innigsten Antheil, und bitten Sie beide, uns recht bald wieder eine Nachricht zukommen zu lassen. Gebe Gott, daß sie eine vollkommen befriedigende sei.

„Die Geiger'schen Bilder*) wollte ich selber nach Wien bringen, ich hegte die Hoffnung, daß mir ein kleiner Aufenthalt in Wien würde möglich werden — aber die Sache wird zu Wasser, da ich eines Theiles schwer abkommen kann, und anderen Theiles die Auslagen scheuen muß. Weshalb ich aber hauptsächlich nach Wien wollte, war, mit Geiger persönlich zu sprechen, weil die Bilder nicht passen. Sie sind an sich sehr schön, ja sogar äußerst lieblich, und ich würde mit Freuden zu diesen Bildern eine Geschichte schreiben; aber nun ist die Geschichte geschrieben, und die Personen in derselben sind ganz andere. Die Frau und ihre Tochter gehören einer sehr reichen Kaufmannsfamilie an, und sind mit Luxus umgeben, wenn auch ihr Anzug stets einfach ist.

*) Zum Nachsommer.

Mutter und Tochter haben eine hohe Bildung. Die Personen auf den Bildern gehören den untern Ständen an, bei der Frau ist der Rock von zu derbem Stoffe, der Fuß zu groß. Das Mädchen ist in einem Stübchen, das in der ganzen Erzählung gar nicht existirt. Sie ist ideal schön, und was von alterthümlichen Geräthen da ist, gehört zu den reichsten und vornehmsten. — Was ist nun zu thun? Ich schreibe heute auch an Geiger, und bitte ihn selber um Rath. Ich sende ihm ein paar Blätter Manuscript zu, in welchen Mutter, Tochter und Geräthe beschrieben sind. Das Beste wäre freilich eine persönliche Zusammenkunft und neue Bilder. Wie wäre es, wenn Geiger den ersten Band durchläse, er enthält alles, was Geiger wissen muß, ja vielleicht könnte Geiger eine andere Situation angeben, für die er sich begeisterte; denn ich hoffe, daß ihm das Buch gefallen wird. Er könnte den ersten Band im Drucke lesen; denn in zwölf Tagen sende ich Ihnen das letzte Kapitel. Kurz, ich bitte um sehr baldige Antwort, und ich werde Ihnen Geigers Antwort auch mittheilen. Denken Sie ja nicht, daß ich etwa zu vorschnell urtheile. Ich halte nicht etwa die Bilder für schwach, nein, sondern für ausgezeichnet; nur sind die Personen im Buche entschieden vornehme Leute, sie haben eine Loge im Hoftheater, das Mädchen im Stübchen macht den Eindruck eines armen, aber höchst lieblichen Mädchens. Daß ich Geiger so schreiben werde, daß er nicht beleidigt wird, werden Sie wohl glauben. Ich möchte nur wissen, wie das Mißverständniß entstanden ist. Ich glaube, Geiger genug instruirt zu haben. Ich habe ihm einmal die ganze Geschichte erzählt, und habe ihm über die Situation der zwei Bilder geschrieben. Vielleicht habe ich, der ich in meiner Idee schon befangen war, doch die Ausdrücke nicht so genau

gebraucht. Ich mache mir alle möglichen Vorwürfe, und bedaure bitter, daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie können dies schon daraus schließen, daß ich eigens habe nach Wien reisen wollen, um Alles ins Reine zu bringen.

Daß Sie hätten die letzte Sendung im Manuscripte lesen sollen, habe ich nicht gemeint, sondern in den Abzugbögen. Das thun Sie mir wohl auch zu Liebe, nicht wahr?

Ich bin unterbrochen worden, und muß mich daher kürzer fassen, als ich wollte. Mit dem Buche „Soll und Haben" ist es mir sonderbar ergangen. Es ist eigentlich nicht das, welches ich lesen wollte. Ich fand einmal in der Allg. Zeitung eine Kritik eines Buches, welches sehr einfach und edel sein soll und sehr gelobt wurde. Es spielt zum Theile in Ischl. Ich verwechselte wahrscheinlich die Titel, und habe nun durch Ihre Güte „Soll und Haben" gelesen, bei welchem ich stets auf die angerühmte Einfachheit wartete. Ich errieth erst ziemlich spät meinen Irrthum. Ich werde Ihnen einmal ausführlicher darüber schreiben. Ihre Kritik ist so ausgezeichnet trefflich, daß sie nach meiner Meinung sogleich sollte gedruckt werden. Wenn Ihnen nun hie und da von meinen Sachen etwas gefällt, so bin ich jetzt doppelt stolz darauf. Ich habe immer viel auf Ihren Geschmack gehalten; aber diese Tiefe des Urtheils (Sie verzeihen mir wohl, daß ich das sage), wie sie in Ihrem letzten Briefe über Freytags Buch vorkommt, hat mich doch überrascht. Freytag geht es in der Poesie, wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. — Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere, als das Genie — nur

auf das Ganze kommt das Talent nie. So auch Freytag. Er hat lauter Theile, die nie ein Bild machen, man muß in den drei Bänden ewig neu anfangen, keine Begebenheit bleibt sie selber, kein Charakter bleibt er selber, und immer hat man an Erlebnissen keine Freude. Z. B. Nichts ist trefflicher als das zähe und geduldige Warten des Veitel Itzig auf den Baron auf der Stiege mit dem Wechsel, ferner nichts natürlicher, als der Mord in der Situation Veitels mit dem Betteladvokaten — nur ist es ganz unmöglich, daß dieselbe Person die zwei Dinge thut. Hatte er Veitel entwickelt, wie er auf lauter schlechten, aber lauter gesetzlichen und von dem staunenswerthesten Dulden und Leiden begleiteten Wegen endlich zum Besitze des Gutes des Barons kommt, so hätte das Ding ein Meisterwerk werden mögen, hätte er hiebei die Geschichte des Barons, als eines Mannes, der von geordneten Verhältnissen durch List und Schlechtigkeit der Juden in Unordnung geräth, in die Veitels geschickt verflochten, den andern Juden als nöthige Nebenfigur und von Veitel überflügelt behandelt, Finks unter allen am losesten daliegende Geschichte gar nicht eingemengt, die ehrenwerthe Firma als milde und bindende Luft um das Ganze gegossen, Antons Schicksale mit der Baronsfamilie verflochten, manche trefflich behandelte Comptoirsscene nur als Entwicklungswege Antons behandelt, hätte er die zwei anonymen Revolutionen, Gefechte, Selbstmordversuche, Spelunken, geheimnißvolle Gewässer und Treppen zu ihnen hinab als ganzen spindlerischen Apparat weggelassen, so hätte auch das Buch ein treffliches werden mögen. Dann hätte freilich müssen der Verfasser Empfindung für Totalität haben. Wie das Buch jetzt ist, halte ich es trotz der Virtuosenkunststücke für Leihbibliothekfutter. Trotzdem, daß mir ein paarmal bei Einzeln-

heiten die Augen feucht werden wollten, halte ich doch das Buch für eiskalt. Alles ist nur erdacht und gemacht, daher nichts entwickelt und organisch. Was die Charaktere anlangt, halte ich Fink trotz der Versuche des Autors, ihn aufzusteifen, für den mißrathensten. Er ist blos ein anmaßender, seichter Taugenichts. Von dem Baron begreift man blos nicht, warum er nicht längst zu Grunde gegangen ist, oder wie er überhaupt je in geordneten Verhältnissen gelebt haben könne. — Die Baronesse ist als Kind etwas und wird immer weniger. Beitel geht bis zur Verbindung mit Hyppus prächtig, und wird endlich eine Figur nach Christian Heinrich Spieß, Ehrenberg ist schal, dessen Sohn ist nach meiner Meinung das gelungenste Bild, nur im Buche ganz überflüssig, er kommt und geht, wie vieles andere, und man weiß nicht weshalb, außer daß sie eben da gewesen sind. Die Kaufmannstochter ist schon tief gestellt durch ihre Leidenschaft für Fink, hebt sich etwas, bleibt immer schattenhaft, und ihre Heirath Antons ist wie eine Abfindung. Das Comptoirleben ist sehr hübsch; aber es liegt lose neben dem andern, wie überhaupt alles lose neben einander in dem Buche liegt. Anton ist häufig ziemlich gut, sehr unerquicklich als Doctor im Hause des Barons, und dadurch, daß er sich einer Familie, bei der doch nichts herauskommt, als Finanzdoctor leiht, und doch nichts zusammendoctort, hiebei aber seine ganze Lebensstellung aufgibt, wird er geradezu ein Schwächling. Der Kaufmann, welcher sehr viel sein soll, ist doch nur eine Schattenfigur ohne Plastik, er handelt auch immer so seltsam, daß man keine Liebe zu ihm gewinnt. — Sie sehen, ich bin doch wieder weiter gegangen, als ich wollte. Über den Fechter habe ich eine kurze Kritik in der Linzer Zeitung gehabt, weil er hier gegeben wurde, welche in die Wiener Zeitung überging. Ich

werde Ihnen die Sache einmal hervorsuchen. Eine größere Kritik habe ich unter der Feder. Wollen Sie sie drucken? Seltsam, wie sich auf diesem Briefe diese zwei Werke zusammenfinden. Der Fechter ist trotz der Fehler, die ich darin vermuthe, ein riesengroßes Meisterwerk gegen „Soll und Haben", und beides wird mit Enthusiasmus aufgenommen — oder sind hier zwei Publikum thätig?

Leben Sie recht wohl, nehmen Sie die Versicherung, daß ich täglich fünf Stunden am Nachsommer arbeite, und schreiben Sie mir sehr bald über Ihre Gemahlin. Sie trösten mich dadurch.

Mit alter Liebe und Treue Ihr ergebener Freund.

N. S. Sie werden sehen, daß in dem Manuscript, das heute mitfolgt, nichts ausgebessert ist, es ist alles neu abgeschrieben, weil der Setzer hätte unmöglich durchkommen können. Es wird auch alles folgende größtentheils so sein. Eine größere Schrift als in dem beifolgenden Manuscripte kann ich mir nicht angewöhnen, ohne daß ich beim Dichten immer auf die Schrift denken müßte, und dadurch das Dichten vergäße. Dafür hat der Setzer das Gute der Deutlichkeit, und er muß die Schrift schon so hinnehmen. Welch' fürchterliche Schrift hat Alex. Humboldt, wie die jemand lesen, setzen oder copiren kann, ist mir unbegreiflich.

An Joseph Aymann.

Linz, am 11. Februar 1856.

Die Geiger'schen Bilder passen nicht zu dem Buche, obwohl sie an sich herrlich sind. Die zwei Damen im Buche sind sehr reich und vornehm, was die in den Bildern nicht sind. Ich wollte selber nach Wien, daher die Verzögerung. Es ist ein Elend, daß ich nicht in Wien bin. Ich kann aber nicht abkommen und muß nun Alles durch Schreiben richten. An Heckenast habe ich am 7. geschrieben und wollte an Dich am selben Tage schreiben. Ich mußte aber plötzlich nach Freistadt reisen und bin gestern erst zurückgekommen. Die Bilder folgen heute mit Postwagen an Dich. Ich habe Heckenast gebeten, sie stechen zu lassen, ich schreibe eine eigene Erzählung dazu, so sehr gefallen sie mir. An Geiger habe ich auch geschrieben, und um andere zwei Bilder gebeten. Ich hoffe, daß Alles gut ausgehen wird. Ich bitte Dich, den Brief an Geiger zu besorgen, ich weiß seine genaue Adresse nicht, und mag nicht an die Akademie schreiben, weil ich nicht weiß, wie sicher die Übergabe dort ist. Sobald Heckenast und Geiger geantwortet haben, werde ich Dir wieder schreiben. Heute drängt die Zeit sehr. Ich setze daher nur bei, daß uns Käthchen geschrieben, daß wir über ihre Heirath sehr erfreut sind und ihr tausend, tausend Glück wünschen.

Vielleicht komme ich doch noch selber nach Wien.

Alles Schöne von meiner Gattin und mir an Dich und Deine Gattin, so wie an alle Angehörigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 18. Februar 1856.

So eben brachte mir der Briefträger ein mit einem Trauerrande versehenes Blatt von Ihnen, welches mich heftig erschütterte. — Ich liebe meine Gattin auf das Innigste, unsere Ehe ist sehr glücklich, Sie haben mir wiederholt dasselbe von der Ihrigen geschrieben, Sie können sich also denken, daß ich Ihren Verlust ermessen und fühlen kann. Wenn es auch bei dem schwersten Schicksalsschlage doch einigen Trost gewährt, wenn man in dem Herzen eines Freundes ein Mitgefühl findet, so kann ich Ihnen von uns, nämlich von meiner Gattin und mir, diesen kleinen Trost senden. Uns hat das einfache, schmerzliche Blatt auf das Tiefste ergriffen, daß wir beide in Thränen ausbrachen. Sie sind immer so gut und so lieb gegen uns gewesen, daß wir Ihnen das Beste auf der Erde wünschten, daß es uns aus voller Seele freute, wenn Sie uns etwas von Ihrer lieben Gattin schrieben, die wir auch beide liebten, obwohl wir sie nicht kannten. Wir hofften daher, daß Ihnen das häusliche Glück auf die Dauer werde verliehen sein, dessen Sie so fähig sind, und das Sie verdienen. Wir hofften, daß dieses Glück sich seiner Natur

nach immer steigern werde, wie es bei uns der Fall ist. Das Alles ist nun vorüber und auf das Unbestimmteste unterbrochen. Daher überkam uns das größte Mitleid mit Ihnen, und es überkam uns das Mitleid mit der armen jungen Frau, die so bald die Welt und alles, was ihr theuer war, verlassen mußte, obwohl sie so gut und lieb war, und alles fernere Glück verdient hätte. Ich konnte lange der heißen Thränen um Ihren Verlust nicht Herr werden. Ich schreibe Ihnen dies nur darum, damit Sie sehen, daß, wenn Sie auch dasjenige Herz für diese Zeitlichkeit verloren haben, was Ihnen das nächste war, Sie doch nicht ganz und gar verarmt sind, sondern daß Menschen leben, die an Ihnen Antheil nehmen und um Sie trauern. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich mit noch mehr Liebe als bisher in Zukunft gegen Sie erfüllt sein werde, um Ihnen auch nur einen kleinen Trost in Ihrem Leiden zu geben, daß ich für die Lebenszeit, die uns noch gegönnt ist, unwandelbar Ihr Freund bleiben werde, und daß, wenn ich einigermaßen Ihren Kummer lindern könnte, ich es gewiß mit der größten Bereitwilligkeit und mit den größten Opfern thun würde. Recht weh' geschieht mir darüber, daß ich Ihre Gattin nicht habe kennen lernen können. So kann sie nun mein neuestes Buch, bei dessen Niederschreiben ich oft an sie gedacht habe, weil Sie mir sagten, daß sie das Einfache und ich darf wohl hinzusetzen das Edle meiner Schriften liebe, nicht mehr lesen, und ich habe ihr mit manchem Warmen, Tiefen und Harmonischen darin Freude zu machen gewünscht. Ich habe diese Tage her, als immer kein Brief von Ihnen kam, viele Unruhe gehabt, und immer Böses geahnt, dennoch traf mich der Schlag gleichsam wie ein unerwartetes Unglück. Denken Sie, theurer Freund, an die Zukunft, an die Wiedervereinigung mit

der zu früh Verlorenen und an die vielen Menschen, die Sie auf dieser Welt noch lieben, und die mit Ihnen betrübt sind. Der Schmerz ist ja auch von Gott gesandt, und so sehr sich oft das Menschenherz dagegen sträubt, so ist er besonders um ein theures Verstorbenes nicht selten der liebste Engel, der uns auf dem einsamen Wege, den man nun ohne den Geliebten gehen muß, begleitet, und der unser Herz dem Großen, Reinen und Erhabenen zugänglicher macht, als es ohne ihn gewesen wäre. Wie wäre es, wenn Sie gegen die schönere Jahreszeit hin ein wenig zu uns herauf kämen, und mit mir ein wenig im Lande herum führen. Sie würden sehen, wie sehr wir Sie lieb haben, und der Ernst unserer großen Wälder oder die Feierlichkeit unserer Alpen würden Ihnen wohl thun. Schreiben Sie mir, wenn Sie einmal in der Lage sind, sich damit befassen zu können. Vom Geschäftlichen sage ich heute nichts, ich glaube, daß dasselbe die Gefühle, die ich gegen Sie hege, nur herabwürdigen würde. Gott nehme Sie in seinen Schutz, und helfe Ihnen über die Stelle hinüber, die sein unerforschlicher Rathschluß auf Ihre Lebensbahn gelegt hat. Empfangen Sie noch einmal die Versicherung unseres innigsten Mitgefühles und unserer herzlichen Liebe, besonders von Ihrem unveränderlichen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Februar 1856.

Hier folgt der Schluß des ersten Bandes des Nachsommers. Möge das Werk so rein, so edel, einfach und innig sein, als es mein Gefühl beim Arbeiten ist. Seit ich alles und jedes bei Seite gelegt habe und mich nur in dieses Werk versenkt habe, wird es mir immer theurer, die Tagesstunden, die ich damit verbringe, sind meine schönsten. Ich hoffe hiemit etwas zu „dichten", nicht zu „machen". Die ganze Lage, so wie die Charaktere der Menschen sollen nach meiner Meinung etwas Höheres sein, das den Leser über das gewöhnliche Leben hinaus hebt, und ihm einen Ton gibt, in dem er sich als Mensch reiner und größer empfindet, daher das Buch öfter gelesen werden kann, und immer dieselbe Empfindung erfolgt, ja, wenn man den Zusammenhang bereits weiß, in noch höherem Maße erfolgen soll, weil man durch das Stoffliche nicht mehr beirrt wird — d. h. wenn ich mich nicht selber irre, wenn das, was in mir beim Schreiben des Buches war, auch im Buche ist, was man nicht immer wissen kann. Hätte nur ein Anderer das Buch geschrieben, und ich es blos gelesen, dann wüßte ich es schon. Die Gliederung soll organisch sein, nicht daß Handlungen im Buche neben einander liegen, deren eine einmal die letzte ist. Ich will mich bemühen und besinnen, daß jedes Fremde weg ist, und daß jedes Zugehörige da ist. Der erste Band rundet die

Lage ab, und säet das Samenkorn, das bereits sproßt, und zwar mit den Blättern vorwärts in die Zukunft des jungen Mannes und Nataliens, und mit der Wurzel rückwärts in die Vergangenheit des alten Mannes und Mathildens. Eine heitere Gegenwart soll Alles umstrahlen und verschönern. Daß in beiden Richtungen in den folgenden Bänden wärmere Gefühle und tiefere Handlungen kommen müssen, liegt im Haushalte des Buches, welches wie ein Organismus erst das schlanke Blättergerüste aufbauen muß, ehe die Blüthe und die Frucht erfolgen kann. Wenn der erste Band ausgedruckt ist, lesen Sie ihn im Zusammenhange (aber ja nicht vorher bogenweise), und schreiben Sie mir darüber. Ihr Urtheil gilt mir sehr viel, und nach dem über Freytags Buch noch bei weitem mehr als früher. Ich bitte, schreiben Sie mir wegen Geiger. Ist es Ihnen recht, daß er den ersten Band erst lese, und dann die Bilder mache? Ich wüßte noch viel schönere Gruppen, die sich etwa ergäben, und vielleicht kann ich doch nach Wien, um mit ihm Alles zu besprechen. Die zwei jetzigen Bilder passen so wenig, daß ihre Verwendung unmöglich ist, es macht mir bittern Schmerz, daß es so ist; aber Sie werden es selber sagen, wenn Sie nur den ersten Band gelesen haben. Zugleich sind die Bildchen so herrlich, daß um ihre Nichtverwendung ewig Schade wäre; darf denn nicht Axmann den Stich beginnen, ich mache zwei Bände dazu, die Bilder reizen mich sehr zu einer ihnen angefügten Erzählung. Wir würden sie nach dem Witiko herausgeben. Der Witiko muß aber jetzt folgen. Etwas Handlungsreiches und mit erschütternden Lagen Erfülltes muß jetzt von meiner Feder kommen, daß des Idyllischen nicht zu viel wird. Der Zawesch wäre freilich noch besser; aber er kann der Zeit nach nur nach dem

Witiko erscheinen. Sind die Geiger'schen Zeichnungen fertig, dann kann Axmann sogleich aus Werk gehen, und alles wird noch rechtzeitig fertig. Hätte ich nur Zeit und hätte das Amt nicht!! Oft — oft sagt mir mein Inneres, ich hätte nicht umsonst gelebt, ich würde doch etwas machen, was fortlebt und fortwirkt. Stoffe und Gedanken häufen sich im Haupte, sie pochen und drängen zur Ausführung; aber dann fehlt die Zeit, und die Gemeinheit der täglichen Vorkommnisse, und die Kläglichkeit der Menschen, mit denen ich zu thun habe, und denen ich nicht aus dem Wege gehen kann, trübt die Hoheit der Stimmung. Vielleicht wird man einmal diesen Brief lesen, und die im Mutterleibe getödteten Kinder bedauern, dann wird es zu spät sein, wie es bei Kepler zu spät war, der auch in diesem unseligen Linz lebte, und wie es bei Mozart zu spät war. Ich bin kein Kepler und kein Mozart; aber wenn meine bisher veröffentlichten Arbeiten etwas wirkten, so bin ich doch etwas; denn ich weiß es, daß diese Arbeiten mein Mindestes sind, und daß Tieferes in der Seele schlummert, das nur nicht erweckt werden kann, weil es mit holden Stimmen und göttlichen Klängen gerufen werden muß; jetzt aber nur mißtönige Fuhrmannslaute ihm in die Ohren kreischen. Sie werden mich nicht höhnen, wenn ich Ihnen sage: oft möchte ich bitterlich weinen. Wären Sie ein reicher Mann, so sagte ich: Freund, nimm 10,000 fl., kaufe Westbahnactien, lasse sie bei Dir liegen, beziehe die Zinsen; ich mache Bücher, und wenn ich um 10,000 fl. fertig habe, so zahle sie mir in Westbahnactien nach dem Nominalwerthe. In vier Jahren nach der Ausgabe werden diese Papiere vielleicht das Doppelte werth sein. Dann zöge ich sie aus dem Verkehre, legte die erlöste Summe sicher an, und hätte mit meiner Pension, die der Kaiser

vielleicht doch auf dem Gnadenwege etwas erhöhte, eine hinlängliche Rente. Ich suchte mir die Umgebung, die ich will, die zur Stimmung paßt und sie erhält — und dann die letzten Kräfte dieses Lebens noch an Werke, die unserem Volke gehören sollten, und die machen sollten, daß es mich auch nach meinem Tode noch ein wenig liebt.

Ich schreibe mich selber in Traurigkeit hinein. Ich wollte Ihnen recht kurz schreiben; aber es geht nicht, das Amt soll mir doch auch ein wenig Zeit für meine Freunde geben; ich spreche darum so ausführlich zu Ihnen, weil ich weiß, daß Sie Antheil nehmen und mir gut sind, wie ich es Ihnen bin. Andern schreibe ich recht kurz oder gar nicht. Bei Ihnen geht mir zuweilen das Herz mit der Feder davon, besonders jetzt, wo ich täglich so oft an Sie denke, wo ich mit meiner Gattin von Ihnen rede, und wir uns sagen, in welcher Lage Sie sich befinden müssen. Lieber Freund! schreiben Sie mir doch, vertrauen Sie mir auch Ihren Kummer, wie ich es thue, er wird leichter, wenn man ihn in ein Freundesherz ausschütten kann. Ist gleich der Verlust einer theuren jungen Gatin fürchterlich, so werden Freunde ihn tragen helfen, sie werden Theilnahme zeigen, und ihn durch verdoppelte Liebe, die sie Ihnen widmen, herabzumindern streben. Schreiben Sie mir, sagen Sie mir alles, was Ihr Herz bewegt, ich habe beinahe ein Recht dazu. — Kommen Sie einmal zu uns. Sie werden sehen, wie sehr wir Sie lieben. Nach einer Zeit sprechen wir wieder von dem Leben und seinen Forderungen. Es muß mit Ihnen Großes vorhaben, weil es Sie so hart prüft. Schreiben Sie mir doch.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 10. März 1856.

Auf Ihre Antwort in Betreff der Westbahnactien war ich gar nicht gefaßt, und sie hat mich sehr gerührt.

Ich sage heute, weil die Zeit drängt, nur tausend Dank für Ihre Güte, ich werde mich gewiß bestreben, sie zu verdienen.

Ihr großmüthiger Brief hat uns beide erschüttert. Sie ahnen die Größe der Wohlthat nicht, weil Sie meine Pein nicht ahnen, meine Kräfte immer auf Anderes versplittern zu müssen, als wozu sie da sind.

Alles Liebe und Herzliche von meiner Gattin. Ihr unveränderlicher Freund.

An Joseph Axmann.

Linz, am 10. März 1856.

Hier sende ich Ihnen die Geiger'schen Zeichnungen. Ich habe mich an Heckenast gewendet, und ihm gesagt, daß ich zu den Bildern, die zum Nachsommer nicht passen, aber an sich sehr schön sind, ein eigenes Buch machen werde, und daß

er mich dazu ermächtigen möge, Dir zu schreiben, daß Du einstweilen den Stich dieser Bilder beginnst. Gestern kam Heckenasts bejahende Antwort, und heute, obwohl ich gar keine Zeit habe, sende ich Dir die Bilder, und schreibe Dir, daß Du ihren Stich beginnst. Geiger wird den ersten Band des Nachsommers lesen, und noch zwei Bilder zeichnen. Sind diese, oder auch nur eins aus seiner Hand fertig, dann mußt Du urplötzlich an jene Arbeit gehen, und die der jetzigen Bilder später beenden. Es liegen also vier Bestellungen vor. Gott gebe Dir Geduld und heiteren Muth dazu. Von mir und meiner Gattin alles Schöne.

Schreibe mir zwei oder vier Zeilen, wie es Dir geht. Ich werde Dir dann in einem langen Briefe antworten. Jetzt drängt die Post.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Juni 1856.

Sie mögen wohl fragen, warum ich Ihren letzten Brief so lange nicht beantwortet habe. Der Brief ist so tief, so schön, so innig gewesen, daß ich ihn mir besonders unter meine liebsten Schriften gelegt habe, und daß ich ihn mir als Denkmal aufheben werde, so lange ich lebe. Der Mann, der so geschrieben, obwohl ich ihn immer innigst geachtet und geliebt habe, ist mir plötzlich um vieles theurer geworden, da mir in seinen Schriftzügen ein so schönes Herz in dem schönen Schmerz um die verlorene,

geliebte und hochgeachtete Gattin entgegen gekommen war. Ich las das Schreiben meiner Gattin vor, da kein Geheimniß in demselben war, das Sie ihr vorenthalten wollten, und ich konnte oft vor erstickter Stimme nicht weiter lesen, und ihr flossen die Thränen über die Wangen herab. Wir bedauerten Ihren Verlust um so tiefer, je höher uns der Werth der Verlorenen aus Ihren Zeilen entgegen trat. Wir begriffen Ihren Schmerz, da wir selber uns so sehr lieben, und ich darf wohl auch sagen hochachten, daß jedem von uns beiden der Verlust des Andern durch den Tod das Entsetzlichste ist, was uns treffen könnte. Einen andern Verlust als durch den Tod halten wir für nicht möglich. In dem Briefe lag aber auch ein Trost für mich, nämlich der, daß Sie, der Sie so schön und so edel den Schmerz empfinden, eben darum demselben nicht erliegen werden. Bei wem der Schmerz so geistig und so sittlich ist, der wird durch ihn verklärt, und wird ein größerer Mensch — ja der Schmerz selber wird ihm endlich ein Kleinod, das er kaum missen möchte. Wer sich aber lediglich in die sinnliche Wuth um das verlorene Gewohnte verliert, der verliert sich auch selber sehr leicht. Solche Menschen werden im hilflosen Hinverzweifeln endlich entweder stumpfsinnig, oder sie ergeben sich Lastern. Ihr Brief, in welchem das Edle Ihrer verklärten Gattin so rein hervorstrahlte, überzeugte mich, daß das Schöne und Große des Schmerzes Ihre Seele ergriffen hält, nicht das blos Zerstörende und Bohrende, daß Sie also, wie bitter er auch sei, durch ihn gestählt werden würden. Diesen Glauben kann mir niemand nehmen, und dieser Glaube thut mir wohl. Als es zu dem Beantworten Ihres Briefes kam, waren wir beide der Überzeugung, daß eine Zeit vorüber gehen müsse. Es kann nicht anders sein, meine Worte müssen Ihre

Wunde wieder aufreißen, Sie selber sagen dieses; Sie mußten daher, soweit es an uns war, eine Weile geschont werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie zürnen, daß eine Antwort so lange ausbleibt. Aber so lange, als es geworden ist, sollte es doch nicht werden.

Ich habe drei an Sie begonnene Briefe vernichtet, und zwar hauptsächlich der am Ende Ihres Schreibens angehängten Frage willen über die Unsterblichkeit der Seele und das Wiedersehen nach dem Tode, deren Behandlung mir jedesmal, wenn sie auch dem Wesen nach immer dieselbe ist, der Form nach mißfiel. Ich achte und liebe Sie zu sehr, um mit Gemeinplätzen zu antworten, und konnte mein Denken nicht einkleiden, ja das Denken wurde durch das Einkleidenwollen erst recht erweckt. Sie fragten, abgesehen von dem Confessionsstandpunkte, blos von dem rein menschlichen, vernünftigen aus, und von diesem her wollte ich auch antworten, und werde heute antworten, in so ferne das, was ich zu sagen weiß, eine Antwort ist. Lassen Sie mich aber vorher noch von der Verklärten reden. Sie haben dieselbe nur auf eine Art verloren, und besitzen dieselbe noch auf eine Art. Ihr Bild, das Sie uns in Ihrem Schreiben so schön vor die Seele geführt haben, lebt noch, Sie besitzen es noch, es hat keine Fehler und Mängel, sondern nur Vorzüge und Tugenden. Dieses Bild, ich sage es Ihnen voraus, werden Sie nie verlieren. Mit allen Zügen der Liebe und Treue, Hingebung der Neigung zum Schönen der Tugend, der Andacht wird es Sie umschweben, und Ihnen ein Trost sein, und Ihre Seele zu sich ziehen. Das ist die süße Macht edler und großer Todten. Sie sind unserem Sinne und unserer Sinnlichkeit im Begehren oder Verfolgen, in Lust oder Unlust entrückt, und stehen mit dem Ernste eines unbekannten Gerichtes und mit der Heiligkeit

eines Unantastbaren und der Gottheit anheim Gefallenen vor uns. Das Bild des todten Vaters kann den Sohn auf der Bahn des Rechten erhalten, das Bild der todten Gattin den Mann mit Ehrfurcht erfüllen und ihn erheben. Wer in der Gattin nur seine eigene Lust besaß, nicht sie, bei dem ist es freilich anders, der hat kein Bild der Verstorbenen, und kann nichts Besseres thun, als sich sehr bald eine neue Gattin anzuschaffen. — Selbst dann, wenn der Schmerz milder wird, wenn er sogar, so gewagt die Behauptung scheinen mag, süß wird, wie man sagt, ein schmerzliches Vergnügen, selbst, wenn ein Wesen andern Geschlechtes ihn an Ihnen ehrt, ihn liebt, ihn theilen will, und mit Ihnen unter dieser Bedingung Ihre Lebensbahn mitgehen will, selbst dann wird noch das Bild der Verklärten bleiben, und Ihre neue Gefährtin wird dieses Bild lieben, sonst ist sie nicht die rechte. Diese Begleitung eines edlen Todten, der uns durch Fehler und Irrthümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Fehlern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein besänftigender Trost, ihm Stärke und Erleichterung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dies ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung. Was Sie nun immer thun, was Sie lieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: theilen Sie es mit der geliebten Todten. Sagen Sie sich, was würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie, und

Sie haben einen unsichtbaren, von seichten Leuten zwar thöricht gescholtenen, aber deßungeachtet wirklichen Umgang mit Ihrer Gattin, von dem blos die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht, und mit völliger Bestimmtheit spricht, Sie haben einen Umgang, der zwar, besonders anfangs, wo sich das Gemüth gegen den körperlichen Verlust so ungestüm wehrt, schmerzlich ist, den ich aber nicht missen und um keinen Preis mit schnellem und wohlthuendem Vergessen vertauschen möchte, einen Umgang, dessen Schmerz milder, dessen Glück aber immer dauernder wird, wie ein Nachsommer, in welchem die Gewitter und die Hitze aufgehört haben, aber eine milde Wärme und zarte Durchsichtigkeit alle Gegenstände rein und ruhig vor uns hinstellt, abgeklärt und vorbereitet, daß einmal der nahe Winter sie in seine Hülle aufnehme, was für uns den Tod und das Weggehen von dieser Erde bedeuten mag. So haben Sie Ihre Risa noch, und so habe ich selbst sie jetzt, seit sie mir durch Ihre Briefe bekannt geworden ist, und ich habe sie noch geistiger, da ich sie nie körperlich gesehen habe. Ich werde sie nie vergessen, und werde bei jeder Zeile, die mir von einem edleren Gefühle eingegeben ist, an sie denken, und mir vorstellen, ob und wie sie ihr gefallen würde. Ich denke, daß die Kunst eine schönere und läuternde Begleitung kaum haben könne. Nehmen Sie mich in diesen Umgangsbund auf, und gönnen Sie mir zuweilen, wenn es Ihren Schmerz nicht zu sehr weckt, ein Wort von der Todten oder die Erzählung ihres Lebens, ihrer Handlungen oder einige Zeilen ihrer Hand.

Wie es sein wird, wenn wir die Grenze dieses Lebens betreten haben, wenn sein letzter Athemzug vorbei ist — wer kann es sagen? Daß Alles, was göttlich ist, nicht untergehen kann, ist

gewiß: geht doch nicht einmal ein Sandkorn verloren, nicht einmal ein Wassertropfen, wir wissen es und wir sehen es, daß beides nicht Nichts werden könne, sondern daß es nur die Gestalt wechselt, was wir ja auch thun, nur langsamer und nicht so sichtlich, wie es bei einem Wassertropfen oft der Fall ist, der als Dunst in die flüssige Luft geht. Das Sterben ist wie das Geborenwerden für uns die erste auffällige Veränderung. Bei der Geburt sehen wir plötzlich den neuen Menschen, wir glauben ihn in dem Augenblicke entstanden, weil er für unser Auge da ist; aber der Beginn seiner Entstehung liegt anderswo, und ist so unscheinbar und klein, daß ihn kein menschliches Werkzeug der Wissenschaft entdecken kann. Könnte es mit dem Sterben nicht auch so sein? Nur ein Augenblick des Sterbens ist für uns sichtbar, das Aufhören des Athems. Stirbt der Mensch nicht unausgesetzt Jahre lang vor seinem Tode, ja seit seiner Geburt? — und lebt er nicht noch nach dem Aufhören des Athmens wer weiß wie lange? Dies gilt sogar von dem allmäligen Übergange des bloßen Stoffes. — Was in uns denkt, fühlt, liebt, haßt, Gott anbetet, ins Jenseits übergreift, ist sogar ein ganz und gar Unwandelbares, und kann nur mehr oder minder von Einflüssen gehemmt oder gefördert werden. Es ist, wir können sein Nichtsein nicht denken, und heißen es in höchster Fülle Gott. Wie dasselbe ohne menschlichen Körper ist, können wir nicht fassen, weil wir nur durch den Körper fassen, wie der, welcher von der Seite eines Berges sieht, nie, so lange er sich dort befindet, sehen kann, was hinter dem Rücken des Berges ist; aber was auch sein möge hinter jener Grenze, die unsere Augen schließt: es ist das Beste, Herrlichste und Weiseste, dessen dürfen wir gewiß sein, das lehrt das Stück Leben, welches wir Diesseits

nennen, hinreichend, unsere Vernunft kann es nicht anders vorstellen, und Gott wäre nicht Gott, wenn es anders wäre. — Diesen Gedanken habe ich, seit ich männlicher geworden bin. diesen Gedanken habe ich sogar nicht blos für das Jenseits, sondern für alle Vorkommnisse dieser Welt, und er ist der Inhalt meines Gebetes: „Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt.“ Nehmen Sie, theurer Freund, die Sache so: und wenn Sie auch mit Ihrer Risa im Jenseits anders in Verbindung kommen sollten, als es die Sinne und der Körper im Diesseits als am schönsten eigensinnig vormalen, so ist jenes jenseitige Wiedersehen gewiß nicht schlechter als der diesseitige Besitz, sondern es muß besser sein, wie ja auch in der rechten irdischen Ehe jeder folgende Augenblick ein innigerer, geistigerer ist, und wir nicht mehr in jene kindischen Anfänge zurückkehren können, in denen wir uns geneckt haben, und kleine Blicke die keimende Neigung zu entdecken im Stande waren. Lassen Sie den eben ausgesprochenen Gedanken, den die Christen Gottergebung nennen, den die Alten Stoa oder wie immer nannten — da ist er, seit das menschliche Geschlecht da ist — Platz in Ihrem Herzen fassen, lassen Sie seinen Inhalt immer tiefer wirken und klarer werden: dann haben Sie eine Stütze für das ganze Leben, ja für die Ewigkeit, und es gibt nichts, was über sie hinaus ragte; denn der Gedanke ruht auf Gott, und über Gott ist nichts.

Mögen diese Zeilen Ihrem Herzen etwas sein, ich fürchte, sie werden Ihnen wieder Schmerz machen, aber ich hoffe auch, daß sie Sie etwas aufrichten können. Ihr Besuch wird uns das Freudigste seit Jahren sein. Wenn er aber nach der ersten Hälfte des August, oder wenn er vor 1. Juli sein könnte,

wäre es mir der Prüfungen wegen am gelegensten. Von Geschäften heute nichts, als nur meinen heißesten Dank für Ihre Großmuth, mein Herz kann sie kaum näher an Sie binden; aber meinen Eifer wird sie beleben, meinen Werken einen Schwung geben, und etwa lebt ihr Wirken und dessen Folgen noch, wenn manches hin ist, was jetzt kindisch angestaunt wird. Ich werde Ihre Handlung nie vergessen, und werde sie zu vergelten suchen, wie ich kann.

Ich lege einen Brief bei, den ich aus einem hiesigen Gasthofe von einem Fremden empfing. Ich brachte einen Tag mit ihm und seinem Bruder zu, und da diese Leute eigens von ihrer Reise wieder nach Linz kamen, noch einen. Mir ist der Brief darum von Werth, weil der Schreiber (ein Mann von 30 Jahren) ein in der griechischen Literatur im höchsten Grade gebildeter Mensch ist, welcher in Mathematik, Naturwissenschaften und in der Kunst äußerst bewandert ist, so daß ich ihn bewunderte (er war in Rom und Italien überhaupt). Es liegt also hier nicht blos eine Gefühlshuldigung vor, sondern eine wissenschaftlich-künstlerische. Er gab der künstlerischen Form meiner späteren Arbeiten den entschiedensten Vorzug, und sagte, daß die bunten Steine antik seien, namentlich seien sie mit Xenophontischer Klarheit und Einfachheit geschrieben. Da es nun in der That so ist, daß meine Kunstbildung auf der griechischen Kunst hauptsächlich ruht, so war mir dieses Urtheil eben so auffallend, als es mich freute. Seit Jahren war es mir nicht so gegönnt, über meinen Liebling Homer und Äschylos so zu plaudern, wie in diesen zwei Tagen. Oft kommt mir der süße Gedanke: vielleicht dauern meine Schriften doch fort in größeren und edleren Menschen.

Schreiben Sie mir bald; aber nicht, wenn es Ihnen Schmerz machen sollte. — Alles Liebe und Herzliche von mir und meiner Amalie.

N. S. Könnten Sie mir wohl eine Copie dieses meines Briefes senden? ich will ihn nicht länger zurückhalten. Als ich ihn meiner Gattin las, wünschte sie eine Copie. Möge Gott geben, daß nicht sie oder ich diese Copie bald als Trost brauchen. Ihr unwandelbarer Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. October 1856.

Ihre Zeilen haben uns beide sehr erfreut, theils der Gewißheit willen, daß Ihre Gesundheit nicht weiter gelitten hat, theils der so lieben, freundlichen Worte willen, die sie enthielten. Kann der Antheil, den wir an Ihnen nehmen, auch entfernt nicht Ihren Verlust ersetzen, so ist dieser Antheil doch, wie wir sehen, in Ihren Augen nicht werthlos, und gibt Ihrem Herzen eine wohlthuende Empfindung. Wenn wahre, aufrichtige Freundschaft Ihrem Herzen ein Trost ist, so kann ich mit tiefster Beruhigung sagen, Sie haben die unsrige im vollsten Umfange. Sie sind uns nicht mehr ein fremder Mensch, Sie sind einer der Unsrigen. Diese große Liebe ist auf die Hochachtung gegründet, die wir wohl immer für Sie hegten, die aber in neuerer Zeit, als Sie mit

Ihrer Risa vermählt waren, durch manche Äußerung Ihrer Briefe vermehrt wurde, und zu der sich noch der Antheil gesellte, den wir an Ihrem schmerzlichen Verluste nahmen. Ihren hohen Sinn in Aufnahme und Beurtheilung von Kunstwerken, besonders der Poesie, so wie Ihre höhere Anschauung der Lebensverhältnisse habe ich erst in neuester Zeit kennen gelernt, und da sich unsere Meinungen begegnen, so ist dieses Band zu den andern noch hinzu gekommen, und hat Alles noch fester geknüpft. Ich sehe diese Freundschaft als einen Schatz an, der mir Zeitlebens theuer sein wird. Richten Sie es für den künftigen Sommer so ein, daß Sie länger mit uns sein können. Ich werde Rosenberger schreiben, daß er mir den Seitenflügel bereit halte, damit ich etwa sechs Wochen bei ihm bleiben kann. Dann werde ich Ihnen die Zeit anzeigen, und Sie müssen sehr, sehr lange bei uns sein. Sie werden erst dann sehen, wie lieb Sie uns haben werden. Wenn ich einmal ganz frei bin, dann beherbergen Sie uns wohl auch ein paar Wochen in Maróth — dann kommen Sie einmal gar in unser Häuschen — und so werden wir fortfahren, so lange wir leben. Für die Aufmerksamkeit an Rosenberger danke ich Ihnen recht herzlich. In dieser Familie wird einem wirklich ganz wohl. Sie werden begreifen, daß ich da die Sommer in einem eigenen Häuschen mit Garten, Forellenteich, Cactushaus nebst Schriftstellerei und Malerei recht gut hinbringen könnte, besonders wohlthuend wäre die Abgeschiedenheit von Manchem, das man verachten muß.

Nun noch Geschäftliches. Daß Sie zu wenige Aushängebogen erhalten haben, rührt blos daher, daß die Correctur bei mir ins Stocken kam. Ich verbesserte dabei noch den Text, was Breitkopf und Härtel ärgern wird; aber es ist unsäglich

gut. Nur Ihnen getraue ich mir zu sagen, was ich jetzt sage: ich glaube, daß das gegenwärtige Buch eine Tiefe haben soll, die in neuer Zeit nur von Göthe übertroffen ist. Wenn dieser Satz unter die Literaten käme, sie steinigten mich. Ich kann mich auch irren; aber die letzten Correcturbogen haben mich selber, wie ernste Ruhe und Tiefe ergriffen, was mir noch bei keiner Correctur geschah. Wir müssen nun sehen. Sie zerstücken Ihr Urtheil zu sehr, weil ich überzeugt bin, daß Sie jeden Aushängebogen lesen, und daher zu keiner Übersicht gelangen. Nach fünf Jahren werde ich selber das Buch beurtheilen können. Die Stockung mit der Correctur hat zwei Gründe. Erstens hat mir der Minister die Inspektion der hiesigen Oberrealschule abgenommen, ohne einen Grund anzugeben. Es waren Zerwürfnisse zwischen Direktion und Lehrkörper, und wahrscheinlich glaubt er, daß ich hiebei etwas verschuldet habe. Mein Ehrgefühl ist durch dieses Verfahren sehr tief verletzt worden. Eine Anfrage an die hiesige Statthalterei ist nicht ergangen; hier habe ich die vollste Anerkennung gefunden. An Gehalt verliere ich nichts, an Arbeit habe ich die Hälfte weniger. Das zweite ist: am 27. September ist meine wie ein eigenes Kind geliebte Muhme Louise Stifter, 22 Jahre alt, in Triest bei ihrem Bruder Wilhelm gestorben. Ich werde Ihnen die erschütternden Briefe später schicken. Mehrere Tage war jede Arbeit unmöglich. Manuscript hatte die Druckerei, es ist auch neues nachgeschickt; aber die Correctur mußte warten. Wenn Sie mein von Schmerz übermanntes Herz gesehen hätten, würden Sie es begreifen. Für das Buch wird aber kein Nachtheil daraus erwachsen. Ich bin nun desto mehr bestärkt, mit 10 Dienstjahren meinen Abschied zu fordern, und bis dahin auf dem Felde der

Dichtkunst (meiner einzig lebensberuhigenden Freundin) zu arbeiten, was ich nur vermag. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich nicht sogleich meine Entlassung einreichen konnte. — Aber wer weiß, wie gut es die Vorsehung gemeint hat. Die Störung war mir äußerst unangenehm; aber mein Gemüth hat sich empor gearbeitet, und unter der Hand des Abschreibens gewinnt das Buch durch die ernstere Stimmung an Ernst und Tiefe.

Schreiben Sie mir ja die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, ich werde augenblicklich an Grillparzer schreiben, denn es ist aus obigen Gründen bisher nicht geschrieben.

Leben Sie recht wohl, schreiben Sie mir bald wieder einige Zeilen, sie thun mir jetzt auch noth. Wir grüßen Sie tausendmal und herzlich, und auch von dem „jungen Fräulein des Hauses", das sich durch Ihren Gruß sehr geehrt fühlte, folgt alles Ehrerbietige.

An Hustav Heckenast.

Linz, am 4. November 1856.

Nur ein paar Worte des Dankes für Ihren sehr lieben Brief. Wenn schon bei dem Leben Ihrer geliebten Risa Ihr Herz sich mehr zu mir gewendet hat, als in früheren Zeiten, was ich gewiß dem Einflusse dieses herrlichen Weibes auf Ihr ganzes Wesen verdanke, so hat der Schmerz über den Verlust dieses guten Engels, den ich, ohne ihn persönlich zu kennen, so verehrt

habe, Sie noch näher an mich geführt, da ich diesen Schmerz geehrt und vom Grunde der Seele getheilt habe, was nicht alle Menschen, oft nicht die nächsten Verwandten, zu thun vermögen, sobald ihnen der Maßstab fehlt, das Gefühl zu ermessen. Ich hatte ihn aber in der Liebe zu meinem eigenen Weibe, dessen Freundschaft mir Alles ist, und dessen Verlust ich mir gar nicht zu denken vermag, und in der Freundschaft zu Ihnen. Dieses Mitgefühl hat Sie uns theuer gemacht, schöne Handlungen von Ihnen und ein höheres Denken über das Leben, das ich immer mehr an Ihnen wahrnahm, haben das Band noch mehr befestigt, und meine Abgeschlossenheit von innigerem Leben, die rohe Thatsächlichkeit der Welt, der ich mich nicht verschließen kann, das Amt, das mich zuweilen Menschen nahe bringt, die ich verachten muß, und deren Umgang ich sonst nicht suchen würde, so wie eine ernstere Sammlung meines Geistes, die mit den Jahren kommt, haben mir Ihre Freundschaft noch wohlthätiger gemacht, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde. Der Schmerz um meine verlorne Muhme (dieselbe, die mir von Klagenfurt den ersten Brief gesandt) läßt mir jedes Ihrer Worte wie Balsam in mein Herz gehen. Ich danke Ihnen sehr, sehr dafür. Auch das danke ich Ihnen, daß Ihre Liebe und Achtung mich für so manche Rohheit entschädigt, die von Menschen kommt, die eben keine Einsicht in ihr Thun haben, und die eigentlich in dieser Hinsicht unzurechnungsfähig sein sollten. Und endlich danke ich Ihnen die Stimmung, die mich wieder mit Liebe und Begeisterung zu meinen Arbeiten führt; denn welche Kraft sollte nicht erlahmen, wenn so viel Erbärmliches in der Welt zum Vorschein kommt, und das Herrliche fern und unerreichbar steht, so daß zuletzt der Unmuth rufen möchte: „Wozu das Streben, ich kümmere mich um gar nichts mehr.“ Haben Sie

den Briefwechsel Göthe's und Schillers gelesen? Wenn nicht, thun Sie es. Wie haben sich diese zwei Männer gegenseitig gehalten und gefördert, wie waren sie sich Säulen gegen die Gemeinheit der zahlreichen Kläffer gegen sie, deren Namen jetzt niemand mehr kennt. Sie und ich, wir sind keine Schiller und Göthe; aber halten und fördern können wir uns auch. Ihr Wort gilt mir für meine Werke etwas, und die Wirkung auf ähnliche Gemüther wäre der Probstein der Giltigkeit. Gegensatz von andern Seiten muß sein; denn wo wäre denn der Dichter, wenn die ganze Welt ihm folgen könnte.

Ich habe wieder ein paar Bogen corrigirt. Mich erfaßt das Werk in der Correctur, was mir noch nie geschehen ist. Ich bin äußerst begierig auf Ihre Meinung. Daß ich meine Schriften nicht überschätze, wissen Sie, das ewige Ausbessern daran rührt ja vom Bewußtsein der Mangelhaftigkeit; aber ich lese jetzt Göthe's und Schillers Briefe, sehe die tiefe Natur dieser zwei Menschen vor mir, und meine Correcturbogen, deren Inhalt mir beinahe neu ist, stimmen mich doch nicht herab. Wenn Sie nur nicht die üble Gewohnheit hätten, die Aushängebogen zu lesen (gewiß thun Sie es), damit Sie das Werk rein, ursprünglich und mit Sammlung genießen und mir Vorzüge und Mängel sagen könnten. Hätte ich doch einen solchen Kritiker wie Göthe und Schiller an sich hatten! An unserer Zeitungskritik (Lob und Tadel) habe ich noch gar nichts gelernt.

Heute schreibe ich an Axmann und Geiger.

Machen Sie nur, daß Sie wenigstens 14 Tage im künftigen Sommer bei uns sein können. Wir wollen uns bei Rosenberger ein recht liebliches Nest bauen. Empfangen Sie meine und meiner

Frau wärmste, innigste und herzlichste Grüße. Ihr treuer Freund.

N. S. Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute. Wenn ich frei bin, dann lebe ich einmal eine geraume Zeit in Ihrer Nähe. Sie haben mir auch Auszüge aus Risa's Briefen versprochen. Senden Sie sie, Sie geben diese Worte in keine unwürdigen Hände.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. December 1856.

Ich kam gestern von einer 13tägigen Abwesenheit nach Linz zurück. Ich brachte diese Tage in Steyer zu. Ich fand Ihre Zuschriften nebst der Geiger'schen Zeichnung, und antworte heute, so weit es die sehr gemessene Zeit zuläßt. Von Steyer ging der Schluß des zweiten Bandes an Breitkopf und Härtel ab. Die Verzögerung lag in einer sehr schweren Verstimmung, deren ich nicht Herr werden konnte, und die mich nicht Herr über das Buch werden lassen wollte. Ich habe den Schluß des zweiten Bandes dreimal geändert und dreimal verworfen, und das Manuscript, welches nach Leipzig ging, hat noch theilweise Correcturen genug. Ich wußte zudem, daß die Zeichnungen nicht gestochen sind, weil ich Axmann um Zusendung der Probeabdrücke bat und um Meldung, wann der Stich überhaupt beginne, und keine Meldung erhielt, auch nicht, daß der Stich

wirklich begann. Die Ursachen meiner Verstimmung, oder besser meines Schmerzes, waren folgende: Der am 27. September erfolgte Tod meiner Muhme Louise Stifter (derselben, die von Klagenfurt schrieb, und deren Brief ich Ihnen mittheilte), wir erhielten mehrere Briefe, und liebten das Mädchen wie eine Tochter (wir wollten sie zu uns nehmen), eine Photographie, die sie im 20. Jahre ihres Alters darstellt, zeigt ein so edles, schönes und herrliches Mädchen, wie ich nie gesehen habe, ich hatte eine Art Verzweiflung, daß so Schönes untergehen mußte, als ich nach ihrem Tode die Photographie erhielt. Ich werde Ihnen einmal die Auszüge ihrer Briefe, die mir ihre Schwester Josephine schickte, zeigen, so wie die Briefe Josephinens, die auch herrlich sind. Ich fürchte nur, daß sie jetzt noch einen zu tiefen Eindruck auf Sie machen, da der Gegenstand Sie an Ihren Verlust erinnern dürfte, und die Darstellung wirklich erschütternd ist. Im Frühlinge wird Josephine, die weniger stark, aber eben so gefühlvoll wie Louise ist, zu uns auf Besuch kommen. Im October war meine Mutter dem Tode nahe. Wir fuhren von Linz nach Oberplan, und sie nahm für dieses Leben von uns Abschied. Sie wurde wieder besser und ist bereits außer Bett. Dafür erkrankte obbesagte Josephine lebensgefährlich aus Gram um ihre Schwester (sie ist nur zwei Jahre älter, und die Mädchen liebten sich mit Schwärmerei), — gestern fand ich wieder den ersten Brief von ihrer Hand, vom 12. d. M., der anzeigt, daß sie in Reconvalescenz ist. Zu diesen Seelenschmerzen kam die Kränkung von Wien. Fünf Jahre habe ich ohne Entgelt für die Realschule nach besten Kräften gesorgt (mein nächster Chef, unser Statthalter, hat es sehr warm anerkannt), und im sechsten wird mir die Inspektion abgenommen. Weniger die persönliche Kränkung,

viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernst, wer weiß, ob nicht solche Dinge sehr häufig im Staatsleben vorkommen, und von ihm unzertrennlich sind. Es hat bei mir den Entschluß des Austrittes und eines möglichst großen Fleißes in der Dichtkunst bis dahin nun vollkommen gereift und unwiderruflich gemacht. Alle diese Dinge trübten mir Geist und Herz. Jetzt habe ich mich wieder über das Wasser gehoben, Ihre mir so unschätzbaren Briefe, in denen sich eine solche Liebe für uns ausspricht, und das Herz meines vortrefflichen Weibes, das unerschütterlich an mir hängt, haben das Meiste dazu beigetragen. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrer Gesinnung gegen uns so fort, und es wird mir hiedurch, was Stimmung anbelangt, der Rathgeber ersetzt. Ich hoffe, daß nun von meiner Seite keine Verzögerung mehr eintritt. Aus Göthe's und Schillers Briefwechsel werden Sie sehen, daß diesen Männern auch solches begegnete. Es ist wohl in der Natur des Lebens.

Geigers Zeichnung*) hat mich ganz glücklich gemacht. Sie hat meine höchsten Erwartungen übertroffen. Ich war den ganzen Abend gestern in einer Art Entzücken. Ganz so ist die Dichtung. Ich hätte mit meiner besten Phantasie ein getreueres Abbild nicht angeben können. Diese herrliche Geistigkeit, Kraft und jungfräuliche Vornehmheit, verbunden mit dem Antiken, was die Gestalt ausspricht, nebst dem Gefühle, das die Stellung errathen läßt, ist in der Dichtung; aber sie ist mehr als meine Dichtung, und kann sie nur heben. Das Bild ist so schön, daß es

*) Natalie, zum dritten Bande des Nachsommers

zu dem Edelsten gehört, was dieser geniale Mann hervorgebracht hat. In mir ist der Gedanke entstanden, Geiger (wenn die Sache nicht zu kostspielig ist) zu bitten, daß er mir nach und nach zu jedem meiner Werke ein Bildchen mache, das ich in meinen alten Tagen (wenn mir Gott solche beschert) betrachten kann. Bis jetzt wären es deren drei: zu den Studien, den bunten Steinen, dem Nachsommer. Wenn ich tadeln dürfte, so könnte der Busen ein klein wenig zu hoch sein, vielleicht dürfte statt der äußersten Linie nur die nächste zu nehmen sein, und der Kopf könnte einen Gedanken kleiner sein, etwa wäre an den Haaren etwas wegzunehmen. Ich werde Axmann in dieser Hinsicht schreiben. An Geiger schreibe ich noch heute, um ihm meinen höchsten Dank, und meine höchste Bewunderung auszusprechen, er hat mich weit, weit übertroffen, und das Bild muß im Buche eine außerordentliche Wirkung machen. Nur jetzt kommt ein anderes Übel nach. Das erste Bild paßt nicht. Als ich einmal Geiger von dem alten Manne sprach, sagte er: „da paßt ja mein Bild nicht", ich meinte, es werde schon gehen; aber gegen den unsäglich hohen Adel Nataliens ist der Vogelfreund nun nicht, was er im Buche ist. Er soll der Mann sein, der in hohen Ämtern gestanden ist, Orden hat, noch Einfluß besitzt, sich in seine Einsamkeit zurückzog, dort Alles um sich erhebt und bildet, der weise ist, durch den Natalie das wurde, was sie ist, den sie verehrt, der weit über ihr ist, und an dem der junge Wandersmann sich bildet. Wie wenn nun der alte Mann in einer solchen Fülle seiner Geistesgröße und Würde, so wie seiner weisen Zurückgezogenheit sich darstellte, daß man begriffe, daß an ihm sich Natalie erzogen hat, und das Gewöhnliche verschmäht — wäre das nicht herrlich? Zudem muß das Format in allen drei

Bänden gleich sein. Das der alten Frau ist doch wie Nataliens? Ist es denn nicht möglich, daß Geiger den zweiten Band auch liest (in 14 Tagen sollte er's wohl schon können), und daß er den alten Baron noch einmal macht, und ihn dem zweiten und dritten Bilde anpaßt. Ich schreibe ihm jedenfalls darüber. Der Vogelfreund ist darum nicht verloren; denn da er ebenfalls herrlich ist, nur nicht zu dem gegenwärtigen Buche passend (Sie erinnern sich, daß er zur Iris 1848 oder 1849 ein alter Hofmeister sein sollte), könnte eine sehr schöne Dichtung zu ihm gemacht werden, weshalb der alte Herr zum Nachsommer eine andere Stellung als die des Vogelfütterers haben müßte. Ich meine, das Unternehmen gewänne sehr und wäre aus einem Gusse. Ich habe beide Bilder mehreren Personen gezeigt, und alle stimmten mir bei, daß sie nicht passen. Auch die Behandlungsart ist verschieden. Der Vogelfreund ist keine Bleistiftzeichnung, und sollte, um zu Natalien zu stimmen, eine sein. Die größeren Kosten sollten wohl ein größerer Ertrag für ein herrlicher stimmendes Werk decken. Schreiben Sie mir doch Ihre Ansicht, und wenn Sie mit mir einstimmen, so lassen Sie es Geiger gleich wissen; denn ich schreibe ihm meine Gedanken in dieser Beziehung. Dieses Bild wird dem dritten Bande sehr zu statten kommen; denn ich werde die letzte Hand hiedurch mit einer viel höheren Begeisterung anlegen, als ich es sonst gekonnt hätte. Ich bin auf die alte Frau so neugierig, daß ich es gar nicht sagen kann. Axmann muß sie mir, wenn er Natalien vornimmt, auf zwei Tage schicken. O, wie schade, daß ich nicht in Wien bin! — Eine Bitte: darf der Linzer Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, die Hoffnung hegen, daß Sie Geigers Taufe des heiligen Stephan

ihm künftigen Sommer für einen Monat zur Ausstellung leihen? Über Göthe und Schiller ein anderes Mal. Zum Schlusse meinen herzlichsten Dank für den Wein. — Er ist so trefflich, daß ich keinen andern mehr will. Zedlitz, dem ich einen gab, läßt um den Preis fragen, er will ihn auf seinen Tisch kommen lassen. Schreiben Sie gütigst den Preis. — Ich werde selber, wenn er ausgeht, einen, wenn auch nicht zum täglichen Trinken (dazu ist er für einen armen Poeten fast zu gut), doch zu gelegentlicher Erfreuung kommen lassen. Ist er auch in Gebinden zu haben? die Flaschen vertheuern den Transport. Der rothe ist sehr verführerisch und macht einem dann warm. Wir danken Ihnen beide auf das Herzlichste für Ihre Güte. Lassen Sie uns Ihnen so verbunden sein wie bisher, ich betrachte das als einen wahren Stern meines Lebens. Gewiß werden wir zu Ihnen kommen und eine Weile bleiben. Wie freue ich mich auf den Sommer! Sie werden die Eichendorf bei uns finden, die auch den „schwarzen" See besuchen will. Zu Ihren Unternehmungen wünschen wir alles beste Glück und Gedeihen.

An P. J. Heiger.

Linz, am 21. December 1856.

Heckenast hat mir eines der Bilder zum Ansehen geschickt, welche Sie zum Nachsommer gezeichnet haben, nämlich Natalie; das andere ist bei Axmann im Stich. Ich kann nicht umhin, Ihre Zeit mit diesen Zeilen zu unterbrechen, um Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung auszudrücken. Diese Bleifederzeichnung ist nach meiner Meinung eines Ihrer größten Werke. In seiner Einfachheit die Wirkung nur auf die einzige Gestalt sammelnd, bringt es dieselbe auf eine Höhe, die mein Staunen erregte. Alles Vornehme, Starke, Geistige, Tiefe, Reine und Einfache, was ich in meine Natalie legen wollte, liegt in der Ihrigen wirklich. Diese Gestalt in dem kleinen Raume macht den Eindruck eines großen historischen Gemäldes der tiefsten Weihe. Ich kenne wenige Kunstwerke, die diesem Bildchen gleichen, und nur Sie selber können sich übertreffen. Ich kann Ihnen mit Worten gar nicht sagen, wie mich diese Arbeit entzückt hat. Ich kam am vergangenen Sonntage von einer Amtsreise am Mittage zurück, und habe den ganzen Nachmittag mit Anschauen dieses auf meinem Tische vorgefundenen Bildes zugebracht. Sie haben meinen Text weit, weit übertroffen. Ich zeigte das Bild einigen Freunden, und dieselben waren wie ich entzückt. Es hält die Probe aller herrlichen Werke: die Schönheit

steigert sich mit dem Genusse. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank nicht dafür, daß Sie gerade zu einem meiner Bücher ein so herrliches Bild geschaffen, sondern dafür, daß Sie ein so großer, unerreichter Künstler überhaupt sind. Halten Sie das für keine Übertreibung. Ich studire eben in diesem Winter Ihre Zeichnungen zu den Memorabilien, und komme zu dem Ergebniß, daß Ihnen in geschichtlicher Composition jetzt niemand gleich ist. Kaulbachs symbolisirende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Compositionen, aber nicht das warme, wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgend eine Philosophie, Randglossen oder dergleichen. Daher ist Kaulbach nur dort Meister, wo Symbolisiren geboten ist, z. B. in seinen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs. Könnte ich nur wieder bald das Glück haben, öfter mit Ihnen zusammen zu kommen, und Ihre Arbeiten zu sehen. Ich habe Heckenast gebeten, uns Ihre Taufe des heiligen Stephan für künftigen Frühling auf einen Monat in die hiesige Kunstausstellung zu geben. Sind Sie nicht dagegen? Sie kommen in keine unwürdige Gesellschaft, wir haben alljährlich Bilder aus München, Düsseldorf, Antwerpen ꝛc. Wir hatten schon die schönsten Achenbach ꝛc. hier. Nun folgt aber auch ein Vorwurf: Warum setzen Sie sich nicht hin, und malen Historienbilder? Der größte Erfolg müßte Ihnen zu Theil werden. Malen Sie doch ein historisches Bild und schicken Sie es nach Linz. Das arme Linz dürfte Ihnen ein Bild aus unserer Geschichte mit Freuden abkaufen. Der hiesige Kunstverein (man möge ihn als einen Provinzialverein verachten, wie man will) nimmt Aufschwung und sein

Gebahren ist ein redliches, nur der Kunst zugewendetes. Ich genieße die Ehre Vorstandstellvertreter zu sein. Unter sein Wirken gehört auch die Anlage einer Landesbildersammlung. Wir haben bereits einen Mövius aus Düsseldorf um 1500 fl. angekauft, ein Bild, das Steinfelds höchste Bewunderung erregte. Die Stände werden von nun an zur Landesbildersammlung 1000 fl. jährlich beitragen. Die Stadt wird auch etwas thun. Ist das für unser kleines Nest nicht aller Ehre werth?

Äußerst neugierig bin ich nun auf die Mutter Nataliens. Axmann muß sie mir, sobald er sie entbehren kann, senden. Nun auch eine Frage, die ich schon lange auf dem Herzen habe. Was würde ein nicht zu großes Staffeleibild in Öl, einen Gegenstand etwa wie Natalie darstellend, kosten? Ich möchte von Ihrer Hand zu jedem meiner Werke ein Bild besitzen in Öl, oder Bleifeder mit Aquarell vermischt, oder Bleifeder allein. Am liebsten in Öl. Von jetzt ab wären drei solcher Bilder: eines zu den Studien, eines zu den bunten Steinen, eines zu dem Nachsommer. Beantworten Sie mir gütigst diese Frage. Dann habe ich noch ein Anliegen. Die Zeichnung zum ersten Bande des Nachsommers, der Vogelfreund, ist, wie Sie sich erinnern, zu einer Iriserzählung gemacht worden, in welcher der Vogelfreund ein alter Hofmeister war. Die Zeichnung entzückte uns alle. Aber nun ist der alte Mann ein sehr vornehmer Herr, der auf seinem Landsitze seltsam gekleidet ist, und immer barhaupt geht. Seine Bildung ist so hoch, daß Natalie und der junge Wanderer, so wie die alte Frau und Eustach ꝛc. sich an ihm bilden. Er hat Einfluß auf seine ganze Umgebung und ist einmal in hohen Staatswürden gestanden. Als ich Ihnen dies einmal bei St. Anna sagte, erwiederten Sie: „Dann paßt ja das Bild nicht.“ Ich

sagte damals: „Ich werde schon machen, daß es paßt.“ Und nun paßt es doch nicht, besonders gegen Natalie. Er ist im Bilde ein herrlicher Mann, aber ein ganz anderer. Ich mache zu ihm eine eigene Erzählung, und bleibe bei dem alten Hofmeister; aber zu Natalie wäre ein im Formate und in der Behandlung (der Vogelfreund ist theilweise Aquarell) gleiches Stück zu wünschen, damit im Buche Alles aus einem Gusse wäre. Mein ursprünglicher Entwurf liegt so weit von meinem jetzigen Werke ab, daß das Bild, das damals trefflich paßte, es jetzt nicht mehr thut. Jahre liegen dazwischen. Auch die Größenverhältnisse der Figur sind ganz andere im Vogelfreunde und in der Natalie. Für dasselbe Werk aber müßten sie doch gleich sein. Wollten Sie wohl auch im Style Nataliens einen alten Herrn entwerfen? Ich habe Heckenast von der Sache geschrieben und zweifle nicht, daß er eingeht. Er wird Ihnen in diesem Falle den zweiten Band zum Lesen geben, und Sie würden Natalie zugestellt bekommen, um sich in der Größe und Behandlungsart darnach zu halten. Thun Sie es doch, und bringen Sie uns einen alten Herrn, der so ist, daß er der Erzieher Nataliens sein kann. Mein ist die Schuld aller Verwirrung, lösen Sie sie ein wenig. Zu dem Vogelfreunde und den zwei andern mir so lieb gewordenen Figuren wird ein Text kommen, der den so schönen Zeichnungen nicht so weit nachstehen soll. Natalie wird mich beim dritten Bande begeistern.

Mit größter Freude habe ich gehört, daß Sie für Heckenast lebensgroße Bilder von Göthe, Schiller und Shakespeare malen. Ich bin sehr begierig auf Ihre Auffassung und Ausführung, und sage wieder: O wäre ich nur in Wien!! Daß die Fresken abbestellt sind, betrübt mich sehr. Ich habe mit größter Freude

die Nachricht aufgenommen, daß Sie die Fresken malen sollen. Wenn ich auch ferne von Ihnen bin, so folgt Ihnen doch meine Seele auf jeder Ihrer Lebensäußerungen, die zu meiner Kenntniß gelangt. Hätte ich nur einmal das Glück zu hören: Geiger hat eins, zwei, drei, vier, fünf große historische Bilder gemalt. Die Welt kennt Sie zu wenig, und ich fürchte, Sie selber kennen sich auch zu wenig. Nehmen Sie den Freimuth eines Mannes nicht übel, der Sie so hochachtet, und dessen Wunsch es ist, den verehrten Mann auch allseitig verehrt zu sehen, wie er es thut.

Leben Sie recht wohl, erfreuen Sie mich mit einer Antwort, und seien Sie tausendmal gegrüßt.

N. S. In meinen alten Tagen würden Ihre Bilder zu meinen Werken mein Entzücken und das Zurückleben in meine Jugend sein, wenn Gott mir überhaupt alte Tage zu erreichen erlaubt.

An Joseph Axmann.

Linz, Sylvesterabend 1856.

Hier sende ich Geigers Zeichnung zurück. Selten hat mich ein Werk so ergriffen, als diese einfache Bleifederzeichnung. Es ist eine solche Innerlichkeit und Geistigkeit in dieser Figur, daß sie mich jedesmal in Freude versetzt, so oft ich sie betrachte, und das that ich diese Woche her sehr oft. Mit diesem Bilde ist mein Buch wahrhaft verherrlicht. Nun (ich nenne Dich mit Deinem Spitznamen), alter Matrose, thue auch Du das Deinige. Wenn Du mir nicht all' das Zarte, Weiche, Kräftige ꝛc. dieser Zeich-

nung gerade so gibst, so schlage ich mit Keulen auf Deine Hände. An diesem Bilde kannst Du Dir ein groß Stück Ruhm ausarbeiten. Meinst Du nicht, daß der Busen ein klein wenig zu mildern wäre? Wenn der ausspringende Winkel der Linien nur um ein Kleines nach einwärts gedrückt würde, dürfte das Vorragen des Busens gemindert sein. Ich weiß nicht, ob ich recht habe. Ehe durch meine Anmaßung in dem Bilde etwas verdorben würde, bleibe es, wie es ist. Kannst Du mir bei Gelegenheit Probedrücke senden? Die ältliche Frau, von der Du mir einen Probedruck geschickt hast, ist Dir ganz vorzüglich gelungen. Sie machte mir einen Eindruck, welcher noch klarer ist, als der der Zeichnung, die ich freilich nicht vergleichen konnte. Es wäre sehr gut, wenn zu den Probedrücken auch die Zeichnung gesendet werden könnte. Wäre es bei den jetzigen Bildern nicht möglich, da bei der Abwesenheit des einen doch immer an den anderen fortgearbeitet werden könnte. Und ein allseitiges Urtheil thut jeder Sache gut. Vier, sechs, acht Augen sehen verschiedenartiger als zwei, und der beste Künstler kann auch vom Laien gewinnen. Heckenast ist einverstanden, daß auch zu dem ersten Bande ein anderes Bild kommt als der Vogelfreund, der zu einem anderen Buche aufbewahrt wird, weil er zu den zwei letzten Bildern in der Form und Behandlung nicht steht. Er ist der Figur nach in einem größeren Maßstabe, was bei einem und demselben Werke übel aussieht; dann ist er nicht Bleifederzeichnung, sondern zum Theil Aquarell, und endlich trage ich eine Schuld; damals sagte ich Geiger einen anderen Stoff, als der jetzige geworden ist. In dem beiliegenden Briefe an Geiger, um dessen freundschaftliche Bestellung ich Dich ersuche, ist schon Alles enthalten. Gib Geiger auch die Natalie, damit er sich im Formate genau zu richten weiß. Heckenast wird

ihm den zweiten Band übergeben, und er wird dann schon ein Bild machen, welches gescheider ist, als wir uns jetzt alle vorstellen können. Wirst Du nicht auch Göthe, Schiller und Shakespeare stechen, die Geiger für Heckenast als lebensgroße historische Portraits malt? Ich werde es Heckenast nahe legen. Das wäre ein Göttermahl für Dich? und Gelegenheit und Auszeichnung. Fahre mit einem Dampfboot gegen den Frühling zu uns, bleibe eine Weile bei uns. Der Aufenthalt hier kostet nichts, und ein Zimmer zum Arbeiten sollst Du nach Wahl haben. Ein nicht schlechtes Essen und ein gutes Glas Wein soll ein Matrosenherz erfreuen. Wir könnten Manches berathen, besprechen. Es stehen wieder drei Bilder aus dem frühesten Mittelalter bevor.

Lebe recht wohl, lasse etwas hören und empfange unsere herzlichen Wünsche für Dich und die Deinigen zum Jahreswechsel und zu noch recht vielen glücklichen Jahreswechseln, bis es endlich zu viel wird und ein Wechsel nicht mehr möglich ist.

An Deine Gattin und Dich von mir und meiner Frau die herzlichsten Grüße.

NB. Wenn ich nur recht bald die andere Vignette sehen könnte. Meine Neugierde ist sehr groß. Könntest Du nicht einige Tage an Natalien arbeiten, und sie Geiger auf später versprechen, da er ohnehin zur Lesung des zweiten Bandes verurtheilt ist. Mittlerweile wanderte die alte Frau hieher und zurück.

1857.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Februar 1857.

Für Ihr letztes Schreiben danke ich Ihnen herzlich. Nichts auf der Welt steht mir jetzt in meiner trockenen Abgeschiedenheit, in der Getrenntheit von dem Umgange mit meinen Freunden in Wien und in der Noth, daß mich mein Amt mit so unerquicklichen Persönlichkeiten zusammen bringt, höher, als die Liebe meiner Gattin und Ihre Freundschaft. Dieselbe hat sich in Ihrem Schreiben so ausgesprochen, daß ich auf das Tiefste gerührt war. Ich danke Ihnen für all' das Liebe und Gute, was der Brief enthielt. Bleiben Sie mir so lieb und gut, wie die Verbindung mit Ihrer verklärten Gattin, und deren Sie schmerzlich treffender Verlust Sie mir gemacht hat, und ich werfe dann recht gerne so manche Rohheit des Lebens, die an mich heran tritt, lachend von mir. Im Gefühle dieses schönen Bandes werde ich viel freier, leichter und fröhlicher schaffen können, und wenn mir auch ein Rathgeber, wie ihn Göthe und Schiller an ihren wechselseitigen Personen hatten, fehlt, so gilt mir Ihr Urtheil doch sehr viel, und ich bitte Sie darum, wenn es auch noch so tadelnd sein sollte, und das Bewußtsein Ihrer Liebe ist mir schon ein Lohn der Arbeit. Möge mir Gott nur noch auf einige Jahre Kraft

und Gesundheit schenken, daß ich das wieder herein bringen kann, was ich durch die Annahme dieses Amtes, was ich gewiß aus größter Vaterlandsliebe that, sündlich verschleudert habe. Ich danke Ihnen für die Erfüllung der in meinem letzten Briefe gemachten Bitten, besonders für Gestattung einer Zeichnung zum ersten Bande des Nachsommers und für das Versprechen der Taufe des heiligen Stephan. Ob Geiger das Bild hier ausstellen läßt, wird sich entscheiden. An Breitkopf und Härtel habe ich [illegible] des dritten Bandes gesendet. Im Laufe des März wird wohl schon alles dort sein. Von Geiger habe ich einen herrlichen Brief erhalten. Sein Urtheil über den ersten Band hat mir sehr große Freude gemacht. Er spricht fast das aus, was ich in das Buch legen wollte. Er wird mir ein Ölbild aus meinen Werken malen. Ich begreife nicht, wie ich zu dieser Güte komme. Die alte Frau sammt einem Probedruck habe ich hier, und werde Axmann Verbesserungen mit dem Messer einradiren. Die Feinheiten der Zeichnung gehen im Stiche verloren. Ob das so sein muß, weiß ich nicht. In der ältern Kupferstecherkunst ist doch viel mehr Vortrag und Tiefe. — Das Bild ist wunderschön, doch geistiger ist Natalie, was mir auch sehr lieb ist. Wenn ich in Wien wäre, hätte ich wohl auf Axmann einigen Einfluß. Im Frühlinge kommt meine Muhme Josephine zu uns, die Schwester der mir so theuren Louise. Auch Josephine ist ein herrliches Wesen, und nach der Photographie, die man mir von ihr und Louisen schickte, sind beide auch bildschön. Sie werden bei Rosenberger eine liebe Gesellschaft finden, die Baronin Eichendorf (Schwester des Dichters), Josephine und uns. Ich freue mich wie ein Kind auf jene Zeit. Mit nächstem Briefe sende ich Ihnen Josephinens und Louisens Briefe. Sie werden staunen über die Schönheit dieser

Herzen. Mich macht es fast stolz, daß in unserer Familie diese Innigkeit und Tiefe liegt. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann, so auch der Großvater Augustin.

Sie haben keine Vorstellung, wie sehr ich mich nach dem Juni 1860 sehne; denn in jenem Monate kann ich austreten, dann bleiben wir wohl einen ganzen Herbst bei Ihnen in Maróth. Lassen Sie ja nichts dazwischen kommen, daß Sie im künftigen August oder September eine geraume Weile bei uns bleiben können. Unlängst war ich in Passau, und morgen werde ich in dem Zimmer in Neufelden schlafen, wo wir mit einander eine Nacht zubrachten. Ich reise in diesem Winter viel im Schlitten herum. Meiner Gattin mußte ich das Wort geben, nicht in der Finsterniß zu fahren. Ich bin daher immer um 5 Uhr an Ort und Stelle. Da wird ein Zimmer geheizt, und ich gebe Befehl, mich bis 9 Uhr nicht zu stören. Da steht der Tisch beim Ofen, und ich schreibe Poesien. Das ist unendlich lieblich. Der Schluß des zweiten Bandes wurde in Steyer gefeilt, ich bin begierig, ob er Sie rührt. Die Stellung Nataliens in Geigers Bild ist in das Buch (dritter Band) gebracht worden. Morgen wird an dem alten Herrn und Mathilden gebohrt werden.

Da es spät wird und noch zu packen ist, muß ich schließen. — — Tausend Grüße von mir und meiner Gattin. Leben Sie wohl. Möge das neue Blatt, dessen die Allgemeine sehr gut erwähnt hat, gedeihen, und Alles gelingen, was Sie für Geist und Körper beginnen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Februar 1857.

Weil ich gar so viel zu thun habe, so schreibe ich nur einige Zeilen. Zu vielem andern, was ich gern mit Ihnen bereden möchte, wird sich wohl später eine Zeit finden.

Ich bin sehr, sehr fleißig, um nur nach drei Jahren von meinem Amte los zu kommen. Nicht die Arbeit an sich ist mir lästig; aber das Arbeiten mit so beschränkten Mitarbeitern ist fast erdrückend. Witiko und Zawesch sollen bis Juni 1860 fertig sein, und werden es, weil ich mir nicht mehr so viel Kraft zu Anderem entreiße, für das mir zuletzt doch niemand Dank sagt, und wofür ich, wenn ich nach meinen Ideen vorgehe, doch nur vergeblich mich abmühe. Wenn mir diese Jahre doch nicht ein Maß von Erfahrung gebracht hätten, so müßte ich verzweifeln, sie gewissermaßen verworfen zu haben. Den Grund kennen wir ohnehin. Wenn nicht manches liebe und gute Wort aus Fernen zu mir käme, so wäre es noch öder. Mich widert alles Gemeine so an, daß ich ihm aus dem Wege gehen muß, und wo ich es nicht kann, mich unglücklich fühle. Freundlichkeit und Güte besiegt und stärkt mich aber auch immer, darum kann ich Ihnen auch nicht genug sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist, wie hoch ich sie halte, und wie wohl es mir ist, daß Sie der sind, der Sie sind. Hier habe ich nur Bekannte, in Wien hatte ich Freunde,

bin aber mit ihnen außer Verbindung gekommen. Das erste und unerschöpflichste Herz für mich werde ich wohl bald verlieren, das meiner Mutter. Dann habe ich das meiner vortrefflichen Gattin, und Ihres. Vielleicht wird sich doch Julie auch entwickeln, erstaunlich flüchtig ist sie noch. Meine Klagenfurter Verwandten kenne ich noch zu wenig. Die Perle ist dahin, ich traure noch immer, Sie mögen es kindisch schelten, um eine nie Gesehene, aber es ist so. Wie habe ich mich mit thörichten Plänen getragen, ihr einmal einen trefflichen, herrlichen Gatten zuzuführen! Josephine liebt uns sehr, wir sie wieder, sie erscheint rein, edel, gebildet, weich, gefühlvoll. Wir werden sehen, wie die persönliche Bekanntschaft wirken wird. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich, wenn das Joch weg ist, sammt Gattin gleich ein paar Wochen in Maróth sein werde. Darf ich? Sie müssen aber recht oft von Pest heraus kommen. Sie haben mir einmal versprochen, mir Manches von Risa's Briefen zu übersetzen. Thun Sie es doch, d. h. wenn Ihre Zeit es zuläßt; denn ungarisch lerne ich wohl nicht mehr, und die Verstorbene ist uns so lieb geworden, daß wir gerne recht viel von ihr wissen möchten. Wenn von Zeit zu Zeit ein klein Weilchen dazu verwendet wird, findet sich zuletzt viel zusammen. Jedoch wie Sie wollen, und wie es Ihre Stimmung erlaubt.

Noch eine lächerliche Bitte. Besuchen Sie doch in Leipzig die Cacteensammlung des Herrn Ferdinand Senke, sie soll außerordentlich sein, und erzählen Sie mir dann etwas davon. Sie sehen aber auch Anderes bei ihm; er soll 50,000 Camelien haben ꝛc. ꝛc. — Sie sehen, ich nehme das Recht der Freundschaft stark in Anspruch; denn ich will zu Gunsten meiner Narrheit durch Ihre Augen sehen. Das wird freilich schlecht gehen, und

wenn ich Sie um dies und das und jenes fragen werde, werden Sie es nicht gesehen haben. Lassen Sie nur Senke fleißig reden, und merken Sie sich Manches. Senke kennt mich unter dem Namen Schallers Freund, und hat uns im Juli 1856 Pflanzen geschickt. Sollten Sie Förster, der bei Wöller ein Cacteenbuch herausgegeben hat, zufällig sehen, so fragen Sie ihn, ob denn die Ergänzungen nicht bald kommen oder gar ein neues Buch. Ich finde seit 1846 sehr viele Lücken, und es wäre doch ein Elend, wenn ich zuletzt auch über Cacteen schreiben müßte. Senke können Sie sagen, wenn Sie sich das merken können, daß Cereus Dumortieri und Echinopsis Reichenbachiana bei mir diesen Winter eingegangen sind. (Er hat sie unter andern im Juli 1856 geschickt.) Ich werde seine und Müllers Sammlung doch wohl auch einmal sehen können, da ich Leipzig schon lange zu den Orten zähle, die ich sehen muß, wenn die Zeit kommt.

Leben Sie recht wohl, thun Sie mir die Freude noch einmal zu schreiben, ehe Sie nach Leipzig gehen; dort haben Sie dann ohnehin nicht Zeit.

An Joseph Axmann.

Linz, am 17. März 1857.

Ungeheuer dringende Geschäfte verzögerten meine Antwort so sehr. Ich habe Deine beiden Sendungen erhalten. Erlaube mir, daß ich meine Meinung sage, und erwäge dann, ob sie gegründet ist oder nicht, und ob Du etwas ändern willst oder nicht.

Zuerst von Natalie (Mädchen). Dieser Stich ist einer der vortrefflichsten, die je aus Deiner Hand hervorgegangen sind. Statt die Hand des alten Matrosen zu prügeln, wenn er das Original nicht trifft, muß ich sie jetzt in Ehrfurcht küssen, weil er es so getroffen hat. Geiger hat nie ein schöneres Mädchen schöner und geistiger gezeichnet, und Axmann hat nie ein schöneres schöner und geistiger gestochen; von den Vortrefflichkeiten muß ich hier schweigen, da dieser Brief nur den Zweck hat, Fehler auszugraben und auszuklügeln, damit sie, wenn sie wirklich solche sind, verbessert werden; nur des Busens, den Du herrlich gemacht hast, muß ich flüchtig erwähnen. Über die Gelungenheit des Ganzen einmal mündlich. Nun folgen die Fehler und Verbrechen. Nataliens rechter Arm ist zu gekrümmt im Stich, zu wenig in der Zeichnung. Wäre es nicht, ohne den Arm zu dünn zu machen, ein klein, klein wenig zu mildern? Sonst habe ich an der Figur nichts zu tadeln, vielleicht die Schatten

des Kleides etwas klarer, namentlich an der Spitze des Mieders. Beisachen. Im Schatten des großen Kastens etwas zu tief gegangen, daher tritt seine Zeichnung etwas unklarer hervor. Schatten unter der Tischplatte zwischen Tisch und Kleid ein wenig mildern, daß die Tischplatte klarer vom Hintergrunde abgehe. Stockerl ist etwas zu rauh, seine Füße fast unkenntlich. Das Verbesserungsbedürftigste scheint der Teppich. Im Stiche ist er kein alterthümliches, feines, aber starkes Gewebe, sondern ein moderner, grober, rauhhaariger, fast an Kotzen streifender Teppich. Der Charakter ist völlig geändert worden. Die Ursache glaube ich darin zu finden, daß Du den Grund mit zu starken Strichen behandelt hast, was nicht im Charakter der Zeichnung liegt, und daß Du die Blätter und Blumen zu unbestimmt gehalten hast, was das Rauhe, Haarige und Kotzige gab, während die Zeichnung sie ganz klar, rein und scharf prägt. Den Arm, Teppich und Stockerl, theuerer Matrose, mußt Du ändern, sonst brichst Du mir das Herz, und thust Dir im Ruhme Eintrag. Ich sage: Axmann, Axmann, Axmann! Du könntest der erste Kupferstecher sein, wenn Du es selber absolut wolltest. Vom hohen Schreine, dessen reizende Zufälligkeiten und Lichterchen im Stiche durch zu ununterbrochen geführte Linien mehr schwer gemacht wurden, und von der klassischen Klarheit der Streifen im Kleide, die im Stiche rauher und breiter sind, rede ich nicht, und sage nur, der Stich ist im Ganzen herrlich. Verdirb nur nichts daran.

Die alte Frau (Mathilde) ist nach meiner Meinung bedeutend hinter Natalien zurück, im Ganzen unklarer, mit rauheren und stärkeren Linien und zu sehr untertuscht, wodurch das Trübe und die Flecken entstehen. Das Angesicht hebt sich im Stiche zu

wenig von dem Stoffe des Kleides auf dem Busen ab, was es bei Geiger viel mehr thut; eben so dürften die Haare weicher sein. Die rechte Hand ist ein bischen geschwollen, was wohl auch im Originale ist. Das Umhängtuch sollte mit feineren Linien vorgetragen sein, daß es sich besonders oben gegen das Kleid als ein weicherer Stoff abhebe. Wenn die Ränder der Faltenschatten am Kleide weniger rauh wären, so würde das Kleid der Klarheit des Originals näher kommen. In den Gesträuchen sind die verschiedenen Übergänge und Lichttheile ausgelassen, wodurch die Körperlichkeit Verlust leidet, und das Hintere mehr eine Fläche wird. Besonders gilt dies von der Schwärze hinter der Stuhllehne, die ganz gewiß durch Lichter und Übergänge zu unterbrechen ist, tiefer an der Stuhllehne muß das Gebüsch vorstehen, das obere muß weiter zurück sein, eben so der Baumstamm, der nicht die Schwärze haben darf, wie das Gesträuch am rechten Stuhlfuße. Zwischen der Figur und dem Rosenstock ist das Gesträuch ein Fleck, eben so der Rosenstock auf der Erde, der bedeutend zu durchbrochen ist. Die hinteren Rosen sind zu gleichartig als Schneeballen charakterisirt, wodurch sie mehr vorwärts gehen, sie sollten gefälliger sein. Der Knauf des Tischchenfußes ist ein Fleck, soll Lichter bekommen. Der Sesselstoff ist weniger Sammt als im Original und nähert sich besonders an der Lehne eher dem Steinmoose. Das Bild ist gegen Natalie selbst in der Zeichnung ein wenig zu breit, Du hast es ein bischen breiter gehalten als die Zeichnung. In Anbetracht, daß es in ein Buch muß, ist dies ein Übelstand, und ich bitte Dich herzlich, schleife ein wenig weg. Habe ich hier ein Sündenregister aufgeführt, so ist das nur meine Meinung, und soll nur der Arbeit zum Besten dienen. Das Treffliche des Bildes erkenne ich recht gut, die

Plastik, die Kraft, die Tüchtigkeit der Behandlung, obgleich ich auch unverholen sagen muß, daß im Ganzen Natalie besser ist. Ich habe diese Stiche mit allen früheren verglichen, und sie den meisten vorgezogen. Nur der Haideknabe bleibt nach meiner Meinung noch immer das Meisterstück an Klarheit des Stichels und an Auseinandertreten der verschiedenen Stoffe. Was Du nur als richtig anerkennen kannst, und was Du ändern willst, wirst Du besser wissen als ich. Die Abdrücke behalte ich da, die Zeichnungen sende ich. Wenn Du mir von beiden Bildchen einige Abdrücke vor der Schrift geben könntest, würde es mich sehr freuen. Die Druckerschwärze in Natalie kommt mir auch besser vor. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß wir wieder einmal in derselben Stadt leben und in der Kunst recht wacker fortarbeiten könnten. Es stehen wieder drei Stiche bevor zu drei Bänden. Im Sommer, wenn Schiller oder ein Anderer zum Stiche fertig ist, mußt Du zu einer Berathung herauf kommen. Diese historischen Portraits können Dich unsterblich machen.

Lebe wohl, von mir und meiner Gattin an Dich, Deine Gattin und Deine Angehörigen das Herzlichste und Schönste.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1857.

Ihr Schreiben, welches mich ungemein erfreut hat, kann ich nur kurz beantworten, da ich so gut wie gar keine Zeit habe. Zudem muß ich nur lauter Geschäftliches berühren. Nur so viel, daß es mir wie ein Glück vorkommt, das ich gar nicht zu hoffen wage, einmal Italien zu sehen, und vorzugsweise die ewige Stadt Rom. Daß mir Ihre Gesellschaft hiebei die liebste wäre — ja wirklich die liebste Gesellschaft, werden Sie nicht glauben; aber es ist so. Wenn das Glück ganz hold wäre, so hätte ich den Plan, nicht etwa Rom blos zu besuchen, sondern, wie es 1846 meine Absicht war, die nur durch die beginnenden italienischen Unruhen vereitelt wurde, zwei bis drei Jahre dort zu wohnen. Dann kommen Sie und bleiben eine gute Weile bei mir. Auf diese Weise würde Italien fruchtbarer, als durch eine bloße Reise, obgleich auch letztere schon ein Labsal sein müßte. Die Feder zu Bemerkungen dürfte aber dann kaum aus der Hand zu legen sein. Indessen bin ich hier gefesselt, und die goldenen Körner der Stunden rinnen unaufhaltsam dahin, und rollen nur in Staub und unfruchtbaren Sand.

Bitten Sie doch die Breitkopf und Härtel in meinem Namen um Güte und Geduld, daß ich in den Correcturbogen nicht blos die Druckcorrecturen vornehme, sondern auch andere, vorzüglich

in der letzten Zeit. Wäre ich nicht in dem störenden Amte — ich könnte sagen gehirnzerstörenden — so geschähe es nicht; aber so sind die Stunden zu wechselvoll, und ich erkenne oft erst das Bessere, wenn das Schlechtere schon gedruckt vor mir steht. Die Correctur dieses Werkes ist mir jetzt das Angenehmste daran. Wenn Breitkopf und Härtel sehr böse sind, werde ich mich mäßigen, so viel ich nur kann. Den Schluß von II habe ich völlig verwirthschaftet. Hier folgt er jetzt unversehrt (von meiner Seite) zurück. Solches wird wohl nicht wieder vorkommen. Es ist ohnehin eine Höllenarbeit, wenn man neuen Text macht, und ihn auszählen muß, daß er in den ausgeräumten Raum paßt. Wenn der Titel noch nicht gedruckt ist, so möchte ich statt des Beisatzes „eine Erzählung aus unsern Tagen" blos den Beisatz „eine Erzählung" haben; denn sie spielt doch nicht in unseren Tagen, sondern um 30 und mehr Jahre zurück. Auch erscheint mir der Beisatz manierirt. Die Zeit muß der Leser finden. Am Ende sucht er, durch den Beisatz verführt, Dampfbahnen und Fabriken in dem Buche.

Ich hoffe, daß die Reife des Mannes und der weitere Blick in diesem Werke ist, nebst der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunst, welche breite Theile des menschlichen Lebens umfaßt. So schwebt es mir vor. Ist es so, ist es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, besonders moderne Leser, werden verblüfft sein, denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden, ich muß gestehen, daß ich sie verachte, wie einen guten Theil der heutigen gespreizten, aber leeren Musik. Sie haben sich durch das Lesen der Aushängebogen um alles Urtheil über mein Buch gebracht, und Ihr Urtheil wäre mir Viel. Meine Bitte wegen Senke war

ja nicht so ernstlich gemeint. Sie können mir ja doch nichts berichten, weil Sie mit dem Gegenstande weniger vertraut sind. Ich komme wohl selber einmal nach Leipzig, heuer könnte ich nicht, weil ich im Frühlinge Josephine von Klagenfurt holen, und im Herbste sechs Wochen bei Freund Rosenberger sein will. Da geht wohl eine dritte Reise nicht. Sie können mir aber doch einen wesentlichen Gefallen in Leipzig thun. Förster, der Verfasser eines unübertrefflichen Cacteenwerkes, Kunstgärtner (wahrscheinlich in Leipzig wohnend, bei Wöller erschien das Buch), sagt, daß Haideerde die beste für Cacteen sei; Pezzoni, mein Wiener Cactusfreund, sagt, daß in und um Leipzig die erste Haideerde der Welt sei. Nun kömmt die Bitte: Suchen Sie mir etwa so viel, als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, frisch und ungebraucht zu bekommen; Förster würde wohl Quellen wissen, etwa auch Senke, wenn er will, und senden Sie mir dieselbe in einem Kistchen oder Fäßchen. Die Erde und die Kiste müssen Sie bezahlen, den Transport zahle ich. So thun Sie etwas für meine Freude, ich nehme mich dann bei dem nächsten Buche recht zusammen. Möge Ihnen Gott in dem Kreise Ihrer Verwandten recht viele Freude schenken, und so viele Liebe, als Sie würdig sind, und als Ihnen in dem Maße, wie sie abgeschnitten wurde, wohl in der nächsten Zeit nicht wird erstattet werden können. Auf Risa's Bild freuen wir uns ungemein. Verpacken Sie nur Alles gut und sammt Rahmen, das ist für das Bild bei weitem weniger gefährlich. Nach meiner Erlösung von hier werden wir wohl öfter zusammen kommen und manche Zeit mit einander verleben können. Wenn man älter wird, und wenn man solche Menschen kennen lernt, wie ich hier, dann erhält die Freundschaft einen hohen unschätzbaren Werth.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. April 1857.

Ich muß Ihnen schreiben, wenn es auch nur wegen Zeitmangel einige Zeilen sind. Ihr Stillschweigen ist mir schon ängstlich, ich bin an Ihre Liebe schon so gewöhnt, daß, wenn eine Weile kein Zeichen erscheint, ich mich Besorgnissen hingebe, daß Sie etwa krank sein können oder dergleichen. Daß Sie schon wieder in Pest sind, schloß ich daraus, weil ich vor zwei Tagen unter Kreuzband den Senkeschen Cactus-Catalog erhielt mit dem Postzeichen Pest und Wien. Heute wurde mir von Prag aus die am 15. d. M. von dort aus geschehene Absendung der Haideerde bekannt gegeben. Ich erwarte sie also in diesen Tagen. Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amte und meiner Schriftstellerei bleibt, bringe ich bei meinen Cacteen zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Orte oder Gesellschaften besuche ich nicht. Zu den Schmerzen und zu den Übeln, welche mir die letzte Zeit brachte, gesellte sich etwas Neues. Meines Bruders Anton in Linz einziges Kind, ein Knäblein von drei Jahren, höchst liebenswürdig und so verständig, wie ich nie ein Kind gesehen habe, ist plötzlich gestorben. Der Bruder ist wie wahnsinnig, und die Schwägerin weint fast immer. Ich, selbst sehr ergriffen, suchte ihn zu trösten, so gut es ging. Das Ärgste ist vorüber.

Möge Ihnen der Frühling mit seinen herrlichen Tagen solche Freude geben, wie er mir wohlthätig in's Herz strahlt. Wenn der Nachsommer fertig ist, hole ich mir mit der Frau unsere Josephine von Klagenfurt.

Leben Sie recht wohl, tausend Schönes von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde.

N. S. Habe ich Ihnen von dem herzlichen Gruße geschrieben, welchen mir Justinus Kerner gesendet hat?

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. Mai 1857.

Obwohl Sie vor den großen Festlichkeiten, die jetzt in Ofen und Pest vor sich gehen, kaum Zeit haben werden, an mich zu denken, so muß ich doch einige Zeilen an Sie richten, daß Sie wissen, daß ich lebe und Ihrer denke. Auch wird ja jetzt wohl der größte Theil der Festlichkeiten vorüber sein. Ihr Schreiben über Ihren Aufenthalt in Dresden, Leipzig und Berlin hat mir große Theilnahme erweckt. Besonders sind seit Jahren schon die Dresdner Kunstwerke ein Gegenstand, der meine stille Sehnsucht nährt. Gott wird vielleicht auch diesen Wunsch einmal erhören. Es wäre wohl nicht gar so schwer, Dresden zu besuchen; allein ich liebe meine Gattin so sehr, daß mir das Anblicken so großer Kunstwerke, die sie auch im hohen Grade liebt, ohne ihr eher Trauer als Freude erregen würde. Ich warte also, bis ein günstiges Geschick uns Beiden zugleich diese Freude bereitet. Eine

kleine Arbeit, die sich, wenn mich die wenig edle Stellung, in die man mich gebracht hat, nicht mehr bindet, leicht finden wird, schafft reichlich die Mittel, die drei Städte zu besuchen; denn eine ohne die beiden andern sieht man bei der Leichtigkeit der jetzigen Verkehrsmittel doch nicht gerne. Indessen freue ich mich schon außerordentlich auf meine jetzige kleine Reise; denn seit fünf Jahren bin ich kaum irgendwo gewesen, nicht einmal in Wien. Es thut mir bitter noth, daß ich wieder andere Menschen und neue Landschaften sehe. Ich werde von hier mit dem Wagen, den wir zum Rosenberger hatten, nach Graz fahren. Die Reise ist für die Frau und mich, und wahrscheinlich geht auch Julie mit, billiger als über Wien mit Dampfschiff und Eisenbahn, da ich für den Wagen weiter nichts zu entrichten habe, als täglich 6 fl. und die Mauthen. Ich habe Graz noch nicht gesehen. Von dort will ich über Marburg nach Klagenfurt fahren. Ich freue mich auf den Kreis meiner dortigen Verwandten, die sich brieflich schon als so edle und gebildete Menschen angekündigt haben. Von Klagenfurt aus hätte ich ein Gelüsten, das mich kaum ruhen läßt, — nicht etwa das Meer zu sehen; denn wäre man einmal in Triest, so lockte das nahe Venedig wieder; das muß ich auch auf ein andermal lassen — nein, sondern den Großglockner zu besuchen, den ich seit meinen jungen Studententagen nicht gesehen habe, und den ich jetzt wohl mit anderen Augen anschauen würde. Von Klagenfurt hieher wird das etwa ein Umweg von höchstens zwei Tagen sein. Ich möchte noch einmal meine Augen in die schönen Eisfelder des Pasterzegletschers versenken, und die schöne weiße Nadel des Glockners von Heiligenblut aus erblicken.

Was Sie von Senke's Cacteenanstalt schrieben, hat mich sehr in Anspruch genommen, die Pflege dieser merkwürdigen Gewächse

hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen und wundervolle Blühen dieser Gewächse den Umgang mit Menschen ersetzt. Ich bin hier verödeter, als wenn ich bei Rosenberger ein Häuschen mit Garten und Glashaus besäße; denn dorthin kommen im Sommer oft Menschen von Auszeichnung, und im Winter besuchte ich München, Wien, Nürnberg, oder sonst eine Stadt, in der es von wissenschaftlichen und Kunstdingen weniger leer wäre als hier. Ich bestrebe mich, hier der Kunst und der Wissenschaft Eingang zu verschaffen. Es gelingt bei der völligen Brache, die früher hier bestand — im Vereine mit einigen Männern über Erwarten; aber sollten Sie es glauben, wer Hindernisse legt? Die hiesigen Stände wollten jährlich 1000 fl. Beitrag zur Errichtung einer kleinen gewählten Landesbildersammlung geben, die Stadt hätte auch gegeben, Private hätten ihre Schätze zeitweilig in die Anstalt geliehen, aber das Ministerium des Innern strich die 1000 fl., und die Stände dürfen sie nicht geben; für Forstdinge, Viehausstellung ꝛc. sind Summen von ziemlichem Umfange bewilligt. Zu solchen Dingen strebt unsere Zeit ohnedem hin, es thut noth, Höheres zu wecken, dem Geiste Schwung zu geben; denn dieser hält die Staaten und dieser hält die Menschheit, sonst vergeht sie in eine gefütterte Heerde, die, wie das alte Rom, dem ersten kräftigen Barbaren anheimfällt, der sie einzufangen unternimmt. Ich hoffe, daß dieser Vorfall nur vereinzelte Referentenweisheit ist, und daß es doch gelingt, was wir unternommen, wenn der Minister selber Kenntniß davon erhält. Dafür hat das Unterrichtsministerium der Stadt Linz vorgeworfen, daß die dortigen Kunstzustände sehr traurig sind. Doch ich muß von diesen Gegenständen abbrechen.

Einen freundschaftlichen Vorwurf muß ich Ihnen machen. Haben Sie Ihr Frühlingsversprechen vergessen? Ihre geliebte, verewigte Risa im Bilde, und die Taufe Stephans. Senden Sie aber die Bilder jetzt nicht, sondern erst nach dem 15. Juni, sie wären nur in meinem leeren Hause. Ich freue mich so außerordentlich darauf. Was Sie mir von Geiger schrieben, hat mir fast ein Freudenfieber zugezogen, ich bin so gespannt, was dieser nach meiner Ansicht größte Künstler unserer Zeit für mich malt, und es erfüllt mich buchstäblich mit Entzücken, daß ich von seiner Hand etwas besitzen soll, das täglich vor meinen Blicken ist. Ich habe ihm geschrieben und hoffe, daß der alte Herr bald gezeichnet ist. Ich habe ein Katarrhalfieber gehabt, was mir zu Allem Unlust erregte, ich hoffe aber doch bis zu Ende dieses Monats mit dem Manuscripte des Nachsommers fertig zu sein. Was Sie mir über den Schluß des II. Bandes schrieben, hat mich tief gerührt, es sagt das, was ich in das Buch und seine Menschen legen wollte. Es sollte etwas Größeres und Höheres sein, als das unerquickliche Volk des Tages. Sehr begierig bin ich auf Ihr Urtheil, wenn Sie einmal das Ganze überschauen; denn die zwei jungen Leute sind weitaus nicht die Hauptsache, sind eine heitere Ausschmückung des Werkes, sein Ernst und sein Schwerpunkt muß irgendwo anders liegen. Seltsam ist die Wahrnehmung, die ich Ihnen schon geschrieben zu haben glaube, daß bei diesem Buche allein mir die Correcturbogen nicht langweilig sind.

Ich hätte noch Vieles zu schreiben, aber aus Mangel an Zeit muß ich schließen. Wir wollen mündlich im Sommer Unendliches besprechen. Meine Gattin grüßt Sie tausendmal, bleiben Sie uns gut, wir legen den höchsten Werth auf Ihre Freundschaft und Liebe, die ein Schmuck unseres Alters wird, so wie

ich immer mehr, da die Jahre fließen und das Alter hereindämmert, den Werth der Güte, Aufrichtigkeit und Angeschlossenheit meiner Gattin erkenne, und dem äußern Flitter abhold bin.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. Juni 1857.

Sie ziehen sich ja zu unserem Leidwesen sehr von uns zurück. Wir haben Sie innigst gebeten, uns sehr, sehr oft zu schreiben (vorausgesetzt, wenn Ihnen dieses Schreiben angenehm ist), Ihre Briefe machen uns die größte Freude, Sie haben erlaubt, daß nicht jeder Brief von Ihnen beantwortet werden muß, da leider meine Zeit so gemessen ist, und dennoch schreiben Sie nicht, bis nicht ich wieder geantwortet habe. Meinen Sie denn, uns lästig zu sein, wenn öfter Briefe kommen? Wüßten Sie, wie wir uns gleich zusammensetzen, wenn ein Brief von Ihnen ankömmt, und ihn mit Rührung durchlesen — und manchmal auch durchziffern; denn einzelne Worte kann unsere theure Freundin sehr hieroglyphisch schreiben — wüßten Sie dieses, Sie schrieben öfter: Sie sind doch nicht Schulrath, Conservator, Museumsausschuß, Vizevorstand des Kunstvereins und Dichter (doch das Letzte könnten Sie wohl heimlich sein) und haben also mehr Zeit als ich. Warum schreiben Sie also nicht? Ich vermuthe aus Zartgefühl, um uns nicht lästig zu sein, oder, erlauben Sie mir es, verehrte und geliebte Freundin, zu sagen, Sie glauben sich

in Ihrer zur Düsterheit geneigten Weltanschauung von uns mehr bei Seite gesetzt als früher, und ziehen sich daher zurück. Wenn das wäre, so würden wir tief gekränkt sein. Unsere Gefühle für Sie sind immer gleich geblieben — doch nein, bei näherem Umgange sind sie an Liebe und Achtung immer gewachsen. Es hat sich in unsern Gesprächen für Sie der trauliche Name Louise eingefunden, als ob wir verwandt wären, und wie unzählige Male sagt meine Frau: „Warum schreibst Du Louisen nicht, es ist doch ganz abscheulich!" Wie oft sage ich: „Louise ist das edelste, schönste, wärmste Herz, welches ich kenne," freilich füge ich nicht selten hinzu: „Schade, daß ihr ihre zuweilen kränkliche Körperbeschaffenheit einen trüben Flor vor die schöne Welt hängt, daß sie dieselbe nicht so genießen kann, wie sie fähig wäre, und daß sie nicht so glücklich ist, wie sie es verdiente!" „Und warum schreiben Sie denn doch nicht?" werden Sie antworten. Liebe, hochgeehrte Louise, ich kann es durchaus nicht. Ich habe Ihnen das ja auseinander gesetzt, und es ist immer ärger geworden. Vom ersten Morgenstrahle bis 11 oder 11½ Nachts bin ich nothgedrungen beschäftigt, und ist ein freier Augenblick, so bin ich so abgespannt, daß ich das Tiefe, Warme und Liebe, was ich geliebten Personen schreiben möchte, nicht schreiben kann. Selbst meiner Mutter, die mir nebst meiner Gattin das Theuerste auf der Welt ist, kann ich nicht genug schreiben. Dem, was mir das Holdeste des Lebens ist, der Dichtkunst, die mir zugleich die Mittel geben könnte, unabhängig von den Fesseln, die mich jetzt drücken, zu leben, kann ich nicht nach Bedarf mich hingeben. An meinem dreibändigen Werke schreibe ich nun schon in's vierte Jahr. Ich könnte nun bald im Ernste sagen, was Sie mir andichteten, und wovon Sie glaubten, ich verschweige es

immer nur: „Louise, ich bin unglücklich! „Einige wenige Zeilen könnte ich wohl öfter an Sie schreiben; aber das erscheint mir wie ein Frevel an unserer Freundschaft, und ich vermöchte es gar nicht. Ich muß mein volles Herz gegen Sie öffnen, oder ganz schweigen. In drei Jahren, wenn der Himmel seinen Segen gibt, bin ich frei, ich werde meine kleine Pension begehren und mich in die Einsamkeit zurückziehen, und der Dichtkunst leben, wenn ich ihre Gunst durch den Verrath, den ich an ihr aus mißverstandener Menschenliebe begangen habe, nicht verscherzt habe.

Wir werden im September bei Rosenberger, am Fuße des Dreisesselberges, eine Zeit wohnen. Sie haben den Wunsch blicken lassen, dort bei uns sein zu wollen. Das macht uns im höchsten Grade glücklich. Wir freuen uns darauf, und jenes herrliche Wasser, die reine Luft und der Harzgeruch der Hochwälder soll Ihnen sehr wohl gedeihen. Wir (mit Ausnahme der Frau, welche nicht leicht weit gehen kann) wollen weit und breit herumgehen. Meine Ziehtochter und mein Verleger Gustav Heckenast, der uns auch dort besuchen wird, werden uns begleiten, und wenn Sie durch mehrere Stunden herumgehen können, werde ich Sie an alle Punkte der zwei Schwestern im Hochwalde begleiten, vorzüglich zum See und zu den drei Sesseln, von denen aus man die Alpenkette von Tirol bis zum Ötscher erblickt, und den Inn, die Isar und die Donau sehen kann. Ich will suchen, alle meine Fehler abzulegen, um Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie dürfen täglich einmal sagen, daß die Welt ein Jammerthal sei, ich werde Sie nicht bekämpfen und es geduldig glauben, nur dürfen Sie es, wenn Sie es Vormittags gesagt haben, nicht Nachmittag wieder sagen, und haben Sie es Vormittag nicht gesagt, so steht Ihnen diese Genugthuung auf Nachmittag bevor.

Meine Gattin wird Ihnen keinen Verdruß machen; an dieser haben Sie eine Schwester der besten Art erworben, die mich stets Ihretwillen strafredet. Was sonst Unangenehmes kömmt, schlechtes Wetter und dergleichen, das tragen wir in gemeinsamer Geduld, und spielen um einen Kreuzer das Wettreiten mit bleiernen Rossen auf einer Tafel, auf der man zum großen Schreck oft auf den letzten Reiter warten muß, oft Strafe zahlen, oft ganz aus der Reitbahn austreten ꝛc... Im Herbste 1855 hat uns das Spiel vielen Spaß gemacht, und die Frauen in eine wahre Aufregung versetzt. Am nächsten Samstag treten wir eine Reise nach Klagenfurt an, um meine Muhme Josephine Stifter zu holen, welche ihre herrliche, über Alles geliebte, 22jährige Schwester Louise an der Gehirnentzündung verlor, und den Winter nur überdauerte, weil ihr der Stab der Hoffnung blieb, im Frühlinge zu uns kommen zu können. Diese Reise ist die erste, die wir seit vier Jahren wieder über Oberösterreich hinaus antreten können — aber nein, Rosenberger liegt ja auch schon 100 Klafter weit in Baiern. Wenn unser Bischen Geld hinreicht, so gehen wir von Klagenfurt nach Triest. Ich habe das Meer noch nicht gesehen und möchte es so gerne, so gerne sehen. Welcher Eindruck auf mein Gemüth, welcher Schatz neuer Gedanken! Kann es nicht sein, so fahren wir mit Jos (so heißen wir sie) durch unsere Berge wieder an unsere Donau zurück, und ich kann statt der Kauffahrer und Kriegsschiffe die Donauschlepper ansehen. Heute ist Dienstag, am Montage darauf sind wir in Graz — wäre es ein unbescheidener Wunsch, wenn wir dort eine Freudenblume anträfen, einen Brief von Ihnen, in welchem stände, daß Sie mir nicht zürnen. Meiner Gattin dürfen Sie aber, selbst wenn Sie auf mich böse sind, nicht zürnen, diese treibt ohnehin immer genug, daß ich an

Sie schreiben soll. Senden Sie ihr, wenn nicht mir, einen Brief nach Graz poste restante. Ich werde, sobald ich beim Elephanten absteige, auf die Post gehen und fragen. Auch eine Kanzelrede dürfen Sie mir halten, nur schreiben Sie aus der Katzenburg, und schreiben Sie recht, recht viel, wie es Ihnen geht, was Sie thun, was der Garten macht ꝛc. . . Wer weiß, was in drei Jahren geschieht. Wer weiß, ob ich nicht in der Katzenburg, wenn ich frei bin, gegen Bezahlung ehrlicher Miethe, in einem Winter die Nausikaa schreibe, ein Trauerspiel, auf das ich aus bin. Nach dem Nachsommer erscheinen zwei Werke, jedes zu drei Bände, Wittiko und Zawesch (aus der Familie der Rosenberge; sie werden mir die Brücke aus dem Amte bauen). Nach diesen historischen Romanen soll Nausikaa kommen. In Homers Odysseus können Sie den Stoff lesen. Was unser äußeres Befinden anbelangt, so ist es mit Ausnahme mancher nicht bedenklicher Anstände gut. Der Geist zwar geht hier ziemlich leer aus. Die meiste Freude macht mir noch der Kunstverein, in welchem ich sehr thätig bin und sein muß, damit doch diese Taube mit dem Ölzweige in meine Wasserwüste hereinfliege. Wir hoffen, daß Sie recht heiter und recht thätig in Haus und Garten leben, und daß Sie uns doch öfter als bisher ein Blättchen schicken. Das Buch Ihres herrlichen Bruders zur neuen Literaturgeschichte hat mir außerordentliche Freude gemacht, wenn ich auch über Manches mit ihm streiten möchte, falls wir beisammen wären. Ich mag Unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesammten Menschheit fassen, vielleicht heißt er das katholisch; dann habe ich von katholisch nicht den rechten Begriff. — Doch darüber mündlich. Was ich an Büchern von

Ihnen habe, nehmen Sie sich mit, wenn Sie kommen. Leben Sie recht wohl, melden Sie uns Erfreuliches und empfangen Sie die herzlichsten, innigsten Grüße unwandelbarer Freundschaft und Liebe von mir und meiner Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. Juli 1857.

Ich bin anfangs Juli von meiner Reise zurückgekehrt, und Ihre Bilder sind bei mir angekommen. Ich weiß nicht, wovon ich zuerst reden soll. Geiger's Skizze zu dem Freskobilde ist so schön, daß ich zur höchsten Bewunderung hingerissen wurde. Wie weit ist dieses Bild von jenen Compositionen entfernt, in denen die Gestalten Puppen sind, welche bei einer Feierlichkeit oder dergleichen sich darstellen müssen, Arme, Füße und ein Haupt haben, in denen vielleicht nicht einmal eine Verzeichnung vorkommt, und deren Zusammenstellung irgend einem Privatgedanken oder Witz des Künstlers dienen muß. Hier ist Alles Gegenständlichkeit, die Sache ist ihrer selbst willen da, sie ist so sehr sie selber, daß man darauf vergißt, daß Jemand ist, der das Ding gemacht hat. Jede Person ist die, die sie ist, durch und durch, sie ist eigenthümlich und bedeutungsvoll, daß wir uns kaum von ihr trennen können, alle sind dem Ernste der Handlung hingegeben, jede nach ihrer Art, und in den Betreffenden ist auch der Ausdruck des vollendeten Magyarenthums. Und zu allem dem

liegt eine solche Würde, Hoheit und Ruhe in den Gestaltungen, daß man sich erhoben fühlt, ohne daß der Künstler nöthig gehabt hätte, zu einer lächerlichen Idealität zu greifen, die uns nur mehr oder weniger Mitleid einflößt. Die Farben sind herrlich vertheilt, daß die Decke einen wundervollen Anblick gewährt haben würde. Geiger hat die Aufgabe historisch gefaßt, nicht religiös allein, wie es wohl der Bestimmung gemäß war. Manche werden Schwärmerei, Modeausdruck, Farbenreiz, Gefühlsamkeit, Überschwenglichkeit, Patriotismus und ich weiß nicht was malen, dieses Bild kann jetzt Niemand machen, als Geiger, in jeder Linie liegt das Zeugniß des Genius. — Wie wohl thut das gegen die Leerheit, Correctheit, Anordnung, Farbengebung, Ausführung der Menge Derer, die da zeichnen können. Ich muß gestehen, daß ich einen Schmerz darüber empfinde, daß Umstände es gefügt haben, daß dieses Bild nicht wirklich ausgeführt wird. Ich kenne das Hinderniß natürlich nicht, aber wie berechtigt es auch sei, mein Schmerz ist nichtsdestoweniger da. Wie würde die Nachwelt, die sich, so weit die jetzigen Zeichen sich deuten lassen, einem größeren Kunstverständniß entgegen bewegt, als es unsere Mitwelt besitzt, gestaunt haben, daß wir einen Mann besaßen, der von Tendenzsucht, Prinzipreiterei, Gefühlseinseitigkeit, welche Dinge unsere Kunst- und Kennerwelt so bewegen, so frei ist, wie der Schöpfer dieses Bildes, und nur rein und keusch der Gegenständlichkeit der Dinge hingegeben ist. Wie viel ich jetzt Gegner haben mag, wenn ich diese Worte sage, die Nachwelt wird sie begreifen und wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß, wie bewundernswerth Kaulbach und Cornelius theilweise sein können, ihre Einseitigkeit und Willkür tief unter der reinen, unbeirrten Künstlernatur Geiger's stehen. Das ist ein Mann, den der Geist

der Kunst geweiht hat, der einsam in unserer Zeit steht, und von dem nur schmerzhaft zu bedauern ist, daß er nicht alles Getriebe um ihn'herum verachtend selbstständig Schöpfungen hervorbringt, die ihn unsterblich machen und Geschlechter nach Geschlechtern beglücken würden. Halten Sie diese Skizze in Ehren. Sie besitzen daran nicht nur ein Meisterwerk an sich, sondern auch ein werthvolles Stück zur Kunstgeschichte; denn Geiger's Name wird noch einmal groß werden, wenn er auch gar nichts gezeichnet hätte, als die Blätter zu den Memorabilien und zur ungarischen Geschichte; und wenn er in seiner Bescheidenheit jetzt auch selber zu wenig thut, diesen Namen zu der hohen Ehre zu bringen, die ihm gebührt. Ich werde ihm auch über dieses Bild schreiben. Ich habe nicht untersucht, ob im Einzelnen nicht Fehler sind, Verzeichnungen und dergleichen (wahrscheinlich ist derlei da; gerade dem Genie, das in Massen arbeitet, begegnet so etwas), aber wenn sie auch da sind, so würde Geiger durch Besprechung mit Freunden oder durch Betrachtung des Werkes sie gewiß verbessert haben. Ich weiß nicht, warum mich dieses Bild in seiner Einfachheit und Tiefe immer an die Nibelungen erinnert.

Was die zwei andern Bilder anbelangt, welche Sie mir gesendet haben, so habe ich mit tiefer Wehmuth die Züge Ihrer theuren verstorbenen Risa betrachtet. Diese Frau war mir wohl schon im Leben als Ihre Gemahlin bedeutend, und als das edle Wesen, welches Ihnen nach einer schmerzlichen und traurigen Vergangenheit ein so tiefes Glück gewährte; noch inniger verehrte ich sie aber nach ihrem Tode, weil ich da durch Sie erst recht über ihren Werth aufgeklärt wurde, und ihr gewissermaßen Dank zollte, weil sie dem Manne Alles war, den ich schon so lange als Freund liebte und durch sie noch mehr lieben lernte. Ich fühle

oft recht bittere Reue, daß ich nicht bei ihren Lebzeiten einmal nach Maróth gekommen bin, um sie kennen zu lernen. Aber so ist es immer. So lange Jemand lebt, denken wir, er lebe ewig; und wenn er todt ist, so reuet uns jede Kleinigkeit, die wir ihm entgegengesetzt, und jede Gelegenheit, die wir versäumt hatten, ihn zu sehen oder ihm etwas Liebes zu thun. Wir traten Alle vor das Bild und betrachteten es. Sie sagten mir einmal, Risa sei hübsch, aber nicht schön gewesen. Ich finde in dem Bilde bei Weitem mehr als blos hübsch. Nach meinem Gefühle gehört dieses Angesicht zu denen, welchen man beim ersten Anblicke gut sein muß, in deren reinen Zügen die Reinheit wohnt, und die uns mit ihrem klaren Ausdrucke fesseln. Über bloße Schönheit der Bauverhältnisse eines Angesichtes bin ich ein schlechter Urtheiler, weil ich immer die Seele einmische, und diese schön oder nicht schön finde und darnach urtheile. Risa zeigt in dem Bilde, welches sehr gut gemalt ist, wenn es auch der Genialität Geigers nicht Stand hält, eine innige Güte, ein tiefes Gefühl und ein treues Herz. Es ist mir so begreiflich, daß sie Ihnen so viel war, und ich komme immer wieder darauf zurück, daß es mir sehr, sehr leid thut, daß ich sie nicht persönlich habe kennen gelernt. Meine Frau glaubte das Armband an dem Arme der gemalten Risa zu erkennen, das Sie ihr als Angedenken an die Verstorbene gebracht haben, und es traten ihr Thränen in die Augen. Kann man denn nicht von einem lieben Bilde eine Photographie nehmen? Wenn es geht, so sind Sie gewiß so gütig zu erlauben, daß ich von Risa's Bild eine Photographie nehmen lasse und mir dieselbe in unser schöneres Zimmer aufhänge. Ihr eigenes Bild ist als Photographie sehr gut, nur etwas zu wollig und in die Breite gezogen. Im Ganzen bin ich den Photographieen Feind, sie müssen

außer Verhältniß sein, weil jede Sammellinse nur treue Bilder gibt, wenn der Gegenstand nicht in der Raumtiefe, sondern in einer Ebene ist, die parallel der Linsenbreite ist, und weil jeder Mensch in dem Augenblicke, als er von der Linse gefangen wird, starr sein muß, also nicht der ist, der er ist, woher meistens der Mangel an Leben in den Photographieen rührt. Ich werde mir Ihr Bild ehrend aufbewahren, und Ihnen das meinige senden; denn meine Gattin plagt mich schon über ein Jahr, mich photographiren zu lassen. Meine Gattin, die überhaupt meine Abneigung gegen Photographieen nicht theilt, findet Ihr Bild vortrefflich, und ist sehr erfreut darüber, daß wir es haben. Sie versucht schon manche Rahmen, die wir haben, ob es in einen passe. Ich aber werde einen eigenen dazu bestellen. Wir danken Ihnen herzlich für dieses theure Geschenk.

Nun auch etwas von meiner Reise. Wir sind am 6. Juni von Linz abgereist. Wir gingen über Kremsmünster, Spital am Pyhrn, Rottenmann, Leoben, Bruck, Graz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Adelsberg, Triest, Monfalcone, Udine, Pontafel, Villach, Klagenfurt, Friesach, über den Rottenmanner-Tauren, Spital, Kremsmünster, Linz. Wir blieben 29 Tage aus. Mein Sehnen seit vielen Jahren ist in Erfüllung gegangen: ich habe das Meer gesehen. Ich kann Ihnen mit Worten nicht beschreiben, wie groß die Empfindung war, welche ich hatte. Alle Dinge, welche ich bisher von der Erde gesehen hatte, Alpen, Wälder, Ebenen, Gletscher ꝛc. . . . versinken zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte. Zwei Stunden des frühen Morgens am 20. Juni blieb ich auf einem Hügel bei

Optschina sitzen, und ich sah nur das tief unter meinen Füßen liegende Meer. Wie groß ist Gott, wie herrlich ist seine Welt! Ich werde Ihnen mündlich sehr viel sagen, das Papier ist zu jeder Mittheilung zu klein. Auch die nächsten Tage oft stundenlang fort am Strande des Meeres stehend, konnte ich nicht satt werden, dasselbe zu betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß das Meer so lieblich sein könne. Jeden Tag, jede Stunde war es anders, und immer herrlich. In Farben wie lichter Smaragd, wie leuchtender Azur, wie tiefes Ultramarin, ja wie ein Panzer mit lauter Silberschuppen spielte es vor mir, je nachdem die Sonne es streifte, eine mit Wolken gestickte oder ganz reine Kuppel über ihm stand, je nachdem der Himmel am Morgen in tiefer Bläue ruhte, oder am Nachmittage in fast weißer Hitze glühte. Am 21. Nachmittags sah ich ein Gewitter im Westen aus dem Meere emporsteigen. Die Wolken standen senkrecht wie schwindelnd hohe Berge an seinem fernen Rande. Wie in jeder andern Lage glaubte ich auch wieder, in dieser sei das Meer am schönsten. Ich wohnte im Hotel de la ville gerade auf die Rhede hinaus. Bei 300 Schiffe lagen vor mir. Gegen 8 Uhr begann das Blitzen, welches sich spiegelte, daß Himmel und Meer ein einziges Feuer waren und die Unzahl der Schiffe einen Augenblick im Leeren hing. Dabei war athemlose Stille. Um 11 Uhr kam der Sturm und das Gewitter war über unsern Häuptern. Leider konnte ich der Finsterniß halber das Schäumen des Meeres nicht sehen, sondern nur hören. Ebenso hörten wir das Rufen der Schiffleute in den Tauen, das zeitweilige Läuten von Schiffglocken, das Rasseln der Ketten der herabgelassenen Nothanker und mitunter einen Kanonenschuß. Es sollen drei Schiffe von ihren Ketten gerissen, aber von Dampfern wieder eingebracht

worden sein. Von Unglücken auf der weiteren See verlautete nichts. Am nächsten Tage war das Meer bewegt. Die schönen, röthlich schimmernden Steinküsten von Muggia, Capodistria, Pirano, dann der grauliche, öde Karst hoben sich reizend von der dunkelblauen, gedehnten, beweglichen Fläche, und die zahlreichen Segel zogen um so leuchtender, von gelegentlichen Strahlen getroffen, über ihre dunkle Unterlage. Wolken breiteten wandelnde Schatten über das Schauspiel. Gegen Nachmittag beruhigten sich Himmel und Wasser. Kaum minder als das „ewige Meer" (wie Homer sagt) ergriff mich das Treiben der Menschen und das Betrachten eines Volkes, das so merkwürdig ist, und eine so große Geschichte hinter sich hat. Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz andern Volkes, als des deutschen, hat mich ganz neu und mächtig erregt. Die untern Klassen wirkten eigenthümlich auf mich ein, ich widmete ihnen große Aufmerksamkeit und sprach mit ihnen in meinem ins Närrische verknitterten Italienisch, so daß ich jetzt Manches begreife, was mir bisher unerklärlich war. Die italienische Musik ist mir klar, und hat ihre Berechtigung und ihren Ursprung im Volke, wie sehr wir sie bei uns tadeln müssen, wo sie aus ihrem Zusammenhange gerissen ist. In Triest, noch mehr aber in Udine, welche Stadt größer als Linz und mit herrlichen, aber verkommenden Häusern, Kirchen und Palästen angefüllt ist, gefiel mir im Theater die italienische Oper weit besser, als ich je geahnt hätte. In Wien war sie mir widrig. So müßte ja auch eine Palme, mitten auf dem Glacis in Wien stehend, unerträglich sein. Das Volk im Ganzen erschien mir äußerst naiv und liebenswürdig. Was einen Frack an hatte, sprach mich weniger an, und es war mir, als

müsse ich ihm mißtrauen. Auf der Ebene von Udine ist ein prächtiger Menschenschlag, besonders herrliche junge Männer wie antike Gestalten. Dazu die goldenen Weizenfelder, begrenzt von Alleen von Pappeln, Maulbeeren, Feigen, übersponnen mit dem grünen Gitter der aus den Halmen hervorragenden Rebenstämme, die sich ihre Gehänge zusenden, ausgesäte Landhäuser und Ortschaften, Alles geschmeichelt von einem milden Klima und im Norden in großen Bogen die Tiroler-, Kärnthner- und Krainer-Alpen, duftig, von der Sonne beleuchtet, und manches Haupt mit Schnee bedeckt.

Lieber, theurer Freund! Bei diesem kleinen Vorgeschmacke war es mir oft, als müßten mir heiße Thränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin, und das nicht gesehen habe. Ich weiß jetzt mit Gewißheit, daß ich einen Monat werde in Venedig leben, daß ich Florenz, Rom und Neapel sehen werde, ja, daß ich etwa Jahre in Rom bleiben werde. Göthe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor 20—25 Jahren zum ersten Male und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen bei Betrachtung gewisser Unmöglichkeiten. Venedig sah ich nicht, weil ich dort der Bauwerke, Gemälde und des Volkslebens wegen längere Zeit sein muß, und sie jetzt, so wie das Geld, nicht hatte. Sehr leid thut es mir, daß ich nur eine Stunde von Aquileja entfernt war, und es nicht wußte und auf der Karte nicht beachtete; denn es müssen ja dort herrliche Trümmer und andere Spuren sein, da Aquileja so lange das Haupt der römischen Welt und im frühen Mittelalter noch berühmt war. Wenn wir wieder zusammen kommen, werde ich Ihnen recht viel sagen. Ich bin durch das Meer und durch die Eindrücke eines

fremden Volkes noch einmal so reich geworden, als ich es bisher war. Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner. Selbst den Nachsommer, so deutsch er ist, hätte ich anders gemacht, wenn ich ihn nach dieser Reise geschrieben hätte. Auch meine Gattin schwamm in einem Entzücken, das ich früher nie an ihr gekannt hatte. Da wir in der Gegend von Duino das Meer verließen, war der Eindruck fast niederschlagend, und die Gegend des Karst sah uns an wie Fließpapier. Und doch ist die Öde des Karst auch merkwürdig, und sein Bild haftet in meiner Seele. Josephine und Julie waren mit uns. Die Klagenfurter Verwandten sind uns sehr lieb geworden, und Josephine, die jetzt bei uns ist, ist höchst edel, rein und gut. Ich hoffe, daß meine Gattin, der ich wenig Zeit widmen kann, jetzt nicht mehr so einsam sein wird. Über eine Woche nach meiner Rückkehr war ich wie trunken, und konnte nichts Dichterisches arbeiten. Stets schwebten mir Göthe's Worte vor, die er in der VII. der römischen Elegien so reizend sagt, da er Nord und Süd gegen einander stellt. Wie müßte es schön sein, ein Werk auf einer solchen, aber großen und langsamen Reise zu dichten. Jetzt werde ich den Schluß vom III. des Nachsommers schnell fördern. Hat Geiger das Bildchen gemacht? Ich möchte es gerne mit dem ersten Probedruck zugleich sehen; ich werde es sehr schnell wieder zurücksenden. Für Nausikaa war mir der Rand Italiens sehr günstig. Meine nordischen Landsleute, die Rosenberger, werden hoffentlich auch dadurch nicht verlieren. Ach Gott! wenn ich nur viel jünger wäre, und viel größere dichterische Kraft hätte!

Aber die Reise hat bedeutend mehr gekostet, als ich dachte.

Ich bin auch länger ausgeblieben, als ich vor hatte. An Ort und Stelle sah ich erst die Nothwendigkeit ein, nichts zu übereilen, weil die Frucht verloren gewesen wäre, und dann eben darum das Unzulängliche viel zu viel gekostet hätte.

Ich hoffe jedoch in drei Jahren die zwei Romane der Rosenberger und zwei Bände vermischter Schriften nebst Nausikaa zu vollenden, um wieder ins Geleise zu kommen, und dem aussaugenden Geflechte dieses widerwärtigen Amtes entrinnen zu können.

Meine Gattin läßt Ihnen sehr viel Liebes sagen, wir sprachen so oft auf der Reise von Ihnen, und sprechen jetzt, da die Bilder da sind, täglich von Ihnen. Bezüglich Ihrer Wiedervermählung, die Ihnen angerathen wird, sage ich Ihnen, der Ihr wahrhaftig innigster Freund ist, und der auf Ihr innerstes und nicht auf Ihr äußeres Wesen sieht: „Thun Sie es nicht, wenn nicht Ihre Seele Ihnen deutlich sagt, daß Sie glücklich sein werden, wie Sie es mit Risa waren, und wenn Sie nicht klar sehen, daß man Ihr Selbst, nicht aber etwa die Versorgung liebt.“ Vielleicht schreibe ich Ihnen im nächsten Briefe mehr darüber. In dem gegenwärtigen herrsche ein anderer jetzt sich geltend machender Stoff vor. Daß ich Ihnen Familienglück, wie ich es in hohem Grade genieße, vom Grunde des Herzens wünsche, glauben Sie gewiß, es ist zuletzt doch nebst der Kunst das Höchste dieser Erde. Das Papier ist aus, darum seien Sie tausendmal gegrüßt von Ihrem aufrichtigen Freunde.

An M. Tenger.*)

Linz, am 12. August 1857.

Ihr Drama hatte ich schon am Donnerstage (6. ds. Mts.) um 9 Uhr Morgens ausgelesen. Nebst einigen ziemlich großen Ungeschicklichkeiten in äußeren Dingen ist eine solche Tiefe, Dichterkraft und Seelenfülle in der Arbeit, daß sie mich in meinem ganzen Wesen auf das Stärkste ergriffen hat. Unter allen mir bisher eingesendeten Dingen (und ihrer sind ziemlich viele) ist Ihre Arbeit nach meiner Meinung die beste in dichterischer Anlage und Seelentiefe; aber vielen steht sie in äußerer Gestaltung nach. Es ist (Sie nehmen meine Worte wohl nicht übel) bewunderungswürdig, mit welcher Unbeholfenheit Sie oft über die gewöhnlichsten Dinge nicht hinüber kommen, und mit welcher Leichtigkeit und welchem Schwunge Sie die tiefsten behandeln, wie es kaum der erste Dichter besser könnte. Da sind ganze Strecken tadellos, herrlich, dann kommt wieder etwas, das so eckig ist, daß es fast ganz den Weg unterbricht und versperrt.

*) Die Briefe vom 12. August 1857, 3. Februar und 2. März 1858 besprechen ein Stifter zur Beurtheilung vorgelegtes Werk. Obgleich, da es nicht in die Öffentlichkeit gelangt ist, bei dem Leser die hier vorausgesetzte Bekanntschaft mit demselben nicht vorhanden sein kann, so enthalten sie doch eine solche Fülle ganz allgemein giltiger ästhetischer Bemerkungen, und sind in ihrer Treuherzigkeit und Freimüthigkeit so charakteristisch, daß der Herausgeber geglaubt hat, sie der Sammlung nicht entziehen zu dürfen.

Dies ist eben Sache des Handwerkes, welches von der größten Begabung gelernt sein muß. Das Stück, in diesen äußeren Dingen gehörig verbessert, muß eine große Wirkung hervorbringen, darf aber durchaus nicht in blos theatergeschickte Hände kommen, um geordnet zu werden; denn sonst geht der herrliche Duft, der eben seine Schönheit ist, verloren, und das Ding wird hausgebacken und breitgetreten. Wenn Sie hier wären, so würde durch mehrere Gespräche, in denen wir das Stück durchnähmen, eine Rundung leicht zu erzielen sein. Das Stück, welches in vielen Theilen blos stofflich, nicht künstlerisch gestaltet vorliegt, sollte die reinste Gestalt bekommen, sonst wäre um seine herrliche Tiefe ewig schade, daß sie in ungefügem und unpassendem Gewande erschiene. Nun ist die Frage, was soll ich thun? Jedenfalls dürfen Sie die Sache nicht überstürzen, dazu ist sie zu trefflich. Soll ich etwas thun, so müßte ich das Buch jetzt 14 Tage nicht ansehen; denn der Reiz des Stoffes, der noch immer in mir wirkt, muß ein wenig in den Hintergrund getreten sein. Dann muß ich es wieder lesen, oder noch besser mit einem Freunde laut lesen (er würde über den Verfasser nichts erfahren), und endlich müßte an die Gestaltung gegangen werden. Eine Menge der Nebendinge um Klara, die zu ihrer Erfüllung und Begründung da sind, lassen sich kürzer und doch wirksamer geben, wodurch die Zerstreuung der Gestaltung vermieden und das Werk, welches sonst viel zu lange wäre, aufführbar wird. Schreiben Sie mir im Allgemeinen, was ich thun soll (für dieses Werk thue ich Alles gerne), ins Einzelne können wir dann nur durch mehrere Briefe eingehen. Ich muß schließen, weil die Zeit drängt. Die besten Empfehlungen und die gewiß innigsten Wünsche zur Genesung Ihrer Mutter.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 19. August 1857.

Ich kann nun nicht mehr länger warten, da ich von Ihnen gar nichts höre. Es ergreift mich die Angst, daß sie krank seien, und ich bitte Sie, mich nur in zwei Zeilen zu beruhigen, wenn Sie zu mehr nicht Zeit haben sollten. Ich weiß auch nicht, wie es mit Geigers Vignette steht. Ich habe ihm nach Empfang der Taufe Stephans geschrieben, habe mich über das Bild ausgesprochen, habe seine Erlaubniß zur Ausstellung desselben angesucht, habe bezüglich der Vignette gefragt, und habe noch immer keine Antwort. Sollte er verreist sein? Ich werde dieser Tage bei Axmann anfragen. An Breitkopf sandte ich dieser Tage Correctur und einen Brief, worin ich anzeigte, daß nun der Rest rasch kommen werde. Ich habe, nachdem sich meine Reiseaufregung ein wenig gelegt hatte, die Feile an den Schluß des Manuscripts des Nachsommers gelegt, um nicht im Drucke so viel corrigiren zu müssen, was nur alles verzögert. Leider mußte ich es mit mehreren Bogen thun, die, trotzdem daß ich das Manuscript sehr zu feilen suchte, durch den Einfluß des Amtes und der hiesigen Versumpfung matt und leer waren. Nach meiner Reise war ich ein frischer und geklärter Mensch, es ging wie Schuppen von meinen Blicken, und in einem Schlage sprang es in die Augen, was an jenen Platz gehörte. Sie bekommen nun in Kürze vier gedruckte Bogen. Ist das aus, so erhält Breitkopf

in zwei Lieferungen den Schluß des Manuscriptes, in dessen Abdruck, hoffe ich, nur geringe Correcturen nothwendig sein werden. Verzeihen Sie die viele Umänderung in den einigen Correcturbogen, sie waren so bitterlich noth, und die Verbesserung so wesentlich, daß ich mir nicht anders helfen konnte. Wenn dadurch eine Vertheuerung des Satzes entsteht, so müßte ich in letzter Reihe sie tragen, da ich sie veranlaßte; aber ich konnte die Entstellung des Buches nicht leiden. Daher gehe ich jetzt desto stärker in den Rest des Manuscripts, um für die Zukunft den Umweg zu vermeiden.

Ein anderer widriger Umstand ist eingetreten. Hofrath Kreil ist auf Urlaub, Statthaltereirath Moor ebenfalls, die Statthaltereiräthe Baron Haan und Hauer sind Krankheits halber auf Erholung aus, so daß unsere Statthalterei verwaist ist. Ich getraue mich daher im Augenblicke um die Erlaubniß eines Landaufenthaltes nicht anzusuchen, da ich im Juni 29 Tage auf Urlaub war. Unser Rosenberger-Projekt, welches ich auf 20.—25. August beginnend angesetzt hatte, muß sich daher verschieben gegen die Hälfte September. Ist Ihnen das nicht sehr ungelegen? Das sind die leidigen Amtsfesseln. Ich will ein paar Amtsausflüge machen, und die Ergebnisse dem Statthalter vorlegen; dann ist eine Pause leichter möglich, besonders wenn ich mir die Acten zu Rosenberger nachschicken lasse. Schreiben Sie mir über Ihre Zeit zu diesem Aufenthalte etwas. Ich freue mich so sehr auf die Gespräche mit Ihnen, daß ich über diese Sachlage sehr mürrisch bin. Über angenehme Besuche, und über ein mir eingesendetes, in Gestalt sehr ungeschicktes, in Inhalt herrliches Drama mündlich, da es mir sehr an Zeit mangelt.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. August 1857.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 15. d. M. und beantworte ihn auf der Stelle. Sie müssen mittlerweile ein Schreiben von mir erhalten haben, in welchem schon ein wesentlicher Theil dessen steht, was Sie über den Nachsommer wissen müssen.

Was die Übersetzung der Studien anbelangt, so ist mir nur die Rückwirkung auf das deutsche urtheillose Publikum erwünscht, ich selber werde mich aber, glaube ich, seltsam im Französischen ausnehmen. Was die Ermächtigung anbelangt, bin ich vorerst über den gegenwärtigen Zustand des literarischen Eigenthums sehr unbewandert. Gebührt mir nicht wenigstens ein kleines Honorar? Ich werde auf Grund der bestehenden Verträge die Ermächtigung einsenden. — Was haben doch französische Schriftsteller für Einkünfte, z. B. der elende Sue — und was wir!

Wissen Sie etwas von meinem zukünftigen Übersetzer de Prez? und kennen Sie die Buchhandlung Schnee? Es ist doch einem Dichter nicht gleichgiltig, in einem andern Gewande zu erscheinen, als in dem, das er eigentlich dem Verleger zur Verbreitung verkauft hat. — Ich bitte, schreiben Sie mir hierüber ein paar Zeilen, und auch darüber, was Ihnen über die Staatsverträge bekannt ist.

Leben Sie recht wohl, und seien Sie über den Nachsommer ganz ruhig.

An P. J. Geiger.

Linz, am 29. August 1857.

Heute bekam ich von Heckenast Ihr Bild zum ersten Bande des Nachsommers. Wie bin ich Ihnen neuerdings für Ihre Meisterhand verpflichtet! Ehe ich aber meinen Dank ausspreche, muß ich etwas Anderes, was ich auf dem Herzen habe, fragen. Ist Ihnen nicht auf der Akademie gegen Ende Juli ein Brie von mir zugestellt worden, welchen ich auf dem Privatwege schickte, um den Überbringer mit Ihnen bekannt zu machen? Ich fürchte die Unpünktlichkeit oder ein anderes Hinderniß von Seite des Überbringers; denn der Brief enthielt eine sehr innige Bitte, deren Erfüllung, wenn sie zugesagt wird, etwas dringend war, nämlich zu erlauben, daß ich Ihre Freskoskizze „die Taufe Stephans" in unserm Vereine ausstellen dürfe, mit der Bemerkung, daß wir auf Ihre Schrift unter dem Bilde, welche seine Bestimmung ausspricht, ein weißes Papier legen würden, um allen weiteren Fragen vorzubeugen. Ich habe bis heute keine Antwort erhalten. Das Bild ist in meinen Händen. Heckenast hat es mir im Juli zum Ansehen geschickt. Nie in meinem Leben hat mich ein Freskogemälde so ergriffen. Ich habe an Heckenast sogleich eine Kritik dieses Bildes geschickt, ich werde ihn bitten, sie Ihnen mitzutheilen. Die Arbeit ist so groß, daß jetzt keiner lebt, der das kann. Als Staffeleibild in Öl ausgeführt, würde

dieses Bild Ihren Namen unsterblich machen. Dieser Ernst, diese Würde, diese tiefe Erfüllung jeder Figur mit der Allgemeinheit der Handlung und doch diese Besonderheit jeder einzelnen Gestalt; jede ist, was sie ist, und jede ist etwas höchst Bedeutungsvolles bis zur letzten hinab. Dann die Anordnung der Farben, der Linien — alles ist der Stempel des höchsten Meisters. Ich habe in jenem Briefe an Sie den tiefsten Dank für die Empfindungen ausgesprochen, die Sie mir durch dieses Bild gegeben haben. Wäre ich nur bei Ihnen, und könnte von dem Bilde mit Ihnen reden! Thun Sie mir die Freude, und erlauben Sie, daß diese Skizze ausgestellt werde. Alle meine hiesigen Freunde, welche es bei mir gesehen haben, sind eine Stimme des Entzückens, und überall spricht sich der gleiche Schmerz aus, daß dieses Bild nicht ausgeführt worden ist. Darf ich wohl um den Grund fragen? Und haben Sie dafür in Ofen ein anderes ausgeführt? Die Handlung ist weniger von der religiösen als geschichtlichen Seite gefaßt, und in Ansehung des Ortes, wohin das Bild gehört, und in Ansehung der Wirkung, die sie that, mit Recht. Ich ging in tausend Vermuthungen ein, und keine hielt mir Stich. Es müßten denn Zwecke mit dem Gemälde verbunden sein, die, wie berechtigt sie auch sind, doch außer der Objektivität der Kunst liegen. Darüber zu urtheilen bin ich nicht kompetent genug. Ich sage nur immer das Eine wieder: Theuerer Freund — ich setze den höchsten Stolz und die höchste Freude darein, daß Sie mich Freund nennen — theuerer Freund! nehmen Sie die Palette und malen Sie große Geschichtsbilder, Sie übertreffen alle jetzt lebenden Meister, und Sie werden in Geschichtsauffassung Rubens übertreffen. Das Entzücken jedes höheren Herzens, und der Nachruhm, so lang ein Theilchen

Ihrer Bilder bleibt, und darüber hinaus in der Überlieferung der Geschlechter ist Ihr Antheil. Ihre Zeichnungen zu den Memorabilien sind die schönsten geschichtlichen Compositionen, die ich kenne. — — Aber ich komme von meinem Zwecke ab, Ihnen für das gemachte Bildchen zu danken, ich vergesse Sie selber Ihrethalber. Wie plastisch, wie rund, wie körperlich diese Gestalt wieder ist, besonders der Kopf, darf ich Ihnen wohl nicht sagen, das alles wissen Sie. In den Kleidern Ihrer Gestalten steckt immer ein Mensch, bei den andern leider eine Puppe oder oft gar nichts. Mein alter Herr war einmal Diplomat, und ich bilde mir ein, das in dem Angesichte zu finden. Lachen Sie mich immerhin aus. Ganz herrlich ist die Hand, welche den Krug hält, und auch der Arm, der zu dieser Hand gehört. Trefflich ist der andere Arm, der mit seiner Hand gleichfalls herrlich ist. Ich danke Ihnen von tiefstem Herzen, daß Sie Ihre so kostbare Zeit wieder für meine unbedeutenden Schreibereien angewendet haben. Sogar das Beiwerk ist so trefflich, daß es für sich eine Meisterarbeit ist. Dessenungeachtet muß ich bezüglich dieses Bildchens eine Bitte stellen, welche ein Äußeres betrifft. Heckenast scheint vergessen zu haben, um was ich ihn bat, Ihnen den zweiten Band zu geben, oder Sie haben auf etwas vergessen, was an sich eine Kleinigkeit ist, in Bezug auf das Buch aber zu Widersprüchen führt. Im Buche ist es wiederholt betont und hervorgehoben, daß der alte Herr nie eine Kappe oder sonst eine Kopfbedeckung trug, wenn er auf dem Lande war, sondern nur „die Fülle seiner schönen weißen Haare" gegen Sonne und Regen als Bedeckung hatte. Selbst als er einmal im höchsten Staatskleide in der Stadt fuhr, hatte er den Staatshut neben sich auf dem Wagensitze liegen. Ferner war er auf dem Lande nie elegant gekleidet.

Er vertiefte sich in den Genuß der Natur und der Kunstwerke, die er gesammelt hatte. Wiederholt wird in dem Werke gesagt, daß er ungewöhnlich, aber sehr bequem gekleidet ist. Daher wäre meine Bitte, daß Sie folgende Abänderungen genehmigten: 1. Die Kappe weg, und die so schönen weißen Haare, die unter der Kappe heraus sehen, über das ganze Hinterhaupt. 2. Beim Rocke den Einschnitt im Kragen > weg, damit er unmoderner werde. 3. Den Rock unter der Brust auf beiden Seiten etwas weiter, daß er weniger schön und elegant sei. 4. Den Rock etwas länger, daß er ebenfalls unmoderner werde, und 5. die Beinkleider weniger gespannt und etwas schlotteriger. — Sie werden gewiß erkennen, daß hiemit nicht etwa Ausstellungen in dem Bilde gemacht werden, das Bild ist untadelig; sondern es ist nur des Zusammenhanges des Bildes und Textes willen. Besonders schreiend wäre der Widerspruch mit der Kappe. Zu der großen Unbescheidenheit meiner Bitte kommt nun noch eine, die Sie aber erfüllen müssen, wenn Sie glauben, die Verehrung, die ich gegen Sie hege, mit irgend etwas lohnen zu können: nämlich daß Sie selber die Veränderungen vornehmen, ich ließe durchaus nicht irgend jemand Hand an eines Ihrer Werke legen — und weiter geht die innigste Bitte, daß es Ihnen gefällig sei, es gleich zu thun. Heckenast hätte sehr empfindliche Verluste, wenn die Bücher nicht zu Ende September fertig wären. Axmann wird in vier Wochen fertig sein, und dann kann das Brochiren des ersten Bandes auch sogleich beginnen, und die Bücher können versendet werden. Ich bitte recht schön, thun Sie mir den Gefallen. Axmann wird Ihnen diesen Brief und das Bild bringen. In ein paar Stunden dürfte wohl alles vollendet ein, besonders da in die Kappe mit Weiß gearbeitet werden

kann. Wenn Ihre Zeit zu bedrängt wäre, so dürfte auch die Wegnahme der Kappe allein genügen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so quäle, allein quälen Sie mich auch einmal, ich wollte, Sie thäten es sehr, daß ich einmal mit einem außerordentlichen Dienste zeigen könnte, wie dankbar ich bin. Ja, heute bin ich im Bitten drinnen, so daß die Bitten wie die Kugeln eines Rosenkranzes an einer Schnur hängen. Ich werde Ihnen nächstens einen Menschen von 14 Jahren, der ein Stipendium bekommen soll, um in die Akademie zu gehen, empfehlen. Er hat ein ungewöhnliches Zeichnungstalent. Und weil die Bitten in Einem fort gehen, so will ich die letzte zufügen: darf ich leise, leise anklopfen, wie es mit den Bildern in Öl steht, die Sie mir zusagten. Nur meine Sehnsucht mag meine Mahnung entschuldigen, und das Glück, das mir ein Gemälde von Ihnen bereitet, mag wieder meine Sehnsucht entschuldigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. August 1857.

Heute muß ich Sie um Rath fragen. Der Fürst der Finsterniß hat es gefügt, daß im zweiten Bande des Nachsommers Seite 404, zweite Zeile von unten, steht: „sah mich mit den hellen braunen Augen an..“ (Natalie). Nun hat sie aber braune Haare und schwarze Augen. Im ganzen Werke wird unaufhörlich von ihren schwarzen oder dunklen Augen geredet, und in der

Bundesscene stehen helle braune. Das habe ich in Steyr niedergeschrieben, und bei uns zu Hause sagt man Steyrerstückl statt Hirschauerstückl. In keiner Correctur habe ich es bemerkt, gestern sah ich etwas nach, und fand es. Ich mußte hierauf (es war schon 10 Uhr Abends) die halbe Nacht verwenden, um in dem ganzen Werke nachzusehen, ob der Teufel diesen Witz nicht auch auf einer anderen Stelle wiederholt hat. Glücklich that er es nicht. Die ganze Generation hat braune Haare und schwarze Augen: der Bruder, die Mutter, die Großmutter, diese Erscheinung wird oft beredet, und sie zieht sich wie ein Faden durch die Geschichte. Auf ein Nichtbeachten des Lesers kann gar nicht gerechnet werden, auslachen wird er uns — — — und gerade in der Bundesscene!! Was ist zu thun? Es sind drei Wege: 1. Wenn die Auflage noch nicht gedruckt ist, statt hellen braunen das Wort dunkeln hinein setzen (aber sie wird schon gedruckt sein). 2. Hinterher in den noch ungedruckten Bogen setzen: Nataliens Augen seien auch manchmal in einem braunen Schimmer gesehen worden (aber da es vor S. 404 II nie steht, so ist beim Lesen der üble Eindruck da, und die spätere Ausrede hilft uns nichts mehr und schadet Natalien, die dann bald schwarze, bald braune Augen hat). 3. Einen Zettel vor den Titel in II kleben und sagen: In Seite 404, 2. Zeile von unten, ist statt hellen braunen das Wort dunkeln zu lesen. Wenn 1 nicht mehr möglich ist, so wird wohl 3 eintreten müssen. Ich bitte, rathen Sie. Etwa wissen Sie einen anderen Ausweg. Ich führe während des Schreibens eines Buches Vormerkung über alle Merkmale, diese Vormerkung liegt immer vor mir, und da steht auch schwarze Augen. Ich muß besessen gewesen sein.

Nach Leipzig habe ich drei Manuscript-Sendungen in vergangener Woche gemacht. In dieser folgt der Rest und zwar morgen zwei Blätter, am 3. zwei Blätter, und 5. zwei Blätter. An mir ist nun keine Verzögerung mehr.

Leben Sie recht wohl, tausend Grüße. Kommen Sie ja im October ein wenig.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. September 1857.

Heute um 12 Uhr habe ich das letzte Wort des Nachsommers niedergeschrieben. Das war ein Stück Arbeit. Sie haben mir eine solche Angst gemacht, daß ich manchen Tag eilf Stunden beim Schreibtisch gesessen bin. Und das höllische stenographische Ding. Wenn in meinem Concept etwas zwei Zoll lang war, gab es in der Schrift $1\frac{1}{2}$ geschlagene Zeilen. Der dritte Band ist so stark, wo nicht stärker, als der erste, und ich glaube, es gibt Zeugniß für die organische Anlage des Werkes, daß ich nicht enden konnte, bis es eben aus war. Wie wenn jemand einen Thurm baut, der verjüngt in eine Spitze ausläuft — er kann nicht eher enden, als bis die Spitze da ist.

Ich bin neugierig, ob Sie dem Werke die Frische nach der Reise anmerken. Beim Abschreiben habe ich wieder geändert. Weil das heute Vollendete erst nach dem Postschlusse fertig wurde, und bis morgen bei mir liegen muß, so habe ich es mir

vor der Nase zugesiegelt, daß ich es nicht wieder ändere. Haben Sie Geiger mein Urtheil mitgetheilt (über den Stephan)? Wenn nicht, thun Sie es doch, es wird ihn gewiß freuen, und er ist uns jetzt auch gefällig gewesen. Axmann schreibt mir, daß Geigers Sklavenmarkt unbeschreiblich schön sein soll. Ich quäle mich ab, daß ich das nicht sehen kann. Für den Ausweg bezüglich meines Fehlers mit den braunen Augen danke ich Ihnen tausendmal. Gerade in der Grottenscene steht der Bock, wo er am störendsten ist. So möge denn das Buch seines Weges gehen.

Tausendfältige Grüße von uns allen. Daß Sie ja im October kommen. Jetzt thue ich acht Tage nichts, als grüne Bäume anschauen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 29. September 1857.

Ihr Schreiben, das ich gestern erhielt, hat mir wirklichen Kummer gemacht, und hat mich um einen Arbeitstag gebracht, da ich heute Vormittag drei Briefe schreiben muß: an Sie, an Geiger und an Axmann. Ich konnte gestern nicht gleich schreiben, weil ich noch nicht wußte, was zu thun sei. Meine Gedanken mußten sich erst ordnen. Wenn ich das nöthige Geld gehabt hätte, so wäre ich heute nach Wien gefahren, wäre zu niemand als zu Geiger und Axmann gegangen, und wäre von Geiger nicht gewichen, bis er gethan hätte, was ich gewollt. An Arbeits-

zeit hätte ich nicht viel verloren; denn ich hätte in Wien in der Nacht abgeschrieben. Aber das geht nun nicht, und ich mußte schreiben. Der Brief an Geiger ist schon fertig. Meine Ansicht wäre die. Der Vogelfütterer ist so sehr an Gestalt in größerem Maßstabe als die zwei anderen Bilder, daß die Unproportion der Bilder zu auffallend wäre, auch ist wohl der Adel, der nöthig wäre, nicht in dem Angesichte, und endlich der größte Stein des Anstoßes: die Gestalt hat eine Kappe auf, und in dem Buche ist überall stark betont, daß der Greis nie eine Kappe getragen hat. Aus der Platte wäre die Kappe unendlich schwer zu bringen oder etwa gar nicht. Wenn die Gestalt eine Kappe auf hat, ist es zu lächerlich, da sich im Buche Alles wundert, daß er keine Kappe trägt. Es bleibt also nichts übrig, als das neue Bild zu nehmen. Es ist an sich sehr schön gezeichnet, besonders die Arme, die Hände, die Brust. Das Beiwerk ist herrlich. Auch das Angesicht hat etwas Vornehmes und Diplomatisches. Etwas mehr Seelenadel scheint mein Greis zu haben. Für sich genommen, wäre das Bild sehr gelungen. Ich habe Geiger die in beiliegendem Zettel geschriebenen Änderungen vorgeschlagen, sie betreffen nur Äußerliches, damit Text und Bild stimmen, und sprechen keinen Tadel aus. Ich habe sie copiren lassen, um nicht dreimal das Nämliche schreiben zu müssen. Axmann, an den ich das Bild und den Brief an Geiger schicke, wird das Bild zu Geiger tragen, ich habe Geiger beschworen, die Veränderung sogleich zu machen. In einer Stunde ist sie fertig, vielleicht in 15 Minuten, Axmann könnte darauf warten. Ich habe Geiger so geschrieben, daß ich glaube, daß er eingeht. Und wenn er nur die Kappe wegnimmt, haben wir schon gewonnen. Kleinere Änderungen könnte Axmann vornehmen. Ich habe Geiger geschrieben, daß ich Sie bitten

werde, ihm den Brief mitzutheilen, in welchem ich Ihnen eine Kritik der Taufe Stephans schrieb. Ich bitte, thun Sie es gefälligst. Sollte Geiger verreist sein oder sonst verhindert werden, so soll Axmann sogleich den Stich beginnen und fortarbeiten, an dem Tage, an welchem Geiger die Veränderungen vornehmen will, könnte Axmann das Bild zu Geiger tragen. Sollte sich Geiger überhaupt weigern, was ich nicht annehmen kann, so soll nur Axmann den Stich beginnen, ich werde weiter unterhandeln, und dazu etwa doch nach Wien gehen. Axmann könnte ja das Hinterhaupt später machen. Geiger müßte jedenfalls in die Wegnahme der Kappe willigen. Das Buch darf durchaus nicht verzögert werden. Ich habe schon Bedeutendes nach Leipzig geschickt, und werde sehr bald fertig. Zu Anfang September erhält Breitkopf das letzte Blatt. Ich muß abbrechen wegen Zeitmangel.

Die Übersetzungsgeschichte hängt von dem französisch-belgischen Vertrage ab. Man sagt mir, daß Schnee meine Autorisirung brauche. Dann darf in Frankreich und Belgien nur diese Übersetzung verkauft werden. Deshalb wird die Autorisirung honorirt, daß Autor und Verleger der Übersetzung gesichert sind. Fragen Sie doch noch freundlichst in Leipzig an.

Alles Freundliche, Liebe und Herzliche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. October 1857.

Ihr letztes Schreiben vom 5. d. M. habe ich erhalten, und danke herzlich für alle darin ausgesprochenen lieben Gesinnungen, nur tadle ich sehr, daß Sie mein Werk in einzelnen Tropfen kosten, statt es in ordentlichen Zügen wie einen wackern Wein zu genießen, der auch elend schmecken müßte, wenn man täglich einen Löffel voll äße.

An Schnee in Brüssel habe ich geschrieben, daß ich in jedem Falle die Autorisirung nur gegen Bürgschaft einer guten Übersetzung und gegen Honorar gebe. Wie viel dies helfen wird, weiß ich nicht, ich habe noch keine Antwort. Welche Last braucht es, daß das geistige Eigenthum geschützt werde, welches so viel höher steht, als das materielle, das doch schon lange sehr wohl gehegt wird. — Daß Sie an Geiger meinen Brief geschickt haben, danke ich Ihnen sehr, er schrieb mir vor längerer Zeit, daß er mir sehr danke, daß ich ihm den Glauben an sich selber gebe, was ihn empor hebt, und wodurch er wirklich Besseres schafft. Ich habe auf Ihre Freundschaft gesündigt. Geiger hat im September die Einwilligung gegeben, daß sein Stephan hier ausgestellt werde. Meine erste Bitte an ihn zu demselben Zwecke, welche ich einem Reisenden mitgab, dem ich Geigers Memorabilien gezeigt hatte, und der Geiger kennen zu lernen wünschte, hat er nicht erhalten,

der Reisende ist nicht zu ihm gekommen. Das Bild ist nun hier ausgestellt. — Ich habe den Linzer Kunstverein durch dieses Bild beglückt. Es sind hier schon Leute, die es kennen. Wenn Sie heuer nicht mehr zu uns kommen können, so muß es im nächsten Jahre sein. Sie müssen einige Zeit im Böhmerwalde wohnen. Vielleicht gibt uns einmal das Geschick das Glück, eine Weile in Venedig und Rom mit einander sein zu können.

Meine Cactus machten mir heuer viele Freude. In dem vielen Sonnenscheine hatte ich die herrlichsten Blumen. Ich richte jetzt in Muße zwei Bändchen Vermischtes zusammen. — Leben Sie recht wohl, in einiger Zeit beginne ich an Witiko zu arbeiten.

N. S. Wissen Sie, daß auch ein Amsterdamer Haus die bunten Steine ins Holländische übersetzte?

An P. J. Heiger.

Linz, am 3. November 1857.

Ihr letztes Schreiben hat mich theils erfreut, theils betrübt. Erfreut hat es mich darum, weil Sie mir die Erlaubniß gegeben haben, Ihre Skizze „die Taufe Stephans" in dem hiesigen Vereine ausstellen zu dürfen, und betrübt hat es mich, daß der Skizze eine so unangenehme Begebenheit vorher ging.

Der Entwurf ist jetzt in unserer Ausstellung, und gefällt allgemein. Daß tiefere Kenner der Kunst davon entzückt sein

würden, wußte ich im Vorhinein, daß aber auch Laien und selbst unbedeutende Menschen davon werden ergriffen sein, wußte ich nicht ganz gewiß; es freut mich aber sehr, weil es von der Unmittelbarkeit des Bildes Zeugniß gibt Die Frau Baronin Binzer, welche heute mit Baron Zedlitz und mit mir in dem Vereine war, sagte, diese Skizze habe eine Zukunft, und das Bild werde gewiß einmal ausgeführt werden. So klein unsere Stadt gegen Wien ist, so sind doch hier einige Männer, welche, von keinem Vorurtheile eingenommen und von keinem Nebendinge beirrt, die Kunst wahrhaft lieben, ehren, fördern und auch verstehen. Unser Verein wächst recht gedeihlich heran, ja wir werden sogar die Mittel zusammenbringen, eine Landesbildersammlung anlegen zu können. Was die Abbestellung der Fresken anbelangt, so wird wohl Se. Majestät gewiß nicht wissen, daß Sie schon so große Vorarbeiten gemacht haben, noch weniger aber, daß Ihnen hiedurch eine Kränkung zugefügt worden ist. Eine Entschädigung würde einem Einschreiten von Ihrer Seite gewiß gefolgt sein. Die Art der Abbestellung fällt wohl nur der Unkenntniß der Behörden anheim, die vielleicht gemeint haben, daß noch keine Voranstalten gemacht worden sind. Ich begreife Ihren Kummer, und theile ihn. Es ist vielleicht besser gewesen, daß Sie ein Entschädigungsgesuch gar nicht eingereicht haben. Edler ist es auf jeden Fall. Was die üblen Zungen anbelangt, so werden die wohl nicht ausgerottet werden können, sie wachsen allemal wieder. Sie gehören mit Ihren Arbeiten der Kunstgeschichte an, und Ihr Name wurzelt in der Zukunft, wenn der Ihrer Gegner und Neider gar nicht mehr wird genannt werden. Ich habe Heckenast gebeten, Ihnen einen Brief mitzutheilen, den ich ihm über Ihren Stephan geschrieben habe, damit Sie sehen, daß über

Sie auch gerecht geurtheilt werde, und Heckenast hat es gethan. Die Zahl Ihrer Verehrer ist gewiß weit größer, als Sie ahnen, und wenn Sie Neider haben, so danken Sie Gott; denn nur die Mittelmäßigkeit hat keinen. Ich lege hier ein Blättchen aus unserer Landeszeitung bei, das Ihren Stephan bespricht. Einen Vorwurf muß ich Ihnen aber doch machen. Es war sehr unrecht von Ihnen, daß Sie den Carton zu Stephan auslöschten, und die bereits gemachten Studien vernichteten. Wenn auch nicht jeder Strich Ihrer Hand ein Meisterwerk sein wird (das war noch nie bei einem Menschen der Fall), so waren gewiß diese Arbeiten Meisterwerke, und die Welt ist um sie ärmer, die in der jetzigen Zeit wahrhaftig ohnehin nicht viel hat. Und wer weiß, ob Sie dieselben nicht in der Zukunft selber noch hätten brauchen können, und wenn auch nicht, sie wären bis zu ihrem Untergange in der Zeit die Freude und das Vergnügen der verständigen und gefühlvollen Betrachter gewesen. Wenn ich, wie Sie sagen, etwas beigetragen habe, daß Sie den Glauben an sich behalten, so segne ich meine Worte; denn sie haben etwas Gutes gewirkt. Wenn Sie den Glauben an sich verlieren, wie viele sollten ihn denn dann behalten? — Doch ja, sehr viele, nämlich die Schlechten, diese haben immer einen felsenfesten Glauben an sich. Lieber Freund, ich bin nicht ganz urtheillos in Kunstsachen, ich bin in der Beurtheilung als sehr streng verschrieen; aber ich sage nie mit Wissen und Willen eine Unwahrheit, und habe Ihnen oft gesagt, daß Sie ein großer Künstler im vollen Sinne des Wortes sind. Sie sind ein Maler durch und durch, während andere, z. B. Kaulbach, auch Dichter sein wollen, und dadurch keines von beiden werden. Kaulbach ist trotz seines Talentes weder Maler (dazu ist er zu viel Dichter), noch Dichter (dazu ist er zu viel

Maler). Schaffen Sie nur Werke, Anerkennung und Verkauf wird nicht ausbleiben.

Eine große Freude erwartet mich. Ich werde Ihren Sklavenmarkt sehen. Se. kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog Max, hat erlaubt, daß, wenn das Bild fertig ist, es im Linzer Verein ausgestellt werde. Wir haben uns durch die Frau Baronin von Binzer an ihn gewendet, und Binzer sagte mir vor drei Tagen, daß er die Gewährung geschrieben habe. Ich benachrichtige Sie davon, daß, wenn Sie das Bild zum Transporte gerichtet haben, wir die nöthigen Schritte thun können, daß es hieher kommt. Ist es genug, daß wir Ihnen den Brief des Erzherzogs zeigen, oder muß eine Anweisung von ihm an Sie kommen? Werden Sie das Bild vorher auch in Wien ausstellen? Mich freut es bei dieser Gelegenheit doppelt, daß ich auch Veranlassung finde, einen Artikel in die Allgemeine Zeitung über dieses Werk senden zu können, von dem Axmann schreibt, daß es über alle Beschreibung schön ist. Sie werden uns ja gewiß Ihre Einwilligung nicht versagen, und wenn ich durch meine Worte etwas beitragen kann, daß die Anerkennung, die Ihnen gebührt, auch in größeren Fernen schneller wächst, so wäre ja das für mich die größte Freude.

Ich muß schließen, weil die Poststunde drängt. Leben Sie recht wohl und seien Sie tausendmal gegrüßt.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 5. November 1857.

Ich danke Ihnen recht schön für Ihre Bemühungen bezüglich Schnee's in Brüssel. Die Angelegenheit ist geordnet, ich lege hier einen Brief bei, der mich der ehrenvollen Gesinnung wegen freute, die aus ihm spricht. Ich habe das Anerbieten angenommen, da das Prinzip gewahrt ist, wenn auch der Betrag kaum nennenswerth ist. Jetzt ist er mir aber doch willkommen, da ich noch immer die Wunde spüre, die ich mir durch die Verlängerung meiner Reise schlug. An Geiger habe ich wieder geschrieben und ihn getröstet. Die Sache mit den Fresken hat ihn sehr gekränkt. Darum war es doppelt gut, daß Sie ihm meinen Brief gesendet haben. Er sagt, daß ich ihm den Glauben an sich wieder gegeben habe, und bedankt sich sehr warm dafür. Der Erzherzog Max hat erlaubt, daß der Sklavenmarkt in Linz ausgestellt werde. Dann werde ich in der Allgemeinen Zeitung einen sehr eingehenden Aufsatz darüber veröffentlichen. Die Taufe gefällt hier ungeheuer, und merkwürdig nicht blos den Kennern, sondern auch allen andern. Danken Sie Gott, daß Sie das Bild gerettet haben. Frau v. Binzer meint, es sei zu schön, das wird einmal Ungarn ausführen lassen. Ewig schade, daß Geiger den Carton und die bereits in der Größe von 14' studirten Figuren zerstört hat. Er schreibt mir, daß nur Arthaber die Sachen gesehen habe. Der Nachsommer, theurer Freund, wird ja fast ein Spätherbst. Ich bin unschuldig. Am 12. September habe ich den letzten Bogen Manuscript eingesendet.

Josephine liest den Nachsommer bei uns vor. Ich sage aufrichtig, daß er mir mehr gefällt, als meine früheren Arbeiten. Ich halte ihn für maßvoller, männlicher und tiefer.

Senden Sie mir Schnee's Brief wieder zurück. Ich hätte Lust einen Aufsatz über geistiges Eigenthum auszuarbeiten, und es parallel mit dem materiellen zu führen, für das in allen europäischen Staaten auf das Beste gesorgt ist, und dessen letzter Boden in der Vernunft bei weitem nicht so fest steht als der des geistigen Eigenthums.

An Gustav Heckenast.

Wels, am 16. December 1857.

Es ist schon sehr lange, daß wir keine Zeile mit einander gewechselt haben. Die letzten Briefe, glaube ich, haben sich gekreuzt. Es erscheint mir wie ein peinlicher Abbruch, wenn ich Ihre guten und freundlichen Worte vermissen muß. Sie werden vielleicht das Nämliche von mir sagen. Wenn Ihnen meine Briefe auch Freude machen, so ist die Entschuldigung für mein langes Stillschweigen in unseren Umständen gegründet. Im September wurde meine geliebte alte Mutter vom Schlage gerührt, und ihre Sprechorgane gelähmt. Im übrigen war sie heiter, rüstig und unbeirrt. Ich fuhr sogleich nach Oberplan. Seither bessert sie sich zwar; aber bei ihrem Alter (stark in den Siebenzigern) ist ein Rückfall nur zu sehr zu befürchten. Ich war auf der Fahrt nach Oberplan sehr heiser, was sich natürlich verschlimmerte, so daß ich nach einer am 3. October beendigten Amtsreise mehrere Tage das Zimmer hüten mußte.

Die vermischten Schriften werde ich Ihnen mit Beginn des Sommers geben können; aber ich bedinge, daß Sie sie nicht eher als nach dem Witiko herausgeben, der freilich erst im Frühlinge 1859 an Sie fertig wird übergeben werden können. Ich will nämlich in den historischen Romanen eine ganz andere Bahn betreten, eben die historisch dichtende, oder, wie die Leute sagen würden, mit viel äußerlichem Stoffe. Dann darf schon wieder etwas Älteres dazwischen kommen. Dann erscheint Zawesch. Sein Stoff ist viel anziehender als Witiko, ich lasse ihn aber absichtlich später als den letzteren, damit ich zu ihm mit schon größerer Vorübung komme.

Fremde Länder und Völker muß ich aber noch sehen, das fühle ich jetzt erst am innigsten. Möge Ihnen dieser Brief nicht zu verstoßen und zersägt vorkommen. Ich habe in Wels dreizehn Klassen inspicirt, und bin zermartert. Wo ist mein großer Zweck, den ich mit diesen Dingen zu verbinden gedacht habe? Schreiben Sie mir bald einige Freundesworte, sie thun meinem verwundeten Gemüthe sehr noth und sehr wohl. Möge Ihnen der Himmel für das nächste Jahr und alle folgenden etwas herauf führen, was Sie erquicken kann, und was den Halt in Ihr geistiges Leben legt, dessen Sie benöthigen. Josephine liest uns jetzt den Nachsommer vor. Aus fremdem Munde klingt er mir seltsam, ich habe nie eines meiner Bücher vorlesen gehört. — So weit wir jetzt sind, kommt es mir vor, daß dieses Buch tiefer ist als meine früheren.

Leben Sie recht wohl, noch einmal wiederhole ich unsern Wunsch: Tausend Segen für Sie in dem künftigen Jahre. Von meiner Gattin die innigsten Grüße.

1858.

——

An Joseph Axmann.

Linz, am 29. Jänner 1858.

Ich kann, obwohl ich sehr viel zu thun habe, doch unmöglich länger warten, sondern setze mich zu diesem Papiere, um Dir auf das Herzlichste und Innigste für die Übersendung Deiner letzten Arbeit „das Bildniß des Bürgermeisters Seiller" zu danken. Nach meiner Meinung hast Du in diesem Stiche ein wahrhaft adeliges Werk, das Werk eines Meisters gemacht. Ich kann mich bei Betrachtung von größerer oder geringerer Strenge der Linienführung, von Einfachheit und Klarheit der Behandlung u. s. w. nicht aufhalten, weil ich dazu das Bild noch zu wenig studirt habe, Du weißt, daß ich da die Sachen linienweise durchgehe und gleichsam mit dem Vergrößerungsglase ansehe; aber alles dies betrifft die äußere Form, und wenn da Einwendungen gemacht werden könnten (was ich, wie gesagt, noch gar nicht weiß), so betreffen sie ein Ding, welches in letzter Hinsicht allerdings die äußerste Vollendung der Kunst berühren würde, welches aber dem Haupteindruck keinen Abbruch thun könnte; und dieser Haupteindruck, den ich bis jetzt allein noch habe, ist ein herrlicher. Ruhe, Adel, Stimmung und Einheit ist in dem ganzen Werke wie eine großartige, besonnene Seele verbreitet. Die Einzelheiten sind

sehr schön. Die gestaltvolle, körperliche Stirne, die klaren und glänzenden Augen, die kräftige, außerordentlich schön modellirte Nase, der Mund, der Bart, die Haare, die Gewandung (nur Weste und Rock gehen mir ein wenig zu wenig aus einander) und der vornehme, ruhige Grund. Wenn ich einmal werde die Einzelheiten durchgenommen haben, werde ich Dir schreiben; besser wäre es freilich, wenn wir mündlich darüber unsere Meinungen austauschen könnten. Vielleicht läßt sich im nächsten Sommer etwas wie eine Zusammenkunft machen. Ich würde Dir auch recht viel von dem Meere erzählen, dessen Bild noch immer als das großartigste vor mir steht, was ich je gesehen habe. Wir werden den Dr. Ritter von Seiller, obwohl ich nicht näher mit ihm bekannt bin, doch Deinetwillen, weil er Dein Geschenk und so vortrefflich gemacht ist, in einem schönen Goldrahmen aufhängen. Meine Gattin meint, so ein Bildniß sei ein Bildniß; so sollte ich selber auch auf prächtigem Velin-Papiere sitzen; aber da sind allerlei Bedenken: erstens bin ich Wollsack kein so schöner Mann, wie Ritter von Seiller; und zweitens, wo ist denn ein Künstler wie Ammerling aufzutreiben, der mich vorher malt? obwohl es andererseits vielleicht auch möglich wäre, daß Axmann eine nicht ganz schlechte Rechnung machte, wenn er mich stäche, und mein garstiges Gesicht überall hinsendete. Das sind nun aber lauter närrische Sachen. Daher auch zu etwas Ernstem. Darf ich diesen Stich im nächsten halben Juni hier in die Ausstellung geben, und darf ich darüber dann etwas in die Zeitung schreiben? Erlaube es doch, sonst bin ich sehr böse. Es sind schon einige Männer hier, die auch einen Leckerbissen zu verspeisen verstehen, und nach besserer Nahrung wahrhaft hungern. Und nun muß ich auch dem edlen Ammerling etwas anhängen. Du wirst wohl wissen, wie

hoch ich ihn stelle, und daß es meine größte Freude wäre, wenn ich so viel Geld besäße, daß ich mir von ihm meine Gattin recht schön malen lassen könnte und meinetwegen mich auch; aber der Kritikaster-Teufel steckt in mir und sucht mich heim, und da will mir das Ohr nicht recht gefallen, und in dem rechten Aermel will so kein rechter Arm sein. Hierin hat mich Freund Geiger verwöhnt, in dessen Gebilden bis zur Stiefelspitze lauter lebendiges Leben ist. Das ist ein Mann, dessen einfachste Striche mehr werth sind, als von vielen die reichsten Compositionen im Schweiße und im Fleiße zusammengebracht. Ich lerne diesen Mann immer mehr bewundern, und ich denke stets mehr und mehr: das leichtsinnige Wien verdient ihn nicht, so wenig, wie den herrlichen Grillparzer. — Aber hören wir jetzt von den Kunstdingen auf, und gehen wir zu etwas Wichtigerem und Ernsterem über. Kaufe mir für das Geld, welches in diesem Briefe liegt, so viele sogenannte Frankfurter-Wienerwürstel, als Du bekommst, wenn Du vorher die Schachtel bezahlt hast, in die Du die Würstel thun mußt, damit sie mir überbracht werden. Aber höre und überlege wohl: Du darfst die Würstel nur bei kaltem Wetter senden. Schlägt das jetzige Winterwetter um und wird warm, so warte auf kaltes, und kommt gar kein kaltes mehr, so thue das Geld in Deinen Schatz und warte auf weitere Weisung. Die edlen Würstel aber soll, so ist nämlich die herzliche Bitte meiner Frau, nicht der alte Matrose, sondern dessen liebe Gattin Wallburga kaufen, aus Ursache, da sie besser über bessere wird urtheilen können, und man ihr nicht so leicht etwas anhängt, wie dem Matrosen. Der Dank wird groß sein, und ein Gegendienst, wenn Gelegenheit ist, nicht fehlen. So, jetzt wäre alles Wichtige abgethan, außer, daß ich Dir und Deiner Gattin in meinem und

meiner Frau Namen alles erdenkliche Freundliche und Herzliche sage, und unseren Dank für die übersendeten Bildchem zum Nachsommer ausspreche. Wenn Dir der Text zur Hand kommt, lese ihn langsam, er ist auf langsames Lesen berechnet, vielleicht gefällt Dir manches darin. Wer hat Dir denn davon schon erzählt?

An M. Tenger.

Linz, am 3. Februar 1858.

Ich habe Ihren Brief gleich beantworten wollen; allein durch Geschäfte verzog sich die Sache wieder. Nun erfahre ich, daß Sie schon in äußerster Spannung bezüglich Ihres Manuscriptes sind. Ich habe mir dieses Gefühl nicht vorstellen können, daher ich Ihre Verzeihung in Anspruch nehmen muß, daß ich es veranlaßte. Die Ursache, daß Sie die Handschrift nicht sehr bald wieder zurück erhielten, liegt in der Sache selber. Ueber eine erste Bearbeitung ist ein Urtheil im Allgemeinen leichter abzugeben; man deutet an, wie man glaubt, daß die Sache zu ändern wäre und harrt der Aenderung. Bei der zweiten Bearbeitung liegt ein sicherer Maßstab für den Umfang der Kräfte, die dem Werke das Dasein gaben, schon vor, und man muß die Aufgabe den Kräften anzupassen suchen, was in den meisten Fällen nöthigt, mehr oder minder in das Einzelne zu gehen. Das fordert Zeit und Stimmung, und letztere insbesonders, wenn man finden soll, was hier oder da als organisches Glied eingesetzt werden

soll. Es gelingt nicht immer und nicht leicht, daß einem das einfällt. So ging es mir mit Ihrem zweiten Akte. Ich fand, was ich von Clara wünschte, nicht ausgeführt. Sie haben jene Thatsachen nicht ersonnen, die uns ein Bild eines Mädchens geben, das künftig so stark sein wird. Ich erkannte die große Schwierigkeit der Aufgabe und setzte mir zum Zwecke, Ihnen ganz bestimmte Einzelheiten vorzuschlagen, die aber tief dichterisch und dramatisch wirksam sein sollten. Ich harrte auf günstige Minuten der Eingebung, ich wählte, ich verwarf, ich wählte und verwarf wieder — und so verging die Zeit. Sie sind nach meiner Meinung zu früh mit der Umänderung fertig geworden. Daß zu diesen Dingen noch Amtsgeschäfte kamen, und Zeit und Stimmung raubten, ist ebenfalls eine hindernde Thatsache. Und außerdem trat auch Unwohlsein dazwischen. Ich kam erst 10 Tage nach dem Eintreffen Ihres Buches in Linz von einer Amtsreise zurück, und erkrankte sofort an einer von October her nicht vollkommen ausgeheilten Grippe, die sich immer und immer hinschleppte. Hätte ich mir Ihr peinliches Gefühl vorstellen können, wie ich es jetzt sehe, so hätte ich Ihnen vorläufig geschrieben; aber ich glaubte, daß Sie meiner Bereitwilligkeit vertrauen, und so unterließ ich das Schreiben. Ich werde in wenigen Tagen die Schrift sammt einem Briefe an Sie abgehen lassen, welcher Brief das Allgemeine enthalten wird. Auf das Einzelne muß ich schon verzichten, in so weit es nicht ohnehin auf den leeren Blättern steht, die zwischen den Akten sind. Ich habe nämlich mit Bleifeder auf dieselben geschrieben.

Die schönsten Grüße von uns Allen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. Februar 1858.

Es ist einige Zeit verstrichen, seit ich Ihren letzten lieben Brief erhalten habe. Er hat mich etwas traurig gestimmt, weil mir schien, daß ein schwermüthiger oder gedrückter Ton in ihm herrsche, und nach meiner Gattin sind Sie der Erste, den ich am wenigsten verstimmt sehen möchte, und von dem ich jedes Übel am meisten entfernt wissen möchte. Allerlei Arbeiten und eine angestrengte Thätigkeit ist Ursache, daß ich das Schreiben so spät beantworte. Daß die widerwärtigen Geldverhältnisse auch auf Ihr Geschäft einen Einfluß nehmen würden, habe ich mir wohl gedacht, und wenn auch kein erheblicher Verlust Sie getroffen hat, so muß doch die geringere Flüssigkeit des Geldes auf jedes Geschäft ungünstig wirken. Wie mir Geldkundige versichern, dürfte die Gefahr und sohin das Stocken vorüber sein. Möchten die, die eine Schuld trifft, oder die sich zu einer künftigen Schuld neigen, sich die Sache als Lehre dienen lassen. Ich zweifle aber daran.

Mit dem, was Sie mir über den Nachsommer schreiben, stimme ich vollkommen überein. Mit einem Buche, welches weiter geht und tiefer gründet, als eben die oberflächliche Gegenwart sieht, kann es ja nicht anders sein. Auf Seite 85 von „Dieser Fall" an, bis Seite 87 „gehalten wurde" des

III. Bandes steht die ungefähre Begründung. Hiezu kann noch Seite 84 genommen werden. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich sagen werde, aber es scheint mir so. Ich habe wahrscheinlich das Werk der Richtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen. Was Wunder, daß die Verkommenheit stutzt, ja erzürnt ist. Aber es schadet nicht. — Ist mein Vorbild menschlich gut, so wird es geduldig stehen bleiben, die Lästerer werden schweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieses Werk, wie so viele noch bessere, auf eine Zeit untergehen. Haben ja Göthe's größte Werke (die ersten kleineren nicht) Deutschland kalt gelassen, es ist natürlich; was höher ist als die Welt, wird von ihr geschmäht, es bleibt aber doch und siegt, wie Göthe überall gesiegt hat. Mein Werk ist weit entfernt von einem Göthe'schen, von der Großartigkeit des Inhaltes und der schönen, klaren Fassung: aber mit Göthe'scher Liebe zur Kunst ist es geschrieben, mit inniger Hingebung an stille reine Schönheit ist es empfangen und gedacht worden. Das sind Dinge, welche der heutigen Dichtkunst fast abhanden kommen, und nur mehr in alten Meistern zu finden sind. Heute wird wilde Lust gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum, weil es in Shakespeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind), gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über

Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus ist Kraft; darum sind ihrer so wenige, die auf dem festen Boden der Pflicht und der höheren Lebensanschauung stehen, und so viele, die Leidenschaften haben. (Auch die Fassung des Buches, einen innern Lebensgang zeichnend, ist der Mode jetziger Bücher entgegen, daher die, welche in der Mode befangen sind, an dem Buche irre werden, andere werden an der Mode irre, und wieder von dem menschlich Richtigen, wenn es in dem Werke ist, hängt es ab, was von beiden dauernder ist.) Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen, und zwar in seiner Vollendung und zum Ueberblicke entfaltet da liegend in Risach und Mathilden, zum Theile auch, und zwar in einseitigeren Richtungen, im Kaufmanne und seiner Frau, selbst etwas auch in Eustach und sogar dem Gärtner: in seiner Entwicklung begriffen, und an jenem vollendeten Leben reifend, in dem jungen Naturforscher, in Natalie, Roland, Mathilde, Gustav. Dieses tiefere Leben soll getragen sein durch die irdischen Grundlagen bürgerlicher Geschäfte, der Landwirthschaft, des Gemeinnutzens und der Wissenschaft, und dann der überirdischen der Kunst, der Sitte und eines Blickes, der von reiner Menschlichkeit geleitet, oder, wenn Sie wollen, von Religion geführt, höher geht als blos nach eigentlichen Geschäften (welche ihm allerdings Mittel sind), Staatsumwälzungen und andern Kräften, welche das mechanische Leben treiben. Das gewöhnliche Leben, und zwar nicht gerade ein geringes, ist im Inghofe, in den Gesellschaften der Stadt und im Besuche im Sternenhofe angedeutet. Risach hatte sich emporkämpfen müssen, dort, wo er und Mathilde fehlten, wo sie Schwächen hatten, mußten sie sühnen, und zwar gerade, weil sie bessere Menschen waren, tiefer fast mit

ihrem irdischen Lebensglücke sühnen als andere, wofür aber auch der Lohn ihres Lebens im Alter höher war als bei andern, bei denen es wie bei Steinen nicht Sühne und nicht Lohn gibt. Wer das Buch von diesem Punkte nimmt, der wird den Gang, wenn er mir menschliche Schwächen verzeiht, ziemlich strenge und durchdacht finden. Die Gespräche über Kunst und Leben sind dann Äußerungen des Charakters Risach's, des Kaufmannes, Mathildens und der Kaufmannsfrau, und sie sind Bildungsmittel für die jüngeren, edleren Kräfte, die im Buche vor uns bis auf eine gewisse Stufe erzogen werden. Wer das nicht sieht und nicht sehen lernt, sondern eine Heirathsgeschichte liest und hiebei rückwärts eine veraltete Liebesgeschichte erfährt, der weiß sich mit dem Buche ganz und gar nicht zu helfen, und muß endlich den Autor bedauern. So wird es wohl mit der Tagblatt-Kritik sein. Mit höchst geringen Ausnahmen sind ja die Leute, welche derlei machen, arme Schlucker in der Gesellschaft, und vorzüglich in der Kunst und Wissenschaft. Ich lese über 12 Jahre schon weder über mich noch über Andere Tagblatt-Kritiken, so wie ich keine Gedichte lese, außer sie machen viel reden, worauf ich sie auch lese. Frau von Binzer zwang mich, ihr zuzuhören, da sie mir Julian Schmidts Kritik des Nachsommers in den Grenzboten vorlas. Wie ist das kläglich und albern. Nicht blos, daß der Mann auf keinem ästhetischen Standpunkte überhaupt steht, sei er nun so oder so, sondern daß er nur allerlei philosophische Sätze neben dem Werke sagt: so sind auch diese Sätze nicht wahr, sie können augenblicklich widerlegt werden, ich wußte diese alle längst, und habe längst ihre Richtigkeit und Gemeinheit erkannt, es ist nur die Anmaßung bewunderungswerth, womit der Mann diese Dinge, die vielleicht sein Reichthum sind, aufzählt. Man sagt

mir, er sei noch jung. Seine Literaturgeschichte fand ich ein paarmal in der Allgemeinen Zeitung abfertigend erwähnt. Wenn man jung ist, muß man freilich Literaturgeschichte schreiben. Zufälligerweise fand ich in einem Probeblatte, das man mir ins Haus sandte, dieser Tage auch einen Aufsatz von J. Schmidt, der dieselbe sich aufschwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente besitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht sagen; aber das kann ich sagen, daß er fleißig lernen sollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik schwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und aufrichtig gesagt, ein Publikum wahrscheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen strengen Mannes, der ich selbst bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatze wähle, sondern da lieber schweige. Vor der Meinung bestimmter höherer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an. Ich habe mich bezüglich des Nachsommers auf Aprent, den ich um aufrichtige Äußerung bat (und von seinem Charakter ist nichts anderes zu erwarten), und auf die Gräfin Revertera nebst ihrer Tochter Mathilde sehr gefürchtet. Aprent las sehr lange. Endlich kam er und sprach. Da dieser Brief eine Mittheilung an meinen liebsten Freund ist, darf ich wohl Einiges sagen, Vieles auch nicht, was Sie von ihm selber einmal mündlich hören werden. Er sagte, daß er mächtig und in seinem edelsten Wesen ergriffen worden sei. Er habe nur sehr langsam lesen können, da der Inhalt so „substantiös" sei, und er bei jeder Zeile denken mußte. Der Gang erschien ihm sehr strenge eingehalten, und die Einheit fesselte ihn immer mehr, so daß er

begierig wurde, wie nun das Weitere, was kommen müsse, auf den jungen Mann wirken würde. Er fand den Hauch des Ganzen erhaben und nannte das Werk bewunderungswürdig. Das Buch, sagte er, sei eine „That", und diese könne nicht anders als fortzeugend wirken. Ich schreibe Ihnen das als die Äußerung eines meiner Freunde, nicht als mein Urtheil, und da ich es nur Ihnen schreibe, so wird es wohl keine Unbescheidenheit sein. Er ging sehr ins Einzelne ein, und hier hatte ich eine große Befriedigung. Er sprach über den Bau und die Wirkung der Theile, so wie über ihre Zwecke fast in denselben Worten, wie ich mir die Dinge bei der Abfassung gedacht hatte, so daß ich beinahe betroffen war. Es muß also doch von dem Gewollten etwas als Reelles in dem Werke liegen. Ich sprach mit ihm über den Inhalt des Buches während der Abfassung gar nicht. Reverteva, zu denen ich ziemlich lange nicht gekommen war, empfingen mich mit Entzücken, und fanden kein Ende, von dem Ganzen zu sprechen, und seine Schönheit so wie die Feinheit und Reinheit des Einzelnen zu erörtern. Auch sie drückten das aus, was ich mir als Wirkung gedacht hatte. Aus Brünn schrieb man ihnen, ob es denn wahr sei, daß der Nachsommer so schön sei, wie die Leute sagen. Sie hatten ihn damals noch nicht gelesen. Einen Brief von einem Gelehrten aus Upsala lege ich Ihnen bei. Sie mögen mir ihn bei Gelegenheit wieder zurücksenden. Da haben Sie nun auch einige meiner Erfahrungen über das Buch. Es mag seinen Lauf durchmachen, ich kann der Hoffnung nicht entsagen, daß es doch manchem theuer werden wird, der sich jetzt noch nicht zurecht findet, und daß mancher „höhere Lebenszwecke" verfolgen lernen dürfte. Ist es keine große Dichtung, eine Dichtung ist es, kein Unterhaltungsbuch.

Wollen Sie auch von Linzer etwas wissen? Ich brach das Gespräch, das sie einmal darüber anfing, ab. Als sie einmal Reverteren fragten, wie ihr der Nachsommer gefiele, sagte sie: „Ich kann nicht aufhören.“ Reverteren kannten ihn damals auch nicht. Mit Linz habe ich wenig Verbindung, kann also weiter nichts sagen. Von allerlei Leuten wurden allerlei Fragen gestellt, warum das geschehe, warum jenes, warum dieses nicht: es war ihnen sehr schwer zu antworten. Darf ich, theurer Freund, Ihnen einen Schmerz machen? Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihre geliebte Risa das Buch erlebt hätte (natürlich alle künftigen auch). Ein Wesen, in dessen Liebe sich alles, was in Ihnen als Höheres und Schöneres ruhte, so mächtig entwickelte, muß selber höher und bedeutender gewesen sein, und wenn ihr Herz von den Gebilden dieses Buches ergriffen worden wäre, wenn ihr Geist empor getragen worden wäre, und wenn sie das Werk geliebt hätte, so hätte auch ich dasselbe, so wie mich höher geachtet. Es war anders in Gottes Rath beschlossen, und wir können oder eigentlich Sie können höchstens sagen, das hätte ihr gefallen, das nicht. Weil ich schon die Wunde berührte, deren Brennen aber doch auch wieder etwas selig Schmerzendes in der Rückerinnerung haben muß, so erlauben Sie auch, daß ich Sie an ein Versprechen mahne: Mittheilungen über Risa oder Briefe, erinnern Sie sich noch Ihres Schreibens? — dann: eine Photographie ihres Bildnisses, das uns so lieb geworden ist. Hier konnte ich keine nehmen lassen. Wir haben an ihr einen Verlust erlitten, als hätten wir eine Freundin verloren, mit der wir wirklich Umgang gepflogen hatten, und ich glaube in der That, daß, wenn das Schicksal uns zusammen geführt hätte, Risa unsere innige Freundin geworden wäre, wie wir sie im Leben

ehrten, und jetzt im Grabe lieben und ehren. Wenn Ihnen, theurer Freund, wie Sie schreiben, durch den Nachsommer für Ihre „irdische Zukunft gleichsam ein neues Licht aufgegangen ist, dessen Glanz neue und edlere Lebenszwecke beleuchtet," so freut mich das sehr, weil es einerseits ein Zeugniß für das Buch ist (denn ich hatte auf Ihr Urtheil sehr viel), und weil es mir ein wohlthuendes Gefühl ist, Ihnen etwas geboten zu haben. Ich muß Ihnen noch ein Geständniß machen. Ich habe bei Revertera, denen ich schon öfter von Ihnen erzählte, und die Sie hochachten lernten, Theile aus Ihren Briefen vorgelesen, vorzüglich manches auf Nisa bezügliche. Sie nahmen solchen Antheil, daß sie den lebhaftesten Wunsch äußerten, Sie kennen zu lernen, und daß sie mich baten, Sie, wenn Sie einmal im Sommer herauf kämen, auf ihr Schloß Totod zu bringen. Ich sagte zu für den Fall, daß Sie Zeit hätten. Ihre Beurtheilung von „Soll und Haben" hat außerordentlich gefallen, sie war ihnen aus dem Herzen geschrieben. Die Gräfin sagte, sie habe das Buch nie als eine Dichtung betrachtet, sondern als ein Geschichtenbuch, das unterhalten soll. Sie sind doch nicht böse. Ich war nicht unbescheiden, und habe außer Stellen über Nisa, die mir so sehr gefielen, nur Allgemeines vorgelesen. Man wünscht mir Glück zu Ihrer Freundschaft und bedauerte, daß ich hier eigentlich niemanden habe. Einen Brief aus Breslau von einem Mädchen, die sich mich als einen ehrwürdigen Greis vorstellt, sende ich Ihnen nächstens, damit das heutige Päckchen nicht zu dick wird.

Was sagen Sie, wenn der Brunnen vor der Wohnung von Victors Ziehmutter, an dem Stangen lehnen, une fontaine murmurait wird, und der alte Apfelbaum (wie sie oft auf solchen Plätzen klein und verkommen sind) espace sable,

ombragé par un pommier énorme? Und so ist es fast überall. *)

Armann hat einen Prachtstich des Bürgermeisters Seiller an mich gesendet. Er wollte mein Bild auch so stechen, wenn es Geiger vorher malte, er nannte ausdrücklich Geiger. Dazu wird es wohl nicht kommen. Von Leipzig forderte man auch eine Zeichnung oder Photographie von mir zum Stiche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. Februar 1858.

Ich lese in der Zeitung, daß Georg Wigand gestorben ist, und theile es sogleich meiner Gattin mit. Wir können uns denken, wie sehr Sie dieses Ereigniß ergreifen muß, wenn es Ihnen auch nicht ganz unerwartet gekommen ist, da es heißt, daß der Verstorbene an einer langwierigen Unterleibskrankheit gelitten hat. Jeder schmerzliche Verlust kommt unerwartet, und zu dem war der Verstorbene erst ungefähr 50 Jahre alt. Sie haben immer mit Liebe von ihm gesprochen, und er war es ja auch, mit dem Sie die Karpathenreise gemacht haben. Ich schreibe Ihnen in diesen Zeilen unsere innigste, herzlichste Theilnahme, wir sind sehr betrübt über diesen neuen Schlag, der Sie getroffen hat, und hegen den wärmsten Wunsch, und bitten Gott, daß nun doch

*) Le vieux garçon (übersetzt aus den Studien).

einmal auch wieder freundlichere und heiterere Tage für Sie kommen möchten. Legen Sie ein Theilchen Liebe, das Ihnen durch diesen Tod anheim gefallen ist, uns zu. Wenn wir es auch durch unsere Eigenschaften nicht verdienen, so verdienen wir es durch unsere Zuneigung zu Ihnen, die Ihnen recht gerne einen kleinen Ersatz geben möchte für das, was Sie verloren, und der es zur Freude gereichen würde, wenn dieser Ersatz ein recht großer wäre. Wir müssen doch in diesem Sommer oder Herbste einige Zeit mit einander verleben, und in nicht gar ferner Zeit eine Verabredung darüber treffen. Sie müssen ja doch auch meine Gattin näher kennen lernen, und sehen, daß auch sie Ihre wahrhafte Freundin ist. Ich schreibe heute nichts mehr, damit dieser Brief noch mit der Post fort komme.

An M. Tenger.

Linz, am 2. März 1858.

Der Hauptgrund, dessentwillen ich Ihr Schriftwerk so lange behielt, war, daß ich für den zweiten Act jene Thatsachen ersinnen und Ihnen angeben wollte, welche noth thun, den Charakter Clara's festzustellen, daß man das Folgende begreift. Was wir bezüglich Clara's sprachen, erscheint mir nicht in der neuen Bearbeitung durchgeführt. In der ersten Bearbeitung wirkte mehr das Stoffliche. Da dieses zu naturgemäßer Einfachheit zurückgeführt wurde, verlangte, um den Abgang zu

decken, die Form eine künstlerischere Gestaltung. Diese scheint mir nicht eingetreten zu sein, und so wirkt das Ganze fast schwächer als früher. Ich halte den zweiten Act für das Schwerste des Stückes. Meine Bemühung in dieser Hinsicht scheiterte an dem Umstande, daß, wenn ich die Thatsachen auch fände, die noth thun, ich zugleich auch ihre Einkleidung geben müßte, was bei jedem Versuche sich als ein gänzlich fremder Körper kund that, so, daß ich fühlte, ich müßte entweder das ganze Stück machen oder gar nichts daran. Der zweite und dritte Act fließen nun nicht zusammen, da das sinnlich greifbare, aus dem Waldens Zorn entsprie[illegible] nicht da ist. Auch haben Sie manches, was ich als trefflich, zweimal anstrich, umgearbeitet, und ich glaube, nicht zum Vortheile des Stückes. Des letzten Actes sind Sie nach meiner Meinung durchaus nicht Herr geworden. Clara's Erzählung muß viel kürzer sein; wie sie jetzt ist, ist sie die Form des Romans, nicht des Drama's. Was sie gefühlt hat, und wie sie zu ihrer Liebe und zu ihrer Handlungsweise kam, muß aus ihren Thaten ganz klar werden, dann bedarf es des Redens nicht mehr; wird es aus den Thaten nicht klar, dann hilft das Reden nichts. Die Stellung aller Personen am Schlusse entwickelt sich nicht naturgemäß, es scheint, als eilte der Verfasser zu Ende, und er läßt den Nebenpersonen ihr Recht nicht widerfahren. Sie werden völlig bedeutungslos. Selbst Clara's Benehmen ist nicht aus der Lage und aus der Vergangenheit erklärlich. Ihre Hauptgröße erscheint fast wie Eigensinn. Zuseher und Mitspieler sind von ihrem Thun als von einer aus ihrem Wesen hervorgehenden Nothwendigkeit nicht überzeugt. Wir müssen mit unumstößlicher Gewißheit wissen, daß Clara nicht anders handeln kann. Diese Gewißheit kann aber nicht aus ihren Schlußworten, sondern

muß aus dem ganzen Stücke hervorgehen. Sie haben Clara früher (1.—3. Act) nicht kräftig, sondern übermüthig, und später (4. und 5. Act) nicht entschlossen, sondern weich gezeichnet. Schlüsse sind daher aus ihrem Wesen nicht leicht zu machen, noch weniger aber springen die Ergebnisse mit siegender sittlicher und reinigender Gewalt in unser Wesen.

Meine Meinung ist daher in Hinsicht des vorliegenden Stückes die: Der Stoff ist herrlich, Sie sind sich aber dessen nicht künstlerisch bewußt geworden, und haben ihn nicht in seiner künstlerischen Nothwendigkeit gestalten können. Ich glaube fast (man muß wohl in dieser Hinsicht nicht voreilig sein), daß Sie das in Bezug auf diesen Stoff nie können werden.

Ich rede hier von dem vollkommen künstlerischen Standpunkte aus, das bin ich Ihnen und Ihrem hohen Streben schuldig. Das Finden des Stoffes adelt Sie, und Sie fordern dadurch heraus, daß man von Ihnen die höchste Gestaltung desselben verlangt.

Vom Standpunkte eines Theaterstückes zur Unterhaltung betrachtet, halte ich Ihr Stück für viel, viel besser, als Alles, was uns jetzt so in der Regel geboten wird, und mit Kürzungen (es ist noch immer zur Aufführung zu lang) und mit einigen bühnengemäßen Zurechtrichtungen dürfte eine gute Aufnahme zu erwarten sein. Oder strafen Sie mich Lügen, setzen Sie sich hin und schaffen das Stück auf jene Höhe, die der Stoff verlangt. Dann aber darf es innerhalb eines Jahres gar nicht fertig werden.

Ich lege einen offenen Brief an Laube bei. Lesen Sie ihn, und wenn Sie ihn billigen, so übergeben Sie ihn, nachdem Sie ihn vorher gesiegelt haben.

Nehmen Sie meine Offenheit nicht ungütig auf. Ich bin sie Ihnen schuldig, ich bin sie der Kunst schuldig, und ich bin sie meiner Ehre schuldig.

Leben Sie recht wohl, und nehmen Sie die herzlichsten Grüße von uns allen mit Freundschaft auf.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. März 1858.

So eben — 9 Uhr Morgens — kommt ein Brief von meinem Bruder Hans, der die Nachricht von dem Tode unserer Mutter bringt. Sie starb am 27. Februar um 9 Uhr Abends, die Bestattung war gestern um 10 Uhr Morgens. — Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, um Ihnen meinen Schmerz mitzutheilen, weil ich weiß, daß Sie, der Sie einen ähnlichen um Ihre verklärte Gattin gehabt haben, ihn werden ermessen können. Mir ist, daß die unaussprechlich holde Gewohnheit eine Mutter zu haben — und, ach, was für eine Mutter — nicht habe aufhören können, daß es ja nicht möglich sei. Ich glaube, daß Sie nach meiner Gattin den meisten Antheil an diesem Ereignisse nehmen, darum schreibe ich es Ihnen. Ich vermag vor Schwere meines Innern nicht mehr zu schreiben. Schenken Sie mir ein Theilchen Ihrer Liebe, und bleiben Sie mein Freund.

An Joseph Axmann.

Linz, am 20. März 1858.

Zuerst alles erdenkliche Schöne und Herzliche von uns allen zu Deinem Namensfeste. Möge Dir Gott noch recht viele Tage in Glück und Ruhe zu Deinem Leben legen, und Dir die Deinigen gesund und glücklich erhalten. Du wirst wohl glauben, daß dieser Wunsch aus dem Grunde unseres Herzens kommt, da Du ja wissen mußt, welchen Antheil wir stets an Dir und Deinen Angehörigen genommen haben.

Zum Zweiten. Mit dem Stiche meines Kopfes wird es doch etwas werden. Ich habe heute keine Zeit und schreibe Dir daher Ausführlicheres nächstens. Nur so viel: Wenn mich Geiger malt, würdest Du den Stich nicht lieber in Selbstverlag nehmen? Sonst nimmt ihn Heckenast, er hat es mir zugesichert. Ich möchte, daß Du aus dem Unternehmen so viel Nutzen zögest, als nur möglich ist. Wenn es Dir nicht unbequem ist, rede mit Geiger, ob er geneigt wäre, wie lange ich in Wien bleiben müßte ꝛc. Meine Frau wird vielleicht gemalt, aber nicht gestochen. Um wie viel schöner sie ist als ich, um so viel weniger würde sie gekauft als ich.

Zum Dritten. Tausend Dank für die Würstelbemühung. Die Dinge schmeckten uns so sehr, daß unser Mühmchen Josephine, die euch aus unseren Erzählungen kennt und euch herzlich grüßt,

sagte, sie seien besser als ein Kapaunen (ich sage das nicht), und daß meine Frau ewig beim Mittagsessen im ganzen Februar sagte: „Siehst Du, die Kälte hält an, wir hätten noch Würste genug bekommen."

Zum Letzten. Eine Plage. Trage gütigst das Schächtelchen mit seinem Inhalte, diesen Brief an Dich ausgenommen, zu dem Juwelier Zöpf, im Gäßchen von St. Stephan zur Singerstraße hat er sein Gewölbe an der Ecke des großen Priesterhauses St. Stephan gegenüber. Sollte er ausgezogen oder gestorben sein, so frage im ersten Falle den Hofjuwelier Türk auf dem Kohlmarkte in meinem Namen um Zöpfs Wohnung (Zöpf arbeitet für Türk) und übergebe im zweiten Falle die ganze Schachtel an Türk, schreibe mir aber gleich, daß ich mich an Türk wende. Was zu geschehen hat, steht schon in einigen Zeilen an Zöpf auf einem Papier in der Schachtel.

Zürne nicht, daß wir Dich immer plagen, plage Du uns auch, es wird uns sehr freuen.

Alles Herzliche und Freundschaftliche von uns und Josephine. Lebe recht wohl und sende einmal wieder einige Zeilen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Mai 1858.

Der heutige Tag war zu einem Schreiben an Sie bestimmt, auch wenn Ihr kleiner Mahnbrief, den ich eben erhalte, nicht gekommen wäre. Aber unter allen Ursachen meines langen Schweigens wäre jede wahrer gewesen, als die, daß ich auf Sie böse sei. Wie wäre denn das möglich? Sie müßten aufhören zu sein, der Sie sind, oder ich müßte das Herz und die Vernunft verloren haben. Ich weiß es wohl, man quält sich oft mit sonderbaren Vorstellungen, und dies zeigt mir erst recht, wie sehr ich gefehlt habe, daß ich Sie so lange ohne ein Schreiben von mir ließ. Ich sehe erst jetzt, da ich Ihre Briefe nachschlage, zu meinem Schrecken, daß Ihre Antwort auf meinen letzten Brief vom 8. März herrührt. Die Zeit ging mir in einer Art Brüten hin, und darum erscheint sie mir jetzt so kurz, weil sie so leer ist, und im Rückblicke sich zu einer Unbedeutendheit zusammen schiebt. Das ist auch der Grund, daß ich nicht zum Schreiben kam. Des ersten heftigen Schmerzes über den Tod meiner Mutter bin ich durch Vernunft, und, ich kann sagen, durch mein religiöses Gefühl, das ich durch Umgang mit der Natur und durch Erfahrung im Menschenleben zu einer bedeutenden Höhe ausgebildet habe, bald Herr geworden. Diese Art Schmerz springt an einen heran, wie eine Schlange, und ich besonders, der ich in reiferen Jahren

(mein Vater starb, da ich eilf Jahre alt war) nie einen größeren Verlust dieser Art erlitten hatte, war fast wehrlos dagegen; aber ich ermannte mich gegen ihn, und überwand ihn. Allein, was nachher kam, war fast noch übler. Ich sprach, ich besuchte Leute, ich scherzte und lachte sogar; aber ich war in einer düstern Leere und in einer Öde, die gar drückend wurde, und gegen die nichts vorgekehrt werden konnte, weil sie aus einer Verrückung inniger, vielseitiger und langgewohnter Verhältnisse entstand, deren neue Art eben nur durch die Zeit wieder in Rechte und Bestand eingeführt werden könnte. Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war, und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmuth und Leutseligkeit, so wie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft, was sich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Priester und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus benachbarten Dörfern zahlreiche Menschen zur letzten Ehrbezeigung herbei kamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht blos wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen. Darum wurden meine ersten Dichtungsversuche ihr gewidmet. Alles, was ich strebte, alles, was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude. Erst nach meiner Vermählung dehnten sich diese Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbst die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterstützung ihres Alters sandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus. Dieses

goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen war nun gelöst, und die Fäden lagen bestimmungslos und hindernd herum. Wenn ich es auch ruhig wissen konnte, daß die Mutter in einem Alter von beinahe 80 Jahren durch ein Gesetz des allweisen Gottes dahin vorausgegangen war, wohin wir ihr folgen werden, so stieß doch die Phantasie und Vorstellungskraft in ihren Thätigkeiten unaufhörlich auf diese leere Stelle, und in Betracht dieser ernsten Thatsache war mir Alles unwichtig, unbedeutend und außerwesentlich, und ich gerieth in ein gewisses düsteres Brüten, wie ich oben sagte. Die Erregung zum frischen Ergreifen des Lebens und seiner Erscheinungen war nicht da. Die Dichtung und die Kunst litten wohl auch unter diesen Umständen; aber ich fühlte, daß die Kraft gereinigter und geläuterter aus diesem Ereignisse hervorgehen wird, und daß das Versäumte ohne Verzögerung wird herein gebracht werden. In dieser Zeit schrieb ich auch nicht an Sie. Es war, als hätte ich die Kraft nicht dazu. Mein Bruder Anton, der sonst weniger sich fassen kann als ich, trug diesen Schlag leichter; er hatte zehn Monate vorher seinen Sohn, sein einziges Kind, verloren, und es war ihm einige Tage vorher ein sehr schönes, liebes Töchterlein geboren worden, dessen Geburt unsere Mutter einen Tag vor ihrem Tode erfuhr. — Daß mein Gemüth sich sammelt, und sich in die Sachlage findet, ist natürlich, und ist eine Gabe, die Gott der Ausdauer des Menschenherzens gegeben hat. Ich hätte Ihnen dies weniger ausführlich geschrieben, wenn ich mich nicht wegen meines langen Schweigens rechtfertigen müßte. Leider liegt eine Menge unbeantworteter Briefe da, die auch ihrer Erledigung harren. Meine liebste Beschäftigung und fast mein Trost in dieser Zeit waren meine Cactuspflanzen, bei denen ich fast immer

zu Hause blieb. Verzeihen Sie mir also meine Vernachlässigung, mein theuerster Freund, es war im Grunde keine, da wir so oft und gewiß mit größter Liebe von Ihnen sprachen. Es steht nun noch ein schmerzlicher Augenblick bevor: wenn ich zum ersten Male mein Geburtshaus ohne die Mutter werde sehen müssen. Da ich den Vater so früh verlor, war sie mir Vater und Mutter.

Für Ihr herzliches Trostschreiben danke ich Ihnen auf das Innigste. Es ist wahr, was Sie darin sagen. Den Grundton meines Gemüthes empfing ich von meiner Mutter, so wie sie meine Schriften vollkommen verstand, wozu viel weisere Leute den Schlüssel vergebens suchen, oder die sie gar mit falschem Dietrich aufsperren wollen. Ich bitte nun Gott, daß er mir für den Rest meines Lebens meine Gattin und Sie erhalte. Wenn man älter wird, wird man tiefer und haftet zäher an Freund und Gattin. Möge der festere Ernst meines Herzens meinen neuen Werken zu Statten kommen. Mit dem nächsten Briefe sende ich Ihnen wieder zwei neue Schreiben, die ich vorerst beantworten muß.

Der Winter verging uns nicht gut. Zuerst war ich selber leidend, dann hatte das ganze Haus die Grippe bis auf die Hunde herab. Meine Gattin hustete acht Wochen, was mich schon äußerst besorgt machte, Josephine folgte darauf durch sechs Wochen. Jetzt ist alles wohl, und die herrlichste Baumblüthe von weit und breit schaut bei meinen Fenstern herein. Wenn ich mir doch auch bald erlauben könnte, ein kleines Cactushäuschen zu bauen; die Kaindl hier haben in ihrem Garten ein gar so nettes. Was Sie von Geiger schreiben, freut mich außerordentlich. Ich habe zwar schon das höchste Verlangen nach dem Bilde; aber ich weiß, was künstlerisch produciren heißt, wie man darin

nicht beirrt und gestört sein will, und zügle daher mein Verlangen. Was Sie mir bezüglich der Illustrationen des Bergkristalls schrieben, freut mich ebenfalls sehr, und eben so die zu erwartenden Dichtergemälde. Ich habe in jüngster Zeit wieder so manche Compositionen im Stiche gesehen (aus älterer und neuerer Zeit) und daraus neuerdings die Überzeugung geschöpft, daß Geiger nicht Seinesgleichen habe. Er ist nach meinem Urtheile jetzt der erste unter allen, die bekannt sind und gepriesen werden. Bei den meisten lebt entweder das Bild gar nicht, oder es lebt ein manierirtes Leben, oder ein traditionelles nach dieser oder jener Kunstepoche, oder nach diesem oder jenem Meister, oder es lebt das subjective des Künstlers. Bei Geiger lebt es das thatsächliche, und worüber man besonders jetzt wieder so gerne streitet, Idealismus und Realismus, das ist bei Geiger so herrlich beseitigt. Ich meine, der Streit ist unnütz, er bewegt sich auf einer untergeordneten Frage, deren Lösung, so lang die höhere ungelöst bleibt, ohne Frucht ist. — Der Realist und der Idealist ist verfehlt, wenn er nicht etwas Höheres ist, nämlich ein Künstler; dann ist er beides zugleich, freilich in einem andern Sinne als in dem der Zunft. Wie reell sind Geigers Gestalten in der Taufe, und wieder von welch' idealer Tiefe. Dieses Ideal ist aber das dichterische für innere menschliche Seelengesetze, nicht das zünftige, das Allegorisiren, Symbolisiren, Christianisiren oder weiß Gott was will, oder das gar, um nicht sinnlich und reell zu sein, die Fehler, die unsere kunstsinnigen frommen Voreltern nicht zu vermeiden wußten, geflissentlich nachahmt. In dieser Taufskizze besitzen Sie ein unschätzbares Werk. Geiger sollte sie in Öl malen, und zwar sehr groß. In dem Sklavenmarkte muß viel Nacktes enthalten sein. Der Erzherzog, welcher die Ausstellung

auf dem hiesigen Vereine schon vorläufig zugesagt hatte, ging davon ab.

So sehr ich mich auch sehne Sie zu sehen, darf ich von keinem Urlaube reden. Im Herbste geht es vielleicht eher. Leben Sie recht wohl, von meiner Gattin und Josephinen alles herzliche Schöne, und von mir die innigsten freundschaftlichsten Grüße. Öfter denke ich jetzt, wie schön es wäre, wenn wir den Abend unseres Lebens neben einander zubringen könnten, und so eine Art Nachsommer organisirten. Aber Sie werden nicht von Ihrem Geschäfte gehen, und ich fürchte, daß ich nicht leicht ein ganz fremdes Land als Vaterland gewöhnen könnte.

An P. J. Reiger.

Linz, am 24. Juni 1858.

Diese Zeilen sollen nur einen Freund von mir und einen großen Verehrer von Ihnen in Ihrem Zimmer einführen. Er hat mich darum ersucht. Er ist der Besitzer einer Lederhandlung in Linz, Alois Kaindl. Er führt mit seinem Bruder Albert das Geschäft. Die Familie ist hochachtbar und vortrefflich und bildet fast das einzige Haus hier, in welches ich sehr häufig gehe. Man beschäftigt sich dort mit dem, was die Dichtkunst und die Kunst überhaupt hervorbringt, und Ihr Name ist in diesem Hause ein hochgefeierter, daher der Wunsch, den Mann, den man so liebt, auch einmal persönlich sehen zu können. Ich sagte,

daß Sie, wie alle bedeutungsvollen Männer, schlicht und einfach seien, und daß Sie gar nicht anders als freundlich zu sein vermögen. Es wird daher meinem Freunde Alois das Herz nicht gar zu sehr klopfen, wenn er diese Zeilen zu Ihnen trägt.

Über das an mich gesendete Bild muß ein eigenes Schreiben folgen; denn es darf in selbes nichts Fremdes eingemischt werden, welches, wie es auch immer beschaffen wäre, nur ein des Gegenstandes nicht Würdiges darstellen würde. Ich habe nicht gleich nach dem Empfange geschrieben, weil ich mich in das Werk vertiefen und es immer mehr verstehen lernen mußte, um etwas darüber an Sie schreiben zu können, was nicht gar zu tief unter dem Werthe des Kunstwerkes stände. Dennoch kann ich mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, zu sagen, daß Sie mich auf das Tiefste beschämt und beglückt haben. Das Bild erscheint mir außerordentlich schön, ich bin voll Freude und bin niedergedrückt, und fühle die Unmacht, Ihnen gegenüber etwas zu thun, was nur einigermaßen als ein Gleichgewicht gelten könnte. In Kurzem werde ich versuchen, Worte über diesen Gegenstand an Sie zu senden.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 17. Juli 1858.

Ich bin in diesen Tagen von einer Amtsreise zurückgekehrt, und beantworte Ihr liebes, großmüthiges Schreiben darum später, weil ich eben nicht zu Hause war, und in der Fremde nicht Zeit und nicht Stimmung hatte, besonders, da ich auch nicht blos auf dieses Schreiben allein, sondern auf andere vorhergegangene antworten will. Zuerst über den Gegenstand, welcher der Hauptinhalt Ihres letzten Schreibens war. Ihr Anerbieten rührte uns sehr; aber wir lehnen es dankend ab, weil wir in der That im vorigen Jahre an dem Meere waren, und zwar in Triest. Wir bewunderten es von tiefster Seele, und ich sagte damals und sage es noch: „Nach dem Sternenhimmel ist das Größte und Schönste, was Gott erschaffen hat, das Meer." Mein ganzes Wesen hat durch das Meer eine Umstimmung erhalten, und es schien mir, als wäre mein geistiges Leben um das Doppelte reicher geworden. Ich ließ alle sogenannten Sehenswürdigkeiten bei Seite, und beschäftigte mich Tage lang blos mit dem Meere. Einige Stunden eines Nachmittags haben wir auf der kaiserlichen Dampffregatte Radetzky zugebracht. Wohl habe ich im Sinne, einmal 4—6 Wochen in Venedig zuzubringen, und wenn Sie jene Zeit mit uns in jener merkwürdigen Stadt sein wollen, so wird das jede Freude in derselben erhöhen.

Wir werden aber auch dann nicht Ihre Güte mißbrauchen dürfen, sondern zu Allem vorbereitet sein. Ich hoffe, in etwa 3—4 Jahren ganz unabhängig zu sein, und dann werden wir uns wohl öfter sehen können, als es jetzt der Fall ist, da ich nicht leicht nach Wien komme, und Sie nicht leicht Ihre Katzenburg verlassen. Es wäre ein sehr herrlicher Plan (wenn Sie bei Ihrem reichen Herzen und bei Ihrem durchdringenden Verstande ein ganz klein wenig so ruhig und so heiter sein könnten, wie der Freiherr von Risach im Nachsommer), so in der Nähe von einander zu wohnen, immer zu schaffen und zu ordnen, und so einen Nachsommer anzulegen, der seine milden Strahlen über unsere letzten Tage ausgösse. Aber wenn Sie mir tagtäglich die Welt für ein Jammerthal halten, so halte ich sie zuletzt auch dafür, und da ist ja das Elend fertig. Ich glaube, Sie haben mir blos wegen dieser Ihrer Gemüthsrichtung den Schabernak angethan, den Nachsommer nicht zu verstehen, und in ihm allerlei Absichten heidnischer Prinzipe und unterschiedliche Belehrungen zu suchen, statt dem einfachen, ruhigen Glücke, das sich über einige alternde Menschen für ihre noch übrigen Lebenstage ausbreitet, und an dem einige junge Menschen zu künftigem Erdenglücke im Geiste und Herzen erstarken. Als Bestandtheile dieses Glückes sind jene Dinge gewählt, die nach meiner Ansicht die einzigen Grundlagen desselben sind, und denen alles andere: Reichthum, Macht, Einfluß, Ehrenstellen, Ruhm u. s. w. weit, weit nachsteht, nämlich unmittelbar: reines Gewissen und wohlgeordnetes Familienheil, mittelbar: die Natur, die Kunst und die Wissenschaft, Hand in Hand mit der Freundschaft und einigem geselligen Umgange. Diese Dinge wollte ich in ihrer Wesenheit zur Erscheinung bringen, an ihnen sollte sich das Glück von drei ihrem Stande nach

sehr verschiedenen Häusern bauen, und dieser Nachsommer sollte wie der in der Natur seine Einfachheit und Stille über das ganze Buch breiten. Aber nicht alle Glücksbestandtheile sollten gleichförmig über die drei Häuser gebreitet sein, sondern an sie vertheilt. Die Tiefe und Bedeutung des Familienglückes kennen einige (Haus des Kaufmanns in der Stadt) durch Besitz, andere (Risach, Mathilde) durch Entbehrung, welche theilweise durch eigene Schuld (Verheimlichung des Liebesverhältnisses vor den Eltern Mathildens, dann Mathildens ungerechter Zorn) herbei geführt worden ist. Die Kunst und Wissenschaft sammelt sich dafür wieder am meisten bei Risach, er ist der durch Unglück und Kraft erstarkteste, die Größen des Lebens senden ihre Strahlen in seinen Abend, oder vielmehr, er selber leitet diese Strahlen auf sich, die eheliche Liebe kennt er nur theils durch Gegensatz (Ehe mit einer hochgeachteten, aber nicht geliebten Frau), theils durch ihren späten Abglanz: tiefe Freundschaft mit der Frau, der einst sein junges Herz gehört hatte, theils durch die Morgenröthe des kommenden Glückes junger Leute, die entweder der einst so geliebten Frau angehören, oder die, wie der Sohn des Kaufmanns oder wie Roland, geistig durch Bildung an ihm seine Kinder geworden sind. Weil er Familie entbehrt hat, kennt er erst schmerzlich ihren Werth, und freut sich der Begründung derselben durch Heinrich und Natalie, und freut sich des Bestehens derselben im Kaufmannshause. Wie bedeutende Menschen fast immer, hat Risach auch allerlei Liebhabereien und Kram. Wenn Sie, theuerste Freundin, um jeden Preis Unglück, Schmerz, Unruhe in Ihrem Gemüthe festhalten wollen, müssen Sie nothwendig das Buch von sich stoßen, oder, wie ich vermuthe, daß es geschah, seine Bestandtheile fallen Ihnen auseinander, so wie

jeder, der Leidenschaften hegt, ihr Sklave ist, und von heftigen Bewegungen beherrscht ist, das Buch unbegreiflich finden muß. Ich meinte, Ihnen wohl zu thun, ich meinte, die Ruhe und die sittliche Größe der Gemüther des Buches würden einige Stille und einigen Trost in Ihr Herz senden. Aber dieses Herz verschließt sich dagegen, und will, wie Sie selber schreiben, seine Gefühle, sein Unglück geschildert haben, um Antheil zu nehmen. Ich habe für dieses Werk eine gereifte Männlichkeit gespart, seine Ruhe sollte Manneskraft sein, und seine Einfachheit ein Gegensatz zu der Gespreiztheit und zu dem Verfalle, dem unsere Dichtkunst zugeht. Wenn Einiges in der Fassung abgeklärt, gerundet und zugespitzt hätte werden können, wie ich noch gewünscht hätte, wenn ich nicht von der Druckerei wäre gedrängt worden, so würde ich fast glauben, daß dieses Buch einiger Dauer werth sei, während meine früheren Jugendarbeiten, wenn auch mit einiger Frische und Färbung, im Zeitgeiste wurzeln und mit ihm vergehen. So viel ich mich erinnere, haben wir nie von der bildenden Kunst mit einander gesprochen. Ich bin ein warmer Verehrer derselben, habe über dreißig Jahre Studien in ihr gemacht, und verdanke ihr manche innige, beseligende Stunden. Vorzüglich erhebt mich das Großartige der Baukunst und der Bildhauerkunst, ohne daß ich darum nicht auch ein warmer Freund der Malerei wäre, die mich sogar als ausübend in ihre Kreise gezogen hat. Die Kunst ist im Nachsommer als Schmuck des Lebens, nicht als dessen Ziel geschildert, wie Sie fast einmal in einem Ihrer Briefe ahnten. Als Ziel des irdischen Lebens ist in dem Buche oft und deutlich Erfüllung aller seiner Kräfte zu stimmender Thätigkeit als Selbstbeglückung und Beglückung Anderer angegeben. Es wird Sie gewiß freuen, wenn ich Ihnen bei

dieser Gelegenheit mittheile, daß mir zwei unserer ausgezeichnetsten Künstler als Anerkennung Bilder zum Geschenke gemacht haben: Peter Joh. Nep. Geiger aus Wien ein großes Ölgemälde „Abdias in der Wüste“ vorstellend, ein feuriges, tiefgedachtes Meisterwerk, und Heinrich Bürkel aus München eine kleine Winterlandschaft voll Duftes und voll der innigsten Zartheit. Dieses Bild ist unser aller Liebling und wird täglich in unseren Augen schöner, Geigers Bild ist großartig, und erfüllt meine Seele mit Bewunderung. Werden wir heuer die Freude haben, Sie bei uns zu sehen? Wenn das der Fall sein sollte, so schreiben Sie früher, daß ich ja gewiß zu Hause bin. Wir können dann einige Punkte und sogar, wenn Sie gut zu Fuß gehen können, den See der zwei Schwestern besuchen. Man braucht drei Stunden beschwerlichen Steigens vom Rosenberger aus. Sehr, sehr würde uns Ihr Besuch freuen. Wir lieben Sie alle, und wünschen Ihnen alles Glück, alle Seelenruhe und alle Heiterkeit. Von mir und meiner Gattin folgt alles Herzliche und Innige, Josephine läßt Ihnen ihre Verehrung sagen, und Julie küßt die Hand.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Juli 1858.

Heute bin ich in der Lage, Sie fragen zu müssen, ob Sie mir zürnen, daß Sie mir gar so lange nicht schreiben; denn nach meiner Rechnung sind Sie mir einen Brief schuldig, nicht ich Ihnen. Seit Wochen erwarte ich täglich einen Brief, dessen Außenseite Ihre Schriftzüge trägt; aber immer kommen andere, mit fremden oder bekannten angenehmen oder gleichgiltigen Buchstaben. Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen, und schreibe daher diese Zeilen, welche Sie bitten sollen, daß Sie mir bald eine Nachricht von sich mögen gehen lassen. Haben Sie wenig Zeit, so schreiben Sie nur einige W[illegible] kann es aber sein, so schreiben Sie mir viel und umständlich. Wenn Sie nur gesund sind, und sonst kein bedeutendes Unglück Sie getroffen hat, dann bin ich schon beruhigt. Kleinere Übel möchte ich zwar auch von Ihnen entfernt wünschen; aber wenn sie nicht zu vermeiden sind, so erscheinen Sie mir als der Mann, sie ohne Verstimmung seines Wesens tragen zu können. Schreiben Sie mir, was Sie thun, wie Sie leben, was Sie erstreben u. s. w., aber alles ins Einzelne; es leben bei mir Mehrere, die Antheil an Ihnen nehmen, den größten jedoch ich und meine Gattin. Ihre Briefe sind bei uns immer ein Familienereigniß, möchten

Sie nur jetzt durch viele Jahre fort lauter Familienfreuden sein. Schreiben Sie also doch, so bald Sie können.

Da wir wissen, daß auch Sie an unserem Geschicke Antheil nehmen, so schreibe ich Ihnen, wie es bei uns steht. Seit dem Tode meiner Mutter ist es bei uns noch einfacher als früher. Wir haben wenig Verkehr mit Außen, wir genügen uns, und finden unsere Freude in unserem Hause. Ich arbeite an dem Zusammenstellen der vermischten Schriften und an Witiko zugleich. Ich bin dazu gekommen, da sich besonders nach dem schmerzlichen Ereignisse des Abscheidens unserer Mutter Tage einstellten, an denen ich zu Größerem wenig fähig war, aber auch Tage, die gerade, um gleichsam Trost zu geben, zu dem Größeren drängten. Da wir ohnehin übereingekommen sind, daß die vermischten Schriften erst nach dem Witiko erscheinen sollen, so hat diese Art zu arbeiten auf unsern Geschäftsgang keinen Einfluß, und im nächsten Frühlinge werde ich beide Manuscripte übergeben können. Den Monat kann ich natürlich nicht bestimmen. Doch wird der Druck des Witiko vor Beginn von 1860 beendigt sein können. Ich wehre den Dingen meines Amtes, so sehr ich kann, den Zutritt zu meinem Herzen, und das ist viel besser, als da ich mich zu sehr über Alles kränkte. — Meine Cactus machen mir heuer weniger Freude als sonst, da sie das ungleiche und daher ungünstige Wetter sehr empfinden. Sie blühen nicht so reichlich wie sonst. Nur zwei Stücke Echinopsis multiplex, die sonst sehr schwer blühen, hatten heuer die Laune, fünf unsäglich prachtvolle Blumen auf einmal zu bringen (sie öffneten sich alle fünf an einem Abende). Die Blume ist blaß rosenroth bläulich, thront auf hohem Stengel und hatte 5″ 2‴ Durchmesser. Der Anblick der fünf palmartigen Blumen, die vor einem Spiegel

standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus 1001 Nacht. Selbst die trockensten Menschen wurden von diesem Anblicke ergriffen. Zwei andere wichtige Ereignisse haben mein Leben tief ergriffen. Geiger sandte mir ein meisterhaftes Bild „Abdias" vorstellend. Meine Freude war außerordentlich, und der Genuß des Kunstwerkes wird täglich größer; denn das Bild wird, wie Geigers Arbeiten überhaupt, immer schöner, je länger man es hat. Was meine innerste Seele erschütterte, war, daß ich sah, daß er das Bild mit solcher Liebe und mit solcher Innigkeit gemalt hat. Ich weiß keinen bessern Dank für diese Annäherung seines Geistes an den meinen, als daß ich, wenn dieses Bild in meinem Zimmer hängt, nie mehr im Stande bin, in meinen Dichtungen zum Gemeinen oder Werthlosen herabzusinken. Das Bild ist das Erzeugniß des feurigsten Genies. Es ist so tief, so voll, so warm und so kräftig in der Farbe, daß es nur in dieser Hinsicht mit Rottmann verglichen werden kann, in jeder andern aber einzig da steht. Der Kopf ist von höchster Vollendung, die ganze Gestalt lebt und fühlt. Die Landschaft ist wahrscheinlich eine Studie nach der Natur, und sie hat mich mächtig ergriffen. Ich freue mich darauf, wenn wir einmal mit einander das Bild betrachten und darüber werden reden können. — Das zweite Ereigniß besteht darin, daß mir Heinrich Bürkel aus München ebenfalls ein Bild gesendet hat, einen reizenden, heiteren, duftigen Wintertag, eine der schönsten Arbeiten Bürkels. Er schrieb an einen hiesigen Freund, Olivier Flabl, daß er die Haide von mir gelesen habe, daß er am Schlusse die Augen voll Wasser hatte, und daß er das Bild mir gemalt habe. „Diesem Manne", schrieb er, „sollte jeder Maler ein Bild malen." Daß mir auch dieses Bild, das kurz nach Geigers ankam, sehr werth ist, können

Sie sich denken. Es ist an sich meisterlich, wie es nur Bürkel in dieser Art kann, und es ist mir ein Liebeszeichen eines sehr reichbegabten Menschen, das mit tieferem Gewichte in das Herz fällt, als die vielerlei Redensarten von Menschen, die einem etwas Angenehmes sagen wollen. Abdias ist jetzt in der hiesigen Ausstellung, und da hat es der Zufall zu einem Effectbilde gebracht, und es zeigt sich da recht augenscheinlich, was Dauer hat. Geiger besiegt sanft, still und langsam — aber vom Grunde aus — den Nachbar. Es gibt auch solche Effectdichtungen. Ich sagte von solchen Kunstwerken: sie spielen mit der ersten Karte ihren höchsten Trumpf aus, oft einen sehr bedeutenden, aber dann machen sie keinen Stich mehr.

Ich schließe in dieses Schreiben ein Urtheil einer Dresdner Dame, welche mit meinem hiesigen Freunde Albert Kaindl, der einmal einen Winter in Dresden zubrachte, in Briefwechsel steht, über den Nachsommer bei. Die Worte sind von Kaindl aus dem Briefe für mich abgeschrieben. Die Dame ist sehr gebildet, ich glaube, sie sieht die Grundlagen des Buches richtig an, und ihr Urtheil freut mich sehr, da sie, wie man selbst aus diesen wenigen Zeilen sehen kann, nicht zu den unbedeutenden Menschen gehört. Lob von niederen Menschen erschreckt mich; denn ich muß dann auf ihren Wegen gewandelt sein, von mittelmäßigen ist es mir langweilig, von höheren entzückt es mich, nur den letzteren möchte ich es recht machen, nicht meinetwillen; denn nicht der Ruhm reizt mich (er wäre in äußerst großen Kreisen sehr wohlfeil zu haben), nicht der Gewinn (Sie wissen selber, ein welch' ungeschickter Geldmensch ich bin), nicht Eitelkeit, in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist das Menschenleben, und im Grabe sind alle Flitter aus: sondern was mir das Höchste,

Herrlichste, Wünschenswertheste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll verehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dies stirbt nicht, dies gründen zu helfen, dies auszubreiten erscheint mir ein unsterbliches, ein glückliches Leben, und dieses Leben möchte ich anstreben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen, die in diesem Leben wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freuet es mich. Die Vernunftwürde ist für uns Menschen das irdische Reich Gottes, die irdische Ewigkeit. Freilich, und wenn selbst höhere Zungen als ich, und sogar die höchsten predigen, werden immer solche sein, die das Wort nicht verstehen, so wie unter allen Hunden, zu denen ihre Herrn liebreich und häufig gesprochen haben, doch keiner reden gelernt hat. Nur sind die Hunde einer gewissen Klasse von Menschen darin vorzuziehen, daß sie wissen, daß sie Hunde sind, und ihrem menschlichen Freunde mit Liebe anhängen, während obgedachte Klasse mit dem, der eine andere Sprache spricht als sie, nichts anders anzufangen wissen, als ihn zu kreuzigen. Es ist noch immer gut, wenn das Kreuz kein hölzernes ist, und die Nägel nicht wirkliche Nägel sind, wie es bei dem geschah, der jetzt von einem großen Theile der Menschheit als das Höchste angebetet wird. In Linz hat auch einmal ein so moralisch Gekreuzigter gelebt, dessen Spuren ich hier oft mit schauernder Ehrfurcht nachgehe (es finden sich in den hiesigen Archiven verschiedene Schriften von ihm), der Sternkundige Kepler. Weil er hier die Gesetze der Planetenbewegungen fand, schalten ihn die Stände, daß er Hirngespinnsten nachgehe, statt ihnen seiner Pflicht gemäß das

Land zu vermessen. Die Stände hatten mit Ausnahme der Hirngespinnste gar nicht einmal Unrecht; denn Kepler genoß seinen Gehalt als Landesvermesser. Wie wäre es, wenn wir diesen Mann poetisch behandelten? Plaudern Sie aber mein Geheimniß nicht aus.

Leben Sie recht wohl, wir wünschen Ihnen herzlich alles erdenkliche Gute, und bitten um Fortdauer Ihrer Liebe und Freundschaft. Ich sende unter Kreuzband den französischen Hagestolzen. Raufen Sie sich über ihn nicht die Haare aus, und entsetzen Sie sich nicht, wenn Sie an das Meer kommen, welches mitten in den Alpen liegt.

An Therese Holecek.*)

Linz, am 26. September 1858.

Dein Gatte wird Dir mittheilen, was der Arzt bezüglich Josephinen sagt. Ich hielt es für Pflicht, Euch den Vorschlag mitzutheilen. Ich glaube, daß wir bisher alles gethan haben, was Josephinens Zustand erheischte; und wenn ich in Zukunft etwas thun kann, so werde ich es nach Kräften thun. Ich glaube, daß man kein Mittel, das den Zustand der Kranken, der gefährlich zu werden droht, in Genesung überführen kann, vernachlässigen soll, sobald der Rath zu diesem Mittel von berechtigter

*) Schwester von Josephine Stifter.

Seite ausgegangen ist. Dein Gatte wird gewiß seiner guten Schwägerin die Aufmerksamkeit schenken, wie er sie seinen andern Kranken zu schenken gewohnt ist. Ich bitte um baldige Antwort. In welcher Besorgniß wir schweben, kannst Du denken. Ihr werdet durch Jos. und Marie erfahren haben, daß wir glauben, bezüglich Josephinens nichts vernachlässigt zu haben. Wenn sie nach Venedig gehen soll, werde ich einen Theil bestreiten, so lange dies nöthig sein sollte. Herr Pfarrer Turkowitzer will sie bei einer ihm bekannten deutschen Familie unterbringen. Er gibt gewiß auch einen Beitrag, ich will ihn persönlich darum angehen, und so bitten wir zu Gott, daß Alles sich zum Besten wende. Du wirst wohl am klarsten einsehen, wie mit Deiner lieben Mutter zu sprechen ist. Melde von mir und meiner Gattin die innigsten Grüße. Julie küßt euch die Hand. Josephine weiß von dem Plane noch nichts. Lebe recht wohl.

An Therese Holecek.

Linz, am 6. October 1858.

Wir haben Deine Verhältnisse nicht gekannt, als wir auf einen Beitrag für Josephinens Aufenthalt in Venedig von Deiner Seite rechneten, es war auch nicht so viel auf Euch gerechnet. Wir verzichten nun ganz auf einen Beitrag von Euch. Dessenungeachtet ist das Mittel von uns nicht aufgegeben. Dein Gatte gibt als Grund der Abrathung vom ärztlichen Standpunkte an,

daß in Venedig schon so viele Brustkranke gestorben sind, also möge man Venedig nicht anwenden. Daraus würde auch folgen, daß da, plötzliche, gewaltsame und andere wenige Todesfälle abgerechnet, jeder mit Behandlung von Seite eines Arztes gestorben ist, man die Hilfe eines Arztes nicht anwenden solle. Daß Venedig schädlicher wirken müsse als Linz oder Klagenfurt, hat Dein Gatte nicht angeführt. Unser Arzt hat Holeceks Brief gelesen und bleibt bei seinem Ausspruche, daß die gemäßigte Seeluft Venedigs eines der besten Mittel sei, freilich, daß dann auch diejenigen dort sterben, denen überhaupt nicht zu helfen ist, oder die erst in der letzten Stunde ihre Zuflucht dahin nehmen. Josephine nahm die Mittheilung mit großer Freude auf; gegen ihren Willen und ihr Vertrauen wäre ja ohnehin nichts unternommen worden. Leiden in Athmungsorganen sind so räthselhafter Natur, daß Ärzte und Laien keine sichere Bezeichnung des jedesmaligen Standes angeben können. Leute, denen Ärzte sogar die Lungensucht im letzten Verlaufe zuschrieben, sind genesen, und andere an einfach scheinenden Katarrhen gestorben. Mein Grundsatz ist, bei jedem Husten und jeder Heiserkeit Vorsicht und Vorbauen. Dessen aber darfst Du überzeugt sein, daß mich kein anderer Beweggrund leitet als der, Josephine wieder gesund zu sehen. Josephine hat an ihre Mutter heute einen Brief abgehen lassen. Sie wollte lieber die Begleitung ihrer Mutter, als die Mariens. Ich fahre zum Pfarrer Turkowitzer und schreibe an Wilhelm, daß wir die Mittel zusammenbringen, falls die Mutter und Josephine vereint wollen. Alle äußeren Dinge sind in Anschlag gebracht worden, natürlich die Frage zuerst, wie das Reisen Josephinen thun werde. Der Arzt sagt: gut. So steht nun die Sache. Das Weitere wird von Turkowitzers Antwort

abhängen. Er ist auch in Venedig bekannt, und wird über die Preise etwas angeben können. Ich schreibe auch deswegen an Baron Binzer nach Aussee, der Venedig gut kennt, und dessen Sohn, der jetzt in Sachsen ist, Venedig zum ständigen Aufenthalte hat. Ich werde Euch wieder benachrichtigen. Lebe wohl. Von allen alles Schöne an Euch alle.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 28. December 1857.

Erst nachträglich durch die Zeitungen erfahre ich, daß Sie einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten haben. Der edle Mann und Dichter Joseph Eichendorf ist gestorben. Wenn wir jemanden sehr lieben, so ist es uns, als sei er unsterblich. Ich war auf einer Amtsreise, hatte keine Zeitungen, las die betrübende Nachricht erst später, und es war mir da, als würde mir etwas Unmögliches verkündet, und als sei das in den schwarzen Buchstaben da ein Irrthum. Dann, da ich den Inhalt doch begriff, hatte ich nicht nur einen großen Schmerz um seinen Verlust (denn ich achtete und liebte ihn als Menschen sehr, und denke mit Freude und Trauer an jene Zeit, in welcher er öfter meine Schwelle betreten hatte, und in welcher ich an anderen Orten mit ihm zusammengekommen war. Als Dichter herrlicher Lieder und so manches Anderen, und als Vorkämpfer für das Reine und Schöne ist er mir nicht gestorben), sondern es fiel mir auch schwer

auf das Herz, daß Sie nun, theuerste Freundin, den Menschen, an dem Sie doch mit größter Liebe hängen mußten, für dieses irdische Leben verloren haben. Wie Sie bei Ihrem tief empfindenden Gemüthe die Nachricht mögen aufgenommen haben, davon sprechen meine Gattin und ich fast stündlich, und sie ermahnte mich sogleich nach meiner Rückkehr, ich möge ungesäumt an Sie schreiben, was ich wohl auch ohne Mahnung gethan hätte, weil ich es für eine heilige Freundschaftspflicht halte. Wenn uns ein Gegenstand der Liebe aus diesem Leben entrückt ist, so empfindet das Herz oft eine unermeßliche Vereinsamung. Trostgründe sind da unrecht angebracht, sie füllen die Leere nicht aus; aber Liebe, die uns entgegen kommt, verhüllt doch wenigstens den Abgrund. Sie haben uns beiden so oft ein schönes Herz gezeigt, Sie sind uns mit einem so aufrichtigen Wohlwollen entgegen gekommen, daß wir nicht anders konnten, als Ihnen unsere höchste Achtung und die aufrichtigste, innigste Liebe zu weihen. Diese Achtung und Liebe, die immer vorhanden war, bringen wir Ihnen jetzt doppelt, und bitten Sie, nehmen Sie dieselbe als einen kleinen Trost in Ihrer Betrübniß an. Sie haben einen so edlen Bruder durch den Tod verloren, wie es wohl sehr wenige auf dieser Erde gibt. Nehmen Sie als einen, wenn auch noch so kleinen, Ersatz meine Gattin und mich an, und lassen Sie uns einen Theil Ihrer Leiden und Freuden mittragen, und wenden Sie sich an uns, so oft Ihr Herz Sie daran mahnt. Ich werde nie mehr unwillig werden, wenn Sie die Erde ein Jammerthal nennen, sondern werde höchstens mit Bescheidenheit bestrebt sein, Ihnen diesen traurigen Gedanken auszureden, obwohl ich selber nun schon nahe daran komme, die Menschen ein klägliches Gezüchte zu heißen, wenn ich ihre Verschwendung, ihre Genußsucht, ihre

Sinnlichkeit sehe, und besonders wenn ich erfahre, wie sie das Heiligste, was der Mensch als irdisches Gut besitzt, die Kunst, durch Seichtigkeit, durch Schwulst oder gar durch Laster schänden. Aber es gibt noch immer große, reine, einfache Herzen, die im großen Babel nicht irre werden, und die Lärmpropheten nur als lächerlich erkennen. Zu diesen Herzen gehören auch Sie, und es ist für uns beide eine Wohlthat, daß wir Sie auf unserem Lebenswege gefunden haben. Meine Gattin hat gegen wenige Menschen eine solche Zuneigung gefaßt, wie gegen Sie. Das Geheimniß ist sehr leicht zu erklären: sie erkennt die aufrichtige, wahrhafte Gesinnung, die Sie gegen uns immer geoffenbaret haben, und da ihr Herz zu den natürlichsten und rechtschaffensten gehört, die es auf der Welt gibt, so ist es begreiflich, daß sie Liebe mit Gegenliebe vergilt. Schreiben Sie uns recht bald, und schreiben Sie sehr viel, alles, alles, was Sie bewegt und beengt. Schreiben Sie überhaupt sehr oft, Ihre Briefe sind immer der willkommenste Gast in unserem Hause, und wenn ich nicht so oft an Sie schreibe, als es meine Pflicht wäre, so schieben Sie es nur auf meine vielen Geschäfte, die mir leider die Zeit für manches Edle und Schöne wegfressen, das darum aus meinem Leben für ewig entfernt bleiben muß. Namentlich habe ich auch so viele Briefe zu beantworten, daß es oft traurig ist, wie ich die Zeit verschwenden muß, und wie ich dessenungeachtet noch Übersehungen veranlasse, und mir mißgünstige Meinungen erwecke. Manches Schreiben mag zu kurz beantwortet werden, manches bleibt unter Papieren versteckt unbeantwortet. Meine Gattin hat ihr Briefschreiben seit unserer Ehe ganz aufgegeben und kommt vor häuslichen Sorgen gar nicht mehr zu einer Feder. Sie wissen, daß viele dieser Sorgen überflüssig sind; aber sie ist eben

so, und wäre sie nicht eine so gute Hauswirthin, so wäre sie nicht so. Darum warten Sie nicht immer auf Antwort (von Zeit zu Zeit wird schon eine kommen) und schreiben Sie sehr oft. Sollte Sie wann immer Ihr Geist antreiben, uns zu besuchen, so kommen Sie, Sie finden immer offene Arme. Im Sommer wird ein Waldleben geführt werden, und diesesmal dürfen Sie dann nicht fehlen. Von Josephinen, die bei uns ist, melde ich Liebe und Ehrfurcht. Sie sollt Ihnen beides aus unserem Reden über Sie, und wenn Sie sie kennen werden, werden Sie ihr auch gut sein. Julie trägt mir auch auf, Ihnen ihre Ehrfurcht zu melden und um ein Schreiben von Ihnen zu bitten.

Die schönsten Grüße von meiner Gattin und von mir.

1859.

An M. Tenger.

Linz, am 7. Januar 1859.

Mit Schrecken gewahre ich eben, da ich Ihr letztes Schreiben hervor suche, um es zu beantworten, daß dasselbe das Datum vom 15. November trägt; ich dachte mir die Zeit, seit ich Ihnen eine Antwort schuldig bin, kaum ein Viertheil so lange: ist nun das herannahende Alter schuld, daß die Zeit so rasend fliegt, oder ist es der Drang der Arbeiten, die auf mich einstürmen und mir den Kopf so erfüllen, daß ich vierzehn Tage für drei hatte. Möge mich letzteres entschuldigen, noch mehr muß aber Ihre Güte zur Entschuldigung thun. Ich führte Ihren Brief und auch einen von Josephinen vierzehn Tage auf einer Amtsreise mit, um beide zu beantworten, und mußte beide wieder unbeantwortet nach Hause zurückbringen, weil mir auch nicht ein einziger Abend zur Verfügung blieb, sondern stets Leute kamen, welche ich nicht abweisen konnte. Ich will das Äußerste anwenden, mich bei einem weiteren Verlaufe unseres Briefwechsels zu bessern.

Nun zur Beantwortung Ihres Schreibens.

Sie haben herausgefunden, „daß ich Ihnen verletzte Eitelkeit ꝛc. zumuthe". Das sollten Sie nicht herausgefunden haben;

denn es war nicht drinnen. Wenn ich ein Werk der Kunst mache, und dann erfahre, daß es nicht, oder nicht ganz gelungen ist, so empfinde ich einen Schmerz, nicht darob, daß ich die Sache übel gemacht habe, sondern daß die Sache nicht die schöne Sache ist, die sie sein soll, so wie ich andererseits Freude über Schönheit empfinde, sie stamme wo immer her. Dieses Gefühl vermuthete ich in Ihnen, falls Sie meinen Worten, daß Ihr Werk nicht nach seinen inneren Forderungen gelungen ist, Glauben schenkten. Diese Art Schmerz mußte ich in Ihnen vermuthen; denn wäre Ihnen ein minderes Gelingen Ihres Werkes gleichgiltig, so wäre Ihnen auch Schönheit bis auf ein gewisses Maß gleichgiltig, und das, weiß ich, ist bei Ihnen nicht der Fall. Fürchten Sie also nicht im geringsten, daß ich in dieser Hinsicht eine ungünstige Meinung von Ihnen habe. Ich glaube, das hat Ihnen wohl der Antheil, den ich an Ihren Bestrebungen nahm, bewiesen. Wie hoch ich Sie schätze, und wie wenig ich Ihnen kindische Eitelkeit zutraue, ging ja daraus hervor, daß ich Ihnen so unumwunden meine Meinung über Clara sagte. Sonst hätte ich wohl mit einigen Redensarten oder gar mit Ablehnung Ihres Wunsches geantwortet, und letzteres wäre bei meinem Zeitmangel nicht einmal so unartig gewesen, als es bei dem ersten Anblicke aussieht. Wenn Sie also bezüglich dieser Sache mir gegenüber einige Verlegenheit hatten, so bedaure ich es recht tief, und bitte Sie, thun Sie es nicht mehr; denn Sie brauchen, damit ich die beste Meinung von Ihnen habe, vor mir nichts zu sein, als was Sie eigentlich sind. Was Sie von der Aufführung der „Clara" auf einer Bühne sagen, und daß Ihnen dann die Mängel und deren Abhilfe lebendig vor Augen stehen würden, begreife ich; aber gewagt ist der Versuch für das Stück; gefällt es nicht, so

ist zu vermuthen, daß es trotz aller späteren Verbesserungen nicht mehr vor längerer Zeit Eingang finden wird; für Sie kann der Versuch nur günstig wirken, und Ihnen durch Anschauung die Stelle bezeichnen, wo Sie stehen sollen. In dieser Hinsicht wäre der Versuch zu empfehlen. Was ich an dem Stücke tadelte, war meine Überzeugung, die auch mehr oder minder irrig sein kann. Immer aber habe ich gesagt, daß ich bei meinen Beurtheilungen stets den höchsten mir möglichen Maßstab der Kunst anlege. Wäre Ihr Werk nicht so gut, so hätte ich es nicht so sehr getadelt. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf meinen ersten Brief darüber.

Äußerst anziehend war für mich Ihre Erzählung von Ihrem Briefwechsel mit Varnhagen von Ense. Warum haben Sie mir denn nicht früher davon gesagt? Ich habe die Rahel unzählige Male gelesen, und ich hatte sie, wie auch Sie thun, für eine sehr merkwürdige Frau. Nur eines war meinem Geiste, der selbst schon in seiner Jugend nach Einklang und Abrundung strebte, entgegen, die Art Schmerz der Nichteinigung und Nichtklärung des Wesens der Rahel'schen Schriften. Sie waren mir oft wie Fragen, auf deren größeren Theil keine Antwort erfolgt ist. Ihr Geist ist dichtend philosophisch. Varnhagen achtete ich schon lange sehr, und er hat zur Entwicklung, deren mein Inneres fähig war, nicht sehr wenig beigetragen. Wenn Sie mich des Vertrauens werth achten, würde es mich sehr freuen, manche der Briefe, die er Ihnen schrieb, sehen zu können. Sehen Sie aber diesen Wunsch nicht so an, als müßten Sie ihn erfüllen, seine Ablehnung werde ich sehr gut begreifen. Zeigen Sie mir einmal, wenn wir uns wieder sehen, einige Schreiben, so wird es mich freuen: sagen Sie, Sie können es aus den

Gründen x, y, z nicht thun, werde ich, wie allemal, die Gründe ehren.

Ihre Nachricht, daß manche edle Menschen, die Sie in Berlin kennen gelernt, nach mir gefragt haben, freute mich. Einiges Gute an guten Menschen gewirkt, halte ich für einen Gewinn für Zeit und Ewigkeit.

Unsere Josephine ist sehr krank. Ich wollte sie auf den Rath meines Arztes nach Venedig senden. Ich und ein Anverwandter von ihrer mütterlichen Seite wollten die Kosten ihres Aufenthaltes dort und des ihrer Mutter bestreiten. Er nahm sie von Linz mit, aber in Klagenfurt hielten sie die Ihrigen zurück. Ihr Schwager, bei dem ihre Mutter und Schwester wohnen, ein sehr geachteter Arzt, sagt, sie habe Tuberkeln und sei rettungslos. Deshalb bleibt sie in seinem Hause, und man bereitet ihr dort ein sanftes Sterben. Mir thut diese Sache wehe. Ohne gegen den Arzt streiten zu wollen, weiß ich doch, daß nur Gott genau weiß, dieser oder jener Mensch ist verloren, und daher, meine ich, sollte man stets alle Mittel anwenden, die die Kunst kennt, um einen Menschen zu retten. Besonders thun unsere Ärzte so gerne die Hände in den Schooß, sobald sie die Tuberkeln als daseiend erkannt zu haben glauben, während es doch wahr ist, daß Lungensucht sehr oft durch die Natur geheilt wird, und oft, wie Dr. Ramadge, Oberarzt im Londoner Hospitale für Brustkranke, in seinem Werke sagt: durch Kunst. Ramadge erzählt in seinem Werke sehr viele Fälle von Lungensuchten. Sollte man nicht gegen einen so fürchterlichen Feind unablässig auf Abwehrmittel sinnen und stets Versuche machen, statt zu sagen: „Der Kranke hat die Lungensucht, es hilft nichts mehr.“ Ich sehe nicht, daß man auf Ramadge's Ansichten eingegangen ist,

oder sie widerlegt hat. Die Ärzte, die ich fragte, kennen ihn nicht.

Mit den besten Grüßen und den innigsten Wünschen für das neue Jahr von uns beiden schließe ich dieses Schreiben, die Bitte beifügend, die gute, liebe Frau von Collin, wenn Sie sie sehen, nebst ihrer Familie von uns auf das Herzlichste und Innigste zu grüßen. Wir waren sehr befreundet mit dieser Familie, reden sehr oft von der begabten, würdigen alten Dame, so wie von ihrer Tochter und ihren Söhnen, und werden sie nicht vergessen, so lange wir leben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Februar 1859.*)

Ich kann Sie nicht mehr länger ohne Nachricht lassen. Ich litt die letzte Zeit her an einer Augenentzündung, und konnte nicht schreiben. Ich begann einen längeren Brief an Sie, welchen ich nicht vollenden konnte. Heute schreibe ich nur diese Zeilen, die Ihnen sagen sollen, daß wir Ihnen jedes höchste Glück und jeden höchsten Himmelssegen zu Ihrem neuen Bunde wünschen. Es gehört zu unserm eigenen Glücke, Sie an der Seite Ihrer lieblichen Gattin glücklich zu wissen. Es war mir peinlich, nicht

*) Dem Datum nach geht diesem Schreiben ein Theil des folgenden, das jedoch erst später abgesendet wurde, voran.

an Sie schreiben zu können. Ich hoffte täglich Besserung und mithin die Möglichkeit, mich gegen Sie aussprechen zu können.

Hätte ich gewußt, daß diese Entzündung, die heuer hier vorkommt, so lange dauert, so hätte ich früher ein paar Zeilen geschrieben, wie ich jetzt thue. Sobald es sein kann (der Arzt glaubt in acht Tagen zuverlässig) werde ich meinen Brief vollenden, aus welchem Sie sehen werden, wie heiter ich mein Übel trug, und wie viel ich Ihnen zu sagen hatte.

Ich sende Ihnen heute auch »le vieux garçon«. Wenn Sie das Buch noch nicht kennen, so sehen Sie es ein wenig mit dem Urtexte vergleichend durch, um mir sagen zu können, ob ich an meine Einwilligung zu einer Fortführung zu einer solchen Übersetzung gebunden bin.

Ich lege Ihnen auch einen Brief von Dresden bei.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Jänner 1859.

Ich bekam als Christgeschenk Ihre Vermählungsanzeige. Ich hätte Ihnen wohl schon längst schreiben sollen, allein es waren zwei Hauptgründe, weshalb ich es nicht that. Erstens wollte ich nicht gleich in die sogenannten Flitterwochen mit meinem Geschreibe fallen; denn alles Heil und allen Segen zu dem neuen Bunde habe ich Ihnen schon vor Schließung desselben gewünscht, und Ihnen diesen Wunsch brieflich ausgedrückt;

zweitens bekam ich in diesem Monate eine Augenliderentzündung, die früher meine Gattin hatte, und die im heurigen Winter überhaupt hier häufig vorkommt. Sie hat die Wirkung, daß, wenn man liest oder schreibt, alles in einem rosenfarbenen Nebel schwimmt, der bei der Anstrengung immer dichter wird, und den Sand zwischen den Lidern und den Augäpfeln ins Unleidliche mehrt. Die Andern in unserem Hause konnten hiebei doch ihren Geschäften nachgehen; aber ich, dessen Beschäftigung Lesen, Schreiben oder Zeichnen und dergleichen ist, hatte vollkommen Ferien. Vorlesen lassen, wenn nicht sehr gut gelesen wird, geht auf die Länge schlecht, dictiren kann ich nicht, weil der Schreibknecht, welcher da sitzt, um meine Dichtungen, die mir in seiner Gegenwart einfallen sollen, aufzuschreiben, dieses Einfallen ganz und gar hindert; selbst meine geliebten Cactus konnte ich nur oberflächlich betrachten, weil sonst die unzähligen Stacheln der Mammillarien sich in dem feurigen Rauche zu rühren begannen, oder gar mit Spitzen gegen meine Augen stachen. Es blieb daher nichts zu thun, als zu sitzen, die Augen manchmal zuzumachen, manchmal aufzumachen, und manchmal auszuwischen. Meine Frau mußte sich zuweilen zu mir setzen, und ich erzählte ihr von Spitzmäuschen und Hamster und Dachs. Einmal kam ich darauf, die Zeit durch Schlaf zu betrügen. Ich legte mich um 4 Uhr ins Bett, und schlief bis 10 Uhr; dann die ganze Nacht gar nicht mehr. Ich verließ diese Verfahrungsweise wieder, der Julie wollte ich Epigramme dictiren, die ich aus Bosheit machte. Sie sollte in einem erleuchteten Nebenzimmer sitzen, in das ich aus meinem dunkeln die Epigramme hinaus riefe. Aber die Sache war so lächerlich, und die Epigramme wurden, je länger ich sie im Gedächtnisse hersagte, immer schlechter. Wenn Julie mir mit

dem Lichte hinter einem Schirme sitzend das Politische aus der Allgemeinen Zeitung vorlesen sollte, war es nicht auszustehen, wie sehr man ihr anmerkte, daß sie gar nichts davon verstehe. Einmal las sie gar das Wort „kreirt" (gründet, hervorbringt) einsylbig, wie wenn man die erste Sylbe in Geige liest. Warum haben denn die Zeitungsschreiber diese verruchten Fremdwörter? Abends kam zuweilen ein Freund, aber Abends thaten die Augen am wehesten, und Nachmittags hatte keiner Zeit. Ich kann die Fortepiano-Übungsstücke der Kinder des Dampfschifffahrtsagenten Gerbert, der unter mir wohnt, schon auswendig, und weiß, um wie viel Uhr die Nachbarinnen neben mir zu singen beginnen werden. Jetzt ist es etwas besser, die Augäpfel selber schmerzen nicht mehr; aber der Sand ist noch arg. Ich will daher vorsichtig beginnen, und zwar damit, daß ich Ihnen täglich dreißig Zeilen schreibe. Mit der Zeit wird doch ein Brief fertig. — Sonst müßte ich noch, weiß Gott, wie lange warten.

Die dreißig Zeilen sind aus.

Fortsetzung am 26. April. Der Arzt duldete nicht, daß ich schreibe, es verbot sich auch sehr bald von selber, da das Übel nicht, wie ich wähnte, im Abnehmen, sondern erst recht im Entstehen war. Die Augäpfel schmerzten zwar nicht mehr selber, aber desto mehr die Lider, und heute noch bin ich nicht völlig frei; denn bei längerem Lesen oder Schreiben beginnen die Augen zu schmerzen. Es wird nun aber täglich besser, und der Frühling wird nicht verfehlen, seine Macht auszuüben. Meine Gattin ist mit mir in fast gleichem Zustande. Nur die Thränen, zu welchen wir jetzt so oft Anlaß haben, schaden sehr, und ihr am meisten, da sie aus ihren theuren Augen am reichlichsten fließen. Ich muß Ihnen als meinem innigsten Freunde Alles erzählen, was

jetzt in einer Reihe auf uns traf. Am 27. Februar 1858 starb meine Mutter. Der Schmerz war groß, gerecht, aber edel und erhaben. Auch war der Hingang der theuren Mutter in den Gesetzen der Natur gegründet. Im Frühlinge desselben Jahres erkrankte Josephine Stifter bei uns an der Grippe, sie genas, fing wieder zu husten an, und war fünf Monate bei uns krank. Gegen October hin erklärte der Arzt, daß nur Venedig oder Nizza sie etwa noch retten könne. Ich that Alles, um das Geld aufzubringen, sie mit Begleitung nach Venedig schaffen zu können. Ein Verwandter von ihrer Mutter zeigte sich als sehr edelmüthig in der Sache. Er ist Pfarrer zu St. Martin bei Villach. Er war eben in Krumau in Böhmen, Josephinens Schwester Marie bei ihm. Er nahm Josephinen auf der Rückreise mit, und wollte sie nach Venedig bringen. In Klagenfurt hielt sie aber ihre Mutter und ihre verheirathete Schwester, deren Gatte Arzt ist, zurück, da sie sie als hoffnungslos erkannten, und am 5. März starb sie. Früher schon starb mein Freund Gartner in der Blüthe der Jahre. Anfangs März starb Josepha Mohaupt, die Nichte meiner Gattin und Schwester meiner Ziehtochter Juliana, in ihrem 22. Jahre am Typhus in Wien. Am 21. März entfernte sich Juliana Mohaupt, meine Ziehtochter, heimlich von unserm Hause um $6^3/_4$ Uhr Morgens, ohne einen uns bekannten Grund, alle Nachforschungen blieben bis gestern vergeblich. Gestern erhielten wir die amtliche Nachricht, daß ein weiblicher Leichnam bei Gusen oberhalb Mauthausen von der Donau ausgeworfen ward. Die Beschreibung des Körpers, so wie die der Kleidung paßt ganz genau auf Juliana. Unsern Zustand kann ich Ihnen nicht schildern, vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Thatsache anzeigen. Sie ist 18 Jahre alt geworden, und hat

allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimniß. Daß ich bei solchen Umständen nicht arbeiten (dichten) konnte, ist klar. Josephinens Krankheit schon störte mich ungemein; aber im Winter hätte ich ohne diese langwierige Augenentzündung (sie ist die sogenannte militärische oder egyptische Augenentzündung, und Ärzte können Ihnen sagen, wie hartnäckig dieses Übel ist) doch noch Alles zu Stande gebracht. Allein meine Krankheit und das jetzige entsetzliche Unglück machen eine Pause nothwendig. — Ich beklage es tief, daß ich Ihnen, der so lieb und gut gegen uns ist, nicht Wort halten kann, ich hätte es diesmal um jeden Preis eingehalten — aber es war unmöglich. Ich klagte neulich der Frau von Binzer und der Gräfin Revertera unter Thränen dies mein Leid, das ich gegen Sie habe, worauf die Frau von Binzer sagte, ich würde, wenn der erste Schmerz vorüber wäre, noch besser dichten als bisher. Damals wußten wir das Äußerste noch nicht. Es mag wahr sein, daß die Muse mir treu bleibt, wenigstens habe ich jetzt außer einer geliebten Gattin und einigen treuen Freunden niemand mehr als sie, und ich fühle, ich werde mit aller Kraft meines Herzens zu ihr fliehen, und ich fühle auch, sie wird mich trösten. Den Schaden, welcher aus der Verzögerung entsteht, trage ich, ich trage ihn gerne, da er doch nur der Verlust einer Sache ist. Wir werden zu seiner Zeit darüber sprechen. Etwa kann ich Ihnen im Herbste das Manuscript geben. In 3—4 Wochen werde ich es Ihnen bestimmt sagen können, da ich dort wohl genauer über mein Inneres werde urtheilen können. An der Welt im Großen habe ich Ekel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, theurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie

es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist, wenn jemand ein fremdes Kind bei sich hat, und dasselbe so thut, wie unsere Juliana. Wenn Sie ein böses Wort über uns hören, so sagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entferntester Hinsicht an diesem Ende schuld sind. Juliana hat nur Gutes bei uns genossen, und hat, seit sie anfing die Schule zu besuchen und zu Hause Unterricht erhielt, aus Grundsatz nie eine körperliche Strafe erhalten, ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Rose, und hätte nach ihren Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Weshalb sie ihr guter Engel so weit verlassen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht.

Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt schließt beide das Grab ein. — Gott hat es so gefügt, wer weiß, wozu es gut ist. Schreiben Sie mir doch bald einige Zeilen.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 6. Mai 1859.

Sie werden den Grund ersehen, weshalb ich Ihnen Ihren so lieben und gütigen Brief erst jetzt beantworte, wenn Sie folgende Zeilen werden gelesen haben. Uns haben in der letzten Zeit schwere Unglücksfälle getroffen. Ende Februar starb die Nichte meiner Frau und Schwester unserer Ziehtochter Josepha Mohaupt, 22 Jahre alt, in Wien am Typhus. Am 5. März starb in Klagenfurt unsere zweite Ziehtochter Josephine Stifter an Tuberkeln. Am 21. März um 6¾ Uhr Morgens ging unsere erste Ziehtochter Juliana Mohaupt, die Sie kennen, aus unserer Wohnung, und erschien nicht wieder. Am 25. April erhielten wir die Beschreibung ihrer Leiche, die bei St. Georgen oberhalb Mauthausen an dem Donaustrande am 18. April gefunden worden war, nachdem sie laut ärztlichen Ausspruchs 3—4 Wochen im Wasser gelegen war. Das arme Mädchen war 18 Jahre alt. Fast mit Sicherheit hegen wir die Vermuthung, daß sie ihrem Leben selbst ein Ende gemacht hat, weil sie einen Zettel hinterließ, auf dem stand: „Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst.“ Ihre Mutter aber ist seit 15—16 Jahren todt. Es kann aber auch sein, daß sie im Irrsinn verunglückte. So weit nämlich bis jetzt unsere Forschungen reichen, die ich unausgesetzt überall, wo ich die geringste

Auskunft hoffen kann, anstelle, dürfte eine Übersetzung der Menstruation ins Gehirn die Ursache sein. Wir ahnten nicht das Geringste davon. Ihre verworrenen Handlungen in den letzten Stunden, bevor sie fort ging, erfuhren wir erst, da sie schon fort war; kleine Anzeichen, die in unserer Gegenwart vorfielen, verstanden wir nicht. Das Mädchen hatte sich in dem letzten Jahre sehr rasch entwickelt, war sehr üppig geworden, und viele nannten sie schön. Sie war bis etwa 18 Stunden vor ihrem Fortgehen sehr fröhlich, ja lustig, tanzte, sang, deklamirte im ganzen Hause, ja oft im Vorhause und auf der Stiege. Um so weniger konnten wir so etwas ahnen, und doch machen wir uns jetzt die bittersten Vorwürfe, daß wir das Unglück nicht zu verhüten gewußt haben. Sie hätte einem glücklichen Lose entgegen gehen können. Wir behandelten sie gut, sie bekam nie eine Strafe als nur Ermahnungen bei ihren Fehlern, und sie selber freute sich oft kindisch über manches, was sie bekam, oder was ihr in Aussicht stand. Sie war auch sehr gesund, nur eine tiefe, lebhafte Röthe überkam oft ihr Angesicht, was wir auf Rechnung ihrer Jahre und Entwicklung schrieben. Auf der Reise nach Triest hatte sie in Graz eine kleine Halsentzündung, wo sie ärztlich behandelt wurde. Es behob sich aber sogleich wieder. Das war in den zwölf Jahren, die sie bei uns war, ihre stärkste Krankheit. Sie können denken, theure Freundin, wie wir, durch die frühern Todfälle schon erschüttert, Juliens Fortbleiben mit steigender Unruhe empfanden, und wie wir durch die Gewißheit ihres Schicksals zerschmettert wurden. Ich suchte meine arme theure Gattin zu trösten, und hatte selber keinen Trost. Die ersten Nächte brachten keinen Schlummer, und der Tag keine Ruhe. Göthe's Worte aus Iphigenia kamen bei uns in Erfüllung

„unaufhörliche Betrachtung des Geschehenen". Wir sammelten uns aber doch, wie es Menschen ziemt, und suchen nun das Unabänderliche mit Gottergebung zu tragen, wie ja zuletzt einzig durch das Vertrauen, das wir stets zu Gott hatten, Trost in unser Herz kam. Wir beschlossen, unser Leben, so lange es Gott vereint läßt, einsam ohne Ziehkinder hinzubringen, und uns gegenseitig das Einzige zu geben, was uns noch beglücken kann, ungeschmälerte, ungetrübte Liebe und wechselseitige Eintracht bis zum Tode. — Sie werden begreifen, daß ich nicht schreiben konnte, selbst dieser Brief hat mich wieder auf's Tiefste angegriffen; aber Ihnen, unserer liebsten Freundin, mußte ich die Thatsache melden. Wir sehnen uns sehr nach Ihrem Umgange; aber wir haben durchaus keine Stimmung zum Reisen, am liebsten sind wir in unsern vier Wänden. Könnten Sie nur bald einmal zu uns kommen; aber nicht auf der Eisenbahn, auf ihr geschahen bisher öfter Unfälle, und wir sind in unserem Zustande sehr ängstlich. Senden Sie doch bald Ihre Schriften, und recht bald einen Brief. Ich kann heute über gar nichts Anderes schreiben.

Die innigste Liebe und Freundschaft senden wir Ihnen beide.

An M. Tenger.

Linz, am 11. Juli 1859.

Vielfache Geschäfte und eine sehr trübe Stimmung über den traurigen Tod meiner Ziehtochter hinderten mich an Sie zu schreiben. Ich wartete auf Zeit und bessere Stimmung, da ich Ihnen Vieles und Freundliches berichten wollte; aber auch heute ist es nicht besser, als es früher war. Zu meinen schmerzlichen häuslichen Verhältnissen gesellt sich der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten. Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden, und wird es gedemüthigt, so lebt und glänzt in ihm doch das Bewußtsein des Rechtes, und von den natürlichen Helfern verlassen worden sein, ist endlich, falls es geschieht, doch um sehr vieles tröstlicher, als einer der Verlasser zu sein: aber Deutschland, das Land meiner Liebe und meines Stolzes, betrübt mich tief. Es sollte nicht eine Stimme in demselben geben, welche nicht mit Entrüstung gegen Lüge und Unrecht spricht, es sollte nicht ein Arm sein, der sich nicht dagegen erhebt. Recht und Sitte ist das Höchste der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutsche Volk das erste an Geist und Seele ist, sollte es stets an der Spitze stehen von Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, so wie sie die höchste Macht haben, sollten auch die Höchsten sein in Wahrung von Recht und Sitte. Wären sie es bei allen Völkern der Welt, dann stünden sie unerschütter-

lich, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Mensch dürfte ohne Erröthen sich das Beiwort vernünftig beilegen lassen. Jenes Scheusal Krieg aber, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeekelt, und dies Europa steht an Gesittung an der Spitze der Welt. Gebt ihr vor, sage ich, daß Vertheilung von Regieren und Macht nicht geordnet ist, so erzieht das menschliche Geschlecht, welche Erziehung euere Pflicht ist, und das Widrige wird sich regeln, was ihr jetzt mit Zank und Gewalt zusammenfügt oder zerreißt, wie eben die Leidenschaft eingibt. Und Deutschland — soll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geist und Macht stehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefsinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, soll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerschellt an der Uneinigkeit seiner Glieder? Es wäre entsetzlich. Wenn Germanenthum die Kleinode der Menschheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was soll dann geschehen? Die sich die Erzieher der Menschen brüsten, sind selber nie erzogen gewesen — die einst Großes in Schönheit und Adel geleistet, sind verkommen, und andere, durch Jahrtausende in Barbarei gewesen, lassen das baldige Ende derselben und das Entstehen ihres Gegentheils nicht so bald hoffen. Was soll geschehen? Wer die Verhältnisse der Menschheit im Großen und nach der einzigen Richtschnur, die Gott gegeben, nach dem Gewissen sieht, der wird unpraktisch oder Doctrinär, Idealist ꝛc. genannt, da die andern schwach, selbstsüchtig und meist auch thöricht sind, und meinen, durch Pfiffe sei man ein gemachter Mann. — Doch enden wir von

diesen Dingen! Sehen wir noch zu, wie man sich in gefahrvollen Zeiten, wie die Schwäche immer thut, die Sünden vorwirft, zu dem Rechten nicht kommt, durch ungeheueren Schaden sich endlich hilft, und dann in der Ruhe die Sünden doch nicht verbessert, die reichlich auf allen Seiten sind.

Ihre Schriften folgen mit diesen Zeilen. Ich verschob die Sendung von Tag zu Tag, weil ich Ihnen sehr Vieles schreiben wollte. Heute sende ich die Papiere, schreibe auch, schreibe aber zu wenig, und ganz anderes, als ich eigentlich wollte. Klopfen Sie denn heuer nicht auch einmal eines Abends an unsere Thür, damit Alles mündlich verhandelt werden könnte?

Leben Sie so wohl, als es die Gegenwart verstattet, melden Sie dem befreundeten Hause in Berlin, in welchem Sie sich eben befinden, jedes Freundliche von mir, und seien Sie von meiner Gattin herzlich gegrüßt.

An August Piepenhagen.

Linz, am 11. August 1859.

Entschuldigen Sie einen Ihnen ganz fremden Mann, der es wagt, Sie mit diesem Schreiben und einer Bitte zu belästigen. Ich bin der Vorstandstellvertreter des hiesigen Kunstvereins, dessen Vorstand der Abt von Schlägel ist. Sie haben ein Landschaftsgemälde eingesendet, welches mir so gefällt, daß ich mich kaum von seinem Anblick trennen zu können glaube. Meine

Gattin ist ebenfalls so entzückt darüber, daß wir schon manche Stunde vor diesem Bilde saßen. Ich wollte großer Auslagen halber, die uns gerade jetzt trafen, heuer kein Bild kaufen, was ich sonst doch fast jährlich that. Aber dieses Bild spricht so sehr zu meinem Gemüthe, daß ich es zu besitzen wünsche. Die Auslagen jedoch, deren ich erwähnte, zwingen mich zu einer Bitte, nämlich, daß Sie zugeben, daß ich Ihnen den Preis in vier Monatsraten (vom 1. September angefangen) sende. Ich trage dafür die in unseren Vereinsstatuten für den Ankauf eines Bildes dem Künstler auferlegten Gebühren, und bin, falls Sie es wünschen, zu einem größeren Kaufpreise des Bildes bereit, den Sie mir gefällig nennen wollen. Es war mir schwer, diese Bitte zu thun; allein der Zauber, den das Bild auf mich übt, und der Umstand, daß Werthpapiere, die ich besitze, in der gegenwärtigen Zeit ohne großen Verlust nicht in Geld umzusetzen sind, bestimmten mich endlich doch dazu. Sie mögen nun meine Bitte gewähren oder nicht, so ersuche ich um Geheimhaltung derselben. Geben Sie mir gütigst in einigen Zeilen eine freundliche Antwort.

Ihr Bild, welches so auf eine mir nicht empfindliche Art in meinen Besitz käme, wäre in nicht ganz unwürdigen Händen. Ich bin in Oberplan im südlichen Böhmen geboren, nicht weit von den schönen, ernsten Linien und den ruhigen, dämmerigen Farben des Böhmerwaldes. Mit Gefühl für landschaftliche Schönheit von Gott begabt, schaute ich schon als Knabe so oft auf die schönen Waldbänder meiner Heimath. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Studien in die Abtei Kremsmünster, deren Fenster auf die norischen Alpen schauen. Ich durchstreifte diese Gebirge in meiner Jugend weit und breit, und so entstand aus der Liebe zur Natur endlich auch ein Verständniß derselben,

und in Folge dessen Studien über bildende Kunst, namentlich über Malerei, und in dieser vorzüglich über Landschaftsmalerei. Ich habe diese Studien über dreißig Jahre betrieben, und darf wohl sagen, daß ich nicht ungeübt in Beurtheilung des künstlerischen Werthes von Gemälden bin. Ich kenne Sie schon gegen zwanzig Jahre. Ich lernte Sie durch kleine Bilder, die Sie auf einer Wiener Ausstellung hatten, kennen und lieben. Seitdem verlor ich Sie nie aus den Augen, obwohl sich selten Bilder von Ihnen nach Österreich finden. Ihre Gemälde sind unvergleichlich an Stimmung. Im zartesten Dufte ihrer Ganzheit schweben sie vor den Augen, jedes Marktschreien vordrängender Wirkungen verschmähend, aber dafür jeden innigen Zwischenton, welchen die Natur befiehlt, getreulich bringend. Vorzüglich schön erschienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Vor langer Zeit glaubte ich einen kleinen Fehler der Mache an ihnen zu entdecken, nämlich ein klein zerbröckeltes Auftragen der kleinen Stellen. Später fand ich hievon keine Spur mehr. Das Bild, von welchem ich hier rede, ist im Gegentheile in breiten, wunderschönen Flächen vorgetragen. Wenn ich, wie ich vorhabe, im nächsten Frühlinge nach Prag komme, so müssen Sie wohl erlauben, daß ich Ihnen ein Stündchen lästig bin, da es natürlich ist, daß man wünscht, den Mann zu sehen, dessen Werke man liebt.

Ich muß zum Schlusse noch eine Bitte anfügen, die Sie aber unter keinem Umstande abschlagen dürfen. Senden Sie uns öfter Werke Ihrer Hand zur hiesigen Ausstellung. Ist Oberösterreich auch klein, und Linz gegen Prag unbedeutend, so sind doch einige Männer hier, welche Ihren Werth vollständig zu würdigen wissen, und es sind mehr Kunstfreunde in dem Lande,

als man vermuthen sollte, und der Verein ist in erfreulichem Aufblühen. Ich kann fast mit Gewißheit sagen, daß Ihre Bilder im Lande bleiben werden. Unser Verein ist der erste, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Landesbildersammlung anzulegen. Wir haben hiezu bereits ein Gemälde von Hermann Mövius in Düsseldorf um 1500 fl. CM. gekauft. Es war auf der allgemeinen Ausstellung in München(von uns gesandt) und hat uns höchst anerkennende Rückäußerungen eingetragen. Vielleicht haben Sie manches in Ihrem Arbeitszimmer, das uns noch für diesen Sommer höchst erwünscht wäre. Senden Sie es uns. Wir halten die Ausstellung bis November offen.

Verzeihen Sie meine Anmaßung, und schreiben Sie dieselbe dem Verlangen zu, ein Werk von Ihnen zu besitzen, das auf mich einen so tiefen Eindruck macht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. August 1859.

Es ist ein ziemlicher Zeitraum verflossen, in welchem wir uns nicht geschrieben haben. Die Umstände unserer beiden Lebensbahnen haben es für diesen Zeitraum so gefügt. Sie sind in ein glückliches Verhältniß mit einer blühenden, geliebten Gattin getreten, und sind von diesem Verhältnisse erfüllt worden; ich habe sehr Betrübendes und Erschütterndes in der letzten Zeit erfahren, und bin, in mich zurückgedrückt, weniger mittheilsam geworden. Auch

erschien mir Ihr Brief, der die Mittheilung meiner traurigen Erlebnisse beantwortete, weniger herzlich als die früheren. Das wird aber nur in der erregten Stimmung meiner Nerven gelegen gewesen sein. Es soll zwischen uns keine Lauigkeit eintreten, das wäre nicht recht. Sie brauchen neben Gattin und selbst Kindern, wenn sie Ihnen Gott schickt, noch Freunde, und einen im wahresten und aufrichtigsten Sinne haben Sie an mir: und ich bedarf jetzt in meiner vereinsamten Lage noch mehr als je der Theilnahme, und es würde mich sehr schmerzen, wenn Sie mich über Ihre Gattin vergäßen. Sind Ihnen die Ihrigen das Nächste, so ist das nur billig, in einem weiteren Kreise stehen aber dann auch die, welche Ihnen von früheren Zeiten her verbunden sind und nach Ihnen blicken.

Ihr Freund, Dr. (ich bitte schreiben Sie mir seinen Namen, ich habe ihn zu meinem großen Ärger schon zweimal vergessen), hat mir gesagt, daß Sie sich wohl befinden, und daß Ihnen Gott einen Nachkommen bescheren wird. Beides freut mich innig, und ich gönne Ihnen das beste Glück. Wie sehr es mich freute, daß Ihr Freund eigens mit dem Dampfwagen von Wien nach Linz fuhr, um mich zu besuchen, kann ich Ihnen kaum ausdrücken. Jetzt, da zwei blühende Leben, welche bestimmt waren, mein Alter zu verschönern, so schnell hinweggenommen wurden, und das eine auf so entsetzliche Weise, berührt mich jede Annäherung und Zuneigung desto inniger, und auch meine Gattin lebt aus ihrer kummervollen Zurückziehung etwas auf, wenn uns von außen her Zeichen der Anhänglichkeit kommen. Dies wird erhöht durch die große Bedeutsamkeit, die Ihr Freund hat. Wir haben manche Stunden mit einander zugebracht, die ich meinerseits zu den erquickendsten rechne. Hätte ich doch solche Männer in

meinem nächsten Umgange. Grüßen Sie ihn recht herzlich von mir und meiner Gattin, und sprechen Sie ihm noch einmal meinen Dank für seine Güte aus. Von ihm habe ich erfahren, wie schön das Schillerbild ist, und mit welchem Rechte es Ihnen Freude macht. Die Kunst gehört recht eigentlich zu den Freundinnen des reiferen Alters, und sie ist, ungleich andern Göttinnen, so fest geartet, daß sie auch den Greis nicht verläßt, und ihn bis zum Thore seines Abschiedes an der Hand hält. Ich glaube, daß Sie sich ehren, wenn Sie Geiger ehren, und Geiger darf sich auch glücklich achten, solche Werke in Ihren Händen zu wissen. Die Muse besucht verschiedene Behausungen, sie geht zuweilen in Paläste, und sehr oft in bescheidene Bürgerwohnungen. Sie haben mir in einem Ihrer früheren Schreiben versprochen, daß Sie uns im Sommer das Bild zu der hiesigen Ausstellung senden werden. Wir haben heuer die Ausstellung viel später eröffnen können, weil uns die Bilder von andern Ausstellungen, namentlich von Prag, wo sich ebenfalls die Sache verspätet hatte, später als gewöhnlich zukamen. Wenn Sie uns jetzt so bald als möglich das Bild schicken, thäten Sie uns, und besonders mir, einen Gefallen. Die Spesen trägt der Verein. Beim Aus- und Einpacken werde ich gegenwärtig sein. Ich wünschte auch für Geiger einen Aufsatz in die Allg. Zeitung setzen zu können, wobei ich, wenn Sie nichts dagegen haben, auch Ihres ganzen Unternehmens Erwähnung thun möchte. Mir thut Erhebung durch die Kunst sehr noth, daher ich nach dem Bilde großes Verlangen trage. Sind diese Bilder nicht auch schon ein kleiner Anfang eines Nachsommers? Und könnte nicht Maróth auch einbezogen werden? Auf unserm Verein ist eine entzückende Landschaft von Piepenhagen aus Prag. Ich hätte mich unglücklich

gefühlt, wenn ich mich von diesem Bilde hätte trennen sollen. Es ist, man könnte sagen, die reizendste Süßigkeit in diesem Bilde. Ich schrieb daher an Piepenhagen, daß ich das Bild haben müsse, daß ich aber die 100 fl., welche es kostet, nicht bereit habe, und sie ihm in vier Monatraten schicken werde (ich war in der That auf keinen Bilderkauf bedacht), er antwortete sehr freundlich und freudig, es scheint dieser närrische Fall eine Freundschaft zwischen ihm und mir anzubahnen, ich verfolge seine Leistungen schon seit zwanzig Jahren, er schien mir damals schon sehr bedeutend, und jetzt ist er einer der bedeutendsten, ja größten — und nun komme ich in Briefwechsel mit ihm. — Er schreibt, er möchte so malen können, wie ich schreibe, und läßt den Wunsch blicken, daß er mir alle seine Studien und Skizzen vorlegen, und mich um mein Urtheil bitten möchte. Ich bin sehr bereit dazu, und ich glaube, er wird nichts dagegen haben, wenn ich ihn bitte, daß ich Ihnen diese Sachen auch auf ein paar Tage senden dürfe. Vielleicht verzaubert er Sie auch, daß Sie etwas ausführen lassen. Er ist in seinen Forderungen äußerst billig, so wie der eben so bedeutende Mövius in Düsseldorf, dessen großes Bild „Seesturm mit Felsen", welches der hiesige Verein für die beabsichtigte Landesbildersammlung gekauft und mit großem Beifalle auf der allgemeinen Münchner Ausstellung gehabt hatte, vor kurzem vom österreichischen Vereine zur Ausstellung verlangt wurde. Ich bedaure sehr, daß es mir bei der Inhaltfülle der Gespräche, die Ihr Freund bei seinem neulichen Besuche aufbrachte, nicht einfiel, ihm dieses Bild zu zeigen. — Piepenhagen wird wie Mövius von nun an jährlich unsere Ausstellung beschicken. Er hat mir selbst für heuer noch ein Bild zugesagt, das wahrscheinlich der Verein kaufen wird. Auf Ihr Göthebild

von Geiger bin ich sehr gespannt. Nach der Erzählung Ihres Freundes hat sich Geiger eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Aufgefallen ist mir sehr, daß das Göthezimmer nicht nach der Wirklichkeit genommen ist — nach meiner Meinung thut das dem Gemälde sehr Eintrag. Ein Ding, dessen Wirklichkeit so sehr bekannt ist, verliert an Wahrheit, sobald es ein Phantasiestück ist, es ist fast so, wie wenn ein Mann aus der Gegenwart in Phantasiekleidern auf dem Theater aufträte. Dieser Umstand, fürchte ich, wird weh thun, und gerade um so mehr, je herrlicher das Bild ist. Zu dem künstlerischen Anbetrachte kommt auch noch einer der Verehrung gegen Göthe. Wie würde es jeden freuen, zu wissen, so war es wirklich bei Göthe, zumal wenn, wie ich vermuthe, und wie es trefflich wäre, Sie die Bilder im Stiche verbreiteten. Wenn Geiger meine Meinung theilt, und ich hoffe es fast, so wäre ja ein Ausflug nach Weimar bald gethan, dort wird er freudig aufgenommen werden, und die Veränderungen in seinem Bilde wären dann ja auch nicht so schwierig. Ihr Freund sagte mir, daß die Skizze zu dem Bilde wunderschön sei, ich hoffe es doch einmal sehen zu können. Sie müssen über meinen unbefugten Rath nicht böse sein. — Nun auch etwas von mir. Ich hatte über meine Augen manchen betrübten Gedanken. Sie blieben, selbst als schon jeder Schmerz und jede Unbequemlichkeit geschwunden war, immer schwach, und wenn mir bei Gelegenheit Dinge, welche ich vor einem Jahre noch recht tüchtig ausführen konnte, mißlangen, z. B. einen entfernten weißen Punkt sehen, jemanden in einem gewissen Abstande erkennen, sehr kleine Buchstaben lesen ꝛc., so erschrack ich und meinte, es sei übel mit mir, und gehe abwärts; jedoch längere Beobachtung hierin lehrte mich, daß es vorwärts geht, ich kann ausführen, was ich vor mehreren

Wochen noch nicht konnte, und das Auge erinnert mich immer weniger an sein Dasein. Nur wird mir noch immer Schonung empfohlen, und ich folge. Sobald beim Lesen oder Schreiben oder Zeichnen (am leichtesten ist das Malen) die Augen sich angestrengt fühlen, höre ich auf, und so hoffe ich durch Ausdauer und einige Vernunft das Übel zu besiegen, welches Endziel mir auch die Ärzte voraus sagen. Was mein Gemüth anlangt, so ist wohl der erste Schreck, und der hierauf folgende große Schmerz über die unglückliche Todesart meiner Ziehtochter Juliana der Vernunft und dem Vertrauen, daß Gottes Fügungen stets das Weiseste sind, gewichen, wir sind beide ruhig; aber eine stille Trauer und schweigender Ernst liegt über unserm Leben. Das Mädchen hatte sich sehr entwickelt, es versprach trotz mancher Fehler, wie sie ja alle Kinder haben, doch einmal die Freude unseres Alters zu werden, und wir wissen erst jetzt, da wir sie verloren, wie lieb wir sie gehabt haben. Darum wird die Lücke wohl lange sichtbar bleiben. Das ist aber nicht das Übelste, und ist eigentlich Selbstsucht; aber etwas anderes reicht tiefer: einer natürlichen Todesart gegenüber kann man sich fügen, und sich in ein holdes Andenken vertiefen; ein selbst gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt, und das desto schattenhafter gegen uns tritt, je näher und theurer uns der Unglückliche war. Nur daß hier die äußerste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß keine böse Leidenschaft, sondern körperlicher Antrieb in Folge plötzlich und heftig gestörten Geschlechtslebens die Ursache sein mag (eine weitere konnten wir bisher durchaus nicht auffinden), mildert die Sache einigermaßen; dieser Milderung aber, welche den Tod gerade so wie einen durch Krankheit erfolgten anschauen läßt, steht wieder die Frage entgegen: warum

haben wir das nicht zu rechter Zeit erkannt? warum haben wir die seltsamen Handlungen, welche der That unmittelbar vorangingen, und die uns jetzt so klar sind, nicht verstanden? Ist dies nicht doch Fahrlässigkeit, und hätte nicht leicht geholfen werden können? Diese Gedanken nagen oft bitter. Auf die Heilkraft der Zeit hoffen wir beide; aber es dürfte wohl durch den ganzen Rest unseres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler ist, als er sonst gewesen wäre, selbst wenn wir von Anbeginn allein gestanden wären. Dessenungeachtet soll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müssen wir uns fügen. Ich habe meine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufgenommen, nur mag jetzt wohl Alles ein wenig ernster und strenger ausfallen als sonst; das ist aber gewiß: Arbeit trägt zur Ruhe am meisten bei, besonders geliebte Arbeit. Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen, so lange es menschliche Einrichtung ist, dies nie vermieden werden kann; aber aufreibend bleibt es immer, und wird es für warme und wohlwollende Gemüther mehr als für andere. Vielleicht darf ich jetzt nach der düstern Zeit auf einige heitere Jahre zählen, und dann soll mich frische Thätigkeit an dieses Ziel bringen. Die zwei letzten Jahre oder eigentlich 1 ½ haben mich wieder weiter davon gebracht. Witiko werde ich Ihnen gewiß im Winter übergeben können. Könnten Sie mir denn zum Behufe des Zawesch nicht irgendwo die Reimchronik von Ottokar von Hornek auftreiben? Ich würde sie sogar kaufen, kann sie aber nicht erfragen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 1. September 1859.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr Schreiben vom 19. August. Sie haben mir durch Annahme meines Vorschlages eine große Freude gemacht, die noch dazu eine ist, die, ungleich so mancher anderen, die uns treulos verläßt, bis an das Lebensende ausharrt. Die Kunst bereitet dem, der sie zu lieben versteht, ein unwandelbares Glück, und Gott hat mir die Gabe gegeben, das Schöne zu lieben, und mich daran auf's Tiefste erfreuen zu können. Ihr schönes Bild wird bei mir bleiben, so lange ich lebe, und ich werde sorgen, daß es nach meinem Tode in Hände kommt, die es achten; denn nichts ist mir so verhaßt, als wenn ein Kunstwerk sich vor tauben Ohren und blinden Augen befindet; das heißt recht eigentlich Perlen vor die Säue werfen. Mit mir stimmt meine Gattin auf das Innigste überein, sie ist von Ihrem Bilde entzückt, und dankt Ihnen auf das Wärmste dafür. Wir berathen schon angelegentlich den Platz, an dem es hängen soll.

Wenn Ihnen meine Schriften einiges Vergnügen bereiteten, so freut mich das sehr. Sie wollen keinen Anspruch auf Dichterruhm oder dergleichen machen; denn, aufrichtig gesagt, ich verachte ein so eitles Streben; aber sie hatten einen edleren Zweck, das Reich des Schönen und Hohen, wovon ein kleiner Theil in meinem Gemüthe wohnt, auf der Erde ausbreiten zu helfen.

Und darum erfreut es mich immer, wenn in einem Geiste, der reicher an Schönheitsgefühl ist als meiner, diese Schriften einigen Anklang erregen; denn es ist mir dann ein Beweis, daß mein Zweck nicht ganz verfehlt worden ist. Wenn Sie sagen, daß Sie so möchten malen können, wie ich schreibe, so kehre ich die Lanze um, und sage: Ich möchte so schreiben können, wie Sie malen. Aber beide können wir nicht, was der andere kann, und müssen es dulden, aber beide gehören wir doch zusammen. Wir gehen gleiche Wege, nämlich ein Höchstes der Menschheit (das ist der Schönheitssinn unstreitig) fester gründen und einpflanzen zu helfen. Dadurch wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werde, daß sich seine Stirne kläre, und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat, und die er noch so oft durch niederes Streben trübet.

Sie schreiben, daß es Ihnen lieb wäre, wenn Sie Ihre Studien und Skizzen zu meiner Ansicht stellen könnten, um mein Urtheil zu wissen. Thun Sie es, senden Sie mir einen Theil, und ein anderes Mal einen anderen Theil. Ich werde das Gesendete unversehrt und bald wieder zurückschicken, und Ihnen ausführlich schreiben, was ich über die Sache denke. Nehmen Sie dann mein Urtheil als das eines einzelnen Mannes, welcher sich vielfach irren kann, und dessen Urtheil durch die Urtheile Anderer ergänzt werden muß. Wie sich ungefähr mein Auge gegen landschaftliche Natur verhält, werden Sie aus meinen Schriften ersehen haben, und wie weit ich über künstlerische Behandlung reden kann, werden Ihnen die meinen Urtheilen beigegebenen Gründe klar machen, welche Gründe, wo sie falsch sind, Ihre bessere Einsicht berichtigen wird. Eines kann ich mit Gewißheit verbürgen, daß ich mit Liebe die Sache anfassen

werde. Es würde mir eine Freude sein, einen Mann, den ich schon so lange achte, in seinen Werken noch genauer kennen zu lernen, und wenn ich ihm auch durch meine Urtheile keinen wesentlichen Dienst leisten kann, da seine Kunsteinsicht natürlich die meinige übertreffen muß, so dürfte doch die Anerkennung eines Mannes, dessen Auge nicht blind für die Herrlichkeit der Natur ist, und dessen Gemüth sich vor ihrer Pracht nicht verschließt, seine Bescheidenheit mildern, und zu einem erneuerten Schwunge und zu neuen Schöpfungen mithelfen. Vielleicht dürfte auch manchem meiner Freunde hiedurch die Freude werden, daß er sich nach einer Ihrer Studien ein Bild von ihnen bestellen könnte, zu dem er sonst nicht käme.

Daß Sie unserem Vereine auch ein Bild in Aussicht stellen, freut uns alle, nur wäre die Freude noch größer, wenn die Aussicht schon Gewißheit wäre. Das Bild wird ohne Zweifel hier bleiben.

Senden Sie uns doch öfter etwas, senden Sie uns so große Gegenstände, als Sie wollen. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich die Achtung, die ich schon so lange vor Ihren Arbeiten habe, auch einmal auf Grundlage von mehreren Werken von Ihnen in der Allgemeinen Zeitung, mit der ich gelegentlich in Verbindung bin, niederlegen könnte. Wenn Sie auch derlei nicht wünschen, so wünschen es doch Ihre Freunde, denen eine Anerkennung für Sie wohl thut. Ich sende anbei eine kleine Besprechung Ihres Bildes in der hiesigen Landeszeitung.

Nebstbei folgt auch der erste vertragsmäßige Betrag. Mögen Sie diese Zeilen in bester Gesundheit und in bestem Schaffen treffen.

An Huslau Heckenast.

Linz, am 11. September 1859.

Ihr Schreiben vom 7. d. M. hat mich sehr erfreut. Wenn irgend jemand, selbst Mitglieder Ihrer Verwandtschaft nicht ausgeschlossen, Antheil an dem holden Ereignisse in Ihrer Familie nimmt, so sind wir es. Sie kennen den Umfang Ihres Glückes kaum; was Sie und Ihre liebe Gattin jetzt empfinden, ist erst nur Vater- und Mutterinstinkt; wenn aber das liebliche Geschöpfchen, vielleicht in Gesellschaft von noch mehr Geschwisterchen, heran wachsen wird, wenn sich der Mensch in den Kleinen entwickelt, und wenn, was das Entzückendste am menschlichen Geschlechte ist, sich Sitte und Güte in den jungen Gemüthern darstellt, dann werden Sie erst wissen, was Vater-, was Muttersein heißt; die Liebe eines lebendigen Wesens wird zur Liebe des Menschen, und die höchsten Freuden desselben sind wohlgerathene Kinder. Dies weiß ich an meiner theuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies sagt mir die Verödung und Vereinsamung, in der wir uns jetzt befinden. Diese Einsamkeit läßt uns unsere Freunde nur noch mehr lieben, und Sie gehören nach meinen Geschwistern zu den nächsten in unseren Gefühlen. Da ich kinderlos sterben muß, so sind die Kinder meiner Freunde die meinigen, und ich denke jetzt schon bei meinen Arbeiten, ob sie nicht einmal Ihren Kindern mehr zu

Gute kommen könnten, als jetzt Ihnen und mir, und ich denke jetzt schon, daß ich einmal Ihrem Mädchen, dessen Namen Sie mir wohl bald mittheilen werden, wenn es erwachsen ist, ein Schmuckstück meiner Frau, die es ihm schenkt, umhängen werde, mit den Worten: „Trage das zur Erinnerung an einen Mann, der deinen Vater sehr geliebt hat, und an eine Frau, die ihr Leben lang gut und rechtschaffen gewesen ist, und sei so gut und rechtschaffen wie sie. Wenn du viel Schöneres bekommen wirst, so halte dies Ding doch immer in Ehren, das wird ein Zeichen sein, daß du ein gutes Herz hast." Denn das, lieber Freund, müssen Sie zugeben, daß ich zu Ihren Kindern Du sage, als wäre ich eine Art Oheim. Schreiben Sie uns recht viel von Ihrer Gattin und dem Kinde, dann gehen wir ja auch gleichsam mit beiden um. Auch von sich selber schreiben Sie, was Sie thun, wie Sie leben, und was Ihren Geist beschäftigt. Ich möchte Sie recht gerne wieder einmal sehen, und einige Tage mit Ihnen zubringen.

Von uns schreibe ich ein anderes Mal. Der Fluß geht ruhig, aber von keinen reizenden Lichtern geschmückt, in seinen Ufern fort. Die Kunst sendet ihr heiteres Lächeln zu uns. Dies sei genug.

An Sie und Ihre Gattin die herzlichsten und innigsten Grüße von uns beiden. Gott beschütze Sie und Ihr Haus.

Leben Sie wohl, denken Sie freundlich Ihres treuen Freundes.

N. S. An unsern Freund Elischer viel Schönes.

An Joseph Axmann.

Linz, am 7. October 1859.

Dein Schreiben hat uns sehr erfreut, und wenn Dein Sohn Ferdinand seine Aufnahme in unserem Hause nicht zu schlecht gefunden hat, und meine Gespräche über Kunst einige Freude ihm bereitet haben, so ist unsere Befriedigung um so größer. Ich habe an dem Sinne und Streben Deines Sohnes großes Wohlgefallen gefunden, und glaube, daß Du Freude an diesem jungen Manne erleben wirst. Ich werde wahrscheinlich im November nach Wien kommen, da können wir näher über diesen Gegenstand sprechen.

Heute komme ich wieder mit einer Bitte. Möchtest Du nicht beiliegenden Brief an Leander Ruß, dessen Adresse ich nicht weiß, gelangen machen? Du kannst sie gewiß, wenn Du sie nicht weißt, erfahren. Eine zweite Bitte habe ich an Dich. Gehe in die Ausstellung des österreichischen Kunstvereins, und sehe unser Bild von Mövius an, welches dort ausgestellt ist (der österreichische Verein hat unseren Verein darum ersucht), und sage, ob dies Bild einen schönen Kupferstich gäbe, ob Du es stächest, und wie hoch ein Exemplar käme, wenn wir etwa 800 nehmen, und Dir das Eigenthum der Platte überlassen. Eine dritte Bitte. Weißt Du nicht etwa, ob es wahr ist, daß im Belvedere in manchen Räumen sich Bilder befinden, welche wegen Mangel an Raum

nicht aufgehängt werden können? Ob diese Bilder Werth haben, von welchen Meistern ꝛc. Unserem Vereine liegt sehr viel daran, dies zu wissen. Vielleicht ist Dir durch Zufall etwas davon bekannt. Mein Brief an Ruß betrifft denselben Gegenstand. Wenn ich nach Wien komme, werde ich Dir etwas Näheres sagen können.

Fürchte nicht, daß ich noch mit einer Bitte komme, als mit der, Deine Gattin und die Deinigen recht herzlich von uns zu grüßen, und uns Deine Freundschaft zu bewahren.

In der Hoffnung baldiger persönlicher Zusammenkunft schließe ich diese Zeilen, um baldige Antwort bittend.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 27. October 1859.

Ich sehe, daß es wieder sehr lange geworden ist, seit Ihr Brief bei mir liegt und auf Antwort dringt. Es gehört zu den Übeln meiner Stellung, daß meine Zeit so sehr zersplittert und, ich möchte sagen, zerstört wird. Wenn ich das nicht ändern kann, so werde ich in der That mich bald unglücklich fühlen, wie Sie mir am Kopfe der Linzer Brücke im Jahre 1854 zu Ende Augusts sagten, daß ich es sei. Aber erschrecken Sie nicht, ich werde unter allen Plagen und Bedrängnissen, selbst unter harten Schicksalsschlägen nicht unglücklich werden, weil ich sie tragen, und weil ich in meinem Herzen Trost finden werde, es müßten

nur alle Menschen schlecht werden, oder in der Natur kein Gott mehr zu erblicken sein, oder ich müßte in eine trauernde Krankheit verfallen. Weniger stark ist meine Gattin, ihr Heimweh nach Wien und dessen Umgebung dauert immer fort, und sie ist es auch, welche in meiner Zeitverworrenheit am meisten in mich dringt, doch wieder an Sie zu schreiben. Mich drängt es wohl ohnehin dazu; aber ich denke stets: morgen wird eine günstigere Zeit dazu kommen, das geschieht aber nicht, und so schleicht die schönste Weile auf klägliche Art dahin. Ihr Brief ist wieder einmal recht trübe. Das thut uns sehr wehe. Wir möchten Ihnen alles Gute zuwenden, wie Sie es so sehr verdienen, und müssen sehen, wie Sie erfinderisch sind im Quälen Ihrer selbst. In den Menschen wohnt viel Arg, Selbstsucht, Leerheit, Tücke und Niedrigkeit; aber es findet sich auch wieder Güte, Unschuld, Hilfebereitschaft, Theilnahme und Aufopferungsfähigkeit, und in einzelnen erscheint zuweilen eine Größe des Herzens und eine feste Liebedauer, die uns in Bewunderung versetzt, uns Liebe einflößt, und uns in dieser Liebe Glück gibt. Ist dann auch die Natur nicht herrlich? Wohnt nicht in den Lüften und Wolken etwas so Schönes? etwas so Reiches in der grünenden Erde? Und ist nicht sogar fast jedes Thier etwas, das unsere Bewunderung erregt? Wenn Zuneigung Freude macht, so sollte Ihnen die unsrige ein Tröpflein Freude geben. Sie entsprang daraus, daß Sie sich einmal brieflich an mich wendeten, daß wir Sie kennen lernten, und Ihnen Ihrer Güte und Herzensreinheit willen sehr gut wurden und blieben. Das ist, mit Othello zu reden, der ganze Zauber. Hier ist wohl kein anderer Eigennutz, als der, daß es ein wohlthuendes Gefühl ist, jemanden zu lieben. Wenn manche Menschen Ihnen wehe thun, wollen wir Sie mehr lieben,

um Ihnen Vergeltung zu bringen. Wenn sechs, acht ꝛc. Besuche kommen, um in Ihrem Garten Athem zu schöpfen, so dulden Sie doch das nicht, liebe Louise, Sie sind ja doch nicht der Schemel, auf den sich diese Leute, die blos an sich denken, niedersetzen und Athem schöpfen. Ist's Ihnen genehm, lassen Sie diese Besuche allein in dem Garten herumgehen; ist es Ihnen nicht genehm, so lassen Sie sagen, oder sagen Sie, Sie haben nicht Zeit. Ich muß oft meinen besten Freunden sagen lassen, ich könne ihren Besuch nicht annehmen, weil ich arbeite, und wenn einmal meine Wohnung in der Nähe der Ihrigen steht, so werde ich manchen Vormittag für meine Frau und für Sie nicht sichtbar sein, weil ich in meinem Zimmer bin, und schreibe. Meine Gattin ist mehr als je sehnsüchtig, daß der Plan einer befreundeten Nachbarschaft mit Ihnen ausgeführt werde. Hätte mich das Unglück mit der Krankheit Josephinens und der entsetzliche Schlag mit Julien nicht getroffen, so wäre der Plan wohl früher reif geworden. Ich werde Ihnen das mündlich auseinander setzen. Gott wird wohl fernere Unterbrechungen nicht mehr so schwer verhängen, und dann könnte wohl ein ruhiger Lebensherbst für mich und meine Gattin folgen, den Sie mit uns theilen müßten, und den wir, so weit wir können, und so weit Ihr Wesen darauf eingeht, Ihnen erheitern würden. Da Sie nicht zu uns kommen, so werden wir, ich kann fast sagen, daß es ganz gewiß ist, im November zu Ihnen kommen. Den Tag weiß ich nicht, es hängt davon ab, wann Heckenast nach Wien kommt, mit dem ich dort eine Zusammenkunft haben möchte, weil ich doch einmal in Wien bin. Jedenfalls werde ich Ihnen den Tag anzeigen, an dem wir bei Ihnen anlangen werden. Mögen wir Sie doch gesund und gekräftigt finden. Wir

bringen ein kleines Hündchen, Namens Putzi, mit, das wir nicht zu Hause lassen wollen, weil wir um sein Wohl besorgt sind und weil uns das kleine Ding so liebt, wie uns vielleicht kein Mensch liebt, der etwa, wie es beinahe Regel ist, mehr sich, als den andern vor Augen hat. Putzi ist gut, und thut Ihren Katzen nichts. Ob dann Alles „am Schnürl" geht, oder nicht, das macht nichts, und wenn Sie nicht einige Unordnung zuwege bringen, so ist es nicht lustig, und ich bin böse auf Sie. Wenn Sie Ihre Schreibereien nicht drucken lassen wollen, so müssen Sie mir dieselben doch zum Lesen schicken oder mitgeben. Darauf werde ich bestehen.

Leben Sie recht wohl, denken Sie recht freundlich unser, und schreiben Sie sehr bald. Der Empfang Ihrer Briefe ist für uns immer eine Freude.

An August Piepenhagen.

Linz, am 15. November 1859.

Ich wollte Alles in einer Sendung abthun, Studien ꝛc.; allein, da hat man mich zum Vorsitzenden des Schillerausschusses gewählt, und ich hatte in Folge dessen zu anderen Dingen so gut, wie gar keine Zeit. Ich sende, um meine Verbindlichkeit nicht gar zu lange in der Schwebe zu lassen, heute die 25 fl., und bitte recht herzlich, mir zur Sendung der Skizzen und des Urtheils darüber nur noch einige Tage Zeit zu gönnen. Wir

müssen erst eine Auswahl treffen, und ich möchte Ihnen sehr viel und ausführlich schreiben. Heute ist noch Concert für Schiller, dann ist alles aus, und ich gewinne Zeit. Sie entschuldigen gewiß gütig, daß Ihre Studien so lange da geblieben sind. Der Genuß, den sie so Vielen hier gewährten, möge ein Vorbitter um Ihre Verzeihung sein.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. November 1859.

Es ist seltsam, daß ich in dem eben ablaufenden Monate öfter den Gedanken gefaßt hatte, daß Sie krank seien. Ich hatte nicht den geringsten Anlaß zu diesem Gedanken, aber er kam öfter, und nun erscheint Ihr Brief, und sagt mir wirklich, daß Sie drei Wochen das Bett nicht haben verlassen können. Weil Sie nur wieder wohl sind, so will ich mich nicht weiter in den Gegenstand der Ahnungen und dergleichen vertiefen, und Gott einfach für diese Genesung danken. Sie schreiben nicht, was für ein Übel Sie hatten, und ob es schwer war. Erzählen Sie mir doch in Ihrem nächsten Schreiben etwas darüber. Eben so beunruhigt mich es auch, daß die kleine Ilona leidend ist. Ich erfuhr aus Ihrem Briefe, daß das kleine Dinglein eine Amme hat. Das ist allemal ein Übel, wenn so etwas nothwendig wird, da wohl die Muttermilch weitaus durch nichts zu ersetzen ist, sowohl für

das Kind als auch für die Mutter, wenn dieselbe gesund und stark ist. Da ich selber kinderlos geworden, nehme ich großen Antheil an den Kindern meiner Freunde, und möchte sie recht gedeihen und sich entwickeln sehen, als gehörten sie ein bischen auch mir an. Meines Bruders kleine Amalia, die jetzt eben die ersten drolligen Redeversuche macht, schlingt oft ihre beiden Ärmchen um meinen Nacken. Freilich muß ich diese Liebe stets durch allerlei Obst wach halten, und sie weiß auch noch nicht, daß ich ein alter Herr bin. Schreiben Sie mir recht bald wieder über das Befinden des Mädchens, und wenn Sie nicht Zeit haben, Längeres zu schreiben, so schreiben Sie wenigstens zwei Zeilen. Ich möchte so gerne haben, daß das Kind sehr kräftig und lebhaft würde. Daß die liebe Mutter des Kindes sich wohl befindet, freut uns sehr. Möge Ihr häusliches Glück durch keine ähnlichen Zufälle oder wenigstens durch keinen bedeutenden getrübt werden. Wir haben einundzwanzig Jahre in schönster häuslicher Ruhe gelebt, da kamen schwere Prüfungen, sie haben uns, ich kann es wohl sagen, auf eine furchtbare Weise erschüttert; aber wir mußten sie tragen. So schwer und so ausnahmsweise auch der letzte Fall, der mit unserer schönen und in ihren Anlagen hoffnungsvollen Julie, war, so mußte doch auch er getragen werden, und wir mußten Gott danken, daß er uns beide einander ließ; denn nach so langem Beisammensein ist die Trennung meist ein Lebens oder Lebensfreude zerstörender Riß. Einen Schatten wird Juliens Tod wohl immer auf den Rest meines Erdenlebens werfen, jene sorglose Heiterkeit, welche kein Wölklein kennt, die seit meiner Kindheit ein Theil meines Lebens war, ist dahin; aber es hat sich ein tieferer Ernst in mein Herz gesenkt, und ich gehe mit desto größerer Sammlung zu meinen Arbeiten. Sie haben mich durch Ihren

letzten Brief sehr ermuthigt. Wenn bedeutende Menschen mein Schaffen nicht für vergeblich achten, so ist es wohl möglich zu machen, daß auch ich es nicht für vergeblich achte. Seit meiner Vereinsamung, und seit ich gegen Europa's Mächte, welche das Recht und die oberste Sitte aus Selbstsucht und Feigheit oder wenigstens Schwäche fallen ließen, eine so tiefe Verachtung fühle, sind mir meine Arbeiten Rettung und Trost geworden. Ich flüchte zu ihnen wie zu einer Erhebung, und täglich sieht mich, wenn ich in Linz anwesend bin, der Morgen zwei Stunden an der Staffelei und der Abend 4—5 Stunden am Schreibtische.

Was die Frau von Binzer sagte, ist in Erfüllung gegangen, ich versenke mich in meine Arbeiten jetzt tiefer als je; möge Gott seinen Segen geben. Darum spricht mich der Umgang mit einzelnen höheren Menschen so an, und wenn es möglich zu machen ist, daß ich mit Ihnen den Nachsommer des Lebens begehen kann, wie Sie in Ihrem Briefe andeuten, wozu aber auch Freund Elischer gezogen werden müßte und Freundin Eichendorf, so würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verstand. Sollten mehrere Menschen, die sich gegenseitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander schaffen, und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, so wäre das recht schön. — Unsere Weiber thäten dies und das, wir manches und manches. Die Kinder, welche etwa da wären, müßten in der Welt draußen sein, müßten sich dort herum thun, müßten dort glücklich sein, und dürften uns Nachsommerer öfter besuchen. — Wie schön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine riesige Arbeitsstube hätte. Wir alle würden uns heben. Der Gedanke ist zu schön, als daß er einmal wahr werden könnte. Und doch sollte der Versuch gewagt werden. Wir Men-

schen plagen uns ab, um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben lassen wir dann bleiben.

Über Geigers Erfolge freue ich mich innigst. Ich habe ihn wohl immer erkannt, und ihn im Entwerfen von Bildern für den ersten in der Welt gehalten. Möchte er wenigstens einige Bilder aus den unvergleichlichen Memorabilien malen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn er nach Ihrer Skizze von ihm die Taufe Stephans als Staffeleibild für die oberösterreichische Landesgallerie malte? Wir würden ihm den Antrag stellen, und würden ihn nur bitten, wenn der Preis ein höherer ist, Ratenzahlungen anzunehmen. Daß Sie mir die zwei Bilder senden wollen, rührt mich auf's Tiefste, ich sehe es als einen Beweis Ihrer Liebe zu mir an. Ich werde sie hier im Vereine ausstellen, werde an die Allgemeine eine Besprechung senden, und werde dann nach Ihrer Weisung sie nach Deutschland weiter befördern. Ich kann Ihnen mein Verlangen nach diesen Bildern nicht genug ausdrücken. Sollte ich im December mit Ihnen in Wien zusammentreffen, so gehe ich etwa mit Ihnen auf ein paar Tage nach Pest, und sehe Ihre Gattin, Ihr Kindlein und die Bilder. Schreiben Sie mir die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, und wie lange Sie bleiben. Sollte ich nicht kommen können, so ist schon der Spätfrühling die beste Zeit zum Hersenden. — Piepenhagen hat mir 47 Blätter herrlicher Studien zum Ansehen hergeschickt. Eine darunter würde ich, wenn ich sie ohne Namen sähe, für einen Rembrandt, eine andere für einen Ruysdael halten. Ich kann sie Ihnen nicht senden; aber wenn Sie einmal nach Prag kommen, besuchen Sie den Mann. Vielleicht sendet er Ihnen die Blätter auch auf meine Fürbitte.

Witiko wird schon diesen Winter fertig, und kann im

Frühlinge gedruckt werden. Ich hoffe, daß ich gesund bleibe, wenigstens sehe ich auf dieses Gut jetzt mit größerer Sorgfalt als in meiner Jugend. Besonders hüte ich mich vor Verkühlungen; denn aus diesen entspringen die meisten Krankheiten. Ich sehe mich auf Reisen gut vor, und verlasse einen Ort, wo ich sie befürchte, sogleich ohne Umstände. Sie sollten es auch thun. Da ich jetzt mit der Reinschrift des Witiko beginne, so nehme ich ihn auch auf Amtsreisen mit, und arbeite Abends. So wird die Sache schnell vorwärts gehen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 13. December 1859.

Erst heute kann ich über Ihre Skizzen zu schreiben anfangen. Ich halte es für Pflicht, Ihnen den Grund der langen Verzögerung anzugeben; denn meine Absicht war, Ihnen die Blätter längstens 14 Tage nach deren Empfang wieder zuzustellen. Zuerst verging einige Zeit, bis die meisten Mitglieder des Verwaltungsrathes des Vereines, welche Antheil an der Kunst nehmen, die Gemälde gesehen hatten. Dann breitete sich die Sache aus, und dieser und jener ging mich an, ihm die Studien zu zeigen. Ich that es gerne, und trug selber, weil ich die Blätter nicht

gerne dienenden Händen anvertraute, zu mancher Familie das Fach mit denselben. So verbrachte ich manchen Überschuß von Zeit, der mir an manchen Tagen gegeben war. Mich freute der Triumph immer sehr, welchen sich die Skizzen aller Orts errangen. Da nun so viele Zeit hingegangen war, so fündigte ich noch gleich darauf los, und erwartete den Beginn des Monats December, weil da die sehr edle und kunstsinnige Familie des Grafen Revertera wieder in die Stadt kommen sollte, welcher ich die Blätter noch zeigen wollte, um dann ein für alle Mal einen Abschluß zu machen. Da geschah es mir noch, daß ich mir die Hüftmuskeln verrenkte, und längere Zeit nicht zum Schreibtische gelangen konnte. Heute Abends aber fange ich an, und werde nun jeden der nächsten Abende benützen, um dieses Schreiben, das etwas lange werden dürfte, zu beenden.

Zuerst folgt eine Bitte. Nach Ihrem Schreiben vom 7. November wären Sie bereit, einige der Skizzen auf Bestellung zu kopiren. Wir bitten also, diejenigen Blätter, welche mit A. und St. auf der Rückseite bezeichnet sind, zu kopiren. Die A. gehören für den Postdirektor Moriz von Az, die St. gehören für mich. Wenn auf einem Blatte A. und St. gezeichnet ist, so müßte es zweimal gemacht werden. Da wir aber glauben, daß kaum etwas schwieriger sein dürfte, als das Kopiren von Skizzen, die gerade durch ihre Freiheit immer so schön sind, und meistens ausgeführte Gemälde in dieser Hinsicht übertreffen, so bitten wir Sie, in Kleinigkeiten nicht ängstlich zu sein; denn wenn in solchen auch die Kopie vom Originale abweicht, so wird sie doch andererseits an Leichtigkeit gewinnen.

Eine zweite Bitte und Frage wäre die: Was würde das

Bild kosten, welches nach Nr. 26 (Tannenwald, aus dem ein Bach hervorfließt) in der Größe ausgeführt würde, daß die höchsten zwei Tannen links drei Schuh hoch wären, so daß das Bild etwa 5½ Schuh lang würde. Oder sollte dieser Gegenstand nicht noch größer ausgeführt werden, natürlich mit größerer Entwicklung von Einzelnheiten? Dieses Bild ist so ernst und tief gedacht, daß es in einer bedeutenden Größe eine außerordentliche Wirkung hervorbringen müßte. Meine Frage ist keine müssige. Unser Verein hat in seinen Satzungen eine, welche bestimmt, daß wir in Linz eine Landesbildersammlung anlegen sollen. Wir haben bereits begonnen, und von Mövius ein sehr großes und schönes Bild gekauft. Wenn das Bild des Tannenwaldes in seiner Art so schön würde, wie es die Skizze in ihrer Art ist, so glaube ich, daß das Bild für uns ein Galleriebild sein, und mit Freude gekauft werden würde. Wenn Sie die Güte hätten, diesen Gegenstand in Betrachtung ziehen, und uns gelegentlich darüber schreiben zu wollen, so würden Sie uns zu großem Danke verflichten; die nämliche Frage möchte ich auch in Hinsicht des Mondbildes Nr. 30 thun. Wenn dasselbe auch dem Gegenstande nach nicht so großartig und erhaben ist, als das Tannenbild, so ist es der Ausführung nach noch wirksamer, weil der Lichtreiz des Mondes jedes Auge, auch das des Laien, mächtig an sich zieht. Dieses Bild brauchte eben nicht so groß als das Tannenbild ausgeführt zu sein, um seine Wirkung zu machen; aber eine gewisse Größe dürfte doch nöthig sein. Haben Sie die Güte, auch hierüber gelegenheitlich zu schreiben. In Erwartung des Antwortschreibens, und in Erwartung, daß Sie uns wenigstens einige Skizzen bald schicken werden, schließe ich diese Einleitung, und beginne meinen Bericht über die Studien.

Ich habe diejenigen Stücke, welche zu oberst liegen, und keinen weißen Rand haben, auf der Rückseite mit a, b, c..... bezeichnet.

Im Allgemeinen halte ich die mir von Ihnen mitgetheilten Studien für außerordentlich schön, so schön, wie selten Studien sind. Nach meiner Meinung gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht blos die Richtigkeit der Mache, nicht blos die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht blos die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all dieses nur das Handwerkzeug — neben diesem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer. Sie stehen nach meiner Meinung jenseits. Was ist denn nun das, was der noch haben soll, der über das Haar hinüber gehört? Der Künstler ist es eben, die andern sind herrliche Handwerker. Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe u. s. w., u. s. w.... aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!" sagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Din-

gen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es die kleinsten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonderlichkeiten verfallen, und so unsäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen ebengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein.

In Ihren Bildern, die ich gesehen habe, sowie in den übersendeten Studien finde ich das. Es liegt nie in einer Einzelheit, immer im Ganzen, wie die Seele nicht in der Hand, im Fuße, im Haupte, sondern im ganzen Körper wohnt. Manche nennen dies Stimmung des Kunstwerkes; aber bei Ihnen wäre das falsch. Stimmung kann vorhanden sein, und mit ihr doch Trockenheit, Langweile, Trostlosigkeit. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl. Öfter ist es wohl der Geist beglückender Heiterkeit, wie z. B. in dem Bilde, welches ich von Ihnen gekauft habe; noch öfter aber scheint es der Geist der Sehnsucht, der Schwermuth, der tiefen Betrachtung oder der Düsterheit zu

sein, der in Ihren Werken sich offenbart, immer aber ist es ein Geist der Schönheit und Größe, und wenige Maler sind so sehr düster, wie Sie. Wer es gar nicht ist, dessen Pinsel ist eine fehlgegriffene Waffe, sie führt zu keinem Siege.

Wie Sie nun diesen Geist offenbaren, mit welch' äußeren Mitteln, soll ich wohl auch sagen; aber es dürfte nicht gar leicht sein.

(14. December.)

Wenn wir bei einem Gemälde Zeichnung und Färbung unterscheiden, und bei der Zeichnung beginnen, so dürfte dieser Theil bei Ihren Skizzen der schwächere sein, nicht daß ich sagen will, Ihre Zeichnung sei überhaupt schwach, im Gegentheile, sie ist sehr bestimmt, kräftig und geübt, aber bei Ihrem tiefen Gefühle für Farbe, und bei der Meisterschaft, womit Sie die Farbe behandeln, werden Sie etwas gleichgiltiger gegen Formen, zeichnen sehr häufig mit dem Pinsel, und lassen sich durch Zufälligkeiten bestimmen, die zum Vorscheine kommen, wodurch freilich die Leichtigkeit und Freiheit des Vortrages gewinnt, aber dennoch die Gestaltgebung Gefahr läuft. Ich meine, jedes Gemälde müsse so entworfen werden, daß, wenn nur erst gar nichts als Linien auf dem lichten Grunde sind, dieselben durch den Reiz ihrer Stimmung, durch ihren Adel, durch ihre Ruhe trotz der Bewegung des Werdens, die in jedem Bilde sein muß, jedes empfängliche Herz zum Entzücken erregen, und die Befriedigung, oder gar das Staunen des Kenners hervorrufen. Die bloße Konturzeichnung eines künftigen Bildes soll schon ein Meisterwerk, soll ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk sein. Die Linien einer solchen Zeich-

nung dürfen dann bei dem Malen nicht mehr verletzt werden. Manche mögen sagen, dann wird das Bild steif. Ich antworte darauf: Ja, wenn jemand im Zeichnen weniger geübt ist als im Malen. Ist er aber in diesem Theile der Kunst, welcher reizender und süßer ist, als viele meinen, sehr eingeübt, und liebt er diese Bauführung des Auges, dann wird ihm das Einhalten seiner Linien leicht, ja es wird ihm Gewissenssache, und er zeichnet mit dem Pinsel die Nebenlinien zu den Hauptlinien so sicher, und mit solcher Empfindung, daß dann, wenn er in der Farbe der gleiche Meister ist, das fertige Bild in Zeichnung und Farbe wie gehaucht ist, und man zweifelt, was schöner sei, die Zeichnung oder die Färbung. Die Landschafter, weil sie es mit den verschiedensten Gestalten zu thun haben, nehmen es mit denselben nicht so genau; wie immer ein Körper ausfällt, man kann ihm Naturwidrigkeit nicht so leicht nachweisen, er kann möglicherweise so aussehen. Dadurch werden Landschafter, die andererseits wieder über ein so großes der Farben gebieten, verleitet, der Farbe zu viel, der Zeichnung zu wenig zu geben. Der Künstler im Bilden von Menschen- und Thiergestalten ist mehr gebannt, eine Naturwidrigkeit seiner Gestalten zeigt sich sehr leicht auf, er muß daher strenger sein, und wird in der Regel ein besserer Zeichner als der Landschafter. Aber wenn der letztere auch schwerer auf einer Naturwidrigkeit ertappt wird, so straft ihn dafür eine andere Göttin sehr oft, die Schönheit. Sie ist viel inniger und zarter in den Linien der Natur vorhanden, als man glaubt. Wie schön sind Bergeslinien, wie schön oft die der Wolken, der Bäume, selbst die des Meeres und der Ebene. Wenn der Landschafter leicht wahr ist, so ist er nicht eben so leicht schön in seinen Linien. Wenn er aber beides ist, wenn seine Formen aus den Gemein-

plätzen, die man in allen Landschaften findet, in das Edle gehen, so wirkt er mit einem Zauber, der dem Figurenzeichner nicht in so hohem Maße zu Gebote steht. Freilich hat der letztere dafür wieder etwas anderes, was Menschen heftig an sich zieht, die menschliche Handlung seiner Gestalten. Wie sehr ein tiefes Streben nach Schönheit der Zeichnung im Landschaftlichen sich lohnt, zeigt Claude Lorrain, obwohl ich ihn von einer Art idyllischer und schäferlicher Manier nicht ganz frei sprechen möchte. Aber ruhige Größe und Würde liegt in allen seinen Liniengebilden. So sehr Ihre landschaftlichen Körper von dem Gewöhnlichen und Hausbackenen sich hervor heben, ja so phantasiereich sie meistens sind, so sind sie doch noch nach meiner Meinung Ihrer Farbengebung nicht ebenbürtig.

Diese Farbengebung nun finde ich bei Ihnen meisterhaft. Sie handhaben dieselbe mit einem Grade von Sicherheit, wie ich sie bei wenigen alten und neuen Künstlern gefunden habe. Die meiste Verwandtschaft haben Sie mit den großen Künstlern des Mittelalters in Kraft und gesättigter Tiefe der Farbe. Dem größten landschaftlichen Farbenkünstler der Neuzeit, Karl Rottmann, stehen Sie in Feuer der Farben (er malte aber meist südliche Landschaften), nicht aber in Kraft derselben nach, in der Sie ihn manchmal übertreffen dürften. Rottmann ist dafür nicht frei von Manier. Sie haben (vorzüglich in Ihren Nachtbildern) keine, sondern die Natur. Einen sehr großen Vorzug haben Sie vor vielen Landschaftern im Schmelze der Übergänge der Farben, daher Ihre Nachtnebelbilder von so unnachahmlichem Reize sind. Sie führen, wahrscheinlich mit nicht gar kleinen und nicht gar kurzen Pinseln malend, die Farbmassen in Ihren Mondnebelbildern aus

dem Lichten in das Dunklere und Dunklere, lassen da unbestimmte Gestalten entstehen, die die Einbildungskraft unendlich reizen, und eigentlich die Nacht erzeugen, gehen nach vorwärts, stellen dort kräftige Körper hin, und geben ihnen die einzelnen Lichter, die der Mond auf ihren beleuchteten Flächen erzeugt. Ein Mondblitz im Wasser hilft die Mannigfaltigkeit des Ganzen erhöhen. Ihre Lichter sind immer ganz bestimmt und fest, und mit viel Farbkörper hingestellt, was sie markig macht. Ihr Vortrag ist nicht breit, die Farbenfläche wird durch Mannigfaltigkeiten gebrochen, was das Phantasiespiel und die Leichtigkeit erhöht. Die Gefahr, die hier nahe liegt, in das Zerbröckelte zu fallen, haben Sie überwunden, und in Ihren besten Arbeiten ist keine Spur davon vorhanden, obwohl sie in Einzelnheiten nicht fehlt, z. B. in Nr. 33 in Theilen des Vordergrundes, so schön sonst das Bildchen ist. Ihre Farbe ist stets stimmend, und doch wechselnd, Sie haben im Hinstellen derselben eine große Gewandtheit, und verarbeiten sie kräftig. Ihre rege Phantasie zaubert diese Musik für das Auge in großer Fülle und Tiefe hin, aus welch' letzterem Grunde sie dem Bunten aus dem Wege geht, was nur seichte Menschen bringen und genießen können. Ihre Farbe ist gebrochen, aber immer klar. Ihre Stärke ruht in der Schattengebung; denn auch die Natur hat in Massen größeren Licht- als Farbenreiz, daher sie kräftig, aber nicht bunt ist, ihre feurigsten Farben legt sie auf kleine Stellen, z. B. Blumen, oder in kleine Zeitabschnitte, z. B. in das Abendroth, in den Blitz. Der Maler erzeugt die Kraft durch Gegensatz von Hell und Dunkel, nicht durch streitende Farben. Und Sie gehören durch die Kraft Ihres Vortrages, wie ich schon erwähnt, eher zu den kräftigen Mittelalterlichen als zu den bunten Neuen.

Wenn ich aus den gesendeten Skizzen, und aus den wenigen Bildern, welche ich von Ihnen gesehen habe, urtheilen soll, so müßte ich nach meinem Standpunkte sagen: Wenn Sie in Ihrer Zeichnung Größe und Würde erfassen, in der Färbung noch getreuere Naturwahrheit erzielen, und diese Dinge mit Ihren jetzigen außerordentlichen Vorzügen verbinden, so sind Sie einer der größten Landschafter aller Zeiten, und dürfen sich neben Ruysdael stellen.

Um von den Skizzen im Einzelnen zu sprechen, muß ich vorausschicken, daß ich im Allgemeinen den Mondstudien den Vorzug gebe. In ihnen ist fast völlige Naturwahrheit, und in Nr. 30 ist sie vollendet tadellos. Da ist kein falscher Strich. Ich würde das Bild (denn es ist fast keine Studie mehr), wenn ich es ohne Nennung, und ohne Wissenschaft eines Meisters in die Hände bekommen hätte, Rembrandt zugeschrieben haben. Das Braun des großen Baumes hilft die schönen Silbertöne der Luft machen, und das bläulichere Gewölke um den Mond wird wieder durch jene bräunlicheren Nachbarsilbertöne hergestellt. Die Wolken gehen weich in den Hintergrund über, lassen ihn ahnen und links etwas sehen, und machen Nacht. Der schöne Baum zerlegt das Bild in Massen, das tiefe Dunkel des Wassers und der Schatten mit dem ganz kleinen Reflex des Mondes gibt ihm träumerische Ruhe. Auch die Zeichnung ist trefflich. Das Bildchen ist so zart und so fein abgestuft behandelt, daß ich sehr zweifle, ob Sie es getreu werden kopiren können. Und dennoch ist es fast ein kindisch heftiger Wunsch von mir, dieses Bildchen zu bekommen. Auch Az hat es bezeichnet.

(25. December.)

Sie wissen aus dem Briefchen, welches ich Ihnen gesendet habe, daß mich unser Statthalter auf eine Amtsreise gesendet hat, was wieder eine Verzögerung verursachte. Ich fahre also erst heute fort.

Alle Ihre Mondstudien haben etwas Vortreffliches durch die Weichheit und Zartheit der Behandlung, durch die Unbestimmtheit der Hintergründe, wodurch die Nacht entsteht, und durch das Licht, welches in sehr gebrochenen Farben auf den Gegenständen liegt, wodurch die Thatsache des wirklichen Scheinens des Mondes auf den irdischen Körpern erzeugt wird. Doch möchte ich folgenden den Vorzug geben: e, f, g, h (besonders durch den Hintergrund reizend), 5, 30 (welches ich für das schönste halte), 31, 32 (in welchem mir der mit dem Pinselstiele ausgezeichnete Vordergrund etwas zu bestimmt scheint), 36 (besonders dichterisch).

Unter den Tagbildern ziehe ich weit das Tannenbild vor. Es ist keine Studie mehr, sondern es ist ein vollendetes Gemälde. Als solches ist es so schön, wie ich wenige Bilder gesehen habe. Ich halte es auch für das schönste der ganzen Sammlung. Die Gegenstände sind mit solcher Sicherheit hingestellt, als wären sie nicht gemacht, sondern durch sich da, sie sind nicht gesucht, sondern naturnothwendig. Die Farbe ist so wahr, daß sie die Täuschung der Wirklichkeit hervorbringt, und der ganze Augenblick dieser Farbendichtung ist so großartig und ernst, daß er das Gemüth in eine feierliche Stimmung bringt. Wenn zu diesem

Gemälde zahlreiche und treue Einzelstudien gemacht würden, so müßte es, wie ich schon oben bemerkte, groß ausgeführt von ungeheurer Wirkung sein.

Auch die anderen Tagstudien halte ich dem größten Theile nach für sehr schön. Ich will die, welche mir besonders gefielen, anführen. 7 (sehr phantastisch), 11 (ausgezeichnet in der Abendgluth und im Schatten), 12 (tiefgefühltes Phantasiebild), 15 (Vordergrund und Wasser trefflich in Behandlung und Zurücktreten, der mittlere Berg dürfte mit den vielen gleichfärbigen Lichtern etwas an Manier streifen), 18 (herrlich in Licht und Schatten und in der Gegenständlichkeit des Vortrages), 19 (voll Phantasie), 24 (eines der reizendsten Bildchen in der Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände), 33 (besonders frisch), 39 (treffliche Plastik des Laubschlages) 48 (trefflich in der Vegetation und in den Gründen), 68 (tief gedacht, mit einer Art einsamer Größe), 97 (wunderschöne Sonnenwirkung, nur das breite röthliche Licht auf dem Berge jenseits des Sees dürfte zu schwer sein). —

Die Studien, auf welchen sich die Sonne befindet, dürften die schwächsten sein. Die Sonne läßt sich mit Erfolg nur sehr stark durch Nebel gedämpft malen. Sonst ist sie kein Gegenstand des Gesichtssinnes, nicht einmal im Untergehen, wenn sie rein am Himmel steht, weil sie die Thätigkeit des Gesichtssinnes im Augenblicke des Hinblickens auf sie lähmt. Einige dieser Studien sind in der Art, wie Sie früher öfter gemalt haben, z. B. 2, 4 (auf welchen wohl die Sonne nicht steht), 89 (in welchem besonders der lichte Weg der Wirkung der Sonne Abbruch thut), 75. Verfehlt scheint mir der Sonnenuntergang in 21, und zwar

blos wegen des zu lichten Tones in der reinen Luft oberhalb der Sonne, und auch der in ihr befindlichen Wolken, welcher Ton die Sonne ihres Scheines beraubt. Wie trüb die Sonne auch aus Wolken schauen mag, wenn sie einmal herausschaut, so ist sie das Feurigste in der Landschaft. Ich glaube, daß, wenn Sie dasselbe Bild, dessen Wasserspiegel sehr schön ist, noch einmal malten, die obere Luft in demselben Tone, aber um etliche Grade tiefer hielten, und in die Schatten der hinteren Gegenstände und der Wogen mehr bläuliche Lufttöne und Reflexe des kalten gegenüberstehenden Himmels spielen ließen, die beabsichtigte Wirkung nicht ausbleiben könnte. Dieselbe zu lichte Umgebung scheint mir in den anderen Sonnenbildern zu sein.

Und nun verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit. Nehmen Sie mein Urtheil für nichts weiter als für eine Privatansicht, was es auch ist, ergänzen Sie es, wie ich schon in einem früheren Briefe sagte, mit Ihrer besseren Einsicht und dem gründlicheren Urtheile Anderer, und lassen Sie sich durch meinen Tadel, wenn er falsch sein sollte, nicht beirren.

Ich habe nur den lebhaften Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, und dann noch öfter mit Ihnen im kunstfreundlichen Verkehre zu stehen. Am liebsten wäre es mir freilich, mit Ihnen in demselben Orte zu leben. Da dieses aber in dem Augenblicke wenigstens nicht möglich ist, so bitte ich Sie, und mit mir bitten viele Kunstfreunde hier, senden Sie uns recht oft etwas von Ihrer Hand, Ihre Bilder würden unsere Ausstellungen zieren, und kaum würde je eines den Rückweg nach Prag finden. Mir, einem sehr großen Freunde land-

schaftlicher Natur, würden Sie ein wahres Labsal bereiten. Und endlich liegt bei mir noch ein anderer Wunsch im Hintergrunde: ich möchte gerne mit meinen geringen Kräften etwas zur Verbreitung Ihres Namens beitragen, wozu ich öfter Bilder von Ihnen sehen muß, da ich schon nicht mit Ihnen in einer Stadt leben kann. Ihnen mag es vielleicht gleichgiltig sein, wie weit Ihr Name töne, den Freunden Ihrer Kunst aber liegt daran, daß es so weit sei, als Sie es verdienen.

1860.

An Joseph Axmann.

Linz, am 5. Jänner 1860.

Zürne mir nicht, daß ich Dich so lange auf eine Antwort warten ließ. Es konnte nicht eher geschrieben werden, als bis ich mit mehreren Herren unseres Vereins gesprochen hatte, um zu wissen, wie etwa das Ergebniß einer Abstimmung ausfallen dürfte. Und endlich mußte ich auch auf eine Amtsreise fort, die mich einige Zeit von Linz entfernt hielt. Mit dem Stiche der Mövius'schen Landschaft hat es mehrere Anstände. Unser Verein ist nicht in der Lage, regelmäßige monatliche Vorschüsse bis zur Vollendung der Platte geben zu können, und zwar aus dem Grunde, weil die Gelder desselben unregelmäßig eingehen. Vom Lande herein kommen sie meist gegen Ende des Vereinsjahres. Zu dieser Zeit ist das meiste Geld in der Kassa, und es wird zur Berichtigung der etwa noch rückständigen Summen für Ankäufe und zum größeren Theile zur Anschaffung des Vereinsblattes verwendet. Dann hast Du ja das Bild nicht gesehen. Es ist ein sehr großes Bild, sehr reich an Formen, künstlerisch von hohem Werthe; es ist die Frage nicht so leicht zu beantworten: Kann es im Stiche vorgetragen werden, wie viele Arbeit steckt darin, und wie groß muß es sein. Da der Gegenstand ein sehr ernster ist, so darf die

Größe nicht unter ein gewisses Maß herab sinken, damit das Ganze nicht kindisch aussehe. Ich habe erst gestern das Bild wieder gesehen, da es von Pest gekommen ist und ausgepackt wurde, und es hat sich mir neuerdings wieder die Überzeugung aufgedrungen, daß Du Deinem eigenen Vortheile gemäß durchaus über Größe und Preis nichts bestimmen kannst, wenn Du das Bild nicht gesehen hast. Es war sehr lange in Wien ausgestellt, und es ist mir leid, daß Du es nicht gesehen hast. In den Raum der „Dichterliebe" geht es nach meiner Meinung nicht hinein. Die Vorschüsse könnten vielleicht durch meine Vermittlung privat gemacht, und überhaupt der Stich als Privatunternehmung ausgeführt werden; denn für den Verein dürft der Preis, wenn die Größe wächst, zu groß sein. Hast Du einmal Zeit, und brauchst Du Erholung, so wende einige Gulden zur Herfahrt an. Während Deines Hierseins wohnst Du bei mir. Dann könnten wir Alles besprechen und das Unternehmen doch vielleicht in's Werk setzen.

Für die übersendeten Stiche danken wir Dir herzlich. Meine Gattin ist besonders über das Schillerpaar sehr erfreut. Mir gefallen alle Stiche ganz besonders. Die erhabenen sind meisterlich. Das Mädchen nach Geiger scheint mir so vollendet, daß ich Verbesserungen nicht vorschlagen kann. Ich glaube, Du darfst die Platte lassen, wie sie ist. Bei dem Ganzen gereicht uns nur das zum Schmerze, daß wir Dir und Deinen lieben Angehörigen für so viele Aufmerksamkeiten nicht auch mit Gegendiensten danken können. Wir werden es gewiß thun, wenn sich eine Gelegenheit darbietet.

Für Deine Bemühungen bezüglich des Herrn Leander Ruß danke ich Dir sehr. Er hat mir ausführlich geschrieben.

Meine Gattin läßt an Ferdinand den innigsten Dank für die Zeichnung sagen, welche er ihr gesendet hat. Sie gefällt ihr sehr, und sie wird dieselbe in ihre Sammlung legen, in welcher sie schon ganz hübsche Dinge hat.

Sage an alle Deine Angehörigen unsere herzlichsten Grüße, besonders an Deine Gattin; empfange selber die besten Grüße von uns, und bleibe meiner gedenk.

An Dr. Ralth. Elischer.

Linz, am 14. Jänner 1860.

Spät kommt mein Dank für Ihr Schreiben und Ihre Christgabe; aber er kommt doch. Theils ist die Christgabe durch Umstände der Versendung zu einer Neujahrsgabe, und da ich am Neujahrstage bei unserem Statthalter speiste, zu einer Dreikönigsgabe geworden — und prüfen mußte ich doch die Gabe, ehe ich dafür danken konnte — theils dürfte Ihnen unser Freund Heckenast schon von meinem Fehler erzählt haben, daß ich gerne mit Briefen und Manuscripten mich verspäte. Dies die Erklärung des Tages des heutigen Schreibens. Das Verspäten hat wohl auch wieder Gründe, die mich nicht gar zu beschwert erscheinen lassen: der Handschriften, weil ich immer damit nicht zufrieden bin, und stets verwerfe und umändere, der Briefe, weil ich Freunden recht Liebes und Vieles schreiben möchte, und im Gedränge die Zeit und die freundliche Stunde nicht so schnell

finde, so daß es fast ein Gradmesser der Freundschaft ist, wenn ich jemanden recht lange auf eine Antwort warten lasse; denn Geschäfts- und Amtsbriefe schreibe ich immer sogleich, und zwar in den wenigst möglichen Zeilen.

Also meinen herzlichen Dank für Ihre Zuschrift. Wenn Sie, der Freund und Verehrer unseres großen Göthe, wenn Sie als der Mann, wie ich Sie kennen gelernt habe, in meinen Schriften etwas finden, das echter Kunst nicht zu ferne steht, und das seinen Inhalt aus höheren und leuchtenderen Bahnen der Menschheit zu nehmen strebt, so geben Sie mir mit diesen Worten ein Glück, dessen Fülle Sie wohl kaum ahnen. Ich selber bin der unerbittlichste Richter meiner Arbeiten. Jede ist herrlich schimmernd und tadellos, so lange sie im Entwurfe und noch nicht angefangen ist, darum hafte ich auch manchesmal so lange im Entwurfe, und trage ihn im Haupte herum: jede macht mich fast unglücklich, wenn sie fertig ist, weil sie gar so unzulänglich ist. Ich muß das Ideal, womit ich zum Werke gegangen bin, vergessen haben, und es muß eine gewisse Zeit verflossen sein, wenn ich wieder einige Freude an einer meiner Arbeiten haben soll. Ich war oft ernstlich daran, die Feder auf ewig wegzuwerfen; aber „Poesie ist kühn und feurig wie die erste Liebe", sagt Schiller irgendwo; bei mir ist sie eine Jugendsünde, zu der es mich allemal wieder treibt. Wenn nun ein Mann, den ich als so bedeutsam kennen gelernt habe, ein Stück größerer und beachtenswertherer Menschheit und Kunst in meinen Schriften erkennt, dann sind diese Dinge auch darin, und dann darf ich hoffen, daß auch für kommende Geschlechter meine Worte eine edle Geltung haben werden, da die größeren Menschen sie jetzt zu sich erheben, und nach diesem Vorgange auch andere dann,

die jetzt in entgegengesetzten Gewohnheiten befangen sind, sich zu ihnen wenden, und von ihnen sich einiges andere Leben anlernen werden. Und dieser Gedanke ist ein Glück für mich. Ich bin seit meiner Jugend dem Hohen nachgegangen, und habe es zu verwirklichen gestrebt. Ob es mehr oder minder gelungen, oder ob nur ein phantastisches Ding gekommen ist, wußte ich nie völlig sicher. Ruhm ist mir gleichgiltig, Neid, Nebenbuhlerschaft, Auszeichnung u. s. w. sind mir völlig fremd; aber wenn das, was ich stets als Heiliges im Herzen trug, nichts wäre, das würde ich kaum verschmerzen können. Viele Urtheile über mich konnten mich doch nicht fest stellen. Großes und überschwengliches Lob sah ich nicht begründet, und konnte es nicht achten, Aufzeigen von Fehlern nützte auch nichts; denn ich konnte die vorgebrachten Beschuldigungen des Mannes meist federleicht widerlegen, während er von dem gar nichts sagte, was mir am schwersten auf dem Gewissen lag, und so mußte ich den Tadel eben so wie das Lob verachten. Einzelne Zuschriften und einzelne Worte von Freunden in Anerkennung und Tadel mußte ich gerecht finden, und diese haben mich in meinem Innern etwas sicherer gestellt. Ich bewahre sie als Denkmale mit Verehrung auf. Mein theurer Freund Heckenast hat Vieles gethan, und ich werde es ihm gedenken, so lange ich lebe. Nun kommen Sie, und legen noch einen sehr großen Stein zu dem Gebäude; denn ich habe von entfernteren Freunden keine so genaue Kenntniß wie von Ihnen. Ich habe Sie von Anbeginn unserer Bekanntschaft sehr hoch gestellt, und darum sind mir Ihre Worte so bedeutend, und daraus werden Sie jetzt erkennen, daß es wahr ist, was ich oben sagte, daß mir Ihr Schreiben ein Glück gebracht hat. Die Zuneigung, welche aus Ihrem Schreiben spricht, ehrt mich sehr,

und freut mich ungemein, und für diese danke ich Ihnen von tiefster Seele. Ich hoffe in den Jahren zu stehen, daß ich sie nicht durch Umänderung meines Wesens verscherzen werde. Wenn Sie sagen, daß ich Sie ein „Bisgen“ (nach Göthe's erster Zeit) lieb haben soll, so scherzen Sie wohl; denn Sie wissen es, daß ich Sie viele Bisgen lieb habe, das haben Sie selber gesehen; denn das Hintermbergehalten ist mein geringstes Laster, und Heckenast hat gewiß geplaudert, wenn ich über Sie schrieb, oder er hat Ihnen gar die Buchstaben gezeigt. Also wir haben uns beide lieb, und es wird wohl, so hoffe ich zuversichtlich, noch ärger werden.

Für den Wein danke ich schönstens. Seit ich älter werde, bin ich gegen dieses Ding nicht so gleichgiltig wie in meiner Jugend, in der ich im Durste alles hinein trank, was naß war, ohne es zu kennen. Jetzt kenne ich die Gabe der Traube, und trinke in Ehren auch ein Schlückchen, wenn ich auch nicht dürste. Von Ihrem Tokaj bor habe ich eine Flasche gekostet. Das ist kein Edelmann mehr, das ist ein Potentat. Seine Macht dürfte von wenigen erreicht sein. Er soll auch bei mir als Potentat behandelt werden, und nur an hohen Tagen in seinem Feierkleide erscheinen.

Heckenast hat mir seine Bilder von Göthe und Schiller für den Frühling zu unserer Ausstellung versprochen. Ich sehne mich sehr darnach. Grüßen Sie ihn tausendmal, und sagen Sie ihm, er soll ja streben, daß wir einmal zusammen einen Nachsommer haben, mir ist der Gedanke sehr ernst im Kopfe, Sie sollten sich auch darnach umthun. Das wäre doch gar so schön, wenn wir so etwas errichteten. Ich habe im vergangenen December einen Mann nicht kennen gelernt, sondern nur die

Spuren von ihm gefunden, der sich einen netten Nachsommer macht. Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der sich die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirthschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Brauhäuser baut und durch seine Wohlthaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten irgendwo zu finden.

Leben Sie wohl, empfangen Sie die besten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. März 1860.

Schon sehr lange habe ich nichts von Ihnen gehört, es wird wohl die Schuld an mir liegen; denn ich habe schon lange nicht an Sie geschrieben. Zu einer andern Zeit hätten Sie mich wohl gemahnt, aber jetzt, da Sie Weib und Kind haben, mahnen Sie mich nicht. Ich könnte eifersüchtig werden, wenn die Sache nicht so natürlich wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie, obwohl Sie Weib und Kind weit mehr lieben müssen als mich, doch auch mich nicht weniger lieben als sonst. Zuerst also die Frage, wie sich alles befindet, ich hoffe, sehr wohl; denn sonst hätte ich ja doch eine Nachricht bekommen. Dennoch bitte ich, schreiben Sie mir recht viel von Ihrem kleinen Mädchen und dessen lieber Mutter. Seit ich in meinem Hause vereinsamt bin, nehme ich, wie ich Ihnen schon schrieb, an den Kindern derer, die mir theuer sind, größeren Antheil als früher. Obwohl die Ruhe meines Geistes

wieder bei mir eingekehrt ist, habe ich doch noch immer ein Gefühl, als wäre ich seit einem Jahre ein anderer, als wäre ein Schleier über mein Wesen gekommen, und als würde, wenn der weggenommen wäre, erst wieder die alte Fröhlichkeit und Klarheit kommen. Die Zeit wird wohl auch diesen Schleier nach und nach vernichten. Ein Glück ist mir wenigstens zu Theil geworden, ich kann wieder mit derselben Liebe arbeiten wie früher, und mit einem noch größeren Ernste. Als der Schmerz über den schrecklichen Tod Juliens noch neu war, erschienen mir alle meine Bestrebungen so schal und nichtig, daß mir war, als lohne sich in der Welt keine Thätigkeit, und daß das Leben nichts sei, als ein längerer oder kürzerer Gang zum Tode. Langsam, sehr langsam kamen wohl die früheren freundlichen Dinge des Lebens wieder, aber sie kamen doch, und unter ihnen die Kunst wie eine ruhige, sanft lächelnde Göttin. Sie schien mir doch wieder der Aufmerksamkeit werth, und allgemach wurde sie die größte Trösterin, und wurde mir schöner, als sie es je gewesen war. So gewann ich auch wieder Liebe zu meinen Arbeiten, sie erschienen mir doch von einiger Ersprießlichkeit, und edle Männer, wie Elischer einer ist, führten mich wieder sicherer zum Schreibtische, als es Geld und Gut oder Aussicht auf Ruhm und dergleichen zu thun im Stande gewesen wären. So ein Zeichen erhielt ich auch unlängst aus Krakau, ich schließe es bei Ich kenne den Mann gar nicht, der Brief bezeichnet ihn aber schon zum Theile, und so weit ich in den mir gesandten Gedichten gelesen habe, muß ich ihm Bedeutung zuschreiben, und einige. der Gedichte fand ich trefflich, z. B. die Kirschen, keines lahm, und jedes aus einer selbstständigen Persönlichkeit hervorgegangen. Das zweite Büchlein sind Übersetzungen aus dem russischen

Dichter Puschkin. Ich habe noch nicht darin gelesen. Senden Sie mir das Blatt wieder einmal zurück. Vielleicht nimmt unser Freund Elischer daran Theil. Zeigen Sie es ihm.

Ein Hauptgrund, weshalb ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, besteht darin, daß ich alle Zeit, die ich außer der nöthigsten Erholung zur Verfügung habe, auf den Witiko (oder Vitigo oder Witigo oder Witgo oder Witco oder Wittico oder Vitek ꝛc.) — ich weiß nach Lesung von Chroniken gar nicht einmal mehr wie er heißt, und muß deshalb schließlich an Palazki schreiben — verwende. Ich freue mich, wenn ich Ihnen werde mündlich über diese Arbeit erzählen können. Schriftlich wäre es zu weitläufig. Der Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen ist für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geschichte als leichtsinniger junger Mensch über das Knie gebrochen, und sie dann in die Schubfächer meiner Phantasie hinein gepfropft. Ich schäme mich jetzt beinahe jenes kindischen Gebarens. Jetzt steht mir das Geschehene fest wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist jetzt nicht mehr die: was will ich mit ihm thun? sondern: „was ist er?" Und die Antwort ist so schwer, daß, wenn ich sie nur zum Theile finde, und geben kann, das Gegebene unendlich mehr ist, als das, was ich hätte machen können, und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird, und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischeste Epos, und wenn Theile davon

als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben, und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran. Wie viel ich an meinem ersten, bescheiden gewählten Stoffe verderben werde, mag Gott wissen. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen mischt das Ich stets einen Theil von sich unter die Wirklichkeit, und taust ihn Wirklichkeit. Ich habe nur die herzliche Bitte an Sie: 1. Drängen Sie mich nicht mit dem Werke, es dauert nicht mehr lange, bis Sie es ganz in den Händen haben, und 2. verschmerzen Sie mit mir die Zeit, in welcher gar nicht gearbeitet werden konnte. Ich werde den Rest meines Lebens einzig der schönen Kunst mit voller Seele zuwenden — ach, könnte ich es auch nur ausschließlich, und wäre ich nicht noch von andern Ketten gebunden, und gönnte mir Gott ein Alter, wie es Größeren, Begabteren zu Theil geworden ist, z. B. Göthe, Alexander Humboldt. Ich werde in den Arbeiten an Wok und Zawesch keine Pause eintreten lassen, und Gott wird doch eine so unfreiwillige, wie sie in jüngster Vergangenheit kam, und wie sie vielleicht nach seinem Rathschlusse auch nothwendig war, nicht zum zweiten Male in kurzer Zeit senden. Mit Wok werde ich in Nebenstunden den Stoff zum Kepler sammeln, und nach Wok und Zawesch dieses Werk und in Gottes Namen Dramatisches folgen lassen. An Geist und Leib fühle ich noch kein Alter; glücklich, wenn mir Gott ein so dichterisch freies Anschauen und Walten verliehe, wie es mein Großvater Augustinus Stifter fast bis in sein 97. Jahr hatte, und wie ich es erst jetzt recht erkenne und würdige, da ich selber

in ein ruhigeres Alter einzutreten beginne. Wenigstens Pläne häufen sich bei mir, daß ich auch in meinem 100sten Jahre nicht damit fertig wäre.

Haben Sie denn geforscht, ob Ottokar von Horneks Reimchronik nicht zu haben ist? Ich habe Sie einmal darum gebeten. Ich wiederhole die Bitte.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 10. April 1860.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich beantworte Ihr Schreiben heute nicht, weil ich doch hoffe, Sie in Wien sehen zu können, obwohl mir Elischer schreibt, daß Sie unwohl sind. Es wird wohl nicht bedeutend sein; denn sonst hätte er es mir nicht verhehlt, im Gegentheile versprach er, daß auch Sie wahrscheinlich Wien besuchen werden. Er werde kommen, daß wir uns sprechen können. Mich freut die Freundschaft dieses Mannes auf das Tiefste. Sollte Ihr Unwohlsein Sie aber doch abhalten, Wien zu besuchen, und sollten Sie dies später zu thun gesonnen sein, so verschiebe auch ich meine Reise; denn ich möchte Sie sehr gerne sehen und ein paar Tage mit Ihnen zubringen.

Lesen Sie gütigst in Palazki's Geschichte von Böhmen, ersten Band siebentes Kapitel, Seite 355. In demselben steht von S. 355 bis S. 366 ein Stoff, den ich gleich nach Zawesch noch vor Kepler bearbeiten will. Es ist der Untergang der Wrsowece

und der ihres Feindes. Der Stoff liegt fast vollendet vor. Es kommt nur darauf an, die glühende, kraftvolle, rastlose, entsetzliche Seele Swatopluks zu entwickeln, die gewaltthätigen Triebe seiner Zupane und Lechen zur Anschauung zu bringen, und den giftvollen Wacek und den fast großartigen Mutina und Bozey darzustellen. Es ist unbegreiflich, warum ich dieses Epos nicht längst gemacht habe, und ich zittere fast, daß mir dieser Stoff weggenommen wird. — Verrathen Sie ihn niemanden. Nur daß Deutsche die böhmischen Geschichten so wenig studieren, mag Ursache sein, daß man an diesem nibelungenartigen Riesendinge vorüber ging. Wäre es nicht besser, da Witiko älter ist als Swatopluk, Swatopluk aber den geschichtlich schon klaren Rosenberger Wok und Zawesch weit an Alter vorgeht, ihn gleich nach Witiko kommen zu lassen? So würden die größten böhmischen Geschlechter vorgeführt. Bei den Wrsowecen käme auch ein Rückblick auf ein uraltes böhmisches Geschlecht vor, welches 200 Jahre vor Swatopluk von den Wrsowecen vernichtet worden ist, ein Geschlecht, dem der Bischof von Prag, Woytech (der heilige Adalbert), angehörte, das Geschlecht der Slawnike. Lesen Sie hierüber S. 225—243 des eben angeführten Werkes. Welche schaudererregende Vergeltung herrscht in diesen Dingen. Könnte nicht die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert, und ihre Gewaltplane wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend dargestellt werden, daß die Menschen im Anblicke des Entsetzlichen, das in Folge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet? Ob ich aber das darstellen kann? Ich würde es versuchen, und dann wäre wohl auch die Neugierde

zu verzeihen, zu erfahren, ob unser jetziges Geschlecht durch rauschende Kraft mehr zu erregen wäre als durch die stille, aber größere der Weisheit. Doch viel hievon mündlich.

An M. Tenger.

Linz, am 26. Mai 1860.

Freilich sind wir in Wien gewesen, und zwar sind wir am 19. April hinab und am 3. Mai herauf gefahren. Über Wien mündlich. Ihren Brief fanden wir bei unserer Zurückkunft auf dem Tische. Aber ich fand zugleich einen solchen Wirrwar von Dingen und Nothwendigkeiten, daß seine Beantwortung, die zugleich ein selbstständiger Brief sein sollte, immer hinaus geschoben werden mußte. Und auch jetzt noch bin ich nicht in der Lage, Ihnen so viel schreiben zu können, als ich wollte. Ich muß mich auf das Nothwendigste beschränken, und das Beste dem mündlichen Verkehre aufsparen. Für den Wunsch zu meinem Namensfeste danke ich Ihnen herzlich, und eben so für die gute Meinung, welche Sie von mir haben. Eine gute Meinung über mein Wesen möchte ich mir sehr gerne von den guten Zeitgenossen erwerben, diese Meinung freut mich mehr, als hätte ich den größten Dichterruhm; meine sittliche Natur mache ich doch zum größeren Theile selber, das wenige Gute in meinen Schriften ist doch zuletzt das Eigenthum des lieben Herrgottes. Sie wollen meinen Geburtstag wissen. Er ist der 23. Oktober

1806*). Man erzählte mir, es habe bei meiner Geburt schrecklich gestürmt und geschneiet, und ich hätte sogleich sehr geschrieen, als mein Alter erst nach Minuten zählte.

Die Briefe Humboldts an Varnhagen lese ich eben. Ich habe sie von meinem Freunde Heckenast zugeschickt erhalten. Ich freue mich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es sind so viele Meinungen darüber; aber sie scheinen mir alle, mit Ausnahme von vielleicht nur wenigen, nicht klar. Humboldts Wesen liegt ja offen in seinem langen Wirken, es kann nun in einigen Briefen nicht plötzlich ein anderes sein. Nach dem zu urtheilen, was ich bereits gelesen habe, sind diese Briefe so, wie ich mir sie von Humboldt gedacht habe.

Von Ihrer freundlichen Güte, in Gmunden bei Ihnen abzusteigen, können wir keinen Gebrauch machen, da wir Ihr Hauswesen zu sehr in Unordnung bringen müßten. Zudem kommen zu mir so viele Leute, daß ich Ihre Wohnung zu einer Kanzlei machen müßte. Dafür wollen wir recht viele Zeit bei Ihnen zubringen, und uns der Aussicht auf den See erfreuen. Ich werde sorgen, daß in unseren Gmundner Aufenthalt ein Sonntag falle, welchen Tag ich fast ganz frei habe. Nehmen Sie unsere Weigerung ja nicht unfreundlich auf, sie fließt einzig aus dem Bewußtsein, daß wir nicht anders handeln dürfen. Ich werde Ihnen den Tag anzeigen, an welchem wir kommen. Daß Sie uns mit einem lithographirten Bildnisse von sich auf unsere Bitte erfreuen wollen, ist sehr schön. Wir beide, besonders aber meine Gattin, sehen mit Sehnsucht dem Bilde entgegen. Senden

*) Die Jahreszahl ist irrthümlich angegeben oder verschrieben. S. die Biographie.

Sie es ja recht bald, wir können nicht darauf bis zu unserer Reise in das Salzkammergut warten. Dafür müssen Sie sich auch gefallen lassen, daß wir einmal auch unsere Bilder in Ihr Haus stiften.

Indem ich Ihnen noch sage, daß wir uns beide schon recht freuen, Sie wieder zu sehen und eine Zeit mit Ihnen zuzubringen, muß ich diesen Brief schließen. Wir grüßen Sie beide auf das Herzlichste.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. Mai 1860.

Ihr Brief hat mich sehr erfreut, da ich daraus Ihre fortdauernde freundliche Gesinnung gegen mich und meine Gattin erkenne. Wir sind erst am 3. Mai von Wien abgereist.

Beiden war uns Linz als Stadt nach dem Aufenthalte in Wien fast unerträglich. Welche edlen, guten, lieben und feinfühlenden Menschen habe ich dort um mich gehabt! Wie ist sonst dort Alles anders und geschmackvoller als hier! Man sollte, wenn man lange in Wien gelebt hat, und fort gekommen ist, entweder gar nicht mehr dahin zürückkehren, oder es recht oft besuchen, daß man es gleichsam gar nicht verliert. Dieses letztere werde ich, so lange ich noch in Linz bleiben muß, thun. Der sehr edle und liebe Fürst Colloredo, derselbe, welcher in den Reichsrath berufen ist, ein Jugendfreund zu mir, hat mir eines Tages

alle jene Freunde, die mit ihm und mir vor unserer Verehlichung durch zehn Jahre hindurch einen unzertrennlichen Kranz gebildet hatten, zu Tisch geladen. Es war eine der tiefsten und schönsten Empfindungen im Kreise dieser Freunde zu sitzen, und die alten fröhlichen Tage wieder herauf zu rufen in die Reife unserer Männerjahre. Aus allen sind tüchtige Leute geworden. — Rizy gehört auch darunter. Colloredo hat mir ein politisches Manuscript mitgegeben, welches ich zwar noch nicht zu Ende gelesen habe, das mir aber, so weit ich es jetzt kenne, obwohl ich nicht in Allem gleich denke, außerordentlich gefällt. Es ist mit der größten Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit geschrieben. Es redet nicht andern Reden nach, sondern steht mit einer fast beispiellosen Strenge auf dem Boden der eigenen Erfahrung und des eigenen Nachdenkens. Darum huldigt es auch nicht sofort alter und neuer Mode, sondern sieht beiden fest in das Angesicht. Die Schrift wird, wenn sie gedruckt wird, Bewunderung und Anfeindung ernten. Bei Grillparzer war ich fast einen ganzen Nachmittag. Ich möchte Ihnen recht viel von ihm erzählen. Auch Baumgartner und Zedlitz besuchte ich. Mit solchen Männern fühle ich mich wieder, und werde selber mehr. Ihre und Elischers liebe Gestalten begleiteten mich auf meiner Reise herauf, und sind noch bei mir. Sollte es denn unmöglich sein, daß wir den Rest unseres Lebens mit einander zubringen? Die Erinnerung dieser einigen herzlichen Wienertage mit Euch beiden wird mir lange verbleiben. Auch Geiger sah ich noch zweimal. Wie hat sich diese Kernnatur herrlich heraufgearbeitet. Jetzt sollte er Raum haben zu schaffen. Ach Gott! Albert Zimmermann habe ich kennen gelernt, er gefiel mir sehr, ich ihm vielleicht auch. — Nun aber genug von Wien.

Für den Wein, welchen ich erwarte, meinen herzlichsten Dank. Wie soll ich denn alle die Güte verdienen? Und doch muß ich wieder mit Bitten kommen. Sie haben uns die Bilder Schiller und Göthe zur Ausstellung versprochen. Ich habe sie bereits in einer Sitzung angekündigt. Senden Sie doch jetzt dieselben. Richten Sie dieselben an den Kunstverein in Linz. Ich werde beim Aus- und Einpacken, so wie beim Aufstellen selber gegenwärtig sein, daß keine Verletzung geschieht. Ich habe bei Geiger die Skizzen beider Bilder gesehen, die mich im höchsten Grade entzückten. Er wird uns auch die Skizzen zur Ausstellung senden. Mövius in Düsseldorf hat der Landesgallerie in Linz das herrliche Stichwerk Kellers „die Disputa" von Raphael zum Geschenke gemacht. — Haben Sie dieses Blatt schon gesehen?

Witiko (so heißt er nun endgiltig; die Rosenberger kommen in alten Schriften fast immer als die Witkowece (wece, die Nachkommensendung von dem Ahn Witko oder Witiko, vor) schreitet nun rasch fort. Wollen Sie einen Theil zum Lesen, nicht zum Drucken, so schreiben Sie mir. Den Druck sollten wir erst beginnen, wenn das ganze Manuscript vorliegt, weil alles besser zu berechnen ist. Wollen Sie dann nicht auch Geiger das Manuscript mittheilen? — Es dürfte vielleicht gut sei, wenn es copirt würde. Ich habe nur höchst mangelhafte Skizzen, von denen der reingeschriebene Text häufig bedeutend abweicht. Ein Verlust von Blättern (denn das Werk steht wieder auf lauter einzelnen Blättern) wäre ein wahres Unglück. Schreiben Sie mir recht bald hierüber. Wenn auch Witiko so schwer geboren wird, so schreiten dessen Nachkommen desto leichter in die Welt, da die Studien nicht anders als zu allen zugleich gemacht werden mußten, indem alles zusammenhängt. Mit ihm sind auch die andern fertig, sie

dürfen nur in die Welt geführt werden. Hat ja auch er die schwere Arbeit gehabt, das Haus zu gründen, die Nachfolger haben behaglich darin gewohnt. Das Schwerste ist fast, die mit einer hervorragenden Person der Witkowece zugleich lebenden Glieder dieser großen Familie zu ergründen, und etwas über ihre Verhältnisse und Charaktere zu erfahren, und doch ist dieses für den Geschichtschreiber, sobald es nicht öffentlich eingreift, gleichgiltige Ding für den Dichter unentbehrlich. Weiß man sogar in der Geschichte nicht einmal gewiß, weshalb die Witkowece, welche Ottokar II. gegen die Ungarn so unterstützten (Wok der Witicer erfocht einen glänzenden Sieg über die Kumanen in der großen Schlacht an der March (12. Juli 1260) gegen Bela und Stephan), doch denselben Ottokar gegen Rudolph stürzten; denn sie und die Riesenburge gaben dem Sturze den Ausschlag. Diese Beziehungen werden in Wok und Zawesch vorkommen. Ottokar und Zawesch fallen durch ihre Größe und ihre Leidenschaften.

Doch genug.

An Gustav Heckenast.

Freistadt, am 5. Juli 1860.

Ich schreibe Ihnen von Freistadt nur einige Worte. Mehr entweder mündlich oder in einem nächsten Briefe. Ich habe die zwei Bilder noch ausgepackt und aufgehängt, dann mußte ich fort. Sie sind unversehrt in unsern Ausstellungssaal gekommen. Was

soll ich sagen? Vorerst nur so viel: ich bin im höchsten Sinne des Wortes entzückt. Göthe ist großartiger, Schiller faßlicher. Nichts kann die Werke beider Männer getreuer spiegeln als diese Figuren. — Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet, daß ich durch längere Zeit diese Werke genießen kann. Der Verein wird Ihnen ein Dankschreiben senden. — Ich mußte eine Amtsreise antreten, am 9. Abends komme ich nach Linz zurück. Eher treffen Sie ja auch nicht dort ein, wenn uns schon überhaupt das Glück zu Theil wird, Sie bei uns zu sehen.

Der Wein ist herrlich, tausend Dank. Alles Herzlichste und Innigste an Sie und Ihre Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. October 1860.

Hier folgt ein Stück Witiko. Es wäre mir lieb, wenn Sie die Studien sähen, die darin stecken; aber noch lieber, wenn Sie dieselben nicht sähen, und Ihnen doch die Sache gefällt; denn dann ist sie natürlich und lebt. Was Sie hier haben, ist die Exposition zu Witiko und der Schauplatz zu allen Rosenbergern. Ich bitte auf das Manuscript wohl zu achten, es ist wohl, wie Sie sehen werden, kein Concept, sondern Reinschrift; allein ich besitze nur zum Theil eine zweite Schrift, das andere ist zerstreut auf unzähligen, mit Bleistift beschriebenen Papierstücken (wie der W. auf lauter solchen steht) und müßte wieder zusammengelesen werden, wenn dieses Manuscript verloren ginge. Ich bitte,

theilen Sie diese Blätter auch Elischer mit, und schreibt mir, wie Euch die Sache gefällt. Gebt Euch Mühe, daß Euch der junge Mann nicht zuwider ist, er wird schon älter, und er thut auch gut und bringt's zu etwas. Zu was, darf ich nicht verrathen.

Heute kann ich wenig schreiben, da ich keine Zeit habe. — Nächstens schreibe ich einen längern Brief.

An Heinrich Bürkel in München.

Linz, am 6. November 1860.

Noch nie ist mir etwas so schwer geworden als dieser Brief. Ich schob ihn lange auf, weil ich meinte, ich werde anderen Sinnes werden; aber endlich muß ich doch daran, wenn ich nicht eine große Unart gegen Dich begehen soll. Dieses Schreiben enthält die freundschaftliche Bitte, mich meines Wortes zum Ankaufe des Bildes mit den Kühen zu entbinden. Ich bitte Dich, nimm die Ursache nicht übel auf: das Bild gefällt mir nach der Ausführung weniger, als es mir in dem Zustande gefallen hat, in welchem ich es bei Dir sah. Ich will versuchen, das auseinander zu setzen. Du hast den unteren Theil der Luft in den Hintergrund neu gemacht. Die neue Farbe scheint mir mit der alten nicht zu schmelzen, und ich fürchte auch noch überdies, daß der neue Theil auswachsen und einen Fleck bilden wird. Das neue Grün, welches Du auf den Rasen der Kühe gestellt hast, erscheint mir zu sehr dem Berggrün ähnlich und scheint mir ein falscher Ton zu sein. Ich will hiemit keinen Tadel gegen das

Bild aussprechen, es ist nur meine einzelne Meinung. Wenn ich nun ein Bild von einem so großen Meister, wie Du bist, besitzen soll, so sollte kein Schatten eines Zweifels die reine Freude trüben, namentlich, da ich nicht reich genug bin, mir drei oder vier bedeutende Bürkel kaufen zu können. Ich wollte Dich bitten, mir zu erlauben, daß ich anstatt des Thierstückes das Gebirgsstück mit dem Hause und dem alten Manne kaufe; allein dieses Bild kaufte der Verein, ich wollte nichts dagegen sagen, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich als Ausschuß und Vorstandstellvertreter die besten Stücke an mich ziehe, und so stand ich nun in Zweifeln da. Der Pferdemarkt entzückt mich wohl sehr; ich kann aber jetzt nicht so viel Geld ausgeben. Wenn Du mir mein Wort zurückgibst, so wähle ich mir wohl im künftigen Frühlinge, in welchem ich acht Wochen in München zubringen will, ein fertiges Bild von Dir; denn besitzen möchte ich denn doch noch eines, da mein Wesen dem Deinigen so ähnlich ist, daß seit etwa fünfundzwanzig Jahren her schon Deine Arbeiten meine Freude machten. Gibst Du mir mein Wort nicht zurück, so wird das unsere Freundschaft nicht trüben, so wie ich glaube, daß meine Bitte Dich nicht erzürnen wird.

Mit dem größten Vergnügen vergegenwärtige ich mir die beseligende Empfindung, welche ich in Deiner Arbeitsstube und in Deinem Umgange hatte. Wenn mir einmal das Geschick gönnen sollte, meinen dauernden Wohnsitz in München nehmen zu können, werde ich Dich wohl zuweilen ein wenig mit meiner Gegenwart plagen, ich will bescheiden sein, und Dir nicht viel Zeit nehmen; aber manchesmal wirst Du schon erlauben, daß ich mich an Deinen Werken erquicke, und es könnte auch sein, daß wir gegenseitig durch unser Gespräch uns aufheitern. Habe ich

Dir von dem Bilde erzählt, welches unser Erzherzog Franz Karl von Dir besitzt? Es sind Kohlenmeiler im Winter und im Nebel. Etwas Weicheres und Reizenderes habe ich kaum je gesehen. Deine Bilder auf unserem Vereine haben sehr gefallen. Du bist schon eine bekannte Figur bei uns, und selbst Leute unteren Standes sagten: „Ach, da ist wieder ein Bürkel.“ Gott gebe Dir noch recht lange Gesundheit und Kraft, und erhalte Dir das feine Gefühl Deines Herzens. Mögen Dir Feinde Fehler vorwerfen, Du wirst auch derlei haben, obwohl ich Bilder von Dir kenne, an denen ich nicht den geringsten fände, mögen sie Dir solche vorwerfen, es lebt jetzt doch keiner, der Dich in Deiner Art ersetzen könnte, wenn Du einmal den Pinsel weglegst oder gar stirbst. Dein freundschaftliches Erscheinen auf dem Bahnhofe bei unserer Abfahrt hat uns sehr gerührt, wir reden gerne davon, und meine Frau meint, Du seist ein weit besserer Mann als ich; ich gebe es aber nicht zu. Deine Flasche Wein steckte ich in meinen Überrock, um sie nach Linz zu bringen; allein im Bahnhofe in Salzburg legte ich den Überrock etwas zu arg auf einen Stuhl, die Flasche brach und ich hatte den Wein zwischen dem starken Tuche und dem dichten Seidenunterfutter in einem Schlauche, wie die antiken Faune.

Melde Deinem liebenswürdigen, hoffnungsvollen Sohne von meiner Gattin und mir die herzlichsten Grüße, Deine Gattin, obwohl wir sie persönlich nicht kennen, erlaube, daß wir ihr unsere Verehrung ausdrücken, und Du selber nimm alles Liebe und Herzliche von uns entgegen. Schreibe mir einige Zeilen zur Erleichterung meines Herzens. Lebe wohl und denke manchesmal ein bischen an Deinen Dich verehrenden Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. December 1860, Abends.

Ihre beiden Briefe haben mich sehr erfreut. Ich habe gemeint, ich hätte Ihnen auf den vorletzten geantwortet. Sie sehen, daß ich auch zerstreut sein kann, und werden mir den Gedächtnißfehler verzeihen. Im Kopfe muß die Antwort fertig gewesen sein; sonst hätte ich nicht in den Irrthum verfallen können. Daß Sie und Freund Elischer den Anfang des Witiko gut finden, macht mir Vergnügen und Muth. Besonders freut mich, daß Elischer diesen Anfang allen meinen bisherigen Arbeiten vorzieht. Ich thäte es auch gerne; aber ich wußte bisher nicht, ob ich recht habe. Das Eine ist gewiß, daß ich die Arbeit mit großer Sorgsamkeit fördere. Besonders strebe ich, daß mir nichts die Einfachheit stört, durch die ich vielleicht eine Art Erhabenheit zuwege bringe; darum muß alles fort, was in Zerstreuung ausarten könnte. Ich werde Ihnen in 2—3 Tagen das zweite Kapitel senden, ich muß es nur noch einmal lesen. Dann werde ich Ihnen gerne die Sachen schneller zukommen lassen, nur muß ich ein ziemlich breites Gebiet hinter mir zurückhalten, weil ich bei den Arbeiten stets nachschlagen muß, um nach Einzelnheiten, Ausdrücken u. dgl. zu schauen. Aus diesem Grunde wird die letzte Sendung die umfangreichste werden. In 1 fanden Sie den Schauplatz des Stammes Rosenberg und die ersten Fäden zu

Witiko; in 2 werden Sie den Haken finden, an den die kommenden Ereignisse des Buches geknüpft werden. In 2 befindet sich eine Reitergruppe, welche ein Gegenstand einer größeren Zeichnung für Geiger wäre.

Was Sie mir von Geigers Shakespeare schrieben, hat meine Theilnahme in hohem Grade erregt, ich freue mich, das Bild einmal zu sehen. — Möge das, was jetzt in Ungarn geschieht, nicht zu Schlimmem führen. Ich fürchte es fast. — Sie fragen, ob mich die gegenwärtige Weltlage nicht in meinen Arbeiten stört. Nein. Weil die gegenwärtige Weltlage Schwäche ist, flüchte ich zur Stärke, und dichte starke Menschen, und dies stärkt mich selber. Sonst aber betrübt mich Europa sehr. Wenn nicht einzelne edle Menschen wären, so wäre man versucht, im Angesichte dessen, was sich Europa bieten läßt, dem Geschlechte den Rücken zu kehren, und ein rechtschaffener Wolf oder Elephant oder Bär zu werden. Aber enden wir von dem Dinge. Mein heutiger Brief ist kürzer, weil mir meine Arbeit so im Kopfe steckt, einmal finde ich schon Muße zu einem längern.

1861.

Linz, am 4. Jänner 1861.

Hier folgt 2 des Witiko. Die Sendung folgt darum um mehrere Tage später, als ich in meinem letzten Briefe gesagt habe, weil dieses Kapitel kopirt worden ist. Ich bin nun beruhigt. 3 werde ich Ihnen recht bald schicken. Schreiben Sie mir bald über 2, dann schreibe ich Ihnen einen größeren Brief zurück. Heute habe ich gar keine Zeit.

Mit tausend Grüßen an Sie und Ihre liebe Gattin und an das Kindlein Ihr treuer Freund.

Linz, am 6. Februar 1861.

Obwohl ich gar keine Zeit habe, und nicht einmal ein Papier (das gegenwärtige hat mir mein Stubenmädchen vorgestreckt), so muß ich ihnen doch einige Zeilen schreiben.

Witiko geht langsamer als alle meine früheren Arbeiten von statten. In allen meinen früheren Sachen habe ich den Stoff

mehr oder minder aus mir selbst geboren, er floß daher sammt seiner Form aus mir in die Feder. Hier aber ist der Stoff ein gegebener, die Personen und ihre Handlungen haben außer mir eine Berechtigung, sie sind wirklich gewesen, sind in einer ganz bestimmten Form gewesen, und war jene Form die der Wirklichkeit, so muß die, in welcher ich sie bringe, die der Kunst sein, welche als Wirklichkeit erscheint, ohne es sein zu dürfen; denn die wirklichste Wirklichkeit jener Personen wäre in der Kunst ungenießbar. Gebe ich also meinem Stoffe die Form, so ist sie doch von mir ganz unabhängig, und hängt nur von dem Stoffe ab; ich muß sie finden, nicht erfinden. Das Finden macht mir aber oft große Freude, wie dem Naturforscher, wenn er unbekannte aber längst vorhandene Erscheinungen entdeckt. Meine Geschichte war längst da, ich entdecke sie nur, und da arbeite ich mit einer Lust, die ich früher nie gekannt habe. Darum ist mir öfter, als hätte ich früher nur geschwärmt, und dichtete jetzt. Die Griechen hatten das Wort ποιέω (ich mache) für Dichten. Wie bezeichnend! Gestalten muß man machen, nicht Worte. Daher habe ich jetzt das Gefühl, daß ich mich eher zerreißen ließe, als an Witiko sudelte, das Werk soll sonst keinen Fehler haben, als der in der Unzulänglichkeit meiner Kraft liegt. Erschrecken Sie darum nicht, es wird nicht unendlich dauern, bis Sie Alles haben. Ich arbeite desto fleißiger an dem Werke, ich habe eine — ich möchte sagen Leidenschaft für diese Arbeit, wenn nicht etwa dem Adel des Gegenstandes das Wort Begeisterung besser entspricht. Wenn ich nur wüßte, wie Ihnen Nr. 2 zugesagt hat. Ich hätte es Ihnen ohne 3 nicht schicken sollen, da beide Stücke sich so sehr ergänzen. Doch genug von Witiko.

Ich hatte große Lust eine Beurtheilung Petöfis und zwar

eine günstige zu schreiben; aber jetzt thue ich es nicht, daß meine Landsleute nicht sagen, ich sei unter die Magyaren gegangen. Ich gehe auch unter die Magyaren; aber erst wenn sie mit uns wieder gut Freund sind.

Leben Sie recht wohl, grüßen Sie von uns herzlich Ihre theuere Gattin (sie ist doch wohl nun ganz gesund?), küssen Sie in unserem Namen ihr Kindlein (lehren Sie es doch auch bald meinen Namen sprechen) und empfangen Sie selber die schönsten Grüße von uns beiden. Denken Sie freundlich Ihres treuen Freundes.

N. S. Grüßen Sie Elischer. Hat er mich denn zu dem Unrath gelegt, daß er gar nicht schreibt?

An M. Tenger.

Linz, am 10. Februar 1861.

Mit Ihnen stehe ich recht viel Kreuz aus. Ich habe Ihnen einmal gesagt, daß Sie an unserer Freundschaft durchaus nicht zweifeln sollen, und jetzt zweifeln Sie doch wieder lustig darauf los. Ich muß Sie am Eingange dieser Zeilen inständig bitten, daß Sie, selbst wenn Wunder und Zeichen geschehen, nicht mehr zweifeln mögen. Es ist in der That eine Kränkung für mich, zu meinen, daß ich ohne Grund meine Gedanken über Sie ändern werde. Ich verschenke meine Neigung nicht leicht, fordere sie dann aber nie mehr zurück. Daß ich Sie ganz von uns wegstelle, ist vollständig nicht wahr, es ist nur wahr, daß ich Ihnen schon sehr

lange nicht geschrieben habe, und Ihren letzten Brief auch wieder drei Wochen alt werden ließ. Das ist eine Thatsache, die mir jetzt oft begegnet, die mir nur in meiner Jugend, da ich sonst nichts zu thun hatte, als aus Büchern zu lernen und Briefe zu schreiben, nicht zustieß. Später geschah es mir sogar gegen meine über alles geliebte Mutter. Und doch kann ich es nicht ändern. Schweigen gegen liebe Menschen ist nicht lieblos, ich kann sie im Schweigen immer fort lieben; aber ihnen einen kalten, lieblosen, gehudelten Brief schreiben ist eine lieblose Handlung gegen sie, die ich mir nicht verzeihen könnte. So ist es. Ich bitte Sie, lassen Sie es sich klar sein, denn das Unglück wird wieder geschehen; dafür werden Sie aber unvermuthet einen langen, ich glaube, lieben Brief erhalten. Hören Sie nur: ich muß täglich zu einer Menge Menschen schreiben (die Lieblingssünde der Schriftstellerei kann ich nun einmal nicht aufgeben. Phantasiegestalten und solche der Geschichte sind mir oft lieber als die wirklichen), dann malen (ich kann diese Sünde auch nicht lassen), zeichnen, lesen, mein Amt, die Politik, Schreiben unzähliger lästiger Briefe — so hätte ich manchen Tag gar nicht einmal Zeit zum Sterben. Was eine häßliche Weltlage und ein zerstreuendes Amt an günstiger geistiger Stimmung noch übrig läßt, das gebe ich so gerne den Musen. Ich genieße viel Glück in diesem Leben, und bin Gott auch sehr dankbar dafür, ich liebe die Natur, und sie gibt mir oft wahrhafte Seligkeiten, ich liebe die Kunst, und sie vergilt es mir, ich kann zuweilen ein winziges Gutes thun, ich habe etliche Spielereien um zu tändeln, manche Freunde sind mir mehr gut, als ich verdiene, und eine makellos rechtschaffene Gattin erwiedert mir meine große Liebe zu ihr, und endlich ist die Dichtkunst, mit der ich zwar viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will, die

aber doch auch wieder viele Freude gibt. In diesem Kreise lebe ich fort, und verschmerze es endlich, daß mir Gott keine Kinder gegeben hat.

In Wien hatte ich das schmerzliche Glück die Frau von Collin zum Grabe begleiten zu können. Ich kam um 4 Uhr des Tages zu ihr, an dem sie um 11½ Uhr gestorben war. Ich fand die Söhne im tiefen Schmerz. Die todte alte Frau habe ich nicht angesehen, um ihre lieben Züge in meinem Gedächtnisse nicht durch das Todtenangesicht zu verwischen. Ludwig hat mir gesagt, daß er Ihnen eine Anzeige schicken wird. Das Gerücht, daß ich nach Wien übersiedeln werde, ist völlig falsch. Selbst wenn meine Freunde mich zu irgend etwas auf Dortbleiben riefen, ginge ich unter den jetzigen Umständen nicht. Hätte ich nicht einen andern Lebensinhalt bereits gewählt, so könnte es sein, daß, wenn die Gelegenheit es wollte, ich mein Leben wagte, um an den Staatswagenrädern zu schieben, selbst auf den Fall hin, daß es nicht gelänge, aber mein ganzes Wesen drängt zur Kunst, ihr habe ich schon einen Theil meiner Kraft geopfert und entsage ihr nicht auf ein zweifelhaftes lockendes Ungefähr hin. Gerne aber werde ich meinem Volke dienen, wenn es neben meiner Schriftstellerei mit Aussicht auf Erfolg in regelrechter Thätigkeit sein kann. Ich kann es nicht billigen, wenn Männer so schnell ihren Lebensinhalt wechseln. Wäre ich nicht auf der Bahn der Wissenschaft und Kunst, dann hätte es sein können, daß ich die Gelegenheit gesucht hätte, ein Staatsmann zu werden, vielleicht ein noch schlechterer, als ich Dichter bin, aber gewiß ein besserer, als ich jetzt so manchen an mancher Spitze sah. Ich habe nie gestrebt, an eine solche Spitze zu kommen, hätte ich es, es wäre mir gelungen; aber nie hätte ich es mir verzeihen können, dann meine Aufgabe nicht so

lösen zu können, wie ich es als nothwendig eingesehen hätte. Dessen dürfen Sie jedoch versichert sein, wenn mein Leben mein geschmähtes aber doch herrliches Österreich retten könnte, so gäbe ich es augenblicklich hin. Meine Gattin würde ihr Witthum an meiner That hinleben können, wenn auch das Vaterland gegen sie undankbar wäre.

Alles Herzliche von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. April 1861.

Ich erschrecke, daß Ihr letzter Brief vom 6. Februar herrührt, und heute der 4. April ist. Die Ursache, daß ich nicht schrieb, ist, weil ich schrieb, und zwar an Witiko. Ich wollte Ihnen Nr. 3 zugleich mit einem Schreiben schicken; aber ich arbeitete an einer andern Stelle, von der ich mich nicht losreißen konnte, um 3 noch einmal durchzugehen, ehe ich es absendete.

Was Ihren Antrag wegen München betrifft, so ist die Sache wohl außerordentlich schön; aber ist es gerathen, sich in der gegenwärtigen Zeit von seinem Wohnorte zu trennen? Wenn Sie kommen, so lassen Sie es mich wenigstens 8—10 Tage früher wissen, damit ich ja nicht etwa in Amtsgeschäften abwesend bin. Ich freue mich außerordentlich Sie und Elischer zu sehen. Man sagt, man schließe nur in der Jugend innige Freundschaften, und ich wüßte doch nicht, ob ich je in meiner Jugend jemand so tief geliebt habe, wie Sie beide, obwohl unser Bekannt-

werden nicht so sehr in die Jugend zurück reicht, bei Elischer schon gar nicht.

Daß Sie uns Piepenhagens Landschaften zur Ausstellung überlassen wollen, macht mir große Freude, noch größere, daß Sie mit den Bildern so zufrieden sind. Wenn dieselben bis Anfangs Mai hieher kommen, so ist es Zeit genug. Senden Sie sie an mich, daß ich sie mir vor der öffentlichen Ausstellung in meinem Zimmer recht nach Muße betrachten kann.

Wenn Sie mir von Petöfi eine bessere Uebersetzung verschaffen können, als die Kertbeny'sche, so bin ich Ihnen sehr dankbar, ich werde gewiß zu seiner Zeit etwas über ihn veröffentlichen, was die Ungarn freuen wird. Wenn sie mir nur jetzt auch mehr Freude machten!

Sie haben mir einmal ein Exemplar der Zeichnungen Geigers aus der ungarischen Geschichte versprochen, vergessen Sie ja nicht darauf. Vielleicht kann ich zur Zeit etwas daraus entnehmen, was wichtiger ist als das Stückchen Ungarleben in der Brigitta, und es, wenn ich lange genug lebe, ausarbeiten; aber auch dazu muß ich wieder Freude an Ungarn bekommen, und die Ungarn müssen mich eine Zeit in ihrem Lande lassen, und nota bene lieben, wenn ich auch ein Deutscher bin, und wenn ich ihnen sogar sage, daß ihnen die Deutschen weit überlegen sind. Wir lassen ihnen dann auch wieder, was sie Liebenswürdiges haben, und es ist gut. Könnten Sie mir wohl sagen, wann das sein wird?

Sehr lieb und sehr rührend war es mir, was Sie von Ihrem Töchterlein schrieben, daß Sie es meinen Namen sprechen lehren wollen, so bald es geht, und daß es mich ein wenig lieb haben lernen soll. Dafür will ich schon sorgen, wenn ich nur einmal

das Kind zu Gesichte bekomme. Mich haben alle Kinder lieb, und wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde bei dem Ihrigen in Pest wäre, so setzte es sich nach dieser Zeit freiwillig auf meine Knie, es müßte denn absonderlich schüchtern sein.

Von Witiko kann ich Ihnen nur sagen, daß ich mit einer Berserkerwuth über ihm bin, nie habe ich an etwas mit solcher Freude gearbeitet, ich habe eine Art Leidenschaft dafür gefaßt, so daß man mich von den Papieren wegjagen muß, damit mir nicht Spinnenweben auf dem Kopfe wachsen. Möge 3 Ihren Beifall haben.

Ihr treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. Juni 1861.

Endlich ist das ersehnte Schreiben von Ihnen eingegangen. Ich habe ihm mit mannigfaltiger Ungeduld entgegen gesehen. Je mehr ich Liebe, Eifer und Feile auf 3 des Witiko anwendete, um es recht zu runden und einheitlich zu machen, desto begieriger war ich auf Ihr und Elischers Urtheil, dem ich großen Werth beilege. Da es das erste Werk dieser Art ist, das ich in Witiko versuche, so bin ich meiner Schritte nicht sicher, ich mißtraue mir öfter und bedarf des Rathes von Freunden. Namentlich ist ein Punkt hier von Wichtigkeit. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des historischen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geschichtlichem

Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menschen oder einiger Menschen. Mir ist das nicht recht zu Sinne gegangen. Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am besten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Massen auftritt, wie z. B. in den „Presbyterianern". Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengesetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens sind Verklärungen dieses Gesetzes. Es hat das etwas geheimnißvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher im historischen Romane die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen die Nebensache, sie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden. Darum steht mir das Epos viel höher als das Drama, und der sogenannte historische Roman erscheint mir als das Epos in ungebundener Rede. In der Ilias ist es weniger Achilleus und sein Zorn, der vorgeführt wird (er tritt ja sehr wenig auf), als das vielgliedrige, buntgestaltige, griechische Leben, das da in den verschiedensten Gefühlen und Erregungen zu menschlicher Erscheinung kommt. Man könnte fast aus der Ilias Stammtafeln griechischer Geschlechter entwerfen. Darum ist die Äneis so klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil sie eitles Lob Roms als Hauptziel anstrebt, da um Gründung dieses Reichs sich Götter und Menschen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einsieht, warum Rom entstehen müsse, und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menschen hinläuft, welcher Mensch noch dazu nicht so groß ist, daß er uns erschüttert. In der Ilias sind die Götter gewaltigere Menschen, die mit Gefühlen und Leidenschaften

Partei nehmen, und Furchtbares hervorbringen. Doch ich breche hier in diesen Erörterungen ab, es wird Ihnen das Gesagte genügen, und Ihnen ungefähr darthun, was ich meine. Sie werden das auch in 2 und 3 des Witiko durchscheinen sehen. Ich bin dazu, wie ich sagte, durch die Sache selber gedrängt worden, weil ich, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, nicht erfinden sondern nur finden kann, wo das Ding eben schon besteht. Ob ich nun da Recht habe? Das ist die Frage. Mein Gefühl sagt entschieden ja, nur in der Ausführung könnte ich irren, und da bin ich in der That unsicher, und muß die Wirkung auf bedeutendere Menschen sehen. Deshalb harrte ich so bitterlich Ihres Briefes. Und da er so lange ausblieb, wollte mich schon mancherlei beschleichen. Daß meine Arbeit männlicher und tiefer ist als so viel einseitiges Zeugs, das jetzt erscheint, wußte ich wohl; aber was will das sagen den herrlichen Werken gegenüber, welche menschliche Größe schon in der Kunst hervorgebracht hat? Nun kam aber Ihr Brief, und hat mir viel Freude gemacht. Sie und Freund Elischer nehmen Theil an meinen Bestrebungen und billigen sie, und der Beifall der Menschen dieser Art ist mir mehr, als der solcher, welche eine eben bei ihnen bestehende politische Richtung verherrlicht sehen wollen. Es muß also nach Ihrem lieben Briefe das Ihnen Gesendete nicht so ganz verfehlt sein, und ich arbeite freudig weiter. Ich werde Ihnen jetzt 4 zusammen richten. Hätten Sie eher geschrieben, so hätten Sie's eher erhalten. In 4 ist der Stoff dankbarer als in 3, wo so viele Reden fortzuwälzen waren, ich hoffe, daß Sie davon noch mehr befriedigt sind. Mit 4 soll der 1. Band aus sein, wenn nicht das Folgende die Blätterzahl der Bände zu ungleich macht. Dann müßte beim Schlusse des Manuscriptes eine andere Eintheilung

getroffen werden. Sachlich ist mit 4 der erste Band aus. Der zweite beginnt wieder in beschränkteren Kreisen. Was Sie von den Freuden des Erschaffens reden, hat seine Richtigkeit und hat seine Haken. Das Entwerfen, das Finden, das Zusammenrücken, das Meinen, man werde nun das Vollendetste aufbauen, hat sein Entzücken, es ist, als erschüfe man Menschen; aber wenn der Sack fertig ist und die Wichte da stehen, erbarmen sie einem, und man muß das Menschenerschaffen doch dem lieben Gott überlassen, dem ein Schuhknecht mehr gelingt als uns ein Held. Er kann gehen, stehen, liegen, laufen, saufen und fluchen, während der unsere froh sein muß, wenn er in der irdischen Welt nur ein bischen Athem zu schöpfen vermag, und nicht lediglich Papier ist. Das ist das Elend, daß man nicht kann, was man möchte. Und doch ist dieses höllische Handwerk süßer und verführerischer als das Actenkauen und das Graben, Schlagen und Hauen im Leben. Mich wird Gott kaum mehr bessern. Ich habe die jetzigen Dinge noch nicht fertig, und mache schon wieder Pläne für künftige, die das Außerordentlichste, Prächtigste, Unerreichbarste sein werden, und sollte doch schon in meinem Alter aus Erfahrung wissen, daß das nicht wahr ist. So gängelt mich altes Kind die Gaukelei immer weiter, bis ich an das Grab kommen, und in dasselbe mit einer Riesenlast von Plänen steigen werde. — Nun jeder muß sein auferlegtes Pfund tragen. Das ist richtig, daß ich noch nie an etwas mit solcher Liebe gearbeitet habe als an Witiko, wie ich Ihnen ja schon geschrieben habe. Die Arbeit erquickt mich; wenn es nur auch der Erfolg thäte. Die Personen in 3 sind fast alle geschichtlich, so wie auch der Hergang, außer dem Wortlaute der Reden und der sonstigen einzelnen Anordnungen. Für 4 suche ich schon lange vergeblich in der

Kreuz und Quere den Tag, an dem Wladislaw die österreichische Gertrud geheirathet hat. Da ich Alles so bestimmt angebe, brauche ich den Tag, und habe ihn nicht. Gewiß steht er in einem ganz nahe liegenden Werke, wie ich schon einmal einen Schlüssel suchte, den ich im Sacke hatte.

Was Sie von Ihrem lieben Kinde schreiben, freut uns beide sehr, die wir so sehnlich nach Kindern seufzten, und mit dem angenommenen so unglücklich waren. Lassen Sie nur das liebe Geschöpfchen sich sehr natürlich entwickeln, daß es körperlich und geistig recht stark wird. Wir nehmen sehr großen Antheil an dem Kinde, da Sie schon so lange unser Freund sind. Lehren Sie es doch bald „Stifter" sagen, und wenn sie den Namen schreiben kann, so schicken Sie mir den Zettel.

Daß Sie in Pest ein Geschäftshaus bauen, ist sehr übel; dann kommen Sie nicht mehr weg — und in Pest, das landschaftlich so reizlos ist, kann ich einen Nachsommer bei Ihnen nicht zubringen, da ich an die Pracht unserer Alpen und Wälder so gewohnt bin, daß ich ohne sie abstände. Auf die Piepenhagen freue ich mich, adressiren Sie dieselben an mich, daß ich sie ein wenig allein genießen kann. Ich werde Ihnen über sie ausführlich schreiben, und sie unversehrt zurücksenden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. August 1861.

Endlich muß ich Ihnen der Bilder halber schreiben. Ich wollte es in der Aufwallung des ersten Gefühles gleich bei der Ankunft derselben thun, allein ich befürchtete meiner starken Freude wegen zu parteiisch für sie zu sein. Nun ist eine Zeit vergangen, ich habe sie alle Tage betrachtet und kann nun gefaßt schreiben. Sie sind in dieser Zeit nicht schwächer, sondern immer schöner geworden. Da sie angekommen waren, und in meinem Zimmer standen, erfaßte mich eine mächtige Freude, daß so etwas in der Welt ist. Der Eindruck war ein großartiger, und in allen Winkeln meiner Seele regte sich die Schöpfungskraft. Das ist das Merkmal großer Dichtungen (und diese Werke sind Dichtungen in Farben) daß sie uns Flügel ansetzen und uns zu Dichtern machen; im Genießen dichten wir das Namenloseste hinzu. Das kunstentblößte Werk kann das nicht, es gibt uns gleich Alles, was es hat, ist erschrecklich deutlich und macht lange Weile. Ich halte beide Bilder für ungewöhnlich schön, und um so bedeutender in unserer Zeit, die mehr färbt als malt. Der Ernst, das tiefe Gefühl, und die weitflüglige Phantasie, welche in diesen Bildern wohnt, regen gewaltig an, nur muß man selber dieser Dinge ein wenig fähig sein. Der sinnliche Mensch findet sie düster, weil ihm der Farbenkitzel nicht

entgegen kommt, wie Kinder Zucker für besser halten als Brot. Das Mondbild ziehe ich bedeutend vor. Das malt jetzt niemand. Heute sagte Steinfeld: „Seit Van der Neer hat niemand einen so schönen Mond gemalt", und er sprach meine Herzensmeinung aus. Diese zwei Bilder sind die schönsten Piepenhagen, die ich gesehen habe. Kaiser, von dem Sie hier Zeichnungen sahen, ist entzückt darüber. Wenn Neid mir nicht ganz und gar unmöglich wäre, könnte ich Sie um diese Bilder beneiden. Wenn solche Werke in meiner Wohnung um mich wären, könnte ich nichts Unbedeutendes mehr schaffen, und die Bildungskraft müßte sich immer neu erheben. Daß Sie die Liebe hatten, und mir die Bilder zum Anschauen schickten, danke ich Ihnen tausendmal. Sie haben mir eine Wohlthat damit erwiesen. Wenn ich Witiko fertig habe, mache ich für Hoffmann zwei kleine Erzählungen, und für das Geld muß mir Piepenhagen einen Mond malen, nicht den Ihrigen (ich will keine Wiederholung), aber irgend einen Mond, der voll Phantasie und Empfindung sein soll. Gott erhalte diesen Mann noch länger, und öffne den Leuten die Augen, ihn sehen zu können.

Die Bilder kamen einige Tage später, als hier die zweite Aufstellung gemacht war. Sie sind bis heute in meinem Zimmer. Bedauern Sie den Umstand nicht, es ist mir ein Glück dadurch bereitet worden, das ich nicht hoch genug schätzen kann. Wenn Sie im Witiko den altslavischen heidnischen Todtentanz in den Wäldern, die noch heute nördlich und nordöstlich von Oberplan sind, finden, denken Sie an Piepenhagen. Dieser Tage kommen die Bilder in die Ausstellung, und wenn Sie es gestatten, bleiben sie einige Wochen dort. Dann packe ich sie selber ein, und sende sie Ihnen zurück. Schreiben Sie mir doch, was sie

gekostet haben. Ich gebe mich fast dem Aberglauben hin, daß Ihnen Gott durch solche Dinge die Liebe und Freundschaft lohne, die Sie mir immer beweisen.

An Heinrich Bürkel.

Linz, am 9. September 1861.

Dein Schreiben vom 5. d. Mts. hat mich sehr erfreut, und hat mir durch Deine Mittheilung großen Ärger verursacht. Ich rede zuerst von dem letzten, um ihn einmal wegzubekommen. Dein Bild kam gar nicht zur Verlosung. Der Vereinsdiener sagte mir damals (ich war nicht bei der Verlosung), der Herr Prälat (Abt von Schlägl, Landeshauptmann von Oberösterreich, Vorstand des Vereins) wisse schon darum. Damals dachte ich, etwa ist das Bild für die Landesgallerie bestimmt; daß es nicht bezahlt ist, wußte ich nicht. Erst vor Kurzem bei einer Sitzung erfuhr ich und mit mir auch der Vorstand aus dem Munde des Kassiers, daß das Bild noch nicht bezahlt ist. Mehrere Herren sagten damals, das sei übel und müsse baldmöglichst beglichen werden. Hiebei meinte ich, man habe sich schon über diesen 5
Umstand mit Dir verständigt, und war erstaunt, daß das nicht der Fall war, wie ich aus Deinem Briefe ersah. Es hat ein Agent des Vereines nicht rechtzeitig eingesendet, und das mag die Kasse empfunden haben. Bei uns ist nämlich das Gesetz, daß jährlich der ganze Geldeingang verwendet werden muß; daher,

da die Gelder von dem Lande herein erst gegen das Ende des Vereinsjahres eintreffen, ist der Fall nicht unmöglich, daß einmal das Geld für die beschlossenen Einkäufe nicht reicht. Ich war immer für einen Reservefond. Wenn es so war, so hätte man Dich verständigen sollen. Mir thut die Sache sehr leid, weil es eine schlechte Meinung von dem Vereine erregen könnte. Verstöße oder einzelne Willkürlichkeiten kommen in jedem Vereine vor, entschuldige daher mit Deiner Dir eigenthümlichen Güte die Sache. Der Abt von Schlägl wird jeden Tag in Linz erwartet, ich werde ihm sogleich Mittheilung von der Sache machen und um sofortige Begleichung bitten, wie auch, daß doch die Vorkommnisse möglichst vollständig im Ausschusse behandelt werden mögen. Ich bin Vorstandstellvertreter des Vereins und habe als solcher und noch mehr als Kunstfreund und einigermaßen Kenner manches Kreuz zu tragen, das ich der Kunst zu Liebe gerne trage. Fast unverzeihlich erscheint es mir, daß man Dir auf Deine Anfrage, ob Mangel an Ausstellern sei, keine Antwort gab. Wir haben heuer mehr Bilder als je; aber einem Bürkel muß hierin Antwort gegeben werden, selbst wenn er nichts sendet, das erfordert sein Name; und wenn er etwas sendet, muß es uns eine Ehre sein, denn Bürkel sind nicht viele in der Welt. Und wenn Du auf den Verein böse bist, so sei es nicht auf den armen Stifter, der hier in der Kunstwüstenei sitzt, und hast Du einmal ein Bild, von dem Du denkst, das könnte Stifter gefallen, wenn es auch zu theuer ist, so daß wir es nicht ankaufen können, so sende es, daß ich mich recht erquicken kann; denn wenn Du auch viele Verehrer hast, so bestreite ich, daß es einen größeren geben kann, als ich bin. Deine Bilder geben mir immer ein Stück Schöpfungskraft. Du hast mir durch die Liste Deiner

angefangenen Bilder Freude und Qual gemacht, Freude, daß Du so thätig bist, und daß ich ausrufen kann: „Ach, wie muß das prächtig sein!“ und Qual, weil ich die Dinge nicht sehen kann, und mich mit Vermuthungen abmartern muß, wie sie aussehen mögen. Ich werde schwerlich nach München kommen können, es häufen sich zu viele Geschäfte, namentlich bin ich in meinem Werke nicht so rasch fortgekommen, als ich gehofft hatte. Aber ganz gebe ich die Hoffnung doch nicht auf. Sollte ich kommen, so schreibe ich Dir eher. Arbeite fröhlich und wohlgemuth, der heitere und herzenstiefe Bürkel wird so bald nicht in der Welt ersetzt werden können, wenn er einmal den Pinsel weglegt und sagt: „Jetzt malt ihr andern weiter.“

Siehst Du nie meinen edlen, lieben Freund Fischbach? Grüße ihn von mir herzlich, er möge mir doch einmal fünf oder sechs Zeilen schreiben. Ich freue mich sehr auf ihn, wenn ich doch nach München komme.

Lebe wohl, meine Gattin und ich sagen Dir, Deiner Gattin und Deinem liebenswürdigen Sohne, den wir kennen gelernt haben, die herzlichsten Grüße und Wünsche für Euer Wohl.

An Joseph Axmann.

Linz, am 19. September 1861.

Du hättest mir und meiner Frau mit nichts eine größere Freude machen können, als daß uns jetzt in unsern alternden Tagen Dein Sohn Ferdinand, den wir so oft als kleines Knäblein, ein Papier oder ein Stückchen Pappendeckel tragend, in Wien bei uns sahen, und den Du den Zauberer zu nennen pflegtest, auf schöner, netter Leinwand malt, und so gut trifft, und so ausgezeichnet malt, daß er erst jetzt ein Zauberer zu werden scheint. Könnte ich Dir nur all' die Liebe mit irgend etwas danken, die Du immer gegen mein Haus gehabt hast. Tausend Dank und tausend Grüße an Dich und Deine Gattin.

An Joseph Axmann.

Linz, am 20. September 1861.

Gestern waren wir in Gesellschaft von Künstlern, Dichtern und dergleichen Gelichter in einem Gasthause vor der Stadt. Es wurde gesprochen, es wurden Gedichte vorgetragen,

der Figurenmaler Löffler blies trefflich die Flöte, dann setzte der Wirth einen Tisch mit einer Zither zu uns, und spielte sehr schön auf diesem Musikgeräthe. Er spielte lange, er begleitete Deklamationen mit seinen Tönen, und Alles war erfreut über das Spiel. Da die Sache ihr Ende hatte, nahm nach einer Weile Dein Sohn Ferdinand die Zither, fing zu klimpern an, und spielte dann um vieles schöner als der Wirth. Jetzt erst ging das Entzücken an, und wir blieben lange beisammen. Ich schwur hoch und theuer, daß ich morgen sogleich an den alten Matrosen schreiben werde, daß er die Zither seines Sohnes in einem Sacke, oder in einem Fasse, oder in was er will, schicken soll, damit wir in Linz das Spiel dieses Künstlers auf seiner eigenen Musikgemahlin öfter bewundern könnten. Dies „Morgen" ist nun da, und ich schreibe Dir auf diesem Papiere um die Zither. Sende sie sogleich, denn wir können nicht lange warten. Oder thue etwas noch viel vernünftigeres, lüfte Dich einmal aus, daß die Spinneweben und der Schimmel nicht auf Dir wachsen. Das Auslüften aber besteht darin, daß Du in einem Wagen der Westbahn sitzest, und nach Linz fährst, dort lüften wir Dich weiter auf mannigfachen Bergen, und lüften Dich dann wieder nach Wien zurück. Du bekommst schon bei mir noch eine Schlafstätte und einen Teller voll Suppe. Da kannst Du auch gleich sehen, wie wir den Zauberer lieb haben, und wie prächtig er die Bilder macht. Ich bestelle heute noch bei Bühlmayr in Wien Rahmen, dann kommen die Bilder in die Ausstellung, und dann muß sich ganz Linz von Axmann Ferdinand malen lassen, vom Statthalter angefangen bis zu meinem Helferweibe herunter. Meine Frau hat Dich ohnehin schon einladen lassen. Wenn Du in unsere

Berge kommst, vergehen Dir die weißen Haare, und Du wirst wieder jung. Dann kannst Du erst recht kupferstechen.

Grüße Deine Gattin von uns auf's Herzlichste und empfange die besten Wünsche für Euer Wohl.

An P. J. Geiger.

Linz, am 15. October 1861.

Heckenast hat mir eine Bleistiftzeichnung von Ihrer Hand zum Ansehen geschickt.*) Er hat eine sehr große Freude über diesen Entwurf, und wollte auch mir eine Freude machen. Leider hat er eine garstige Bedingung an diese Freude geknüpft, nämlich, daß ich die Zeichnung drei Tage nach ihrem Empfange an Sie nach Wien schicken solle. Ich war gleich beim Anblicke des Entwurfes entschlossen, dieser Weisung nicht zu folgen, selbst wenn Heckenast auf ein Weilchen ernstlich böse würde, denn später müßte er doch einsehen, was er mir mit diesen unglücklichen drei Tagen angethan hat. Wie kann denn ein so reiches Werk in drei Tagen ausstudirt werden? Man braucht ja zu einer einzigen Figur einige Stunden, und es sind 24 Figuren auf dem Bilde. Und das Studium kann man nicht so stätig fortsetzen wie das Holzspalten. Ich wenigstens habe die Eigenthümlichkeit, daß ich nach einer Zeit Studiums an einem Kunstwerke abbrechen muß, um mich wieder zu sammeln, und wieder mit frischen Kräften

*) Skizze eines von P. J. Geiger ausgeführten großen Ölgemäldes, den ungarischen König Matthias Corvinus darstellend, umgeben von Gelehrten, Künstlern und Magnaten.

an die Betrachtung gehen zu können. Zum mindesten muß ich auf den nächsten Tag warten. Und außer den Gestalten sind auch die Nebendinge so reich und des Studiums würdig. Ein Werk der Kunst blos ein Weilchen ansehen, und es dann weggeben, gelingt mir nur bei schlechten Werken. Bei diesen ist das Weilchen sehr kurz. Je besser das Werk ist, desto ungeduldiger macht es mich, wenn ich mich nicht darein versenken kann. Endlich mußte ich ja auch meinen Freunden eine Freude machen, indem ich ihnen das Bild zeigte, und es mit ihnen besprach. Leider ist die Frist noch dadurch länger geworden, daß ich eine Woche auf einer Amtsreise abwesend war. Lassen Sie die ungemein große Freude, welche mir dieses Ihr Werk machte, in Ihren Pinsel fahren, dann wird das Malen so rasch und trefflich von statten gehen, daß die Zeit zehnfach eingebracht ist, und daß das Bild noch viel herrlicher wird. In dieser Ihrer Composition ist nach meinem Urtheile das Leben wieder so frisch, so ungezwungen und natürlich da, wie ich es von Ihnen seit jeher zu sehen gewohnt bin. Die Menschen sind so beschäftigt, wie ein Kreis von Gelehrten und Künstlern in der Bücherstube eines den Künsten und Wissenschaften freundlichen Königs. Die Hauptaufmerksamkeit ist der Handlung um den König zugewendet, was nicht hindert, daß Einzelne ihre Nebenaufmerksamkeit gelegentlich Nebendingen zuwenden, wodurch der Reichthum der Handlung erhöht, und ihre Einförmigkeit vermieden wird, ohne daß sie darum zerstückt erscheint. Die einzelnen Gestalten sind mit einer solchen Feinheit des Gefühls behandelt, mit einem solchen Adel und einer solchen Würde umgeben, daß man sich in dieser Gesellschaft gehoben und geehrt empfindet. Die Köpfe sind durchaus von einer entzückenden Herrlichkeit, sie sind mit einem tiefen Charak-

ter bekleidet und mit der schönsten künstlerischen Ruhe erfüllt. Die Verschlingung der Linien in der ganzen Versammlung bis in die Hintergründe ist so reizend und leicht, daß sie das Gemüth stets neu anregt, und es doch stets zu lieblicher Vollendung führt. Ich ziehe in dieser Hinsicht die gegenwärtige Composition noch Ihrer Taufe Stephans, die mich so mächtig ergriffen hatte, vor. Wenn die Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, so wird dieses Werk zu den schönsten der Kunst gehören. Selten habe ich den Raum so geschickt eingetheilt und erfüllt gesehen, und selten ist auch das Beiwerk so zu dem Ganzen stimmend erfunden worden. Wenn meine Liebe und Bewunderung für Sie noch erhöht werden könnte, so müßte es durch dieses Werk geschehen.

Erlauben Sie mir nun auch, Ihre Aufmerksamkeit auf Einiges zu richten, was nach meiner Meinung eine Verbesserung bedürfte. Meine Meinung kann auch irrig sein, Sie werden das am richtigsten beurtheilen können.

1. Die zwei Köpfe der letzten Figuren rechts erscheinen beim ersten flüchtigen Anblicke wie auf einem Rumpfe. In der Farbe werden die Körper wohl auseinander gehen.

!! 2. Die Schienbeine des Erzbischofes erscheinen mir zu kurz.

3. Der König erscheint mir zu klein (oder ist er etwa klein gewesen?) und seine Waden zu weiblich.

4. Die Gestalt des italienischen Künstlers, welche die Rückenansicht gewährt, scheint die Sitztheile zu gerade dem Beschauer zu weisen (vorzüglich Bemerkung von Frauen). Wäre sie nicht etwa mit der linken Seite mehr hinein zu rücken, wodurch der Übelstand gehoben, und der Blick der Figur noch leichter auf den Plan gerichtet würde? Und könnte nicht ~~auch~~ der Mantel noch ein Theilchen verhüllen?

5. Die Ansatzröhre zum Hineinschauen ins Fernrohr liegt nicht in der Axe des Rohres.

6. Die Perspektive der Überdachung des Einganges dürfte nicht ganz in der Ordnung sein.

7. Der Hund ist genauer zu studiren und zu modelliren.

Da mein Antheil an diesem Werke ein so freudiger und großer ist, werden Sie mir meine Bemänglungen gewiß nicht verargen, sie sind Bemänglungen der Liebe, nicht der Tadelsucht, und wenn ich irre, so werden Sie es mit der Freundschaft, die Sie mir bisher immer gezeigt haben, dem Umstande zuschreiben, daß ich in Beurtheilung dieser Dinge nicht auf dem gereiften Standpunkte stehe, wie Sie.

Möge Ihnen Gott die Kraft und Begeisterung erhalten, dieses Werk so zur Vollendung zu bringen, wie es angefangen worden ist.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. October 1861.

Ich muß mir geradezu eine Zeit stehlen, um Ihnen endlich den lange schuldigen Brief zu schreiben, den ich Ihnen sogleich nach Empfang des Ihrigen hätte schreiben sollen. Einem Freunde hätte ich einen solchen Brief auf der Stelle beantwortet, bei dem besten Freunde fühlt man sich sicher in der Neigung und Werthschätzung, und sündigt auf sie hin. Doch ist es bei mir eigentlich keine Sünde. Ich will statt Gründen eine Erzählung bringen. Als Ihr Brief kam, war gerade meine Schwester bei uns auf Besuch. Sie saß bei meiner Gattin auf dem Sopha, und neben mir saß die Gattin meines Bruders Anton. Ich sagte: „Höret an, wie es Heckenast freuen wird, daß mir seine Piepenhagenbilder so gefallen," und begann ihnen den Brief vorzulesen. Es kam wirklich dieser Stoff gleich auf den ersten Zeilen zum Vorscheine, wir freuten uns über Ihre Freude; allein als ich auf die zweite Seite kam, und Ihre Veranstaltung mit Piepenhagen und mir lesen sollte, konnte ich sie nicht mehr lesen, eine solche Bewegung hatte mich ergriffen, ich legte den Brief auf den Tisch, und ging in das Hofzimmer, in welchem Axmann (Sohn) war, der sich eben bei uns befand, und wollte ihm die Sache erzählen; aber auch hier hätte ich sie kaum sagen können, konnte es aber zuletzt doch, weil ich mich auf dem Wege hatte

sammeln können. Da ich wieder zu den Frauen zurückkam, schwamm meine Frau und meine Schwester in Thränen, und der Schwägerin ging es kaum besser. Sie hatten alles gelesen, ich las es noch einmal laut, und konnte dann meine Bewegung in Worten ausdrücken. Der Freundschaftsdienst, den Sie mir leisteten, ist unermeßlich, und ich kann auch heute nach völliger Sammlung und nach völligem Überblick seine Grenze noch nicht sehen, und seinen Inhalt nicht messen. Nicht der Werth, der in dem Bilde liegen wird, ist es, was die Sache ausmacht — endlich hätte ich mir ja auch ein Bild von Piepenhagen zusammen sparen können — sondern etwas ganz anderes. Daß Sie es fühlten, daß gerade dieses Geschenk in mein Wesen gehen müsse, daß ein Kunstwerk meinen Geist schmücke, hat mir die tiefste Seelenfreude bereitet. Es liegt in dieser Ihrer Handlung eine feine Hochachtung meines Innern. Sie hätten diese Hochachtung nicht ausgedrückt, wenn Sie mir einen Ring, eine Agraffe von 30,000 Gulden im Werthe geschickt hätten. Das zweite ist die zarte, schöne Weise der Worte Ihres Briefes. Es zeigt sich, daß Ihnen meine Annahme und meine Freude eine Freude macht. — Und diese Freundesliebe, die ich aus diesen Worten heraus empfand, war es, die mir die Stimme zum Weiterlesen benahm. Das Bild wird mir gewiß Entzücken bereiten, es wird mich heben, und auf mein Wirken einen großen Einfluß nehmen; aber das Höchste in Ihrer Handlungsweise sind Ihre Worte, und Sie hätten dieses Höchste daraus weggenommen, wenn Sie mir die Sache in diesem Briefe nicht erzählt hätten. Es ist sonderbar und doch natürlich, daß ich jetzt auf das Bild sehr leicht warte, das Beste habe ich ja schon. Wenn ich mir selber ein Bild bei Piepenhagen bestellt hätte, so

würde ich wahrscheinlich mit größter Ungeduld darauf harren, und die Tage zählen, bis ich es hätte, und das wäre leicht erklärlich; denn ich wäre arm, bis ich das Bild hätte, jetzt bin ich reich und kann den größeren Reichthum erwarten. — Aber noch eine andere Seite hat diese Freundesliebe: sie wird den Rest meines Lebens durchgeistigen, und wird meinem Wirken einen festeren und edleren Inhalt geben. Wer von einem bedeutenden Menschen Freundesliebe genießt, der muß, wenn er nicht schlecht ist, sie durch tieferes Leben verdienen; denn Freundesliebe ist ein Geschenk des Himmels, und dem Himmel muß man dafür dankbar sein. Das ist, so weit ich ihn erschöpfen kann, der Inhalt Ihrer Handlung. Sie haben mich geehrt, und diese Ehre hebt mich vor mir zu einem besseren Menschen; Sie lieben mich, und diese Liebe bereitet mir ein Glück und gibt meinen Kräften eine größere Tiefe. Wir sind beide mit Göthe und Schiller nicht vergleichbar; aber etwas ähnliches haben wir doch. Wie jene großen Männer (und in ihrem Berufe zum Glücke der Welt) sich wechselweise hoben, so heben auch wir uns, wenn gleich in Anbetracht unserer geringeren Kräfte nur zunächst zu unserem eigenen Glücke. Ich verdanke Ihrer Freundschaft den edleren Theil meines Wesens, und daß Sie einen hohen Sinn für das Große zeigen, und darin Fürsten und Könige beschämen, dazu habe ich wohl auch ein Körnchen beigetragen, daß es leichter erwachte und in die Wirklichkeit trat. Die Versicherung werden Sie mir wohl auch glauben, daß, wie Sie gehandelt haben, ich im umgekehrten Falle wohl auch gethan hätte. Und so lassen Sie uns denn diese Freundschaft bewahren, so lange wir leben. Wenn die Jahre wachsen, erkennt man den Werth der Freundschaft immer tiefer. Und wenn einer von uns stirbt, wird der andere den Schmerz

empfinden, den der edle, viel verkannte Göthe empfand, als er den Tod seines Freundes Schiller erfahren mußte.

Viele Menschen werden fragen, warum ich Ihnen denn nicht gleich auf Ihren Brief geantwortet habe. Vielleicht haben Sie selber diese Frage gestellt. Und doch ist mein Verfahren sehr natürlich, d. h. nach meiner Art natürlich. Im ersten Augenblicke wollte ich auf der Stelle schreiben. Ich hätte damals nichts anderes zu sagen gewußt, als: ich danke, ich danke. Im ersten Augenblicke konnte ich nicht schreiben; denn es waren Menschen da. Später konnte ich es aus andern Ursachen nicht mehr. Seit meiner Kindheit ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinigendste Gefühl. Kurz nach Empfang Ihres Schreibens entstand in mir das Ringen, einer großen Erregung in der Hinsicht Herr zu werden, daß ich sie überschaute, und daß ich im ferneren Verlauf den Inhalt meines Geistes in Folge Ihrer Handlung mir zum festen Bewußtsein brächte. Das war nicht so leicht. Meine Freude war so groß, daß ich sie meinen Freunden erzählte, aber ich konnte gerade durch sie nicht zur Abklärung kommen, ich mußte meinem Geiste Zeit lassen durch sich ins Gleichgewicht zu gelangen. Mir war's, wie man in Oberplan gerne sagt: er kömmt vor Freude nicht zu sich. Jedes Unfertige macht mir Unruhe, der Inhalt meines Briefes an Sie war nicht fertig, und so schrieb ich den Brief nicht. Ich wollte Ihnen auch eine Freude machen, und Ihnen das vierte Kapitel schicken (ich bilde mir ein, daß es Ihnen eine Freude machen wird), ich brach in einer viel späteren Stelle, an welcher ich eben eifrig arbeitete, ab, und nahm das vierte Kapitel zur letzten Feile und zum Abschrei-

ben her. — Ich that rüstig dazu. Allein nachdem heiterer Himmel in meinem Gemüthe geworden war, sah ich, daß ich überreizte Arbeit gethan habe. Mein bewegtes, nur in seinem eigenen Zustande berechtigtes Gefühl kam in das Gedicht, und machte dort ein falsches Pathos, was im Epischen das Allergefährlichste ist, und höchstens in der Lyrik etwas entschuldigt werden könnte. Zum Glücke kam ich dahinter, und gerade das Sachliche des Gedichtes machte mich eher klar mit mir. Ich nahm die Zügel wieder warf die neuen Verbesserungen von 4 weg, und kehrte zur alten Einfalt zurück. Und nun schreibe ich auch diesen Brief an Sie. In ihm steht jetzt, was ich im Augenblicke von mir weiß. Es wird aber wohl das Richtige sein, weil sich die Schätzung des Vorhandenen eingefunden hat. Im beginnenden Alter empfindet man es als ein ungemeines Glück, wenn man mit der Abwägung der Welt im Reinen ist, und die Dinge weder durch die eigenen Empfindungen, noch durch die Darstellungen anderer in wechselnden Farben sieht. Dies schlägt auch den Dichtungen gut zu, sie werden wirklicher und höher. Darum verlangten die Alten, daß man ~~nur~~ in höheren Jahren Dichter und Staatsmann sei.

Was Geigers Skizze anbelangt, so konnte ich auf Ihre drei Tage durchaus nicht eingehen, und verletzte absichtlich Ihren Wunsch. Lassen Sie sich meinen Brief an Geiger zeigen oder schicken, in demselben sind die Gründe enthalten. Ich kann sie hier nur im Allgemeinen anführen, weil ihre Wiederholung dieses Schreiben zu umfangreich machen würde. Der erste Eindruck der Skizze auf mich war ein außerordentlich günstiger. Als sachliche Composition halte ich sie für das Beste unseres Freundes Geiger. Ich begann sofort das Studium dieses Werkes im Einzelnen, und da dachte ich, weil nun hier etwas Unge-

wöhnliches im Werke ist, weil das Werk Eigenthum meines Freundes werden soll, weil es ein Kunstwerk ist, und Kunstwerke alle gefühlvollen Menschen etwas angehen, so will ich hier mitarbeiten, und etwas darüber sagen, was, wenn es falsch ist, weggeworfen werden kann, was, wenn es nicht verlangt wird, auch bei Seite gelassen werden kann, und was, wenn es berechtigt ist und beachtet wird, dem Kunstwerke zum Gedeihen gereichen wird. Ich setzte Geiger auseinander, wie mir das Werk gefällt, und sagte, daß, wenn mein Gefühl in seinen Pinsel fährt, er die versäumte Zeit zehnfach einbringen, und dazu noch ein viel größeres Kunstwerk hervorbringen wird, als es geworden wäre, wenn er sein alleiniges Gefühl, nicht vermehrt durch das des Freundes, in das Werk hätte gießen müssen. Ich setzte auch mehrere Punkte als Bemänglungen auf, nicht, wie ich schrieb, als Bemänglungen der Tadelsucht, sondern als Bemänglungen der Liebe. Geigers Antwort kennen Sie. Ich schrieb ihm auch, daß, wenn dieses Bild in der Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, es zu den besten Werken der Kunst wird gezählt werden müssen. Wenn es Geiger ganz untermalt hat, gehe ich nach Wien, und sehe es an, so begierig bin ich auf die Ausführung. — Es bleibt doch die Kunst das Höchste in dem Leben, und wie glücklich sind Sie, Ihr kommendes Alter mit diesem Kleinod schmücken zu können. Es würde mir die größte Freude machen, mein Alter in Ihrer Nähe verleben zu können; allein das wird unmöglich werden. Sie haben Ihren Sitz in Ungarn, und nach Ungarn, um dort zu leben, kann ich nicht gehen. Das Verhältniß der Deutschen und Slaven zu den Ungarn ist nicht fertig, und wird, man mag durch Staatsvorkehrungen das Ding zusammenhängen, wie man will, noch lange nicht fertig werden; denn nicht sogenannte

Organisationen, so nothwendig sie für äußere Ordnung sind, verschmelzen Menschen und Stämme, sondern der Abfluß der gesellschaftlichen Bildung von einem Jahre zum andern, von einem Jahrhunderte zum andern, und dieser Abfluß wird die Sache unerbittlich fertig machen, welche Einrichtungen jetzt auch die Ungarn oder Deutschen oder beide treffen können. Nur die Zeit wird nach der Beschaffenheit dieser Einrichtungen eine kürzere oder längere sein. Und nach dem, was ich oben über das Unfertige sagte, sollte ich mitten in das Unfertige hinein gehen? Auch ist der Theil meines Vaterlandes, in dem ich lebe, gar so schön. Wir hatten heuer am ersten October noch tief grüne Blätter, und der Boden behält sein Grün, bis der Schnee darauf fällt. Ich muß Ihnen also ferne bleiben; aber besuchen möchte ich Sie bald, wenn nur einmal die größte Fieberhitze vorüber wäre. Ich mache hier Ausgleichungspläne, die von allen Parteien, so lange sie in ihrem Feuer sind, verworfen werden würden. Gerne möchte ich einmal mit Ihnen und Elischer, denen ich Ruhe zutraue, über die Sache sprechen. — Doch ich gehe von diesem Gegenstande ab, der unseren Beziehungen zu einander doch ferner liegt, wie nahe er auch jedem Vaterlands- und Menschenfreunde liegen muß.

Nun ist der Brief lange genug geworden. Ich lege noch etwas über Piepenhagen bei. Die Bilder kommen dieser Tage, unsere Ausstellung hat heuer des schönen Herbstes wegen länger gedauert. — Seien Sie nicht mehr böse wegen der Verspätung der Geiger'schen Skizze um dieses Briefes willen.

Tausend Dank für Ihr gutes Herz, und tausend Grüße von mir und Gattin an Sie beide.

An Johann von Fritsch.

Linz, am 9. November 1861.

Da Sie den Herrn, der mir von Salzburg ohne seine Namensfertigung geschrieben hat, gewiß kennen werden, da seine Schrift mit der Ihrigen eine so außerordentliche Ähnlichkeit hat, so stelle ich an Sie die freundschaftliche Bitte, ihm gütigst sagen zu wollen, daß ich künftige Woche Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag in meiner Wohnung in Linz zu treffen sein werde. Sie können jenen Herrn auch grüßen.

Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin aber sage ich in meinem und meiner Gattin Namen alles Herzliche, und es würde mich sehr freuen, auch Sie beide wieder einmal in Linz zu sehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. December 1861.

Heute nur ein paar Worte. Die Beantwortung Ihres mir unschätzbaren Schreibens vom 10. d. M. muß ich mir auf bessere Muße sparen, als ich jetzt habe, und insbesondere werde ich es thun, nachdem ich das Bild von Piepenhagen gesehen habe

Vor Allem sende ich Ihnen den Ausdruck meiner größten Freude über die Geburt Ihres Söhnleins. Ich denke nämlich, da Sie bereits ein Mädchen haben, daß Ihnen beiden ein Knabe sehr willkommen war. Gott lasse das Kind sehr gedeihen, und die Freude seiner Eltern werden. Ich hoffe noch zu erleben, daß der Knabe herangewachsen ist, oder gar etwa noch, daß er eine liebliche Braut in das Haus seiner Eltern führt, dann segne ich das Paar, und gehe an irgend einem Tage in die andere Welt. Kinder sind die Krone einer glücklichen Ehe, und wohlgerathene Kinder dürften die höchste Freude eines Menschen in seinem Alter sein. Da sie mir versagt sind, so ist es natürlich, daß ich den Überfluß an Liebe gegen Kinder auf die meiner Freunde übertrage, also zuerst auf die Ihrigen. Nur schade ist es, daß ich so entfernt bin, und nicht, so oft ich will, die Kleinen sehen kann. Etwa komme ich doch den nächsten Sommer nach Maróth.

Sie dürfen mir eine Überraschung der Art, daß Sie einmal plötzlich nach Linz kämen, wie Sie neulich vor hatten, nicht machen, sie könnte sehr übel ausfallen, da ich oft von Amtswegen abwesend bin. Schreiben Sie mir solche Überraschungen lieber vorher, und wenn Sie nicht sogleich mit Umgang der Post Antwort erhalten, so bin ich nicht in Linz. So ging es mit der Anzeige der Geburt Ihres Knaben, ich war abwesend, und kam erst nach 14 Tagen zurück.

Was das Manuscript anlangt, so habe ich Ihnen geschrieben, daß ich in der Arbeit des dritten Bandes abgesetzt habe, um Ihnen 4 des ersten Bandes zusammen zu richten, weil Sie so darnach begehren. Die Arbeit meiner Bücher ist so: Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelnheiten in Gedanken; 3. Abriß von Einzelnheiten, Sätzen, Ausdrücken,

Scenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiezu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textirung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textirung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen ꝛc.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift. Dieses 6 nahm ich nun mit dem vierten Kapitel vór, und bin nicht ganz fertig, es ist eben sehr viel. Meine Gattin sagte neulich bei Lesung Ihres Briefes, weil Sie ihr erbarmten: „Schicke ihm den abgeschriebenen Theil" (sie kennt nämlich diesen Theil). Das kann ich nicht thun, weil 4 ein Ganzes ist. Sie werden selber ermessen, wenn Sie an 3 denken, wie gefehlt es gewesen wäre, wenn ich Ihnen die Hälfte von 3 geschickt hätte, es wäre wie die Übersendung der Hälfte einer Landschaft, die man gemalt hat. Ein Hinderniß ist nicht dazwischen gekommen. Auf meiner Amtsreise habe ich täglich von 6—9 Uhr Abends gearbeitet, freilich mit angegriffenen Kräften, und manches mußte wieder umgeschrieben werden, aber etwas ist doch geblieben. Ich glaube, in 14 Tagen werde ich zu Ende sein. Ich werde Ihnen dann sogleich den zweiten Band zurecht richten. Weil ich schon weit vorgerückt bin, so wird dann die Sendung des Manuscriptes rascher gehen. Ich schreibe Ihnen dieses, daß Sie beruhigter sind. Ich habe kein Werk noch mit so vieler Liebe, und glaube auch mit so vieler Klarheit im Einblicke in die Welt, geschrieben wie dieses. Ich suche die Zeit so gut als möglich zu verwerthen, und wenn sie lange dauert, so ist die Neuheit der Arbeit Schuld. Sie werden am Ende des Werkes das selber sehen. „Wok" wird viel schneller gehen, da das Materiale mit Witiko schon daher geflossen ist. Aber ich muß enden.

Noch tausend Dank für die Nachricht bezüglich der Landschaft von Piepenhagen. Ich brenne nun vor Begierde, und werde Ihnen sogleich nach Empfang schreiben. Genießen Sie das Bild nach Gefallen. Es wäre schändlich von mir, wenn ich meine Begierde nicht niederkämpfen könnte, damit Sie länger den Genuß haben. Die zwei hieher geliehenen Piepenhagen hoffe ich unversehrt in Ihren Händen. Neulich hat Ihnen der Ausschuß des Vereines einen Dank votirt. Sie werden das Schreiben erhalten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Adalbert Stifters Werke.

[I.]

Briefe.

Dritter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Dritter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. Jänner 1862.

Ich kann Ihnen heute nur sehr wenig schreiben; denn ich leide seit dem Christtage an einer kleinen Entzündung des linken Auges, was mir nur ein gewisses Maß von Anstrengung erlaubt, und dieses Maß ist nur allein dem Witiko gewidmet, damit dieser nicht zu Schaden kommt. Es muß also der Brief verkürzt werden, so sehr ich Noth zu einem äußerst langen Schreiben hätte. Das Bild ist am Stephanstage in mein Haus geliefert worden. Ich packte es sogleich aus, und erkannte auch, daß ich Ihnen nich unmittelbar nach dem Empfange, wie ich vor hatte, schreiben könne, weil es mir eben unmöglich war, über das Bild etwas zu schreiben, da ich nicht wußte, was. Dieses Werk ist wie eine Arbeit Göthe's, dem ersten Blicke fast unscheinbar, weil jedes stark wirkende Mittel vermieden ist, aber an Feinheit der Empfindung so groß und reich, daß es auch wieder nicht auf einmal erfaßt werden kann. Ich mußte das Werk erst studiren. Die erste Freude über das Meisterliche, das da vorlag, zu schreiben, ohne das Tiefe, was sich erst zu langsamem Empfange ankündigte, wenigstens andeuten zu können, brachte ich nicht über mich. Ich kam vor Anschauen nicht zum Urtheile, oder vielmehr das Urtheil

wurde in jedem Augenblicke ein anderes und immer günstigeres. Ich halte das Bild für eines der edelsten, die aus Piepenhagens Hand hervorgegangen sind. Das an Empfindung feinste ist es gewiß, es ist, um auf mein altes Bild zurück zu kommen, Göthe's klare, einfache und tiefe Dichtungsfülle. Da der Maler wußte, daß das Bild für mich gehört, so freut mich die Achtung, die er darin für mich an den Tag gelegt hat, daß er jede nur einigermaßen gröbere Wirkung und jedes der gewöhnlichen, selbst unschuldigen Mittel, um Wirkung hervorzubringen, verschmäht, und mir zugetraut hat, daß ich ihm in das unscheinbarste, aber zarteste Gefühl werde folgen können. Ob ich es vermag, ob ich das Bild werde mit den Augen sehen können, mit denen es gemalt ist, weiß ich nicht, wenigstens entdeckte ich täglich neue Tiefen, und es könnte schon sein, daß ich bei diesem Fortschreiten doch nicht zu dem letzten käme, was noch vorhanden ist. Wie es sich damit aber auch verhalten mag, er hat mir ein Werk zugewendet, das mit meiner eigenen Seele die größte Verwandtschaft hat. Und so wird es mir für den Rest meines Lebens eine unversiegbare Quelle von Freude bleiben. Es ist mir dieser Tage her immer schöner geworden, was mir das Merkmal eines wahren Kunstwerkes zu sein scheint. Und für ein Kunstwerk allerersten Ranges halte ich dieses Bild. Es hat alle Dichtungsfülle der Kunst und gar keine Mittel des Handwerkes. Das ist es, was mir Piepenhagen so theuer macht, daß er mit unbewußter Unschuld, ich möchte sagen Kindlichkeit, in die gewöhnlichsten Dinge, die er darstellt, wie sie sind, eine Seelenhaftigkeit bringt, die das dichterischeste Spiel unserer eigenen Seelenkräfte auf die holdeste Weise hervorruft. In dieser dichterischen Gegenständlichkeit, dem Eigenthume des Genies und nur des

Genies, hat er nur Geiger in seinen Compositionen zum gleichen Genossen. Darin sind beide allen anderen vor, wie weit diese auch im Handwerke sein mögen. Aber auch das Handwerk ist in dem vorliegenden Bilde bis zu seiner Spitze vollendet. Wie sind die Lichter auf die hinteren Gebüsche (dem schwierigsten Theil) aufgesetzt, und wie sind die Töne abgestuft, ohne daß man eine Mache sieht! Es scheint eben alles gewachsen. — Aber ich muß enden, das Maß der Augen wäre überschritten. Nur noch einen närrischen Gedanken. Sie und ich müssen einmal unsere 3 Monde zusammenbringen, müssen uns vor sie setzen, sie vergleichen und recht viel darüber sprechen. Mir wäre dies eine der größten Freuden. Das Nähere ein anderes Mal. Von Witiko bekommen Sie jetzt einen Pack, der kaum um 15 Seiten weniger haben wird als alles, was Sie in Händen haben, darum dauert es so lange. Ich möchte Ihnen sehr gerne eine Freude machen, und habe jetzt kein anderes Mittel als dieses. Darum bin ich unablässig fleißig daran. Möchte Ihnen die Geschichte nur ein Hundertstel so gefallen, als mir das Bild. Im nächsten Sommer muß ich Zawesch's willen nach Prag, und da freue ich mich auf Piepenhagen.

Daß in Ihrer Familie Alles wohl ist, freut uns sehr, doch davon bei gesunden Augen, wie von allem Andern Ihres Briefes, der mir der theuerste ist. Noch einmal meinen tiefsten, innigsten und herzlichsten Dank, und tausend Grüße an Sie und alle die Ihrigen von Ihrem treuen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. Jänner 1862.

Ich schreibe heute sonst nichts, als nur, daß seit zwei Tagen meine Augen entschieden besser sind, aber noch nicht gut. An Witiko ist wohl eine kleine Verzögerung durch dieses Uebel eingetreten, aber keine große. Ich schrieb täglich nur an 4 in Zwischenräumen, sonst that ich gar nichts. Wenn die Augenbesserung anhält, bekommen Sie 4 sehr bald. Ueber Geiger, wenn meine Augen ganz gut sind, mehr. Nur jetzt meinen tiefsten Dank. Wie kann denn Wien ein Compositionstalent dieser Art haben, wie jetzt kein anderes ist, wie sie überhaupt sehr selten sind, und nicht stolz darauf sein? Vielleicht thun sie's, wie gewöhnlich, wenn er längst mausetodt ist. Die Krönung Stephans ist ein Bild, so schön, wie es wenige auf Erden gibt. Doch genug. Bei Licht thun mir die Augen zu wehe, und von der Tageshelle will ich Witiko nichts nehmen. Zu Zawesch werde ich höchstens 18 Monate brauchen, so sehr ist die Geschichte im Kopfe schon beisammen.

Gott segne Sie. Schreiben Sie mir doch von sich und den Ihrigen.

An Josef Axmann.

Linz, am 17. Februar 1862.

Ich kann Deinen lieben Brief und deine Würstelsendung erst heute beantworten, weil eine Reihe widriger und schmerzlicher Vorfälle mich daran hinderte. Ich litt seit den letzten Decembertagen an einer ziemlich heftigen Augenentzündung. Diese war bei Ankunft Deiner Sendung eben im Weichen. Allein da erkrankte das Mädchen meines Bruders Anton, Namens Amalia, welches Ferdinand kennt, und welches unsere von Ferdinand gemalten Bildnisse erben sollte, plötzlich an der häutigen Bräune, das Übel zog sich in die Länge, und raffte das gesunde, starke Kind dahin. Unser Schmerz war tief, der der armen Eltern aber grenzenlos. Dann kam die Ueberschwemmung. Ich wanderte, ehe unsere Stiege überfluthet wurde, mit meiner Frau zur Stadt Frankfurt aus, und blieb 3 Tage dort. Fünf Stufen unserer Treppe waren unter Wasser, und von uns zur Stadt fuhr man in den Schaluppen der Dampfboote. Der Anblick des rasenden Wassers war ein schauerlicher; ich fuhr öfter in die Wohnung und sah zu. Jetzt ist alles vorüber, nur der Schotter liegt vor unseren Thüren und Fenstern. Außer der Auslage im Gasthause habe ich keinen Schaden erlitten, denn ich habe meinen Keller vorher räumen lassen.

Wir danken Dir auf das Herzlichste für Deine Überraschung,

Deine liebe Gesinnung für uns hat uns sehr erfreut, und die Würstel haben uns sehr geschmeckt. Indessen vermißte ich etwas. Ferdinand hat uns Anfangs December oder November geschrieben, daß Du schon zehn Tage krank bist. Ich mußte eben auf eine Amtsreise fort, und schrieb Dir von Frankenmarkt. Freilich schrieb ich nur an J. Armann, Kupferstecher auf der neuen Wieden, weil ich Deine Nummer nicht auswendig wußte. Der Brief muß verloren gegangen sein, da Du seiner nicht erwähnst. Gott sei Dank, Du bist gesund, und nun mag der Brief sein, wo er will. Deine Worte über den Aufenthalt in unserer Nähe haben uns sehr gerührt. Komme recht oft zu uns, bleibe, so lange Du willst, uns macht es die größte Freude. Wenn unser Vorhaben, bei Rosenberger einige Wochen zu weilen, Dich nicht wieder gereut hat, so bleibt es dabei. Ihr alle drei habt den prächtigsten Landaufenthalt und erspart noch an Geld. Beide Frauen müssen natürlich auch mit. Ueber die Zeit werden wir schon noch einig werden. Ferdinand muß im Frühlinge herauf. Ich habe jetzt fünf, vielleicht sieben Bestellungen für ihn. Das schreibe ich ihm aber selber.

Tausend Grüße an Dich, Deine Gattin und alle die Deinigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. März 1862.

Seit mehreren Tagen her wollte ich Ihnen schon einen Zettel schreiben, daß Sie nicht an dem Manuscripte verzweifeln sollen, und kam nicht dazu. Ihr Brief erschreckte mich nun, da Sie das Manuscript für verloren halten könnten, und ich muß doch einige Zeilen senden. Das Manuscript befindet sich noch hier, und wird in 8—10 Tagen abgehen können. Es wird viel länger als ich erwartete, ich schrieb heute die 160. Seite und bin im 19. Irisdruckbogen. Jedenfalls muß mit dieser Sendung der erste Band schließen. Ich habe fast drei Wochen verloren. Meine Augen wurden so übel, daß ich doch eine Woche jedes Lesen und Schreiben aussetzen mußte. Als der Arzt sagte, ich solle nun in die Luft gehen, wenn es trocken ist, erkrankte das vierjährige Töchterlein meines Bruders, Amalia nach meiner Gattin getauft, unser Liebling, als unsere einstige Erbin bestimmt, an der Bräune. Ich ging an dem Tage siebenmal zwischen der Wohnung meines Bruders und der meinigen hin und her, die Krankheit zog sich sechs Tage fort. Am sechsten Tage erkrankte ich in Folge der Aufregung und Angst (denn auch das zweite Kind des Bruders, ein Knabe, erkrankte an der Bräune) und in Folge des schneenassen Wetters auf den Gassen, an Kälte, Fieberschauer, Kopf- und Halsweh, Uebelkeiten ꝛc., beugte einer schweren Krankheit

dadurch vor, daß ich zwei Nächte durch feuchte Umschläge und warme Tücher darüber starken Schweiß erzeugte. In der ersten dieser Nächte starb das Mädchen. Der Knabe war noch zwei Tage in Gefahr, ist aber gerettet. Als ich mich nach dem Schweiße wieder an die Luft gewöhnen sollte, kam eine Ueberschwemmung. Ich sah ihre Größe voraus, und führte meine Frau in ein Gasthaus, wo sie vier Tage blieb, während welcher wir in unserem Hause mit Kähnen aus und einfuhren. Als wir schon wieder in der Wohnung waren, war in den ersten drei Tagen der Unordnung willen an keine Dichterarbeit zu denken. Einen Theil des Manuscriptes kann ich ihnen nicht schicken, weil ich Ihnen eben das Ganze vor die Augen führen will. Wenn ich nur einiger Maßen kann, so komme ich nach Wien, wenn Sie dort sind. Schreiben Sie mir einige Zeit vorher den Tag Ihrer Ankunft.

Die schönsten Grüße an Sie und Ihre Gattin.

N.B. Halten Sie Wache vor der Gesundheit Ihrer Kindlein. Die Bräune ist etwas fürchterliches. Ich hielt mit namenlosem Schmerz das schöne, fast erstickende, sonst gesunde Kind auf meinen Armen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. März 1862.

In diesem Augenblicke, 26. März 10 Uhr Abends, that ich den letzten Federstrich an Witiko 4 auf der 180. Schriftseite, jede Schriftseite hat über 2½ Druckseiten. Die Verzögerung um zehn Tage ist eben dadurch geworden, daß 4 gegen meine Rechnung immer nicht aus wurde. Ich rechnete auf höchstens 160 Seiten, wie Sie sich erinnern werden. Es hat aber genau so viel Seiten, wie alles frühere zusammen. Zwei Tage behalte ich das Manuscript, um es Aprent vorzulesen. Dann sende ich es nach Wien an Sie. Ich gebe es unreif aus den Händen, es ist mir sehr schmerzlich.

Nach Wien kann ich nicht kommen, obwohl ich so viel, so viel mit Ihnen zu reden hätte.

Leben Sie wohl, ich muß jetzt ein wenig ausruhen, wenn Sie wieder in Pest sind, schreibe ich Ihnen mehr.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Juni 1862.

Ich kann nur einige Zeilen schreiben, da meine Zeit sehr in Anspruch genommen ist, und ich die Zeichnungen von Kaiser keinen Augenblick zurückhalten will. Wenn Ihnen die gesendeten Skizzen so gefallen wie mir, so bin ich zufrieden, Sie mit diesem Manne bekannt gemacht zu haben. Ich halte sie im Ganzen für vortrefflich und Einzelnes davon für ganz herrlich. Das Mädchen am Tische der Großeltern ist eine fast unübertreffliche künstlerische Leistung, so der Färber, die Färberin, der Schuster, der Flickschuster (nebenbei eine treffliche Composition), die Gletscherscene ꝛc. Mit der Charakteristik des Knaben (eben so mit dem Kopfe desselben) bin ich noch nicht zufrieden. Wenn Kaiser diese Gestalt nun einige Zeit nicht sieht, wird er selber das Mangelnde erkennen. Dann werde ich auch mit ihm sprechen, und es wird sich das Rechte schon finden. Mit diesem Buben hatten wir ohnehin schon manches Kreuz.

Wenn das Buch geht, wären denn dann nicht auch die Kinder auf dem hohen Nußberge mit der Großmutter und dem braunen Mädchen solcher Zeichnungen würdig?

Ich habe selber diese Weihnachtsgeschichte *) wieder gelesen,

*) Bergkristall, von Adalbert Stifter.

deren Bilder Sie hier bekommen, und ich habe so zu sagen ein Herz zu dem Verfasser gewonnen.

Von Witiko bekommen Sie in nicht später Zeit den ganzen zweiten Band. Über dies und die Piepenhagenschen Skizzen und manches andere in einem nächsten Briefe ausführlich.

An M. Tenger.

Linz, am 14. August 1862.

Ich habe „Anna Dalfi" erhalten, habe das Buch vom Anfange zu Ende gelesen, habe seit Wochen täglich Vor- und Nachmittag Prüfungen, die mich zermartern, daß ich zu nichts Rechtem komme, werde künftige Woche damit fertig, und werde Ihnen dann schreiben. Hier nur so viel, daß nach meiner Ansicht das Buch ein prachtvolles wäre, wenn es erst im Hause Ihres lieben kleinen Zöglings mit Ihrer Ankunft daselbst begänne, und mit Ihrer Abreise aus Siebenbürgen endete. Der Nachschub mit den zwei Damen ist nach Art der engländischen Romane, ich halte ihn aber für einen so großen Fehler, als ob ein herrlicher Blitz sein Entstehen und sein Ausladen hinterher säuberlich erklärte. Der Blitz ist da; woher er kam, wohin er geht, sagt er nicht, wir mögen ihn bewundern, und wenn es uns gefällt, seine Wesenheit zergliedern, er aber thut nichts dazu und davon, als

daß er gewesen ist. So ist es mit dem Kunstwerke, es ist da, ist in sich bedingt und beschlossen, und je mehr man ihm Umgebung gibt, desto mehr wird es gekränkt, ja oft erdrückt.

Dies auf Ihren heutigen Brief. Nächstens mehr. Ich bitte, zweifeln Sie wieder ein wenig an mir. Wie lange bleiben Sie in Traunkirchen? Tausend Schönes von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

November 1862.

Meinen Brief an Freund Elischer über Ihre Geschäftswiderwärtigkeiten wird er Ihnen gezeigt haben. Seine Antwort werden Sie auch wissen. Verlust an Habe betrachte ich so lange als kein Unglück, so lange man dadurch nicht wesentlich an seinen höheren Bestrebungen gehindert wird. Erst dann, wenn man wegen Abgang von Geld und Gut an seiner geistigen Aufgabe gehemmt wird, beginnt dieser Abgang ein Unglück zu werden, das um so größer wird, um wie viel sich die Hemmung mehrt. Daß mir die Sache sehr schmerzlich war, kann ich Ihnen mit aufrichtigem Herzen sagen, vielleicht schmerzlicher, als wenn sie mir selber unter gleichen Verhältnissen begegnet wäre; denn es ist in meiner Natur, daß mir das, was geliebten Personen zustößt, weher thut, als was ich selbst erfahre, und gewiß sind Sie durch Großmuth in diese Lage gekommen. Gott wird Ihnen und

Ihren Kindern den irdischen Verlust durch künftigen Segen vergelten, wie er Sie ja schon in verschiedenen Lagen gesegnet hat, und auch das sittliche Wehe, das mit solchen Dingen verbunden zu sein pflegt, wird sich vermindern. Seien Sie meiner Theilnahme und der meiner Gattin auf das Innigste versichert, und legen Sie unsere Liebe, die Ihnen unwandelbar bis zu unserem Tode bleiben wird, zu Ihren Besitzthümern, die zwar nicht den Schrein, aber das Herz bereichern, und dadurch doch auch zum allgemeinen Segen beitragen.

Eigentlich sollte ich sonst nichts mehr in diesem Brief schreiben, ich weiß auch von den vielen Dingen, die ich Ihnen vor diesen Unfällen zu wissen machen wollte, nichts mehr recht; aber Einiges werde ich doch anführen. Von den zwei Probedrücken, die Sie an Kaiser sendeten, halte ich das Ornament für sehr schön, die Landschaft aber für schal. Der Mann hat Kaisers Striche gar nicht eingehalten, und hat einen Gemeinplatz von Holzschnitt geliefert. Er sollte, wenn schon der, der das Ornament geschnitten hat, nicht alles machen kann, angewiesen werden, sich auf das Strengste an Kaisers Linien zu halten, und nicht seine gewohnten Holzschnittlinien hinsetzen. So eine Gewohnheitsholzschnittlandschaft in ihrer Duftlosigkeit kann äußerst langweilig werden. Ich bin sehr begierig auf den Fortgang des Werkes.

Meine Gattin und ich wollten im November nach Wien kommen, um am 15. desselben Monats, als dem Jahrestage unserer Vermählung, der heuer der silberne Hochzeitstag ist, in der Kirche, in der wir getraut worden sind, ein Gebet zu sprechen, um Gott zu danken, daß er uns so lange zusammen erhalten hat, und ihn zu bitten, daß er uns noch eine Weile bei einander läßt.

Wir haben aber den Plan aufgegeben, und danken Gott hier, und bitten ihn hier. Wir hatten die Hoffnung, Sie etwa in Wien sehen zu können. Wenn Sie nach Wien kommen, so besuchen Sie den Maler Carl Löffler, er wohnt im letzten Hause der Wollzeile (Eckhaus in die Riemerstraße, ein neues, großes Haus, 4. Stock). Er ist ein Oberösterreicher vom Mihlviertel, hat eine Oberplanerin, ein Mühmchen von mir, zur Frau, war vor drei Jahren noch Kaufmann, und malt jetzt. Ich besitze von ihm ein Mädchenköpfchen (Kind von 10 bis 11 Jahren), dessen Angesicht eine solche Seelenschönheit hat, daß nur ein Maler unter den gekannten sie auch so und besser malen konnte, Raphael. — Ich bin hier unterbrochen worden, und kann erst nach zwei Tagen den Brief vollenden. Ich lege Ihnen zwei Kritiken über Löfflers Köpfchen bei. Die mit O. bezeichnete ist von mir. Das Knabenköpfchen vom vorigen Jahre kann ich vielleicht auch noch bekommen. Macht es Ihnen, wenn Sie es sehen, die Freude wie mir, so kann es geschehen, daß ich es Ihnen überlasse. Das Mädchen aber gebe ich nicht weg, so lange ich lebe. Wenn es nach meinem und meiner Gattin Tode ein Freund als Vermächtniß erhält, so sind dieser Freund Sie. Wenn Gott doch auch Ihren Kindern das Herz für die Kunst öffnete wie Ihnen. Diese Kinder sollten Sie von Löffler malen lassen. Ich wollte jetzt seine größeren Arbeiten in Wien besehen und für die Allgemeine einen Aufsatz schreiben, das muß nun bis zum Frühjahre warten.

Kaiser sagte mir, in Venedig sei ein Bildniß des Königs Mathias Corvinus aufgefunden worden, von einem Zeitgenossen des Königs gemalt, in jugendlichem Alter dargestellt, und sei für Pest erworben worden. Kaiser meinte, ob denn nicht dieses Bild-

niß von Geiger zu Ihrem Corvinusbilde benützt werden könnte? Ich habe gehofft, dieses Bild noch in Geigers Arbeitsstube zu finden.

Wenn Ihnen in der gegenwärtigen Zeit „Witiko" einige Zerstreuung gewähren kann, so will ich die Vollendung des zweiten Bandes nicht abwarten, sondern Ihnen sogleich einen Theil desselben senden, ich muß ihn nur noch einmal durchsehen. Ich arbeite recht fleißig und denke bei der Arbeit öfter als sonst an Sie und Elischer. Ich möchte gerne Ihren und seinen Beifall erringen, nicht meinet-, sondern der Sache willen. Gott gebe seinen Segen dazu wie zu dem Wachsen des Getreides; dann wird es schon nicht zu schlecht sein.

Gott erhalte Ihnen die Liebe und Gesundheit Ihrer Angehörigen, dann läßt sich vieles überwinden.

Grüßen Sie den edlen, lieben Elischer sehr vielmal.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. December 1862.

Ich wollte Ihnen zum Christabende auf den Weihnachtsbaum ein Viertheil des zweiten Bandes von „Witiko" schicken, und nun fehlen noch etwa zwei Blätter und ein einmaliges Durchlesen. Es kömmt also das Manuscript erst in einigen Tagen, dieser Brief aber soll doch zum Christtage die Anzeige bringen. Es trat in der letzten Woche eine Störung ein. Mein größerer Hund erkrankte vor zwölf Tagen. Anfangs hielten wir es nicht für bedeutend, weil das Thier bisher ausnehmend gesund war; aber nach einigen Tagen wurde die Sache bedenklich, ich kam in große Unruhe, und pflegte das Thier, wie man fast einen Menschen pflegt, ich stand nach Mitternacht auf, und heizte ihm in meinem Zimmer, das ich ihm eingeräumt hatte, ein. So that ich auch heute Morgens um 2 Uhr. Das Thier ging noch auf mich zu, und wedelte. Es hatte, damit es sein Wasser finden könne, ein Nachtlicht im Zimmer. Heute um 7½ fand ich es todt. Es wurde im Garten der Gebrüder Kaindl begraben. Ich habe aus Kummer mehrere Tage nichts gearbeitet, und es dürften noch 3—4 Tage in Betrübniß vorüber gehen. Man kann das an mir sehr tadeln; aber ich sage: Wenn es Gott der Mühe werth achtet, ein Thier mit so kunstreichen feinen Werkzeugen

auszurüsten, wenn er ihm eine ganze Kette von Lebensfreuden und Glückseligkeiten mitgab, so dürften wir es der Mühe werth achten, diesem Dinge einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und das gestorbene Thier hatte nur einen einzigen Lebensinhalt, in dem alles andere aufging: Liebe zu mir. Es hat mich während neun Jahren nie gekränkt, nie beleidigt, und in seiner Krankheit hätte es manchem Christenmenschen zum Beispiele dienen können. Nicht einen einzigen Seufzer stieß es über sein Leiden aus. Es war ihm genug, wenn ich im Zimmer war und freundlich zu ihm sprach, und es litt geduldig. Ich habe ihm diesen einzigen Trost, den es hatte, nicht entzogen, und blieb stets bei ihm. Nun sei es genug. Ich habe Ihnen diese Störung gesagt, weil es ein sehr lieber Wunsch von mir war, Ihnen ein kleines Christgeschenk zu bringen, und es mir vereitelt wurde. Jetzt wird gewiß die ganze Handschrift sehr schnell vollendet werden, weil Alles bei einander ist. Wenn Sie wollen Zeichnungen machen lassen, so dürfte es an der Zeit sein, Geiger den Text mitzutheilen. Ich selber aber muß ihn auch noch einmal durchlesen, es ist manches historisch unrichtig darinnen; aber wenn dieses Durchlesen beginnt, kann auch der Druck beginnen. Möge das, was Sie jetzt erhalten, Ihren Beifall gewinnen. Es ist bis auf eine kleine Durchsicht ausgearbeitet.

Jetzt aber zu etwas Anderem, was mich schon lange drückt. Warum sind Sie seit einiger Zeit so stumm gegen mich? Ich glaube, daß in dem Kreise der Ihrigen kein Unglück geschehen ist, das hätte mir doch Elischer gemeldet. Habe ich Ihnen eine Unannehmlichkeit zugefügt? Dann ist es ohne meinen Willen geschehen; denn ich bin mir nur der innerlichsten, herzlichsten,

unveränderlichen Liebe zu Ihnen und zu denen, die Ihnen theuer sind, bewußt. Es wird sich wohl aufklären.

Nehmen Sie die besten Wünsche von uns beiden für sich und Ihre theueren Angehörigen zu den bevorstehenden Festtagen hin. Gott segne Sie, Ihre Gattin und Ihre Kinder. [An Elischer alles Liebe.

1863.

An Guido Lehmann.

Linz, am 13. Jänner 1863.

Ihr Schreiben vom 11. d. Mts. habe ich so eben erhalten, nehme an der erfreulichen Nachricht, die Sie mir mittheilen, sammt meiner Frau den herzlichsten Antheil, und danke Ihnen in meinem und meiner Frau Namen für die so freundlichen Gesinnungen, die Sie und Ihre Frau Gemahlin in diesem Schreiben für uns aussprechen. Es freut mich auch von Dr. Laube, daß er auf ein Gastspiel eingeht, ich war schon ein bischen verstimmt gegen ihn, da ich ihm außer dem Briefe, welchen ich Ihnen mitgab, noch einen abgesonderten geschrieben habe, in welchem ich ziemlich genau in Ihr Bühnenspiel eingegangen bin, ohne bisher einen Erfolg davon zu erleben. Ich sprach mit der Frau Rettich davon, sie konnte mir keine Auskunft geben. Bei dieser Gelegenheit sprach ich überhaupt zur Rettich von Ihnen. Sie hat eine Reihe herrlicher Darstellungen hier im Sommer vorgeführt, wobei ich Züge erlebte, die noch die große Schröder übertreffen, weshalb die alte Flamme, die ich für diese Frau habe, wieder lichterloh aufbrannte. Sie war auch recht freundlich gegen uns und hat manche Stunde bei uns zugebracht. Sie gingen uns bei diesem Gastspiele ab. Denn Ihnen

hätte ich die Rolle Waldemars (eines trotz seiner Fehler herrlichen Stückes von Putlitz, der auch hier und bei uns war, das in Linz zum ersten Male gegeben wurde) zugetheilt, und so manche andere auch. Erzählen Sie von Ihrem bevorstehenden Gastspiele in der Burg niemanden etwas; es gibt überall Maulwürfe, die schon im Vorhinein graben, es könnte auch hier der Fall sein. Schreiben Sie mir gefälligst den Tag, an welchem Ihr Spiel beginnen wird. Wir haben ohnedem vor, im April nach Wien zu kommen, ich werde mit meiner Frau jedem Ihrer Gastspiele beiwohnen und zu Ihrer Anerkennung nach meinen Kräften beitragen, Sie müßten denn sich einfallen lassen, grundschlecht zu spielen, wo Ihnen dann nicht zu helfen wäre. Ich werde Ihnen, wenn ich einmal weiß, wann Sie nach Wien kommen, auch einen Brief an Rettich schicken, der Ihnen das Haus dieses Künstlerpaares aufschließen wird, und Rettich und Gattin sind allem hold, was wirkliche Kunst ist. Schreiben Sie mir auch, wo Sie in Wien wohnen werden, damit ich Ihnen persönlich die Strafpredigt über Ihre Ängstlichkeit halten kann, die eine völlige Thorheit ist; denn wenn Sie überzeugt sind, daß Sie gut spielen, so spielen Sie gut. Wir werden beim Stern auf der Brandstätte wohnen. Ich werde Laube persönlich danken. Es muß Ihnen wohl aus Brünn ein guter Ruf vorausgegangen sein; denn sonst wären meine Worte auch und mit Recht vergeblich gewesen.

Wenn Sie mir auf diese Zeilen antworten wollen, wird es mich in so ferne freuen, als ich dann die Gewißheit erhalte, daß sie in Ihren Händen sind.

Da wir für den Fall meiner Pensionirung nach Wien übersiedeln wollen, werden Sie uns manchen Groschen kosten, wenn

wir auf dem Zettel des Burgtheaters lesen, daß heute Lehmann spielt, was mich sehr freuen wird, und was ich zuversichtlich erwarte. Also nur Muth; denn dem Muthigen gehört die Welt. Sie spielen besser als mancher, der in Wien einen großen Namen hat, und es kommt nur auf Sie an, den Wienern dieses Spiel zu zeigen. Die Wiener würdigen es schon. Sie sind viel entzündlicher als unsere Linzer, und wenn Sie ihn einmal gepackt haben, so geht der Wiener durch Dick und Dünn mit Ihnen. Es ist im Ganzen ein herrliches Volk, das des Burgtheaters. Doch genug, sonst halte ich Ihnen ja hier die Rede, die ich Ihnen in Wien halten will. Die herzlichsten Grüße von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. Jänner 1863.

Zugleich mit diesem Schreiben geht ein gutes Drittheil des zweiten Bandes von „Witiko" (nach meiner Rechnung bei 7 Bogen) an Sie ab. Nehmen Sie es freundlich auf. Dem Dinge fehlt das letzte Durchlesen, wie Sie an den Bleistiftandeutungen sehen werden, und wie Ihnen beim Lesen auch klar werden wird. Zum letzten Durchlesen, um der Sache den blanken Guß zu geben, muß man sehr gesammelt sein. Das bin ich aber jetzt nicht. Zu dem großen Kummer, den mir Ihr häusliches Unglück macht, und den ich gerne trage, weil ich es für meine heilige Freundespflicht halte, und den ich noch lieber tragen würde, wenn

ich dadurch den Ihrigen verringern könnte, kam in letzter Zeit auch eine Besorgniß um die Gesundheit meiner Gattin. Ich glaubte Spuren zu entdecken, daß sie Wasser in der Brust habe. Das hätte nach nicht langer Zeit ihren Tod zur Folge. Es wäre der entsetzlichste Schlag, der mich treffen könnte, wenn ich diese gute, treue Lebensgefährtin verlieren sollte. Mein Freund, Dr. Aitenberger in Wien, dem ich alle Merkmale beschrieb, beruhigte mich vollständig. Er war in Wien mein Hausarzt, und kennt die Natur meiner Gattin sehr genau. Diese Umstände verzögerten den Abgang des Manuscriptes um mehr als eine Woche. Die letzte Lesung werde ich später vornehmen; denn es muß Alles noch einmal durchgelesen werden, da ich jetzt manches Geschichtliche genauer weiß, und sogar Namen umändern muß. Möchte das Gesendete nicht hinter dem, was Sie schon haben, zurück stehen. Sie schreiben mir wohl darüber, wenn Sie es einmal gelesen haben. Auch Elischers Urtheil wäre mir sehr erwünscht.

Ich schreibe heute nur wenig, weil ich seit zwei Tagen, wahrscheinlich aus Verkühlung, einen geschwollenen Fuß habe, den ich ins Bett legen will, weil er im Sitzen schmerzt. Er ist aber schon im Besserwerden. Den Brief über die Holzschnitte sende ich in 2—3 Tagen.

An Guido Lehmann.

Linz, am 13. Februar 1863.

Ihr Schreiben vom 29. Jänner kann ich erst heute beantworten, weil ich eine Zeit unwohl war, und dann eine solche Menge Amtsgeschäfte, die nicht aufschiebbar waren, sich zudrängten, daß ich nach ihrer Bearbeitung täglich so erschöpft war, daß ich keine Feder mehr zu einem Briefe ansetzen konnte, und zwar zu so einem Briefe, wie der sein soll, den ich hier schreibe. Ich möchte Ihnen Trost und Ruhe bringen, und weiß nicht, wie anfangen. Tragen Sie wie ein Mann, was nicht zu ändern ist, und seien Sie der Theilnahme jedes guten Menschen versichert. Sie haben noch einen Trost, den so viele Tausende in Ihrer Lage nicht haben, Sie haben die Kunst, diesen irdischen Engel, der das menschliche Herz, welches sich ihm zuzuwenden versteht, wie gar kein anderes Ding dieser Erde erhebt, der nie untreu wird, wenn man ihn selber nicht verläßt, der nicht altert, und doch bei dem Alternden ausharrt, der den Greis mit einem freundlicheren Lächeln ansieht, als den Jüngling, welcher ihn oft im Brausen der eigenen Gefühle nicht so beachtet, wie er sollte. Wenden Sie sich mit ganzer Seele Ihrer Kunst zu, leisten Sie in ihr Großes, wie Sie ja dazu berufen sind, wer weiß, ob das Geschick nicht

diesen Schmerz in Ihre Brust warf, um Sie noch höher für das Größte der Kunst zu reifen, wie in die Rinde jenes edlen Baumes geschnitten werden muß, damit das kostbare Harz heraus quillt. Die Kunst wird Ihr Tröster sein, wenn Sie die Liebe und Bewunderung der Guten Ihrer Zeit erringen. Ich glaube, Sie können es; ich bin mit Beifall nicht sogleich da, manche, die im Burgtheater spielen und ausposaunet werden, haben ihn nicht; von Ihnen aber habe ich Augenblicke der tiefsten dichterischen Weihe und Herrlichkeit gesehen, raffen Sie sich auf, und stellen Sie ein ganzes Gebilde solcher Weihe dar, und Sie sind wieder glücklich. Ihr Fach aber dürften Helden sein, denken Sie darüber nach, und zwar Helden ernster Majestät oder erschütternder Tragik. Als Philipp und Barbarossa haben Sie mir am besten gefallen, so sehr ich Sie auch im Lustspiele oft bewunderte; aber zuweilen sind Sie da, nach meiner Meinung, über die Grenze gegangen. In großen Gebilden, die Sie in sich entwickeln, werden Sie Ruhe und Entzücken finden. Dann geben Sie sich auch dem Genusse anderer Künste hin: der Dichtung, der Musik, der bildenden Kunst, und im Alter, wenn Ihre schaffenden Kräfte selber vom Schauplatze abtreten, sehen Sie jüngere an, die empor streben, und geben ihnen Rath. Suchen Sie mittlerweile Ihre Knaben gut zu erziehen, und wenn der Herr Sie dann einmal ruft, so können Sie sagen: ich habe nicht umsonst gelebt.

Nehmen Sie diese Worte freundlich auf, wie sie freundlich gemeint sind. Sie sehen aus der Länge des Briefes meine Theilnahme, und ich denke, die Worte sagen sie auch. Meine Gattin trägt mir auf, Ihnen ihr tiefstes Mitgefühl zu melden. Sie hat mich zuerst auf Sie aufmerksam gemacht, und wird es gewiß mit

Freude vernehmen, wenn aus Ihrem Schmerze eine Wunderblume Ihrer Kunst emporblüht.

Schreiben Sie uns einmal gelegentlich wieder.

Mit Hochachtung und freundlichem Gruße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. April 1863.

Ich melde Ihnen, daß ich Sonntags, 19. d. Mts., Abends, nach Wien komme und mindestens acht Tage dort bleibe. Wir werden im Stern auf der Brandstätte wohnen. Es würde uns beide sehr freuen, wenn Sie etwa Geschäfte in Wien hätten, und selbe in die gleiche Zeit verlegen könnten. Wenn nicht, so werde ich Ihnen später einen längeren Brief schreiben. Nur eines muß ich Ihnen kurz sagen, weil Sie Antheil an uns nehmen, und die Sache nun gut vorüber ist. Meine Gattin stürzte im März in einer plötzlichen Ohnmacht, die sie aus Schreck über ein sich bäumendes Pferd erhielt, zu Boden, verwundete sich im Angesichte und verstaute sich den linken Arm. Die Sache war bedenklich. Fünf Tage und Nächte in schneller Folge Eisumschläge. Starkes Fieber. Dann Besserung. Den linken Arm kann sie noch nicht brauchen, und wird es noch Monate nicht können. Ich ging in jenem unglücklichen Augenblicke vor ihr, ahnte nichts, sah um, um einen Scherz zu sagen, und sah sie regungslos auf der Erde liegen. Mein Entsetzen war so groß,

daß ich jetzt gar keine Erinnerung mehr habe, was ich that, und wie wir sie nach Hause brachten; denn fremde Menschen halfen mir. Ich wachte bei ihr, ich pflegte sie, und jetzt danken wir Gott, daß Alles so ausgegangen ist, und lieben uns nach diesem Unglücke noch mehr als vorher. Sie läßt Sie grüßen, beide küssen wir Ihre Kinder, und ich bin wie immer Ihr treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 24. April 1863.

Ihr nach Wien gerichtetes Schreiben habe ich erhalten, und daraus zu meinem Leidwesen ersehen, daß Sie kurz vor mir in Wien waren. Ich konnte Ihnen meine Reise auf längere Zeit vorher nicht ankündigen, weil ich nach dem Zustande des Übels meiner Frau nicht wußte, ob und wann die Reise statt haben werde. Es geht mir jetzt eben alles nach der Quere. Zu den kleinen Übeln gehören auch die Stahlfedern dieses Wirthshauses, wie Sie aus meiner kläglichen Schrift sehen werden, und meine Schreibgeräthe habe ich einzupacken vergessen. Ich schreibe daher nur das Nöthigste. Der Redacteur des Botschafters, ein alter Freund von mir, quält mich, ich solle bei ihm ein paar Anfangskapitel des Witiko veröffentlichen, er wolle das Buch vor seinem Leserkreise aufführen und darauf aufmerksam machen. Was denken Sie davon, und haben Sie Gründe dafür und dawider?

Ich kann mir die Sache nicht genau zurecht legen, ob es dem Buche, um dessen Wohl es sich natürlich hier allein handelt, ersprießlich ist oder nicht. Der Botschafter hat einen großen Leserkreis, der aufmerksam gemacht würde, und an Göthe und Schiller hat man Vorgänger, die es auch so mit mancher ihrer Schriften gemacht haben. Wenn Sie zustimmen, würde ich die Veröffentlichung bis zum Schlusse der Wahlversammlung gestatten, drei Kapitel.

Zu Geiger gehe ich morgen.

Bei Löffler (Karl) waren Sie nicht. Ich habe Ihnen vielleicht seine Wohnung anzugeben vergessen (oberes Eckhaus der Wollzeile in die Riemerstraße, 2. Stiege, 4. Stock). Ich habe ihn vermocht, Ihnen etwas zum Ansehen zu schicken, darunter ist ein prachtvoller Männerkopf, der verkäuflich ist. Das Knabenköpfchen gehört mir. Wir verglichen diese und andere Arbeiten heute mit Murillo, und sie halten sich. Die hiesigen Ausstellungsarbeiten werden von Löffler übertroffen. Er läßt Sie bitten, die an Sie gesendeten Bilder, wenn Sie und Ihre Freunde dieselben genossen haben, in die Pester Ausstellung geben zu wollen.

Mit Axmann habe ich die Kaiser'sche Zeichnung besprochen, er beabsichtigt kleine Änderungen, die ich vollkommen billigen muß. Schenken Sie ihm doch auch ein Exemplar der bunten Steine, daß er die Erzählung nachlesen kann, und jene feinen Abstufungen in die Arbeit bringt, die nur durch eine genaue Kenntniß des Wortlautes der Erzählung möglich sind.

Ein Brief von Ihnen trifft mich Samstag noch hier. Am Sonntage denke ich nach Linz zu fahren.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. Mai 1863.

Kaiser war bei mir, zeigte mir die fertigen Holzdrucke, und bat mich, auch an Sie darüber etwas zu schreiben. Leider muß ich sagen, daß ich den Schnitt im Allgemeinen für mißlungen halte. Nur die mit A und B bezeichneten Blätter nehme ich aus. Sonst gar keines. Und wieder ist nur A ganz tadellos. Es scheinen verschiedene Leute an der Sache zu arbeiten; denn manche Bilder sind ganz besonders schlecht. Der durchgehende Fehler ist der, der sich bei angehenden Künstlern und bei solchen, die für die Kunst keine Anlage haben, findet, nämlich daß nicht das nöthige Gefühl für Abtonung der hinter einander stehenden Flächen vorhanden ist, die Linien der hintern Gegenstände sind fast so stark, wie die der vorderen, die Lichter auch, und so wird keine Weichheit, keine Abstufung, kein Duft, keine Räumlichkeit, und es entstehen mehr oder minder weiße und schwarze Flecke. Freilich ist das Abstufen der Töne zuletzt die größte Kunst; allein sie ist in jedem Gemälde und Stiche unerläßlich, sonst sind die Dinge hart und stümperhaft. Die Vergleichung der Skizzen mit den Drucken zeigte mir die Sache erst recht klar. Ich weiß wohl, daß es vielleicht unmöglich ist, den Ton gezeichneter Linien im Stiche ganz genau wieder zu geben. Aber daß der Abstand fünf bis sechs oder mehr Stufen beträgt, daß Nebellinien der Luft oder des Hintergrundes so scharf werden, wie Linien der Gräser im Vordergrunde, das sollte nicht vorkommen dürfen.

Das gegenseitige Stimmen der Licht- und Schattenflächen zur Weichheit und Luftperspective muß der Holzschneider inne haben, und er hat es inne; denn gerade Holzschnitte sind oft so weich, zart und reizend, daß man sich kaum von diesen Linien trennen kann. Der Holzschnitt kann bestimmtere Linien ziehen als die Steinzeichnung, daher diesen bestimmten Linien gegenüber seine Nebellinien desto weicher sind, während die Steinzeichnung mit Kreide lauter Nebellinien hat, und daher wollig wird. Weil ich eben schon so viele zarte und weiche Holzschnitte gesehen habe, und weil sie jetzt in sehr vielen Werken vorkommen, so muß ich die vorliegenden tadeln. Sie sind poesie- und reizlos, während es die Skizzen nicht sind und die Zeichnungen auf dem Holze noch weniger waren, und dies ist das ärgste Gift für alle Kunstwerke. Wie da zu helfen ist, weiß ich nicht. Die das Holz zu den vorliegenden Drucken geschnitten haben, scheinen die nöthige Empfindung für Stimmung nicht zu haben, und da hilft dann keine Hinweisung darauf. Wenn die Anstalt A. mehrere Arbeiter beschäftigt, und a und b von einem besseren Arbeiter geschnitten worden sind, so sollten alle Zeichnungen von ihm geschnitten werden. Die Sache ist nun schon in eine äußerst schwierige Lage gerathen. Ich kann kein Vertrauen mehr haben, möglich, daß die Anstalt auch bessere Arbeiter beschäftigt; aber darüber weiß ich nichts. Sie hat an Kaiser bemerkt, daß sie zu einem Bibelwerke Holzschnitte geliefert hat, und daß man sehr zufrieden war; Kaiser aber hat das Werk betrachtet, es waren wenige Schnitte von A. darinnen, diese aber waren die schlechtesten. Ich fürchte außerordentlich für die größeren Bilder. Es wäre sehr gut gewesen, wenn wir persönlich über die Sache hätten reden können. Nach meiner gegenwärtigen Einsicht weiß ich durchaus nicht,

was zu thun ist, ich bin auch nicht berufen, Ihnen Rathschläge zu geben. Ich fürchte, ich gehe in meiner Einmischung aus Freundschaft für Sie ohnehin schon zu weit. Das Buch wird gekauft, wenn die Bildchen herzig und reizend sind. Das waren sie in der Zeichnung, und sind es im Schnitte nicht. Wer den Text kennt und liebt, der hat nicht Freude an diesen Bildern und kauft das Buch nicht; wer den Text kennt und nicht liebt, wird durch diese Bilder auch nicht zum Kaufe verführt; wer den Text nicht kennt, wird durch die Bilder nicht verlockt, denn in der Regel sind bei Bilderwerken die Bilder schöner als der Text; und wer etwa seinen Kindern überhaupt Bilderbücher kauft, kauft ihnen solche mit reizenden Bildern, denn sie sind vorhanden. Ist doch, wie ich Ihnen schon bemerkt habe, die Modezeitschrift Bazar weit besser geschnitten, als unsere Bilder zu einem ordentlichen Dichtwerke. Ich lege hier einige Drucke bei mit Bemerkungen, die ich dazu geschrieben habe; ob dies etwas hilft, weiß ich durchaus nicht, bezweifle es aber. Wenn A. nicht alle Bilder wie a und b liefern kann, sollte kein einziges Stückchen mehr in dieser Anstalt geschnitten werden. Es muß bessere Holzschneider geben, weil es so viele treffliche Holzschnitte gibt. Für Kaiser und mich sind diese Bilder sehr betrübend.

Ich hätte Sie so gerne in Wien gesprochen; ich konnte Ihnen vorher die Reise nicht anzeigen, weil der Arzt den Zeitpunkt für meine Frau selber nicht genau angeben konnte. Ich hatte Lust, nach Pest zu kommen; aber ich konnte meine Frau, die nur einen Arm brauchen kann, nicht verlassen, auch ist sie immer sehr traurig. Und ich hätte so viel, so viel mit Ihnen zu sprechen gehabt. Ihr Unglück liegt wie ein Berg auf meinem Herzen. Ich will nicht weiter davon sprechen, weil es Ihnen

wehe thut; aber einmal möchte ich doch vom Grunde aus mit Ihnen reden, es würde uns dann beiden besser sein.

In Hinsicht des Abdruckes eines Abschnittes von „Witiko" im Botschafter haben mich Ihre Gründe überzeugt, daß es besser unterbleibt, ich dachte mir ohnehin ungefähr dasselbe. In Wien war ich bei Geiger, es geht nicht anders, als daß, wenn er eine treffende Zeichnung liefern soll, das Manuscript in seine Hände gelegt werden muß, daß er es aufmerksam lese. Er ist mit mir darüber einer Meinung. Senden Sie ihm daher den ersten Band zu. Vielleicht kann ich, wenn er ihn gelesen hat, doch auf einen Tag nach Wien kommen, um mit ihm darüber zu sprechen. Sie werden jetzt rasch das Ende des zweiten Bandes bekommen Ich bedarf aber das fertige hier des Überblickes willen.

Kaiser hat für den Abdias zwölf Stücke fertig, die ich noch für weit schöner halte, als die Skizzen zu den zwei Kindern. Ich bin sehr begierig, was Sie dazu sagen.

Meinem Herzen entringt sich noch immer der Seufzer: Ach, wenn doch die letzten Tage meines Lebens einzig der Kunst könnten gewidmet werden, daß ich nicht noch auch den Pflug ziehen, und mich von allerlei Menschen maßregeln lassen müßte. Vielleicht baut mir „Witiko" eine Stufe; allein wer weiß das. Bin ich doch dieser Tage in Figaro's Hochzeit von Mozart gegangen, und strahlte diese Musik (ich habe lange nichts von Mozart gehört, sondern gelegentlich nur etwas von einem -ini oder etti) wie eine aufgehende Sonne eine wahre Freudenfluth in mein Herz, und doch ist diese Musik bei ihrer ersten Aufführung in Wien durchgefallen. Zum Glücke ist mein „Witiko" nicht so schön wie Figaro's Hochzeit.

An Joseph Axmann.

Linz, am 16. August 1863.

Daß die Zeichnung und der Probedruck später an Dich gelangt, als er sollte, ist meine Schuld, wie Du an dem Datum des Briefes von Kaiser sehen wirst. Ich wollte recht viel an Dich schreiben, hatte aber jetzt wochenlang täglich Prüfungen, und war bei der Hitze, die wir haben, jeden Abend bis zur Unfähigkeit erschöpft. Ich muß daher, um die Sache nicht noch zu verzögern, mich kürzer fassen, als ich möchte. Der Stich gefällt mir ausnehmend, ich habe keine wesentlichen Einwendungen und bin im Ganzen mit Kaiser einverstanden. Möge Dir Gott noch recht lange Kraft und Muth geben, Deiner Kunst obliegen zu können. Ich hoffe zu Ende September nach Wien zu kommen, dann sprechen wir wieder einmal recht herzlich von der Kunst und ihrer Beglückung. Ich bitte Dich, sage Deinem Sohne Ferdinand, daß ich sein Mädchenköpfchen nicht in die hiesige Ausstellung gegeben habe. Der Grund liegt in gewissen Parteinahmen, denen ich das Bild nicht aussetzen wollte. Ich werde ihm das Nähere mündlich mittheilen, wenn er, wie wir hoffen und wozu wir ihn herzlich einladen, diese Ferien wieder zu uns

herauf kommt. Seine Freunde haben das Bild gesehen und sind sehr erfreut darüber. An Dich, Deine Gattin und alle Deine Angehörigen das Herzlichste.

An Gustav Heckenast.

Ried, am 25. October 1863.

„Aus den Augen, aus dem Sinn.“ Nie haben Sie vielleicht eine größere Lästerung ausgesprochen. Ich bin gestern 57 Jahre alt geworden; wie viele Jahre einer nur nothdürftig ersprießlichen Geistesthätigkeit stehen mir noch bevor? Ich muß im höchsten Grade mit meiner Zeit geizen. Einen gewissen Abschnitt derselben muß ich, ohne je (außer auf Reisen), um nicht in Zerfahrenheit zu gerathen, eine Ausnahme zuzulassen, meinen Geistesarbeiten widmen, dann ist unerbittlich jene Zeit dem Amte zu weihen, die ihm noth thut, und die nicht an jedem Tage gleich ist, weil sie sich nach den einlangenden Schreib- und anderen Arbeiten, und nach den Menschen richtet, die mich in dieser Hinsicht besuchen. Der Rest ist sonstigen Vorkommnissen und auch Briefen zugewiesen. Da bekommen nun (ich glaube, ich habe es Ihnen schon längst gesagt) gleichgiltige Menschen pünktlich auf Briefe sehr kurze Antworten, liebe Freunde seltener, sehr geliebte Freunde fast nie einen Brief von mir. An sehr geliebte

Freunde will ich eine Menge schreiben, was ich auf dem Herzen habe; aber hiezu kommt fast keine Zeit, einen kurzen Brief fange ich gar nicht an, und so kommt keiner zu Stande. Es ist wirklich nicht zu ändern, ich kann nicht anders. Nur eine Ausnahme besteht. Meine Gattin bekommt lange und viele Briefe von mir, wenn wir getrennt sind, da ist aber immer der Fall, daß ich auf Reisen bin, nicht sie, also ich auch leichter schreibe, als wenn ich zu Hause wäre, so wie ich auch diesen Brief an Sie aus der Stadt Ried im Innviertel schreibe. Bei wichtigen Anlässen bekommen Sie schon auch Briefe von mir: wenn Sie heirathen, wenn Ihr erstes Kind getauft wird, wenn Sie Bischof werden. Und haben Sie denn nicht schon lange Briefe von mir erhalten? Also! Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß der Spruch „Aus den Augen ꝛc. . ." gar nicht so ernst von Ihnen gemeint war, so schriebe ich Ihnen weder einen langen noch kurzen Brief mehr. Wir wissen beide, wie Sie sind, und lieben Sie vielleicht noch mehr, als viele, die Ihre Freunde sind, und Sie wissen, wie wir sind, und daß Sie ein treues Freundesherz zu uns tragen, wissen wir auch recht gut, daher punktum, und kein „Aus den Augen ꝛc. . ." mehr.

Da ich von dem frühjährigen, mir so lieben Wienaufenthalte nach Hause kam, wartete mancherlei Ungemach auf mich.

Bei meinen Angehörigen, die die Augen auf mich richten, sind Widerwärtigkeiten und Unglücke eingetreten, die mir wehe thaten.

Einiges konnte durch Auslagen von meiner Seite gut gemacht werden, die ich daher, obwohl sie mir nach einer auslagenreichen Reise höchst ungelegen kamen, doch mit Freuden leistete, und die ich in noch höherem Maße höchst freudig mit Opfern geleistet

hätte, wenn Alles dadurch auszugleichen gewesen wäre. Aber es war nicht, und der Rest mußte eben getragen werden. Daß uns doch die edelsten und liebsten Menschen freiwillig keinen Jammer bereiten, und wir für sie nur leiden, wenn sie krank sind, oder wir sonst ihretwegen in Sorge sind, und daß uns die, die selber nichtig sind, stets die Lebensklarheit verwirren und in Unordnung bringen! — Mündlich einmal mehr. Es ist beinahe, als ob der, welcher Störung des Innern am meisten fürchtet und dem sie auch den meisten Schaden macht, gerade ein größeres Maß zugemessen erhielte.

Im Sommer war ich amtlich eine Zeit in Steyr, dann kamen die heißen Prüfungen, dann hatte ich sechs Tage Ferien und war auf dem Dreisesselberge (ungeheures Labsal in den weiten, breiten Wäldern), dann Amtsverdruß, und jetzt zur Erholung anderer Amtsverdruß in den Bezirken Schärding und Ried. Seit sechsundzwanzig Jahren unserer Ehe zum ersten Male an meinem Geburtstage von der Gattin getrennt, am Abende dieses Tages in einer finstern Kammer sitzend (weil kein anderer Platz da war); aber ich saß gar nicht in der Kammer, sondern, weil es in ihr rauchte, ging ich auf dem Gange auf und ab. Das war vorgestern. Heute ist Sonntag, und ich schreibe diesen Brief in einem sehr schönen sonnigen Zimmer an Sie. — Jetzt wissen Sie meine Lebensgeschichte seit Mai, da ich in Wien war. Meine Gattin hat keine Lebensgeschichte, weil immer Alles bei ihr das Nämliche ist, nur das änderte sich, daß ihre Hand fast ganz gut ist. Sie erhalten diesen Brief morgen, und wenn Sie auf die Westbahn sitzen, und nach Ried zu dem Gastwirthe Huber fahren, so kommen Sie gerade recht, mit mir in das Burgnest Wildshut zu fahren, wo ein sehr schöner Kachelofen ist.

Was sich weiter ereignen wird, weiß ich noch nicht, außer daß Sie am 2. November einen kurzen Brief mit Einschluß von mir erhalten werden. Wären obige Dinge nicht gewesen, so wären wir wieder im September ein wenig in Wien gewesen. Im Frühlinge kommen wir mit den Schwalben. Ich weiß nicht einmal, ob in Wien Schwalben sind. — Spatzen weiß ich. — Vom November bis Frühling bekommen Sie keinen Brief mehr von mir, außer Sie würden im Ernste Bischof (dann bekommen Sie auch noch keinen, sondern uns selber). An Sie gedacht und von Ihnen geredet wird sehr oft bei uns; wir halten Sie für ein Mitglied unserer Familie. Jetzt muß ich schließen, lieber Gustav, und in Zukunft machen Sie mir keinen Jammer mehr.

Melden Sie an Ihre lieben Angehörigen und an die von uns so verehrten Jäger'schen tausend Grüße, und nehmen Sie auch von uns tausend in Empfang.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. November 1863.

Endlich wieder einige Zeilen von Ihnen. Ich beantworte sie sogleich. Es trifft sehr gut mit Székely; ich bin vor Kurzem von einer Amtsreise zurück gekommen, und bleibe jetzt eine gute Weile in Linz. Ich werde dem jungen Künstler sehr gerne, so oft er es bedarf, zu einem Bildnisse sitzen. Gebe Gott, daß er es Ihnen zu Dank macht. Angerer hat mich in Wien photographirt, er hat mich auch auf großes Quart gemacht in's Album der Zeitgenossen, und meine Freunde sagen, ich sei es schon wieder nicht. Man sollte mich conterfeien, wenn ich nichts davon weiß, und eben in einem mich ergreifenden Gespräche bin. Ich freue mich, Ihren Künstler kennen zu lernen; denn wenn Sie ein so günstiges Urtheil über ihn aussprechen, muß er sehr bedeutend sein.

Leider habe ich Ihnen so lange nicht geschrieben, daß Sie mir Vorwürfe machen könnten; aber ich hatte immer im Sinne, nach Maróth zu kommen, jedoch das leidige Amt verhinderte es. Auch jetzt kann ich nur diese Zeilen schreiben; aber sehr bald schicke ich einen Pack Witiko und einen langen Brief, ich habe Ihnen so viel zu sagen. Warum schrieben Sie mir nichts von der Krankheit Ihres Töchterleins?

Bin ich nicht werth, Ihren Kummer mitzutragen? Küssen Sie beide Kinder in unseren Namen. Beide lieben wir die Kleinen, als ob sie zum Theile uns gehörten. Wie freuen wir uns, sie zu sehen. Der nächste Sommer wird uns doch in Maróth sehen. Über Größe und Art des Bildnisses werden Sie wohl schon mit Sz. gesprochen haben. Ich werde Ihnen über die Malerei schreiben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 10. December 1863.

Ich wollte Ihnen von der Angelegenheit mit Székely zugleich mit einer Sendung des Witiko melden. Die letzte aber verzog sich einige Tage, weil mehrere Namen nachzutragen waren, mit deren Auffindung ich mich quälte, bis endlich, wie schon so oft, Freund Kaiser aushalf, der eine sehr bedeutende Spürnase in diesen Dingen ist. Székely, wie Sie von ihm schon wohl selber wissen werden, war da, und hat mich gemalt. Er hat mich in neun Tagen jeden Vormittag wacker sitzen und stehen lassen, welch' letzteres Schmerz in Rücken und Lenden brachte. Der junge Mann hat mir in seinen Phantasie- und Künstleranlagen so besonders wohl gefallen, und unsere Gespräche waren so anregender Art, daß ich hoffe, daß dieses letztere Merkmal in das Bild gekommen

sein wird, nicht aber die Rücken- und Lendenschmerzen. Was man an Erregbarkeit der Einbildungskraft, Beweglichkeit des Herzens, Verstand und feinem Gefühle für Schönheit zum ungewöhnlich bedeutenden Künstler braucht, scheint mir der junge Mann zu haben. Er hat oft (die deutsche Sprache macht ihm hie und da leichte Schwierigkeiten) in fast kindlicher Art die tiefsinnigsten Sachen gesagt. Ob er Fleiß, Ausdauer, eiserne Willenskraft habe, was man ebenfalls zum Künstler nöthig hat, weiß ich nicht; dies sind Merkmale des Charakters, den man erst im längeren Umgange kennen lernt. Ich möchte gerne oft mit diesem Manne zusammenkommen. Nun das Bild selber. Es steht bei mir auf der Staffelei, und ist nun schon trocken. Ich möchte nicht gerne ein Urtheil darüber schreiben, um dem Ihrigen nicht vorzugreifen, auf das ich sehr begierig bin. Nur so viel: Es ist weit besser als alle bisher von mir gemachten Bilder, aber noch nicht fertig. Der junge Mann scheint am Ende geeilt zu haben. Ich dachte mir, wenn er erklärt haben wird, das Bild sei fertig, wolle ich mit ihm darüber reden; allein eines Tages, da er Morgens malen kam (das Bild wurde in meinem Zimmer gemalt), sagte er, Abends werde er abreisen, also fiel das Gespräch von selber weg. Wenn Sie und Elischer derselben Meinung sind wie ich, daß nämlich noch manches der Ausbildung bedürfe, so kann ja das der Künstler in Pest oder Maróth, wohin ich doch in Bälde kommen werde, mit mehr Muße thun, als er hier hatte und haben konnte, einem großen Werke gegenüber, zu dessen Ausführung er nach München ging. Er hat die mitgebrachte Leinwand im Malen nicht eingehalten, und das Bild muß auf einen anderen Blindrahmen gespannt werden.

Er hat selber die Grenzen dazu angegeben. Ich werde dies auf meiner Stube unter meiner Leitung thun lassen, und habe, damit ja kein Schade geschehe, die völlige Trocknung des Bildes abgewartet. Ich möchte es aber auch im Rahmen sehen; denn wie eine schöne Frau nur im vollen Anzuge, so ist auch ein Bild nur im Rahmen zu beurtheilen. Wenn Sie nicht eine andere Verfügung im Sinne haben, so würde ich Ihnen vorschlagen, daß ich an Bühlmayer in Wien das Maß zum Rahmen sende, und ihn dort bestelle. Székely hat selber die Form ein wenig gezeichnet, indem er sagte, der Rahmen müsse eine gewisse Massigkeit haben, daß er die Gestalt hebe. Ich bin stehend gemalt im Brustbilde und die Arme zeigen an, daß die Gestalt die Hände auf dem Rücken habe. Ich stehe nämlich gerne so, wenn ich Wolken, Berge, Gebäude betrachte. Ein zu magerer Rahmen würde die Gestalt zu stark machen. Bühlmayer trifft nach meinen Andeutungen gewiß das Rechte. Er sendete dann den Rahmen zu mir, ich fügte das Bild ein, ließ es zu meiner und meiner Freunde Betrachtung noch eine kurze Zeit auf der Staffelei, und sendete es Ihnen dann, bittend, mir sehr bald über dasselbe zu schreiben. Sagen Sie mir hierüber Ihre Meinung.

Was ich von Witiko sende, ist nur der Vorläufer, es wird bald wieder eine Sendung folgen. Lesen Sie die Sache bei Gelegenheit, und möge sie Ihnen nicht mißfallen. Auch Freund Elischer möge mir gütigst die Fehler angeben, die das Ding hat. In der letzten Lesung können sie verbessert werden.

Über eines muß ich mich beklagen. Ich glaube Ihnen Beweise aufrichtiger Liebe gegeben zu haben, und Sie haben mir doch die Krankheit Ihres Töchterchens erst nach der

Wiedergenesung angezeigt. Danken wir Gott für die Wiedergenesung; aber haben Sie mich denn nicht lieb genug, um mir auch einen Antheil an Ihrem Kummer zu gönnen? Was war es denn für ein Übel? Schreiben Sie uns Näheres. Mögen Ihnen die zwei Kinder noch recht viel Freude machen. Schreiben Sie uns doch auch einmal recht viel über Ihr Thun und Treiben. Was machen die Geschäfte, wie geht es in Maróth, was thun Ihre Freunde? Haben Sie nichts Bedeutendes in der Kunst und Literatur erlebt? Unser Bekannter, Theodor Opitz, der sich so theilnehmend für den Nachsommer gezeigt hat, hat ja Petöfi's Gedichte übersetzt. Sind sie gut übersetzt? Sie könnten bei dem Verleger, der wahrscheinlich in Pest sein wird, mir etwa die Adresse von Opitz verschaffen, ich habe ihm einmal auf gut Glück einen Dankbrief nach Krakau geschrieben, den er wahrscheinlich nicht erhalten hat, weil ich keine Antwort bekommen habe. Seine Gedichte und seine Übersetzungen aus Puschkin haben mir sehr gefallen. Er hat mir diese Werke übersandt.

Kaiser war vom Hochwalde sehr entzückt, er wird jetzt gewiß treffliche Zeichnungen liefern. Was er zum Gebetbuche gemacht hat und was Ihnen so sehr gefallen, habe ich nicht gesehen, weil ich abwesend war.

Heute bin ich etwas unwohl in Folge einer durchwachten Nacht. Die Schrift sagt: Der Gerechte erbarmt sich auch seines Thieres. Ich erbarme mich wohl zu viel. Das Hündchen ist ein sehr kleiner Seidenpintsch, ist immer um die Frau, und der Frau habe ich eigentlich nachtwachen geholfen. Nach diesem Hunde kommt mir gewiß keiner mehr ins Haus, wenn er einmal stirbt; denn wir beide sind zu närrisch, wenn ein Geschöpf, das

uns liebt, leidet. Vielleicht eben, weil wir keine Kinder haben. Es ist jetzt bald ein Jahr, daß der andere Hund, den wir hatten, gestorben ist. Die Sache hat einen völligen Sturm in mich gebracht. Ich hatte so viel im Haupte, was ich Ihnen bei Übersendung der Handschrift schreiben wollte, und nun ist mir nichts recht gegenwärtig. Vielleicht ist es dieser Tage besser.

Ich schließe mein heutiges zerrissenes Schreiben mit tausend Versicherungen der innigsten Liebe und Freundschaft von mir und meiner Gattin. Schreiben Sie uns bald und viel. Küssen Sie in unseren Namen die Kinder.

Über das, was mit Sz.'s Bilde geschehen soll, schreiben Sie mir wohl bald.

1864.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Februar 1864.

Lange haben Sie keine Zeile von mir bekommen. Ich war krank. Schon im October hatte ich zeitweilige Mahnungen von Kleinmuth, Ängstlichkeit u. dgl., was ich nicht achtete. November war so so. Im December brach es aus. Der Arzt nannte es einen schleichenden Typhus. Ich weiß es anders: ein Nervenübel war es (ich kenne den Namen nicht). Mein Wesen strebt nach Schaffen in edlen Kreisen, nach Umgang mit höheren und guten Menschen, und nach der großen, schönen Natur. Mein Amt legt mir tausenderlei klägliche Arbeiten auf, die in der Welt nichts verrücken. Es nagt an meinem Herzen, wenn ich die bedeutungslosesten Zeilen schreiben muß, während Reineres, Schöneres im Haupt und Gemüthe drängt. Und doch ist das noch das kleinste Übel. Ein größeres ist schon, daß ich mit so vielen, auf ziemlich tiefer Stufe stehenden Menschen in Verkehr komme. Auch das ist noch zu ertragen, wenn wenigstens Güte vorhanden ist. Ich erlabe mich sogar oft, besonders an dem Lehrstande, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt, und der mir Liebe und Neigung zeigt. Es sind sehr viele sehr achtbare Männer darunter, und auch solche, die sonst Bedeutung haben. Aber wenn zum tiefen Bildungsgrade auch

noch tiefer Stand der Menschlichkeit kommt, und Bosheit und Selbstsucht, dann ist es sehr bitter, und ich habe solche Früchte zu kosten. Das Übelste aber ist, wenn von gar so vielen Seiten durch Unverstand, durch Selbstsucht, durch Bequemlichkeit und Schlendrian, und ich muß noch Wohldienerei hinzu fügen, das Gute und Heilsame gehemmt oder gar vernichtet wird, wenn so die äußersten Anstrengungen vergeblich werden, das frißt in die tiefste Seele hinein, und ich habe solche Dinge zu erfahren. Unfähigkeit höherer Stellen thut dem wohlmeinenden Manne fürchterlich weh, und weher, wenn noch Hochmuth damit verbunden ist. Und wo fehlt der Hochmuth, sobald nur die Unfähigkeit da ist? Das verlieh mir reichlich das gewesene Unterrichtsministerium. Jetzt ist es da besser, in Kreisen, die mir näher sind, ist es aber dafür schlechter. So sammelt sich Gram und Bitterkeit, und gerade in gefühlvollen Menschen mehr, und endlich wird eine körperliche Krankheit daraus, und der Arzt sagt dann: ein schleichender Typhus. Und dann sagen sie weiter, es ist nur aus Mangel an Bewegung gekommen. Ich ließ Alles gut sein. Mein Zustand war Angst, Unruhe, eine furchtbare Scheu vor Erzählungen unangenehmer Dinge oder vor Lärm, und endlich Ergriffensein der Schleimhäute, daher Ekel vor Speisen, auf welch' letzteres Ding der Arzt hinwirkte. Ich aber behandelte mich nebenher selbst und zwar durch Ruhe. Ich lag im Bette, es mußte stille sein, ich schloß die Augen, und schwebte so in einem Halbschlafe immer fort. Als beste Arznei erhielt ich die tiefste Liebe meiner Gattin. Sie saß unverdrossen, wenn ich mich auch nicht regte, stundenlang bei dem Bette, und wenn ich die Augen öffnete, begegnete ich Ihrem liebevollen Blicke, der mir unsäglich wohl that. Nach einer Zahl von Tagen stand ich täglich etwas

auf, und sah auf die Winterlandschaft vor meinen Fenstern und auf den ruhigen Strom mit seinen schwimmenden Eiskuchen, und dieses ruhige Anschauen senkte auch Beruhigung in mein Herz. Dann begann ich, mich täglich mit halbkühlem Wasser am ganzen Körper zu waschen und mäßige, zimmergymnastische Bewegungen zu machen. Als Kost, da sich wieder etwas Lust zu Speisen einstellte, verschrieb ich mir Hungerleiden. Zeitungen, Amtsdinge, Erzählungen von Welthändeln durften nicht vor mich. Da ich mich immer mehr fand, griff ich noch zu einem Heilmittel, das alle Heilerfahrenen verdammt hatten, dessen Labsal bringende Wirkung ich aber recht gut kannte — Dichten. Amtsschreiberei hätte mich rückfällig gemacht, und das, wovon sie sagten, es greife am meisten die Nerven an, wiegte sie bei mir in selige Wonne — das Dichten. Ich konnte nicht am Witiko arbeiten, da bin ich eben in erschütternden Auftritten, und sie fordern Kühnheit und Frische; aber an die Mappe des Urgroßvaters ging ich (Sie wissen, daß die ein eigenes Werk werden soll), und schrieb sie mit Benützung des Alten neu. Seit drei Wochen arbeite ich daran, und mein Glaube an diese liebevolle Arznei hat mich nicht getäuscht, mein Herz wußte, was ihm mangelte, und ging zu dem rechten Born, Gesundheit zu trinken. Die Leute würden es nicht begreifen, sie würden es mir wehren, sie würden sagen, ich reibe mich auf, und gegen alles das hatte ich ein Mittel: ich sagte ihnen nichts. Nur meine Gattin wußte von dieser Arznei, und sie wehrte sie mir nicht. Das Werk soll 40 Bogen haben. 5½ Bogen sind fertig, ich werde sie Ihnen senden, daß Sie dieselben lesen, sobald ich so weit erstarkt bin, daß ich die Mappe seitwärts legen, und den Witiko beenden kann. Gegen so viel naturloses Zeug unserer Tage könnte das Ding

fast eine Perle werden, wenn Gott seinen Segen gibt. Gestern bin ich zum ersten Male in die Luft gegangen, heute wieder eine halbe Stunde. Mein Gemüth ist wieder heiter, und eine seiner ersten Früchte dieser Brief an Sie. Nehmen Sie die Taube aus der Arche freundlich auf.

Ich wollte Ihnen früher nichts schreiben, um Sie nicht zu beunruhigen. In Wiener Blättern stand die Nachricht, ich bin froh, daß sie Ihnen entgangen ist.

Für mein Bild von Székely habe ich keinen Rahmen bestellt. Handeln Sie hierin nach Ihrem Ermessen. Ich ließ es in meiner Krankheit stehen. Jetzt aber werde ich es auf einen andern Blindrahmen spannen lassen, was sein muß, weil Székely die vorhandene Leinwand nicht eingehalten hat, und werde es Ihnen sogleich schicken. Es haben sich viele Urtheile gesammelt. Diese und das meine werde ich Ihnen schreiben, wenn Sie das Bild gesehen haben.

Haben Sie nicht etwa durch Zufall einen Plan von Prag? Wenn, und wenn Sie seiner eine Zeit entrathen können, leihen Sie mir ihn. Hier finde ich keinen. Wenn in acht Tagen keiner von Ihnen kommt, sehe ich es als ein Zeichen an, daß Sie keinen haben, und lasse mir einen von Prag kommen.

Benachrichtigen Sie Elischer von meiner Krankheit, und grüßen Sie ihn auf das Herzlichste und tausendmal.

Schreiben Sie mir nun doch auch von sich. Ich habe Ihre Lage jetzt nie mehr berührt, um Ihnen nicht weh zu thun; aber, Freund, im Herzen habe ich sie immer getragen.

Meinen Dank für die gesendeten Bücher.

Meine Gattin trägt mir die wärmsten Grüße an Sie und Küsse an die Kinder auf. Ich sage von mir das Gleiche.

Leben Sie wohl. Tausendfach Schönes und Herzliches von Ihrem treuen Freunde.

N. S. Ich bin jetzt fast schlank, und wenn das Ding so fortschreitet, ist jetzt meine Heiterkeit klarer und reiner als früher je.

---

539 An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. März 1864.

Heute habe ich mein von Székely gemaltes Bildniß dem Spediteur Hafferl zur Beförderung an Sie übergeben. Die Sache ist dadurch so in's Verschleppen gekommen, weil sich meine Krankheit unzählige Mal verbessert und wieder verschlimmert hat, so daß ich an Allem den Antheil verlor und Alles von Tag zu Tag verschob. Verzeihen Sie dieses gütig und freundlich meinem Körper. Auch vor dem Dichten bekam ich endlich Ekel, und nicht zu ergründen war der Narr von einer Krankheit. Am vergangenen Sonntag Nachts trat, nachdem schon mehrere Nächte bis dahin unbekannte Fieberhitzen stattgefunden hatten, eine außerordentliche Aufregung auf, daß ich fast zu verzweifeln begann. Ich telegraphirte Morgens nach Wien um Dr. Aitenberger, der in Wien mein Hausarzt war, er antwortete, er sei selber unwohl, und so sendete ich hier um Dr. Essenwein, Hausarzt bei Baron Hackelberg. Er untersuchte mich sehr genau, fand alle Organe vollkommen gesund und sagte, das Gangliennervensystem sei wegen geistiger Anstrengung, wegen zu vielen Sitzens und zu

guter Körperernährung verstimmt, und die Krankheitsform ein verlarvtes Wechselfieber. Er sagt, daß die Genesung sehr bald erfolgen werde. Er gefällt mir in seiner Behandlung und in seinem Vorgehen außerordentlich. Es trifft genau ein, was er sagt, und ich fühlte mich heute Nachts schon so heiter und lebenslustig, wie seit mehreren Jahren selbst im gesunden Zustande nicht. Ich schreibe Ihnen das, damit Sie, wenn Sie etwa, da das Telegraphiren hier Aufsehen erregt hat und die Linzer Zeitung von schwerer Krankheit sprach, in einer Zeitung etwas Beunruhigendes lesen, nicht daran glauben. Vielleicht schicke ich Ihnen die 11 Bogen Mappe, die ich geschrieben habe, zum Lesen. Vierzehn Tage darf ich vor der Hand noch kein Papier anrühren. Heute Nachts dichtete ich aber doch schon im Bette. Ich konnte in meiner fröhlichen, gehobenen Stimmung nicht anders. Im Sommer habe ich eine Kleinigkeit für Pustets „Heimgarten" gemacht, weil er mich so plagte. Lesen Sie das Ding, und sagen Sie mir Ihre Meinung, wenn nämlich ein Heimgarten in Pest ist. Die Zeitschrift ist neu, Pustet hat mir weder das Manuscript zurückgeschickt, noch ein gedrucktes Blatt, obwohl ich ihm das Manuscript schon im Frühherbst sendete.

Den Brief, worin ich Ihnen meine Krankheit ankündete, werden Sie wohl erhalten haben.

Schreiben Sie mir doch auch. Ich muß schließen; denn eigentlich sollte ich nach Vertrag 14 Tage kein Papier anrühren, doch diese paar Zeilen werden nicht schaden.

Tausend Liebes und Schönes von uns Beiden.

Im Frühlinge komme ich zum Luftwechsel ein wenig nach Wien. Ich werde es Ihnen anzeigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. April 1864.

Ihnen, der durch viele Jahre her mein bester Freund gewesen ist, der mir Stütze meines Lebens geworden ist, melde ich zuerst, was mich dieser Tage her so froh und zuversichtsvoll bewegt. Mein Körper, den ich mißhandelte, und als unbedingtes Werkzeug ansah, das dem Geiste zu dienen hat, mein Körper, dessen Mahnungen ich vielleicht schon drei bis vier Jahre her verachtete und den ich zu Geistesarbeit zwang, die dann doch nicht rasch und fröhlich genug ging, worauf ich ihn noch mehr in's Joch spannte, und noch länger darin ließ, dieser Körper ist gegen mich aufgestanden, und hat, da er lauter sehr gute Bestandtheile besitzt, die, wie jeder Arzt sagte, der mich untersuchte, in vollkommen regelmäßigem Zustande sind, seine eigene Verjüngung vorgenommen. Er hat seit December, in welchem Monate er den Sturm begann, sein ganzes altes Wesen abgestoßen, und ein neues zu erzeugen begonnen. Ich habe seit 21. December fast nichts gegessen bis 1. April. Der Arzt erklärt mich für wiedergenesend, ich esse seit zehn Tagen mit vielem Hunger, aber mäßig, bin nun schlank, bekomme eine gesündere Farbe, und zu Zeiten ist schon ein so gehobenes Gefühl von Lebensmuth, Arbeitslust, Schöpfungsdrang in mir, wie ich diese Dinge schon Jahre her nicht mehr gekannt habe, und ich fühle, daß jetzt eine

Woche mehr fördern wird, als früher Monate. Noch darf ich mich aber nicht anstrengen. Selbst die Mappe ließ ich einen Monat ruhen, und sie ruhe noch ein Weilchen. So groß war die Kraft meines mißhandelten Körpers, daß ich nach so langem Fasten doch noch so stark bin, daß ich eine bis 1 ½ Stunden in meinem Zimmer rasch auf und ab gehen kann, worauf ich erst müde werde. Mein letzter Arzt, in dem mich Gott einen sehr tüchtigen, trefflichen Mann finden ließ, sagte dieser Tage, ich werde nun erst recht gesund und auf eine lange Reihe von Jahren kräftig sein, wenn ich in Zukunft das meide, was die jetzige Umwälzung veranlaßt hat, was ich bei Gott dem Herrn mir heilig vorgenommen habe und halten werde. Wenn es mir nur auch recht bald gelänge, aus diesem Amte mit seinem anklebenden Verdrusse zu kommen. Alles Nähere erzähle ich Ihnen mündlich. Zeigen Sie diese Zeilen Elischer. Er möge mir einige freundliche Worte schreiben. Wie oft dachte ich des lieben Mannes. Im Mai komme ich nach Wien, um auch mit meinem einstigen Hausarzt, dem trefflichen Aitenberger, meine künftige Lebensweise zu besprechen. Ich werde Ihnen den Tag meiner Ankunft anzeigen. Vielleicht können Sie eine nothwendige Wienerreise auch auf diese Zeit verlegen. Am Montage schicke ich Ihnen die 12 Bogen Mappe. Lesen Sie das Ding, und ist hie und da der Schatten der Krankheit sichtbar, so wird er schon bei der zweiten Lesung von meiner Seite verscheucht werden. Haben Sie sonst daran zu tadeln, so schreiben Sie mir erst später, ich bin jetzt noch empfindlich und kränke mich leicht, was nicht sein soll und was schwinden wird. Senden Sie mir aber in 14 Tagen bis drei Wochen die Schrift wieder; denn ehe ich Witiko vollende, werde ich die genesenden Kräfte noch auf die

Mappe anwenden. Nach dem Kapitel „Margarita“ kommt nun erst der „sanftmüthige Obrist“, und anderes. Auch der „Eisfall“ erst später. „Eustach und Christine“ sind in der Mappe der Studien gar nicht enthalten. Sie werden sich im zweiten Bande weiter entwickeln. Ich bitte, geben Sie beiliegenden Brief an Opitz. Ich werde, wenn ich ganz kräftig bin, über Petöfi etwas schreiben.

Grüßen Sie Elischer, Fuchs und wer von mir etwas wissen will. Ich muß schließen, der Arzt will gar keine Feder noch in meiner Hand sehen. Ich soll lustig sein, lustwandeln und Fröhliches treiben. Wie soll ich lustig sein ohne Feder? Wie soll ich lustwandeln, wenn es stürmt und schneit (15 Tage dauerte das schlechte Wetter bei uns), und Fröhliches treiben besteht jetzt bei mir in Essen und Trinken.

Leben Sie recht wohl. Gott gebe Ihnen Segen in Ihren Kindern und in allem Ihrem Streben.

Tausend Schönes von meiner Gattin. Schreiben Sie bald etwas, das mein Herz erheitert, aber nichts Trauriges. Ein Nagel zu meinem jetzigen Geschicke waren auch die Thränen, die mir Ihr Schicksal erpreßt hat.

Alles Gute und meine besten Wünsche.

N. S. Fink sendet mir einen Steindruck Shakespeare's nach Geigers Bild. Ich sehe darin ein Liebeszeichen von Ihnen, und danke Ihnen von Herzen. Die Steinzeichnung scheint, so weit ich nach kurzem Anblicke urtheilen kann, sehr gut und kräftig. Nächstens mehr darüber, wenn auch meine Schreibkräfte mehr sind.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. April 1864

Mein Befinden blüht von Tag zu Tag mehr auf, wir haben jetzt endlich auch schon drei Frühlingstage. Oft (und die Zeiten werden immer länger) habe ich eine so klare, schaffensfreudige Stimmung, wie ich sie seit vier Jahren her nicht hatte, und fast fühle ich, daß Aprent, wenn er sah, wie ich mich, wie die Studenten sagen, verbüffelte, Recht hatte, wenn er sagte: „Wenn Sie statt sechs Stunden eine bei der Schriftstellerei sitzen, richten Sie das Sechsfache aus."

Alles Innige, Herzliche und Freundschaftliche von mir und meiner Gattin. Gott segne Sie und gewähre Ihnen jenes Herzensglück, dessen Sie so würdig sind. Ich werde diesen Sommer einen Urlaub nehmen. Vielleicht komme ich nach Maróth; aber immer sagt mir meine Hoffnung, daß ich Sie noch früher sehe.

An Franz Rosenberger.

Am 20. Juni 1864.

Heute komme ich mit einer Bitte, die Sie mir durchaus nicht abschlagen dürfen, weil mein leibliches Wohl und die Hälfte meiner Seele an der Erfüllung derselben hängt. Vielleicht haben Sie in einem österreichischen Blatte gelesen, oder ist auf andere Weise der Ruf zu Ihnen gekommen, daß ich in diesem Winter krank war. Das Übel kam von viel Sitzen und geistiger Anstrengung, und es gesellte sich eine Grippe dazu, die sich in alle Schleimhäute fortpflanzte. Im Frühlinge erklärte mich der Arzt als gesund, und wies mich an die schöne Jahreszeit. Aber heuer war gar keine schöne Jahreszeit. Jetzt befiehlt er, daß ich und meine Frau die heißeste Zeit in einer hochgelegenen nadelwaldigen Gegend zubringen sollen; denn auch die Frau war leidend. Wo wäre nun eine nadelwaldige, hochgelegene Gegend, die mir theurer sein könnte, als die Ihrige? Meine Frau rief gleich aus, als der Arzt seinen Rath sagte: „Nun zum Herrn Rosenberger!“ Im Jahre 1855 hatte ich einen ähnlichen Zustand, und bei Ihnen wurde ich gesund und fröhlich. Ich liebe jenes herrliche Thal außerordentlich, und Sie und Ihre hochverehrte Frau Gemahlin haben mir durch die Vortrefflichkeit Ihres Wesens eine solche Zuneigung eingeflößt, daß ich mich kaum irgendwo wohler fühle

als bei Ihnen. Lassen Sie mich also zu Ihnen die Zuflucht nehmen, und geben Sie mir auf einige Wochen Unterkunft. Am liebsten wäre uns die Wohnung ober dem Verkaufsgewölbe, die wir 1855 hatten. Ich kann sagen, daß mich in den gegenwärtigen Verhältnissen kaum etwas glücklicher machen würde, als ein zeitweiliger Aufenthalt in jenen Räumen, die mir so lieb geworden sind. Quartieren Sie einen gesunden Gast wo immer hin, den genesenden, der jetzt flehend zu Ihnen kommt, lassen Sie in sein liebes Stöcklein ziehen. Es hälfe Ihnen auch gar nichts, mir meine Bitte abzuschlagen, ich käme doch, und wenn Sie oder das Gasthaus mich nicht aufnehmen, so thue ich Ihnen die Schmach an, und wohne mich in eines der hölzernen Häuser der Nachbarschaft ein, oder baue mir eine Hütte aus Tannenreisern. Da meine Frau gegenwärtig noch Karlsbader Mühlbrunnen trinkt, und das Wetter sehr rauh ist (vielleicht haben Sie gar Schlittenbahn), so würden wir zwischen dem 10. und 15. Juli kommen. Wir gehen nach Passau, bleiben dort ein paar Tage, und nehmen dann eine Gelegenheit zu Ihnen. Den Tag unserer Ankunft würde ich Ihnen noch früher schreiben. Und nun, theuerer Freund, schreiben Sie mir einige freundliche Worte zurück. Wie ich mich auf Ihren und Ihrer liebenswürdigen Gemahlin Umgang freue, ferner auf die herrliche Luft, das Wasser, den Wald, das gute Bier (davon ich aber jetzt mäßigen Gebrauch machen muß), den guten Wein, der mir mehr zugestanden wird, die Forellen, ein kleines Spiel ꝛc., kann ich Ihnen gar nicht sagen. Schon der Gedanke daran macht mich gesund. Wäre meine Frau nicht eben in der Kur begriffen, so verließe ich sie, und käme vorher allein mit Sack und Pack. Sie freut sich auch sehr auf den Landaufenthalt und sagt, sie wolle nun

nicht mehr den Wald und die Eidechsen ꝛc. fürchten. Möge endlich aber auch einmal ein Sommer kommen.

In der Hoffnung, daß Sie und Ihre lieben Angehörigen gesund und heiter sind, und mit der Versicherung der herzlichsten Liebe von mir und meiner Gattin an Sie und Ihre Frau Gemahlin und Ihre Angehörigen schließe ich diese Zeilen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 1. Juli 1864.

In der Beilage übersende ich Ihnen wieder einige Bogen Mappe, und mit ihnen den Schluß des ersten Bandes. Das Werk erhält mit dem zweiten Bande in gleichem Umfange seinen Abschluß. Sie sehen, daß ich in der Krankheit thätig war, so gut ich konnte. Ihr Schweigen hat mich schon sehr beunruhigt, und ich war vor 14 Tagen schon fast entschlossen, plötzlich zu Ihnen nach Pest zu reisen, um selber zu sehen, wie es Ihnen denn gehe, und um Ihre Kinder kennen zu lernen; allein da mir der Arzt verordnet hat, zur völligen Stärkung meiner Nerven in einen hochgelegenen Wald zu gehen, der gutes Granitwasser zum Trinken und Waschen hat, weshalb ich also zum Herrn Rosenberger in die Lakerhäuser gehen werde, um dort etwa einige Wochen zuzubringen, so habe ich als mein Rentmeister müssen ein Verbot einlegen, weil ich nicht weiß, wie viel Geld ich am Walde werde ausgeben müssen. Gegen Ende des August gehe ich wieder

über Passau nach Linz, und weil der Fahrpreis zwischen Passau und Nürnberg nur 7 fl. 9 kr. Silber beträgt, will ich einen Seitensprung nach Nürnberg machen, das ich noch nicht kenne. Im October, falls es meine Geldkräfte erlauben, komme ich dann zu Ihnen, um Vieles, Vieles zu besprechen. Sie sind mir Antwort schuldig: 1. Über sich und die Ihrigen. 2. Wie Ihnen das letztgesendete Stück Witiko gefallen hat. 3. Was Sie zu meinem Bildnisse von Székely sagen. 4. Wie Ihnen das gesendete Stück Mappe gefallen hat; und 5. ob Sie mein Bildniß bei Löffler gesehen haben. Ich hoffe, daß Sie die Mappe, welche ich bis einschließlich zur 76. Druckseite gesendet habe, in diesem Umfange in den Händen haben. Mein Übel ist gewichen, ich fühle noch einige Mattigkeit und stets sehr vielen Hunger. Bald werde ich mit neuer und noch viel erhöhterer Kraft an Witiko gehen können, dessen Stocken mir unendlich schmerzlich war, so daß ich zu jener Zeit, als ich wegen Ergriffenheit der Nerven in Folge des durchgearbeiteten Schleimfiebers sehr weichherzig war, wiederholt über diesen Umstand bitterlich zu weinen angefangen habe. Von der Mappe werden Sie bald einen neuen Pack erhalten. Meine Kraft schreitet jetzt sehr schnell vorwärts, Witiko aber berühre ich erst, wenn ich meiner vollkommen sicher bin, ich möchte dieses Werk auf einer gewissen Höhe halten. Dann wird es auch rascher gehen. Schreiben Sie mir doch einmal, mein theuerer Freund. Wenn ich auch an Ihrer Liebe nie zweifelte, so wird es mir doch mächtig wohl thun, wenn Sie mir dieselbe in zwei Zeilen ausdrücken. Möchten Sie sich körperlich und geistig im besten Wohlsein befinden. Dieses zu erfahren, würde mir einen großen Theil der ersehnten Kraft geben; ich bin für gute Eindrücke auf eine für mich sehr wohlthätige Art noch sehr empfäng-

lich, für böse auf eine sehr störende Art. Hätten Sie etwas, das minder angenehm wäre, mitzutheilen, so thun sie es jetzt nicht, sondern im October, wenn ich bei Ihnen bin. Im Zwiegespräche überwindet sich manches leichter. Schreiben Sie aber doch bald. Oder wie wäre es — kommen Sie mit Ihren zwei Kindern im Juli oder vor 15. August einmal plötzlich zu mir über Passau in den Wald, und bleiben eine Woche oder länger zum Bade in jener herrlichen Luft bei uns. Das wäre eine Freude!! Aber die Erfüllung dieses Wunsches ist zu schön, als daß ich die geringste Hoffnung haben sollte. Freude ist mir jetzt in langer Zeit nicht zu Theil geworden. Jedoch ich bin ungerecht; meine Gattin hat mir in meinem Übel so viel Liebe gezeigt, daß ich dadurch eine — ich kann sagen — Seligkeit empfand, die ich bisher nicht kannte.

Ich sende Ihnen hier auch einen Brief von Opitz. Schicken Sie mir ihn sehr bald zurück; denn ich halte ihn sehr hoch.

Aus Ungarn habe ich Briefe erhalten, diese schicke ich Ihnen ein anderes Mal, ich muß sie erst beantworten. Sie sind auch nicht besonders wichtig. Über die Werke von Opitz, also auch über Petöfi, werde ich bald etwas in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichen, was Ihnen und ihm Freude machen dürfte. Es gibt in der Kunst auch Glück. Seine Gedichte kennt man nicht. Das ist wohl aber auch nur für den Augenblick so, die Zeit gleicht aus. Göthe's größte Werke wurden beim Erscheinen nicht beachtet, und heute steht er als der Höchste da. Es wäre ja sonst an der Menschheit zu verzweifeln. Die gegenwärtigen Menschen sind wohl in Hinsicht von Kunstempfängniß, mit Ausnahme der Geweihten, durchschnittlich kläglich, sie sind in gemeine Genüsse versunken. Das kann nicht lange bestehen; denn die Tyrannei des Geldes

nützt sich am schnellsten ab, und alles, was groß ist, ergrimmt dagegen, und stößt es in seine Erbärmlichkeit zurück. Wenigstens vom deutschen Volke glaube ich es, dasselbe nimmt jetzt einen schönen Schwung, sonst wären wir alle verloren, und die menschliche Verwilderung wäre auf der Erde allgemein. Ich hoffe sogar, daß Englands rohe Stofflichkeit wird gebrochen werden. Die Anfänge zeigen sich.

Wenn Sie mir nach dem 10. d. Mts. schreiben, so machen Sie die Aufschrift nach Klafferstraß über Passau zum Herrn Rosenberger. Ich gehe am 12. dahin ab, und bleibe bis gegen Ende des August.

Mit aller alten unvergänglichen Liebe wünsche ich alles Gute auf Ihr Haupt, und auf die Häupter Ihrer Lieben. Vielleicht kann auch ich Ihnen durch manche Arbeit noch eine kleine Freude machen.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 23. Juli 1864.

Obwohl ich auch auf mein letztes Schreiben vom Anfange dieses Monats, mit welchem ich Ihnen zugleich den Schluß des ersten Bandes der Mappe schickte, keine Antwort erhalten habe, so glaube ich Ihnen doch anzeigen zu müssen, daß ich mich nun endlich bei Rosenberger am Fuße der Dreisessel befinde. Ich fuhr auf der Bahn nach Passau, und von dort den schönen Weg

herein. Ich zeige es Ihnen an, weil ich, obwohl mich Ihr Schweigen schon sehr beunruhigt, doch nicht an eine Abnahme Ihrer Freundschaft gegen mich glauben kann, da ich mir keinen Grund dazu zu denken vermag. Meine treue Gattin begleitete mich hieher. Wir sind heute den zweiten Tag hier, nachdem wir in Passau drei heftige Regentage hatten verwarten müssen. Ich glaube nun bald so kräftig zu sein, daß ich wieder werde an den Witiko gehen können, und da werde ich die Arbeit mit Übersicht des schon fertigen beginnen. Die Zeit, wann Sie mir den Anfang werden schicken können, werde ich Ihnen etwas später angeben. Inzwischen werde ich mit der Mappe fertig. Möge Gott Ihr Wohl so behüten und fördern, als es mein sehnlicher Wunsch ist.

Briefe treffen mich unter der Aufschrift: Stifter bei Herrn Rosenberger in den Lakerhäusern, nächst Breitenberg, über Passau.

An seine Schwägerin.

Lakerhäuser, am 25. Juli 1864.

Erst heute können wir unseren Glückwunsch zu Deinem Namensfeste nachtragen, weil erst heute der Knecht nach Passau fährt. In Passau hat es uns schmählich verregnet. Wir sind erst drei Tage hier, und heute ist die erste Gelegenheit zu einem Briefe. Daß wir Dir alles Gute, Erfreuliche und Glückselige

wünschen, besonders die Wiedererlangung einer festen und dauerhaften Gesundheit, wirst Du uns wohl glauben. Wer soll denn treu aneinander halten, wenn es nicht Geschwister und deren Gatten und Gattinnen thun? Möge Gott Dich in Deinem Gatten und Deinem Kinde recht segnen, und Dir beide sehr lange erhalten. Mögen Deine Eltern noch ein langes, glückliches Alter durchleben. Was sonst im menschlichen Leben vorkommt, wenn man nur in seinem Hause glücklich und gesund ist, kommt wenig in Betracht. Denke manchesmal an uns, und wenn Dein Mann Muße findet, besucht uns auf einige Tage. Herrliche Luft, herrliches Wasser, herrliches Bier, herrliche Forellen können wir zusichern; das Wetter ist nicht in unserer Macht, sonst würden wir es anders machen. Einen schönen Tag hatten wir, am Abend desselben ein heftiges Gewitter, dann kalten Regen. Gestern heiterte es sich Mittags aus, heute (10 Uhr) ist es dunstig warm, wer weiß, was der Abend bringt. Mir geht es täglich besser, die Frau hat Kopfsausen und Schwindel; im Hereinfahren war es im zugemachten Wagen sehr heiß, und da der Himmel so drohte, konnten wir ihn nicht zurücklegen. Sage von uns der Frau Kaindl alles Schöne zum Namensfeste, und ihren Angehörigen die besten Grüße. Mit tausend Grüßen an Dich, Deinen Mann und Deine Eltern, so wie mit den besten Wünschen für Deinen Knaben schließe ich dieses Schreiben, weil der Knecht schon wartet.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 28. August 1864.

Ihr Schreiben vom 11. d. Mts. habe ich hier erhalten. Ich wollte es sogleich beantworten; aber ich war damit nicht im Reinen, was ich Ihnen für einen Vorschlag bezüglich der Herausgabe eines meiner Werke machen soll. Ich dachte bald so, bald so. In der letzten Zeit wurde mir auch meine Gattin etwas krank, was hier sehr unangenehm ist, da der nächste verläßliche Arzt ziemlich weit entfernt ist. Das Übel hat sich aber jetzt gegeben. Ich glaube auch in Hinsicht eines Werkes den Weg gefunden zu haben, der mir der beste scheint. Wie wäre es, wenn wir ohne Säumen den ersten Band des Witiko erscheinen ließen? Sollte der zweite und dritte Band nicht zugleich mit dem ersten erscheinen können, so haben wir ja ähnliche Vorgänge in neuerer Zeit auch an anderen Schriftstellern, die es ebenfalls so gemacht haben, und es könnte in einer Vorrede der Grund angegeben werden. Sie müßten mir, wenn Sie mit meinem Vorschlage einverstanden sind, die Handschrift des Witiko, die Sie jetzt in den Händen haben, senden, und ich ginge sogleich an die Durchsicht. Diese Arbeit werde ich jetzt viel leichter verrichten, als die Beendigung des Werkes, und da meine geistige Spannkraft sich hier trotz des entsetzlichen, kalten und nassen Wetters sehr gehoben hat, so wird, wenn Sie das Bisherige vollendet wieder in

den Händen haben, der Abschluß des ganzen Werkes keine weitere Verzögerung zu erleiden haben. Von der Mappe ist ein Drittheil des zweiten Bandes auch fast fertig; aber da die Mappe so große Ähnlichkeit mit meinen bisherigen Arbeiten hat, so wäre es mir weit lieber, wenn vor der Mappe der Witiko erschiene, mit dem wir vor der Lesewelt in einem neuen Gewande auftreten. Ich glaube, es dürfte Ihnen auch so lieber sein. In drei bis vier Monaten nach Abschluß des Witiko könnte ich Ihnen dann die Mappe vollendet übergeben, und sie könnte sofort erscheinen. Schreiben Sie mir hierüber Ihre Meinung. Es wäre auch nicht unmöglich, daß während des Druckes des ersten und zweiten Bandes des Witiko und während des Stiches zu diesen zwei Bänden auch der dritte fertig würde, wornach dann das ganze Werk auf einmal ausgegeben werden könnte. Ich bitte, schreiben Sie mir hierüber.

Ihr Brief hat mir sehr große, ich kann sagen, eine außerordentliche Freude gemacht; aber es hat mir doch ein wenig wehe gethan, daß, wenn Sie schon einen unangenehmen Punkt in einem Briefe nicht berühren wollten, Sie nicht mit vorläufiger Weglassung dieses Punktes doch Anderes geschrieben haben, das mir in meiner Krankheit wohl gethan hätte. Diese Worte sollen aber nicht sagen, daß ich den Grund Ihres Schweigens nicht ehre, wie ich ihn ja auch geehrt habe, als ich ihn noch nicht kannte, was meine Briefe, die ich Ihnen während meiner Krankheit geschrieben habe, beweisen. Die Verzögerung der Herausgabe des Witiko konnte wohl keinem Menschen schmerzlicher sein als mir selber. Die Aufsuchung des Stoffes hat eine so entsetzliche Zeit in Anspruch genommen, wie ich weitaus vorher nicht gedacht hatte, und absichtlich gestümpert sollte ja doch das Werk nicht

werden. Dagegen aber ergab sich der Vortheil, daß mit Aufsuchung dieses Stoffes zugleich der Stoff zu Wok und Zawesch heraus fiel, da beide derselben Familie und einem Zeitraum von 100 Jahren mit Witiko angehören, so daß also eigentlich an drei Werken gearbeitet wurde. Es lag im Stoffe, daß ich das nicht ändern konnte, ohne Alles zu zersplittern, und eine noch viel größere Zeit, wenn ich eine hätte dadurch ersparen wollen, daß ich die Anmerkungen über Wok und Zawesch nicht heraus zog, für später verschwendet hätte. Dazu kamen in letzterer Zeit noch recht unerquickliche Verhältnisse meines Amtes, das mich an kleine, kurzsichtige und ich kann auch sagen mitunter unedle Menschen schmiedete, was mir oft wie Blei in der Seele lag. Ich beklage tief meine Verhältnisse. Wäre ich unabhängig, so hätte ich vielleicht (oft ist es mir, als empfinde ich es in meiner Seele) weit größere Dinge geleistet, und wenn ich auch tief unter den ersten Größen unseres Volkes stehe, welche durch ihre Schriften Wohlthäter desselben geworden sind, so wäre ich dennoch vielleicht auch ein ähnlicher Wohlthäter geworden. Doch das sollte nicht sein, ich mußte mein Geschick tragen, und mit ihm oft auch meinen Schmerz. Wie oft denke ich an den großen Sternkundigen Kepler, der auch in der Stadt Linz gequält wurde, da er seine Planetengesetze fand, und dem sie jetzt eine Tafel auf sein Wohnhaus und ein Denkmal in seiner Geburtsstadt setzen. Bin ich auch nicht Kepler, kann ich auch so Großes nicht leisten, so habe ich gewiß eines mit ihm gemein, den Schmerz. Nun wurde ich auch noch krank. Mit dieser Krankheit war eine so tiefe körperliche Schwermuth verbunden, daß, wenn ich sie auch zu Zeiten mit meinem Geiste niederkämpfte, sie doch oft so hervorbrach, daß ich in ein Schluchzen gerieth, dessen ich

nicht Herr werden konnte. Und da war es beständig mein Gram, der auch die Krankheit sehr verschlimmerte, daß der Witiko nun ruhen muß. Über diesen Umstand bin ich oft vor meiner Gattin in unwillkürliche heiße Thränen ausgebrochen. Und doch war es unmöglich am Witiko zu arbeiten. Denn mein Geist war ein halbes Kind geworden. Um nun meinen Gram zu lindern, ging ich an die Mappe, die nur eine Umarbeitung war, und deren Vorstellungen mir aus gesunder, kräftiger Zeit geläufig waren, und trotz des Verbotes des Arztes schrieb ich oft, wenn mir auch bei Zittern der Nerven die Buchstaben auf dem Papiere zitterten und so verschwammen, daß ich wieder auf Stunden aussetzen mußte. Was ich für die Krankheit durch Schreiben Übles that, wurde doch wieder dadurch ein Gutes, daß mein Gemüth ruhiger und heiterer wurde und auf den Körper heilsam zurückwirkte. So schleppte ich den Winter hin.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen über das Wesen meiner Krankheit schrieb. Der Arzt sagte, ich hätte schon den Grund zu Nervenverstimmung durch einige Jahre gelegt, indem ich bei kräftiger Nahrung stets geistig thätig war, und schier keine Bewegung machte. Das eigentliche Übel war im Beginne eine Grippe, die ich mir in meinem Amte oft zuzog, wenn ich, der ich bei meiner Körperfülle leicht in Schweiß gerieth, oft aus heißen Schulzimmern in kalte Luft mußte. Die Grippe pflanzte sich in Magen, Gedärme, Gallgänge, kurz, in alle Schleimhäute fort, und es entstand ein nervöses, schleichendes Schleimfieber, durch welches alle Schleimhäute sich neu bilden mußten, welcher Hergang stets sehr langwierig ist, was mir aber verschwiegen wurde. Bei diesem Übel treten nun alle Nervenzustände, die ich durch meine Lebensweise angeregt hatte, mit auf, und da schon durch

das Unterleibsleiden allein sehr drückende Schwermuth und eine quälende Angst hervorgerufen wird, so kam dies bei mir in höherem Maße zum Vorscheine. Meine Gattin hat tief dadurch gelitten. Sie sagt mir, sie habe Kaiser einmal gebeten, er möge Ihnen schreiben, daß Sie mir einmal einige tröstende Zeilen senden möchten. Das Gute dieser Krankheit aber, war, daß mit ihr auch das ältere beginnende Übel fort ging. In der Hälfte des April erkärte mich der Arzt, da jede alte und böse Fülle dahin war, für gesund und sagte, ich solle am ersten schönen Tage, aber nur, wenn mindestens 14 Grad Wärme sind, in die Luft gehen. Und ich mußte vier Wochen auf diesen Tag warten; denn stets war es kalt und hatte Regen oder Schnee. Am 13. Mai ging ich zum ersten Male in den Kaindlgarten. Da ich vier Monate schier nichts gegessen hatte, ging die Erholung sehr langsam. Ich miethete ein Stück Garten, und arbeitete täglich in demselben, und hielt mich fast immer in freier Luft auf. Diese Gartenarbeit werde ich für alle Zukunft fortsetzen. Der Arzt verordnete dann den Besuch eines hochgelegenen Nadelwaldes, der Granitwasser hat. Ungemein kaltes und schlechtes Wetter verzögerten die Abreise. Am 21. Juli kam ich hier an, und so übel auch fortan das Wetter ist, so ging die Wiedergenesung doch sehr sichtlich vorwärts. Ich habe jetzt eine bessere Farbe als je, mein Körper ist geschmeidig, alle Thätigkeiten gehen lebhaft und ungestört vor sich, wenn auch das Gemüth, wie es nach Typhus- und Unterleibskrankheiten immer in der Wiedergenesung der Fall ist, noch etwas kindisch ist, und die Kräfte zu sehr großen Waldbesteigungen noch nicht hinreichen. Der Aufenthalt in dieser für mich entzückenden Gegend gehört zu den glücklichsten Tagen meines Lebens. Eine engelsgute

Gattin, deren Benehmen in dieser Krankheit ich nie werde vergelten können, versüßt mir durch Güte und unwandelbare Liebe diesen Aufenthalt.

Mit den Bildnissen Ihrer Kinder haben Sie uns eine sehr große Freude gemacht. Sie werden in das Buch meiner Gattin kommen, in dem sie ihre liebsten Menschen hat. Wir hegen den wärmsten Wunsch, Gott möge Ihnen noch das höchste Vaterglück erleben lassen.

Da ich noch im September nach Maróth kommen soll, werde ich wohl gar nicht kommen können. Ich muß hier meine Zeit vollenden, und dann dürfte es zu spät sein. Ich werde vielleicht gar nichts weiter genießen, sondern gleich an Witiko gehen, auch wird der Aufenthalt in Maróth desto heiterer sein, wenn Witiko hinter mir liegt.

Über mein Bildniß von Székely bin ich nicht ganz Ihrer Meinung. Ich hatte Anfangs eine sehr große Freude darüber. Es ist ein ungemein inniges Farbengefühl darinnen. Später aber trat doch hervor, daß an der Zeichnung manches zu wünschen ist. Sie müssen doch noch, ehe Sie sich zu einem Stiche entschließen, Löfflers Bild sehen. Er hat es nach Linz gebracht; aber ich war schon fort. Fertig habe ich es auch noch nicht gesehen. Ob es mir gehört, weiß ich nicht. Löffler verkauft auch Bildnisse an Fremde. Er hat nur den Wunsch ausgesprochen, mich zu malen, und ich bin ihm einige Male gesessen. Es wird davon abhängen, ob das Bild frei ist, ob es mir durchaus gefällt, und ob ich den Preis bezahlen kann.

Geigers Zeichnung ist in der Reitergestalt so herrlich, daß meine Freude darüber unbeschreiblich war. Das ist Seelenbildung in epischem und geschichtlichem Ernste. Hierin hat Geiger seines

Gleichen nicht auf Erden. Das Pferd scheint mir in den Hinterfüßen einen Zeichnungsfehler zu haben. Ich habe das Bild an Kaiser gesendet, daß er mir sein Urtheil schreibt, das ich, wenn es sich eignet, Geiger schicken werde. Kaiser habe ich gebeten, die Zeichnung sofort an Armann abgehen zu lassen. An Geiger schreibe ich einen Danksagungsbrief.

Grüßen Sie Elischer herzlich, und küssen Sie in unserem Namen die lieben Kleinen. Mit tausend Grüßen von uns beiden Ihr treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 23. September 1864.

Ich habe Ihnen von hier aus bezüglich der Herausgabe des Witiko geschrieben, und habe Ihnen vorgeschlagen, den ersten Band Handschrift an meinen Bruder zur Übermittlung an mich zu schicken. Da ich bis jetzt noch keine Antwort von Ihnen und auch von meinem Bruder keine Zusendung erhalten habe, so fange ich an zu fürchten, daß Sie meinen Brief etwa nicht erhalten haben. Von hier geht zur nächsten Post nur ein Bote, es ist zwar nicht bekannt, daß ein Brief verloren worden ist; aber es ist doch leichter, daß einer verstreut wird, da der Bote die Briefe in sein Haus mitnimmt, und sie am andern Tage nach Breitenberg auf die Post trägt, da er ferner auch öfter seine Tasche aufmachen und etwas herausnehmen oder hinein geben

muß. Darum schrieb ich Ihnen auch, die Handschrift an meinen Bruder nach Linz zu schicken, und darum werde ich auch dieser Tage die Hälfte des zweiten (und zugleich letzten) Bandes Mappe, die fertig in meinem Tische liegt, in Passau an Sie auf die Post geben. Ich bin in der Mappe an einem Absatze, und könnte jetzt sofort an den Witiko gehen. Ich bitte, schreiben Sie doch bald. Nach Nürnberg gehe ich doch nicht. Es ist fast anhaltend schlechtes Wetter, und um im Regen in einer Stadt zu sein, achte ich Zeit und Geld zu hoch. Ich denke in der nächsten Woche von hier über Passau, wo ich höchstens zwei Tage bleiben will, nach Linz zurückzukehren.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. October 1864.
(Mein Geburtstag.)

Ihr liebes Schreiben vom 28. September fand ich vor einigen Tagen bei meiner Ankunft in Linz, da man es mir in Erwartung meiner baldigen Rückkehr nicht nachgeschickt hatte. Ich beantworte es im Drange der Dinge, die mich hier empfingen, nur kurz, da ich zu ausführlichem Schreiben, wie mein Herz es wünschte, nicht Zeit und Stimmung habe, und Sie nicht länger warten lassen möchte. Tausend und tausend herzlichsten und innigsten Dank für dieses liebevolle Schreiben. Es hat mich erquickt, gehoben und mit Freude erfüllt. Meine Gattin und ich

haben es unter Thränen der Rührung gelesen. Ja, gäbe es nur mehr solche edle, gute Menschen, und träten sie näher an mich. Doch es ist ja an einem genug, und ich freue mich dessen. Und einige andere, die freundlich meiner denken, sind doch auch hie und da zerstreut.

Was den Inhalt anbelangt, so hat uns Ihre Erkrankung sehr erschreckt, und Ihre Wiedergenesung sehr erfreut. Schonen Sie doch, liebster Freund, Ihre Gesundheit, achten Sie bei Erhitzung darauf, daß Sie sich nicht zu schnell abkühlen. Welcher Schmerz und welche Angst für Alle, die sie lieben, und darunter sind wir außer Ihren Angehörigen gewiß die ersten, wenn Sie in eine schwere Krankheit verfielen! Achten Sie doch künftig mehr auf sich, besonders, da die Jugendjahre, auf die man sich sonst stützen konnte, vorüber sind.

Daß Ihnen Ihre Kinder Freude machen, ist einer der Lichtblicke unseres Lebens. Gott segne das Gedeihen derselben, und lasse Sie beseligende Früchte erleben. Wie freuen wir uns, die lieben Sprossen, die wir jetzt im Bilde besitzen, einmal sehen und küssen zu können. Der Himmel wache über ihr Wohl.

Witiko fand ich vor, und ging gleich daran. Ich mache wenig Änderungen, nur hauptsächlich Kürzungen, und Sie werden den ersten Band bald haben. Ich fürchtete mich auf die zweite Lesung dieses Werkes; aber es gefällt mir doch mehr, als ich mir gedacht habe.

Meine Pensionirungsangelegenheit wollte ich im Sommer 1865 anregen, zu welcher Zeit ich zehn definitive Dienstjahre habe, denen fünf provisorische voran gingen; aber meine körperlichen Zustände nöthigen mich, es jetzt zu thun. Ich schreibe morgen und übermorgen an Schmerling, Lewinski und Baum-

gartner, und gehe nach einigen Tagen nach Wien, um mich diesen Herren vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit werde ich Geiger besuchen, und mit ihm über das Bild zu Witiko II sprechen.

Senden Sie mir nur recht bald wieder einen lieben und tröstenden Brief. Diese Schreiben sind Labsale für mich.

Die Ausstattung des Weihnachtsabendes ist doch besser ausgefallen, als ich gedacht habe. Ich danke für die Sendung herzlich. Wird das Gebetbuch, wozu Kaiser eine so schöne Zeichnung soll gemacht haben, die ich wegen Abwesenheit nicht sah, bald erscheinen?

Hier folgt das versprochene Stück Mappe. Ich zog vor, es doch von Linz zu schicken. Möge Ihnen der emporstrebende Arzt nicht mißfallen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 18. November 1864.

Ich schreibe Ihnen heute nur einen kurzen Geschäftsbrief. Von Tag zu Tag erwartete ich die Bewilligung meiner Urlaubsverlängerung, um dann sogleich auf einige Tage nach Wien zu gehen. Aber bis heute ist diese Bewilligung noch nicht eingetroffen. Ich muß mich nun an Geiger brieflich wenden, daß nicht noch mehr Zeit verloren geht. Da er die Handschrift des Witiko gehabt hat, so wäre es mir freilich am liebsten gewesen, wenn er sich selber einen Stoff ausgelesen hätte. Aber da es nicht so ist,

so erlaube ich mir einen Vorschlag, zu dem ich nach langer Ungewißheit kam, und von dem ich noch nicht genau weiß, ob er zweckmäßig ist. Da Geiger zum ersten Bande weniger eine Handlung als vielmehr das Wesen der Hauptgestalt überhaupt dargestellt hat, so müßte etwas Ähnliches wohl auch in den zwei folgenden Bänden geschehen. Unter der Menge Personen des Werkes sind nach Witiko wohl die hervorragendsten Wladislaw der II., Herzog von Böhmen (später König), und Kaiser Friedrich der Rothbart. Wladislaw wäre für den zweiten Band (da er noch Herzog ist), und Friedrich für den dritten. Das Nähere würde ich Geiger schreiben. Lassen Sie mich schnell in ein paar Zeilen wissen, ob Sie mit diesem Plane einverstanden sind. Wenn Geiger mit Liebe auf die Sache eingeht, und die zwei Männer in solcher epischer Würde darstellt, wie Witiko, so wäre eine solche Anordnung freilich das Alleredelste, da hiedurch das Wesen und der Ernst des Werkes am schönsten dargestellt werden könnte. Ich bitte, schreiben Sie mir bald. Witiko's Durchsicht ist bis zum letzten Kapitel (dem Schlachtkapitel) vorgerückt. Dieses ist, wie ich Ihnen schon in Linz sagte, das schlottrigste Kapitel. Ich hoffe aber doch, in vierzehn Tagen Ihnen das Ganze senden zu können. Diese letzte Durchsicht war sehr nothwendig, daß Alles knapper und einfacher wurde. Lesen Sie nach dem Drucke das Ganze noch einmal durch, und Sie werden es selber finden. Der Stoff ist so ernst, daß mir, während ich mich mit der Durchsicht beschäftigte, wenn ich etwa ins Theater komme, oder in einer neuen Erzählung (in einer guten) lese, die Dinge völlig kindisch vorkommen. Möge nur Gottes Segen geben, daß ich in der Gestaltung des Stoffes nicht zu weit hinter seinem Ernste zurückgeblieben bin. Mühe habe ich

nicht gescheut, und wenn Sie einmal den Stoß Blätter sehen werden, die Abfälle sind, werden Sie staunen, und wenigstens einen Theil der Zeit begreifen, der an diesem Witiko hängt. Ich könnte fast sagen, daß ich dieses Buch mit meinem Herzblute geschrieben habe. Und doch schwebt mir beständig vor, wie es viel besser sein sollte. Eigentlich sollte man sagen: Der Teufel hole das Dichterleben, man hat nur Kreuz und Qual dabei, und kann es nicht lassen, wie geliebte Sünden. Am besten haben es die Dichter, die sehr schnell arbeiten, und denen ihre Arbeit immer sehr gefällt. Glücklich noch obendrein, wenn die Menge auch noch eifrig nach ihrer Kost hascht. Was sagen Sie dazu, wenn ich als Widmung schriebe: Seinen Landsleuten und insbesonders der altehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes in treuer Liebe der Verfasser, und wenn ich ein Exemplar dem böhmischen Landesausschusse und eines dem Prager Gemeinderathe sendete. Ist so etwas gebräuchlich? Schickt es sich? Ich bin in diesen Dingen sehr unwissend. Wenn das Buch gelingt, wird es Böhmen wohl freuen; denn Böhmen hat eine der größten und merkwürdigsten europäischen Geschichten.

Ich muß schließen, leben Sie wohl. Küssen Sie für uns Ihre lieben Kinder, und seien Sie tausendmal gegrüßt. Schreiben Sie bald. Nach Wien gehe ich erst, wenn ich überhaupt gehe, nach Beendigung der Durchsicht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. December 1864.

Heute habe ich die Handschrift des ersten Bandes Witiko vollendet auf die Post gegeben. Dieser Brief, den ich Abends schreibe, geht morgen nach. Da ich keine gleichlautende Abschrift der Handschrift habe, und jetzt überhaupt etwas ängstlich bin, insbesondere seit unlängst zwei Züge auf der Westbahn zusammen stießen und vieles dabei zu Grunde ging, so thäten Sie mir einen großen Gefallen, wenn Sie mir ungesäumt den Empfang der Handschrift anzeigten, und wenn Sie, falls das Werk nicht in Pest gedruckt wird, die Anstalt träfen, daß mir auch vom Druckorte die Ankunft der Handschrift daselbst sofort gemeldet würde, und daß man überhaupt mit derselben während des Setzens sorgsam umgehe. Wenn Sie die Blätter noch einmal ansehen, so werden Sie finden, daß ich eine sehr sorgsame letzte Feile angelegt habe. Mehrere Blätter werden Sie umgeschrieben finden. Ich glaube, daß jetzt Alles knapp ist und klappt. Den Schluß habe ich neu gemacht. Die Ankunft der Herzogin Gertrud und Dimuts auf dem Schlachtfelde habe ich immer mit einer Art Verdacht betrachtet, als sei sie eine Gattung Schauspielerstreich. Beide Frauen wissen recht gut, daß sie da nichts zu thun haben, und wären auch wahrscheinlich von Gesindel, das die Schlacht umschwärmt,

gefangen oder geplündert worden. Zudem unterbricht ihre Ankunft den Antheil, den man an der Schlacht und ihren Folgen nimmt, und überhaupt auch den Ernst der Lage. Ich habe sie daher ganz weggelassen. Die Herzogin bleibt in Prag, wo sie auch sehr nöthig ist, da ihre Entfernung die Stadt allen Umtrieben offen legen würde, und Dimut kommt nach Prag, ehe die Stadt eingeschlossen wird. Ihre Ankunft erfolgt daher zu Anfang des zweiten Bandes. Dafür habe ich besser ausgearbeitet, was nach der Schlacht geschieht, namentlich die Berathung eingeflochten, was weiter zu thun ist, in Folge welcher Berathung der Rückzug nach Prag beginnt, womit der erste Band schließt. Die Widmung an meine Landsleute und die Stadt Prag habe ich belassen, da sie besonders Aprent sehr billigte. Freilich sollte ich des Belagerungsabschnittes willen, des ersten im zweiten Bande, dann der Krönung Wladislaws als ersten böhmischen Königs und anderer Dinge willen nach Prag; denn wenn auch die Stadt anders geworden ist, so ist doch Berg und Thal geblieben, und Alles würde im Buche Leben gewinnen; aber das höllische Geld, das es kostet, und das ich jetzt in Menge für die Krankheit habe hinauswerfen müssen! Eine kleine Vorrede finden Sie auch. Wie die Worte der Widmung auf das Blatt vertheilt werden müssen, und wie sie im Drucke aussehen sollen, werden Sie am besten einrichten können. Die Correcturbögen müssen mir wohl zugeschickt werden. In diesem Werke mit so vielen Namen und sonstigen ungewöhnlichen Ausdrücken ist es nöthiger als je. Ich werde jeden Bogen nur einen Tag bei mir behalten. Andere Verbesserungen als die von Druckfehlern werde ich gar nicht machen. Die Handschrift bitte ich mir nach dem Drucke wieder zurück, weil ich sie mir aufbewahre. Lesen Sie den Band nach

dem Drucke doch wieder im Flusse durch, und sagen Sie mir den Eindruck. Daß Sie die Sache auch bogenweise vorher lesen, ist mir nicht ganz lieb, Sie werden es sich aber kaum nehmen lassen. Jetzt, da die Sache so weit ist, habe ich beinahe eine bittere Sehnsucht, daß der Druck recht bald beginne. Wenn auch unsere Lesewelt jetzt, um mit Schiller zu reden, „elend" geworden ist, und wenn auf einen künstlerischen Leser tausend bloße Stoffsfresser kommen, so dürfte doch das Buch Beifall finden, indem es möglich ist, daß man mir den Schabernack anthut, und auch den Stoff frißt, von dem in diesem Werke mehr ist, als in meinen andern. Gott besser's.

Sie haben mir auf meine Anfrage über die Zeichnungen zum zweiten und dritten Band noch nicht geantwortet. Da ich, wie ich oben sagte, ängstlich bin, so kommt mir schon öfter der Gedanke, etwa sind Sie wieder unwohl geworden, oder rückfällig. Beruhigen Sie mich doch bald.

Nun eine andere Frage. Wie wäre es, wenn nach dem ersten Band Witiko sogleich die Mappe gedruckt würde, da zu ihrer Vollendung so wenig mehr fehlt? In wenigen Wochen könnte sie druckfertig sein, der erste Band sogar noch früher. Auch arbeite ich jetzt an der Mappe noch leichter als am Witiko. Zur letzten Feile des zweiten Bandes Witiko muß ich jeden Falles den ersten Band im Drucke vor mir liegen haben. Es ist der Zusammenstimmung wegen. Schreiben Sie mir doch hierüber.

Mein Urlaub ist mir auf drei Monate verlängert worden. Was es weiter wird, weiß Gott. Ich hätte Ihnen sehr viel zu sagen. Meine Nerven hassen noch jedes Gewühl, jede Unruhe, jeden Amtsverkehr. Reisen thäte mir sehr wohl, aber ich kann es nicht erschwingen. Nach Nürnberg ging ich von Passau nicht,

da es im vergangenen Sommer ewig regnete. So ist auch dieser Wunsch zu Wasser geworden.

Schreiben Sie mir doch öfter, theurer Freund. Ihre Briefe sind mir so lieb, und erheben mir mein Gemüth. Küssen Sie für uns die Kindlein und empfangen Sie die herzlichsten, innigsten Grüße. Grüßen Sie auch Elischer.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. December 1864.

In meinem ganzen Leben ist mir durch eine Meinung über mich noch nie so Unrecht geschehen, als durch die, welche Sie in Ihrem Briefe vom 10. d. Mts. aussprachen. Erschrecken Sie nicht, ich bin dadurch nicht ergriffen worden, und noch viel weniger erzürnt; denn das Übel, welches geschehen ist, ist durch das schnurgerade Gegentheil von dem veranlaßt worden, dem Sie es zuschrieben. Abgesehen von der durch die Nothwendigkeit ungeheurer Vorarbeiten zu den drei Werken über die Rosenberger bedingten Zeitverwendung, worüber ich Ihnen von den Lakerhäusern aus geschrieben habe, und abgesehen von meiner Sehnsucht, etwas der Hoheit der Dichtkunst nicht Unwürdiges zu erschaffen, war es gerade die Rücksicht für Sie, dem ich so viele Liebe und Freundschaft verdanke, der für mich gethan hat, was Große oder Mächtige dieser Welt hätten thun sollen, war es, sage ich, gerade diese Rücksicht für Sie, die mich ewig an dem Werke feilen,

bohren, grübeln, nergeln ließ, um Ihnen ja etwas zu bringen, das Ihnen eine recht große Freude machen sollte, wodurch dann freilich ein anderes Übel entstand, an das ich gar nicht gedacht habe. Meine Gattin hat oft gesagt: „Lasse die Sache einmal, er hat sich ja schon einmal geäußert, daß sie ihm sehr gefällt," worauf ich immer antwortete: „Sie wird ihm dann noch besser gefallen, und sein Urtheil gilt mir sehr viel." Was ich vom Witiko weggeworfen habe, würde, wenn es gedruckt wäre, sieben bis acht Bände füllen Ich werde es Ihnen einmal zeigen. Freilich war mir Anfangs diese Gattung Arbeit auch weniger geläufig, und machte mehr Änderungen nöthig, als andere Arbeiten; aber mein Wunsch, Ihnen Freude zu machen, blieb immer über Allem herrschend. Ich sehe nun allerdings, daß ich in einer andern Richtung gefehlt habe, und den Fehler in Zukunft vermeiden muß; aber bedenken Sie, daß ich eines Theils über die Dinge der Welt anders urtheile als viele Menschen, und sie auch, weil ich nicht Zeit hatte mich ihnen zuzuwenden, weniger verstehe als andere Menschen, und dann werden Sie meinen Fehler nicht mehr so groß finden. Meine Gattin sagte, ich müsse sogleich an Sie schreiben, und ich selber hatte das Gefühl, daß dies geschehen müsse; aber doch ließ ich drei Tage vergehen, um mir mein Gemüth so ganz zurecht zu legen, und nun schreibe ich einfach die Worte: „Theurer Freund, denken Sie nie mehr, daß ich etwas anderes als die größte Liebe und Freundschaft für Sie empfinde, und darnach handle Wenn hie und da dem Widersprechendes aufscheinen sollte, so ist es eben nur Schein, der aus meiner Unkenntniß einer Sachlage, oder aus der Verschiedenheit meiner Ansicht menschlicher Dinge mit der anderer Menschen fließt. Sie haben ja eine Reihe von

Briefen von mir, in denen Liebe und Freundschaft leben muß. Wenn ich auf Sie zu wenig Rücksicht genommen hätte, so hätte ich ja in dieser Zeit etwas anderes gearbeitet, und ich habe es nicht, außer den zwei Bogen, die ich für Pustet gearbeitet habe, weil er mich überrumpelt hat; denn sonst habe ich derlei mir zahlreich zukommende Ansinnen stets abgelehnt. Keine Zeile habe ich außer Witiko geschrieben, kein Bildchen, nicht einmal sandgroß, gemalt. Erst, da die Krankheit kam, und ich an Witiko aussetzen mußte, machte ich mich in der Bitterkeit meines Gefühles, daß Sie nun wieder warten müssen, an die Mappe, um doch irgend etwas für Sie zu thun. Es ist wahr, was ich Ihnen einmal schrieb, ich habe mich am Witiko, wie die Studenten sagen, verbüffelt. Die Arbeit am Witiko hat in der That meiner Krankheit einen recht guten Boden vorbereitet. Der Arzt sagte, ich sei schon krank gewesen, da ich so ewig umgeändert habe. Er verbot jede Schriftstellerarbeit, und ich ging doch zur Mappe. Denken Sie in Zukunft nicht mehr übel von mir, lieber Freund. Sie haben mich schon zu lange nicht gesehen, ich muß zu Ihnen kommen, und Sie müssen mir in die Augen schauen, und müssen bekennen, daß Ehrlichkeit und Freundschaft für Sie drinnen ist. Daß Sie die Sache bei sich trugen, und mir nie einen Vorwurf machten, ist sehr zartsinnig, und ich muß Ihnen den größten Dank dafür aussprechen. Mein theurer Freund! wäre ich ein bloßer Büchermacher, so wäre ich vielleicht auch ein reicher Mann.

(Ich werde unterbrochen und kann erst morgen fortfahren.)

Eine blendende Art der Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen, wenn nun nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so würden die Blätter auch schnell gefüllt gewesen sein,

Bücher nach Büchern wären fertig geworden, und der leichtfertigen Schrift wäre eine leichtfertige Lesermenge nachgezogen — doch ich muß enden, sonst kommt ein Gefühl der Verachtung gegen mich in mich, daß ich nur einen Augenblick bei diesem Gedanken weilen konnte. Mir ist das so unmöglich, wie daß die Rose die Brotfrucht trägt. Der Dichter dichtet wie der Vogel singt und die Blume blüht, wenn es auch, wie ich im Nachsommer sagte, in einer Wüste ist. Oft ist Armuth und Unsterblichkeit sein Theil, oft nur die erste. Ich denke gar gerne an Ihr Söhnlein, das vielleicht meiner gedenken wird, wenn ich schon nicht mehr denken kann.

Doch nun zu etwas Anderem.

Ich habe gesagt, Sie müssen mich sehen. Reisen ist jetzt für mich Arznei, ich sehne mich auch sehr darnach. Wahrscheinlich wird ein milder Winter; denn seit mehr als einem Jahre herrschten nördliche Richtungen in dem Luftzuge vor. Die Ausgleichung und Gegenwirkung muß bald folgen, und wenn dies im Winter geschieht, so bringen die südlichen Richtungen milde Lüfte. Wie wäre es, wenn ich mit meinen Arbeiten auf 10 bis 14 Tage zu Ihnen käme? Haben Sie ein stilles Stübchen für mich in Ihrer Wohnung, in welchem ich arbeiten und ausruhen, und aus welchem ich täglich einen großen Spaziergang auf einen Berg (der bei Ofen ist) machen könnte? Dazu geben Sie mir Morgens einen Becher Kaffee, Mittags eine Suppe und ein Stückchen Rindfleisch mit Gemüse (sonst durchaus nichts), viel Wasser mit wenig Wein (Wasser werden Sie elendes und Wein herrlichen haben), Nachmittags einen Becher Himmelbrandthee mit Milch und Abends eine Schale Suppe. Wenig Verkehr mit irgend einem Gewühl, und manchen Plaudertausch mit Ihnen oder

Ihren und meinen Freunden. Kann das sein, so komme ich nach den Feiertagen nach Wien, und in einigen Tagen darauf zu Ihnen. Was kostet die II. Klasse der Bahn von Wien nach Pest? Sie haben einmal gesagt, in Pest meine man, ich sei Ungarn nicht freundlich gesinnt. Dies wäre doch übel, wenn ich käme, und einer oder ein anderer wäre unartig mit mir. Nun, geärgert haben mich die Ungarn schon öfters, und ich habe es auch weidlich ausgesprochen; aber von da bis zur Unfreundschaftlichkeit ist es noch weit. Zankt man ja mit den liebsten Freunden leichter als mit wildfremden Menschen, und wenn mich die Ungarn ärgerten, so war es, weil ich an ihnen Theil nehme, sonst wäre mir ihr Thun gleichgiltig. Ich habe immer dieses Volk für ein Dichtungsvolk gehalten, und habe dies am klarsten in „Brigitta" dargelegt. In dem persönlichen Verkehre könnte ich dann sehr vieles mit Ihnen besprechen, das für das Papier zu weitläufig ist. Darunter ist auch meine Wiener Angelegenheit. Zudem sehne ich mich schon sehr nach Ihren Kindern, ich möchte sie doch einmal gerne sehen. Der Verlauf des Wetters bis 1. Jänner wird wohl zeigen, wie es sich weiter erhoffen läßt. Im Frühlinge möchte ich Prag sehen, und den Sommer im hohen Walde zubringen. Ich fühle jetzt schon bei der Rückkehr meiner Kräfte, daß ich einem besseren, freiern Körperzustande und mithin einem besseren Zustande des Schaffens entgegen gehe, als ich ihn seit vielen Jahren gehabt habe, und diesem Zustande möchte ich durch Waldluft und Waldwasser, die mir ungemein gut thun, eine starke Grundlage für den Rest meines Lebens geben.

Mit Witiko und der Mappe werde ich nach Ihrem Wunsche, den ich einsehe und billig finde, verfahren. Mündlich mehr, und

wenn der Winter zu barsch zum Reisen werden sollte, dann schriftlich mehr.

Albachs „Stunden der Andacht" habe ich dieser Tage bei Fink gesehen. Etwas Schöneres als diese Titel kann es kaum geben, außer in wirklichen altdeutschen Sachen. Wie bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mit diesem Werke auf uns dachten. Wir sehen seiner Ankunft entgegen. Für die Physik werde ich thun, was ich kann.

Nun ein herzliches Lebewohl, tausend Grüße von uns beiden und Küsse für die Kinder.

An Auguste Jäger.

Linz, am 21. December 1864.

Ich versprach Ihnen vor zwei Tagen außerordentlich schöne Verse*), hier sende ich Ihnen Hausverse, wie sie bei uns zu haben sind. Ich habe keine besseren, die Einschränkung, daß sie heiterer Art sein sollen, und die natürliche Bedingung, daß sie für Kinder passen müssen, machte die Sache schwierig. Die Kinder könnten sie abwechselnd sprechen, dann kommt auf jedes 8 Zeilen mit 60 Sylben, was jedes schon lernen kann. Wenn Ihnen diese Verse nicht gefallen, dann müßte schon Gustel, der Hofpoet, aushelfen.

*) Zur goldenen Hochzeit von Friedrich und Theresia Jäger.

Der Brief an Ihre verehrten Eltern liegt auch bei. Schreiben Sie uns doch die Stunde, in welcher das Fest in Ihrer Wohnung beginnt, daß wir es im Geiste hier mitfeiern können.

Möge diesem Feste noch eine Reihe schöner Jahre für Ihre guten Eltern folgen, und mögen Kinder und Enkel in ungetrübtem Wohlsein diese Jahre begleiten. Gewiß nehmen wir, die wir die hohe Trefflichkeit Ihrer Eltern verehren, den tiefsten Antheil an dieser Feier, so wie an Allem, was sich in Ihrem Hause ereignet.

Grüßen Sie Eduard und Karl recht herzlich, und empfangen Sie unsere innigsten, freundlichsten Grüße.

An H. Schuster stud. jur.

Linz, am 22. December 1864.

Ihr Schreiben vom 10. d. Mts. hat mir viele Freude gemacht, und daß ich es erst heute beantworte, hat seinen Grund darin, daß ich mehrere Schreiben zu beantworten habe, und als noch nicht völlig hergestellt nach einer langen und schleppenden Krankheit nicht viel auf einmal schreiben darf. Wenn meine in früheren Zeiten veröffentlichten Schriften einen freundlichen Eindruck auf Sie machen, so ist mir, da ich diesen Schriften einen großen künstlerischen Werth nicht beilegen kann, dieses in so ferne lieb, als ich glaube, daß ein warmes Herz und ein für Höheres empfänglicher Sinn in denselben liegt, und dies dadurch ersichtlich wird, daß sie auf ähnlich fühlende Menschen, zu denen ich Sie, Ihrem Briefe nach zu urtheilen, rechne, einen guten Eindruck machen. Ich hätte recht gerne recht Großes, Hohes und Außerordentliches geleistet; aber die Kräfte sind eben, wie sie sind, und

niemand kann über sie hinaus. Mehr als die Studien könnte ich Ihnen den Nachsommer empfehlen, eine Erzählung in drei Bänden; aber dieses Werk dürften Sie wohl vor mehreren Jahren nicht lesen, da es eine gereiftere Frucht längeren Lebens ist, und Ihnen sehr vieles darin noch unbekannt sein dürfte. Es wäre mir lieb gewesen, wenn ich Sie in Ihren Ferien kennen gelernt hätte, ich war eben zur Erholung im bairischen Walde an den drei Sesseln, welche Erholung aber der vergangene abscheuliche Sommer sehr sauer machte. Wenn Sie wieder einmal nach Linz kommen, so klopfen Sie an meine Thür, sie wird Ihnen freundlich geöffnet werden. Eine Anempfehlung brauchen Sie nicht, so wie ich es nicht für nöthig gehalten habe, mich um Ihr Wesen erst bei Dr. Haller zu erkundigen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 25. December 1864.

Sie müssen mich für einen undankbaren, abscheulichen Menschen halten, da ich Ihnen auf so viele Beweise von Güte und Wohlwollen gegen mich nicht einmal geschrieben habe; aber meine Schuld ist doch nicht so groß, als sie scheint, obwohl sie immer groß genug ist, und ich kaum wagen kann, Ihre Verzeihung zu erhoffen. Es wirkten mehrere Umstände zusammen. Ich hatte Ihnen so viel zu schreiben und zu danken, daß ich immer mit einem großen, langen, sehr innigen und sehr herzlichen Brief an Sie herumging, und der ganz trefflichen Stunde harrte, die würdig, frei und heiter genug wäre, in ihr alles das, was ich mir dachte, auf das Papier zu bringen, und die Stunde kam in

allem dem Gewirre von Amtsgeschäften und widrigen Dingen nicht, und so verging zu meinem Schrecken eine ungeheuere Zeit. Dazu kam noch, daß ich seit Jahren schon in Einem fort nach Prag reise, und von Woche zu Woche, von Monat zu Monat nicht dazu kam. In Prag, dachte ich, werde mein erster Gang zu Ihnen sein, und es werde sich ein recht freundlicher Verkehr ergeben. Und so wurde der Brief nicht fertig, wie die Reise nicht fertig geworden ist. Am 20. December 1863 erkrankte ich plötzlich, und das Übel nahm einen schleppenden, schleichenden Gang in den Schleimhäuten des Magens und der Gedärme an, daß, nachdem nun ein Jahr vorüber ist, erst die sichtliche Wiedergenesung beginnt, in der ich nun begriffen bin. Was Sie dem Gesunden nicht verzeihen könnten, das verzeihen Sie nun dem Halbkranken, ich bitte herzlich.

Sie haben mir so schöne Studien geschickt, Sie haben im Auftrage meines Freundes Heckenast ein so herrliches Mondbild für mich gemalt, daß der größte Dank viel zu arm ist, nur einiger Maßen die Freude auszudrücken, die Sie mir gemacht haben. Hätte ich Ihnen das geschrieben, was ich beim Empfange Ihres Bildes gefühlt habe, was ich dabei gesprochen habe, und wie ich mich seither immer geäußert habe, so hätten Sie etwa nicht zwei Blätter, sondern einen ganzen Band Geschriebenes erhalten. Sie haben mich durch dieses Bild sehr geehrt, daß Sie voraussetzten, ich werde die einfache Herrlichkeit und Zartheit desselben verstehen. Alle Mittel von Gegensätzen in Licht und Dunkel, in Mond- und Feuerbeleuchtung, die bei Mondbildern so gerne vorkommen, sind hier verschmäht, der Gegenstand ist Busch und Wasser, wie er überall in der Welt vorkommt, und in dieses schlichte Kleid haben Sie eine solche Macht des feinsten Gefühles, der mannig-

faltigsten Durchbildung, des Adels und der Würde, des Zaubers und des holden Dichtungsspieles der Nacht gelegt, daß jedes tiefer empfindende Herz in die Kreise dieses Silbernetzes gezogen wird, und sich in ihm beseligt findet. Sie sind der dichtungsvollste Landschafter, den ich jetzt kenne, und mithin, glaube ich, der erste. Göthe's Worte an den Mond: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz" sind in Ihrem Bilde zu Farben und Linien geworden. Die berühmte Hofschauspielerin Rettich, welche, da sie einmal in Linz als Gast war, öfter als alte Freundin in mein Haus kam, sagte: „Wenn der Mann nicht an der alten Eiche ginge, müßte man die Elfen tanzen sehen." Ich bedauere nur, hochverehrtester Künstler, daß ich nicht ein reicher Mann bin; denn ich ließe Niemanden mehr von Ihnen ein Bild, ich kaufte sie alle. Und so bedauere ich, daß ich nicht in Ihrer Nähe wohnen und wenigstens Ihre Meisterwerke entstehen sehen, und in ihrem Anschauen glücklich sein kann. Ich hoffe, daß in Prag mehrere Ihrer Gemälde sein werden, und ich gehe zu jedem und schaue es an; der Eigenthümer müßte mir nur die Thür weisen. Sie haben eine Studie, die mir hochdichterisch erschien. Vorn ein sumpfiges Wasser mit allerlei gemeinem Gezeugs darauf und daran, hinter ihm ein unwirthbares Gestein und ein armes Häuslein, dann feuchter Tannenwald und darüber ein Himmel voll Wolken. Ich wollte immer an Sie wegen der Ausführung schreiben, was das Bild, in der Größe der Heckenast'schen ausgeführt, ohne Rahmen, den mir Bühlmayer in Wien machen würde, weil mir sein Geschmack sehr zusagt, kosten würde; aber ich hatte nie den Muth dazu, weiß auch nicht, ob ich die Studie genau beschrieben habe, daß Sie sie gleich errathen würden. Wie elend werfen Leute, welche große Summen haben, dieselben weg, und welche tief-

menschlichen Freuden könnten sie dafür haben. Ich habe Ihren zwei Bildern, die bei mir hängen, Stunden zu verdanken, die zu den schönsten meines Lebens gehören. Oft stelle ich mir das eine oder das andere auf die Staffelei in das beste Licht, lasse es Tage und Wochen darauf stehen, und sitze oft davor und freue mich, und liebe Sie dann auch recht wacker, Sie feiner, tief empfindender Künstler. Ich liebe Sie recht innig und beschäftige mich sehr mit Ihnen, wenn ich auch nicht schreibe. Es ist eine meiner Sünden, daß ich oft zu einem Briefe nicht komme, und gerade zu dem nicht, den ich recht lang machen will, und der mir recht breit im Herzen sitzt. Ich will mich bessern und jetzt recht oft schreiben. Ich bringe mich selber um eine Freude; denn es macht mir eine Freude, an Sie zu schreiben und Sie meiner Verehrung zu versichern.

Im ersten Frühlinge 1865, so ist es nun fast beschlossen, komme ich mit meiner Gattin nach Prag und klopfe an Ihre Thür. Sie werden wohl ein freundliches Herein sagen. Da ich länger in Prag bleiben will, so werde ich Sie auch mit einer trockenen Geschäftssache plagen, mir einen einfachen, bürgerlichen, reinen und nicht theueren Gasthof zu sagen; ich hasse die sogenannten Hôtels als die treuesten Abklatsche unserer dichtungsarmen, prahlenden und leeren Zeit, und ich will auch nicht tausend Dinge zahlen, die ich gar nicht brauche. Der alte, gemüthliche, großväterliche Gasthof, in dem man des Wirthes guter Freund und Hausgenosse war, und der das Reisen herzlich machte, kommt ab, wie der Schwager Postillon, und man wird auf glänzenden Wagen als Eilgut in ein glänzendes Magazin gefördert. Doch ich komme ins Weite und Breite und ermüde Ihre Geduld.

Daß wir, als uns Ihre Frau Tochter in Linz mit einem Besuche beehrte, gerade auf unserem Landaufenthalte im baierischen Walde am Fuße des Dreisesselberges waren, und sie nur unsere Köchin allein zu Hause fand, that uns bei unserer Rückkehr sehr leid. Wie gerne hätten wir sie kennen gelernt, und wie sicher hätte sie dann berichten können, wie nicht nur ich, sondern auch meine Gattin Sie verehren und Ihre Bilder in Ehren halten. Wir hoffen in Prag den Besuch erwiedern zu können.

Ihr photographisches Bildniß hat uns eine sehr große Freude gemacht, und es ist sogleich in ein Buch zu den uns theueren Personen gestellt worden. Ich kann Ihnen leider nur eine sehr unvollkommene Photographie von mir schicken, es ist die einzige, die ich habe. Ich erwarte von Angerer in Wien, der mich aufgenommen hat, bessere, und werde dann eine nachsenden.

Wenn Sie ein Stündchen erübrigen können und mir in einigen Zeilen zurück sagen, daß Sie mir nicht zürnen, so bereiten Sie mir eine große Freude.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. December 1864.

Ich muß Ihnen heute schon wieder schreiben. Ich habe den ersten Bogen von Witiko heute wieder bekommen (er folgt hier zurück) und finde in ihm die Anfangsbuchstaben der Anredefürwörter wieder klein, wie sie in meiner Handschrift stehen. Die ß und ck sind aber geblieben. Beachten Sie also das nicht, was ich Ihnen gestern geschrieben habe, und bleiben wir nun bei der Schreibweise des hier zurückgesendeten ersten Bogens. Nur eines

muß ich berühren. Ich habe bei der ersten Correctur den Namen Sobeslaw gefunden und habe ihn in Soběslaw verbessert (wird gesprochen: Sobjeslaw). Bei der zweiten Correctur finde ich nun wieder Sobeslaw gedruckt. Sollte Ihnen etwa das Lautzeichen ě fehlen? Dann fehlen Ihnen wahrscheinlich noch andere böhmische Lautzeichen. Da es nun in Böhmen, wo wahrscheinlich das Buch am meisten wird gelesen werden, sehr unangenehm auffallen müßte, wenn die Namen unrichtig gedruckt wären, so dürfte kaum etwas anderes übrig bleiben, als daß Sie die wenigen böhmischen Zeichen, die in meinem Buche vorkommen, machen lassen. Ich setze sie her: Č, č, ě, ř, š, Š, Ž, ž. Diese Zeichen sind durch keine Umschreibung zu ersetzen, und geben dem böhmischen Auge den richtigen Anblick des Wortes, der Deutsche mag sie dann aussprechen, wie er will. Ich habe die neue böhmische Schreibweise genommen, wie sie Palacky in seiner Geschichte Böhmens hat und rechtfertigt. Es wäre mir leid, wenn unrichtige Wortbilder in dem Buche stünden. Ich bitte daher die Sache so einzuleiten, daß die Namen gedruckt werden, wie sie in meiner Handschrift stehen. Beispiele: Čech wird fast gesprochen wie Tschech. Letzteres Wortbild aber thut selbst mir, dem Nichtböhmen, sehr weh, wenn ich es in neuer Zeit in deutschen Zeitungen sehe, wie erst dem Böhmen. Es darf doch auch im Deutschen der italienische Name Giobbe nicht Dschiobbe geschrieben werden.

Přemysl klingt zwischen Pschremysl und Prschemysl, ist also mit deutschen Zeichen gar nicht zu geben.

Ich bitte, sehen Sie den Anfang zum ersten Bande Palackys nach.

1865.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. Jänner 1865.

Ihr Schreiben vom 6. d. M. habe ich am 6. erhalten (Sie haben sich im Tage geirrt) und beantworte sogleich Einiges. Daß durch die Nothwendigkeit der Nachschaffung einiger Lautzeichen für böhmische Namen der Satz des Witiko unterbrochen werden muß, thut mir leid. Ich hätte die Sache vorher sehen und Sie lange vor Beginn des Satzes darauf aufmerksam machen sollen, allein ich habe ganz und gar nicht darauf gedacht, da mir das einzelne Gewerbsmäßige des Setzens doch ferne liegt. Ich hoffe, da der Zeichen sehr wenige sind, daß die Unterbrechung nicht lange dauern wird. Ich habe das Namensverzeichniß zum Witiko durchgegangen, und finde keinen Namen, in dem ein ä vorkäme, es müßte entweder das deutsche á sein oder das Zeichen ˙˙ gehört zu einem andern Buchstaben. Die Böhmen haben gar kein ä, sondern nur ein á, welches das lange a bedeutet. Die Zeichen, welche ich Ihnen angegeben habe, genügen. Daß übrigens die Buchstaben deutsch sein müssen und nur die Zeichen über sich haben, versteht sich wohl von selber. Hier hat man mir zugemuthet, ich wolle die böhmischen Namen mit lateinischen Lettern

Bayerische Staatsbibliothek

gedruckt haben, was mir nie zu Sinn kam, weil es eben ein Unsinn wäre. Wir drucken im Deutschen ja alle fremden Namen in deutschen Lettern. Das Buch „Stunden der Andacht“ habe ich erhalten und meinte auch den Dank in einem früheren Briefe ausgesprochen zu haben. An Geiger schreibe ich übermorgen ein Drängeschreiben, ich hoffe, daß er auf eine sehr freundliche Bitte Rücksicht nehmen wird. Fragen übrigens auch Sie in kurzen Zeiträumen ein paar Male bei ihm schriftlich an.

Tausend Schönes. Über Anderes im nächsten Briefe.

An August Piepenhagen.

Linz, am 15. Jänner 1865.

Ihr Schreiben vom 12. d. M. habe ich heute erhalten und beantworte es sogleich. Es hat mir eine sehr große Freude gemacht. Ihre freundliche und gütige Gesinnung gegen mich thut mir außerordentlich wohl, da Sie im vollen Rechte gewesen wären, wenn Sie in Folge meines langen Schweigens an mir irre geworden wären. Es that mir um so wohler, als ich trotz des Unrechtes, das ich gegen Sie beging, doch empfand, daß ich Ihr Wohlwollen verdiente, nicht meiner guten Eigenschaften willen, die sind unbedeutend und eitel Flickwerk, sondern der Verehrung wegen, die ich gegen Sie immer als Künstler empfand, der Achtung und, ich kann sagen, der Liebe willen, die in mir für Sie entstand, weil Sie als Künstler so fühlen, wie Sie eben

fühlen. Ihr Schreiben zeigte Sie mir auch als Menschen liebenswürdig, was ich zwar immer wußte, denn sonst läge nicht das Herz in Ihren Arbeiten, das darinnen liegt; was mir aber doch lieb war, auf dem Papier bestätigt in den Händen zu haben. Daß Sie selber mit Ihren Werken nicht zufrieden sind, ist natürlich, kann gar nicht anders sein, und ich habe mir es auch gar nicht anders gedacht. Nur die Mittelmäßigkeit und die vollkommene Schwäche sind mit sich zufrieden. Je höher der Künstler strebt, besonders wenn er mit dem Herzen strebt, und der echte Künstler strebt stets mit dem Herzen, desto tiefer empfindet er die Herrlichkeit der Natur, sei's Landschaft, sei's Menschenseele, dieses Empfinden gestaltet sich in ihm zum Ideale, und je größer er selber wird, desto größer ist sein Ideal, darum kann er es nie erreichen, weil es mit seinem Wachsen selber immer wächst. Und hätte er es einmal erreicht, so hätte sein Schaffen ein Ende; denn er hätte ja nichts mehr, wonach er noch streben sollte. Es hat aber bei dem großen Künstler keine Gefahr, der erreicht es nicht. Wenn Sie einmal ganz und gar und vollkommen zufrieden sind, dann haben sie wahrscheinlich Ihr erstes schlechtes Bild gemalt. Das Streben des Künstlers ist es ja auch, wodurch er sich offenbart; je reiner, gefühlvoller, von Menschenhoheit durchdrungener es ist, desto mehr entzückt er uns; denn der Mensch ist's, der dem Menschen am holdesten ins Herz spricht. Wie könnte uns denn eine gemalte Landschaft so sehr gefallen, die doch, und wenn sie die beste der Welt ist, tausendmal schlechter ist, als die Natur, warum kaufen wir uns denn gemalte Landschaften, und laufen ihnen in Bildersammlungen und zu Künstlern nach, wenn wir dafür nur die bessere Natur selber zu betrachten brauchten? Der Mensch, der die Landschaft gemalt hat, ist es, den wir

verehren und lieben, und je mehr wir dies vermögen, d. h. je mehr er Herz in sein Bild gelegt hat, desto mehr Freude empfinden wir. Darum ist auch der Stoff so gleichgiltig, wenn nur der Mensch sein großes Innere dadurch zu entfalten vermag, und darum sucht gerade die Armuth des Innern die allergrößten Stoffe auf, und wird auch alle Male von dem Stoffe herabgeworfen; denn sie weiß nie, was der Stoff heischt. Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt. Wenn es Ihnen einen Trost gibt, Genossen Ihres Leides zu haben, so nenne ich mich gleich einen solchen; ich bin nie mit meinen Arbeiten zufrieden, und oft recht ärgerlich darüber. Und doch ist es mir ein Trost; denn eben darum können sie nicht ganz schlecht sein, weil ein Streben in ihnen ist, und dies endlich doch von den Gleichgesinnten erkannt wird.

Wenn Sie mir Skizzen zum Ansehen schicken wollen, so freut es mich sehr, ich sehne mich schon dem Tage entgegen, der sie bringen wird. Darum senden Sie sie bald. Ich werde mich vor die Staffelei setzen, und sie vor meinen Augen vorübergehen lassen, und freue mich schon auf die Freude, die ich haben werde. Gott gab mir Gefühl für die Natur, und Sie bringen die Natur von ihrer seelenvollsten Seite. Das werden Ihnen schon Mehrere gesagt haben, und das kann nur der nicht sagen, der die Seele der Natur nicht kennt, sondern nur Steine, Gras und Baumnadeln. Diese sind zwar die Mehrzahl, aber sie wiegen nichts, und was wäre denn der Künstler, wenn ihn gleich jeder Narr verstände? Ich werde die Bilder Freunden zeigen, und Ihnen dann darüber mein Gefühl schreiben. Packen Sie doch auch jene Skizze dazu, von der Sie glauben, daß ich über ihre Ausführung geschrieben habe. Und wenn Sie unter mehreren im Zweifel

sind, so legen Sie alle bei, und bezeichnen Sie dieselben auf der Rückseite mit einem St.

Ich bin begierig, ob ich mich so ausgedrückt habe, daß Sie das Blatt erkannt haben. Jedenfalls kann durch meinen Vorschlag ein möglicher Irrthum verhütet werden. Wenn ich wieder einmal nach Wien gehe, werde ich es Ihnen melden und Sie dann bitten, mir ein Päckchen Skizzen mitzugeben. Ich habe dort viele Freunde und Bekannte, denn ich war zweiundzwanzig Jahre in Wien, und unter diesen sind Manche, die Sinn und Liebe so wie Verständniß für die Kunst haben, und Künstlern auch Beschäftigung geben. Der Dichter weiß sein Buch in vielen Händen, und darunter können sehr würdige sein; der Maler gibt sein Werk einem Einzigen, und dieser kann es vielleicht nicht verstehen, — dann aber ist er meist eitel, zeigt Vielen seine Bilder, nnd da kommen nun die rechten Augen zum Anschauen des rechten Bildes.

Mich freut es, daß sich Ihr Unwohlsein wieder gehoben hat, mögen Sie gesund und heiter wieder an Ihrem Schaffen sein.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. Jänner 1865.

Ich beantworte Ihre beiden Briefe mit diesem einen. Axmanns Stich kann ich eigentlich nicht eingehend beurtheilen, da mir die Handzeichnung nicht vorliegt. Der Stich, so trefflich er im Ganzen ist, macht mir nicht so sehr einen Geschichtseindruck, wie die Zeichnung ihn mir gemacht hat. Ich hätte ihn strenger gewünscht. Das ist nun nicht mehr zu machen. Wäre ich in Wien, so hätte ich mit Axmann vorher geredet, und seine Meisterhand, die auch in diesem Stiche nicht zu verkennen ist, würde das hervorgebracht haben, was ich meine. Jetzt ist mir die Sache ein wenig zu almanachmäßig. Die Augen von Mann und Pferd sind mir ein wenig zu starr. Das läßt sich vielleicht ändern, ich werde es Axmann schreiben. Der Brief an ihn geht mit diesem Schreiben morgen gleichzeitig ab.

An Geiger habe ich geschrieben und erwarte stündlich eine Antwort. Ich habe ihm die Sache sehr an das Herz gelegt. Sollte in einigen Tagen keine Antwort erfolgen, so schreibe ich wieder. Auf meinen letzten Brief an ihn ist eine Antwort nöthig.

Was die Namenszeichen im Witiko anlangt, so darf ein ř gar nicht vorkommen, es gibt nur das r und ř: aber zu meinem Schreck habe ich selber in der Handschrift den Fehler gemacht. Der Stammvater hieß Wrš, und um die Abkömmlinge (böhmisch

Wršowece) deutsch zu bezeichnen, schrieb ich die Wrse, und es kamen mir die zwei Punkte auf das r, was ich dann immerfort that. Wo in der Handschrift Wrse steht, muß es heißen Wrše. Das š habe ich Ihnen als Lautzeichen angegeben, und Sie werden es haben. Es wird in Diwiš vorkommen und in Libuša ꝛc. Da Sie mir nur die Bogen 3, 4, 5 ankündigen und nicht auch 1 und 2, so bitte ich, in den von mir korrigirten Bögen 1 und 2 nachzusehen; in beiden kommen auch schon Čechennamen vor, ganz gewiß der Name Soběslaw, der dort Sobeslaw gedruckt ist, was ich ausstrich. Wenn noch was immer in der Handschrift stehen sollte, so läßt sich Alles mit den von mir angegebenen Zeichen abmachen. Es könnte sein, daß ich öfter das ˙ mit ¨ verwechselt hätte. Das wird sich in der Korrektur schon machen.

Zum zweiten Bande Witiko muß noch ein Kapitel des dritten gezogen werden, sonst wäre zwei zu dünn und drei zu dick. Ich kann Ihnen erst etwa drei Wochen nach Erscheinen des ersten den zweiten einhändigen; denn das letzte Durchlesen des zweiten, wie ich Ihnen schon einmal geschrieben habe, kann nur mit I in der Hand geschehen, da jeden Augenblick nachzusehen ist, daß sich nichts widerspricht, daß sich alles bezieht, und daß alles fließt. Ich habe keine Abschrift von I in den Händen, wie ich Ihnen auch schon geschrieben habe. Die Bogen 3, 4, 5 kann ich nicht auf einmal umgehend zurückschicken, da ich drei Bogen in einem Tage wohl lesen, aber nicht korrigiren kann. Ich bestimme als längste Zeit für jeden Bogen einen Tag. Vielleicht kann ich die Sache auch kürzer machen. 5 habe ich zudem noch gar nicht hier gehabt. Meine letzte Sendung war am 3. Jänner der vierte Bogen.

Meine Reise nach Pest schiebe ich auf, ich traue dem Wetter

doch nicht recht, es schlägt bei uns jetzt gar so sehr um. Etwa benütze ich die bessere Zeit mehr nach auswärts, vielleicht muß ich die Sache auch für heuer ganz aufgeben, denn im Frühlinge muß ich nach Prag, selbst wegen Witiko II. muß ich schon hin, und dann besonders des Zawesch und Wok willen. Ich werde vielleicht vierzehn Tage in Prag bleiben müssen, und da muß ich meine Kreuzer sehr zusammen halten. Sobald es mir möglich ist, komme ich zu Ihnen; denn ich hätte fast unendlich viel mit Ihnen zu reden.

Heute muß ich schließen, es ist Abends und ich habe auch noch den Brief an Axmann zu schreiben.

An Joseph Axmann.

Linz, am 17. Jänner 1865.

Heckenast hat mir einen Probedruck des Witiko von Dir gesendet, und ich soll Dir etwas darüber schreiben. Das ist nun sehr schwer, reden läßt sich über eine solche Sache, aber nicht leicht schreiben, weil da der Brief unendlich lang werden müßte. Zudem müßte zum Vergleichen auch die Zeichnung vorliegen, und selbst da noch ist es mit dem Schreiben eine Höllensache, derlei muß in Rede und Gegenrede abgemacht werden. Daß Deine Hand eine Meisterhand geblieben ist, sehe ich auch in diesem Stiche wieder. Ich hätte ihn nur im Ganzen strenger gewünscht, gewissermaßen historisch. Die Zeichnung machte mir eben einen

sehr epischen Eindruck. Aber wie gesagt, ich kann über die Übersetzung nicht urtheilen, wenn die Handzeichnung fehlt. Das Einzige, was ich sage, ist: Dürften denn des Jünglings Augen nicht ein wenig weicher zu machen sein? Natürlich, wenn Du einverstanden bist und wenn es geht. Würde dem Stiche nicht ein Tondruck sehr wohl thun? Ich weiß aber nicht, ob das auf einem Titelblatte geht. Ich habe an Geiger wegen der Zeichnungen zu II und III des Witiko geschrieben, und für II den jungen Herzog von Böhmen „Wladislaw" vorgeschlagen, und für III den Kaiser Rothbart, da er noch jung war. Ich habe Geiger sehr um Beschleunigung gebeten und harre stündlich der Antwort. Die Zeichnungen können sehr dankbar ausfallen. Aus Geigers Hand gewiß. Den Abdruck schicke ich nicht mit, Du wirst ohnehin gleiche in der Hand haben. Nimm für diese Arbeit meinen innigsten und herzlichsten Dank.

Ich bin jetzt schon über ein Jahr nicht mehr gesund, im Winter 1864 war ich sehr krank (Schleimfieber, schleichend und schleppend, oder Eingeweide-Katarrh), wurde im Sommer bei Rosenberger, wo ich mit der Frau ein Vierteljahr war, viel besser und rückte langsam der Genesung entgegen. Den nächsten Sommer werde ich in den Lakerhäusern in den Zimmern verleben, wo Du und Ferdinand mit mir schliefet. Komme mit Sack und Pack auch hinauf, oder Ferdinand soll kommen. Grüße von uns beiden Deine liebe Gattin recht herzlich, so auch Ferdinand, und wenn Du ihr schreibst, die Frau Katharina. Dich grüßen wir eben so.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. Jänner 1865.

Ich habe dieser Tage den beiliegenden Brief erhalten, und sende ihn an Sie. Der Gräfin schreibe ich zugleich zurück, daß ich nicht Eigenthümer der fraglichen Erzählung bin, sondern daß Sie es sind, und daß sie sich daher um Ihre Einwilligung zum Abdrucke des Weihnachtsabendes in einem Jugendalbum bewerben müsse. Ob sich das mit Ihrem Geschäftsbetriebe vereint, kann ich nicht beurtheilen, da ich mich nie um derlei Angelegenheiten bekümmert habe. Sollte, was ich kaum vermuthe, Ihre Verlagshandlung vom Geschäftsstandpunkte aus keinen Anstand nehmen, so mache ich als Verfasser auch keinen, nur da ich die Benützung dieses Geisteserzeugnisses Ihnen allein verkauft habe, so müsse ich, wenn eine andere Buchhandlung Nutzen aus dem Erzeugnisse ziehen will, die Bedingung eines Honorars für mich stellen, das die Buchhandlung Lechner selber vorschlagen möge; denn ich sei bei meinem Lebensunterhalte auf den Ertrag meiner Geistesarbeiten zum großen Theile angewiesen. Nur wenn meine Verlagshandlung (Sie) für Überlassung der Erzählung zum fraglichen Abdrucke von Lechner ein Entgelt bedingt, wozu sie das Recht hat, so ist von meiner Seite kein weiteres Recht vorhanden, und ich mache gegen den Abdruck keine Einwendung und für ihn keine Forderung.

So schreibe ich. Ich kenne jenes Album nicht, glaube aber, daß Sie, indem Sie eben diese Erzählung jetzt abgesondert herausgegeben haben, sich nicht selber absichtlich einen Geschäftsnebenbuhler damit machen werden. Ich habe aber der Bittstellerin gegenüber die Verpflichtung zu antworten, und muß daher auch diese Sache Ihnen anzeigen.

Tausend Gutes und Schönes von uns beiden an Sie und Ihre lieben Kinder.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. Februar 1865.

Ich sende Ihnen wieder einen Brief der Gräfin Baudissin. Ich mußte ihr antworten, daß ich unter so bewandten Umständen, da andere Schriftsteller gratis den Druck in ihrem Jugendalbum von Erzeugnissen, die schon anderwärts gedruckt sind, zulassen, ich es für meine Person auch zulasse. Das Verlagseigenthum gebührt aber Ihnen, und sie möge sich deshalb an Sie wenden. Thun Sie, wenn Sie von ihr ein Schreiben bekommen, was Sie für sich als das Beste erachten.

In Witiko 2 bin ich tief, muß aber doch das Ganze noch durchlesen, wenn ich 1 einmal gedruckt vorliegen habe. Ich habe zahlreiche Randzeichen, die auf 1 zurückverlangen.

Axmann hat mir die Stiche zu Witiko sammt Geigers Zeichnung geschickt. Ich bin jetzt sehr mit Axmann zufrieden.

Weit das schönste Blatt ist das mit dem gelben Tondrucke. Ob es für das Buch geht, kann ich natürlich nicht beurtheilen.

Hat denn Geiger noch immer nichts gesendet?

Ich muß heute schließen, weil die Zeit gar so drängt. Nächstens mehr.

Gott nehme Sie und Ihre lieben Kindlein in seinen besten Schutz, denken Sie freundlich unser, die wir sehr, sehr oft von Ihnen sprechen. Tausend Grüße. Schreiben Sie doch auch einmal.

Ich lese jetzt den Nachsommer, und er gefällt mir weit mehr als die Studien, wenn ich auch bei einer neuen Auflage manches ein wenig ändern und manches kürzen würde.

An Marianne von Buhlers.

Linz, am 22. Februar 1865.

Erst heute kann ich wegen Drang vieler Dinge Ihr Schreiben vom 1. d. M. beantworten. Sie entschuldigen gewiß die Verzögerung, insbesondere da ich auch von einem langen Unwohlsein noch nicht völlig genesen.

Was Ihre Frage anbelangt, ob denn aus dem Reisenden und Marie in den „Schwestern" ein Paar geworden, kann ich Ihnen keine entscheidende Antwort geben; ich habe alle die Leute persönlich gar nicht gekannt, und es lebt auch gar niemand auf der Welt und hat niemand gelebt, der sie persönlich gekannt

hätte, also kann ich auch gar niemanden fragen. Für meinen Theil hege ich die feste Überzeugung, daß der starke Muth Mariens sie in frisches Leben weiter geführt hat, und daß der Mann, mit dem sie so viele Geistesverwandtschaft hat, endlich ihr Gemahl geworden ist. Wenn diese Überzeugung Ihre Neugierde ein wenig beruhigen kann, so theilen Sie dieselbe mit mir.

Was eine Handschrift Lenau's betrifft, kann ich Ihnen noch weniger helfen als mit Mariens Heirath. Lenau und ich waren wohl persönliche Freunde, aber unsere gelegentlichen Abwesenheiten von Wien, wo wir lebten, waren so kurz, daß wir uns nie schrieben, so daß ich nicht eine Zeile von Lenau besitze. Ich kann Ihnen also gegenwärtig, so gerne ich es thäte, in dieser Angelegenheit nicht dienen. Komme ich einmal nach Wien, will ich mich bei meinen und Lenau's Freunden umthun, ob ich für Sie einige Buchstaben auftreiben kann, die er geschrieben hat, und sie Ihnen senden.

Ich danke Ihnen herzlich für das, was Sie über mich schreiben, und wünsche Ihnen eine sehr lange, sehr heitere, sehr beglückende Zukunft.

An Joseph Axmann.

Linz, am 5. März 1865.

Verzeihe, daß ich erst heute auf Deine Sendung antworte. Ich habe Deinen Stich mehreren Kunstfreunden gezeigt, und das verzögerte die Sache. An Heckenast habe ich schon vor längerer Zeit geschrieben, und ihm gesagt, daß mir die Drucke auf Ton am besten gefallen. Ich hoffe daher, daß die Platte schon längst im Drucke sein wird. Du hast mir mit dem Stiche der herrlichen Zeichnung Geigers eine große Freude gemacht, ich sah erst, wie trefflich der Stich ist, da ich ihn mit der Zeichnung selber verglich. Ich habe gar keine Ausstellung zu machen. Wenn der Schatten am Bauche des Pferdes unterhalb des Sattels ein wenig dunkler ist als in der Zeichnung, so rechne ich das gar nicht als Fehler an. Es könnte eben so gut in der Zeichnung so sein, ohne daß sie deshalb schlechter wäre. Auch alle andern, die den Stich sahen, sind damit sehr zufrieden, und machen keine Ausstellung. Ich danke Dir vom Grunde des Herzens für dieses Werk zu meinem Buche, es wird eine große Zierde desselben sein. Du machtest mir eine Freude, wenn ich einige Abdrücke von dieser Reitergestalt haben könnte. Die drei, welche Du mir geschickt hast, sende ich Dir natürlicher Weise nicht mehr zurück, sondern nur die Zeichnung Geigers. Gott erhalte Dich noch lange, daß Du uns noch manchen edlen Kunst-

genuß bereiten könntest. Wenn nur Geiger bald die zwei andern Zeichnungen lieferte. Ich werde ihm doch nächstens wieder schreiben.

Du wünschest mir baldige Genesung; ich bin schon fünfmal genesen und habe mich jedesmal wieder durch Essen zurückgeschlagen. Jetzt aber habe ich eine strenge, grausame Kost gegen mich selber festgesetzt, weiche nicht von derselben, sie thut mir sehr gut, und ich schreite vorwärts. Ich esse äußerst wenig, aber sechsmal des Tages. Der Hunger aber ist so entsetzlich, daß ich sechsmal mehr möchte als die sechsmal. Der Brief des Großherzogs von Weimar, dessen Du erwähnst, hat mir und meiner Frau große Freude gemacht. Es ist so selten, daß sich große Herren um die Kunst und Künstler bekümmern, obwohl es nichts größeres Irdisches gibt, als die Kunst. Wer sie ehrt, ehrt sich selbst, und ein freundliches Wort eines hohen Mannes selbst an einen unbedeutenden Dichter wie ich, ist eine schöne That eines solchen Mannes.

Lebe wohl, wir grüßen Dich beide herzlich, so wie auch Deine gute Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. März 1865.

Da ich zu dem neulich erwähnten Absatze im Witiko gekommen bin, so schreibe ich Ihnen den dort versprochenen Brief. Er beginnt mit einigen Trübseligkeiten. Da ich den Plan hatte, ein paar Winterwochen bei Ihnen in Pest zuzubringen, fühlte ich mich außer einigen Nervenergriffenheiten, die mich noch in der Ausübung meines Amtes hinderten, so fortschreitend in meinem körperlichen Befinden, daß ich über alle Schwierigkeiten zu sein meinte. Es kam aber anders. Im Jänner meldete sich ein altes Übel, das ich vielleicht schon eine Reihe von Jahren hatte, ohne daß es mich belästigte. Jetzt, da der Körper in einer Umwandlung war, will es auch seinen Verlauf haben. In der Leber, sagt der Arzt, sei veraltete Galle, welche mir Beschwerden und insbesonders Schwermuth des Gemüthes macht. Die Erscheinungen meiner früheren Krankheit sind verschwunden, die der jetzigen sind da, und machen mir oft niederdrückende Pein der Stimmung, obwohl körperliche Schmerzen gar nicht da sind, außer der Unbequemlichkeit, daß ich immer Hunger habe, daß mir das Essen schmeckt wie nie, und daß ich, wenn die Verdauung in den Unterleib kommt, Aufregung und Unruhe habe, weshalb ich nur sehr wenig auf einmal essen darf. Der Arzt sagt, ich müsse im ersten Frühlinge Karlsbad gebrauchen, und werde vollkommen

von diesem meinem Leberleiden geheilt werden. Zu meiner und zur Beruhigung meiner Gattin und meiner Freunde werde ich aber im Anfange Aprils auf 3—4 Tage nach Wien gehen, und mich auch von Oppolzer und Aitenberger, der in Wien mein Hausarzt war, untersuchen lassen. Den Ausspruch bringe ich an meinen hiesigen Arzt, und dann gehe ich auf der Westbahn und der Pilsner Zweigbahn über Pilsen nach Karlsbad; denn es ist wohl kein Zweifel, daß die Wiener Ärzte dasselbe Bad anrathen werden. Gebe Gott, daß ich diese ängstliche Geschichte los bekomme. Nach Karlsbad muß ich Prag besuchen. Die Durchsicht und Überarbeitung des Belagerungsabschnittes zu Beginn des zweiten Bandes des Witiko hat mir diese Nothwendigkeit auf das Härteste in die Augen gerückt. Es ist da Alles so unbestimmt, so allgemein, daß es nicht lebt und daher erkältet. Ich muß die Stadt und die Gegend sehen, daß ich Alles genau bezeichnen und mit der Feder malen kann, dann wird die Schilderung warm, wahr und lebend werden. Der Anfang des zweiten Bandes würde zu sehr von dem ersten Bande abstehen. Ich kann Ihnen daher die Handschrift des zweiten Bandes erst im Juni einhändigen. Zugleich werde ich in Prag die nöthigen Ortsanmerkungen für Zawesch machen, weshalb ich doch 8—10 Tage in Prag bleiben muß. Dann gehe ich auf der Pilsner Bahn nach Passau, und von da in meine geliebten Lakerhäuser, wo ich den Sommer zubringen will. Und bin ich dann frisch und heiter, so stelle ich mich im October in Maróth vor. Nun kommt aber der Schmerz. Ich kann thun, wie ich will, ich bringe das Geld nicht auf. Nur diese bittere Noth zwingt mir die Bitte auf, die ich sonst im Hinblicke auf alle Verhältnisse nicht gethan hätte. Können Sie mir 200 fl. außer unserem laufenden Geschäfte für Karlsbad

zuwenden? Wenn ja: so senden Sie mir gütigst selbe Anfangs Mai oder im halben Mai nach Karlsbad (wenn ich nämlich dort bin, sonst fällt meine Bitte weg); wenn nein: so melden Sie mir es einfach ohne alle Auseinandersetzung, die mich sehr aufregen würde, und die ich, da ich Ihre Freundschaft kenne, auch gar nicht bedarf. Ich kann ein Anlehen, das ich nicht durch Arbeit, sondern bar zurückzahlen muß, nicht machen, weil ich eben der Rückzahlung nicht sicher bin, da ich jeden Gulden, den ich haben werde, nach dem Karlsbader Aufenthalte auf lange Zeit hin bitterlich brauchen werde. Die Winterrechnung des Arztes läuft schon wieder über 100 fl. hinauf. Meine theure Gattin, die mein Sonnenschein und mein Engel in diesem Krankenjahre war, wird mit mir gehen. Man kann mich tadeln: aber wenn ich 14 Tage im Badeorte wäre, und das geliebte Angesicht, das meine Arznei und mein Trost war, nicht sähe, würde ich bei meiner gegenwärtigen Stimmung verzweifeln. Daß ich gegen Sie, wenn auch in der allerbesten Absicht, gefehlt habe, da Witiko immer nicht fertig wurde, habe ich erkannt und Ihnen gesagt. Es wird nicht wieder so kommen, und Zawesch haben Sie ganz gewiß im Laufe des zweiten Jahres nach Empfang des dritten Bandes Witiko und der Mappe, welche gleich nach dem dritten Bande kommen wird, in den Händen. In meiner Lade ist auch noch manches, was noch mein Eigenthum ist, und sehr leicht druckfähig gemacht werden kann. Sende der Himmel nur Ruhe und Heiterkeit.

Ich wollte Ihnen auch in diesem Briefe über meine amtliche Stellung schreiben; aber es würde zu weitläufig, ich muß es mir auf den nächsten sparen, da die Stunde, in der ich ins Bett gehe, schon ziemlich lange geschlagen hat. Ich warte in dieser

Angelegenheit auch die Wirkung des Witiko ab. Überhaupt ist die Sache so zart, daß ich sie Ihnen am liebsten mündlich mittheilen möchte.

Sehr erheitert hat es mich, daß mir der Setzer im letzten Bogen des Witiko, für dessen Umänderung ich Ihnen auf das Herzlichste danke, in die uralte böhmische Geschichte das funkelnagelneue Wort „Wühlen" gesetzt hat, und der alte Bolemil spricht vom „Wählen"! Er hat immer das Wählen der Herzoge verdammt, und verdammt es da wieder.

Senden Sie doch eines der Exemplare, um die ich Sie gebeten habe, an Uhl, den Herausgeber des Botschafters, er hat mir auch seine „Theaterprinzessin" zugeschickt. Dafür senden Sie mir um dieses Exemplar weniger hieher. Ich bitte, vergessen Sie die Sache nicht, ich werde sie an Uhl melden.

Ich lese jetzt den Nachsommer, und zwar zum ersten Male als Leser. Es sind hie und da Längen, die geändert werden müssen. Das Buch macht mir aber auch den Eindruck, wie Opitz schreibt, daß ihm ein Leser nicht hätte fehlen sollen: Göthe. Ich weiß es zuverlässig: Ihr Sohn wird die Früchte dieses Buches ernten, es hat eine Zukunft, weil es für das gegenwärtige Geschlecht zu tief ist, und erst reifen muß, es hat gewisser eine Zukunft als Alles, was ich früher geschrieben habe. Ich erlabe mich jetzt an dem Reinen, das in ihm ist.

Leben Sie recht wohl. Tausend Grüße von mir und meiner Gattin. Küssen Sie für uns die Kleinen.

An Franz Rosenberger.

Linz, am 17. März 1865.

Sie und Ihre Frau Gemahlin haben mir und meiner Frau bei unserer letzten Anwesenheit in Passau die freundliche Zusicherung gegeben, daß wir wieder in Ihrem Hause in den Lakerhäusern anklopfen dürfen und daß „herein" gesagt werden wird. Ich bin in der Lage, Sie für heuer um die gütige Erfüllung dieses Versprechens recht freundschaftlich bitten zu müssen. Mein Arzt hat mir zur völligen Beseitigung meines Unterleibsleidens für den Frühling Karlsbad verordnet, und dann dringend geboten, den hochgelegenen Wald, der mir im vorigen wenn auch noch so schlechten Sommer so wohl gethan hat, wieder aufzusuchen, und dort die reine Luft und das herrliche Wasser als Nachkur zu gebrauchen. Ich werde nach der Hälfte des April nach Passau kommen, dort einen Tag bleiben, dann fahre ich, meine Frau begleitet mich, nach Regensburg, dort bleibe ich wieder einen Tag, dann fahren wir nach Pilsen, und von dort am andern Tage nach Karlsbad. Die Kur wird also am 24—26. April beginnen und bis gegen Ende Mai dauern. Dann wollen wir auf einige Tage nach Prag gehen, dann auf einige Tage nach Nürnberg, dann kommen wir nach Passau, und wenn Sie unserer Bitte geneigt sind, so gehen wir dann von Passau in die geliebten Lakerhäuser. Geben Sie mir auf die schöne

Sommerzeit wieder das Ladenstöcklein, ich bitte Sie auf das Freundschaftlichste darum. Sie können keine Ahnung haben, wie groß der Dienst ist, den Sie mir erweisen. Leidende sind kindisch, und meine ganze Seele hängt an dieser Gegend. Wenn ich irgendwo völlig genese, so ist es dort. Als ich im vorigen Herbste nach Linz kam, fühlte ich mich beinahe unglücklich, und wie in einem Kerker. Ich will Ihnen zeitlebens dankbar sein; aber Sie dürfen mir diese Bitte nicht abschlagen. Ich ersuche Sie auch dringend, einen Miethzins nach dem Gebrauche auszusprechen, ich werde ihn bereitwillig entrichten, und wir werden auf solche Weise viel beruhigteren Herzens das freundliche Ladenstöcklein bewohnen. Ich zähle jetzt im Geiste schon die Tage, die noch verfließen müssen, bis ich wieder auf der steinernen Bank in der Sonne sitze, und mich an der herrlichen Aussicht erlabe. Nach langem Kranksein weiß man erst, was Gesundheit ist, und verlangt ängstlich dahin, wo man sie wieder ganz zu gewinnen hofft. Der Winter war völlig trostlos, stets Nebel oder Dunst oder doch Wolken. Die Sonnenstrahlen hätte man leicht fast zählen können. Selbst wenn es regnete oder schneite, so geschah es neblig oder dunstig. Ich bin täglich über den Freinberg gegangen; aber Alles war so düster und traurig, und es lag schwer wie Blei auf der Gegend. Ihre Frau Gemahlin hat mir verboten, ihr ferner Rosen zu geben. Das lasse ich mir nicht verbieten, so wenig, wie der Dieb das Stehlen. Die Freude, Ihnen oder den Ihrigen ein Vergnügen zu machen, darf mir nicht geraubt werden, und da ich ein Blumenfreund bin, und Sie Gärten haben, so müssen Sie wohl manchesmal eine Blume von mir nehmen. Ich werde Ihrer Frau Gemahlin sogar einen Cactus mit sehr schönen violetten und weißen Stacheln nach Passau bringen.

Auch in die Lakerhäuser sende ich im April vier Rosenbäumchen. Mit dem hiesigen Chemiker Apotheker Vielgut habe ich abgeschlossen, daß er das Wasser an Ihrem Waldhause untersucht. Er wird im Sommer Gefäße schicken, daß sie gefüllt, geschlossen, und zur Zerlegung des Wassers nach Linz gesendet werden. Er braucht zwischen 20 und 30 Maß. Ich hoffe, er wird in dem Wasser gar nichts finden, als nur das Wasser. Da ich im Herbste nach Linz kam, ekelte es mich vor dem hiesigen Wasser durch Wochen hindurch. Ich konnte es nur mit etwas Wein trinken.

Ich schließe meinen Brief mit tausend Grüßen an Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. April 1865.

Herzlichen Dank für Ihren letzten lieben Brief. Als Antwort bringe ich zum Beginne dieses Schreibens etwas vor, das ich schon Jahre im Herzen trage, und es nicht an das Tageslicht treten ließ, weil mich die klägliche Rücksicht band, daß es nicht den Anschein gewinne, als wollte ich durch das, was ich jetzt sagen will, unser geschäftliches Verhältniß beeinflussen. Aber immer mehr sah ich, daß diese Rücksicht wirklich eine klägliche ist. Warum sollte durch sie das Schönste, was der Mensch für das Menschenherz nach der ehelichen und Geschwisterliebe hat, getrübt werden, die Freundschaft? In meiner Krankheit ist mir dies erst

recht klar geworden. Sie haben sich als meinen besten und treuesten Freund bewährt, ich bin der Ihrige stets gewesen, und habe Ihnen gesagt, daß ich Sie nach meiner Gattin nebst meinen Geschwistern am meisten liebe. Geben wir uns also für die Spanne Leben, die wir noch haben, das brüderliche Du. Ich habe diese zwei Buchstaben in meiner Jugend verschleudert, jetzt sind sie mir kostbar, und habe ich sie Geiger angeboten als Freund und Kunstgenossen, so sind sie gegen Sie noch gebotener, da sie mir in der Freundschaft näher stehen. Lassen Sie in unser Band die zwei Buchstaben weben, in das Band unserer Freundschaft, nicht des Geschäftes. Und weil ich weiß, Sie werden das Wörtlein nicht verschmähen, so stehe es schon in diesem Briefe.

Sei also mit diesem Worte zum erstenmal gegrüßt, Du mein liebster, bester Freund!

Nun zum Witiko. Ich will Dir in Allem und Allem gefällig sein, und werde in meinen Arbeiten in Zukunft es doppelt sein, und Dir keinen Kummer mehr machen. Schmerzlich ist es mir, daß sich die Sache doch jetzt weiter verzögern wird, als Du meinst. Wenn ich vor drei Wochen nach Erscheinen des ersten Bandes die Handschrift des zweiten zu übergeben versprach, wußte ich manches nicht. Ich habe jetzt zu Anfang April den ersten Band in den Händen. Gerade in diesen April fällt meine Reise zu einem Arzte nach Wien, und das kann ich nicht verschieben, und in diesen April fällt auch meine Reise nach Karlsbad, die ich nur in Absätzen machen kann, und die ebenfalls so früh, als der Himmel es zuläßt, sein muß, damit ich dann so bald als möglich in meinen geliebten und mir so dringend gerathenen Wald komme. Also werden wohl noch ein paar Wochen über das gewollte Ziel hinaus gehen. Sehr schmerzlich ist es mir

aber, wenn ich die Schrift in den Druck geben soll, ehe ich Prag gesehen habe. Dies ist mir nach dem Lesen des ersten und zweiten Bandes erst recht eindringlich klar geworden. Und gerade in die ersten Bogen des zweiten Bandes muß meine Anschauung von Prag kommen. Ich habe ungemeine Geduld, Zeit, Gesundheit und Arbeit in das Werk gesetzt, und jetzt soll ich geflissentlich und wissentlich Schlechteres in demselben stehen lassen, als stehen könnte! Drei Wochen dürften in Karlsbad genügen (ein Wiener Arzt, Dr. und Professor Braun, den der Erzherzog Joseph zum Wochenbette seiner Gemahlin hieher rief, versicherte mir es), wenn das Wetter, wie es doch endlich muß, schön wird, beginne ich die Kur noch im April, gehe dann nach ihrer Vollendung nach Prag, verbessere die ersten Bogen dort noch, und sende sie Dir gleich. Vielleicht ist die Verzögerung nur klein. Ist es Dir so recht? Ich habe trotz meines Leidens, das sehr drückend ist und schwermüthig macht (es soll nach Braun Magenkatarrh sein, der im Weichen begriffen ist, und den ich mißhandelt habe, die Leberergriffenheit soll sehr gering und nur Folge sein), sehr fleißig in II gearbeitet, und den größten Theil neu geschrieben, Du wirst das Knappere und Strengere und Würdigere der Gestaltung darin schon finden. Der Schluß (5 Bogen) wird die meiste Arbeit kosten; aber indessen können die andern 16—17 Bogen gesetzt werden. Schreibe mir darüber einige tröstliche Worte, ich bedarf sie bei den mancherlei Sorgen, die mich quälen.

Geigers Zeichnung*) hat mir unsägliche Freude gemacht. Trotz der Meinung, die ich hege, daß die Gestalt die gehobene Hand nicht deutlich sprechend genug hält, und daß sie das Gewand,

*) Wladislaw, zum zweiten Bande des Witiko.

statt zierlich wie eine Frau, mit der Faust der andern Hand halten sollte, glaube ich, daß diese Zeichnung ein Meisterwerk höchsten Ranges ist. Sie übertrifft den reitenden Witiko weit. Sie hat mich fast erschüttert. Ich werde ihm schreiben, daß er jetzt, wo er im Zuge ist, sogleich den Rothbart macht. Alle drei Bilder sollten von dem gleichen Geiste beseelt sein. Ich warte täglich zur Wiener Reise auf besseres Wetter, aber vergeblich; darum sende ich morgen die Zeichnung an Axmann. Du bist doch nicht in dem fürchterlichen Schneewetter von Pest abgereist? Wir hatten viel Angst um Dich.

Kennst Du das Buch: „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit in Vorlesungen von K. Barthel, Braunschweig, Leibrock 1855", vierte Auflage? Ich lese es jetzt, und es macht mir viele Freude. Ohne streng wissenschaftlich zu sein, ist es so rein, gesund, körnig, wahr und menschlich, daß es einen erquickt. Oft spricht er mir aus der innersten Seele. Wie hoch steht dieses schlichte Buch über so vielen, die sich auf's Äußerste wissenschaftlich geberden. Er ist mir sehr günstig, und kennt doch nur die Studien; denn er ist bereits lange todt. Diesem Manne hätten meine späteren Arbeiten besser als die meiner Jugend gefallen. Lese das Buch.

Ich schließe. Gott erhalte Dir die Gesundheit, und Du pflege sie Dir. Sie ist etwas Köstliches. Ich mache jetzt manchesmal, wenn ich Morgens nach 6 Uhr 1½ Stunden im Zimmer mit der Cigarre auf und ab gehen muß, Verse. Vielleicht sende ich Dir einmal etwas. Meine Nachmittagsspaziergänge im Freien sind aber zu zerstreuend. In den Lakerhäusern wird es besser sein.

Gute Nacht. Grüße Wigand herzlich. Wir wünschen Dir alles Liebe und Gute.

An Joseph Axmann.

Linz, am 4. April 1865.

Hier folgt ein Meisterwerk Geigers. Versenke Dich hinein und übersetze es sehr gut. Es ist Wladislaw II., Herzog von Böhmen. Er ist später König geworden. Heckenast wird Dir wohl die Größe der Platte schon angegeben haben, zu der das Bild kleiner photographirt werden muß. Ich wollte das Bild selber nach Wien bringen, reise aber erst, wenn man dem Wetter sehr trauen kann.

Tausend Schönes von uns an Euch alle.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 19. April 1865.

Gestern bin ich in Wien angekommen. Ich wohne im Stern auf der Brandstatt. Ein Brief von Dir trifft mich bis Samstag hier. Wenn Du später schreibst, so mache die Adresse wie gewöhnlich nach Linz, von dort werden mir Briefe nach meiner Abreise nachgeschickt. Meine Reise nach Karlsbad ist nun festgestellt. Ich werde dort Anfangs Mai eintreffen. Von dort werde ich Dir den Ausspruch der hiesigen Ärzte und den des Karlsbader Arztes

melden. Übrigens bessere ich mich jetzt wieder mit Riesenschritten. Mein Arzt in Linz sagt aber, daß ich, selbst wenn ich mich vollkommen gesund fühlte, doch zur völligen Vorbeugung jedes künftigen Anstandes und zur Wegschaffung aller Ursachen zu Unterleibsstörungen Karlsbad gebrauchen müsse. Dein Brief aus Leipzig hat mich seines herzlichen Inhaltes willen sehr erfreut; aber es hat das Unglück, das Dich in Deinen Verwandten dort heimgesucht, mich und meine Frau sehr erschüttert, man müßte bei solchen Schlägen, wenn man nicht an eine höhere Weltordnung glaubte, die Alles wieder ausgleichen muß und wird, völlig verzweifeln. Möge Deine Nichte, deren Benehmen Angesichts des bevorstehenden Todes ihres Gatten Du als so trefflich schilderst, im Vertrauen auf Gott, der Alles wohl macht, ihren endlichen Trost finden, und Dir wird er dann auch nicht fehlen. Ich kann Dir heute nicht mehreres schreiben, da meine Zeit hier sehr gemessen ist. Den Büchern von Witiko sehe ich mit größter Sehnsucht entgegen. Aprent hat die Aushängebogen gelesen, und wird Dir darüber schreiben. Er meint, Du solltest ungesäumt eine gute böhmische Übersetzung des Buches veranlassen, ehe Dir jemand vielleicht mit einer schlechten zuvorkommt. Die Gründe wirst Du in seinem Briefe finden. Schreibe mir doch dann darüber.

Gott segne Dich und die Deinigen, wir grüßen Dich herzlich.

Wie immer Dein treuer Freund.

N. S. Mit diesen steifen Stahlfedern hier schreibe ich so schwer, daß ich Dir auch deshalb kaum einen langen Brief zu schreiben Lust hätte. Witiko schrieb ich mit herrlichen Schwanenkielfedern. Ich vergaß, Kiele mitzunehmen. Von Karlsbad erhältst Du Ausführliches. Gott mit Dir.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 25. April 1865.

Ich bin am Sonntage wieder von Wien nach Linz zurück gekehrt. In Wien habe ich mich mit Oppolzer und Aitenberger über meinen Zustand berathen. Außerdem haben noch Freunde, die Aerzte sind, ihre Meinung abgegeben. Alle ohne Ausnahme haben, unabhängig von einander, da keiner den Ausspruch des Anderen vorher wußte, die Natur meines Unterleibsleidens gleichmäßig bezeichnet als Leber- und Gallestörung mit katarrhöser Ergriffenheit des Unterleibes, und jeder hat Karlsbad gerathen, und jeder hat gesagt, es werde mich vollkommen herstellen. Ich gehe also am künftigen Sonntage von hier über Passau und Eger dahin ab. Meine Gattin, die schon länger leberleidend ist, muß das Bad gleichfalls gebrauchen und begleitet mich. Möge Gott seinen Segen zu Allem geben. In den sechs Tagen meiner Wiener-Reise fühlte ich mich in Lust und Zerstreuung vollkommen gesund. Wäre ich im Stande, über Mittel und Zeit zu verfügen, um ein paar Monate reisen zu können, so würde ich, das ist meine felsenfeste Ueberzeugung, vollständig und durchaus gesund. Wenn ich nur nach meiner Trinkkur Prag und Nürnberg besuchen könnte, ehe ich in den Wald gehe.

In Wien war ich bei dem Staatsminister, und der Referent meiner Dienstabtheilung besuchte mich in meinem Gasthause, so

wie mich der gewesene Minister Baumgartner zweimal besuchte. Ueber meine Amtszukunft kann ich beruhigt sein. Man will mir, wenn ich einmal genöthigt sein werde, in den Ruhestand zu treten, meinen ganzen Gehalt belassen. Das erfüllte mich mit Freude und Heiterkeit, welch beides zur Wirksamkeit des Heilwassers so dringend empfohlen wird. Ueberhaupt kam mir in Wien so viel Herzlichkeit entgegen, daß ich tief gerührt war.

Ich werde Dir von Karlsbad aus sehr bald eine Abtheilung des zweiten Bandes von Witiko senden, und daran sein, was meine Kräfte vermögen, den Rest schleunigst zu ordnen. Sende mir die Exemplare des ersten Bandes hieher, ich habe Sorge getroffen, daß sie gebunden und mir nachgeschickt werden, worauf ich sie an ihre Bestimmung versenden werde. Ich glaube, daß ein großes Gewicht darauf zu legen ist, daß der böhmische Landesausschuß, der Staatsminister, der Prager Gemeinderath und der Herzog von Weimar ein Exemplar in den Händen haben, ehe das Werk öffentlich vorliegt. Der Staatsminister zeigte Vergnügen, als ich ihm sagte, daß ich ihm ein Exemplar überreichen werde. Möge das Buch bei vielen so wirken, wie bei Aprent, der merkwürdiger Weise Worte sagte, wie Du, daß es ihm öfter war, wie beim Lesen der Ilias.

Deine Briefe an mich sende bis auf Weiteres hieher. Und so schließe ich diese Zeilen, da meine hier kurz gemessene Zeit mit der Reisevorbereitung ausgefüllt werden muß.

An Fräulein v. Staraczek.

Linz, am 27. April 1865.

Von meiner Reise nach Wien zurückgekehrt, fand ich Ihren Brief vom 18. d. M. Im Begriffe nach Karlsbad abzureisen, kann ich ihn nur kurz beantworten, was Sie gewiß entschuldigen werden, da ich, nachdem ich schon eine geraume Zeit leidend gewesen bin, nun dort auf den Ausspruch von hiesigen und Wiener Aerzten Heilung suche, weshalb ich die Reise so sehr als möglich zu beschleunigen suche. Ihre Worte haben mich gefreut und gerührt, und dies um so mehr, als ich meinen Schriften einen großen künstlerischen Werth nicht beizulegen vermag, und in ihnen nur ein warmes, fühlendes Herz und eine auf das Höhere und Sittliche gehende Grundlage anerkennen kann. Und wenn edle Menschen davon erfaßt werden und es mir kund thun, empfinde ich eine Freude, weil ich dadurch gewisser werde, daß es wirklich drinnen liegt und zu Gemüthe dringt, und Edles und Gutes verbreiten zu helfen, thut jedem Menschen, dessen Inneres eben nicht schlecht ist, in diesem Inneren wohl. In dieser Rücksicht sage ich Ihnen Dank für Ihr liebes Schreiben. Möge Ihnen, was von mir im Drucke verbreitet ist, noch manchesmal ein kleines Vergnügen machen. Mehr als meine Studien glaube ich Ihnen den „Nachsommer", eine Erzählung in drei Bänden, empfehlen zu können. Auch dürften Ihnen zwei Bände kurzer

Erzählungen „bunte Steine“ nicht mißfallen. Ich habe diese Werke in reiferen Jahren und bei größerer Ausbildung verfaßt. Die Dichtkunst ist eben wie die erste Liebe, sie klingt immer wieder in dem Herzen nach, und mir hat sie, wenn ich gleich das gedachte Schöne niemals in der Ausführung erreichen konnte, und deshalb stets Kummer empfand, doch das Leben verschönert. Und mit dem vorrückenden Alter wird sie immer sanfter und beseligender. Sie schreiben, daß Ihnen das Leben manche Fährlichkeiten geboten hat, möge es fortan ruhig und heiter verfließen, und Ihnen manches Wort edlerer Menschen Trost und Erhebung gewähren. Dies wünsche ich Ihnen.

An Julian Heckenast.

Karlsbad, am 13. Mai 1865.

Otto Wigand war bei mir, und sagte, daß Du und Elischer nach Karlsbad kommen wollet, und daß Elischer das Wasser gebrauchen wolle. Wenn ich auch herzlich wünsche, daß ihr beide gar keine Ursache haben möchtet, euch um das Karlsbader Wasser zu bekümmern, so ist doch der Gedanke, euch hier zu sehen, zu schön, als daß er wahr sein könnte; denn Alles, was irgend lieb und gut für mich sein konnte, ist während meines Krankseins nie in Erfüllung gegangen. Da ich aber doch an diesem Gedanken immerfort klügle, und da, falls er gegen alle Erwartung wahr sein sollte, die Ueberraschung nun einmal dahin ist, so bitte ich

Dich, schreibe mir mit nächster Post ja oder nein. Wo ich wohne, nahe am Sprudel (sehr schön und lieb), sind noch Wohnungen, eine größere für eine Familie zu 20 fl. für die Woche, und eine kleinere (ein Zimmer mit zwei Betten) 10 fl.

Ich danke für Deinen letzten Brief, und werde ihn eigens beantworten.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Karlsbad, am 22. Mai 1865.

Absichtlich habe ich einige Zeit vergehen lassen, ehe ich Ihr liebes Schreiben beantwortete, weil ich Ihnen gleich etwas über mein Befinden und den Fortgang des Wassertrinkens schreiben wollte. Ich beginne, wie redselige Kranke pflegen, mit dem anfänglichsten Anfange. Wir fuhren Sonntags den 30. April auf der Bahn nach Passau, am Montage von Passau auf der Bahn nach Regensburg, am Dienstage blieben wir in Regensburg, welchen Tag ich mit Herumschlendern verbrachte, am Mittwoch fuhren wir von Regensburg auf der Bahn bis Mitternich nahe bei Eger, und noch bis Eger mit Pferden, und am Donnerstag den 4. Mai fuhren wir mit Pferden von Eger nach Karlsbad, wo wir um $3^1/_2$ Uhr ankamen. Die beschriebene Fahrlinie ist jetzt die am kürzesten dauernde von Linz nach Karlsbad. Das herrlichste Wetter wurde uns während der ganzen Reise zu Theil. Ich fühlte mich stets wohler werden und hatte den besten Hunger,

den ich aber, obwohl ich bedeutend mehr aß als in Linz, doch aus Vorsicht nur halb befriedigte. In Karlsbad besuchte ich sogleich den Arzt Seegen und miethete dann eine Wohnung. Wir wohnen auf dem Kirchenplatze mit wunderschöner Aussicht über den Sprudel, auf die alte und neue Wiese und die Wälder. Wir haben im zweiten Stocke ein großes Zimmer mit drei Fenstern, ein kleines Kabinet mit Tapetenwand, in dem die Betten stehen, und ein kleines Hofzimmer für die Nichte Katharina. Dafür zahle ich wöchentlich 15 fl., was für Karlsbad sehr wenig ist. Die Speisen lassen wir aus einem nahen Gasthause zweiten Ranges holen, sie sind sehr gut und wohlfeiler als in Linz beim „Erzherzog Karl". Frühstück und Jause machen wir zu Hause in der Küche. So sind wir wohlgeborgen. Am Freitag 5. Mai kam der Arzt, untersuchte uns alle drei gründlich, fand bei mir chronischen Magenkatarrh mit Leber und Gallaffection, bei der Frau Gallleiden und bei der Nichte Milzauftreibung in Folge einstigen Wechselfiebers Mir verordnete er Schloßbrunnen, der Frau und Nichte Mühlbrunnen. Unter Tags sollen wir als Getränke Gießhübler Wasser mit Wein nehmen, was wir gerne thun, da es so wohl schmeckt. So leben wir nun seit vierzehn Tagen in gleichem Geleise, wie es in Karlsbad der Gebrauch ist. Bei der Frau und Nichte hat das Wasser noch keine auffallende Erscheinung hervorgebracht, bei mir im Grunde auch nicht, wir vertragen es gut, ich sehe täglich besser aus, der Hunger mehrt sich, und der Arzt sagt, das Wasser wirke bei mir so günstig, als es nur immer wirken kann. Nach Vollendung der Kur soll ich in eine stille, gesunde Gegend gehen, in welcher die Wirkungen erst recht eintreten werden. Gott füge es. Wenn nur

einmal die alte Heiterkeit, die alte Spannkraft und die alte Arbeitslust in meinen Geist einkehrten! Karlsbad ist sehr reizend, ich schlendre oder sitze in den Wäldern herum, aber mit der großartigen und erhabenen Einsamkeit eines bairischen Waldes und Dreisesselberges ist es auf Himmelweite nicht zu vergleichen. Wie freue ich mich schon auf den Einfluß jener ruhevollen, weithin gehenden, stillen, dämmernden Waldbänder und auf die sonnigen Halden und Felder und Wiesen und Wäldchen und Thäler und Schluchten und Gräben und Waldhäuser und weißen Kirchthürme, was Alles auf einem weiten Halbkreise vor den Fenstern meiner dortigen Wohnung ausgesät ist, und über dem die sanfte Kette der steierischen Alpen steht; dazu die Luft fest und gesund wie Stahl, und das Wasser rein wie die Luft. Sie sollten doch einmal jene Stelle besuchen.

Witiko wird wohl schon in Ihren Händen sein. Möchte Ihnen der Beginn dieses Werkes nur einiger Maßen Freude machen, das würde mich, wenn meine Kräfte wieder wachsen, zu desto größerer Sorgfalt und Ausfeilung für den zweiten und dritten Band anspornen, da ich auf Ihr Urtheil sehr, sehr viel halte, welches nicht blos aus dem Verstande, sondern auch aus dem Herzen hervorgeht, was bei Weitem das Höchste ist, und in der Kunst das Entscheidendste, wenn nur das Herz das rechte ist, und das Ihrige ist das rechte und ist köstlich. Danken Sie Gott dafür, der es gegeben. Es ruht da ein Schatz zwar auch von Schmerzen, aber jedenfalls von Freuden, die so innig, hoch und warm sind, daß sie uns zunächst zu Gott und dem Himmel führen und ein Glück geben, dafür wir nicht genug dankbar sein können.

Ich gehe hier gerne den geweihten, goldenen Spuren eines der größten Menschen nach, die je gelebt haben, eines Menschen, der dieser Stadt eine besondere Theilnahme geschenkt hat, so weit ich nämlich die Spuren noch zu entdecken vermag; denn die Menschen haben hier gar nichts gethan, sie kennbar zu machen und sie zu erhalten: die Spuren Göthe's. Ich fühle mich zu diesem Menschen wie mit Zauber hingezogen, und der Gedanke, in diesem Zimmer hat er gewohnt und auf diesem Wege ist er gegangen, an jener Stelle ist er gesessen, erfüllt mich mit Ehrfurcht und mit einer Art Wehmuth; denn das Alles ist jetzt vorüber, nur die Worte dieses Mannes stehen noch wie ein Berg da, und der Berg wird immer größer. Morgen werde ich ein lebendiges Denkmal Göthe's besuchen, den 92jährigen Archivrath Kästner, den Sohn von Göthe's Lotte (Wezlar). Er besitzt viele Handschriften Göthe's, nämlich Briefe an seine Eltern, Albert und Lotte Kästner. Vielleicht hat er etwas hier. Ich habe noch ein Papier gesehen, auf dem Göthe's Hand geruht hat und auf das er Buchstaben geschrieben hat. Man findet um Karlsbad viele „Ruhe" und „Sitz" und „Promenade" von Prinzen und Machthabern und dergleichen. Nun, in so ferne diese weit mehr Mittel zum Guten haben und sie gebrauchen, ist Alles in Ordnung, aber daß man hier auch die feiert, die blos einen Rang haben oder ein gut Stück Geld hier lassen, und daß man die Denkmale an Göthe's, Schillers, Beethovens Aufenthalt in Karlsbad vergeblich sucht und erforschen will (selber haben sich solche Leute keines gesetzt) ist nicht in der Ordnung. Wann wird denn einmal die Menschheit sich in ihrer Größe und in ihren Fehlern zu erkennen anfangen.

Ganz besonders schöne Sammlungen von Närrinnen hat der liebe Gott hieher gesandt. Sie gehen behüllt und behängt mit allerlei auf der alten Wiese und sonst herum und verfehlen ihres Zweckes, des Bewundertwerdens, denn die an dergleichen Dingen noch Freude haben, beneiden sie höchstens, und die andern lachen sie aus.

Ich lasse mir aus meinen Büchern Göthe's Wilhelm Meister kommen und lese ihn dann langsam auf manchem einsamen Sitze durch. Auch in den Gedichten will ich wieder naschen.

Ich habe Ihre Geduld durch dieses lange Schreiben auf die Probe gesetzt, ich füge nur noch meinen herzlichen Dank bei, daß Sie in der Flüssigmachung meines Krankenkostenbeitrages so freundschaftlich thätig waren und bestätige mit Dank den Empfang von 300 fl., die Sie in der Sache an mich gesendet haben.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 22. Mai 1865.

Wie ich Dir neulich schrieb, daß mich in meiner langen Krankheit ein wahres herzliches Mißgeschick mit Vorliebe verfolgt, wie ich ja auch drei unmittelbar auf einander folgende Winter in ihr auszustehen hatte, und zwar einen weißen von 1864, der bis in die zweite Hälfte des Mai dauerte, dann einen grünen von 1864, und dann wieder einen weißen, sonnenlosen von 1865, der Ende März noch 13° Kälte brachte, und wie Alles, was mir angenehm oder sogar nothwendig war, zu nichts wurde:

so war ich wohl gefaßt, daß aus der Freude, Dich und Elischer hier zu sehen, auch nichts werden würde, insbesonders, da ich dahinter kam, daß Otto Wigand, der die Nachricht zu mir so bestimmt ausgesprochen hatte, sie doch nur aus Vermuthungsquellen zusammen gelesen habe; allein es war mir die Enttäuschung doch wieder unangenehm. Jetzt geht es mir mit den Büchern des Witiko I so: Zuerst verzog sich der Druck der böhmischen Lettern halber, dann die Herausgabe des Druckes des Titels wegen, und nun erhalte ich die gebundenen Bücher von Linz nicht. Ich schreibe Brief über Brief, gebe an meine Freunde Aufträge zur Betreibung; meine Köchin schrieb, daß sie die Bücher erhalten und sogleich zum Binden getragen habe, aber sie schrieb keinen Monatstag dazu; ich warte Tag für Tag fast schon mit Qual auf die Ankunft, und Tag für Tag vergeblich. Da jedoch die Bücher jeden Augenblick kommen müssen, so warte doch mir und der Sache zu Liebe mit der Versendung; auf 4—5 Tage wird es ja nicht ankommen. Ich werde Dir sogleich schreiben, sobald ich das Kistchen habe.

Nächstens mehr. Ich habe keine Zeit mehr übrig; in einer Viertelstunde muß ich zu einem Besuche gehen bei dem 92jährigen Archivrath Kästner, dem Sohne Alberts und Lotte's Kästner. (Göthe's Lotte, Wezlar).

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 29. Mai 1865 (Abends).

Endlich sind die Bücher von Witiko I gekommen. Ich habe auf der Stelle die Versendung gemacht, und bin gestern und heute damit bis auf zwei zu Stande gekommen, die ich morgen abgehen lassen werde. Ich schreibe nur noch diese Zeilen, daß Du die Sache weißt, und sofort das Buch in die Öffentlichkeit bringen kannst. Da die Zeit heute sehr drängt, schreibe ich nichts anderes mehr, und werde Dir von dem günstigen Fortgange meiner Kur und andern Dingen nächstens ein längeres Schreiben senden. Ich bitte Dich, an Uhl, den Herausgeber des Botschafters, das Exemplar, das Du dazu bestimmt hast, so bald als möglich zu schicken. Piloty ist in Karlsbad, wir stehen auf sehr freundschaftlichem Fuße, und ich habe ihm ein Exemplar Witiko gegeben, das er eben liest. Ich bin auf das Urtheil dieses warmen und feurigen Künstlers sehr begierig. Gestern sagte er mir, daß er die bunten Steine mit Entzücken gelesen habe, daß dieses Werk in Münchner Künstlerkreisen Begeisterung geweckt habe, und von Hand zu Hand gegangen sei. Ich wiederhole natürlich nur seine Ausdrücke.

Lebe wohl, sei tausendmal gegrüßt von mir wie von meiner Gattin.

Otto Wigand ist fort.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 1. Juni 1865.

Zwei Stunden nach der Zeit, da ich den kleinen Brief an Dich auf die Post gegeben habe, erhielt ich Dein Schreiben vom 28. d. Mts. und beantworte es heute sogleich; denn gestern wäre ich es nicht im Stande gewesen, so tief war der Eindruck, den es auf mich unter den gegenwärtigen Verhältnissen machte. Du sprachest in Deinem vorletzten Briefe hieher die Vermuthung aus, mein Übel müsse ein ernsteres sein, als Du gedacht hast, weil man mich nach Karlsbad schickte. Ich habe mir daher zur Beantwortung jenes Briefes vorgenommen, Dir etwas über das Wesen meiner Krankheit zu schreiben, und muß es hier thun, weil es das Folgende erklärt. Oppolzer in Wien, Gustav Braun in Wien, und der hiesige Arzt Seegen erklären mein Übel als einen chronischen Magenkatarrh, und nach allem, was sie sagten, und was ich über dieses Übel gelesen habe, muß ich vollkommen derselben Meinung sein. Das Übel hat sich aber erst aus einem schleppenden Schleimhautszustande entwickelt, an dem ich im Winter 1864 litt. Ich bin fünfmal gesund geworden und sechsmal wieder krank. Als ich den sechsten Rückfall hatte, der in der ersten Hälfte des Jänner eintrat, beschloß ich, die strengste Ordnung in meinem Essen einzuführen; denn die Unkenntniß meines Übels und der Genuß der einen oder anderen ihm widersprechen-

den Speise mußte meine Rückfälle veranlaßt haben. Ich begann mit einer Hungerbehandlung, daß ich fast zu einem Skelette wurde; aber die Nervenzustände und anderes, das die Krankheit begleitete, nahm ab, ich stieg zu ergiebigerer Ernährung, und blieb bei ihr, und zwar bei dem stets gleichen Nahrungsmittel, einem Stückchen gebratenen Rindfleisches, bis jetzt stehen, und werde dabei stehen bleiben, bis ich gesund bin. Ich besserte mich immer mehr., hielt es für Pflicht., bezüglich, Karlsbad den Rath, der ersten Ärzte einzuholen, und weil er auch dahin lautete, bin ich in Karlsbad. Jeder Arzt sagte, die Krankheit sei ohne alle Gefahr, und werde einem folgerichtigen Benehmen und insbesonders dem Karlsbader Wasser ganz gewiß weichen. Der hiesige Arzt sagte zu Piloty, der an demselben Übel hier ist und mit mir den gleichen Arzt hat, daß ich ganz gewiß gesund werde. Mit diesem Übel, das bei mir ohne alle Schmerzen ist, das aber in der Gestalt, in der ich es habe, großen Hunger mit sich führt, und nach dem Genusse von nur im mindesten zu viel Speise großes Unbehagen, sind jedoch Seelenzustände verbunden, von denen andere Menschen keine Vorstellung haben: oft tiefe Niedergeschlagenheit, gänzliche Muthlosigkeit, Verzweifeln am Genesen, Unruhe, daß man an keinem Platze bleiben kann, gegenstandlose Angst, Gemüthsschwäche bis zum lauten Weinen, Gereiztheit, ein Sandkorn bringt die größte Aufregung oder plötzlichen Zorn oder ungemeine Betrübniß. Ich habe zu manchen Zeiten zu Gott das heißeste Gebet gethan, er möge mich nicht wahnsinnig werden lassen. Diese Zustände waren nur zeitweilig, und wechselten oft mit ruhigen, ja fast gesunden ab. Von dem Ärgsten sagte ich zu niemanden als dem Arzte etwas, um denen, die mir theuer sind, die Angst zu ersparen. Ich kämpfte

nieder, was ich niederkämpfen konnte. Obwohl ich im Jänner rückfällig wurde, war das Übel diesen Winter doch weit geringer als im vorigen, und die Nervenzustände schwanden fast ganz; aber die Reizbarkeit ist noch groß. Die Nachricht, die Du mir mittheilen mußtest, hat mich in tiefe Bekümmerniß versetzt, und der Arzt verlangt zum Gelingen der Kur Heiterkeit, die ich bisher auch hatte. Ich hoffe, es werden mehrere Tage genügen, wieder ein Gleichgewicht, das doch etwas ersprießlicher ist, herzustellen, jedoch für Arbeiten sind diese Tage verloren, besonders, da die Kur an sich angreift und abspannt, und um so mehr, je länger sie bereits gedauert hat. Die Genesung, von deren Herannahen alle Spuren an mir nach der Wahrnehmung des Arztes vorhanden sind, folgt dann später in der Nachkur bei heiterem, stillem Leben. Ich muß, so knapp meine Mittel sind, was meine Bekümmerniß auch sehr mehrt, doch von hier nach Prag, weil ich zu Witiko und Zawesch die Stadt und ihre Lage studiren muß. Dann gehe ich in die Lakerhäuser, und bleibe bis zum Winter dort. Die Billigkeit an dieser Stelle wird die jetzigen Wunden wieder etwas heilen müssen, und dort, hoffe ich, wird die Arbeit rascher gehen

In Hinsicht der „Dimensionen", wie Du es nennst, habe ich Dir ja in zwei Briefen, von den Lakerhäusern und von Linz (suche sie doch hervor), so ausführlich geschrieben, daß ich meinte, das sei abgethan, und Du würdest nun der Zukunft vertrauen. Ich wiederhole Dir nur, daß die Studien zu allen drei Erzählungen gemacht wurden, und sehr viel Zeit nahmen, daß daher Zawesch und Wok in kurzer Zeit folgen können. Ich habe, als die Krankheit kam, in einer Art Verzweiflung, daß ich nun gehemmt bin, nur für Dich, nicht aus Rücksicht für die

Arbeit selbst, die ich, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, während der ganzen Krankheit hätte ruhen lassen, doch fortgearbeitet, habe bis auf Weniges die ganze Mappe gemacht, weil ich damals zu Witiko vollkommen untauglich war, und habe dann Witiko I zurecht gerichtet, und von Witiko II ein ziemliches Stück. Nur ich weiß, daß das, was ich da that, fast über menschliche Kräfte geht, und ich rang es mir ab, weil, wie ich sagte, sonst fast Verzweiflung über mich gekommen wäre. Daß es für meine Krankheit nicht gut war und die Heilung verzögerte, ist für sich klar. Ich werde Dir Witiko II und III zurecht machen, sobald es sein kann; an II arbeite ich ohnedem, nur ist während der Krankheit durchaus eine Berechnung nicht so möglich, wie für gesunde Zustände. Der Winterrückfall hat ohnedem eine frühere Berechnung wieder beirrt, wie ich Dir ja geschrieben habe. Ich wiederhole Dir ebenfalls aus einem früheren Briefe, daß es nicht wieder vorkommen wird, daß sich Arbeiten lange verzögern werden. (Suche doch die Briefe hervor, und lese sie wieder.) Nur arbeitslose Krankheit oder der Tod würde das Versprechen aufheben. Für den Fall eines unvorhergesehenen Todes hättest Du Deckung genug; denn es ist noch an Handschriften (wenn auch nicht ausgefeilt) in meiner Lade, daß es eine erkleckliche Summe machen würde. Und der Zauber des Todes, der für jeden Mann öffentlichen Wirkens eintritt, würde rascher Nutzen bringen, als es das Leben kann. Witiko und die Mappe werden die „Dimensionen" wohl ziemlich kürzen, und dann können noch ein oder zwei Bände Erzählungen wohl in Jahresfrist folgen, ehe Wok kommt, sie bedürfen nur der Feile. Vielleicht sind es gar drei Bände. Bezüglich des Nachsommers thue nach Deinem Gutdünken, Du hättest gar nicht fragen dürfen,

ich glaube hinsichtlich Deiner Frage gar kein Recht zu haben. Dieses Buch hat Zukunft, und wenn einst die Studien, die in ihrer Zeit waren, mit dem Vergehen der Zeit vergangen sein werden, werden sie des Nachsommers willen gekauft werden. Urtheile bedeutsamer Menschen darüber sind mir gerade in jüngster Zeit wieder vorgekommen. Und da das Werk über seiner Zeit ist, wird es durch die Zeit für sich nicht vergehen, es könnte dies nur durch seinen nicht hinreichenden Werth geschehen. Oft hörte ich klagen, daß kleinere Leute meine Bücher nicht kaufen können, daß sie zu theuer seien, es wäre eine Wohlthat, wenn einmal die gesammelten Schriften oder ein Theil heftweise im Pränumerationswege erschienen. Das ist wohl schwierig, so lange neue Werke von mir erscheinen, die auch verkauft sein wollen. Ich schreibe nur die Sache, wie sie mir gesagt worden ist, Du verstehst das besser.

Bezüglich der Westbahnaktien ist es eine schlimme Sache, daß die Unternehmung so übel gewirthschaftet hat. Ich bin da sehr ungeschäftskundig, meine aber, daß Du die Aktien nicht weiter aufbewahren, sondern verkaufen, und den Schaden auf meine Rechnung setzen solltest. Ich sage Dir aufrichtig, daß ich, da es klar war, daß mit diesen Papieren nie ein Gewinn zu erhoffen ist, geglaubt habe, Du habest sie längst weggegeben. Ich bin eben, wie ich sagte, sehr geschäftsunkundig, und in Geldbingen so ungeduldig, daß ich immer froh bin, wenn derlei Sachen so kurz als möglich abgethan sind. So viel tausend Gedanken sind mir im Haupt und Herzen, daß mir Geschäfte als reine Geschäftssache völlig peinigend werden. Darum quäle mich jetzt auch nicht mit der Frage um den Preis des Witiko und der Mappe. Die Frage hat ja jetzt keine praktische Bedeu-

tung, da Du ja ohnehin kein Geld hergeben darfst, und wenn ich gesund bin, werden wir schon darüber reden. Ich werde Dich, Du wirst mich nicht drücken. Ach, könnte ich nur einmal mit Dir reden, mündlich reden. Machst Du denn gar keinen Vergnügungsausflug mehr? Ich kann zu Dir nicht kommen, da ich nach dem jetzigen Badeaufenthalte nicht die geringste Auslage mehr machen kann, als nur die allernothwendigsten.

Heute (1. Juni, gestern konnte ich den Brief nicht beendigen) kam mein Arzt, Dr. Seegen, dem ich ein Exemplar Witiko gab, und brachte ein helles Entzücken über das Buch in das Haus: es sei groß, knapp, herrlich, man komme ins Alterthum hinein und nicht mehr heraus, das Buch thue eine ungeheure Wirkung ꝛc. Der Mann ist sehr gebildet, ernst, und eher strenge als leichtsinnig, und ich erstaunte, ihn so begeistert zu sehen. Die Freude, die er mir machte, war eine große Wohlthat, ich fühlte mich wieder gestärkt, und die üble Wirkung, die Deine Nachricht auf meine Gesundheit gemacht hat, ist wieder etwas verbessert. Piloty sagt, warum Du denn schöne Illustrationszeichnungen zu Büchern nicht lieber photographiren lässest, da gehe gar nichts von der Zeichnung verloren. Ich verstehe das Geschäftsmäßige dieser Sache zu wenig. Von Piloty habe ich noch kein Urtheil über Witiko, ich bin einige Tage nicht mit ihm zusammen gekommen.

Jetzt muß ich schließen, ich thue es mit der Versicherung, daß, was Dir auch andere Menschen anthun, ich stets Dein wahrer, treuer Freund bleiben werde, und daß ich jedes Mißgeschick, das Dich trifft, bitterlich fühle, wie ja Dein häusliches Leiden ein Theil der Ursache meines allmäligen Erkrankens sein dürfte.

Lebe recht wohl und sei tausendmal gegrüßt.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 3. Juni 1865.

Hier sende ich Dir das erste geschriebene Urtheil über Witiko. Es ist von einer bedeutenden Frau, der Baronin v. Handel und von unserem Hofrathe v. Kriegsau, einem in allen Hinsichten ausgezeichneten Manne.

Sende mir die Blätter sogleich wieder zurück.

An Gustav Heckenast.

Königswart, am 12. Juni 1865.

Ich bin in dem Augenblicke in Königswart auf dem Schlosse meines ehemaligen Schülers, des gegenwärtigen österreichischen Botschafters in Paris, Fürsten Richard von Metternich, und schreibe Dir von da einige Zeilen.

Wenn Du in Deinem letzten Briefe sagst, daß es Dir Schmerz macht, daß mich Dein häusliches Mißgeschick so tief ergriffen hat, so ist dies ja ein natürliches Anrecht der Freundschaft und der Liebe, die ihren Antheil an dem Kummer und

Ungemache des Freundes oder des geliebten Gegenstandes fordern. Mit jedem neuen Bande, das man mit Menschen schlingt, übernimmt man neue Gefahren, Besorgnisse, Befürchtungen, Beängstigungen und dergleichen; aber der Mensch, je tiefer er fühlt, desto inniger schließt er sich an Menschen, und desto wärmer übernimmt er die Schwierigkeiten, und tiefer fühlenden Menschen ist auch stets tieferes Leid bereitet als andern, jedoch auch die Seligkeit, die das Leben bietet, fließt ihnen in reicherem Maße zu, und sie sind es, die den Inhalt menschlichen Lebens kräftiger vermitteln, als die härteren Herzen, die in eigensüchtigerer Abgeschlossenheit leben und in mehr oder minder unfruchtbarer Vereinsamung sind. Auf diese Weise nimm die Sache, theurer Freund, und auf diese wollen wir sie in aller Zukunft nehmen und gemeinschaftlich tragen, was einem jeden auferlegt ist, aber auch gemeinschaftlich genießen, was einem jeden Gutes kommt.

Ich habe Dir von Karlsbad aus über den Stand des zweiten Bandes des Witiko nichts schreiben können, weil ich nicht wußte, wie sich die Arbeit gestalten wird, indem man mir sagte, daß das Wasser der Heilquelle allerlei Erscheinungen an dem Menschen hervorbringt. Anfangs der Kur arbeitete ich täglich etwas; aber dann stellten sich Müdigkeit, Eingenommenheit und besonders Trägheit des Geistes und Gedächtnisses ein, so daß ich endlich wie eine Pflanze lebte, nur mit dem Unterschiede, daß ich eine wandelnde Pflanze war. Am 9. d. Mts. trank ich das letzte Wasser. Jetzt, sagte man, werden die guten Wirkungen heranrücken, und in der That, schon heute am 12. fühle ich Kräftigung und Wachsen der Geistesfrische. Alle Anzeichen beginnender Genesung stellen sich ein, besonders Hunger und rasche Verdauung. Bei äußerst geregelter Lebensweise und Thätigkeit,

besonders, wenn mir Gott manches schickt, was meinem Gemüthe Freude und Annehmlichkeit bereitet, hoffe ich immer schneller vorwärts zu schreiten, und werde, was ich kann, thun, um dieses Vorwärtsschreiten zu fördern. Ich bin seit 10. Abends hier, und gedenke morgen nach Pilsen zu fahren, und übermorgen nach Prag. Du kannst mir dorthin poste restante schreiben. Wenn ich die ersten nothwendigsten Betrachtungen Prags gemacht habe, werde ich gleich in das Belagerungskapitel, was noth thut, eintragen und es Dir senden. Dauert mein Besserwerden an, so wirst Du II so schnell von jetzt an erhalten, wie Du I nach meiner Rückkunft von den Lakerhäusern nach Linz erhalten hast. Den größten Aufenthalt wird das letzte Kapitel verursachen, das ich von III nach II der Gleichmäßigkeit des Umfanges der Bände und des passenden Abschlusses willen herüber ziehen muß. Ich werde Dir über mein Befinden bald wieder schreiben.

Jetzt eine Bitte: Sende doch sogleich ein Exemplar meiner Schriften an Professor und Direktor des Museums in Königswart, Herrn Paul Rath, und stelle es auf meine Rechnung, ich möchte diesem ausgezeichneten, geist- und gemüthvollen Manne, der mein Jugendfreund von den ersten Studienjahren her ist, und bei dem ich jetzt verweile, eine kleine Freude machen. In die ernstesten Studien, besonders aber in die Ordnung der reichhaltigen, höchst merkwürdigen, bisher sehr vernachlässigten Sammlungen dieses Schlosses vertieft, hat dieser Geist in letzter Zeit weniger sich um Dichtungswerke bekümmert, als er gesollt hätte, und als es ihm noth gewesen wäre. Er soll wieder mit den schlichten Werken seines Freundes beginnen, und durch sie vielleicht zu höheren gelockt werden.

Ich schließe dieses mit einer mir so widrigen Stahlfeder

holperig geschriebene Blatt, sage Dir von mir und meiner Gattin tausend Liebes, und bleibe für immer

Dein treuer Freund.

NS. Sollte ein sechsbändiges Exemplar der Studien noch vorhanden sein, so dürfte dieses zum Hiehersenden besser taugen, weil es einen größeren Druck hat, als das dreibändige.

An Gustav Heckenast.

Prag, am 18. Juni 1865.

Ich sende Dir einige Zeilen aus Prag. Wie sehr mein Sinn recht that, der mich hieher führte, sehe ich erst jetzt ganz deutlich, und der Sinn hatte mehr recht, als ich ahnte. Nur zwei Beispiele: 1. Im St. Veitsdom fand ich den Fuß eines Leuchters, den mein Wladislaw aus dem italienischen Feldzuge, den er mit dem Rothbart machte, gebracht hat. Der Leuchter soll aus Jerusalem stammen und im Salomonischen Tempel gewesen sein. Ich wußte von dieser Sage nichts. Ein H. Schmitt wird mir die geschichtlichen Grundlagen dieser Sache in die Wohnung bringen. 2. Auf meinem Tische liegt ein Verzeichniß der Kmeten von Prag, also auch desjenigen, der mit Wladislaw lebte, und dessen Name in dem Belagerungskapitel stehen muß, weil er da eine Rolle spielt. Von den Eindrücken der eigenen Anschauung der Stadt und ihrer Umgebung rede ich nicht, das muß mündlich geschehen. Ich werde noch Palazky, den Statthalter, den Landesmarschall und den Bürgermeister besuchen. Ich hoffe recht ins

Einzelne gehende Quellen noch zu finden. Schmitt ist hierin unübertrefflich. Meine Gesundheit bessert sich zu meiner eigenen Ueberraschung schneller, als ich dachte. Karlsbad scheint wundervoll zu wirken, und stets folgt die Wirkung erst später. Ich bin erst acht Tage von dem Brunnen weg, und Geist- und Körperkraft wächst, und das Aussehen ist nicht mehr das eines Kranken. Nur muß ich äußerst vorsichtig mit meinen Nerven sein. Jedes Unangenehme, jede Sorge, jeder Kummer greift mich außerordentlich an, und gerade zu diesen Dingen bin ich sehr geneigt. Ich peinige mich oft unnöthig ab. Vorgestern war ich zwei Stunden in der Kunstausstellung, gestern vier Stunden bei Piepenhagen auf dem Lande, und heute muß ich die Erregung durch Nervenunruhe büßen.

Ich kann leider nur noch acht Tage höchstens hier bleiben. Ich bitte Dich dringend, sende mir doch Geigers Zeichnung*) hieher: Stadt Wien Nr. 1, ich sehne mich sehr nach dem Anblicke. Briefe und Sendungen treffen mich in dem bezeichneten Gasthofe acht Tage. Später anlangende werden mir nachgeschickt, wie mir auch Briefe von Karlsbad nachgeschickt wurden.

Ich freue mich schon darauf, den zweiten Band des Witiko jetzt schnell in Ordnung zu bringen. Es wird, sobald ich Prag verlassen habe, daran gegangen, und ich werde Dir durch baldige Sendung des Belagerungskapitels, wie ich hoffe, einige Freude machen. Gott gebe mir völlige Gesundheit, und Alles, theurer Freund, wird recht werden. Sende mir doch schleunigst Liebes und Erheiterndes. Wenn ich in meiner Ruhe bin, will ich manches über Prag brieflich nachholen.

*) Friedrich Rothbart zu Witiko III.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Prag, am 20. Juni 1865, Abends.

Ihren Brief, der mich in der tiefsten Seele gerührt und erfreut hat, habe ich zu einer Zeit erhalten, in der ich ihn nicht nach meinem Gefühle beantworten konnte; es standen nämlich an mir die Wirkungen des Karlsbader Wassers in voller Blüthe, die sich besonders in einem völligen Schweigen der geistigen Regsamkeit äußern; man wird so dumm, daß sich die Redensarten gebildet haben „der Sprudel spricht aus ihm", „Sprudelweisheit", ich wußte oft das Nächstliegende nicht, und wenn ich mit meinem Du-Freunde Piloty, dem Münchner Maler, ging, konnte ich plötzlich seinen Namen nicht finden, und darin äußern sich auch die Wirkungen des Wassers, daß man eine heftige Scheu vor jeder Zeile hat, die man schreiben oder in einem Buche lesen soll, und dann ist auch diese Thätigkeit während der Dauer der Scheu strengstens verboten. Ich ging herum so wenig menschenhaft, wie ein Wachholderstrauch. Dennoch fühlte ich mich ungeachtet der Müdigkeit und schweren Füße stets besser und der Hunger wuchs ins Riesige. Heute ist der erste Tag, an dem ich kein Karlsbader Wasser mehr trinke, und der Schloßbrunnen, den ich trank, scheint nun seine guten Seiten herauskehren zu wollen; ich werde gemach vernünftiger, die Kräfte wachsen und das Aussehen ist so, daß Freunde, die mich früher kannten, nicht wissen, daß ich noch krank

bin. Ich fühle mich oft schon vollkommen gesund, und die Leute in Karlsbad, selbst hiesige Aerzte sagen, die eigentliche Wirkung komme erst nach Wochen und alles Leid wird vorüber sein. Gott gebe es. Die Nerven sind noch sehr reizbar und ich brauche von meiner Umgebung Güte und Milde. Am 10. Juni fuhren wir von Karlsbad nach Königswart. Dort blieben wir zwei Tage. Am 13. fuhren wir von Königswart nach Pilsen und am 14. nach Prag, und in Prag bin ich noch. Es wäre aber eine schlechte Arznei für mich, in Prag zu bleiben. Das Treiben und die Art, wie ich in Anspruch genommen werde, regt mich zu sehr auf, und mein ganzes Wesen lechzt nach Stille. Der Karlsbader Arzt hat sie mir auch vorgeschrieben und ließ mich ungerne nach Prag gehen. Der Wirrwarr, in dem ich hier bin, läßt auch diesen Brief nicht werden, wie er sollte. Verzeihen Sie es; vom Walde, wenn Sie wieder in Linz sind, werden Sie die rechte Antwort erhalten. Ich sage hier nur den innigsten, den herzlichsten, den freudigsten Dank für die Gefühle, die Sie in Ihrem Briefe gegen mich aussprachen. Die Zuneigung edler Menschen versüßt alle Härten anderer, — ja Sie haben mich sogar, wenigstens auf Augenblicke, meine drückende Krankheit vergessen lassen. Haben Sie Dank dafür, mit solchem Gewinne geht man zuletzt auch gerne aus dem Leben, denn man nimmt den Schatz auch hinüber ins Jenseits. Ich reiche Ihnen mit einem geistigen Drucke die Hand über einen Theil Böhmens und Oesterreichs nach Linz.

Daß Ihnen mein schlichtes Buch vom Witiko so gefällt, erfreut mich außerordentlich, eben so von der edlen Handel. Nun dürfen es Tausende wieder langweilig finden, das thut nichts. Wie unvollkommen das Werk ist, weiß ich selber nur zu gut, ich konnte nur mein aufrichtigstes Wesen, meinen ernstesten Eifer und meine

heiligste Scheu gegen die Wirklichkeit der Thatsachen hineinschreiben; größer aber, als sie sind, konnte ich meine Kräfte nicht machen. Sie werden die Handel eher sehen, als ich, sagen Sie ihr meinen Dank. Sie liebte es oft, mich zu necken, wer aber so vergilt, dem wird Alles verziehen, was er gesündiget.

Gott gebe Ihnen jedes liebe und süße, wenn auch oft schmerzende Gefühl auf Ihrer Reise, und denken Sie manchmal meiner, mein Geist begleitet Sie, und wenn ein Blatt von Ihnen aus der Schweiz in die Lakerhäuser über Passau zu mir fliegt, so werde ich es mit Freude empfangen und ein Gegenblatt dahin senden, wohin Sie bestimmen.

Wenn Sie gütig sein wollen, so sagen Sie dem Herrn Statthalter meine Verehrung und erzählen Sie ihm von meiner fortschreitenden Besserung.

Ich schließe diese Zeilen, in denen noch der Schloßbrunnen steckt und deren Mangelhaftigkeit Sie auch durch meine Prager Drangsale, die mich nicht zu Athem kommen lassen, entschuldigen mögen. Das Blatt der Handel ist so verpackt, daß ich es zu suchen nicht Zeit und Kraft habe. Sie werden es unversehrt ein anderes Mal erhalten.

Tausend innige Grüße auch von meiner Gattin, der ich Ihren Brief vorlas, und die Alles weiß und fühlt, was Sie mir sind.

An Gustav Hechenast.

Furth im Walde, am 25. Juni 1865.

Gestern mußte ich Prag verlassen, das mir unschätzbare, unerläßliche Beiträge zu meinen Arbeiten geliefert hat. Ich erkenne jetzt erst, da ich sie habe, den Werth derselben und kann ermessen, in welche unerträgliche Betrübniß ich verfallen wäre, wenn mir diese Dinge nach dem Drucke des Witiko bekannt geworden wären. Auch für den ersten Band hätte ich noch sehr schätzbare Ausbeuten, doch das ist vorüber, und der Schaden ist auch bei weitem nicht so groß, als er für die folgenden Bände geworden wäre. Ich habe auch Verbindungen für die Zukunft angeknüpft, insbesonders wird mir Schmitt ein Quellenverzeichniß für meine Arbeiten und zwar zunächst für II und III Witiko, hauptsächlich aber für Zawesch und Wok zusenden. Ich bin mit meinen Arbeiten in Prag nicht ganz fertig geworden, mußte aber abreisen, weil meine Baarschaft einen längeren Aufenthalt nicht mehr erlaubte. Gebe Gott, daß ich es im künftigen Jahre, in welchem ich Karlsbad wieder gebrauchen muß, neuerdings und vielleicht auf länger besuchen kann. Ich habe heuer auch gelernt, wie ich in der Zukunft zu thun habe, um wohlfeiler zu leben. Geigers Bild habe ich noch in der Stadt Wien erwartet, und habe etwas gethan, dessen Billigung ich nachträglich von Dir erbitte. Ich lernte den Photographen Schmitz kennen, der einen

außerordentlich schönen, aus Lindenholz von Rint geschnitzten Becher herrlich photographirte, und der auch meine Photographie (groß mit meinem Namen) in Prag ausstellen will, und gab ihm Geigers Bild, daß er es photographire und mir das Bild und die Photographieen nachschicke. Ich werde Dir dann ein paar Blätter senden. Auf diese Art möchte ich auch den prächtigen Wladislaw photographirt haben, wozu Du wohl seiner Zeit die Einwilligung geben wirst. Wer weiß, ob es nicht dem Werke sehr nützte, wenn Du in den Plan des Photographen eingingest, daß er alle drei Bilder photographirte, die Photographieen in den Handel brächte, und darunter die Schrift hätte: Z. B. „Wladislaw II, Herzog von Böhmen. Zu Stifters Erzählung Witiko II. Band." Schmitz war über den Rothbart entzückt, ich natürlich auch, und werde Geiger aus den Lakerhäusern auf das Feurigste danken. Mein Zustand scheint nun endlich der völligen Genesung entgegen zu gehen. Außer der Nervenerregbarkeit, auf die besonders das geringste Unangenehme noch thätigkeitslähmend wirkt, fühle ich mich ganz gesund. Sobald ich in den Lakerhäusern angekommen bin, wird der zweite Band Witiko vorgenommen, und wird nun schnell in Deine Hände gelangen. Wir müßten ja den Aufschub verschmerzen, wenn er auch gar keinen Gewinn gebracht hätte, da mein Gesundheitszustand die Karlsbader Reise nothwendig gemacht hat, um so viel mehr müssen wir uns mit dem Aufschube versöhnen, da er so unabsehlichen Gewinn für das Werk gebracht hat. Ich kann Dir nur die Versicherung wiederholen, daß Du jetzt in schneller Folge so viele Werke von mir erhalten wirst, daß alle Verzögerung und deren Folgen bald im Reinen sein werden. Ich hoffe auch, daß diese Werke großen Anklang finden werden, da alle mehr thatsächlich und der größe-

ren Zahl der Menschen näher liegend sind. Ich habe auch 2—3 Bändchen Erzählungen (Altes und Neues, das so gelegentlich entstand), die nach Witiko und der Mappe mit wenig Nachhilfe druckreif sein können. Dann will ich meine „Erinnerungen aus Alt-Wien" doch auch herausgeben, wenn die Schrift Deinen Beifall hat, sie bekommt jetzt nachgerade geschichtlichen Werth, da das neue Geschlecht ein ganz anderes geworden ist, und ich auch besonders frühere Kunst in mein Bereich ziehen will, und Personen, die jetzt fast der Geschichte angehören. Du siehst, ich möchte Alles thun, Dir manches Unangenehme zu versüßen. Gott sende immer sonnigere Tage. Die, wie es scheint, bevorstehende Berufung des ungarischen Landtages wird Dir wohl auch ersprießlich sein. Ich fuhr gestern von Prag nach Furth im Walde, da ich größere Fahrten eben so meide wie viel Essen, und schreibe jetzt diese Zeilen an Dich. Nach dem Essen fahre ich wieder einige zwanzig Meilen.

Richte Deinen nächsten Brief und Zusendungen in die Lakerhäuser über Passau. Dort bleibe ich jetzt bis in den tiefen Herbst.

Alles Herzliche von uns beiden an Dich und Deine Kinder.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Nürnberg, am 28. Juni 1865.

Ich kann Ihnen im Gedränge nur einige Zeilen schreiben. Als ich eben zur Abreise von Prag einpackte, erhielt ich Ihr Schreiben und eine Beilage von Carl Binzer. Ich konnte nicht mehr sogleich antworten und thue es jetzt. Ich bin in Nürnberg und reise morgen wieder ab. Nürnberg liegt von Schwandorf, das auf meinem Heimwege von Karlsbad ist, nur drei Eisenbahnfahrstunden ab, und ich ging daher diese Strecke seitwärts, um in Nürnberg auch einige Studien zu Witiko zu machen, von dem der erste Abschnitt des zweiten Bandes zum Theile in Nürnberg spielt. Die eigene Anschauung des Schauplatzes ist mir im höchsten Maße ersprießlich, und es entspinnen sich da Gedanken, die sonst gar nicht gekommen wären. Ich bin heute am dritten Tage hier, und bin höchst gedrängt. Ich bedaure nur, daß ich nicht länger hier bleiben kann. Ich habe Nürnberg nie gesehen, finde mich außerordentlich heimisch und wohnlich hier und halte diese Stadt für ein treffliches altdeutsches Meisterstück. Hieher muß und werde ich einmal wieder auf längere Zeit kommen. Der Geist, der über dieser Stadt weht, wird dem deutschen Theile meines Werkes ungemein zu Statten kommen. Ich beklage nur immer, daß ich die Kraft nicht habe, diesen Geist, wie er auch mich durchhaucht, so wie ich es möchte, gestalten zu können. Das

muß ich nun Gott anheimstellen, daß es so ist, wie es ist, und muß mich damit trösten und beruhigen, daß ich es an gutem Willen und an Eifer nicht fehlen lasse. Meine Gesundheit bessert sich immer mehr und sichtlicher, und ich glaube schon an das Ende der Dornenbahn zu sehen. Welche Freude würde es sein, wieder mit Klarheit und Herzenslust schaffen zu können. Möge Ihnen Gott Gesundheit und Freudigkeit erhalten, und mögen Sie Ihre Reise recht vom Grunde aus genießen.

P. S. Briefe treffen mich von nun an in den Lakerhäusern am baierischen Walde, über Passau.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 7. Juli 1865.

Ich bin endlich in den Lakerhäusern in meiner Waldeinsamkeit und bei meiner Arbeit. Wir haben Prag am Samstage den 24. Juni verlassen, und sind an diesem Tage nach Furth gefahren, des andern Tages setzten wir unseren Weg fort. Da derselbe über Schwandorf führt, von wo nur drei Fahrstunden nach Nürnberg sind, so machte ich diese Seitenrichtung nach Nürnberg. Im ersten Kapitel des zweiten Bandes des Witiko ist der Herzog Wladislaw eine Zeit bei Konrad dem Hohenstaufen in Nürnberg, und mich peinigte immer die Farblosigkeit meiner Bearbeitung

dieses Aufenthaltes. Jetzt habe ich die alte Kaiserburg in Nürnberg gesehen und studirt, habe Nürnberg und das Land herum gesehen, und jetzt wird die Sache anders werden und wird Leben gewinnen, wie ich es hoffe. Nürnberg hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht, ich ging nach meiner Ankunft in der Stadt herum, bis es finster wurde, und kam völlig berauscht nach Hause. Das ganze Ding war mir wie feenhaft, ich war wie eine Gestalt auf einem Albrecht Dürer'schen Bilde. Nürnberg ist die schönste Stadt, die ich je gesehen habe, sie ist in ihrer Ganzheit ein wahrhaftiges Kunstwerk. Die Zierlichkeit, Heiterkeit und Reinheit dieser mannigfaltigsten Schönheitslinien füllte mich mit den wohlthuendsten Empfindungen. Was ist unser Volk für ein herrliches Volk gewesen, und was ist es jetzt! Wie schal, wie kindisch sind seine jetzigen Anläufe fast in allen Dingen, nur einzelnes Riesenhaftes ragt noch empor, während früher fast Alles riesig war. Ein solcher jetziger Riese erschien mir das Kaulbach'sche Bild im Germ. Museum. Ich hasse sonst Kaulbachs symbolisirendes Malen als ganz unkünstlerisch; hier aber erschien er mir auf dem Boden der Naturwahrheit und doch des gewaltigsten geschichtlichen Gedankens. Ich konnte leider nur Montag, Dienstag und Mittwoch in Nürnberg bleiben, und seit Langem hat mir nichts solchen Schmerz verursacht, als daß ich mich von dieser Stadt so bald losreißen mußte. Was hätte sie meinem Gemüthe noch gegeben, was würde ihm ein längerer Aufenthalt in ihr geben? Wir fuhren am Donnerstag nach Regensburg. Die Walhalla mochte ich dieses Mal gar nicht besehen, ihr Besuch hat mir vor Jahren Thränen gekostet, jetzt hätte ich Ingrimm gefühlt. Dieses Vergöttern der Todten, die man im Leben gekreuzigt hat und noch immer kreuzigt, ist zu

empörend und ekelhaft. Freitags fuhren wir nach Passau, blieben Samstag dort, weil ich den kranken Rosenberger besuchen mußte, und fuhren Sonntags den 2. Juli bei abscheulichem Wetter in die Lakerhäuser. Man hatte uns an diesem Tage nicht erwartet, und Alles war in Unordnung. Jetzt haben wir uns eingerichtet, und das Ruheleben ist im Gange. Einiges knarrt noch, doch das wird sich mit Geduld und Umsicht geben. Meine Gesundheit ist in fortschreitender Besserung, wird aber mit einer Vorsicht behandelt, die eigentlich Bewunderung verdiente. Jetzt wirst Du das erste Kapitel des zweiten Bandes in kürzester Frist haben. O Freund! was ist da für Abänderung nöthig! Ich schaudere vor dem Gedanken, wenn die Sache so gedruckt worden wäre. Es sind im ersten Bande Unrichtigkeiten, die mich jetzt quälen; aber wer kann jede Faser alten Lebens so geben, wie sie gewesen ist, wir leben in einer neuen Zeit, und gerade im Kleinsten gleitet ohne Bewußtsein des Schreibers oft eine Neuheit ins Werk, die zuweilen kindisch ist. Witiko hat in Hauzenberg Messer und Gabel, Handel schreibt mir aus Linz, daß man mir das vorwirft. Ich mußte herzlich lachen, ich habe gar nicht gewußt, daß das darin steht, viele Leute haben das Ding gelesen, und nicht beachtet. Es wäre so leicht zu vermeiden gewesen, aber jetzt steht es da. Ob die Alterthümler ganz recht haben, wenn sie feststellen, wie einmal Alles gewesen ist, weiß ich nicht, aber ohne Noth sollte nichts da stehen, was Zweifel erregt. Siehst Du, ich habe Berge von Studien gemacht, und doch stößt Einen die Neuheit zuweilen in den Nacken. Ich glaube aber, so sehr es mein Grundsatz ist, daß solche Dinge nicht sein sollen, daß sie dem künstlerischen Werthe des Ganzen keinen wesentlichen Abbruch thun. Was wäre es mit dem herrlichen Nibelungenliede, das in Attila's

Zeit spielt, und lediglich Sitten, Kämpfe ꝛc. des zwölften Jahrhunderts bringt, also ein Verstoß gegen die Zeit um sieben hundert Jahre ist, wie meines Witikos Messer und Gabel auch um einige hundert Jahre verstoßen mögen. Wäre nur jeder Kummer, jede Sorge, jede Pein von meinem Gemüthe ferne, daß so viel Luft des Alterthums und der Dichtung in meinem Werke wehte, als in meinem Wesen liegt. Mehr vermag ja kein Sterblicher zu geben, als er hat.

Ich sende Dir von dem Statthaltereirathe Fritsch, der früher mein Amtsbruder war und jetzt pensionirt ist, einem edlen Manne, der in Dichtkunst und Musik ein sehr scharfes Urtheil hat, und von seiner Gattin, die offenen Sinn für jedes Schöne besitzt, Briefabschnitte, die über Witiko handeln, schicke sie mir bald zurück. Ich habe Fritsch um Angabe der Fehler ersucht, er versprach in dem Briefe, dies mündlich zu thun, da er mich hier besuchen wird.

Lasse doch eine Brieftaube mit einem Oelzweige an mich hieher abgehen. Ich harre sehr darauf.

An Sigmund Freiherrn v. Handel.

Lakerhäuser (über Passau), 23. Juli 1865.

Ich danke Dir für Deinen herzigen Brief, und für das, was Du mir über Witiko sagst. „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.“ Ich war wohl nie so anmaßend, glauben zu wollen, den Besten meiner Zeit genug zu thun, wohl aber einigen Besten, und das ist mir mehr geworden, als ich gedacht und wohl auch verdient habe. Über Witiko sind mir von Menschen, die ich stets hoch gestellt habe, so warme Äußerungen zugekommen, daß ich wieder sagen muß, ich habe sie wohl auch nicht verdient; denn ich weiß selber leider zu gut, wie weit ich hinter dem Gewollten zurückgeblieben bin. Was Messer und Gabel und Tischtuch betrifft, so wird das wohl ein Fehler sein, wenn ich auch glaube, daß nicht alles richtig ist, was uns ein Sittengeschichtler erzählt; aber wo bezüglich sachlicher Richtigkeit auch nur ein kleiner Zweifel besteht, sollte man dem aus dem Wege gehen, was den Zweifel hervorruft, wohlgemerkt, wenn man sich selber des Zweifels bei der Arbeit bewußt wird. Aber wenn man in der Gegenwart lebt, gleiten unbewußt Kleinigkeiten der Gegenwart in das Werk, das man schafft. Als ich Deine Bemerkung und Deine Nachricht las, meinte ich, das stehe gar nicht im Witiko, noch dazu, da es so gar nicht nothwendig war, daß es darinnen stehe. Ich schlug nach, und es stand da.

Allen, die die Handschrift gelesen haben, ist die Sache auch entgangen. Wenn ich nun gleich der Meinung bin, daß solche Dinge im Kunstwerke durchaus nicht stattfinden dürfen, so glaube ich auch wieder, daß es menschlich nicht möglich ist, sie ganz zu vermeiden, und daß sie dem Kunstwerthe, der doch nie irgendwo anders als im Ganzen liegt, nicht wesentlich schaden. Wie stände es da um eines der würdevollsten Werke der Deutschen: Göthe's Iphigenia? Kein alter Grieche hätte Iphigenia die Worte sagen lassen, die sie sagt, und doch weht die holdeste griechische Luft in dem Werke, das doch wieder auch urdeutsch ist. Wie stände es um Wallenstein, Egmont, und um das unausstaunbare Werk der alten Deutschen, das ich seiner Grundlage „Königstreue und Mannestreue", wenn auch nicht der Rundung nach, weit über die Ilias und den Odysseus setzen muß, um die Nibelungen, die ein einziger sittengeschichtlicher Fehler sind, da die Sitten, Waffen, Kleider die des zwölften Jahrhunderts bringen, nicht des fünften, in dem Ezel lebte. Wie weit die sachliche Wirklichkeit in einem Kunstwerke zu geben ist, hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt. Ganz darf sie gar nicht gegeben werden, sonst entstünde ein mathematischer Satz und kein sinnlich hervorspringendes Kunstwerk, und es müßten, um mit Jean Paul zu reden, die dichterischen Blumen so langsam wachsen wie die wirklichen, und noch dazu unter so viel Gras. Ganz darf sie nicht fehlen, sonst malt man, wie wieder Jean Paul sagt, den Äther mit Äther in Äther. Bisher ist das dem Gefühle des Künstlers anheim gegeben gewesen, und da gingen die Gefühle nun weit auseinander, weshalb in neuer Zeit der Streit über „Realismus und Idealismus" entstanden ist. Ich meine, die Sachlichkeit müßte eben wieder im Ganzen liegen, wie ein großer Landschafter eine herrliche Blu-

menwiese malt, deren Schönheit und Wahrheit uns entzückt, und auf der bei näherer Besichtigung weder eine Blume noch ein Grashalm ist, sondern nur Farbenkleckse. Auf geschichtliche Unrichtigkeiten, obwohl ich mit größter Gewissenhaftigkeit sie zu vermeiden bestrebt war, war ich im Witiko gefaßt, wie meine Vorrede zeigt, und werden wohl auch weiter noch solche vorkommen, die ich gerne vermiede, wenn sie mir aufgezeigt würden, oder ich sie selber fände. Wie aber, Freund, wenn einem in zu ängstlichem Aufpassen auf das Einzelne das Ganze entwischte? Doch hoffe ich, daß es mir nicht so ergeht, wie Albrecht Dürer in seinen sonst so herrlichen Werken, hinter denen ich weit zurück stehe, daß er nämlich in biblischen Bildern die wackersten Nürnberger Gestalten bringt. Ich habe fast einen Berg von Büchern zu meiner Arbeit durchgekaut, und doch fand ich in Prag die Übersetzung eines Werkes aus dem Böhmischen, die ich bei uns nirgends sah, und die für mich ein wahres Schatzkästlein geworden ist: Tomeks Geschichte der Stadt Prag. Ich bedaure nur, daß ich dieses Buch nicht schon zu meinem ersten Bande gehabt habe. Ein Geschichts-, Sagen- und Kunstalterthümler in Prag, Schmitt, hat mir ein Verzeichniß aller Quellen zu meinem Werke zu ergrübeln und zusammen zu stellen versprochen. Möge nur das Grübeln nicht noch länger dauern als die Vollendung meines Werkes.

Doch genug von diesem Gegenstande, wir können derlei einmal mündlich verhandeln.

Rahls Tod hat mich sehr erschüttert. Ich achte seine Werke hoch, und habe sein Streben bewundert. Müssen denn solche Blumen so schnell zerstört sein, und das unendliche Gras wächst bis in den tiefen Herbst hinein? Fast scheint es ein Naturgesetz zu sein.

Österreichs Freiheitsentwicklungsgang macht mir großen Schmerz. War denn nicht die Unterhausabtheilung, die sich so in Freiheit breit machte, ein anderer Absolutismus? Und was hat sie bewirkt als Mißtrauen in das ganze System, und allemal wieder Mißtrauen. Ich habe das mit völligster Sicherheit vorausgesehen, und das Mäkeln und Häkeln im Kleinen herzlich verachtet. Also immer wieder Versuche nach so kurzer Prüfezeit. Jetzt habe ich keine Vorstellung dessen, was werden wird. Wohl muß man, wenn man je in den Gang der Geschichte eingeblickt hat, auf derlei Schwanken und langsames Gedeihen gefaßt sein; aber erlaubt ist es doch, wenn man die Fehler der gegenwärtig Handelnden sieht, Schmerz darüber zu empfinden.

Von mir kann ich Dir sagen, daß ich mich täglich gesünder fühle, eigentlich ganz gesund. Die Kräfte wachsen, der Körper nimmt zu, das Aussehen bessert sich, mein mäßiges Essen schmeckt mir außerordentlich und macht mir keine Beschwerde, der Schlaf ist trefflich — nur die Nerven sind noch sehr reizbar und schwach, Alles ergreift mich und macht mich fast zittern, ich bin noch das Bild eines vollständigen Reconvalescenten. Meine Vorsicht in Temperatur, Essen und Trinken ist jetzt fast ängstlich, und ich werde bei meiner Weise bleiben, selbst wenn ich wieder so stark und rüstig würde wie früher.

Schreibe mir wieder einige Zeilen. Grüße Deine verehrte Gattin und küsse in meinem Namen Deine Knaben. An Dich das Herzlichste von Deinem treuen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 29. Juli 1865.

Ich habe Deinen Brief vom 22. d. Mts. erhalten. So lieb seine Worte sind, so bestätigt er mir doch von Neuem, was ich seit länger als einem Jahre weiß, und was sich nach und nach zu immer größerer Deutlichkeit entfaltete. Du bist in einer leidenschaftlich befangenen Stimmung gegen mich, die Du nicht auszurotten vermagst. Diese Stimmung hat ihren Grund darin, daß Du empfindest, ich habe Dich zu ungebührlich lange mit der Handschrift des Witiko hingehalten, und so Deine Großmuth mißbraucht. Du hast es auch in den Worten ausgesprochen, da Du in einem Briefe sagtest, es schiene Dir, daß ich zu wenig Rücksicht auf Dich nehme. Ich setzte Dir in Briefen die Lage auseinander, zeigte Dir, daß ich von dem heißesten Verlangen beseelt bin, die Sache zu Ende zu bringen, und dennoch sprach jede Deiner Antworten wieder ein Drängen nach der Handschrift aus, und in dem letzten Briefe erscheint es wieder gleich in den ersten Zeilen, daß Du meinest, es thue ein Drängen noth. Folglich mußt Du noch immer an mir zweifeln. Ich habe manche einzelne Ungerechtigkeiten gegen mich erfahren, ich achtete sie von Fremden nicht, von Freunden waren sie unbedeutend; aber eine solche Ungerechtigkeit der Stimmung gegen mich, wie sie schon länger in Dir zu sein scheint, ist mir noch nicht

begegnet. Ich muß Dir, theurer Freund, mit Nothwendigkeit sagen, Du hast mich entweder nie gekannt, oder hast begonnen, mich zu verkennen. Ich habe Dich einmal ersucht, mich des Witiko wegen nicht zu drängen. Es ist ein tiefer Grund zu dieser Bitte gewesen. Mein Inneres ist so, daß ich mit Liebe und Begeisterung an einer Arbeit sein muß, um sie so gut zu machen, als ich kann. Kommt von nahe oder ferne, deutlicher oder leiser, eine Art äußeren Zwanges dazu, so erlahmt die Begeisterung, ich fühle mich gekränkt, und die Sache wird mir fremder. Ja, wenn das Dringen eine bestimmte Höhe erreicht, könnte ich an einer Arbeit erhungern, ohne sie vollenden zu können. Nun ist allerdings zuzugestehen und spricht sehr für Dich, daß sich der Witiko so verzog, wie es nicht voraus zu sehen war, und wie Du es durchaus nicht erwarten konntest. Und hier habe ich den großen Fehler begangen, daß ich, in der Arbeit mit der Sache befangen, von Stück zu Stück weiter in ihr fortgerissen, fast das Zeitmaß verlor, und im Bewußtsein, wie Alles gut und gedeihlich zu Ende und in Ordnung geführt werden würde, nicht ahnte, daß Du das nicht wissest, und daß Du unruhig zu werden beginnen müssest. Ich lebte bewußtlos äußerer Verhältnisse in unserer Liebe fort, es mußte mir bewußtlos gewesen sein, Du seiest ich, ich Du, Alles sei klar, und Du seiest, wie ich wäre, wenn die Sache zwischen uns umgekehrt wäre. Ich muß ferner zugeben, daß ich in Äußerem Fehler gemacht habe; allein ich las dieser Tage im Wilhelm Meister, den ich mir mitgenommen hatte: „Er (W. M.) erkundigte sich nach seinem Vermögen, und es schien ihm nunmehr sonderbar, daß er sich so lange darum nicht bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es die Art aller Menschen sei, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die

äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen." (S. 437, 15. Band. Cotta 1858.) Mir stürzten in meiner jetzigen Weichheit die Thränen in die Augen, und ich sagte zu meiner Gattin: „Hier steht meine Lebensgeschichte." Ich habe in einem Briefe an Dich schon gesagt, daß ich diesen Fehler bezüglich äußerer Lebensdinge einsehe, und daß er nicht mehr vorkommen soll.

Durch mich erleidest Du keinen Verlust; denn was so scheint, ist nicht so. Du hast die Frucht theils schon in den Händen, theils ist noch so viel an Handschriften mein Eigenthum, welches wieder in unvorhergesehenen Fällen in Deine Hände geht, und diese Frucht ist eine, die im Reifen begriffen ist, wie die Früchte unserer großen Dichter gereift sind, denen ich zwar weit nachstehe, denen ich aber doch ungleich verwandter bin, als dem jetzigen Elende unserer Dichtkunst, manch' einzelnes Herrliche ausgenommen. Nicht die Dichter selbst aber, sondern die später kamen, haben die Frucht gepflückt. Von höheren Menschen sind sie gleich erkannt worden, und von diesen hat sich das Urtheil auf alle endlich fortgepflanzt, und Göthe, dessen schlechten Werther man vergöttert, dessen herrliche Dichtungen man kalt aufgenommen oder verunglimpft hatte (lies den Engländer Lewis) steht jetzt in jedem Bücherkasten. Du bist zwar nicht viel jünger als ich, jedoch Du lebst in Deinen Kindern fort, denen ich Gedeihen an Leib und Seele von Gott erflehe. Als ich krank war, faßte mich das bitterste Gefühl, daß nun die Arbeit leidet, es faßte mich das bitterste Gefühl um Dich, und ich that, wie ich Dir schrieb, das Übermenschliche (lies doch den Brief nach) und machte die zwei Bände Mappe fast fertig, weil ich an Witiko nicht arbeiten konnte, und zerstörte vielleicht wieder, was

der Arzt gut machte, und verzögerte die Genesung. Du schriebst lange nicht, und als Du endlich schriebst, erkannte ich Deine gegen mich eingenommene Stimmung, und suchte sie durch Darlegung der Sache zu zerstreuen; aber es gelang mir nicht, und nun bin ich ohne weitere Vertheidigungswaffe, und erwarte, was immer kommen mag. Ich machte im Herbste den ersten Band Witiko zurecht, weil es Dir so recht war. Nur Gott und ich weiß, wie mir dabei war. Der Band wurde fertig, und ich fiel in Nervenzustände zurück, daß ich zum Unkenntlichen abmagerte, und die Leute erschreckte. Ruhe und der Liebig'sche Fleischextract (für mich namenlos segensreich) brachten mich wieder so weit, nach Karlsbad gehen zu können. Dann ging ich des Witiko willen nach Prag, und mußte Prag früher verlassen, ehe ich meine Forschungen erschöpft hatte, weil meine Mittel schmolzen. Mit halbgebrochenem Herzen fuhr ich nach Nürnberg, das ich nach vier Tagen auch wieder verlassen mußte, und zwar auch viel zu früh. In den Lakerhäusern schrieb ich den ersten Abschnitt des zweiten Bandes des Witiko neu, weil nach meinen Prager Erfahrungen über die Verhältnisse der Stadt im 12. Jahrhunderte schier Alles auf jeder Seite unrichtig war. Auch körniger, frischer und feuriger wurde die Sache. Ich kam schon gegen das Ende des Abschnittes, und hätte ihn Dir in acht Tagen senden können. Da kam Dein Brief, auf den ich einen Monat geharrt hatte, und brachte freundschaftliche Worte, aber doch auch wieder die Mahnung um Schriften ohne tieferen Trost, daß mir vollkommen klar wurde, wie ich am Eingange dieser Zeilen gesagt habe, und wie ich längst ahnte, daß Du mich verkennst, und daß Du gegen mich Mißstimmung hegst.

Karlsbad hat sehr gut gewirkt. Ich brauchte zur Nachkur

Ruhe und Schonung und reine Waldluft. Die besten Ärzte mancher Städte haben mich untersucht. Dieser Tage war Winkelmayr bei mir, den ich kennen und hochachten gelernt habe, dessen ärztliche Einsicht mir Verehrung einflößte, und den ich auch um seine Meinung bat. Er untersuchte mich lange und gründlich und sagte: „Alle Theile Ihres Körpers sind gesund, Sie haben einen chronischen Magenkatarrh, es ist aber eine pathologische Änderung der Magenschleimhaut nicht vorhanden, geistige Anstrengung wirkt störend auf die Verdauungsorgane, und durch geistige Überarbeitung haben Sie sich eine Innervation der Magenschleimhaut zugezogen. Das Übel ist im Weichen. Ruhe, Mäßigkeit, Heiterkeit, Aufenthalt in reiner Luft und bei reinem Wasser, geistiges Arbeiten nur täglich so lange, als es Ihnen ohne Anstrengung Freude macht, wird Sie ohne Arznei ganz sicher der Genesung zuführen." Dasselbe haben andere Ärzte auch gesagt, und ich erinnere mich jetzt, daß ich oft, als ich am Witiko, um ja die mit Vorarbeiten versäumte Zeit einzuholen, lange und heftig arbeitete, erschöpft und schwindlig aufstand, aber durch ein paar Gläser Wein mich gestärkt fühlend meinte, es thue nichts. Mein Freund Piloty hat sich durch übermäßiges Malen dasselbe Übel zugezogen', und war mit mir gleichzeitig in Karlsbad.

Aber mein Unglück ist ganz ungewöhnlich, weil immer, wenn Genesung eintritt, ein Schlag kommt, der sie wieder zerstört.

In nächster Woche kommt Fritsch mit seiner Gattin aus Salzburg zu mir und mein Freund Handel aus Linz. Vielleicht führt mich ihre Liebe wieder einige Schritte näher zu Witiko.

Ich wünsche von tiefstem Herzen, daß es Dir wohl ergehe, und wenn ich etwas thun könnte, Dein Wohl zu gründen, ich thäte es mit tausend Opfern.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 18. August 1865.

Wenn Dich, wie Du schreibst, mein letzter Brief sehr betrübt hat, so ist dies ein neuer Kummer in meiner Lage. Der Gedanke, daß Deine Liebe zu mir eine Wandlung erlitten habe, verfolgte mich mit solcher Qual, und sagte mir ewig vor: Nun hast du auch deinen besten Freund verloren, daß ich es Dir offen sagen mußte. Wenn verschiedenes Unliebsame, das Dich getroffen hat, an mancher Trübung Deines Geistes und Herzens schuld ist, und auf Dein Leben und dessen Offenbarungen Einfluß genommen hat, so wird sich wohl das Alles durch ein persönliches Zusammenkommen, das ich mir schon lange ersehne, klären, und auch Du wirst über mich klarer werden und manches in gutem Lichte sehen. Ich habe nur den heißesten Wunsch, daß die Zukunft Dir vorherrschend Liebes und Ersprießliches bringe, vorzüglich in Deinen Kindern. Ich liebte Dich immer wie einen Bruder, und habe nie aufgehört, Dich zu lieben, selbst da Zweifel über Deine Gegenliebe kamen. Und wenn ich Dir Unrecht that, wie ich von Herzen glaube, und wenn ich, da ich mich noch immer trotz alles Ringens von dem Gedanken nicht los machen kann, Du seiest gegen mich kälter geworden, in meinem Unrechte fortfahre, so verzeihe es meiner Krankheit, in deren Wesen her-

vorragend die Neigung zu Mißtrauen liegt, und gerade dies ist ein Zeichen der Liebe; denn gegen geliebte Personen stellt sich dieses Mißtrauen am meisten ein. Ich quäle mich und quäle den geliebten Menschen mit der Muthmaßung, er liebe mich nicht mehr so wie früher, und kein Beweis des Gegentheils, den ich mir selber gebe, und keine Vernunft hilft dagegen. Und insbesonders Liebe ist es, die meinem Gemüthe jetzt so wohl thut, und die die Genesung jetzt so mächtig fördert. Siehst Du, Freund, was für ein böser Zirkel da vorhanden ist. Besserung des Körperzustandes bringt auch ohne weitere Beweise Besserung des Gemüthes. Diese Besserung schreitet zwar jetzt nicht rasch, aber doch stetig bei der äußerst folgerichtigen Lebensweise, die ich führe, vorwärts, und ich muß meine Freunde bitten: Habt die Zeit bis zum Ablaufe meines Übels noch Geduld mit mir, besser wird es ganz gewiß, und dann sagt mir Alles und predigt mir meine Unarten vor, ich werde erkennen und Genugthuung geben.

Ich habe mit diesem Briefe den ersten Abschnitt des zweiten Bandes von Witiko schicken wollen (gut ein Drittheil des Bandes); aber meine Stimmung, in der ich war, da ich Dir meinen letzten Brief schrieb, hemmte und verunstaltete die Sache sehr, und erst die spätere Zeit brachte wieder ein genügenderes Geleise. In einer Woche ungefähr wird die Handschrift an Dich abgehen. Solltest Du sie lesen, so schreibe mir Dein Urtheil. So weit ich darüber reden kann, so ist gar kein Vergleich zwischen dem, was Du in den Händen gehabt hast, und der neuen Bearbeitung. Fritsch war mit seiner Gattin neun Tage hier, und der Abschnitt wurde bis auf den Schluß, der noch nicht geordnet war, laut vorgelesen, und beide Zuhörer sagten, daß dieser Beginn des zweiten Bandes an Bündigkeit, Klarheit, Lückenlosigkeit und

Höhe der Behandlung dem ersten Bande weit vorzuziehen sei. Dies war auch ungefähr mein Gefühl bei der Arbeit, wenn ich auch noch immer das glühende Verlangen in mir trage, dem Werke erst noch durch weitere Feile und durch weiteres Austragen im Gemüthe jene Hoheit des Inhaltes und der Gestaltung zu geben, die mir beim Entwerfen desselben vorschwebte, und noch immer vorschwebt. Wie weit das möglich ist, und ob es mir überhaupt möglich ist, mag dahingestellt sein. Einmal muß ein Abschluß gemacht werden, und stetes Verbessern würde ja das Erscheinen des Werkes unmöglich machen. Also gehe es in seiner jetzigen Gestalt dahin.

Der junge Axmann ist hier und hat mir zwei Abdrücke des Wladislaw gebracht, leider wieder nicht die Zeichnung Geigers, so daß ich kein Urtheil habe. Der Stich scheint mir indeß gelungener als der des ersten Bandes. Axmann muß mir noch die Zeichnung schicken. Die für III sende ich ihm zum Beginne der neuen Arbeit ein.

Ein Gutsbesitzer aus Oberösterreich, der hier ist, und meine Schriften liebt, kennt nur die Studien, und weiß von den andern nichts, es müssen daher doch die Ankündigungen der Commissionsbuchhändler sehr mangelhaft sein. Der besagte Mann wird sich die andern Werke nun nachschaffen.

Was ich Dir über eine böhmische Übersetzung immer zu sagen vergessen habe, trage ich nach. Hier nur so viel, daß meine Schritte hierüber in Prag von dem Erfolge nicht waren, daß ich einen Rath ertheilen könnte.

Ich schließe diese Zeilen mit den innigsten Grüßen von uns beiden an Dich und Deine lieben Kinder. Gott segne Euch.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 12. September 1865.

Ich schreibe Dir einige Zeilen, daß Du nicht zu unruhig wirst. Die Sendung der Handschrift verzögerte sich durch den Umstand, daß Fritsch zehn Tage und der junge Axmann neun Tage bei mir zum Besuche waren, was mich zwar nicht gänzlich, aber doch vielfach hinderte. In 4—5 Tagen kann die Handschrift abgehen.

Meine Genesung befestigt sich so, daß ich nun auf völlige Gesundheit, Fröhlichkeit und Kraft hoffen darf — und Alles dieses soll im vollsten Maße unserer Sache gewidmet sein. Tausend Grüße. Nach Sendung der Handschrift folgt ein längerer Brief für Dein unendlich liebes letztes Schreiben.

Tausend Grüße.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 20. September 1865.

Ihr Schreiben vom 16. d. M. ist mir nach den Botenverhältnissen unseres Waldes spät zugekommen, ich beantworte es sogleich und sende die Antwort durch einen eigenen Boten auf die nächste Post. Wenn ich wüßte, daß Sie noch in Linz sind, und wenn ich nicht fürchten müßte, Sie in den Bedrängnissen des Abreisens zu finden, würde ich sogleich zu Ihnen eilen, um Sie noch zu sehen, denn der Gedanke, daß ich Sie bei meiner Rückkehr nach Linz nicht mehr sehen werde, hat etwas ungemein Trauriges für mich. Daher beschloß ich meinen Landaufenthalt nicht zu unterbrechen, nach Beendigung desselben aber, sobald ich mich nur dem Statthalter vorgestellt habe, sogleich zu Ihnen nach Wien zu kommen. Bis dahin hat sich Ihr neues Verhältniß etwas beruhigt und Sie finden vielleicht eher als jetzt Zeit, einige Freundesworte anzuhören und zu erwiedern. Mein Herz ist so voll, daß es unmöglich ist, auch nur den kleinsten Theil seines Inhaltes auf das Papier zu bringen. Es muß unmittelbar vom Munde zu den Ohren gehen. Jetzt nur das Allerwichtigste. Ich segne den Minister, daß er diese Wahl getroffen. Ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genug beschreiben. Es können was immer für Geschäfte in einem Zeitpunkte dringender sein; heiliger aber, menschlicher und unmittelbarer ist keines, als das

über Cultus, Unterricht, Kunst. Es ist das Höchste im Staate. Und wie es das Geistigste ist, so ist es auch das Innerlichste, und der vollendete Staatsmann, der unfehlbarste Geschäftsmann kann seine Aufgabe nicht lösen, wenn er nicht ein warmes Herz und ein tiefes Gefühl für Schönheit, Güte und Größe hat. Und weil Sie zu Ihrer Geschäftsbegabung auch diese andern Bedingungen bringen, muß jeder, der Sie kennt, die Wahl glücklich preisen. Sie werden mit Ihrem Wesen den Stoff durchdringen, und das Einzelne wird sich nach diesem Wesen gestalten. Und wenn auch nicht alles und jedes Widerstrebende besiegt werden kann, so ist auch Weniges schon ein großer Gewinn für kommende Zeiten. Haben Sie Zutrauen zu sich, wie der Staatsminister und wie Ihre Freunde Zutrauen zu Ihnen haben. Mögen nur die äußeren Verhältnisse unseres Staates sich derart gestalten, daß Ihnen Raum für Ihr innerliches Wirken wird.

Diese Worte sind in Flüchtigkeit das, was ich Ihnen auf Ihren Brief zu erwiedern habe.

Auf Ihre gütevolle Äußerung, daß Sie in Ihrem Wirkungskreise meiner gedenk sind, kann ich nur den herzlichsten Dank sagen und die ernsteste Versicherung beifügen, daß ich, falls ich die Kräfte hätte, auch diese Kräfte vollständig anwenden würde, ein Theilchen jener Früchte reifen zu helfen, die Sie anstreben. Sie kennen meine Anlagen vielleicht besser als ich selbst, und würden sie wohl am zweckmäßigsten anwenden. Nun bin ich aber in einer Lage, in der ich von mir selber nicht sagen kann, wie es mit mir ist. Ich habe einen Körper, der nicht völlig gesund ist, und da ich dem sechzigsten Jahre entgegen gehe, so schreitet meine Genesung sehr langsam vorwärts. Die heilsamste Arznei ist Liebe, die mir entgegen kömmt; dann wäre ein Zweites als Grundbe-

dingung: die Beruhigung meines Gemüthes über meine Zukunft; denn die Unruhe darüber nagt unaufhörlich in mir. Vielleicht käme dann die Zeit, in der noch einmal frische Kräfte aufleben, und ich dem Staate Einiges leisten könnte, vielleicht entstünden dann auch noch Werke der Dichtung, die unserem geliebten Oesterreich nicht zur Unehre gereichten. Gott füge es, wie es in seinem unerforschlichen Rathschlusse liegt.

Sie wollen etwas über mein Befinden wissen. Karlsbads Nachwirkungen stellen sich in der hiesigen herrlichen Luft ein, aber erst seit halbem August. Ich fühle mich körperlich nicht mehr krank, muß aber bei der äußersten Mäßigkeit der Nahrung bleiben. Mein Aussehen ist besser, als in dem ganzen Leidenszeitraum vorher, und ich nehme am Körper zu. Daß die Genesung vorwärts geht, dürfte sicher sein, aber sie geht langsam und bedarf des folgerichtigsten Verhaltens. Jede Anstrengung muß noch vermieden werden, der kleinste Versuch über ein bescheidenes Maß hinaus rächt sich sogleich. Die Nerven sind noch sehr empfindlich, und eine gewisse Schwermuth wird erst zeitweise durch eine aufdämmernde Schaffensfreudigkeit unterbrochen. Wenn ich Ruhe und Muße gewinnen könnte, würde ich den Winter in Kirchschlag bei Linz zubringen; denn Luft in hoher Lage und reines Granitwasser sind ein Labsal für meinen Zustand. Im Frühlinge würde dann eine Wiederholung des Karlsbades stattfinden. Etwa wäre dann wieder Thätigkeitskraft zu gewinnen, denn der eigentlichste Tod für Seelen ist Unthätigkeit. Indessen danke ich Gott und edlen Menschen, die mir beistanden, an deren Spitze meine Gattin ist, für das, was sich bis jetzt eingefunden hat.

Ich muß enden; schon dieser Brief ist für mich etwas zu lange geworden.

Gott geleite Sie auf Ihrer Bahn, und wenige werden Sie vielleicht mit größerer Freude darauf fortschreiten sehen, als ich.

Empfangen Sie die innigsten und freundschaftlichsten Grüße von mir und meiner Gattin, und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und, so weit es Ihre Zeit erlaubt, einen brieflichen Verkehr.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 24. September 1865.

Daß Du nicht gar zu ungeduldig wirst, sende ich vor der Handschrift noch ein paar Zeilen. Die Verzögerung über die einigen Tage hinaus, von denen ich Dir schrieb, ist keine der Zeit, sondern des Raumes des Buches. Ich mußte nämlich bei der Vertheilung der Stoffmassen manches früher nehmen, was ursprünglich für später bestimmt war, daher erhältst Du auch statt ein Drittheil des zweiten Bandes, wie ich Dir schrieb, fast die Hälfte des Bandes. Ich bin in der letzten Durchsicht, und brauche noch zehn Tage. Diese Tage warte doch noch in Güte und Liebe. Ich fühle, Du wirst Freude an der Arbeit haben, in mein Gemüth wenigstens ist jene Ruhe und Heiterkeit gekommen, weil ich so gut gearbeitet habe, als ich konnte.

Zwei andere Dinge melde ich Dir auch, die Dich freuen werden. Meine Gesundheit geht jetzt sehr rasch aufwärts. Die Zeiten freudigen Schaffens werden immer länger, und sie sind

es auch, in denen ich auch meinen gewesenen Zustand kindischer Aufregung gar nicht mehr begreife. Gebe Gott, daß keine Rückfälle mehr kommen. Ich wenigstens will durch Ausweichen von Allem, was aufregen könnte, und durch die einfachste Lebensweise beitragen, was ich kann. Dann werden die Handschriftensendungen schnell folgen; denn ich fühle in heiteren Augenblicken, daß sie sind, wie ich sie schon 5—6 Jahre nicht hatte, daß ich also eigentlich schon lange krank war.

Das zweite ist: Kriegs-Au, von dem ich Dir den herrlichen Brief über Witiko schickte, hat als Sektionschef die Leitung des Kultus-, Unterrichts-, Kunst-Ministeriums übernommen. Er hat mir von Linz einen höchst lieben Abschiedsbrief geschickt. Im Oktober werde ich zu ihm nach Wien gehen, um mich mit ihm über meine Zukunft zu berathen. Wie schön wäre es, wenn ich da mit Dir zusammentreffen könnte. Ich werde Dir den Tag melden.

Weil mir hohe Luft gar so gut thut (sie ist ja meine Heimathluft), so kann es geschehen, daß ich im Winter auf einem hohen Berge bei Linz in Kirchschlag wohne. Es sind zwei liebe Familien aus Linz dort.

Gott segne Dich und die Kleinen, die wir herzlich küssen. — Tausend Grüße von uns.

An Sigmund Freiherrn v. Handel.

Lakerhäuser, am 24. September 1865.

Da sich mein Aufenthalt in dem Walde, der mir gar so gut thut, in diesem herrlichen Herbste wohl noch so ziemlich verlängern dürfte, so bitte ich Dich freundlich, zahle von meiner Oktoberbesoldung an Herrn v. Gerbert meine vierteljährige Wohnungsmiethe, und zahle an den Buchbinder H. Brunnthaler (Platz, Eck der Hofgasse) fünfzig Gulden. Er hat mir in meiner Abwesenheit den Göthe und die Vertheilungsbände des Witiko gebunden. Die Rechnung wird etwa ein paar Gulden mehr machen, die ich nach meiner Rückkunft begleichen werde. Den kleinen Rest des Geldes behalte wieder. Wir haben hier lauter ganz heitere warme Tage und der Wald ist prachtvoll.

Im Buche der Richter steht: Heli's Söhne haben das Opferfleisch mit Gabeln aus den Töpfen genommen. Haben diese auch einen Verstoß gegen die Culturgeschichte gemacht?

Meine Verehrung Deiner Gattin, tausend Schönes an Dich und Deine Buben.

Lebe wohl, ich bin wie immer Dein treuer Freund

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 6. October 1865.

Ich mußte Dir die Handschrift der ersten Hälfte des zweiten Bandes des Witiko ohne weitere Zeile senden, wenn ich nicht in die Gefahr gerathen sollte, daß Du dieselbe vielleicht um zwei Tage später erhieltest. Ich sende also den Brief nach. Wir haben hier sehr anfängliche Postverhältnisse. Unter meiner Wohnung ist die Postablage. Der Bote wohnt aber eine halbe Stunde Weges von hier. Um zwölf Uhr kommt er und holt ab, was da ist, trägt es in seine Wohnung, um es des andern Tages auf die Post Breitenberg zu tragen, zu einer Zeit, da die Post nach Passau schon fort ist. Daher rasten die Dinge wieder in Breitenberg bis auf den folgenden Tag. Wenn ich am Samstage nach zwölf Uhr einen Brief hier abgebe, da der Bote fort ist, so geht derselbe Samstag nicht mehr ab, Sonntags aber auch nicht, weil der Bote am Sonntage feiert, am Montage kömmt der Brief nach Breitenberg, und am Dienstag gegen Mittag nach Passau, also ungefähr in zweiundsiebzig Stunden. Rasche Pferde legen den Weg in vier Stunden zurück. Ich werde suchen, diesen Brief morgen auf die österreichische Postablage Schwarzenberg zu bringen, dann erhältst du ihn um einen Tag früher.

Des Witiko willen eine Bitte. Ich habe den gesendeten Abschnitt mir laut vorgelesen, um zu hören, ob er fließt. Was zu

ändern und glätten ist, habe ich schnell mit einem Bleistifte auf ein Papier bemerkt. Bei der Eintragung der Aenderungen eilte ich sehr, daß Du nicht noch länger warten müssest. Es kann daher sein, daß etwa hie und da ein Wort sich nicht fügt, oder daß etwas, dessen Ersatz am Rande steht, nicht, oder nicht völlig ausgestrichen ist. Wenn der Setzer Anstände hat, trage ihm auf, daß er Dich frägt, und suche dann die Stelle aus der Handschrift ins Reine zu bringen, und solltest Du auch den Zweifel nicht lösen können, so thue mir die Freundschaft, und sende das Blatt mit einem rothen Striche an der bezeichneten Stelle. Ich hoffe, daß der Fall nicht eintreten wird, aber möglich ist er doch. Ich habe auf die Gestaltung dieses Dinges alle Kraft und allen Fleiß verwendet, und wünsche, daß dies auch nicht bei einer Stelle vergeblich gewesen sei.

Ich gebe Dir die Handschrift mit sehr heiterem Muthe. Mit meinem Wissen habe ich keinen Fehler darin gelassen, wenn ich auch gewiß bin, daß ich nach einiger Zeit wieder Verbesserungen wissen würde. Das war ein schwerer Abschnitt. Ich habe Dir geschrieben, daß ich in Prag gelernt habe, daß der ganze Abschnitt in der früheren Fassung falsch war, und daß ich ihn neu schreiben muß. Das Richtige dieses Ausspruches wirst Du beim dereinstigen Lesen selber erkennen. Was Du in den Händen hast, ist die Neuschrift und ihre Umänderung und Ausfeilung. Diese Arbeit ist in den Lakerhäusern geschehen, wo ich in den ersten Tagen des Juli ankam. Es sind über zehn Bogen, und wenn Du bedenkst, daß im Juli noch stark die Karlsbader Schwäche in mir nachwirkte, und der August erst ein rascheres Aufwärtsgehen brachte, und wenn Du bedenkst, daß ich kein gesunder, sondern nur ein langsam genesender Mensch bin, und wenn

Du bedenkst, daß heute der 6. October ist, so wirst Du sagen müssen, daß ich der Sache genug gethan habe. Vier Tage werde ich jetzt rasten, denn ich habe mich ein wenig überarbeitet, dann gehe ich nach Linz, und dann gehe ich an den zweiten Abschnitt, der nur einer Feile bedarf. Dann folgt noch ein Abschnitt, den Du noch nicht kennst, und dann ist der Band aus. Ich werde recht thätig sein, und Du wirst keinen Grund zur Klage haben. Gebe nur Gott, daß meine Genesung so fort geht, wie die letzten acht Wochen. Berg- und Waldluft und Granitwasser thun mir außerordentlich gut, ich werde daher im Winter in Kirchschlag, zwei Meilen von Linz, auf waldigem Granitboden wohnen, der nur um Weniges tiefer liegt, als der hiesige. Gegen Ende April gehe ich wieder nach Karlsbad, das ich unsäglich lieb gewonnen habe. Man weissagt mir dann völlige Befreiung von meinem Uebel, zu der in der Regel zwei Karlsbader Besuche gehören.

Für Deinen letzten herzlichen, innigen Brief danke ich Dir aus dem Grunde meines ganzen Gemüthes. Es ist mir ein Heilbalsam geworden. Ich werde bestrebt sein, Dir Alles zu vergelten.

Schreibe mir recht bald, und zeige mir den Empfang der Handschrift an, es ist keine Abschrift da, und ihr Verlust wäre entsetzlich. Schreibe mir auch, ob wir im Oktober eine Zusammenkunft in Wien haben können. Wenn nicht, so gehe ich vielleicht auch nicht dahin, und mache meine Schritte brieflich, weil ich jeden Pfennig für den nächsten Karlsbader Aufenthalt sparen muß. Ich habe viel Hoffnung, daß mich das jetzige Staatsministerium gut behandeln wird.

Was Du über Deine Kinder schreibst, freut uns außerordentlich, wir freuen uns Deiner Freude, und wünschen das beste Gedeihen der Erziehung.

An Joseph Armann.

Lakerhäuser, am 7. October 1865.

Es wäre abscheulich von mir, wenn ich Dich absichtlich mit der Zurücksendung des Wladislaw hätte so warten lassen. Heckenast harrte mit den größten Schmerzen auf die Zusendung der Handschrift des zweiten Bandes des Witiko. Ich arbeitete über Hals und Kopf, so weit ein langsam genesender Mensch über Hals und Kopf arbeiten kann, und je mehr ich trachtete, und je schmerzlicher mir es war, daß Heckenast so warten muß, desto mehr schien sich die Arbeit hartnäckig zu dehnen. Ich mußte nämlich einen ganzen Abschnitt neu machen, weil ich in Prag Erfahrungen sammelte, aus denen ich erkannte, daß der ganze geschriebene Abschnitt falsch sei. Ich kam daher nicht dazu, Deinen Stich und Geigers Zeichnung zu vergleichen, denn wenn ich von der Arbeit aufstand, war ich an allen Gliedern zerschlagen, und mein Geist fieberte. Gestern habe ich die Handschrift fortgeschickt, und morgen geht das Päckchen mit Wladislaw und Friedrich (Rothbart) für den Stich zum dritten Bande an Dich ab. Du hast Wladislaw meisterlich klar gestochen. und wenn auch Kleinigkeiten besprochen werden könnten, so können diese nicht Gegenstand eines Briefes sein, weil sie eben Kleinigkeiten sind und ich durchaus nicht sicher bin, ob ich Recht habe. Im Wesentlichen finde ich keine Einwendung zu machen, und danke Dir recht herz-

lich, daß Du zu meinen armen Worten und zu Geigers herrlicher Zeichnung Dein Bestes gethan hast. Möge Dir Gott noch recht lange Deine Kraft und Deine Kunst bewahren.

Sage Ferdinand unseren innigsten Dank für seine gesendeten Gaben. Das war eine treffliche Wiener Zunge und ein trefflicher Wiener Schinken. Ich durfte nicht daran gehen wie ein Gesunder; aber daran gegangen bin ich doch. Das beste Theil haben die andern daran gethan. Als Ferdinand fort war, begann schönes Wetter, und blieb hartnäckig schön bis jetzt. Wir haben tausendmal von ihm gesprochen.

Ich wünsche Glück zum Friedrich, er erscheint mir noch außerordentlicher als Wladislaw, so außerordentlich Wladislaw ist („das sanfte schwärmerische slavische Auge", sagte ein Reisender, der die Zeichnung bei mir sah). Friedrich ist ganz ein Kaiser. Ich werde Geiger nächstens schreiben. Weit, weit steht er in seiner Kunst über Allen, die jetzt leben.

Ich ende, sei von uns auf das Herzlichste gegrüßt, so auch Deine Gattin und Ferdinand, unser junger edler Freund.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 11. October 1865.

Ich schreibe Ihnen noch von hier aus diese Zeilen. Uebermorgen, wenn schönes Wetter ist, fahren wir über Aigen nach Linz, wo wir am Freitage ankommen. Länger als sechs Wochen hatten wir ganz heitere, warme Tage, nur die Morgen und Abende waren kühl. Diese Zeit hat mir ungemein geholfen und wenn sich nun noch ein Sommer unmittelbar anschlösse, so könnte das Niemandem gedeihlicher sein als mir. Ich fürchte Linz und den Winter. Ich habe deshalb den Entschluß gefaßt, den Winter in Kirchschlag zuzubringen, wo keine Nebel- und Dunstschichten sind und auserlesenes Wasser und unvergleichliche Luft ist. Ich werde nur von Zeit zu Zeit und gelegentlich ein paar Tage in Linz zubringen. Sie sehen aus diesem Vorhaben, daß ich mich noch nicht zur Amtsübernahme fähig fühle. Ich bin es durchaus nicht. Wenn ich mich fast wie gesund fühle, so kommt wieder plötzlich einer der düstersten Tage ohne Veranlassung, und ich empfinde mich höchst schwermüthig und unruhig. Da ich selbst in der heitersten Zeit, die ich habe, nur so viel essen darf, daß ich hungrig davon weggehen muß, weil sich sonst sogleich das Magenübel verschlimmern würde, so ist es begreiflich, daß ich nicht die Spannkraft zur Arbeit haben kann. Ich versuchte neulich an einem der herrlichsten Tage einen ganzen Vormittag zu zeich-

nen, und mußte es durch die bitterste Nervenaufregung büßen. Wohin wird das führen? Ich sehe jetzt viel besser aus, aber wenn ich darüber freudig bin, so kommt wieder nagendes Siechthum, das denn doch noch im Körper ist. Ich bin gefaßter und habe Gott Alles anheimgestellt. Auf Ihr liebes Schreiben, worin Sie Abschied von mir nehmen, habe ich sogleich geantwortet und hoffe, daß der Brief in Ihren Händen ist. Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich im Oktober zu Ihnen nach Wien kommen werde. Es wird wohl nicht möglich sein. Die Aerzte, besonders mein trefflicher Arzt Seegen von Karlsbad, sagen, die Kur muß wiederholt werden, und ich sehne mich sehr darnach, da mir die erste so gut gethan hat. Dazu muß ich nun jetzt schon jeden Pfennig zurecht legen, daß ich ja gewiß reise und vielleicht endlich meine Gesundheit erlange, wenn es Gottes Gnade so fügt. Vielleicht hat er es aber auch anders verhängt, und ich nehme es dankbar aus seiner Hand. Wäre es denn nun gar so unbescheiden von mir, wenn ich dächte, daß eine gute Hand ein sanftes Kissen unter mein Haupt legen möge, das vielleicht bald zu denken aufhört, jedenfalls aber krank ist. Und ist mein Verdienst auch nicht zureichend, an dem Himmlischen dieser Erde habe ich doch gearbeitet, und habe es zu verbreiten gesucht, wie mein Herz mich geheißen hat. Wenn ich es auch mit Schmerzen weiß, wie weit ich hinter denen stehe, die Sterne unseres Volkes geworden sind, so habe ich doch auch unserem geliebten Oesterreich keine Unehre gemacht, und es ist das holde Vorrecht Aller, die hoch unter den Völkern gestellt sind, von den Vätern Athens durch Augustus und Mäcenas bis auf unsere Zeiten herab, daß sie denen einige Sorge zuwenden, die selber für das Menschlich-Göttliche zu sorgen streben und darum kein Geschick für das Erwerben des Irdischen

haben. Mein jetziger unbestimmter Zustand ist bis zum Entsetzlichen peinigend. Ich muß wieder um Urlaubsverlängerung einschreiten und harren, was wird, und dann, wenn der Urlaub abläuft? Der Referent Hermann hat mir gesagt, es seien zwei Schulräthe, von denen einer so lange diente, wie ich, in Hinsicht ihrer Stellung als wissenschaftliche Staatsdiener mit ihrem Gehalte pensionirt worden. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung es mir gäbe, wenn man das für mich ausspräche. Es wäre vielleicht halbe Gesundheit, vielleicht jenes sanfte Hauptkissen, von dem ich oben sagte, wenn mir der Tod bevorsteht. Ich selber kann das Ansuchen ämtlich nicht stellen. Das bringe ich nicht über mein Gemüth. Ihnen brauche ich auch nicht zu sagen, daß ich, wenn ich vollkommen gesund werden sollte, mich sogleich wieder dem Staate zur Verfügung stellen würde.

Bis hieher schrieb ich gestern Abends, dann mußte ich aussetzen und schreibe heute in düsterer Stimmung weiter, wie ich gestern in düsterer Stimmung schrieb. Vielleicht regt mich auch die bevorstehende Abreise auf. Es ist zwar nichts Gutes mehr hier zu erwarten, besonders da die Wohnung für den Sommer eingerichtet ist, aber daß der Sommer und der hiesige liebliche Aufenthalt für den Sommer dahin ist, erscheint mir traurig. Mir machte sonst im gesunden Zustande jede Abreise Unruhe, bis ich im Wagen saß, um wie viel mehr jetzt, wo meine Nerven so sind, daß ich über jedes Geräusch erschrecke und jede Kleinigkeit fürchte. Ich brauche Ruhe und Heiterkeit der Umgebung und vor Allem Liebe. Meine Gattin, die so weit entfernt ist, eine glänzende Weltfrau zu sein, ist eben so weit über den glänzenden Weltfrauen an Treue und Innigkeit des Gemüths. Sie harrt opfernd bei mir aus und fast nur deshalb wünsche ich noch einen

Rest gesunder Kraft, selbst wenn ich von jenen Kunstgebilden, die in mir arbeiten und blühen wollen, nichts mehr zu Stande brächte, daß ich doch ihre Liebe vergelten könnte. Jetzt vermag ich es nicht, ich bin reizbar gegen sie und quäle sie auch mit Klagen, wie ich hier Sie quäle. Am Sonntage werden es acht und zwanzig Jahre, daß mich ihr häuslich abgeschlossener Sinn und ihr lauterer, anspruchloser Wandel beglückt. Nicht einmal einen Stoff zu einem Kleide hat sie in dieser Zeit begehrt, ich mußte ihr ihr Wohlgefallen an etwas anmerken, und wurde dann durch den Zufriedenheitsglanz ihrer Augen belohnt. Auf Schmuck hat sie nie viel Werth gelegt. Jetzt ist sie mit mir eine Freundin von Bildern und allen Geräthen. Auch Blumen- und Gartenpflege macht uns noch Lust und manche Blume der Musik und Dichtkunst erquickt unser Gemüth.

Sie haben gesagt, wir sollen im Verkehr auch entfernt von einander bleiben. Wie trostreich ist dies, da wir schon entfernt von einander sind. Ich werde Ihnen öfter schreiben und Sie nicht mit Klagen behelligen, sondern mein heitereres Theil bringen und Sie werden mir gewiß manches Briefchen senden, das Sie Ihren wichtigen Geschäften abnöthigen können.

Ich schließe dieses Schreiben, Sie werden seine Länge entschuldigen. Gott segne Sie auf Ihrem dornigen Pfade, wie gerne möchte ich einer jener Freunde sein, von denen Sie schreiben, daß Sie Ihnen helfen sollen, wenn Gaben, Jahre, Gesundheit an meiner Seite ständen.

Ich sende tausend Grüße an Sie und bleibe bis zum Tode Ihr treuer Freund.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Kirchschlag, am 4. November 1865.

Sie schreiben, daß Sie meine Gedanken über die Volksschule wissen möchten. Theurer Freund! Ich habe meine Aufmerksamkeit schon vierzig Jahre auf diesen Gegenstand gerichtet, ich halte ihn für höchst wichtig und für eine der ersten Staatsaufgaben. Was ich aber sagen könnte, wäre ein Buch, kein Brief, und das kann ich jetzt nicht abfassen. Es ist schon lange meine Absicht, daß es mein letzter Dienst sein soll, welchen ich dem geliebten Österreich leiste, ein Werk in meinen älteren Tagen über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. Ich habe Stöße von Stoff gesammelt, und will versuchen, das Verhältniß meiner Grundsätze und die Möglichkeit ihrer Ausführung zu entwickeln. Sobald meine Kräfte es erlauben, und Sie mir anzeigen, daß Sie einige Muße dazu gewinnen, eile ich nach Wien, um mit Ihnen über die Sache zu sprechen, von welcher mir vieles sehr am Herzen liegt. Indessen werde ich anfangen allerlei, wenn auch nicht im folgerechten Zusammenhange, auf Blätter zu schreiben und werde Ihnen diese Blätter senden. Etwa ist manches brauchbar. Daß ich nicht auf Unfehlbarkeit Anspruch mache, wissen Sie, daß aber auch einiges von mir wahr ist, wissen Sie auch. Ich habe die tiefste Überzeugung, daß, wenn Staat, Kirche, Gemeinde und Familie der Regelung

des inneren Seelenwesens der Menge so gerecht würden, wie es Pflicht und Möglichkeit ist, alle vier unendlich glücklicher würden und höher stünden, als wenn sie einzeln Wunderblüthen treiben, während Strecken umher wüst sind.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes unterbrochen worden und konnte ihn einige Tage nicht fortsetzen, weil mir immer Unvermuthetes dazwischen kam. Heute kann ich ihn enden. Darf ich jetzt auch von mir reden? Gewiß, da Sie fragen, wie es mir geht.

Wir sind am 12. v. M. von den Lakerhäusern fortgefahren und am 13. in Linz angekommen. Ich empfand noch am selben Tage einen Druck auf der Brust und Ängstlichkeitsgefühle, und diese Zustände verließen mich nicht mehr. Am 16. beschloß ich nach Kirchschlag zu fahren und mir die dortigen Verhältnisse anzusehen. In Wildberg verließ mich der Druck, ich kam heiter in Kirchschlag an und blieb sogleich da und bin seitdem auf dem Berge. Ich ließ nicht zu, daß mich meine Gattin begleite und meine Einsamkeit theile. Sie besuchte mich und wollte mich bereden, sie bei mir zu behalten, ich lehnte es ab, die Einsamkeit wäre für sie zu schrecklich, und sie fügte sich endlich. Bis heute ist der Druck nicht mehr gekommen, und wenn mein Nervenübel überhaupt heilbar ist, heilt es hier. Ich bin während meiner ganzen Krankheit nie so heiter gewesen, als hier, und jeder Gang in die Luft stimmt mich wieder heiter. Ich habe ein allerliebstes Zimmer mit zwei großen Fenstern nach Süden, man ließ mir doppelte Fenster machen und Doppelthüren und setzte einen zierlichen Zugofen. Die Leute im Badhause sind immer heiter und freundlich, lieben mich sogar, und thun Alles, was sie mir an den Augen ansehen. Ich höre nie Zank oder Streit, mich berührt

nichts Unangenehmes. Zwei Familien, die hier auf ihren Landhäusern auch den Winter zubringen, der Baumeister Metz mit seiner Gattin, und der Buchhändler Haslinger mit seiner Gattin, tragen mich auf den Händen und haben mir manche Bequemlichkeit in meine Behausung gebracht. Der Baron Hauptmann Marenholz ist hier, ein sehr unterrichteter und lieber Mensch, und wird wahrscheinlich hier bleiben. Mit diesen Leuten habe ich manches angenehme Gespräch, und da sie und selbst die Wirthsleute sehen, daß mir, wie einem Kinde, Hätscheln und Streicheln wohl thut, so thun sie es. Selbst die Liebe meiner Gattin wirkt hier wohlthätiger, da ich nicht mehr ihren trauernden und besorgten Blick sehe, sondern nur ihre sanften Briefe lese. So beruhigt sich mein Wesen immer mehr. Doch sind das alles nur äußere Umstände. Seit mehreren Jahren beschlich mich schon ein Instinkt nach Höhen. Auf Höhen war mir wohler. In der Krankheit strebte ich noch mehr empor, ich suchte darum die Lakerhäuser auf. Ärzte riethen auch Höhe, aber nur so im Allgemeinen, und ich war immer im Unklaren. Haslinger, den die Ärzte 18 Jahre jährlich vom October bis Mai von der äußeren Luft absperrten und der sich endlich empörte, seiner Sucht nach Höhe nachgab, hier herauf ging, selbst im Winter hier blieb, und täglich große Spaziergänge machte und hier gesund wurde, lieh mir ein Buch von Dr. Werber „Schweizer Alpenluft", welcher Dr. Werber von vielen Schweizer Ärzten die Berichte sammelte, welche Krankheiten in bestimmten Höhen vorkommen, und welche dort heilen. Ich fand mich in dem Buche in meinem Zustande photographirt, daß ich über das Zutreffen fast starr war. Nervenleiden aus dem Unterleibe. Dieses Übel heilt die Höhe der Niederalpen (1500 bis 5000') fast immer sicher, sogar alle. Die Hauptwirkung der

Höhe ist nach Werber verminderter Luftdruck, daher Geltendwerden des vorhandenen inneren Gegendruckes, Strömung von Innen nach der Oberfläche, also fast augenblickliche Erleichterung innerer Stauungen, was ich jederzeit, selbst auf dem einfältigen Freienberge, empfunden habe. Jetzt wohne ich fast 3000′ hoch. Hier ist, wie in den Centralalpen, Granit. Das Wasser Kirchschlags hat in der Welt wenig seinesgleichen. Die großartige Alpenkette liegt vom Dachstein bis zum Schneeberge in meinen Fenstern, und erfüllt mit sanfter Hoheit meine Seele, wenn ich sie betrachte; zum Tannenwalde habe ich nur einige Schritte, die Luft ist trocken und mild, und warmer Sonnenschein spielt um uns an allen Tagen, an denen Linz Nebel und Kälte hat, selbst an jedem anderen Tage sehen wir Linz in einem blauen Brodem schwimmen, während bei uns scharfe Klarheit ist. „Die Höhen sind im Winter wärmer und im Sommer kälter als die Thäler", sagt Werber, ich wußte es schon lange, die Menschen aber glauben es nicht, und die Linzer meinen, hier oben sei Heulen und Zähnklappern. Ich werde bis zum Frühlinge auf dem Berge bleiben, bis zu dem Tage, an dem ich wieder nach Karlsbad gehe. Um jedes Loth Luft, das ich hier entbehre, ist schade. Gott gebe seinen Segen. Nervenleiden sind etwas Entsetzliches und nun dauern sie bei mir schon so lange.

Sie verzeihen mir diese Umständlichkeit über mich selber gewiß, sie wird in Zukunft auf kürzere Berichte hinauslaufen.

Zum Schlusse lege ich ein Blatt der Baronin Eichendorf, der Schwester des edlen verstorbenen Dichters, bei, blos daß Sie sehen, daß Sie mit Ihrem Urtheile über Witiko nicht vereinzelt sind. Wir sind seit Jahren mit Louise Eichendorf sehr befreundet, daher das vertraute „Du" in dem Briefe. Sie senden mir das

Blatt, das mich von dieser tieffühlenden, begabten und phantasievollen Frau, die die gegenwärtige Dichtungsweise haßt, und nur in unseren großen Altmeistern lebt, sehr freute. Das Blatt der edlen Handel, das Sie mir einmal mittheilten, sende ich dankend endlich zurück. Gott segne Sie. Tausend der innigsten Grüße von Ihrem treuen Freunde.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 15. November 1865.

Die größte Freude, welche Du mir zu dem heutigen Tage, dem Jahrestage unserer Vermählung, hättest machen können, hast Du mir durch Deinen Brief gemacht, welcher die Worte enthält, die Dir Dein Herz zur Erinnerung an jene Stunde eingab, in welcher wir den Ehebund für dieses Leben schlossen. Schönere, edlere, liebevollere Worte hätten nicht gesprochen werden können. Sie haben mich so gerührt und beglückt, daß ich Dir es gar nicht aussprechen kann. Ich sage Dir den innigsten, treuherzigsten und heißesten Dank für Deine liebevolle, feierliche und fromme Gesinnung, und ich glaube außer dem Gebete zu Gott, das ich heute für Dich verrichtet habe, den Tag nicht besser ehren zu können, als daß ich Dir den Dank für Dein schönes Herz in diesen Zeilen ausdrücke. Ich habe eigens diesen Tag für die Darlegung meines Herzens bestimmt. Du wirst den Brief, in welchem auch ich Dir ein Erinnerungszeichen an diesen Tag

sendete, erhalten haben. Du sprichst die Hoffnung aus, daß auch ich jetzt noch so denke, wie an jenem Tage. Wohl denke ich noch so, Alles ist auch mir noch klar und deutlich, wie es gewesen ist; aber mein Gefühl hat sich sehr geändert, es ist um vieles wärmer, anhänglicher und unauslöschlicher geworden, mit jedem Tage, seit dem wir verbunden sind, ist meine Liebe zu Dir gewachsen, und ich empfinde es, sie wird bis zu meinem Tode wachsen. Wenn Du Gott anrufst, daß er uns noch eine Zeit vereint mit einander leben lassen möchte, so ist dies auch mein Anliegen an den allmächtigen Herrn des Himmels. Das Herz der theuren Gattin, das Herz des Gatten, ganz sein nennen zu können, in einem Herzen sich einzig und ohne Ende geliebt zu wissen, ist doch das süßeste Glück dieser Erde, und alles, was man an Thaten und Gesinnungen sich unterfängt, ist doch zuletzt eitel Stückwerk und Flickwerk, so wie es zuletzt doch auch nur ein Stückwerk und Flickwerk sein wird, was ich in diesem Leben hervorzubringen gestrebt habe. Daß ich doch so viel Werth gehabt habe, daß Dein Herz mich so liebt, wird dereinst mein größter Schmuck vor dem Herrn sein. Lasse aber uns bei unseren Bitten an Gott immer zuletzt dazu setzen: „Dein, nicht unser Wille, Herr, geschehe.“ Was er über uns verhängt, ist zu unserem Heile, und ich empfinde an diesem feierlichen Tage recht lebhaft, daß meine lange Krankheit und unsere Trennung, womit uns der Vater im Himmel heimgesucht hat, auch zu unserem Heile ist. Ich werde Dir darüber eigens schreiben. Heute setze ich sonst gar nichts mehr in diesen Brief, er schiene mir durch Alles, was man noch sagen könnte, entwürdigt. Nur Eines füge ich bei, was sich ganz natürlich anschließt. Du sagst immer, Du könntest nicht schreiben, und schreibst mir einen Brief, den der erste Dichter unsers

Volkes nicht schöner zu schreiben im Stande wäre. Gezierter und geschraubter könnte er schreiben, wahrer und heiliger nicht. Du kennst überhaupt Deinen Werth nicht, wie ich Dir oft sagte; ich aber kenne ihn und ehre ihn.

Und so habe Dank für das, was Du bist, und was Du für mich bist, ich drücke Dich im Geiste an mein treues Herz, und bin in Ewigkeit Dein Dich liebender Gatte.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. November 1865.

Ich habe auf der 70. Seite des 5. Bogens von Witiko II unseren Vertrag gebrochen. Sei nicht böse. Ich konnte die elende Bericht erstattende Stelle nicht ansehen, die da statt der lebendigen That steht, es hätte mir das Herz gebrochen. Die Sache ist am Ende eines Absatzes, und die neuen Worte haben um 19 Buchstaben mehr, was sehr gut angeht. Du weißt, ich habe im ersten Bande nicht viel herumgewirthschaftet, und werde es in diesem auch nicht thun. Lasse mir diese Stelle durchschlüpfen.

Adressire die nächsten Bogen nach Kirchschlag bei Linz. Da lebe ich jetzt auf einem Berge über den Winter 3000' hoch. Die gesendeten Bogen kamen mir sehr verspätet zu.

Ich kann in dem Augenblicke nichts mehr schreiben, da der Bote wartet, der Correctur und Brief auf die nächste Post tragen soll. Dieser Tage schreibe ich Dir ausführlich. Mir geht

es gut, ich bin sehr thätig. Wie Du aus diesem Blatte siehst, habe ich kein Briefpapier, es muß erst wieder frisches von Linz kommen.

Tausend Grüße.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 27. November 1865.

Mit einem eigenen Boten sende ich Dir die Beilage dieses Briefes, und zwar in dem Augenblicke, da ich ihn gelesen habe. Der Kaiser hat mich zum Hofrathe ernannt, und mir den vollen Gehalt als Pension gewährt. Nun ist Ruhe in meinem Herzen, und die Gesundheit ist die sichere Folge. Ich drücke Dich mit heißen Thränen im Geiste an meine Brust, und theile Dir als der ersten diese Nachricht mit. Ach, daß ich Dich nicht in Wirklichkeit an mein Herz drücken kann, um die erste Freude mit Dir zu theilen. Wir haben heute sehr schlechtes Wetter. Sturm mit nässestäubenden Erdwolken, und hier ist kein geschlossener Wagen zu haben. Bei der tiefen Bewegung, in die mich diese Nachricht brachte, dürfte mir eine Fahrt in solchem Unwetter sehr leicht an der Gesundheit Schaden bringen. Auch ist voraus zu sehen, daß Du erschrecken wirst, wenn Du mich im Unwetter ankommen siehst. Und diese Rücksicht ist es am meisten, was mich bestimmt, nicht sogleich nach Linz zu fahren. Ich sende diesen Brief voraus, und komme in dem ersten, nur etwas günstigen Augenblicke nach.

Es thut mir leid, von dem Bischen Guten, das ich in Oberösterreich habe wirken können, scheiden zu müssen, ohne es einer bessern Vollendung entgegen führen zu können; aber eines Theiles hoffe ich noch durch manches Wort, das mich die jetzigen Leiter des Unterrichtswesens zu sich werden sprechen lassen, nützen zu können, und anderen Theiles bleibt es mir noch immer offen, wenn mir der Allmächtige meine volle Gesundheit wieder schenkt, mich unserem geliebten Österreich, wenn ich für dasselbe etwas wirken kann, neuerdings zur Verfügung zu stellen.

Betrachte das, was uns zu Theil geworden ist, in diesen wandelvollen Zeiten als ein Glück, das nun bis zu unserem Tode sich nicht ändern kann, das aber jedes andere, was noch sonst fördernd in unser Leben treten kann, nicht ausschließt.

Empfange den treuen Kuß Deines mit Liebe an Dich gebundenen Gatten, grüße Alle, und erwarte mich bald bei Dir.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. November 1865.

Se. Majestät der Kaiser hat mich zum Hofrathe ernannt und mir als Ruhegehalt für den bleibenden Ruhestand meine bisherige Besoldung belassen. Der gegenwärtige Leiter des Unterrichtswesens, Adolph v. Kriegs-Au, hat es mir durch ein Schreiben mitgetheilt, welches ich vorgestern in Kirchschlag erhielt. Ich sandte das Schreiben sogleich durch einen Boten nach Linz zu meiner Gattin, einen andern Boten sandte ich in das eine Wegstunde entfernte Hellmonsedt um einen Wagen, derselbe kam, ich fuhr nach Linz, und langte dort am Abende an. Heute ging ich zum Statthalter, um ihm die Sache anzuzeigen, und ihm für seine Einbegleitung zu danken. Dann gab es andere Gänge. Dann setzte ich mich zu diesem Briefe, der wohl heute nicht mehr auf die Post kommen wird. Ich war eben im Begriffe, Dir wieder ein Viertheil des Bandes II des Witiko zu ordnen und zu schicken. Im Angesichte der eingetretenen Ereignisse mußt Du wohl die Freundschaft haben, mir dieses Mal einige Tage zu warten. Es kann wohl nicht anders sein; ich muß die Abschiedsbesuche in der mich berührenden Beamtenwelt machen, die Abschiedsbesuche der Lehrkörper empfangen, und mein Amtszimmer räumen lassen. Am 2. December fahre ich wieder nach Kirch-

schlag zurück, und in vier bis fünf Tagen darauf sende ich die Schriften.

Jetzt, theurer Freund, bin ich endlich beruhigt; und Alles wird rasch gehen, so wie meine Gesundheit auf dem wunderbaren Berge, auf dem ich mich befinde, rasch emporblüht. Nach Sendung der Schriften erhältst Du einen ausführlichen Brief.

Nicht einmal diesen kurzen Brief habe ich beenden können. Immer kamen Leute, und statt denselben am 29. auf die Post geben zu können, geht er erst morgen am 30. fort.

Die herzlichsten, innigsten Grüße von mir und meiner Gattin an Dich und Deine lieben Kinder.

An Adolph Freiherrn v. Kriegs-Au.

Linz, am 22. December 1865.

Diese Zeilen haben den Zweck, den Dank für das, was Sie mir zugewendet haben, ausführlicher darzubringen als es die wenigen Worte vermochten, die ich Ihnen nach Ihrer Anzeige und Beglückwünschung geschickt habe. Ich weiß und ermesse es, daß Sie die bewegende Seele des Ganzen gewesen sind, wenn ich auch nicht verkenne, daß die wohlmeinende Anschließung der anderen das Werk mächtig gefördert hat. Es ist zum Abschlusse gediehen, und das Gefühl des Dankes lebt in meiner Seele und wird leben, so lange diese lebt. Noch

mehr aber als für die That neigt sich mein ganzes Wesen für den Sinn zu Ihnen hin, in welchem Sie die That aufgefaßt haben.

Was Sie mir gegeben haben, ist für mich von großem Inhalte. Die Anerkennung geht wie ein Lichtstrahl in mein Gemüth, wenn sie auch über meinem Werth steht, so wie die Sonne selbst dem traurigen Fels, wenn sie ihn trifft, ein sanftes Lächeln abgewinnt. Um meines geliebten Österreich willen ist sie mir werth, daß sie draußen sehen, daß es geistiges Verdienst ehrt, selbst wenn dieses, wie bei mir, sich mehr in einem hohen Streben, als in künstlerisch vollendeter Leistung kund gibt. Dann ist durch das, was die Regierung an mir gethan hat, eine solche Ruhe in mein Wesen gekommen, daß ich auf einem großen, lichten Felde der Zuversicht stehe und überall nur Dinge erblicke, die Frucht versprechen. Und die Genesung des Körpers steht wie eine lichte Morgenröthe an dem Rande dieses Feldes und verspricht eine Sonne, welche die Früchte reifen wird. Mögen sie dann dessen würdig befunden werden, was an mir geschehen ist.

Und also noch einmal den tiefsten, wärmsten Dank. Möchte doch die Vorsehung das, was Sie in Ihrer jetzigen Thätigkeit beginnen, mit vollständigem Erfolge lohnen, wird Ihnen doch, was auch die vielfachen Hindernisse daran wieder verkümmern werden, stets die Liebe und Verehrung Aller, die Sie kennen, unverkümmert bleiben.

Nun auch etwas von mir. Der wundervolle Berg, auf dem ich bin, scheint Wunder zu wirken. Eine Fülle des Lichts und Sonnenscheins umschwebet uns da, wenn die Niederung in nassem Dunst und Nebel begraben ist, die Luft ist rein, anregend, mild und wärmer als im Thale, das Wasser

ist ein Labsal, wie kein anderes Getränke der Welt, und diese drei Dinge, verbunden mit der Ruhe dieses Gipfels und der Erhabenheit der Aussicht, heilen nach Werbers langjähriger Erfahrung Nervenleiden, aus dem Unterleibe stammend, jederzeit und vielleicht ganz allein gründlich weshalb auch solche Kranke einen instinktartigen Drang nach Höhen und reinem Granitwasser haben, welcher Drang, mir selber dunkel, schon seit Jahren in mir ist, und welcher sich in letzter Zeit fast in ein fieberhaftes Begehren verwandelt hat. In den acht Wochen, die ich hier bin (auf dem Berge, diese Zeilen schreibe ich in Linz), habe ich mich so gebessert, daß ich mich kaum kenne. Der Körper fühlt gar keine Beschwerde mehr, und seine Verrichtungen gehen regelmäßig, das Angesicht hat eine gesunde Farbe und selbst ein sanftes Roth beginnt sich zu zeigen. Die Nerven sind gegen Unangenehmes noch sehr reizbar; aber auch das mäßigt sich schon sichtbar, wie ich denn in freien Stunden wieder zu Zeitungen greife. Ich lebe hier abwechselnd zwischen kleiner Arbeit und mäßiger Bewegung im Freien, wobei die Luft mich unsäglich angenehmer berührt als in Linz, und ich habe keinen Augenblick lange Weile. Nur die Trennung von meiner geliebten Gattin, deren Anerbieten, bei mir zu sein, ich nicht zuließ, weil die anregende Winterluft des Berges ihrer Vollblütigkeit nicht zuträglich ist, fällt mir schwer, und sie selber trägt die Trennung schmerzlicher, als ich vermuthet habe. Zweimal hat sie mich besucht, dreimal ich sie (jetzt zu den Feiertagen das dritte Mal).

Vom II. Bande des Witiko ist der 10. Bogen schon gedruckt. Ich hoffe, daß Ihnen der II. noch mehr Freude machen wird, als der I.

Ich schließe mit dem Wunsche zum Jahreswechsel. Gott gieße die Fülle seines Segens über Ihr Herz aus im folgenden und in allen folgenden Jahren.

Ich bitte, grüßen Sie Ida, und senden Sie doch auch, wenn ein Stündchen gegönnt ist, einige Zeilen. Sie erfreuen mich immer gar so sehr.

Mit Liebe und Verehrung Ihr treuer Freund.

1866.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 16. Jänner 1866.

Ich schreibe Dir durch die Schusterin noch einige Zeilen. Dein Brief, den sie brachte, hat mich so glücklich gemacht, daß ich es nicht aussprechen kann. Du bist ja mein theuerstes, Du bist ja mein einziges Gut auf dieser Welt. Liebevolle Worte von Dir, liebevolles Entgegenkommen bereiten mir ein solches Entzücken und eine solche Freude, daß diesem Entzücken und dieser Freude gar nichts anderes in der Welt gleichkommt. In einem solchen Augenblicke bin ich ganz gesund und bin stark wie ein Riese. Ich danke Dir tausend Mal für Dein gutes Herz und für Deine guten Worte, ich möchte sie mit dem letzten Tropfen Blut meines Herzens vergelten, und ich werde durch den ganzen Rest meines Lebens bestrebt sein, Dir Alles, Alles, Alles zu vergelten, was Du um mich gelitten hast. Wenn es ein Glück ist, von einem Herzen recht geliebt, ja angebetet zu sein, so mußt Du ja trotz alles Elendes glücklich sein; denn von mir bist Du geliebt, wie kaum je ein Mensch auf Erden geliebt worden ist. Und Deine tiefe Liebe zu mir erkenne ich an dem Schmerze, den Du über unsere Trennung fühlst. Ich bitte Dich, tröste Dich mit dem Andenken an mich, denke recht fleißig herauf, wie ich hinab

denke, bete zuweilen in einigen Gedanken zu Gott für mich, wie ich für Dich zu Gott flehe, daß er Dich erhalte, daß er Dich stärke, und daß er uns noch einige Zeit in Liebe und Eintracht bei einander lasse, und daß er uns in der Ewigkeit auch nicht trennen möge. Das hat die jetzige Trennung doch Gutes gebracht, daß wir erst dadurch recht wissen, wie sehr wir uns lieben. Und diese Liebe wollen wir uns in alle Ewigkeit bewahren. Meine Genesung geht sehr rasch vorwärts, meine Hände werden fast rosig, und als ich mich gestern nach dem sehr sanften Mittagsschlafe im Spiegel sah, hatte ich ein Angesicht wie ein Kind, das sich rothe Backen angeschlafen hat. Wir haben jetzt wieder wunderbar schönes Wetter, und bei Tag so warm, daß es überall thaut und kothig ist und schmutzig. Die Schusterin kam in Schweiß an. Bald, bald ist Alles überstanden, und dann bleibe ich bei Dir, immer und immer.

Wenn Du Dir etwas gekauft hast, so freut es mich sehr, schreibe mir doch, was Du gekauft hast, ich bin sehr neugierig. Lasse Dich es nicht reuen, Du hast Einsicht und Kenntniß der Dinge; wenn ich hinab komme, werde ich gewiß sehen, daß es recht schön ist, was Du Dir gekauft hast. Heitere Dich nur auf und sei im Geiste bei mir, wie ich stets im Geiste bei Dir bin. Am besten zerstreut mich die Arbeit. Ich arbeite darum hier immer, wenn ich zu Hause bin, außer meinem Mittagschlaf. Es wird viel fertig, und wird uns auch einen Thaler Geld eintragen. Dann sind Deine Briefe ja auch eine geistige Gegenwart, sie erheben mein Herz und sind eine noch bessere Arznei, als die Luft und das Wasser hier. Lasse Dir durch die Schusterin hier sagen, wie balsamreich die Luft an so schönen Tagen ist wie heute.

Ich sende Dir hier einen Brief aus Südtirol, schicke ihn

mir am Donnerstage durch das Wasserweib wieder zurück. Morgen fahre ich nach Zwettl und Oberneukirchen.

Noch einmal tausend und tausend und tausend Dank für Deinen so liebevollen Brief. Suche Dich zu erheitern, denke daran, daß ich Dich aufs Tiefste und unaufhörlich liebe, dann wird Dein Herz sanfter schlagen, und der Herzkrampf wird sich bessern.

Ich drücke Dich im Geiste an mein liebendes Herz und küsse Dich inniglich.

An Gustav Heckenast.

Kirchschlag, am 22. Jänner 1866.
(Morgens.)

Daß ich, Dir so lange nach der letzten Handschriftsendung nicht schrieb, wirst Du mir gewiß verzeihen, wenn ich Dir sage, daß ich mich so in Witiko hineingebohrt habe, daß ich nicht Luft zu einem nur etwas ausführlicheren Briefe fand.

Mein Uebertritt in den Ruhestand hat mich weit mehr Zeit gekostet, als ich geahnt habe. Ich ging Ende Novembers nach Linz und meinte, mit einem Male Alles abthun zu können.

Ich wartete von Tag zu Tag auf mein Dekret, denn ich konnte doch eher meine Ausscheidungsbesuche in der Beamtenwelt nicht machen; allein das Dekret ließ warten. Ich ging dann ohne dasselbe nach Kirchschlag. Es kam mir dorthin nach, und

ich mußte dann noch einmal nach Linz. Alles ging endlich vorüber, die Abschiede sind genommen, die Kanzlei ist geräumt und ich bin frei. Die jetzige Staatsregierung hat eine Handlung der Großmuth an mir geübt, die ich erst zu verdienen suchen muß. Mein Freund Kriegs-Au stellt mich in seinem letzten Schreiben neben Grillparzer, was ich nicht zugeben kann, Grillparzer ist weit über mir, ja er dürfte für jetzt der größte deutsche Dichter sein. Diese Handlung der Regierung hat mir eine solche Ruhe und Zuversicht gegeben, daß diese Dinge eine bessere Arznei sind, als alle bis jetzt gebrauchten Mittel. Jetzt kann ich ohne Sorge und nur in Berührung mit edlen Menschen, die ich mir suche, und in der Erhabenheit der Natur meinen höheren Bestrebungen und meinen theuren und mich lohnenden Arbeiten leben. Mein Nachsommer hat begonnen. Jetzt, mein theurer Freund, werden sich alle Hinschleppungen meiner Arbeiten beheben, ich kann Ordnung und Erfolg in sie bringen, und vor Allem: es wird mir die Stimmung nicht mehr von Außen her zerstört. Ich danke Gott dem Allgütigen, der Alles so gefügt hat. Du wirst in Kurzem die Ordnung selbst spüren, und es wird in nicht langer Zeit Alles geglättet und ausgeglichen sein. Ich glaube, Dein Herz wird an diesem meinem Glücke einen großen Antheil nehmen.

Nun von meinem wundervollen Berge.

Derselbe ist der höchste Gipfel der Bergreihe, die man von den Fenstern meiner Wohnung in Linz gegen Nordwest sieht. Er ist nicht ganz 3000′ hoch und hat nahe an seiner Spitze das Dorf Kirchschlag mit einem Badehause. Er ist der Reinheit seines Wassers wegen sehr berühmt (aber nur in Oberösterreich) und ist im Sommer sehr besucht. Im Winter, meinen selbst die

Linzer, herrsche Heulen und Zähneklappern auf dieser Höhe. Das Wasser hat nur drei Procent aufgelöste feste Stoffe.

Ich bin hier unterbrochen worden und schreibe erst nach mehreren Tagen weiter.

Seit Jahren hatte ich schon eine instinktartige Sehnsucht nach Höhen, und das Hochland von Oberösterreich, das Mihelviertel war mir der liebste Theil, und ich war dort immer heiter und fröhlich. Die Lakerhäuser, abgesehen von der wundervollen Schönheit der Gegend, übten immer einen sehr wohlthätigen Einfluß auf meinen Körper aus, ich aß und trank dort reichlicher und mit mehr Behagen, und empfand die Luft als trefflich. Am 13. October kamen wir von den Lakerhäusern in Linz wieder an. Ich empfand dort durch drei Tage einen Druck in meinem Körper. Da sagte ich zu meiner Gattin, ich fahre nach Kirchschlag, und sehe mir die Sachen dort an. Es geschah. Nachdem ich zwei Drittel des Berges erklommen hatte, wich der Druck und kam nicht mehr. Ich blieb gleich auf dem Berge. Ich war zu Ende October auf drei Tage in Linz, dann zu Ende November acht Tage und in den Feiertagen vierzehn Tage. Meine Gattin hat mich zweimal besucht. Ich ließ nicht zu, daß sie meine Wintereinsamkeit theile, obwohl sie es entschieden verlangte. In den Lakerhäusern hatten wir vier Zimmer und eine Küche, hatten unsere Köchin und unsere Nichte mit, also ein Hauswesen. Hier müßte sie, da sie im tiefen Schnee nicht wie ich spazieren gehen kann, stets in einem Gasthofzimmer sitzen; wenn ich arbeite, schweigen; wenn ich im Freien bin (und dort bin ich, wenn ich nicht arbeite), schweigen; also müßte sie gemüthskrank werden. Ich gab also fast Befehl, sie müsse zu Hause bleiben. Wir schreiben uns sehr fleißig. Die Trennung hat ein Herrliches

gebracht. Nach der stillen und schweigsamen Art meiner Gattin wußte ich nie, wie sehr sie mich liebe. Jetzt brach die ganze Gewalt der Liebe hervor, und sie erfuhr es selber erst. Bei mir war es auch so. Wir hängen mit einer Innigkeit an einander, die nie, seit wir uns kennen, so groß war. Acht und zwanzig Jahre mußten vergehen, bis wir dies erfuhren. Theurer Freund! Mein häusliches Glück ist das größte Gut für mich auf Erden. Dann kommt die Freundschaft, und Gott hat mir auch hier seinen Segen nicht versagt.

Nun wieder zu dem Berge. Ich muß eine Geschichte einschalten. Den Linzer Buchhändler Haslinger erklärten die Aerzte für tuberculos, und ließen ihn achtzehn Jahre vom October bis Mai nicht aus dem Zimmer gehen. Er hatte Sehnsucht nach Höhen. Die Sehnsucht wuchs. Er sagte, er wolle nach Kirchschlag gehen. Sein Arzt sagte, dort gehst Du zu Grunde. Er empörte sich gegen den Arzt, ging eines Junitages nach Kirchschlag, athmete Bergluft, trank Granitwasser, blieb den Sommer da, blieb im Winter da, ging in allem Schnee spazieren, ging nicht zu Grunde, sondern wurde gesund. Er baute sich eine Villa hier, hat sein Hauswesen hier, hat dicke rothe Wangen und rothe Lippen, und geht allwöchentlich am Dienstage zu Fuß nach Linz, um im Geschäfte nachzusehen. Hierauf fährt er mit dem Postwagen bis Glasau, eine halbe Stunde von hier. Er gab mir ein Buch von Dr. Werber: „Die Alpenluft" Ich bitte Dich, kaufe Dir dieses Buch und lies es beständig, es ist für Gesundheitspflege unschätzbar. Ich kann nicht näher eingehen. Es liegen Berichte von vierzehn Schweizerärzten da, die beantworten: Welche Krankheiten kommen in gewissen Erhöhungen nicht mehr vor?

(Wieder Unterbrechung und Fortsetzung.)

Diese Krankheiten also, wenn man sie sich in den Niederungen zugezogen hat, finden auf der Höhe Heilung. Werber sagt, daß Magenkatarrhe in der Höhe immer gut werden. Die Sehnsucht nach der Höhe ist der Befehl der Natur, dorthin zu gehen. Ich bitte Dich, verschaffe Dir das Buch, es ist in vielen Dingen höchst lehrreich und auch einleuchtend. Man wird durch Luft, Wasser, Licht und Nahrungsmittel weit sicherer gesund, als durch die Apotheke. Ich fühle mich leicht auf diesem Berge, als wäre ich selber Luft. Ich habe ein Zimmer mit zwei großen Fenstern nach Süden. Die Alpenkette vom Dachsteine an bis über den Schneeberg gegen Ungarn hinab liegt an heitern Tagen in diesen zwei Fenstern, und unzählige Höhen, Wälder und Hügel und weithin die Ebene der Donau mit dem glänzenden Bande. Das weitet die Brust und gibt erhobene Gedanken. Wenn die Ebene Nebel hat, haben wir den reinsten Himmel mit scharfem Sonnenlichte und milder Wärme. Zum Jahreswechsel war vierzehn Tage in Linz Hochnebel ohne Sonne, hier war stets Sonne und Wärme. Wir sehen dann den Nebel unter uns wie ein schimmerndes Silbermeer. Jetzt ist es schon wieder drei Tage so. Auch ist ein Naturgesetz, daß im Winter die Höhen wärmer, im Sommer kühler sind, als die Thäler. Mein achtzigtheiliges Thermometer am Fenster an der Südseite zeigte vorgestern um zwölf Uhr in der Sonne 24°, gestern 20°, heute 19°. Morgens sind 2° bis 4°. Die dünne, trockene Luft der Höhe und das Wasser (es muß aber aus Granitboden kommen und rein sein) machen leichtes, rosenrothes Blut (arterielles), und das thut dann im Körper die Thaten. Es nimmt die dunkeln Blutstoffe und sonstiges Schlechtes auf, und führt es in die Ausscheidungswege. Meine gelbe und

braunblasse Gesichts- und Körperfarbe weicht, und es stellt sich eine weißere Farbe ein mit fast rosenrothen Tönen, wie ich sie gar nie gehabt habe. Wenn nicht in Werbers Buche schon die Beweise für bestimmte Wirkungen reiner, trockener Luft und erhöhten Lichtes und anderer Elektrizität auf Höhen als in Niederungen stünden, so wäre ich jetzt durch die Erfahrung auf diese Wirkungen gekommen. Die Frau des Baumeisters Metz, der hier auch ein Landhaus hat, und im Winter und Sommer hier ist, sagte dieser Tage: Man braucht hier nicht Unterhaltung durch Gesellschaft, denn wenn man in die freie Luft geht, so wird man vergnügt. Und es ist sehr wahr. Ich bin nach langem Aufenthalte in der hiesigen Luft oft so vergnügt, als wäre ein Meer von Freude um mich her. Ich schrieb es dem Gefühle der wiederkehrenden Gesundheit zu; allein das Vergnügen verläßt mich, sobald ich in Linz in der schweren, naßkalten Nebelluft bin. Es ist mir wie in einem Gefängnisse. Besonders ist dieser Winter unten schlecht. Seit Monaten haben sie mit geringen Ausnahmen keinen Sonnenstrahl. Regen und Schneefall war zwar selten, aber außer diesem immer Erdnebel oder Hohlnebel, und in solcher Zeit haben wir hier oben lauter Sonnenschein und Wärme. Auch eine freudige Arbeits- und Schöpfungskraft kommt in mich, wie ich sie seit Jahren nicht hatte. Ich habe den zweiten Abschnitt des zweiten Bandes des Witiko auch ganz neu gemacht, die Fassung, die Du gelesen hast, kam mir völlig farblos und wesenlos vor. Ich war schon krank bei der Abfassung. Heute werde ich fertig, dann lese ich die Sache durch und runde sie und sende sie Dir. Sie beträgt mehr als die letzte Sendung. Sodann ist nur mehr ein Abschnitt des zweiten Bandes zu liefern, an den ich gleich gehen werde. Obwohl die Zeit meiner Freiheit noch erst

äußerst kurz ist, so fühle ich schon die außerordentliche Wohlthat derselben insbesonders in meinen Arbeiten, die mich jetzt ungetheilt und ungestört haben. Du wirst diese Wirkung, ich wiederhole es, auch sehr bald empfinden. Könnte ich nur zaubern, so zauberte ich, daß Du auf einem Eisenbahnwagen säßest, in zehn Stunden in Linz und dann in zwei und einer halben hier wärest, und acht Tage hier lebtest, um in höchstem Naturvergnügen zu schwelgen, und viel, sehr viel mit mir zu reden, was recht noth thäte. Aber ihr habt Landtag, und da habt ihr alle keine Zeit. Sage Deinen Landsleuten, daß derselbe Stifter, den sie für ungarnfeindlich hielten, den Schritt unserer jetzigen Regierung bezüglich Ungarns als hochherzige Handlung mit Jubel begrüßte, aber daß er großes Zagen hat, ob er gelingt.

Ich sende Dir hier ein paar Briefe. Schicke sie mir bald wieder zurück. An Lina Neumann, bitte ich Dich, sende alle meine Werke, und rechne sie mir an. Ich will ihrem kranken Vater, der ein schätzenswerther Dichter und Kritiker ist, eine kleine Freude machen. Sie hat mir einen Theil seiner Werke gesendet. Nächstens schickeich Dir wieder einige, besonders einen sehr schwärmerischen Mädchenbrief.

Bis Frühling wird der zweite Band Witiko fertig und im Sommer der dritte. Dann freue ich mich auf die Arbeit der Mappe.

An Joseph Türk.

Linz, am 19. Februar 1866.

Es hilft Alles nichts, ich kann Dir keinen langen Brief schreiben, wie Du wünschest, und wie mich mein eigenes Herz treibt. Ich bin mit dem zweiten Bande des Witiko in argem Gedränge. Fünfzehn Bogen sind gedruckt, der Setzer wartet auf mich und mir hängen die letzten Bogen wie Pech an den Fingern. Ich muß jedes bischen Zeit, das ich zur Arbeit verwenden kann, diesem Peche widmen, um es von den Fingern zu bringen. Wollte ich daher warten, bis ich Dir einen langen Brief schreiben kann, so verzöge sich die Sache auf eine noch unverantwortlichere Weise, als sie sich schon verzogen hat. Ich sende daher diese kurzen Zeilen mit einem Buche, und werde den langen Brief nachsenden, sobald die letzten Theile der Handschrift des zweiten Bandes des Witiko nach Pest gegangen sind.

Nimm also freundlich den Ahnherrn der Rosenberger, meinen Witiko, auf; er ist, denke ich, manierlich, er wird Dir kein Kreuz ins Haus bringen, und wenn Du ihm ein gutes Auge zeigst, wird er sehr dankbar sein. Macht er Dir durch gute Aufführung Freude, so wird meine Freude gewiß noch größer sein als Deine. Er kam spät zu Dir, weil er spät zu mir kam, der ich bis halbem October in dem tiefen Walde wohnte. Es ist eine arge, böse

Zeit an mir vorüber gegangen, und meine Freunde, und gerade meine liebsten, mußten auch darüber büßen, wenn sie auch nichts abzubüßen hatten.

Ich wohne im Winter auf dem hohen Berge Kirchschlag bei Linz, und die unglaubliche Reinheit der Luft und des Wassers, verbunden mit Seelenruhe, die mir der gütige, meine Zukunft sichernde und ehrende Entscheid unseres Kaisers gegeben hat, wirken auch Unglaubliches an mir. Ich bin fast ganz gesund, fühle mich täglich mehr gesunden, und (in dem Augenblicke bin ich in Linz) wenn ich noch den März in Kirchschlag zubringe, werde ich völlig gesund sein. Gegen Ende April gehe ich nach Karlsbad und im Juni wieder in den wilden Wald (Lakerhäuser bei Breitenberg über Passau).

Du weißt also, wo mich Deine Zeilen finden. In Karlsbad bin ich auf dem Kirchenplatze zu den zwei Prinzen. Vielleicht komme ich im Herbste nach Wien. Sei tausend Mal gegrüßt. Melde Deiner Mutter meine und meiner Gattin Verehrung, und Deinem Bruder die herzlichsten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. Februar 1866.

Ich bin in großer Angst, daß Du über die Verzögerung des Witiko ungeduldig sein wirst. In sechs Tagen geht ein Theil an Dich ab. Du bekommst dafür mehr, als ich Dir zugedacht habe. Ich mußte die ganze Abtheilung zurückbehalten, weil ich öfter im Vorhergehenden nachschlagen mußte. In Berlin hat der Professor Fost einen 1½stündigen Vortrag über mich in sehr liebevoller Weise gehalten, und die Berliner National-Zeitung hat einen Auszug gebracht, welchen die Debatte vom 31. Jänner nachgedruckt hat. Suche Dir das Blatt zu verschaffen. Ende April gehe ich nach Karlsbad. Den letzten Rest Witiko bekommst Du vorher. Nach Karlsbad wird der dritte Band vorgenommen. Der Druck dürfte im Herbste stattfinden können. Dann kann in Kurzem die Mappe folgen, und zwei oder drei Bände Erzählungen. Inzwischen arbeite ich dann auch schon am Zawesch. Morgen gehe ich wieder nach Kirchschlag. Richte Deine Sendungen wieder dahin.

Nach der Witikosendung schreibe ich Dir einen ausführlicheren Brief. Gott segne Dich und Deine Kinder.

An Gustav Heckenast.

Kirchschlag, am 7. März 1866.

Hier der Rest vom zweiten Abschnitte des zweiten Bandes des Witiko. Dieser Abschnitt war ungemein schwierig in der Form. Möge sie nicht zu weit ab von dem Gehörigen liegen. Ich habe mich sehr angestrengt, und mit schwimmenden und flimmernden Augen lege ich die letzten, erst heute wieder neu geschriebenen Blätter zu. Darum kann ich Dir nicht viel schreiben. Ich gehe nun sogleich zum Schlusse des zweiten Bandes. In diesem ist viel Thatsächliches, das weitaus das Leichteste zu arbeiten ist. Ich bleibe bis 30. d. Mts. in Kirchschlag. Am 31. gehe ich nach Linz und am 25. April nach Karlsbad.

Gott segne Dich und Deine Kinder, und Gott (sage ich) segne die, welche Ungarn und Österreich zum Heile beider einigen. Du kennst ja Deák. Ich würde ihn grüßen lassen, wenn ich ihn kennte. Im Gedanken habe ich es oft, dieser Mann könnte vielleicht den Knoten lösen. Ich möchte gerne mit Dir und Elischer über diese Sache sprechen.

Lebe wohl, grüße Elischer.

Ich bin sehr, sehr viel gesünder, ich kann sagen, ganz gesund, bis auf Vorsicht im Essen. Du würdest lächeln, wenn Du mich sähest. Mein Angesicht ist vom dicken Gelben ins magere Weiße übergegangen, und wird jetzt fast rosig, als wollte ich wieder jung werden.

An Joseph Türk.

Kirchschlag bei Linz, am 13. März 1866.

Einen langen Brief an Dich zu schreiben, ist mir unmöglich, da es mir geradezu an Schreibezeit gebricht; aber einen kurzen zu senden, fordern mich zwei Dinge dringend auf: erstens, Dir meine und meiner Gattin innige Freude über die Wiedergenesung Deiner Mutter auszudrücken, die wir so verehren. Wir haben beide keine Eltern mehr, wissen aber, was Liebe der Eltern zu den Kindern, und Liebe der Kinder zu den Eltern ist. Möge Euch Gott die herrliche Frau, die Ihr als Mutter besitzt, noch recht lange erhalten, dann ist ein Wunsch, den wir als Freunde von Herzen hegen, erfüllt. Genießet das neue Glück, ich weiß nicht, ob es ein größeres gibt. Vielleicht ist nur das gleich groß, wenn Gott die geliebte Gattin wieder genesen läßt oder den Gatten.

Zweitens muß ich Dir die Freude melden, die ich empfand, als ich las, daß Dir mein armer Witiko gefallen hat. Das Urtheil und die Meinung edler und gebildeter Menschen, die das Unmaß und die Ungeheuerlichkeit neuer Dichtweise abstößt, gilt mir sehr viel, also auch Deines. Ich habe mehrere Zuschriften erhalten, die fast alle das Nämliche sagen wie Du. Möge Dich der zweite Band auch zufriedenstellen. Ich bin eben an der Durchsicht des Schlusses. Er wird im Sommer erscheinen. Nach meiner Meinung dürfte der zweite Band besser sein als der erste,

weil man in der Arbeit das Ding doch stets besser lernt. Ich werde ihn Dir sogleich senden, wie er gebunden ist, wahrscheinlich noch ehe ihn die Buchhändler haben. Grüße Deinen Bruder von uns Beiden auf das Herzlichste und empfange selber auch die freundschaftlichsten Grüße. An Deine Mutter bitten wir unsere Verehrung zu melden. Wie immer, so in alle Zeit Dein treuer Freund.

An seine Gattin.

Kirchschlag, am 16. März 1866.

Heute habe ich mir wieder einen Festtag gemacht, und als Hauptfreude dieses Tages habe ich bestimmt, Langes und Breites an Dich zu schreiben, und ist es am Ende nur Plauderei, was ich schreibe, so freut mich das Schreiben, und Dich freut das Lesen. Und damit der Freudentag durch nichts getrübt werde, ließ ich alle Schriftstellerei ruhen; denn vielleicht wäre ich mit meiner Arbeit nicht zufrieden gewesen, und hätte widerwärtige Gefühle gehabt. Ich beschloß daher schon gestern, daß ich heute Vormittag malen werde, und zwar an meiner Steinstudie. Ich habe Dir nämlich schon geschrieben, daß ich mir Steine in die Stube schleppen ließ, und daß ich sie male. Um 4 Uhr erwachte ich nach einem festen Schlafe, mich schon des kommenden Tages freuend. Um 5 Uhr sah die erste Morgendämmerung mit einem ganz heiteren Himmel bei meinen Fenstern herein. Ich

läutete, ließ mir einheizen, und stand um halb 6 Uhr auf. Ich kleidete mich schnell an, nahm meinen Kaffee und ging in das Freie, um den Sonnenaufgang zu sehen. Wir hatten Ostwind und 6 Grad Kälte. Doch war der Spaziergang angenehm und der Sonnenaufgang prachtvoll. Die Alpenkette glühte und funkelte. Um 7 Uhr saß ich an der Staffelei, und malte bis 10 Uhr. Gott ließ mich Freude erleben, die Arbeit gelang, und die Steine werden Dir gefallen. Sie gehören auf das große Alpenbild. Um 10 Uhr ging ich wieder ins Freie, die Sonne war sehr warm, der Luftzug aus Ost aber kalt, jedoch sehr erquickend. Ich ging langsam im Schnee, durch den sich ein Pfad schlängelt, bis gegen die Glasau und wieder zurück. Ich fand auf dem Wege Haslinger mit drei Hunden, und hatte den schwarzen Haushund mit, der nach und nach mein Hund wird, und die vier Hunde hatten ein tolles Spielen und Jagen im Schnee, daß er schimmernd emporstäubte. Durch Sonne und Luft gestärkt, aber durch den Höhenglanz fast schneeblind, kam ich um 12 Uhr nach Hause. Ich aß mein Mittagmahl, sagte Deinem Bilde freundliche Worte, und ging auf die Gasse. Durch das Haus vor dem Luftzuge gedeckt, stand ich in der warmen Sonne, und rauchte meine Pfeife. Dann ging ich wieder in die Stube hinauf, legte mich auf das Sopha, nahm Göthe in die Hand, und schlief mit Göthe ein, ich schlief sehr sanft und süß eine Stunde. Dann putzte ich Pinsel und Palette, und ging wieder in das Freie. Am Waldrande ober dem Hause ist ein schneefreier, sonnenwarmer, fast trockener Weg, auf dem ich hin und her ging, die fernen Berge betrachtend. Um 4 Uhr nahm ich meinen Kaffee, dann rauchte ich auf meinem Waldrandwege eine Cigarre, dann ging ich herauf, und jetzt begann erst das Fest, nämlich das

Schreiben an Dich, und bei diesem Schreiben sitze ich nun.

Hier hast Du Plaudereien genug.

Nun will ich sehr ernsthaft sein. Freilich muß ich mir allerlei und mitunter närrisches Zeug vormachen, um es hier nur noch aushalten zu können. Noch immer liegen 14 Äpfel da; aber doch nur mehr 14. Als ich Dir den vorvorigen Brief schrieb, waren es 21, das ist doch noch ein Trost, morgen sind es nur mehr 13, und endlich wird es doch nur mehr einer sein, und wenn ich diesen gegessen habe, erhebe ich ein Jauchzen. Ich will ein Mann sein, und will aushalten, was ich mir vorgenommen habe, und sollten mich tausend Gefühle so groß wie Elephanten hinabziehen. Ist aber der Charsamstag da, dann sollen mich aber auch zehntausend Elephanten nicht hier halten können. Ich fahre hinab, selbst wenn Mühlsteine von dem Himmel fielen. Es ist sonderbar: Alles Großartige und körperlich höchst Wohlthuende, was hier unläugbar ist, verliert seine Anziehungskraft für mich, meine Seele ist nun anderswo. Es ist aber ganz natürlich. Als ich noch bedeutend krank war, strebten alle Kräfte nach Gesundheit, und da sie dieser Berg gab, strebten sie nach dem Berge, jedes andere Ding, so wichtig und so an mein Herz gewachsen es sein mochte, mußte zeitweilig in den Hintergrund treten; als aber die Gesundheit kam, wurden die Dinge, die sie brachten, überflüssiger, und Alles, was sonst das Herz belebte und erfreute, stand wieder auf und forderte mit doppelter Gewalt seine Rechte. Und was soll diese Rechte mehr fordern als der Umgang mit Dir, der mir das Süßeste, das Theuerste, das Holdeste auf dieser Welt ist. Ich wäre sehr verlassen, sehr unglücklich, sehr vereinsamt, wenn ich Dich verlieren sollte. Du bist ein vortreffliches

Weib, kein falsches Faserchen ist an Dir, Dein Wandel ist von fleckenloser Reinheit, darum liebe ich Dich, darum hängt mein Herz so sehr an Dir, darum sind die Bande so außerordentlich fest, die mich zu Dir ziehen, insbesonders, wenn ich andere Frauen betrachte, selbst die besten, wie weit stehst Du über ihnen! Lasse uns unser häusliches Glück noch recht genießen, ich will Dir mein ganzes Dasein weihen, sei Du auch recht gut und lieb und sanft und freundlich mit mir, und Alles, Alles ist jetzt gut. Es erinnert mich fast nichts mehr an meine Krankheit, als nur noch eine kleine Empfindlichkeit der Nerven, die aber auch täglich geringer wird. Wer ist nun der Thor? Der auf den Berg ging, oder die ihn verlachten? Reine Luft, reines Wasser und mäßiges Leben, das ist die Apotheke des lieben Herrgottes, und die hilft, wenn überhaupt noch zu helfen ist. Ich werde Gott zeitlebens danken, und danke Du ihm auch mit mir. Du wirst ihm gewiß schon vielmal gedankt haben. Jetzt beginnt erst das allertraulichste, heiterste und sorgenfreieste Leben für uns. Nehmen wir es in Demuth von Gott, und vergessen wir des herrlichen Mannes nicht, der es einleitete: Kriegs-Au.

Nun zum täglichen Brot. Heckenast, weil ich ihm Handschrift von hier aus geschickt habe, hat 100 fl. hieher geschickt. Ich sende Dir 20 fl., vielleicht brauchst Du Geld, ich mag der Botin nicht gerne mehr geben, sie könnte doch unachtsam sein. Reichst Du nicht, so schreibe mir es, ich sende einen eigenen Boten hinab. Haslinger brachte mir Wecken, Stritzel und Wein, und das Liebste, einen Brief von Dir, habe Dank, tausend Dank für die herzlichen Worte desselben. Sende mir vier Flaschen Wein, und ein Schächtelchen schwefelfreie Zündhölzchen. Vom Kalbsbraten oder der Taube habe ich Dir geschrieben. Auch ein

paar Fläschchen Bier wären nicht überflüssig, es wird wieder klar und sehr gut. Gib der Botin etwas zu essen.

Und nun gute Nacht, Du geliebtes, Du theures, Du einziges Herz. Wenn Du morgen diesen Brief gelesen hast, so lasse ihn für Dich freudig sein, trage die Freude mit Dir herum, und wenn Du Dich zur Ruhe legst, nimm sie mit. Die 14 Tage werden doch auch vergehen, und dann bleibe ich immer bei Dir, bis Du mich davon jagst. Der Karlsbader Brief hat mich auch erfreut. So bekommen wir unsere liebe Stube wieder.

Tausend und tausend Grüße und Küsse. Grüße Marie, Kathi, Judith. Wie geht es der Schwägerin? Strenge Dich mit Schreiben nicht an, einige Zeilen schon erfreuen mich.

In Ewigkeit Dein Dich liebender, treuer Gatte.

An Gustav Heckenast.

Kirchschlag, am 17. März 1866.

Dieser Brief soll hauptsächlich zum Gegenstande haben, Dir einen Plan vorzulegen, mit dem ich mich schon länger her unbestimmt beschäftigte, und den die neuere Zeit klarer zur Reife brachte. Ich möchte etwas in Deine Hände niederlegen, von dem es mir leid thäte, wenn es nach meinem Tode zersplittert oder verschleudert oder gar etwa ungeschickt veröffentlicht würde, nämlich meine Briefe, die ich bisher geschrieben habe und die ich noch schreiben werde. Da ich nun einmal in die Öffentlichkeit

gerathen bin, und da es jetzt eine schöne Sitte wird, die, denen man in ihren Werken etwas gut geworden ist, auch in ihrem Leben näher kennen lernen zu wollen, so ist es wohl keine Voraussetzung von großer Unbescheidenheit, wenn ich vermuthe, daß es jemanden nach meinem Tode beikommen könnte, Briefe von mir drucken zu lassen. Nun kann es mir aber nicht gleichgiltig sein, wie die Auswahl getroffen werde; denn vieles dürfte so unbedeutend sein, daß es, ohne mein Wesen besonders aufzuhellen, doch einen Kreis von Inhaltlosigkeit um mich zöge, der gerade geeignet wäre, dieses Wesen entscheidend zu trüben. Ich habe nicht im Sinne, meine Fehler zu verheimlichen, sie liegen in meinen Werken, werden noch klarer in meinen Briefen und am klarsten in der Geschichte meines Lebens liegen, wenn eine solche der Mühe werth sein sollte; aber wie das Bild großer Männer sogar durch den Eifer der Veröffentlicher ihrer Züge verwischt und verneblicht worden ist, so dürfte es mit einem kleinen Manne, an dem aber doch manche Antheil nehmen, um so mehr der Fall sein. Ich möchte daher noch bei meinen Lebzeiten meine Briefe sammeln, und diejenigen bezeichnen, gegen deren Veröffentlichung ich nichts einwende. Auf die, welche ich nicht veröffentlicht wünsche, würde ich, ehe sie der Eigenthümer wieder zurück erhält, schreiben: „Darf nicht veröffentlicht werden", und würde in meinem Testamente auch die Veröffentlichung verbieten. Auf die andern schreibe ich: „Darf nur durch Heckenast oder seine Rechtsnachfolger veröffentlicht werden", und stelle dies ebenfalls im Testamente fest.

Ich habe in der Zeit meiner Rechtsstudien, als ich das 20. Jahr antrat, eine Reihe Briefe an einen Jugendfreund, der jetzt Pfarrer in Kalham ist, geschrieben, etwas später eine ziem-

liche Zahl an . . . in . . . und seine Schwester Franziska, welche die erste tiefe Neigung meines Herzens war, dann sind die Briefe an meine Mutter und Geschwister, dann die Briefe an meine Gattin, welcher ich bei meinen vielen Amtsreisen und jetzt, da ich allein zur Kräftigung meiner Gesundheit auf dem Berge Kirchschlag wohne, sehr oft geschrieben habe, dann sind die Briefe an Dich, dann eine Reihe an meine Muhmen Louise und Josephine Stifter, dann an die Baronin Eichendorf, und endlich an zerstreute verschiedene Personen, darunter bedeutende Zeitgenossen, deren Namen ich mir jetzt, wie sie mir beifallen, in ein Verzeichniß bringe, welches ich bei jedem Briefe, den ich noch schreibe, vervollständige. Von den Briefen, die Du besitzest, mögest Du selbst die bezeichnen, welche Du veröffentlichen lassen möchtest, und sie mir zur Einsicht vorlegen. Die andern werde ich abschreiben lassen, und die Abschriften Dir senden. Auch das Verzeichniß werde ich Dir mittheilen, an wen ich geschrieben habe. Nach strenger Auswahl und nach dem Wegfalle dessen, was verloren ist, dürften reichlich 4—6 Bände in der Stärke der Nachsommerbände sein. Wenn ich, wie mich einmal mein Freund Brenner nannte, ein Herzensmensch bin, und wenn ich, wie mich der jetzige Fürst Colloredo hieß, ein Definitionsmagazin bin, d. h. einer, der auf Folgerichtigkeit sieht, so könnten in den Briefen Empfindungen und Ansichten enthalten sein, an welchen ein weiterer Kreis von Menschen Antheil nähme und vielleicht, da die Briefe unmittelbare Lebenszeichen sind, ein größerer Kreis als für meine Werke, die ich nur mittelbar lebte, und erst machen mußte.

Schreibe mir recht bald, was Du von der Sache denkst.

Ich sende Dir ein Schreiben über Witiko von einem edlen,

tiefen und richtig fühlenden Menschen, der seit vielen Jahren mein Freund ist. Schicke mir den Brief wieder zurück. Er sagt fast das Nämliche wie die andern.

Die Sendung zu Witiko II wirst Du erhalten haben. Ich arbeite jetzt am Schlusse von II.

Mein Befinden wird auf diesem Berge täglich ausgezeichneter, und Freude und Fröhlichkeit kommt in mein Herz.

Lebe wohl, tausend Grüße für Dich und Deine Kinder, denen ich, falls ich meine Gattin überlebe, meine Lebensbeschreibung, an der ich arbeite, zum Andenken als Geschenk hinterlassen will.

An Dr. Florenz Courtual.

Kirchschlag bei Linz, am 28. März 1866.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihr liebes Schreiben so spät beantworte. Eine lange und niederdrückende Krankheit, aus der ich in eben so langsamer Genesung begriffen bin, war die Ursache der Verzögerung. Auch heute muß ich mich leider auf das Allgemeinste beschränken, da sich eine solche Zahl von Briefantworten, die ich schuldig bin, angesammelt hat, daß ich nicht weiß, wie ich der Schuld werde gerecht werden können; doch ich hoffe, daß unser erstes briefliches Begegnen nicht unser letztes ist, und daß wir, wenn Sie Österreich Ihre Wirksamkeit zuwenden, vielleicht auch uns persönlich begegnen werden.

Für das übersendete Buch*) danke ich auf das Herzlichste. Es ist mir ein höchst schätzbarer Dienst damit erwiesen worden, da im dritten Theil des Witiko die oberitalischen Kämpfe vorkommen werden. Ich habe das Buch mit dem größten Eifer studirt, und finde darin eine Gewissenhaftigkeit gegen die Quellen, die mir außerordentlich wohlthut. Tausend Dank dafür! Ich habe im Witiko, wie Sie vermuthen, wirklich unmittelbar nach den Quellen gearbeitet, nur bin ich als Laie nicht geschickt genug im Quellenfinden, und daraus dürfte manches Mangelhafte entstehen. Dem Außerachtlassen der geschichtlichen Wahrheit bei geschichtlichen Dichtungen bin ich entschieden feind, und bei hohem künstlerischen Werthe einer solchen Dichtung denke ich schmerzlich, wie schön wäre das Werk, z. B. Egmont von Göthe, erst, wenn es auch wahr wäre.

Für die Theilnahme, die Sie meinen harmlosen Dichtungen zuwenden, bin ich Ihnen sehr dankbar; denn wenn mir auch Streben nach Schriftstellerruhm völlig fremd ist, so ist es mir doch ganz und gar nicht gleichgiltig, ob ich etwas Edles geschaffen habe oder nicht, und dies erfährt man dadurch, daß uns eine Neigung edler Menschen entgegenkommt oder nicht. Ihr Entgegenkommen berührt mich als ein solches, und es hat mich sehr erfreut. Möchte mir Gott noch einige Jahre wieder meine Kraft geben; ich glaube, ich würde mein Besseres erst liefern.

Den Winter habe ich auf einem hohen Berge bei Linz (Kirchschlag) zugebracht. Am 31. d. M. gehe ich nach Linz, bleibe bis 26. April dort, an welchem Tage ich nach Karlsbad abreise. In Karlsbad bleibe ich bis in die ersten Tage des Juni,

*) Böhmens Antheil an den Kämpfen Friedrich I. in Italien, von Florentz Cantual.

dann gehe ich in den baierischen Wald an den Fuß des Dreisesselberges (Lakerhäuser bei Breitenberg über Passau). Im Herbste kehre ich nach Linz zurück. Es wäre recht schön, wenn Sie mich mit einem Schreiben erfreuten.

Sie scheinen als junger Mann dem Romantischen oder Musikalischen in der Dichtung (wenn ich mich so ausdrücken darf) holder zu sein als dem Klaren und Bildnerischen. Ich hoffe, daß, wenn Sie älter sind, auch der Nachsommer mit seinen vielen Fehlern, besonders dem der Weitschweifigkeit, doch noch Gnade bei Ihnen finden wird.

Führt Sie denn Ihre italienische Reise nicht in die Nähe eines meiner Aufenthalte? Mündlich ließe sich viel besser verkehren.

Mit Hochachtung ꝛc.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. April 1866.

Ich beantworte Deinen liebherzigen Brief sogleich. Er hat mich ungemein gerührt und erfreut. Besonders wohlthuend ist meinem Gefühle, daß in kurzer Zeit Dein Knabe ganz in Deine Hände übergeht. Seine Erziehung liegt nun ganz in Dir, und Du wirst sie mit Liebe und Einsicht führen. Durch diesen Knaben lebst Du also genau nach Deiner Art in die Nachwelt hinein.

Gott wird Dir nach den harten Prüfungen, welche Dir auferlegt worden sind, dieses Glück belassen, und mir, der ich keine Kinder habe, und dem der Einfluß auf Bildung des Nachwuchses seiner Verwandtschaft beinahe gänzlich versagt ist, wird er die Freude gewähren, in Deinen Kindern ein Bischen mit fortleben zu können. Darum habe ich in mein Testament geschrieben, daß meine Lebensbeschreibung, falls meine Gattin vor mir stirbt, nach meinem Tode Deinen Kindern zufällt, und ich habe meinen jüngsten Bruder Jakob beauftragt, ihnen die Handschrift zu übergeben. Sie sei ihnen ein Denkmal meines Gemüthes und Herzens, das ich in die Worte derselben gelegt habe. Die Einleitung besagt das Nähere, und Deine Kinder mögen, wenn es die Schrift werth ist, durch Veröffentlichung ihr Eigenthum auch mit anderen theilen.

Ich werde in meiner jetzigen Mußezeit doch einmal Gelegenheit finden, eine Weile bei Dir und Deinen Kindern leben zu können. Vermöchte ich Dein Mädchen auf ein Jahr auf meinen Berg in die ätherreine Luft und zu dem silberklaren Wasser zu setzen, so würden ohne Arznei seine Äuglein rein wie der Äther und das Wasser sein. Jugendkraft wird aber gewiß das Übel überwinden. Grüße und küsse die Kinder in meinem Namen. Kannst Du einmal, ohne eben in Maróth sein zu müssen, eine Weile auf dem Lande leben, so thue es in Gesellschaft der Kinder mit mir in den Lakerhäusern oder auf dem Berge Kirchschlag, wo Du in einem netten Landhäuschen wohnen könntest.

Was Du über Ungarn und Österreich schreibst, ist aus meiner Seele gesprochen. Streiten wird nicht zum Ziele führen, ein großer Mensch könnte schlichten; aber wo ist er?! Vertrauen wir auf Gott, und suchen wir indeß das Unsere zu thun.

Was die Herausgabe meiner Briefe anbelangt, so leitete mich der Gedanke, daß diese unmittelbaren Ausdrücke meines Innern, falls dieses Innere einen Werth hat, und, wie meine Freunde versichern, das Innere anderer Menschen wieder anregt, nicht nach meinem Tode versplittert oder durch Vermischung mit Unzulänglichem verwischt werden. Göthe sagt (24. Band, S. 5): „Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann ..... Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam." Beim Lesen dieser Worte reifte mein Entschluß. Du kannst Dich für jetzt in dieser Sache nicht entscheiden, und stellst mir die Gründe dafür in Aussicht. Ich bitte Dich, führe keine des Weiteren an, unser Verhältniß ist so freundschaftlich, Dein Brief ein so inniger Ausdruck desselben, daß Gründe verlangen oder geben fast beleidigend wäre. Ich achte, ehre und liebe, was Du thust. Mit irgend jemand anderm abschließen, widerstrebt mir so, wie es mir bisher widerstrebte, seit jener Zeit der zwei ersten Bände Studien, in der ich eine Verbindung mit Cotta durch Vermittlung meines Freundes Zedlitz ablehnte, mit irgend einem andern Buchhändler als mit Dir in ein dauerndes Geschäft zu treten. Die Briefe gehören zu Dir und Deinen Kindern oder zu gar niemanden. Ich werde sie jetzt sammeln und ordnen, daß der bisherige Stoff völlig übersehbar vorliegt. Dann ist die Sache eher greifbar. Und so geordnet will ich das Begonnene fortführen, bis ich abgerufen werde.

Vom Witiko schicke ich in einigen Tagen etwas, daß Du den 20. Bogen setzen lassen kannst, das andere muß ich des Zusammenhanges wegen noch zurückbehalten; aber den ganzen Schluß sende ich noch von hier aus (ich bin wieder in Linz), oder gewiß im Mai von Karlsbad. Daß Dir das Werk gefällt, freut mich, ich hoffe den dritten Band nicht ohne Würde zu beschließen. Schreitet mein Geist wie jetzt so auch künftig vorwärts, so wird der dritte Band im Spätherbste fertig. Oft ist mir, als dränge sich wieder eine ganze Welt von Schöpfungen in meinem Haupte, und ist Gesundheit da, so hoffe ich erst jetzt mein Bestes zu fördern.

An Joseph Armann.

Linz, am 25. April 1866.

Deine Bilder kamen, als ich eben zur Reise nach Karlsbad einpackte. Ich kann daher nur wenig sagen, das beste wirst Du ohnehin wissen. Wenn der Rothbart so herrlich wird wie Wladislaw, der einer Deiner allerschönsten Stiche ist, so kann ja keine Einwendung gemacht werden. Ich danke Dir tausendmal für dieses Werk. Die Blätter werden mir zeitlebens theuer bleiben.

Wenn ich über den Rothbart etwas sagen soll, so dürften die Augen ein wenig zu starr und das Licht im Angesichte etwas zu weiß sein. Die Weichheit, daß sie ist wie an Wladislaw, wird

wohl noch in das Ganze kommen. Die Unterschrift unter der Gestalt soll blos der Name „Friedrich" sein.

Grüße Deine Gattin und Ferdinand und, wenn Du schreibst, Katharina von uns beiden herzlich, sei selber herzlich gegrüßt, und ich bleibe wie immer Dein aufrichtiger Freund.

In Karlsbad wohne ich in den zwei Prinzen am Kirchenplatz.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 14. Mai 1866.

Damit Du nicht ungeduldig wirst, wenn ich Dich bis auf das Ganze des Abschlusses des zweiten Bandes Witiko warten lasse, sende ich wieder einen Theil, den ich entbehren kann, weil ich ihn, wie Du sehen wirst, abgeschrieben habe, also die ursprüngliche Fassung, welche dem Setzer auch viel Ungemach verursacht hätte, hier besitze und nach Bedarf in ihr nachsehen kann. Ich kämpfte sehr lange und eindringlich über die Art des Schlusses dieses Bandes. Es muß etwas geschehen, dessen Gestalt dunkel in meinem Haupte war, und sich nicht klären wollte. Es faßte mich die Angst, daß mir diese That, mit der der Band schließen sollte, einfallen wird, wenn der Band gedruckt ist. Allein plötzlich erhellte sich der Bestand dahin, daß die That mit ihren Folgen den dritten Band eröffnen müsse, und der zweite mit den Vorzeichen schließt, welcher Schluß künstlerischer ist, und den

weiten Band nicht zu sehr anschwellen läßt, dafür auf den dritten hinweist und ihn einleitet.

Ich wollte Dir, obwohl ich die Handschrift erst für Mai versprochen hatte, die Überraschung bereiten, sie Dir am 1. Mai zu übergeben; allein die unglückseligen Verhältnisse, welche bestehen, brachten mir solchen Kummer wegen der Mittel zur Badereise, daß meine Feder einen guten Theil des April lahm war. Ich mochte mich zwingen, wie ich wollte, in meinem Haupte wohnte schier kein Gedanke mehr. Am 26. April, dem zu meiner Abreise bestimmten Tage, kam Vormittags von Gerold eine Bankanweisung von 200 fl. Ich reiste um 2 Uhr ab. Nach dem alten Spruche sind die Unglücke immer gesellt. Du weißt, daß meine Gattin und meine Nichte auch krank sind, und schon im vorigen Jahre Karlsbad brauchten. Ich muß pflichtgemäß für sie wie für mich sorgen, und so sind wir mit unzureichenden Mitteln hier; denn, wie ich Dir schrieb, und wie ich aus der vorjährigen Rechnung weiß, bedarf ich außer den gewöhnlichen Raten als Mindestes 300 fl. Göthe sagt, daß zur Erhaltung jedes Talentes auch die äußeren Umstände kommen müssen (24. Band: Antik und Modern). Wie oft dachte ich: Etwa hätte ich doch eine der Größen werden können, wenn Freiheit der Seele und Klarheit und Heiterkeit immer gegeben gewesen wären. Und was bin ich nun? Eine Schranke, das Amt, hat eine gütige Hand weggenommen, und andere bauen sich in allgemeinen Verhältnissen auf, die durch Thorheit und Niederträchtigkeit der Menschen kaum übler sein könnten. Ist denn die Geschichte verdammt dazu, Kassandra zu sein? Stets hat Böses Böses geboren, und doch greifen Menschen, denen, obwohl ihr Verstand sehr beschränkt ist, doch wie als lächerlicher Hohn Staaten folgen

müssen, wieder zu bösen Mitteln und auch zu thörichten. Wann werden Völker Völker sein?

Wie lange wir hier bleiben müssen, weiß ich noch nicht, wahrscheinlich fünf Wochen. Heute ist die zweite vollendet. Du kannst also die Correctur hieher schicken. Ich bitte Dich, sehe nach, ob der Übergang vom 20. Bogen auf den 21. richtig ist. Der 20. Bogen kam zu meiner Abreise, ich zeichnete mir die Schlußworte ein, habe aber den Zettel zu Hause vergessen. Oder könnte ich die Aushängebogen 19 und 20 hieher bekommen? Ich wohne wieder bei „zwei Prinzen" auf dem Kirchenplatze.

Meine Gesundheit wächst täglich, wären nur die äußeren nächsten Sorgen nicht der Hemmschuh der Geistesthätigkeit.

Lasse bald einige Worte hören. Ich hoffe noch immer, daß Bismarck doch nicht einen deutschen Krieg wird anzetteln können. Grüße die Kleinen und sei herzlich von uns beiden gegrüßt.

An Johannes Aprent.

Karlsbad, am 18. Mai 1866.

Unser Arzt sagt, daß wir dieses Mal nur vier Wochen in Karlsbad zubringen dürfen. In diesem Falle reisen wir also Montag den 28. d. M. von hier ab und kommen Mittwoch den 30. in Passau an. Am 31. fährt meine Frau mit der Marie nach Linz, und am 1. Juni fahre ich mit eigener Gelegenheit, die ich miethe, in die Lakerhäuser. Bist Du also gesonnen

und ist es Deiner Schwester genehm, daß sie einen Landaufenthalt in den Lakerhäusern nimmt, so müßte sie am 31. Abends bei mir in dem Gasthause zum Mohren in Passau eintreffen. Jetzt aber bitte ich Dich, habe Verstand und rede mir im Folgenden nichts entgegen. Wenn der Entschluß gefaßt wird, daß Deine Schwester Luft, Wasser, Wald und Land an dem herrlichen Walde genießen soll, so ist sie von da, als sie das Gasthaus zum Mohren betritt, mein Gast, und hört auf es zu sein, wenn wir uns wieder trennen. Sie bekommt in den Lakerhäusern in unserer Wohnung ein Zimmer für sich, und da in der Wohnung gekocht wird, kann sie bestimmen, was sie essen will. Für die ganze Art ihres Lebens hat sie natürlich unbeschränkte Freiheit. Sie kann allein sein, so viel sie will, und kann mit uns sein, so viel sie will, nur wenn ich arbeite, ziehe ich mich in meine Kammer zurück. Denke nicht, daß ich aus irgend einer Tugend das so bestimmt habe, es geschieht aus lauter Eigennutz und Geldgeiz. Ich habe oft schon Gastfreundschaft geübt und daran Freude gehabt, und an dieser Gastfreundschaft habe ich die größte Freude, ich freue mich schon sehr darauf, Deine Schwester von Passau in der schönen Gegend dem wunderbaren Walde entgegenzuführen, ich freue mich auf ihren Umgang, und ich werde da in einer solchen Stimmung sein, daß ich prächtig arbeiten und ein ungeheures Geld verdienen werde. Du siehst also, wie es ist, und wärest ein verdammlicher Freund, wenn Du mich um alles das brächtest. Redest Du mir darein, so werde ich zum ersten Male in meinem Leben ganz ernstlich auf Dich zornig.

Ich muß für heute schließen, die Zeit ist karg und meine Antwortschulden auf Briefe häufen sich. Hoffentlich geben mir

die Lakerhäuser zu einem Herzensbriefe Muße. Wir, besonders ich, befinden uns sehr wohl und wünschen es von Dir und den Deinigen. Tausend Grüße an Dich und die Schwestern.

An Gustav Heckenast.

Karlsbad, am 31. Mai 1866.

Tausend Dank für Deine Güte und Liebe. Ich werde sie mit allen Kräften meines Herzens und meiner Seele vergelten.

Sonntag, 3. Juni, gehen wir hier fort, und vom 7. an bin ich in den Lakerhäusern. Briefe werden mir von hier nachgeschickt.

Otto Wigand ist hier. Ich liebe ihn heuer noch mehr.

Möge Gott den Schluß von Witiko II segnen.

Tausend Schönes von uns.

An seinen Bruder Anton.

Lakerhäuser, am 10. Juni 1866.

Du erhältst heuer zu Deinem Namensfeste einen Glückwunsch weniger, als Du in einer Reihe von Jahren erhalten hast, einen Glückwunsch, der Dir von dem Nächsten kam, das der Mensch auf Erden hat, von der Gattin. Der Rathschluß des Himmels

hat das Band für das irdische Leben gelöst. Der Rathschluß des Himmels ist unerforschlich; aber er ist immer weise und immer gütig, wenn er auch das Erdenherz schmerzlich trifft. Ist das Band der Ehe das festeste und eingreifendste des Lebens, ist sein Reißen das Schmerzlichste, Fürchterlichste, was einen Menschen treffen kann, so ist doch auch ein anderes Band, das älter ist, das sanfter ist, das, wenn es sich löst, nie ersetzt werden kann, und das, wie es auch getrübt oder bedroht werden kann, nie ganz zu schwinden vermag: das Band der gleichen Abstammung von geliebten Eltern, das Band der Geschwisterliebe. Nimm meinen, Deines ältesten Bruders, Wunsch zu Deinem Namensfeste. Möge Gottes Güte, welche Heilung in die Zeit legte, Deinen Schmerz lindern. Möge Dein Sohn zu Gutem und Rechtschaffenem heranwachsen, mögest Du die Jahre, die Dir noch bevorstehen, in Ergebung und getröstet durch Erfüllung der Pflichten hinbringen, bis einmal wieder die Stunde der Vereinigung schlägt, welche dann frei von allen Erdenschwächen in Schönheit und Herrlichkeit fortdauert, und ein Ende nicht zu fürchten hat. Den Dingen gegenüber, von denen ich gesprochen habe, sind alle irdischen Vortheile oder Nachtheile, Glück oder Unglück, nichts; ich rede daher nicht davon.

Denke einmal an dem Tage Deines Namens an mich zu meinem Walde herauf. Denke aber stets, daß ich nie aufhören werde zu sein Dein aufrichtig gesinnter Bruder.

An Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au.

Lakerhäuser, am 10. Juni 1866.

Ich wollte es mir als eine Art Belohnungsfest nach der Beendigung des zweiten Theiles des Witiko gönnen, mich in einem umständlichen Schreiben an Sie über allerlei Äußeres und Inneres zu ergehen, um meinem Geiste gleichsam einen sanften Ausheiterungsabend zu bereiten, allein die Arbeit wird immer nicht fertig; denn theils bin ich sehr vorsichtig in Geistesanstrengungen und breche ab, wenn sich nur das geringste Unbehagen einstellt, theils konnte ich über die Linie nicht einig werden, an der der zweite Band stehen bleiben sollte, und so muß ich, um gegen Sie nicht den Schein von Rücksichtslosigkeit auf mich zu laden, doch noch neben dem Witiko dieses Schreiben beginnen, um vielleicht beides zu gleicher Zeit zu beendigen. Die Behaglichkeit wird daher wohl diesem Schreiben fehlen, nicht aber das Herz, das Ihnen gehört. Ueber die Grenze des zweiten Bandes bin ich nun wohl in Klarem; aber sie ist noch nicht erreicht. Was im Entwurfe und nur theilweiser Ausführung einen kleinen Raum einnimmt, weitet sich ins Größere, so man es zur bezeichnenden Entfaltung bringen will, und wenn man einem Stoffe gewissenhaft seine Forderungen abfrägt, so will er sie auch erfüllt haben. Wäre ich dieser Erfüllung auch nur zum Theile mächtig. Oft verzage ich

fast. In wenigen Tagen, hoffe ich, wird die letzte Welle aus dem Gefäße rinnen; wenn nur nicht ein Tropfen an dem Rande hängen bleibt, den ich dann mit Gewalt abzuschütteln gezwungen bin. Es ist wohl bei Ihren wichtigen Geschäften eine anmaßende Bitte, wenn ich sage, daß Sie das Buch, welches ich Ihnen sogleich nach seinem Zustandekommen schicken werde, lesen und mir darüber Gutes und Böses, wie es sich fügt, schreiben möchten, und doch thue ich diese Bitte, weil ich voraus sehe, daß Sie mich so achten, sie, wenn sie Ihrer Pflicht entgegen wäre, nicht zu erfüllen. Daß ich etwas Edles und Gutes, wenn auch nur annäherungsweise, hervorbringen möchte, werden Sie wohl wissen, jede andere Rücksicht ist mir bei meinem Schaffen fremd. Ob ich mich aber dem Gewollten annähere, können nur Menschen, die eben jenes Angestrebte in sich tragen, mit Sicherheit zu erkennen geben. Andere mögen viel Geistvolles sagen; aber sie sagen Anderes, das nicht fördert. Wenn der hohe Mensch eine Leistung ganz verwirft, so mag das weh thun, aber es ehrt und nützt, wenn man überhaupt Kräfte zum Höheren hat, weil man alsdann den Fehlweg verlassen und den besseren betreten kann. So ist mir Ihr Urtheil, billigend oder tadelnd, theuer, und so auch das der edlen Gattin unseres Freundes Sigmund. Liebe brachte ich zu meinen Werken, Eifer, der mich vielmal verwerfen und ändern und Zeit und irdischen Vortheil verschwenden ließ, und Redlichkeit. Wenn nur nicht auch ein Schatten der Krankheit über dem Werke schwebt. Nun es sei Gott anheim gestellt, vielleicht läßt es sich später verbessern.

Ich will Ihnen Einiges über meine jüngste Lebensweise schreiben.

Wie doch die Natur gerecht und, ich möchte sagen, in ihren

Mahnungen heilig ist. Seit Langem habe ich einen Drang nach Höhen und in den Höhen war mir wohler. Im letzten October erklärte ich, ich wolle den Winter auf dem Berge Kirchschlag zubringen. Die Linzer entsetzten sich oder lachten. Nur der Arzt Duftschmid sagte, das sei der gescheideste Gedanke, der in diesem Monate in Linz vorgekommen ist. Ich fuhr nach Kirchschlag und richtete mich häuslich ein. In der Luft des Berges, die so rein und im Winter milder ist, als die schwere, feuchte des Thales, bei dem herrlichen Wasser, das der Körper mit Begierde in sich aufnimmt, bei vielem Verweilen im Freien (täglich im Ganzen fünf Stunden) und endlich in Betrachtung und Verehrung der großartigen Landschaft, die weit hingebreitet ist, wurde ich täglich besser, und da Ruhe, Frieden und Stille um mich ausgegossen war, täglich heiterer und zuletzt gar schaffensfreudig. Ich dankte Gott dem Herrn, und dankte im Herzen den edlen Freunden, die mir zu der Ruhe erst recht die Ruhe gegeben haben. Ich hatte keinen Augenblick Langeweile, ich theilte meine Zeit in Arbeit, in Genuß der Größe um mich, in den Umgang mit einigen lieben Menschen, die ich auf dem Berge gefunden habe, und in Briefschreiben an meine geliebte Gattin. Die Wirthsleute sind einfache Menschen, die mich hätschelten. Am letzten März zog ich mit Sack und Pack, ich könnte sagen singend und springend nach Linz. Die alten Liebhabereien waren wieder erwacht. Ich setzte alle meine Cactus um und freute mich ihrer unsäglich. Ich besuchte meine Freunde und fuhr am 26. April nach Karlsbad ab. Am 1. Mai feierte ich den Morgen mit dem ersten Becher Schloßbrunnen und seitdem trinke ich dieses Wasser. Wie Unglück zusammenkommt, so kommt auch Glück. Meine Gattin litt lange an der Leber und ihre Nichte an der Milz. Essenwein

verordnete im vorigen Jahre Karlsbader Mühlbrunnen, sie tranken ihn und der Erfolg war gut, sie trinken ihn heuer wieder, und der Erfolg zeigt sich jetzt schon sehr gut.

Ich lebe einfach, arbeite sehr mäßig, fühle mich täglich wohler, lese Alles in kleinen Theilen, was Göthe über Kunst geschrieben hat, und nehme nach Befehl des Arztes Karlsbader Luft ein. Am 3. Juni ist das Trinken aus, und ich gehe dann an die Südseite des großartigen Dreisesselberges in meine geliebten Lakerhäuser, um dort zu leben, wie ich in Kirchschlag gelebt habe. Und so sage ich noch einmal Gott Dank, daß Alles ist, wie es ist. Ich weiß jetzt, daß die Zeit kommen wird, in der ich Ihnen werde schreiben können: Theurer Freund! Ich bin vollkommen gesund.

Was in der Welt geschieht, das suche ich mir aus dem Sinne zu schlagen, doch schmerzen mich sehr die öffentlichen Verbrechen, die jetzt begangen werden. Mit Ihnen möchte ich wohl eine geraume Weile über die Weltangelegenheiten sprechen. Wenn nur Oesterreich sich jetzt nicht übereilt, und wenn es nur, falls es gezwungen ist zu schlagen, mit aller Wucht schlägt, die es aufbringen kann.

Sie waren in Linz. Ach, daß ich ferne sein mußte. Wie sehne ich mich nach einem bischen Umgange mit Ihnen. Auf Ihnen liegt eine Last von Geschäften, wie sehr wünschte ich für Sie auch ein Zeitchen Wald und Fels, und Lust und Freiheit, und zeitweiliges Vergessen dessen, was geschieht. Mein Gedanke ist übrigens der (so weit ich in meiner Einsamkeit urtheilen kann), daß doch kein Krieg wird, und daß der Friede in einer Gestalt kommen kann, die vielleicht auch kein großes Glück ist.

Hier bin ich unterbrochen worden, und in der letzten Trinkzeit verbot der Arzt jedes Schreiben. Ich setze nun fort. Am 3. Juni

fuhren wir nach Eger, weil meine Gattin von der Kur so angegriffen war, daß sie ein weiteres Fahren nicht vertrug. Am 4. fuhren wir nach Regensburg und am 5. nach Passau. Am 6. fuhr meine Gattin mit dem Dampfschiffe nach Linz, und ich am 7. in die Lakerhäuser, da der Arzt für mich unweigerlich Landluft und Vermeidung jeder Stadt forderte.

Meiner Gattin wurde vorerst, bis sich ihre Aufregung gelegt hat, die anregende starke Waldluft allseitig widerrathen. Und so sind wir neuerdings zeitweilig getrennt.

Im Waldlande ist feierliche Stille um mich. Doch dringen Zeitungen und Kriegsgerüchte herein. In Baiern fand ich bei Menschen, mit denen ich auf der Reise in Berührung kam, Erbitterung gegen Preußen. Jetzt wird wohl doch Krieg und vielleicht ist es besser. Mein Herz leidet manches für unser Land. Im italienischen Kriege konnte ich ein Schärflein beitragen, jetzt kann ich es nicht.

Ihnen wünsche ich tausend Gutes und Liebes, und wenn Sie eine Minute haben, senden Sie mir zwei Zeilen in meinen Wald.

An J. F. Richter.

Lakerhäuser, am 21. Juni 1866.

Entschuldigen Sie es gütig, daß ich Ihr sehr freundliches Schreiben vom 24. Mai erst heute beantworte. Es hat den Umweg über Linz nach Karlsbad gemacht, wo es mich gegen Ende des Monats traf. Ich war in der letzten Woche des Trinkens des dortigen Schloßbrunnens begriffen und wollte Ihnen in der Abspannung, die so etwas immer bewirkt, nicht schreiben, um Ihren schönen Brief nicht mit einem schlechten zu vergelten. Am 3. Juni fuhr ich von Karlsbad fort, um nach einer kleinen Reise den baierischen Wald aufzusuchen, und da einen Theil des Sommers zu verleben. So bin ich nun am südlichen Fuße des Dreisesselberges und richte von ihm aus diese Zeilen an Sie.

Ich danke Ihnen herzlich für die schöne Empfindung, welche Ihr Schreiben in mir erregt hat. Mir ist jedes Streben nach Schriftstellerruhm vollkommen fremd, wie jedes Streben nach Ruhm überhaupt. Aber für eine Art Beifall war ich von Kindheit an sehr empfänglich, ja ich geizte darnach, für den Beifall recht gethan zu haben, aber dabei auch zu wissen, daß es wahr ist. Sehr bald entwickelte sich in mir eine Liebe für das Wundervolle und Hohe, und ein Widerwillen für das Gegentheil, was mich in meiner ersten Jugend öfter zu überschwenglichem Anschließen oder überschwenglichem Aburtheilen hinriß. Dabei

wirkte Schönheit, besonders der menschlichen Gestalt, zauberhaft auf mich. Sehr bald trat sie mir auch in der Kunst und in der äußeren Natur entgegen, wie ich denn kaum im zehnten Lebensjahre durch die Schöpfung von Haydn in ein ahnungsreiches, wonnevolles Wunderland versetzt wurde, und oft schon damals die schönen Linien und die Färbung unserer Wälder betrachtete. Im 12. Lebensjahre kam ich in die Benediktiner-Abtei Kremsmünster in die lateinische Schule. Dort hatte ich über eine außerordentlich schöne Landschaft hin täglich den Blick auf die blauen Alpen und ihre Prachtgestalten, dort lernte ich zeichnen, genoß die Aufmerksamkeit trefflicher Lehrer, lernte alte und neue Dichter kennen und hörte zum ersten Male den Satz: das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt, das Göttliche aber sei in dem Herrn des Himmels ohne Schranken, im Menschen beschränkt; aber es sei sein eigentlichstes Wesen und strebe überall und unbedingt nach beglückender Entfaltung als Gutes, Wahres, Schönes, in Religion, Wissenschaft, Kunst, Lebenswandel. Dieser Spruch, so ungefähr oder anders ausgesprochen, traf den Kern meines Wesens mit Gewalt, und all mein folgendes Leben, ein zweiundzwanzigjähriger Aufenthalt in Wien, Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft, im Umgange mit Menschen, in Amtsthätigkeit führten mich zu demselben Ergebnisse, und jetzt im neunundfünfzigsten Jahre meines Lebens habe ich den Glauben noch; aber er ist mir kein Glauben mehr, sondern ein Wahrheit, wie die Wahrheiten der Mathematik; ja noch mehr, denn die Wahrheiten der Mathematik sind nur die unseren Verstandesgesetzen entsprechenden Gesetze; diese Wahrheit aber ist unbedingt, oder Gott ist nicht Gott. Ich kam also ganz natürlich dazu, diesen meinen Seelen-

inhalt auch oft unbewußt auszudrücken, und da ich, ich weiß nicht wie, eine Art Dichter wurde, auch hierin. Als Dichter kann ich mich nicht hoch achten, wie weit stehe ich hinter den Männern des Alterthums und der neueren Zeit zurück, die uns so erhabene Gestaltungen gegeben haben; aber das Hohe der Menschheit, das Edle und, sagen wir es, das Göttliche suchte sich aus mir zu den Menschen hinaus zu lösen. Und ob dies in einigem Maße gelungen ist, das ist mir nicht gleichgiltig, ja es ist mir Lebenserfüllung. Ich selber kann wenig darüber urtheilen, da ich mir nur meines eigenen Empfindens bewußt bin, und nicht dessen, das ich erregt haben mag, darum ist mir Anerkennung von Menschen, denen ich das Höhere zutraue, sehr werth, und darum war mir Ihr Schreiben in seiner maßvollen, aber tiefen Haltung sehr werth. Ich habe öfter schon Zuschriften schwärmerischen Inhaltes von Jünglingen und Mädchen erhalten und freute mich der Blume ihretwillen, wußte aber nicht, habe ich zu ihrem Erblühen mitgewirkt, oder hat der Schreiber sein schönes Selbst nur in meine Schriften hineingetragen. Wenn aber ein ernster, älterer, gemäßigter Mann, der das Leben kennt (und ein solcher scheinen Sie mir zu sein), gerade das in meinen Werken betont, was ich selber für das Wesen derselben halte, dann bin ich sehr erfreut und drücke ihm dankbar die Hand, daß er in mir den Zweifel geringer gemacht hat. Dies ist die Ursache, daß ich die Beantwortung Ihres Briefes auf eine bessere Zeit verspart habe, und dies ist die Ursache, daß ich mir auch erlaubt habe, Sie mit der obigen Auseinandersetzung zu belästigen.

Ich bitte Sie meinen herzlichen Gruß anzunehmen, ihn auch Ihren Angehörigen und Ihren Freunden zu bringen, und

meine Bitte, daß Sie mir in einem freien Augenblicke wieder schreiben mögen, nicht unbescheiden zu finden.

Meine Gesundheit ist zwar noch nicht so fest wie in jungen Jahren, aber das Uebel von Stauungen im Unterleibe, aus vielem Sitzen in Zimmerluft entstanden, ist dem zweimaligen Gebrauch von Karlsbad und, wie ich glaube, dem fast dreijährigen Aufenthalte auf waldigen Bergeshöhen, in reiner Luft, bei herrlichem Wasser und wunderschöner Landschaft noch nachhaltiger gewichen. Ich lebe hier in dem Hause, in dem Witiko Bertha gefunden hat (es gehört meinem Freunde Rosenberger), bin fast immer im Freien und gehe weit und breit in Wald und Flur herum.

Von Witiko ist dieser Tage der letzte Correcturbogen des zweiten Bandes in die Druckerei gegangen. Dieser Band wird also in einigen Wochen erscheinen. In Jahresfrist hoffe ich das Werk mit dem dritten Bande zu vollenden.

Ehe ich schließe, muß ich den Wunsch beifügen: möge Ihr Haus von den Wirrnissen, die jetzt in Deutschland ausgebrochen sind, nicht unmittelbar getroffen werden. Unsere Herzen werden wohl alle getroffen, und die guten am schärfsten. Möge das herrliche deutsche Volk durch dieses Unglück die Läuterung empfangen, die es bringen kann, und deren es, eben weil es herrlich ist, mehr bedarf als ein anderes.

In großer Hochachtung ꝛc.

An seinen Bruder Anton.

Lakerhäuser, am 24. Juni 1866.

Auf diesem Blatte sende ich Dir die Zeilen, die ich der Verstorbenen als eine kleine Liebespflicht widme. Ich habe freilich geglaubt, daß sie mich zum Grabe begleiten wird, allein Gott hat es anders gefügt, und sein Wille ist unser Gesetz und unser Heil.

Das Denkmal kann, wie es gezeichnet ist, aus dem edlen Steine des Granites sehr würdig und kirchlich aussehen. Nach meiner Meinung dürfte es entsprechender gewesen sein, daß zuerst in einer kleinen Tafel die Worte für die früher verstorbenen Kinder gestanden wären, dann die für die Mutter auf einer größeren, weil sie sich auf jene beziehen; allein dazu müßte das Denkmal eine ganz andere Gestalt haben, und es wäre überhaupt schwer, die Gestalt zu dieser Anordnung zu finden. Darum glaube ich, möge der Entwurf bleiben, wie er gedacht ist. Schreibe mir doch auch die Worte, die für die Kinder stehen, daß ich sehe, ob Alles paßt, oder ob mit einer kleinen Veränderung zu helfen wäre. Auf die große Tafel könnte die folgende Schrift kommen:

Hier ruht
die Frau Magdalena Stifter,
Bürgerin und Lederhändlersgattin aus Linz.
Geboren am 29. März 1824, gestorben am 20. April 1866.

So ruh' in Frieden nun bei Deinen Kindern,
Die Gott vor Dir sich nahm als junge Saat,
Nichts konnte Deine Sorge um sie mindern,
Bis er zu ihnen Dich gerufen hat.
Und uns, die wir an euern Gräbern weinen,
Den Gatten und den Sohn, den er noch gab,
Auch diese wird er einst mit euch vereinen,
Und dann ist keine Trennung und kein Grab.

Es darf kein Buchstabe und keine Silbe geändert werden, weil sonst der Vers gestört wäre. Ich denke, für die Hinterbliebenen geliebter Verstorbener ist kein würdigerer Trost, als der Wunsch sanfter Ruhe und die Hoffnung der Wiedervereinigung. In diesem Sinne dürften die schlichten Worte, die ich mir gedacht habe, Deine Billigung finden. Ich habe sie nach meinem Gefühle geschrieben. Mir würde nach dem Tode meines rechtschaffenen, für mich so treugesinnten Weibes keine Freude mehr bleiben, als die Hoffnung der Wiedervereinigung.

Schreibe mir doch, was Du für Deinen Knaben angeordnet hast. Gott lasse ihn einen guten, gerechten Mann werden.

Meine Gesundheit ist besser, als sie seit der Erkrankung war, und ist ganz besonders hier in der weiten und freien Luft und bei dem reinen Wasser sehr gut. Es sind nur die Nerven noch empfindlich und kindisch, aber nicht mehr in der Art wie früher, und werden bei der sichtlichen Erstarkung des Körpers gewiß auch erstarken. Ein Brief, den ich aus Sachsen erhalten habe, und der von einem ruhigen und ernsten Manne herzurühren

scheint, wünscht am Schlusse, daß mein „segensreiches Wirken noch ein langes und ungetrübtes bleibe", und ist dieses Wirken ein bischen segensreich, so möchte ich wohl noch Einiges wirken, und für meine Gattin, die ohne mich sehr verlassen wäre, wünsche ich zu leben, sonst ist mir der Hingang in jeder Stunde genehm, er führt zu Vater, Mutter und Großeltern, zu manchem vorausgegangenen Geliebten, und zu hohen und großen Menschen der Vorzeit.

Gott schütze Dich in Deinem Schmerze, und empfange die Theilnahme aller derer, die Dich lieben und achten.

Ich sende Dir die herzlichsten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 24. Juni 1866.

Ich sende Dir hier einen Brief, der mir durch seine schlichte Sprache, die von einem älteren, ruhigeren nnd ernsteren Manne herzurühren scheint, mehr Freude gemacht hat, als manche schwärmerische Zuschrift von Jünglingen oder Mädchen. Schicke ihn mir doch bald wieder zurück. Da Du an dem „segensreichen" Wirken, wie er es nennt, Theil hast, so gehört Dir auch ein Theil des Briefes. Nächstens sende ich Dir zur Abwechslung ein Mädchenschreiben.

Ich bin, wie ich Dir gemeldet habe, seit dem 7. d. M. wieder in meinen geliebten Lakerhäusern, leider für jetzt noch ohne meine

geliebte Gattin, die in Linz die sehr vernachlässigte Wohnung wieder in besseren Stand zu setzen bestrebt ist. Aus dieser Trennung kannst Du schließen, daß sie wegen meiner Gesundheit nicht mehr sehr besorgt ist, und in der That bin ich heiter und kräftig, und dies hier mehr als irgend wo anders. Ich wirthschafte schon recht fleißig im III. Theile des Witiko und hoffe ihn im nächsten Frühlinge abzuschließen. Dann freue ich mich schon auf die Mappe, die sogleich folgen soll. Wie mich der Umstand beglückt, daß ich jetzt frei von Amtssorgen und Körpergedrücktheit meinen theueren Bestrebungen leben kann, vermag ich Dir gar nicht zu schildern. Tief betrübt mich der Krieg zwischen deutschen Brüdern, wie mir jeder Krieg zwischen Menschen ein Scheusal ist; aber ich habe feste Hoffnung, daß er kurz sein wird. Herrlich sind die Worte unseres Kaisers: „Zur Verantwortung für ꝛc. ꝛc. rufe ich diejenigen, die ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen, allmächtigen Gottes." Mir ist seither öfters, die Worte könnten prophetisch sein und Gott könnte, ohne daß eine Frevelhand eingreift, den einen oder den anderen rufen, ehe wir denken. Einmal, wenn ich mir mehr Zeit gönne, schreibe ich etwas Längeres an Dich über die Zeitgeschichte, um mein Gemüth zu erleichtern.

Du mußt vergessen haben, daß ich Dir von Karlsbad meine Abreise auf den 3. und meine Ankunft hier auf den 7. d. Mts. angezeigt habe; denn die letzten Correcturbogen haben den Umweg über Karlsbad und dann über Linz gemacht. In Linz hat sie meine Gattin hieher angewiesen.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 26. Juni 1866.

Wodurch verdiene ich denn so viele Güte, Liebe und Freundschaft, als ich in Deinem Briefe finde? Ich habe Dir immer, seit ich Dich kenne, Hochachtung gewidmet. Als ich Dich näher kennen lernte, ist diese Hochachtung in Liebe übergegangen, aber das ist kein Verdienst von mir, daran bist Du nur allein selber schuld. Sonst habe ich Dir nie etwas bieten können, das Dir so viele Freude gemacht hätte, als mir Dein aufmerksames, zartes Vorgehen in einer Angelegenheit, die nur als einfache Anfrage erging, und nun von Deiner Seite ein Genesungsfest wird. Daß Du daran gedacht hast, das freut mich so sehr, und dafür nimm den herzlichsten, innigsten Händedruck. Ja es soll ein Genesungsfest werden. Ich habe meinen Plan geändert. Ich gehe am 1. Juli von hier nach Linz, um den 10. im Kreise meines Hauses zu feiern und zu einem Genesungsfeste zu machen. Unsere Mittagmahlstunde ist jetzt zwölf Uhr, als die Mitte des Tages. Ich bitte Dich, denke am 10. zu dieser Stunde ein wenig an uns. Dein Name wird auf unseren Lippen sein, und wenn ich auch noch kein sehr guter Freund des Weines sein darf, so wird doch in einigen vortrefflichen Tropfen Dein und Deiner Angehörigen Wohl zu dieser Stunde von uns ausgebracht werden; genau um zwölf Uhr fünfzehn Minuten. Möge das Wohl ein lange

dauerndes sein, und möge hinter dem Genesungsthore ein nicht zu kurzer Gesundheitsweg liegen.

Meine geliebte Gattin ist in Linz, um unsere durch zwei Jahre fast ganz vernachlässigte Wohnung wieder ein wenig in Stand zu setzen. Ich bin indessen schon am Fuße der drei Sessel in dem Hause, in welchem Witiko Bertha fand, und es war nicht unsere Absicht, daß ich am 10. in Linz sei. Jetzt aber werde ich es sein und kehre nach mehreren Tagen wieder hieher zurück.

Meine Gattin ist mir in meiner Krankheit ein Engel geworden, und wie freue ich mich, daß durch Dich ihre Freude über meine Genesung eine noch viel größere wird.

Der Weg von Karlsbad nach Linz wäre über Wien ein doppelter von dem über Regensburg gewesen und wäre es noch mehr geworden, da ich von Linz hieher noch weit mehr westlich gemußt hätte. Zudem hat mir der Arzt nach dem Karlsbader Wasser jede Stadt verboten und den Genuß hochgelegener Waldluft gerathen. So bin ich hier und genieße sie. Vielleicht feiere ich im Herbste das Siegesfest in Wien mit, denn ein Sieg muß es dieses Mal werden, sonst müßte man ja an allem Rechte verzweifeln. So lange die Geschichte spricht, hat Frevel nie dauernd gesiegt; nur die Zeit ist die Frage, und was zwischen Anfang und Ende liegt. Wenn der, welcher in neuer Zeit unsere Zuchtruthe geworden ist, die wir, wie es immer geschieht, uns selber gebunden haben, wenn er, der stets den Frieden stört, jetzt schon berufen ist, unter den Rädern seines Getriebes zermalmt zu werden, dann ist im kommenden Herbst das Siegesfest noch nicht, aber es kommt gewiß und auch dann, wenn ihn Gott einfach zu sich zur Strafe ruft. Mich betrübt es

sehr, daß Menschen zur Schlichtung ihrer Händel noch raufen müssen, und daß diese Menschen noch dazu Brüder desselben Volkes sind.

Ich bitte Dich, sende das Armband an mich hieher, nämlich in die Lakerhäuser über Linz und Schwarzenberg. Schwarzenberg ist die letzte österreichische Post, drei Viertelstunden von hier. Ich gehe jetzt täglich gegen Abend hinüber, um die Post und Nachrichten zu erwarten, und da ich auf diese Weise mein eigener Bote bin, so ist die Richtung Schwarzenberg hieher jetzt für mich die sicherste.

Lebe wohl, ich hoffe ein fröhliches Wiedersehen. Melde Deiner ehrwürdigen Mutter meine Verehrung und Deinem Bruder den herzlichsten Gruß.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 5. September 1866.

Heute um halb 7 Uhr des Morgens saßen wir in eine bequeme Oberplaner Kutsche und fuhren unseres Weges gegen die Lakerhäuser. Die erste halbe Stunde bis in das Dorf Hinterstift hatten wir heftigen Regen und Kälte. Dann hob sich ein starker Wind, aber ohne Regen. Der Wind war kalt und durchdringend. Ich hatte Überrock und Mantel und den Plaid hatten wir über die Füße. Um halb 9 Uhr kamen wir nach Lichtenberg, das bei Ulrichsberg liegt. Dort nahmen wir noch einen Kaffee

zu uns. Um halb 10 Uhr fuhren wir weiter und langten nach einem kurzen Aufenthalte in Schwarzenberg um halb 12 Uhr in unserer stillen Wohnung an. Die Wirthin richtete uns einen Rinderbraten, der in einer Stunde fertig war. Wir aßen, und nach dem Essen ruhte ich, um meinen Kopf, der von dem Winde wüst geworden war, ausdröhnen zu lassen. Ehe der Nachmittagskaffee kam, packte ich Dein Bild aus. Ich hatte es wohlverpackt in das Gewölbe des Moosbauer gegeben, daß es sicher sei. Nach Oberplan habe ich es darum nicht mitgenommen, weil ich fürchtete, es könnte ihm, selbst wenn es in meinem Zimmer hinge, doch von den Kindern ein Schaden zugefügt werden. Es war mir wieder recht wohl, als ich das Bild an der Wand sah. Von Mittwoch Nachmittags, als ich es einpackte, bis Montag 4 Uhr habe ich es entbehren müssen. Die theuern Züge blickten mich so freundlich an, daß es mir war, als wärest Du im Geiste lebendig in dem Bilde. O, wie unaussprechlich liebe ich Dich! Gott erhalte Dich mir! Obwohl ich immer an Dich denke, obwohl ich in der letzten Nacht fast immer von Dir träumte, so ist es doch etwas anderes, wenigstens in der Abbildung, die Gestalt und das Angesicht zu sehen, als sich beides denken zu müssen. Wir hatten von Glück zu sagen, daß wir ohne Regen zurückkamen. Um halb 1 Uhr kam ein heftiges Gewitter, das zwar nur eine Viertelstunde dauerte, aber, obwohl kleinen, doch reichlichen Hagel niederschüttete. Um 3 Uhr war wieder ein schwaches, kurzes Gewitter, und nach 4 Uhr das dritte, stärkste, und dabei blos 6 Grad Wärme.

Nach dem Kaffee ging ich ein wenig in das Freie, dann war mein erstes Geschäft hier an Dich zu schreiben. Morgen trage ich den Brief nach Schwarzenberg, am Mittwoch bringt ihn die

Post nach Linz, und am Donnerstag Vormittags kommt er in Deine lieben Hände. Möge er Dir angenehme Gefühle erregen.

So herzlich man mich in Oberplan aufnahm, sogar ein Transparent hat man mir gemacht, so haben mir die vielen Kinder des Bruders und der Schwester, die übrigens gar nicht ungezogen sind, doch so viele Unruhe in den Kopf gebracht, daß ich gerne wieder fort ging. Ich bin das kleine Volk nicht gewohnt und bin gegen sein Treiben jetzt auch empfindlicher. Was wird aus allen den kleinen Geschöpfen werden? Die vierjährige Marie der verstorbenen Magdalena ist ein sehr liebes Kind. Es hat noch Stadtgefühle, wollte anfangs nicht barfuß gehen und hält auf schönes Gewand. Als ihm die Schwägerin ein Stück schwarzes Brot gab, dankte es und sagte: „Wir essen auch weißes.“ Katharina sagte gestern: „Ich nehme dich nach Linz mit, Marie, wo eine schöne Stadt ist.“ Heute um 6 Uhr kam das Geschöpflein mit seinen nackten Füßen herüber um mitzufahren, und weinte bitterlich, da es nicht sein konnte. Solche leichtfertige Versprechen sind große Fehler. Das Kind nimmt sie ernsthaft, und steht dann vor einer Lüge. Auf dem ganzen Wege sagte mir Katharina vor, wir sollen das Kind nehmen, sie wolle ganz allein dessen Behandlung besorgen. Wenn wir 25 Jahre jünger wären, ließe sich davon reden. Jetzt wäre ein solches Beginnen, dessen Beendigung nicht abzusehen ist, und dem wir auch gar nicht mehr gewachsen sind, beinahe ein Frevel.

In diesem Augenblicke, da ich schreibe, donnert das vierte Gewitter, es geht erst gegen 7 Uhr, doch ist es schon so wolkenfinster, daß ich enden muß. Ich sage Dir im Geiste eine gute Nacht, und schreibe morgen weiter.

Ich ging gestern Abends noch ein wenig zur Frau Rosen-

berger, welche heraus gekommen war, und dann, da ich hörte, daß ein Mann aus Oberplan angekommen sei, ins Gasthaus, um den Mann zu sehen. Er war mir fremd. Wir kamen aber doch in ein Gespräch, er sagte, daß er Professor an der Universität in Prag sei, wohin man ihn aus Thüringen berufen habe. Seinen Namen habe ich über die Nacht vergessen. Er sei schon vierzehn Jahre in Prag. Er sei meinetwegen nach Oberplan und in diesen Wald gereist, um die Gegenden zu sehen, die ich so schön beschrieben habe. Er wird über eine Woche hier bleiben. Da der Mann eine edle Bildung und ein feines Wesen darlegte, freute mich die Sache sehr. Wir plauderten eine Weile, und schieden dann. Ich ging um 10 Uhr ins Bett. Um 2 Uhr erwachte ich mit heftigen Leibschmerzen, und weil ich noch eine gewisse Schwierigkeit empfinde, und das Thermometer bei Wolkenhimmel nur 5 Grad zeigt, bleibe ich heute in gleicher Wärme des Bettes. Ich nahm nur sehr wenig Kaffee, und will Mittags eine Reissuppe essen. Als Katharina das Mittagessen bestellt hatte, brachte sie die Nachricht zurück, der fremde Herr sei unwohl, und liege im Bette, er habe sich wahrscheinlich gestern verkühlt. So ist es nun mit uns beiden. Da ich schon in Oberplan ein paar Mal leichte Schmerzen empfunden habe, und diese Schmerzen sich gestern öfter wiederholten, glaube ich die Ursache zu wissen. In Oberplan kochen sie auf Sparherden in den Zimmern. Da wird es so heiß, daß ich jedesmal in einem solchen Zimmer in Schweiß gerieth. Öffneten wir nun die Fenster, so kamen kalte Luftströme, und überhaupt war es auf der Gasse kalt. Ich weiß aber bei mir aus Erfahrung, daß, wenn ich aus heißen Zimmern, z. B. Schulzimmern, in kältere Räume komme, sich solche Zustände einstellen. Ich schreibe diese Zeilen an Dich im

Bette, und habe Stülz Schauenberge als Unterlage. Nur kann ich, wie ich gestern geschrieben habe, diesen Brief heute nicht nach Schwarzenberg tragen. Du wirst ihn also um einen Tag später erhalten. Dafür werde ich desto mehr hinein schreiben.

Den Rahmen, welchen ich in Oberplan bekommen habe, konnte ich nicht zu mir in den Wagen nehmen, weil er nicht Platz hatte. Der Bruder Johann wird ihn Dir in dieser Woche recht verwahrt senden. Lege ihn einstweilen auch in mein Zimmer. Ich hoffe, daß, wenn die Vergolderbeklebung weggeschafft ist, eine sehr zarte, eigenthümliche Gestaltung zu Tage kommen wird. Besonders leicht werden sich die ringartigen Durchbrechungen des Randes darstellen. Ob er wieder Metallglanz bekommt, ob er braun bleibt, wird sich nach der Reinigung zeigen.

Jetzt ist es halb 5 Uhr. Mein Übel scheint schon ganz gut. In jedem Falle darfst Du Dich gar keiner Besorgniß hingeben. Ich bleibe aus Vorsicht im Bette, möchte aber sehr gerne aufstehen. Der fremde Professor hat sich schnell erholt. Er war vor dem Essen eine Stunde bei mir und wir schwatzten viel über die alten Griechen und Römer. Der Mann erscheint mir, wenn ich nach so kurzer Bekanntschaft ein Urtheil wagen darf, ziemlich bedeutend. Sein Name ist Vipart. Er hat ein Werk über Pindar, den griechischen Dichter, herausgegeben, und außerdem noch andere gelehrte Arbeiten. Das über Pindar muß ich mir verschaffen, da ich Pindar sehr liebe. Er hat versprochen, heute noch einmal zu kommen. Mein Mittagessen war die Reissuppe, sie war mir bitter zu wenig, ich blieb aber dabei. Desto behaglicher war mir darum der Nachmittagskaffee. Morgen beginne ich zeitlich zu malen. Ich will um jeden Preis baldmöglichst enden, daß ich zu Dir komme. Die Sehnsucht nach meinem Hause wächst

mir schon hoch über den Kopf zusammen. Dazu das Wetter, welches meiner Arbeit die größten Hindernisse in den Weg legt. Ich möchte oft völlig verzweifeln. Heute reinigt sich der Himmel, das Barometer steht gut, es scheint, daß morgen ein schöner Tag kommen wird. Dann gehe ich auch gegen den Abend nach Schwarzenberg, und trage diesen Brief hinüber. Ich finde dort freilich keinen Lohn, da von Dir noch nichts da sein kann.

Der Fall, von dem Du mir geschrieben hast, und den ich in der Linzer Zeitung ausführlich gelesen habe, daß nämlich eine Frau auf einem Dampfschiffe während der Fahrt von Wien nach Linz an der Cholera gestorben ist, und daß man sie in Urfahr begraben habe, zeigt Dir jetzt deutlich, daß meine Besorgniß nicht so unnöthig ist, wie Du geschrieben hast. So wird diese Heimsuchung der Menschheit weiter verschleppt. Ich lese, daß man Schiff und Leichenkammer und Grab desinficirt, — und die Träger der Leiche und die übrig gebliebenen Kleider? Gott gebe, daß Linz verschont bleibe, und daß nicht auch in unser Haus und seine Verhältnisse eine Verwirrung komme. Ich kann Dich nur bitten, sorgfältig acht zu haben, nichts zu versäumen, und meiner Einsicht nicht zu mißtrauen. Die Anstalten im Großen zur Gesundheit der Menschen sind noch ganz dumm und thöricht. Über dreißig Jahre wüthet nun dieses Scheusal in den Menschen, und sie setzen ihm noch immer nur Flickwerk entgegen. Wie überall die Saumseligkeit und das Verschlendern, so auch hier. Der Einzelne ist auf sich gewiesen, und zu viel Vorsicht hat noch nie Schaden gebracht. Wien ist noch ziemlich verschont, Prag ist bereits übel mitgenommen. Ich theile Dir hier zur Kenntniß mit, daß Du in Obermihel auch sogleich einen Wagen

bis Rohrbach bekommst. Ich glaube, Du wirst erkennen, daß zu Allem, was ich sage und thue, meine Liebe zu Dir, und meine Sorge für Dich der Grund ist. Nicht meine Annehmlichkeit, sondern Dein Wohl ist die Richtschnur meiner Handlungen. Erkundige Dich also genau, welches der weitere Verlauf in Linz ist, und handle darnach. Der gedachte Fall ist am 26. August geschehen, die Beerdigung am 27. Bis 2. September habe ich nichts gelesen, es scheint also vor der Hand dieser Fall ohne Folgen geblieben zu sein. Nr. 200 der Linzer Zeitung habe ich wieder nicht erhalten. Vielleicht ist es nur auf der Post verlegt wie 193, das sich auch wieder gefunden hat. Es darf mir also vorerst 200 nicht nachgeschickt werden. Da die Jahreszeit doch so ziemlich vorgerückt ist, habe ich einige Hoffnung, daß Oberösterreich verschont werden könnte. Es thut mir sehr leid, daß ich Dir von diesen Dingen schreiben und Deine Ruhe trüben muß; aber da wir bald neunundzwanzig Jahre Freud und Leid mit einander getragen haben, so ist es natürlich, daß ich auch von diesem Gegenstande spreche, wie wir ja über geringere Dinge unsere Meinung auszutauschen pflegen, damit das Ergebniß dann beide ohne Zwang befriedige. Gott wird bessere Zeiten senden, und wir werden mit seiner Gnade noch den Rest unseres Lebens in Liebe und Vertraulichkeit mit einander zubringen.

Heute ist Mittwoch, und ich schreibe diesen Brief gar zu Ende. Gestern kam zufällig der Doktor von Breitenberg, und besuchte mich. Er erklärte meinen Fall für Verkühlung, war mit meinem Verhalten einverstanden, und sagte, ich solle weiter nichts mehr thun. Es ist auch heute bis auf eine gewisse Eingenommenheit vom gestrigen Bettliegen schon gut. Ich bin früh aufgestanden, habe meinen Morgenspaziergang in warmen Kleidern

gemacht, und schreibe diese Zeilen jetzt an dem Tische. Der Himmel heitert sich aus, die Luft ist wärmer, und ich hoffe, Nachmittags nach Schwarzenberg gehen zu können.

Gott segne und schütze Dein theures Haupt, Du bist mein Höchstes und Liebstes auf dieser Welt. Ich grüße und küsse Dich innigst, und bleibe Dein ewig treuer Gatte.

N. S. In der Nachschrift eine Bitte, daß Du sie immer schnell findest:

1. Semmeln.

2. Meine Holzstiefel. An manchen kalten und nassen Tagen hätte ich sie schon bitterlich gebraucht.

Tausend Schönes, Du liebes, liebes, liebes Herz.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 14. September 1866.

Es mehren sich heute, Freitags, die Zeichen, daß wieder schlechtes Wetter wird. Für diesen Fall ist der Moosbauerwagen nicht tauglich, da er nicht ganz zu decken ist. Und für diesen Fall habe ich im Einvernehmen mit dem Arzte Folgendes beschlossen. Wenn morgen früh entschieden übles Wetter für Sonntag zu fürchten ist, so sende ich die Kathi mit dem Stellwagen nach Aigen. Dort nimmt sie den Gläserwagen und die Pferde, die wir im vorigen Jahre nach Linz hatten, fährt damit am Sonntag früh 5 Uhr nach Obermihel, wo sie um 8 Uhr eintrifft.

Ihr fahrt nach dem Essen, etwa um 1 Uhr, wieder mit ihr nach Aigen zurück, bleibt dort über Nacht, und kommt am Montage zu Mittag hieher. Meine Windkolik ist ganz gut, aber entschieden erst heute. Darum darf ich mich einem schlechten Wetter, namentlich in einem offenen Wagen oder etwa gar in dem leinwandbehangenen Postkarren, nicht aussetzen. Wie groß meine Unruhe ist, daß ich wahrscheinlich Dich nicht abholen kann, wirst Du wohl ermessen können. Tausendmal schaue ich heute schon auf den Himmel und auf das Barometer. Beide sagen nicht viel Tröstliches. Noch ist meine Hoffnung, daß vielleicht in der Nacht die Zeichen wieder besser werden. Der Arzt sagte, daß ich täglich meine Kolik neu erzeugt habe, und zwar durch kaltes Trinken. So ist also Aussicht, daß, wenn ich das meide, die Sache nicht mehr kommt. Wenn die Kathi zu Dir kommt, wird sie Dir sagen, was Du wohl längst weißt, wie grenzenlos ich Dich liebe. Haltet euch im Wagen warm. Ich werde mir Montags die Augen ausschauen, ob nicht ein Wagen den Berg zu mir herauf kommt. Wie lange, lange ist noch bis Montag Mittags! Wenn Du diesen Brief bekommst, habe ich noch vierundzwanzig Stunden zu warten.

Lebe wohl, lasse Dir bei Altenfelden oberhalb des Berges von Obermihel herauf von dem Kutscher den Wald zeigen, wo für Dich das treueste Herz schlägt.

Gott schütze euch. Auf fröhliches Wiedersehen bei Deinem Dich ewig liebenden Gatten.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 5. October 1866.

Ich habe die Verwirrung statt kleiner noch größer gemacht. Auf der Briefpost in Schwarzenberg zeigten sie mir im Verzeichnisse, daß ich am 5. Juli einen recommandirten Brief nicht an Türk, sondern an Uhl aufgegeben habe. Ich habe wirklich in jener Zeit an Uhl geschrieben, habe also wahrscheinlich, da Du mir immer im Kopfe warst, in mein Ausgabenbuch fälschlich Türk statt Uhl geschrieben. Der Brief vom 25. Juni, den Du nicht empfangen hast, ist der vom 26. Juni. Also ist die Post und sind die Boten zur Post gewiß unschuldig, und ich habe im Juli und später gar nicht geschrieben, insbesonders, da mir auch die Ursache des Aufschubes einfiel; ich erkrankte nämlich gleich in der Nacht nach dem 10. Juli an einer heftigen Diarrhoe, zu der ich den Doctor Haller rief, welcher mich mehrere Tage im Bette hielt, dann war ich noch ein Zeitchen in Linz, dann ging ich nach Kirchschlag, und da werde ich dann gemeint haben, ich habe an Dich schon geschrieben. So dürfte die Sache mit aller Sicherheit sein.

Dein Brief hat mich unaussprechlich erfreut. Du bist so gut, da ich doch eine Verschuldung nicht abwälzen kann, und ich weiß nicht, wie ich Dir es je zu vergelten vermag. In dieser düsteren Zeit, wo Recht der Anmaßung unterlegen ist, und durch Selbstverschuldung unterlegen ist, wo es einem oft wird, ob denn

noch das Gute gelte oder nicht, thut Freundeswort und Freundestreue doppelt wohl, und müssen wir über deutsche, ja europäische Zustände trauern, so bleibt doch noch [illegible] gute und rechtliche Menschen und die Freude an ihnen. Sonst wären wohl die selig zu preisen, die gestorben sind, ehe sie ansehen haben, was geschehen ist. Und so lasse uns die Hände fest in einander halten und zu einander sagen: „Wir sind doch noch von dem alten Schlage.“ Vielleicht reicht unsere Lebenspanne noch hin, auch die Vergeltung zu sehen. Denke an Göthe's Verse:

„Ich bin ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“

Preußen riß Deutschland an sich, vielleicht reißt es einmal das ganze an sich, dann wächst Deutschthum dem Preußenthum über das Haupt, es entsteht erst recht ein Deutschland, in welchem es auch eine Mark Brandenburg gibt. Wie es sei — Gott waltet gerecht, und Europa ist so leichtfertig geworden, daß es einer Züchtigung bedurfte, und die Züchtigung ist noch nicht aus.

Ich danke Dir von tiefstem, innigstem Herzen für Deinen Brief. Nimm heute, wo sich so vieles zufällig zusammendrängt, die wenigen Zeilen hin, die ich durchaus nicht, damit sie mehr werden, auf morgen aufschieben mag. Schreibe mir doch bald wieder, wie es euch ergeht, es ist mir leichter, wenn ich das weiß. Ich werde Dir dann in einem längeren Schreiben antworten, und Dir unsere einfachen Erlebnisse erzählen. Freuen wird mich ein Brief, in dem steht: die Seuche ist im entschiedenen Abnehmen. Die jetzige unzeitgemäße Hitze hat sie verschlimmert, komme doch bald kühle Zeit. Wir haben heute den fünfzehnten heißen, schönen Tag. Gott schütze Deinen edlen Bruder in seinem herr-

lichen Berufe. Grüße ihn tausendmal von uns. An Ida Schmerling werde ich schreiben.

Indem ich Dich bitte, Deiner ehrwürdigen Mutter unsere innigste Ehrerbietung zu melden, und indem ich Dir unsere beiderseitigen allerherzlichsten Grüße schicke, zeichne ich mich Deinen alten treuen Freund.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 13. October 1866.

Ich muß Dir doch einige Zeilen schreiben, obwohl meine Zeit mehr als je in Anspruch genommen ist. Du wirst mein letztes Schreiben mit Einschluß eines Briefes aus Sachsen erhalten haben. Ich habe keine Antwort darauf erhalten. Eine schwere Zeit ist indessen über Österreich und Deutschland gegangen. Mich hat sie unsäglich ergriffen. Ich war so heiter und kräftig wie seit Jahren nicht, und eine geregelte, liebliche Thätigkeit beglückte mich in meinem Walde. An den Widersinn eines Krieges, wie er bevorstand, glaubte ich durchaus nicht, bis er eintrat. Dann glaubte ich nicht entfernt an die Möglichkeit eines solchen Ausganges. So verging mir der glückliche Monat Juni. Am 7. Juli, nach der Schlacht bei Königgrätz, ging ich zu meiner Gattin nach Linz. Ich hielt die Unruhe und Verwirrung, die herrschte, nicht aus, und floh auf meinen Berg Kirchschlag, las keine Zeitung, und es durfte mir niemand vom Kriege reden.

Dies stimmte mich ruhiger. Anfang Augusts ging ich wieder nach Linz, und am 9. von dort in die Lakerhäuser, um den unterbrochenen Aufenthalt fortzusetzen. Ich begann wieder zu arbeiten. Am 15. September, da sich das entsetzliche Wetter dieses Sommers besserte, kam mir meine Gattin nach. Und so sind wir noch hier. Die Nachwehen des Krieges brachten auch die Seuche der Brechruhr, und ich ängstige mich um Dich und so manchen Freund. Schreibe mir doch nur zwei Zeilen, wie es um euch alle steht, und wie überhaupt der Stand der Krankheit in Pest, und, wenn Du es weißt, in Wien ist. Ich habe die nur sehr magere Linzer Zeitung, und die sagt hierüber gar nichts, und andere Blätter, namentlich kleine, mag ich der Ruhe zu lieb gar nicht lesen. Wenn die Cholera, davon bis jetzt in Linz nur ein paar Fälle vorgekommen sind, sich dort ausbreiten sollte, gehe ich nicht hin, und bleibe hier, bis sie dort vorüber ist. Ich habe deshalb für meine kleine Sommerwohnung Winterfenster bestellt. Meine Zeit, darf ich sagen, ist getheilt zwischen Arbeit und Bekümmerniß.

Im August habe ich die letzte Sendung von Dir erhalten. Ich danke Dir herzlich. Witiko II wirst Du wohl noch nicht versendet haben. Von III bekommst Du in den ersten Wintertagen eine Abtheilung, und ich hoffe, daß wohl im Mai der Druck kann vollendet sein. O, welch' eine bessere Stimmung thäte der Rundung dieses dritten und wichtigsten Theiles noth!! Ich möchte oft bitter klagen. Meine Hoffnung zielt auf das Eintreten der Winterruhe. Es wird Manches vorüber und Manches gewöhnt sein. Ist Witiko fertig, und ist es mir sonst möglich, so komme ich wohl zu Dir, um über Vieles, Vieles zu sprechen. Einen sanften Silberblick habe ich in der Trübe doch.

Ich lese täglich einige Blätter aus Göthe's italienischer Reise. Die Ruhe und Größe, und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhebenderer Trost, als Alles, was in mich hinein geredet werden könnte. Schreibe mir etwas von Deinen Kindern, wie alt sie sind, wie sie sich entwickeln. Möge Dir dieses Glück recht ungetrübt verbleiben. Einmal, wenn Du sie in Maróth hast, möchte ich doch längere Zeit bei ihnen sein. Vielleicht gewännen sie mich ein wenig lieb.

Euer Landtag wird berufen werden, möge er Gutes bringen. Doch lasse mich lieber von öffentlichen Dingen schweigen.

Lebe recht wohl. Wenn Du schreibst, so sende Deinen Brief über die letzte Post Schwarzenberg in Oberösterreich.

An Johannes Aprent.

Lakerhäuser, am 18. October 1866.

Dein Brief hat mich eben in der Vorbereitung getroffen, Dir zu schreiben. Ich bin darüber erfreut, daß Du Dich bedeutend erholt hast und schließe aus Deinem Briefe, daß Du die ganze Zeit in Wildberg zugebracht hast. Ich vermuthete Dich halb und halb irgendwo anders. Ich ging am 9. August wieder hieher, und am 16. September kam meine Gattin zu mir, mich zu besuchen, und sie ist noch hier. Sie leidet, da der tiefe Herbst kommt, immer mehr an Heimweh, und wird mir fast gemüthskrank. Dies legt mir wohl die Pflicht auf, sie nach Linz zu sen-

den; aber mein Gewissen sagt mir auch wieder, ich soll sie nicht unnöthig einer Gefahr entgegen gehen lassen. Es kommen uns Nachrichten zu, daß in Linz die Brechruhr ist. Aus der Linzer Zeitung bis zum Sonntag habe ich nur einige Fälle entnommen. Die Gerüchte aber sprechen anders. Hier handelt es sich also um das Wörtchen unnöthig. Du glaubst mir, wenn ich Dir sage, wie ich unter diesem Zwiespalt von Pflichten leide. Du schreibst kein Wort von der Seuche, da Du aber sagst, daß ich wohl noch lange nicht kommen werde, so schließe ich, daß Du selber an eine Dauer derselben glaubst. Es liegt in dem Wesen hypochondrischer Leiden, daß sie stets an ein einziges Übel mahnen, welches Übel eben im Zeitverflusse wechselt. So fürchte ich jetzt die Brechruhr, die ich bei öfterem Erscheinen in Wien fast nie beachtet habe. Wenn die Zeitungen berichteten, in Linz sei der Typhus, so ginge ich ganz gelassen hin. Solche Dinge sind eben so thöricht als sie quälend sind. Könntest Du mir nicht einiges über den Stand der Krankheit in Linz und der Umgebung schreiben? Du wirst Dich aber vielleicht darum so wenig kümmern als ich um den Typhus. Den Hauptausschlag gibt wohl Wien. Wenn dort das Übel bald rasch abnimmt, so ist für Linz besseres zu hoffen. Ich wäre heuer ohne den Krieg und die Seuche vollständig gesund geworden, und zwar gesünder, als seit vielen Jahren. Jetzt sind meine Nerven wieder in unruhiger Erregung. Nun, es muß eben auch wieder durchgekämpft werden. Die ruhige Pflichterfüllung des Schaffens ist daher auch wieder verrückt und das damit verbundene Glück. Abwesenheit des Glücks läßt sich noch verschmerzen, Stockung der Pflichterfüllung peinigt immer.

Ich habe Deine Angelegenheit, die wir auf dem Berge vor Kirchschlag besprochen haben, eingeleitet, wie ich für das Beste

und Wirksamste halte. Da mir bereitwilligst beigestimmt wurde, hoffe ich völliges Gelingen für die Sache und für Dich.

Bringe zu Handel und seiner Gattin, wenn Du einmal hinkommst, meine herzlichsten Grüße. Diese zwei Menschen gehören zu den trefflichsten, die ich kenne. Bringe auch zu Vinzer, wenn sie kommt, meine Grüße. Liebe in einem edlen Freundeskreise muß uns wohl Linderungstropfen in die Trauer um die sittlichen Zustände unseres gesittetsten Welttheils bringen. Wäre dies nicht, und das Glück zwischen seinen vier Pfählen nicht, dann wäre wohl zu wünschen, daß man schnell seine Arbeit, die für die irdische Laufbahn bestimmt ist, abthue, und von dannen ginge, so es Gott gefällt.

Gott helfe euch über den unwirschen Spätherbst und den öden Winter in Wohlsein hinüber, vielleicht bringt der Lenz ganz andere Zustände in Dein Haus. Es wäre ein Pfeiler zu meinem Lebensglücke.

Zahlreiche herzliche Grüße von uns beiden an euch drei.

An Franz Rosenberger.

Lakerhäuser, am 25. October 1866.

Ich bin noch immer in Ihrem Hause in den Lakerhäusern. Es ist endlich ein herrlicher Nachsommer gekommen, und hat mich in meiner Malerei gefördert, daß ich jetzt in der That glaube, das Bild, welches ich male, wird fast einem Kunstwerke

nahe kommen. Der Wald ist jetzt so weit ausgebildet worden, und ich habe so an dem Dinge gelernt, daß das, was Sie unlängst fertig sahen und nicht schlecht fanden, völlig doch nur ein Kinderspiel gegen das ist, wie die Sache jetzt aussieht. Möchten Sie nur an dieser gemalten Erinnerung einige Freude haben.

Meine Gattin geht Montags nach Linz. Ich muß noch eine kleine Weile Ihre Gastfreundschaft mißbrauchen, die ich schon so arg mißbraucht habe. Es ist wohl das letzte Mal, daß ich die Lakerhäuser auf länger besucht habe. Jetzt aber will ich das Bild bis auf den Vordergrund fertig bringen.

Ich habe mich sogar an Ihrem Eigenthume vergriffen. Ich habe Winterfenster setzen lassen. Sie sind im Sommer leicht wegzunehmen, und die Eisenbalken wieder einzuhängen. Vielleicht thun sie nach mir auch wieder einmal jemandem wohl. Verzeihen Sie mir all diese Dinge, und bleiben Sie mir ein lieber Freund. Den zweiten Band Witiko erhalten Sie bald.

Tausend Grüße von uns an Sie und Ihre Angehörigen.

An Joseph Türk.

Lakerhäuser, am 25. October 1866.

Dein Schreiben vom 22. d. M. hat mir viele Freude in meiner Einsamkeit gebracht, und zwar darüber, daß Deine hochverehrte Mutter von ihrem Unwohlsein wieder genesen ist, daß ihr euch alle wohl befindet, und daß Dein Bruder seine reichen Erfahrungen und seine Urtheile der Nachwelt in einem großen Werke zu übergeben im Begriffe ist. Es hat mir auch Freude gemacht, daß mein armer Witiko Deiner Mutter während ihrer Wiedergenesung einiges Vergnügen bereitet hat, und es ist mir keine geringe Freude, daß meine Schriften Dir Antheil einflößen; denn kann ich sie selber gleich nicht in die Zahl von wahrhaften Kunstwerken setzen, so streben sie doch Edleres und Höheres an, als jetzt leider in der Dichtkunst des Tages durchschnittlich angetroffen wird, und wenn sie Eingang in das Herz von Freunden finden, die mir eben wegen ihres höheren Wesens theuer geworden sind, so ist das ein sehr schöner Lohn für mich, und ich darf sagen, daß ich mir einen schöneren nie wünschen könnte. Lebt doch jeder in seinen Handlungen und Hervorbringungen eigentlich nur in der Seele der Gleichgestimmten. Eine Freude macht es mir auch, Dich mit Förderung der edlen Kunst der Musik als einen der Direktoren des Conservatoriums beschäftigt zu wissen. Welch' ein liebliches Ziel für den Nachsommer,

den Du Dir geschaffen hast. Ich bitte Dich, mir viel über diesen Gegenstand zu erzählen, wenn wir wieder zusammenkommen. Ich liebe die Musik sehr, aber im Dienste ihres erhabenen Berufes. Heut zu Tage wird viel Mißbrauch mit ihr getrieben bis zu den Männern der Leierkasten herab.

Nun noch zu Witiko. Ich lege Dir einen Brief meines Freundes Heckenast bei, der das ganze Verhältniß erklärt. Ich habe ihn heute erhalten, und heute durch meinen Verleger erfahren, daß Witiko II im Buchhandel ist. Heckenast hat mir sehr lange nicht geschrieben, was Du ebenfalls aus dem Briefe entnehmen wirst, und er hätte mir meine Exemplare wohl früher schicken sollen; da er zwei Monate nicht im Geschäfte war, wird es eben übersehen worden sein. Aus dem Briefe wirst Du noch manches ersehen, was Dir Antheil erregen dürfte. Sende ihn mir bei Gelegenheit Deines nächsten Schreibens zurück. Ich habe Anstalt getroffen, daß die Bücher gleich gebunden werden und zwar wie I, und das erste, das fertig wird, sende ich an Dich. Ich habe bis jetzt, weil ich ohne Nachricht und ohne meine Exemplare war, die er mir bei I zeitlich genug anwies, geglaubt, er habe die Bücher noch gar nicht versendet, wie ich Dir auch in meinem letzten Briefe geschrieben habe.

Photographien werden wir von Linz aus senden. Hier haben wir keine.

Wir bitten Dich, Deiner Mutter unsere Verehrung zu melden, und unsere Grüße an Dich und Ludwig zu empfangen.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, Post Schwarzenberg, am 27. Oct. 1866.

Deinen so ungemein lieben Brief beantworte ich später ausführlich, da es mir heute an Zeit fehlt, indem sich meine Gattin anschickt, nach Linz zu reisen. Ich bleibe noch länger hier. Nur der Versendungsexemplare willen schreibe ich einige Zeilen. Schicke sie gütigst nach Linz an mich. Meine Gattin wird sie sogleich zum Binden geben. Sie werden wie der 1. Band gebunden und sodann versendet.

Daß Du so anerkennende Worte über meine Arbeiten schreibest, hat mich, so wie neuerlich wieder gleiche Worte von meinem Freunde Türk, sehr erfreut; denn ich lege auf beide Urtheile großen Werth. Und wurde der große Göthe durch Anerkennung bedeutungsvoller Menschen zu neuer Arbeit gestärkt, so wird es wohl der kleine Stifter auch. Ich werde sehr fleißig sein, Deinen Wunsch in Bezug des 3. Bandes zu erfüllen. Dann kannst Du gleich die Mappe und zwei Bände neuer Erzählungen herausgeben. Indessen rückt dann der Zawesch vor, und wird als Nebenerholung ein Lustspiel fertig. Gott gebe seinen Segen. In Staatsdingen sehe ich die Zukunft nicht so schwarz wie Du. Davon nächstens. Tausend Grüße. Küsse für uns die Kinder.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 10. November 1866.

Heute bringt der Knabe Semmeln von Schwarzenberg, und ich schreibe Dir, ehe ich zu malen beginne, einige Zeilen, und sage Dir einen recht freundlichen, herzlichen guten Morgen. Möge der Himmel Deine Genesung fortschreiten lassen. Ich sehe mit Sehnsucht dem Briefe der Marie entgegen, der am Sonntag nach Schwarzenberg kommen wird, und den ich an demselben Tage Abends dort noch werde abholen lassen. Ich packe schon langsam ein, und wenn mich die Furcht vor der Cholera so rasch verläßt, wie in den letzten Tagen, so siehst Du mich eher, als wir beide gedacht haben. Gebe nur Gott, daß nicht wieder ein neuer Fall vorkommt. Das Malen geht sehr rasch, ich beeile mich, was ich kann, und wenn ich nur einen Tag Vormittags Sonnenschein auf dem Walde habe, um noch einige Merkmale abzusehen, die ich brauche, und wenn nur vier bis fünf lichte Tage sind, so bin ich im Reinen, und brauche gar nicht mehr hieher zu kommen. Gestern ist mir ein Theil wieder sehr gelungen. Könnte ich Dir nur mit dem Dinge Freude machen. Sei vorsichtig im Essen und verkühle Dich nicht. Witiko schreitet sehr vor. Ich bin ungemein fleißig.

Sei tausend und tausendmal gegrüßt und geküßt.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 11. November 1866.

Heute ist Sonntag der 11. November. Wenn morgen dieser Brief nach Schwarzenberg getragen wird, so kommt er am Mittwoch Vormittags in Deine Hände. Am Donnerstage ist der Tag, an dem es neunundzwanzig Jahre sind, seit uns das heilige Band der Ehe vereinigt hat. Auch heuer wie im vorigen Jahre will es die Verkettung von Umständen, deren wir nicht Herr sind, daß wir diesen Tag nicht mit einander feiern können. Ich sende Dir also diese Zeilen, nimm sie freundlich in Dein Herz. In diesen neunundzwanzig Jahren haben wir viele Freuden mit einander getheilt, wir haben manches Ungemach, wir haben Unglück und harte Schläge mit einander getragen. Die Freude hat uns beglückt, das Unglück hat unsere Herzen fester an einander gebunden und hat sie geläutert. Und so ist beides eine Gabe des Himmels zu unserem Besten.

Ich danke Dir für Deine wandellose Treue und für Deine unbegrenzte Liebe in diesen neunundzwanzig Jahren. Ich danke Dir für alles Gute und Herzliche, das Du mir zugewendet hast. Die Verbindung mit Dir ist das Glück meines Lebens geworden. Die Hochachtung, die ich für Deinen Wandel faßte, hat auch mein Wesen besser gemacht, und ich danke Dir dafür. Verzeihe mir die eine oder die andere Kränkung, die ich Dir zugefügt habe.

Mein Herz wußte nichts davon, und wenn es in Uebereilung geschah, so ist die schwere Reue in meinem Gemüthe darauf gefolgt. Du hast mir alles Liebe in größerem Maße zu Theil werden lassen, als ich es verdiente. Gib mir dieses Geschenk auch für die Zeit, die uns noch mit einander zu verleben gegönnt ist. ich werde Dich ehren und lieben, so lange ich lebe, und wenn wir das Schönste, das wir hienieden haben, auch in ein Jenseits mitnehmen können, so werde ich Dich auch in diesem Jenseits ehren und lieben. Ich werde an dem Tage Gott bitten, daß er Dich wohl und glücklich erhalte, und daß er uns noch eine Zeit zusammen gönne und keines zu lange einsam auf dieser Welt lasse. Denke, wenn Du Dein Herz an diesem Tage zu dem höheren Wesen wendest, auch meiner, und denke überhaupt an diesem Tage meiner in Liebe und Güte. Ich werde ihn nur im Andenken an Dich vollbringen.

Ich schreibe auf dieses Blatt sonst gar nichts. Was ich sonst noch zu schreiben habe, schreibe ich auf ein anderes Papier, das ich beilege, oder wenn Du es nicht beigelegt findest, um einen Tag später nachsende.

Ich bleibe auf immer Dein Dich auf's Höchste liebender treuer Gatte.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 12. November 1866.

Daß Du mich nicht für sehr undankbar hältst, muß ich Dir, wenn ich Dir schon ein längeres Schreiben jetzt nicht senden kann, doch einige Zeilen großen Dankes schicken. Du hast mir durch die Photographien Deiner Kinder eine ungeheure Freude gemacht. Der Photograph versteht zwar nicht gerade sehr gut, Kinder nachzubilden, was die schwerste Aufgabe für die Photographie sein dürfte, da niemand leichter verduzt wird oder erschlafft, als Kinder, wenn sie der Maschine stehen müssen; aber doch, besonders unter dem Vergrößerungsglase, zeigen sich die lieblichen kindlichen Züge, und ich habe mich wiederholt sehr in sie vertieft.

Mögen sie Dir durch Trefflichkeit der Entwickelung ihres Wesens lohnen, und möge ich ihnen einmal auch ein Bischen lieb werden. Oft denke ich, die werden, da ich keine Kinder habe, als die meines besten Freundes noch Freude an mir erleben, wenn ich längst in der Grube liege. Im nächsten Spätsommer sehe ich euch gewiß alle in Maróth. Dann bringt ihr mich, wenn ihr mich hätschelt, einige Wochen nicht an. Du mußt mir Bilder der zwei aus jedem kommenden Lebensalter geben, so lange ich selber lebe.

Daß ich Dir für den Augenblick nicht viel schreibe, daran ist Witiko schuld. Ich bin tief in ihm verfangen, und mag mich nicht auch für kurz zerstreuen. Ich möchte um jeden Preis Deinen Wunsch erfüllen. Die bösen Geschicke des Vaterlandes treten nach und nach in den Hintergrund, oder schweigen mir wenigstens, so lange ich ernst und feurig in einer geliebten Arbeit begriffen bin, mein körperliches Befinden ist ausgezeichnet gut, nur noch reizbar, und so bin ich in der Vollendung des ersten Abschnittes begriffen. Wenn er an Dich abgegangen ist, dann schreibe ich Dir recht viel. Mein heißester Wunsch ist nur für dieses Werk, es möge Unheil oder Sorge und Kummer nur so lange fern bleiben, bis es fertig ist; denn dies drückt mich sehr nieder und lähmt mich beinahe. Es wäre doch zu verzweifeln, wenn ich so viele Lebenskraft an ein Werk wende und es am Schlusse nicht zur erwünschten Reife bringen könnte. Es ist in der Natur der Sache, daß der Eindruck sich erhöhen und künstlerisch abschließen soll. Möge es der heilige Himmel fügen. Meine Gattin ist nach Linz gegangen, ich bin noch eine Weile hier, in der Ruhe und Ungestörtheit des Waldes zu arbeiten.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 13. November 1866.

Heute Morgens habe ich Dir einen Brief geschrieben, welchen Du am Donnerstage erhalten wirst. Auf diesem Blatte fange ich jetzt des Abends, da ich mit der heutigen Witiko-Aufgabe fertig bin, einen neuen an, den ich morgen fortsetzen und schließen werde, damit Du ihn am Freitage erhältst. Wir hatten heute einen Sturm, der das ganze Haus rüttelte, und bei 8° Wärme gleichsam Gewittergüsse nieder jagte. Er kam aus Südwest, deshalb war er so warm. Jetzt geht es auf acht Uhr, und er tobt noch in Einem fort. Den ganzen Tag war es so finster, daß an kein Malen zu denken war. Meine Spaziergänge geschahen auf der Kegelbahn, und es regnete so, daß der Schirm, den ich von der Kegelbahn in's Zimmer hatte, einen Wasserstrahl abfließen ließ. Das Barometer fällt noch immer, und so wird Kälte, die jetzt besser wäre, kaum kommen, und ein Licht, daß doch noch einige Striche an dem Bilde geschehen, auch nicht. In einer halben Stunde oder etwas mehr nach acht Uhr wird der Bote kommen, den ich nach Schwarzenberg um Mariens Brief geschickt habe, und der meinen Brief an Dich hinüber getragen hat. Ich warte mit Ungeduld auf ihn. Möchte die Nachricht kommen, daß es Dir wieder besser geht, und daß Deine Genesung fortschreitet. Du bist gewiß nicht böse, daß ich alle Tage sende. Lasse mir das

Labsal, es ist meine höchste Freude, von Dir etwas zu hören. Ich bin den ganzen Tag in Gedanken bei Dir. Ich sehe Dich, wie Du als Wiedergenesende im Schlafzimmer sitzest, oder langsam zu diesem oder jenem Geräthe gehst, und dort etwas kramest. Ich bin im Geiste bei Dir, spreche mit Dir, sitze bei Dir und liebkose gelegentlich die arme Puzi, die recht häufig in das Zimmer herein kommt. Nur wenn ich am Witiko arbeite, an dem ich sehr fleißig bin, verschwinden diese Dinge, und selbst da steht oft plötzlich Deine Gestalt, die etwas blaß ist, vor mir da, und lächelt mich an. Ich unterbreche mich einen Augenblick, sehe liebevoll nach der Gestalt, und suche dann wieder zu meinen böhmischen Helden zu kommen. Jetzt bringt des Wirths Marie die Abendsuppe, und ich schließe für heute. Gute Nacht, gute Nacht, Du geliebtes, theures Herz.

Ich schreibe heute weiter. Der Bote kam erst um neun Uhr und brachte Mariens Brief, welcher mir sagte, daß es Dir wieder besser wird. Ich ging dann beruhigt zu Bette, schlief aber schlecht, da der Sturm so tobte, daß es schien, als führen hundert Wägen gegen die Fenster. Auch heute ist es so arg, daß wir die Thüren nicht gut genug zumachen können, sonst stößt er sie auf. Ich habe einen solchen Sturm hier noch nicht erlebt. Und das Barometer ist noch immer im Fallen. Dabei aber sind Morgens schon 5° Wärme gewesen, und es wird unter Tags wieder auf 8° bis 9° kommen.

Du läßt mir durch Marie die Wünsche zum 15., dem Erinnerungstag an unsere Vermählung, melden. Während ich schreibe, wirst Du vielleicht meine Wünsche und Anderes, was auf diesen Tag Bezug hat, lesen; ich habe den Brief, der dies enthält, am Montage nach Schwarzenberg geschickt, er muß Dir

also heute Vormittags zugekommen sein, oder eben, da es gegen halb neun Uhr geht, zukommen. Unsere Gedanken, wie es so oft der Fall ist, treffen auch hier wieder zusammen. Ich habe Dich ebenfalls, wie Du mich, gebeten, an diesem Tage meiner zu denken und habe den Wunsch ausgesprochen, daß wir künftig immer diesen Tag, den uns Gott doch noch öfter erleben lassen möge, vereinigt zubringen. Nur ein Punkt ist, der bei mir anders ist, als bei Dir. Ich habe Dich gebeten, mir jedes Leid, das ich Dir that, zu verzeihen. Diese Bitte hast Du nicht nöthig; denn ich sehe nur zu gut ein, daß, wenn ich wähnte, Du thust mir wehe, die Schuld an mir war, daß ich Dich mißverstand und thöricht empfindlich war. Ich habe mir auf das Heiligste vorgenommen, das zu bemeistern, und Du wirst sehen, daß es auch geschieht Gott scheint uns wieder bessere Zeiten senden zu wollen. Meine Gesundheit kehrt wieder, ja ich kann sagen, ich bin vollständig gesund. Speise und Trank schmeckt mir außerordentlich gut, ich esse wie Gesunde, und habe keine Beschwerden. Nur die lächerliche Cholerafurcht will mich nicht verlassen, was ich auch mit Verstand und Vernunft dagegen kämpfe. Ich bitte Dich herzlich, habe Nachsicht mit dieser Schwäche, sie wird von selber schwinden, wie die Nerven stärker werden. Und dies geschieht, wie ich empfinde, täglich mehr. Ich nehme bedeutend am Körper zu, und das hat auch Einfluß auf die Nerven. Viele kleinere Nervenzustände, Aengstlichkeiten und dergleichen sind ganz geschwunden, so z. B. greift mich der Sturm oder sonstiges Wetter gar nicht mehr an, auch höre ich Nani's Krankengeschichten ganz ruhig an, und so wird das stärker Eingewurzelte ganz gewiß verschwinden. Und dann wird Alles gut werden und besser, als es bei uns je gewesen ist, da wir in einer besseren Lage sind. Die einzelnen

Cholerafälle um Linz müssen ja bald aufhören, und dann ist das Gespenst dahin. Seit ich in der Linzer Zeitung las: „Linz ist cholerafrei", bin ich ganz gesund und rüstig. Selbst die Einsamkeit hier, auf die ich mich sehr fürchtete, ertrage ich leicht; denn die Nani ist immer bereitwillig, sorgsam, freundlich und zuthätig, so daß ich sehe, sie thut mir zu Liebe die Sache, und so kommt ein wohlthätiges Gefühl in mein Herz, welches Gefühl mir die Trennung von Dir minder schmerzlich macht, als sie sonst wäre. Daß ich über Deine Krankheit unruhig wurde, mußt Du mir nicht verdenken, obwohl Du mich bateſt, ganz ruhig zu sein. Ich liebe Dich zu sehr, zu außerordentlich, als daß ich das könnte. Und wenn ich die riesigste Bauerngesundheit bekäme, so würde ich um Dich besorgt sein, auch wenn Dir nichts fehlt, um wie viel mehr, wenn Du krank bist. Das ist nun einmal so, und wird, so lange Liebe auf Erden ist, so bleiben. Du ängstigest Dich ja auch um mich, und oft unnöthig.

Mein ganzes Herz, mein ganzes Wesen sende ich Dir zum Gruß, Du mein Einzigstes, mein Geliebtestes auf dieser Welt. Morgen schicke ich wieder ein Blatt, und so fort, bis ich selber komme.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 14. November 1866.

Da mir das kleinste Blättchen von Marie über Dich und Dein Besserbefinden in meiner Einsamkeit eine Erquickung ist, so schließe ich, daß auch Du gerne von mir ein Schreiben empfangen wirst, das Dir Worte von mir bringt, und da das Schreiben an Dich hier im Walde mein größtes Vergnügen ist, so schreibe ich Dir heute, Mittwoch, noch ein Stückchen, und fertige den Brief morgen, an dem für uns so wichtigen Tag ganz aus, daß Du ihn am Samstage Vormittags erhältst. So tausche ich für täglichen Bericht tägliches Schreiben, bis ich selber vor Dir stehe. Das arge Wetter, welches mir gerade in diesem Augenblicke so zuwider ist, weil es mich im Reisen und im Malen hindert, hat sich in so ferne geändert, daß es heute stetig kühler wurde (von 5 Grad bis auf 1 Grad Wärme um 3 Uhr) und daß der Sturm statt Regen Schnee herunter jagt, der schon über der ganzen Gegend liegt. Das Barometer fällt nicht mehr, steigt aber auch nicht. Vielleicht wettert es sich in einigen Tagen aus, und es kommt dann ruhige, wenn auch kalte Zeit.

Nur dieses Stückchen hatte ich gestern schreiben können, weil ich unterbrochen wurde. Heute, an unserem geliebtesten Festtage, schreibe ich weiter. Im Geiste sage ich Dir einen herzlichen, innigen guten Morgen, im Geiste küsse ich Dich auf Deine

sanften Lippen, und im Geiste danke ich Dir noch einmal für all' das Gute, das mir in diesen vielen Jahren so reichlich von Dir zugekommen ist, und im Geiste bitte ich Dich noch einmal, gedenke nicht manches Leides, das ich Dir zugefügt habe. Mit Deinem Bilde im Herzen ging ich gestern zu meiner Schlummerstätte, mit Deinem Bilde im Herzen erwachte ich heute. Ich machte Licht, und that ein warmes Gebet zu Gott, ihm dankend, was er uns durch unser Eheband gegeben, und ihn bittend, daß er dieses Band eine Zeit erhalten möge. Ich betete für Dich, daß er Dich bewahre, schütze, segne, und ich bat ihn, daß er mir Kraft gebe, Dir Alles zu sein, was meine Pflicht ist. Ich ward nach diesen Gedanken zu Gott recht ruhig und zuversichtlich in meinem Gemüthe. Nach einer Zeit kam die Nani in das Zimmer und heizte ein. Ich stand dann auf, kleidete mich an und trat mit dem Lichte vor Dein Bild, die edlen Züge betrachtend, und im Gedanken dem Bilde sagend, was ich Dir nicht sagen konnte. Von da an dachte ich stets an Dich, wie Du erwachen wirst, wie Du aufstehst, wie Du auch Dein Herz zu Gott wendest, wie Du an mich denkst, mit Deiner Umgebung sprichst, vielleicht von mir sprichst, nein, gewiß von mir sprichst. Nach dem Frühstücke ging ich auf der Kegelbahn eine Weile auf und nieder, dann suchte ich wieder das Zimmer und setzte mich zu diesem Papiere, und an diesem Papiere bin ich noch. In Baiern haben sie heute keinen Festtag, von Schwarzenberg hörte ich das Kirchenläuten herüber. Ich habe mir den Schlüssel zur Kapelle geben lassen, werde hinabgehen und allein noch in dem Kirchlein meine kirchlichen Gedanken haben. Im Uebrigen soll mir dieser Tag ein Festtag sein und Witiko muß ruhen.

Der Sturm dauerte die ganze Nacht und es wurde eine

Menge Schnee herabgeschüttet, die nun Alles bedeckt. Der Schnee reicht weit über die Knöchel, er ist aber naß. Das Thermometer zeigt 1 Grad Wärme. Das Barometer ist um zwei Linien gestiegen. Es ist Hoffnung auf baldige Aenderung des Wetters und auf heiteren Himmel. Dann schmilzt entweder der Schnee oder er friert, und in beiden Fällen wird wieder eine gute Fahrbahn, und auch eine Lust zum Reisen. Nach dem jetzigen Stande der Dinge kann ich Dir aber auch in diesem Augenblicke meinen Abreisetag nicht melden. Wahrscheinlich wird es auf mein anfängliches Vorhaben zurück kommen, am Montage abzureisen, an einem Montage wie Du, gerade drei Wochen nach Dir. Das Entbehrliche ist eingepackt, mit dem anderen bin ich in ein paar Stunden fertig. Gestern Abends habe ich nicht auf die Post warten lassen, weil Marie in ihrem letzten Briefe geschrieben hat, daß sie nun nicht mehr täglich schreiben wird, und für andere Briefe ist heute auch noch Zeit genug. Es wäre mir aber sehr lieb gewesen, wenn diese täglichen Berichte nicht unterbrochen worden wären. Es ist der Lichtpunkt des Tages gewesen, wenn ich lesen konnte, es gehe Dir besser. Gestern Abends war es völlig traurig, daß ich keine Nachricht bekam. Und etwas unruhig bin ich noch. Denn Du bist doch nur erst, wie der Arzt schreibt, in der Reconvalescenz, und da ist immer noch Gefahr, daß man sich mit irgend etwas verdirbt, was ich zwar von Deiner Besonnenheit und Deiner Liebe zu mir nicht erwarte; aber es könnte Dir gegen Dein Wissen geschehen. Gott füge Alles Gute.

Ich habe mein Schreiben unterbrochen, und bin in die Kapelle gegangen. Meine Andacht war kurz, aber sie ging vom Herzen. Nach der Zurückkunft schreibe ich wieder weiter. Es ist jetzt fast eine halbe Stunde über 10 Uhr. Das Schneeschütten dauert

noch immer fort, das Barometer ist aber im langsamen Steigen, und so, denke ich, wird es morgen noch wettern, Samstag und Sonntag werden Ausheiterungstage sein und der Montag ein schöner Tag. Ist dann Schnee oder nicht, das ist gleichgiltig, wenn nur das Stürmen einmal aufhört, das aber auch jetzt schon viel gelassener ist. Alles, was Du in den Lakerhäusern erlebt hast, ist Paradiesesschönheit gewesen gegen das, was heute ist. Man glaubt sich in eine Wildheit gebannt, aus der gar nicht herauszukommen ist. Ein solches Schneeschütten habe ich noch nicht gesehen. Kaum die ersten Bäume der Allee sind zu erblicken. Dauert es heute Nachts so fort, so geht morgen die schwarze Thür unterhalb meiner Stiege nicht auf, und sie muß ausgeschaufelt werden. Geht aber, weil bereits 1½ Grad Wärme sind, der Schnee in Regen über, dann wird ein unendliches Gewässer. Ich melde Dir morgen schon weiter, was geschehen ist. Die Straßen und Brücken sind gut, und es wird schon zum Weiterkommen sein, wenn nur einmal der Luftkreis sich beruhigt. Ihr werdet wohl Regen haben, und Du siehst seine Tropfen gegen die Fenster unserer Wohnung fallen, während ich hier an dem gelben Kirschbaumtische sitze, an Dich schreibe, und gelegentlich in die herabfallende Schneenacht schaue. Denkst Du noch? an dem Tage unserer Trennung hat es auch arg geregnet. Wie wird es wohl sein, wenn uns der liebe Gott noch 21 Jahre schenkt, und wir die goldene Hochzeit feiern? Ist es dann draußen wie immer, in unseren zwei uralten Herzen würde doch der freundlichste Sonnenschein sein. Der Gedanke, das zu erleben, ist so schön, daß ich mir ihn zu denken fast gar nicht getraue. Und doch, wie trefflich wären die einundzwanzig Jahre, um Dir nur vergelten zu können, was Du um mich gelitten hast. Der Anfang der einund-

zwanzig Jahre wäre schon gut; denn ich bin heuer am 15. November viel, viel wohler als im vergangenen Jahre, auch viel heiterer und stärker. Noch im Winter, wenn ich in Linz mehrere Gänge machte, war ich schwindlich. Davon ist jetzt keine Spur mehr vorhanden, ich mag Bewegung machen, so viel ich will. Es ist auch keine Nervenerregung mehr vorhanden, als die Scheu vor allem Unruhigen und Unangenehmen, besonders die Cholerafurcht, aber selbst diese Dinge fühle ich sich mindern, wie ich denn schon manches Traurige ruhig erzählen hören kann. Ich hoffe, daß der nächste 15. November uns recht traulich und fröhlich vereint an unserem Tische in Linz finden wird. In dieser Hoffnung schließe ich das Schreiben und küsse Dich zu tausend Malen. Diesen Brief erhältst Du Samstags, und da die Marie geschrieben hat, daß Dich meine Briefe freuen, so bekommst Du Sonntags wieder einen und etwa bringe ich gar selber einen mit. Es folgen die gewöhnlichen Grüße.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 15. November 1866.

Es ist der Abend des 15. November gekommen, und ich beginne wieder einige Zeilen an Dich zu schreiben, welche ich morgen nach Schwarzenberg schicken werde, nachdem ich sie werde vollendet haben, daß Du sie am Sonntag Vormittags erhältst. Wie der Tag bis Mittag war, hast Du in dem vorigen Briefe gelesen. Ich aß mit Nani ein Stückchen Kalbsbraten, und ging dann auf die Kegelbahn spazieren. Dann that ich einen kurzen Schlummer, las dann die Linzer Zeitung und ein wenig Göthe. Die Dämmerung verplauderte ich mit Nani. Sie erzählte mir von dem Blechinger'schen Hause, ich ihr von Dir. Den Joseph schickte ich wieder nach Schwarzenberg, auf die Post zu warten. Er watete in dem Schnee bereitwillig fort. Dann setzte ich mich zum Schreiben an Dich nieder. So verging der Tag. Sehr oft bin ich heute zu Deinem Bilde gegangen, und habe Deine Züge betrachtet. Du hättest doch kaum einen Mann bekommen können, der Dich so liebt, wie ich. Bald werde ich doch auch das Bild einpacken müssen, damit mich nicht die schöne Zeit überrascht, und dann bin ich ganz von Dir getrennt. Ich will aber Alles, Alles gerne tragen, wenn Du nur ganz gesund wirst und gesund bleibst. Wenn ich heute gar keinen Brief

bekomme, halte ich es auch für ein gutes Zeichen. Darum habe ich für jeden Fall den Boten nach Schwarzenberg geschickt.

Es ist Morgens, der 16. November, und ich schreibe weiter. Der Bote hat keinen Brief gebracht. Ich weiß nun wohl, daß es Dir mindestens nicht schlechter geht; aber weit lieber wär es mir gewesen, wenn ein Zettel gekommen wäre, des Inhalts: der gnädigen Frau geht es wieder besser. So hängt mit allen Fäden mein Herz an Dir, daß jedes Ding, welches Dich angenehm oder unangenehm berührt, an diesen Fäden zu mir fortläuft, und die gleiche Empfindung in mir erregt. Und wenn des Tages zehn Nachrichten kämen: jetzt thut sie das, jetzt jenes, sie ist besser, sie hat dieses und jenes gegessen u. s. w., so wäre mir das nicht zu viel. Ich wäre gleichsam immer bei Dir. Lache nicht über den Schwärmer; der ist kein rechter Mann und Gatte, der nicht für das Herz seiner Gattin schwärmt. Und wenn sie ein so liebes, treues Herz hat wie Du, so hängt man ja mit ganzer Seele daran, und dieses Herz ist mein Kleinod auf dieser Welt, und wenn auch durch Krankheit und dergleichen Unruhe und Besorgniß entsteht, so ist das Glück der aufrichtigen, liebenden Vereinigung so groß, daß es durch nichts zu theuer erkauft wird. Und wenn mich heute Gott zu sich abruft, so sage ich: Herr, ich danke dir, du hast mir ein großes Glück auf dieser Erde gewährt. Freilich, wenn Gott ganz besonders gütig gegen uns sein wollte, so ließe er uns noch eine Zeit, in der nicht zu viele Sorgen wären, beisammen; durch das vergangene Ungemach sind wir noch näher an einander gebunden, und das zukünftige Glück wäre noch größer als das vergangene. Merkwürdig ist es, daß Alter und Jahre hier keinen Abbruch thun, überhaupt keinen anderen, als einen guten Einfluß haben. Ich liebe Dich jetzt weit, weit mehr, als

da Du ein 22jähriges, blühendes, unbeschreiblich schönes Mädchen warst, und Du liebst mich alten Mann mit allen seinen Wunderlichkeiten und Grillen mehr, als den jungen, kräftigen, gleichsam Himmel und Erde stürmenden. Und diese Liebe wird nicht geringer werden, sondern wachsen, und im Hochalter, wenn uns eines beschieden ist, werden wir völlig eins in dem andern und gleich sein. Möge nur jetzt der Gang Deiner Genesung stetig, ruhig und heiter sein. Dann ist ja bei mir auch Alles gut.

Von Graz erhielt ich gestern den Abdruck meiner Erzählung „der Kuß von Sentze" mit starken Druckfehlern. Der Schluß fehlt noch, er kommt wahrscheinlich im nächsten Blatte. Ein Schreiben bekam ich aber nicht. Wahrscheinlich werden sie bis nach dem ganzen Abdrucke warten.

Heute war mein erster Gang mit dem Lichte zum Barometer. Ich hatte die besten Hoffnungen. Denn der Sturm hatte sich gestern Abends gelegt, und in der Nacht war schon die Mondessichel zwischen laufenden Wolken zeitweilig zu sehen; aber wie erschrack ich, als ich sah, daß das Barometer, das gestern um 4 Linien gestiegen war, Nachts fast wieder um 2 Linien herabgegangen war, und beim Klopfen sich schnell herabduckte. Das Thermometer zeigte 1 Grad Wärme. Der Himmel war theilweise mit ruhigen Wolken bedeckt. Als es licht wurde, ging ich ins Freie. Es war schwacher Ostwind; die oberen Wolken aber gingen schon von Südwest her. Die ersten Anzeichen eines weichen Sturmes sind wieder da. Um 9 Uhr ging ich zum Moriz hinunter, um zu sehen, ob starke Schneeverwehungen sind. Sie sind nicht zu groß, und es ist durchzukommen. Die Wolken sind viel weniger geworden; aber sie ziehen schneller aus Südwest, also das Zeichen des Thauwindes etwas deutlicher. Unten

haben wir jetzt stärkeren Ostwind als oben. Das Barometer ist nicht mehr weiter gefallen. Das Thermometer zeigt fast 3 Grad Wärme. Wenn Thauwind und Schneeschmelzen kommt, so kommt beides gegen Abend oder in der Nacht, und bis Montag kann Alles wieder vorüber, und die Wege sogar besser sein. Es wird sich zeigen, wie die Merkmale heute Nachmittags sind. Jedenfalls bestelle ich den Wagen auf Montag, und fahre dann auch bei schlechtem Wetter, nur nicht bei heftigem Sturme. Der Wind verkühlt den Körper am leichtesten, wenn man keinen geschlossenen Glaswagen hat, wie ich leider aus Oberplan heraus erfahren habe, worauf ich das Bett hüten mußte. Ich komme also am Dienstag gegen Abend zu Dir.

Heute muß meiner Rechnung nach von Marie ein Brief kommen; denn gestern hat sie mein Schreiben erhalten, in welchem ich sie um Nachricht bat. Ich werde also den Joseph wieder auf die Post warten lassen. Wenn wider Vermuthen warmes, ruhiges Wetter bleibt, und noch ein Tag darauf erträglich zu werden verspricht; dann fahre ich plötzlich fort, und zwar mit dem Moosbauerwagen und Weichselbaumpferden nach Aigen, und des andern Tages von Aigen nach Linz. In diesem Falle komme ich dann früher als Dienstags. Rechne aber vorläufig nur auf Dienstag. Alles aber hängt von dem heutigen Briefe ab. Solltest Du übler sein, dann fahre ich morgen bei jedem Wetter.

Ich lasse einen kleinen Raum in dem Briefe frei, um Nachmittags etwas dazu zu setzen, vielleicht sind dann die Zeichen deutlicher.

Nachmittags 3 Uhr. Ja, die Zeichen sind deutlicher. Es war heute warmer Sonnenschein. Das Barometer geht stetig herunter. Nachts kommt der Sturm. Ich hoffe, Montag ist es wieder schön.

Ich lege ein Streifchen Stoff bei. Die Moosbauer sagt, daß er Dir so gefallen hat. Lasse Sonntag schreiben — — ach nein, da bekomme ich ja den Brief nicht mehr. Ich lege doch das Streifchen bei. Gefällt Dir das Kleid, so können wir es kommen lassen; aber auf das bloße Wort der Moosbauer hin bringe ich es Dir doch nicht, ich könnte eine Dummheit begehen.

Lebe wohl, Du mein geliebtes, einziges Herz. Grüße alle wie gewöhnlich.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 16. November 1866.

Mein unermüdlicher Bote Joseph ist mit einem Briefe an Dich nach Schwarzenberg fort, daß Du ihn am Sonntage bekommst, und ich fange hier einen neuen an, den Du am Montage bekommst. Siehst Du, wie ich fleißig bin. Die Marie hat geschrieben, ich möchte Dir nur recht oft schreiben, das sei der beste Beweis meiner Liebe, und dieses thue ich so gerne, und thue es täglich. Deine Augen gehen doch mit Freude darüber, wenn meine schwarzen Zeilen auf weißem Papiere stehen, und Du hast doch jeden Tag etwas, das Du erwartest. Nach diesem Briefe bekommst Du noch einen am Dienstage Vormittag, und an demselben Tage Nachmittags bekommst Du mich selber, außer es kommt heute oder morgen eine Nachricht, auf die ich sogleich abreise, oder es stürmt am Montage dermaßen, daß ich nicht fort

kann. Dann gehe ich am ersten, nur ein wenig erträglichen Tage von hier fort. So habe ich es nach Aigen geschrieben. Das heutige Wetter hält mich völlig zum Narren. Das Barometer fällt stets, und jetzt leuchten die Sterne am Himmel und Alles ist still. Wer hätte gestern den heutigen Tag vermuthet? Und doch wird der Sturm kommen, wenn er nur bald in der Nacht käme, daß der Ausbruch am Montage vorüber wäre.

Heute warte ich mit der größten Sehnsucht, weil ich zwei Tage keine Nachricht erhalten habe. Zwei Stunden muß ich noch warten; denn bei dem ungemeinen Schneekothe wird die Post ziemlich spät ankommen. Wenn nur dann Alles recht und gut ist. Ich hoffe es, werde aber nur dann ruhig einschlafen, wenn ich es gewiß weiß. Ich ende für heute. Gute Nacht, gute Nacht, geliebtes Herz.

Tausend, tausend Dank, Du geliebtes, gutes Weib! Der Joseph kam gestern noch vor 8 Uhr und brachte Deinen herzigen Brief. Du hast mir mit diesem Briefe eine unglaubliche Wohlthat erwiesen. Von Kummer und Sorge war ich in Glück versetzt. Jetzt mag es draußen stürmen, wie es will, jetzt ist mir Barometer- und Thermometerstand nicht mehr so wichtig, wie dieser Tage, und wenn sich meine Abreise auch um einige Tage verzögert, so trage ich die Verzögerung gerne, weil Du nur wieder gesund bist. Und Du wirst gewiß auch in freundlicher Geduld meine Ankunft abwarten, und es wird Dir lieber sein, daß ich bei günstigem Wetter reise, als daß ich mich der Möglichkeit einer Erkrankung aussetze, da Du ja selber in dieser Hinsicht Besorgnisse in Deinem Briefe aussprichst. Sei ganz beruhigt, ich werde nur bei gutem Wetter und auch da sehr vorsichtig reisen. Du bist in Deinem Briefe ja gar schalkhaft, und drohest mit einer

Strafe Gottes, die mein bester Lohn wäre, daß er mich nämlich mit Dir die goldene Hochzeit erleben lasse. Jetzt erleben wir sie auch, es ist ein bedeutungsvolles Zeichen dafür eingetreten. Du hast immer gesagt: „die goldene Hochzeit erlebe ich nicht", und in diesem Briefe sprichst Du das Gegentheil davon aus. Ich habe nie geradezu Gott um diese Gnade gebeten; am heurigen Vermählungserinnerungstage that ich es, an dem nämlichen Tage, an dem Du Deinen Brief schriebst, und an dem nämlichen Tage schrieb ich Dir den Inhalt meines Gebetes. Die Briefe haben sich gekreuzt, und wie dieselbe Sache an demselben Tage wechselweise geschrieben wurde, so kommt das Geschriebene auch wechselweise an demselben Tage an seine Bestimmung. Ich habe Ahnungen nie geläugnet, da dem Menschen ein Wissen auch ohne die Sinne, die Untersuchung, die Erfahrung u. dgl. zukommen kann, welches Wissen so gewiß ist wie jedes andere, ja gewisser, da der Verstand irren kann. Wie oft hat sich bei Dir ein solches Wissen als richtig bestätigt!

Der von mir vorausgesehene Sturm ist heute um Mitternacht gekommen, und ist nach und nach zu einer Heftigkeit herangewachsen, daß der vorige ein Kinderspiel gegen ihn war. Alle Töne konnte man von ihm vernehmen, vom Donner bis zum Fagott und der Kinderpfeife herab, und bei uns rüttelte er sogar die Zimmerthüren. Regengüsse schlugen an die Fenster. Das Barometer fiel so tief, wie ich es hier noch nie gesehen hatte. Das Thermometer zeigte 3½ Grad Wärme. Aber eben, was so heftig ist, dauert nicht. Der Südwestwind ging in mäßigen Westwind über. Das Barometer ist seit Vormittag um 4 Linien gestiegen (jetzt ist es 2 Uhr). Das Thermometer zeigt 0, und so wird es sich bis Montag wahrscheinlich aufhellen, nachdem

inzwischen noch Schnee gefallen sein wird, was eben jetzt anfängt.

Du hättest gewiß nicht gedacht, daß ich Dir je so viel Witterungsnachrichten schreiben werde. Aber in unserer gegenwärtigen Lage sind sie uns sehr wichtig.

Ich schließe das Blatt mit den innigsten, herzlichsten Grüßen und Küssen.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, am 17. November 1866.

Wahrscheinlich sind diese Zeilen die letzten, die Du von den Lakerhäusern von mir erhältst, und wenn das so ist, so bekommst Du sie nur um 7—8 Stunden früher, als Du mich selber siehst. Das Barometer ist noch rascher gestiegen, als es gefallen ist, der Himmel heitert sich aus, und es sind schon Sterne an ihm sichtbar. Es müßte doch mit üblen Dingen zugehen, wenn übermorgen wieder schlechtes Wetter wäre. Da auch Kälte eintritt, hoffe ich auf länger andauernde Heiterkeit. Ich versuchte heute noch zu malen; allein der Erfolg war, daß ich das Gemachte wieder auslöschen mußte, und daß jene Stelle jetzt schlechter ist, als sie früher war. Da ich schon mehr dort als da bin, so komme ich hier mit nichts mehr auf einen grünen Zweig. Mit dem morgigen Tage weiß ich völlig nichts anzufangen. Wenn er nur vorüber wäre. Da ich heute (Samstag) diesen Brief nicht endigen

werde, so wird wohl ein Zeitchen von morgen zum Schlusse verwendet werden, und das wird meine beste Zeit sein. Dein Bild ist gepackt, die Bilder bis auf eines, sind gepackt. Zum gänzlichen Einpacken brauche ich wenig Zeit, ich werde also stets den Himmel und die Wolken und das Barometer und Thermometer anschauen. Und das wird wahrscheinlich auch der Inhalt dessen sein, was ich Dir morgen noch zu diesen Zeilen hinzu schreiben werde. Ich bin wie ein Kind, das das Liebe, welches kommen soll, nicht erwarten kann.

Eifersüchtig bist Du nicht; denn es ist ein Brief, auf dessen Umschlage stand Johanna Siegel, an mich nach Linz gekommen, und ihr habt ihn unversehrt an mich geschickt. Das Fräulein gibt über sich gar keine Auskunft, und verlangt meine Photographie mit Unterschrift. Ich werde von Linz aus antworten.

Ich schaute eben wieder auf den Himmel. Leider ist er ganz heiter und zeigt Sterne. Das kommt mir ein wenig zu schnell. Wenn es nur drei Tage dauert.

Für heute schließe ich. Gute Nacht, gute Nacht.

Ich bin heute (Sonntag) um drei Viertel auf 4 Uhr aufgestanden, habe mir eingeheizt, und habe dann eingepackt. Als es licht wurde, sah ich, daß Westwind und Schneegestöber ist. Das Barometer steht aber gut, das Thermometer zeigte 2 Grad Kälte (jetzt 1 Grad Kälte). In Kurzem ließ Wind und Schneien nach und es wurde hell. Ich malte noch zum letzten Male. Es war nicht vergeblich, so scheide ich doch nicht mit einem Mißerfolg der letzten Arbeit. Alle Anzeichen sind dafür, daß es sich zum guten Wetter richtet. Also ist es sehr wahrscheinlich, daß ich Dich bald darnach, als Du diese Zeilen gelesen hast, sehen werde. Ich ging

gegen 11 Uhr bis gegen Moriz hinab spazieren, und dann Abschied nehmen auf meinen Zeichnungshügel. Nach der Zurückkunft putzte ich die Malergeräthe, und setzte mich dann zu diesem Blatte und schrieb obige Zeilen, die ich jetzt auch mit tausend und tausend Grüßen und Küssen, die meine Vorläufer sein sollen, schließe.

Sage der Marie den wärmsten Dank für ihren Brief. Er wäre nicht unumgänglich nothwendig gewesen; aber er hat mich sehr erfreut, und in dieser Hinsicht ist er sehr gut. Ich bin recht vergnügt ins Bett gegangen, nur wollte mir nicht einleuchten, daß ein Genesender, der zum ersten Male in die Luft geht, dies im Winter Abends thut, und ins Theater geht. Wußte Dr. Essenwein darum, und hat er es gebilligt? Ich hätte es nicht zugelassen. Lebe wohl, komme mir recht stark, rüstig, heiter, gesund entgegen.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Dienstag, am 20. November 1866.

Der Joseph trug einen Brief fort*), und einen neuen fange ich an. Das habe ich mir auch nie gedacht, daß ich einmal eine Zeit erleben werde, in der ich nichts thun werde, als an meine Gattin Briefe schreiben. Es fällt mir ein, wenn doch von der Ewigkeit her und in sie hin Posten gingen, dann könnten liebende Gatten,

*) Dieser Brief fehlt. Er enthielt wahrscheinlich die Anzeige, daß die Abreise noch nicht möglich sei.

wenn sie durch den Tod getrennt werden, einander doch noch Briefe senden. Welch' ein Trost! Jetzt hat das Überlebende nichts als den Wunsch baldiger Nachfolge.

Es ist jetzt 3¼ Uhr Nachmittags. Das unsägliche Schneien hat nachgelassen, ja es steht ein großer Fleck blauen Himmels vor unseren Fenstern, das Barometer ist Nachmittags auch um eine Linie gestiegen. Vielleicht ist doch morgen Erlösung, und dann bringe ich Dir diesen Brief selber. Der Joseph und vier Mann sind gedungen zum Ausschaufeln. Wie ein schöner Tag wird, müssen sie sich des Morgens stellen und meine Befehle erwarten. Alles ist in Bereitschaft. Was noch in den Koffer gehört, ist in einer halben Stunde drinnen. Und das Umkleiden für die Kälte dauert auch kaum eine halbe Stunde. Dann, Lakerhäuser, lebet wohl. Euer Winter fängt sehr roh an, und das Ladenstöcklein hat für die Kälte etwas zu siebartiges. Oben, unten, seitwärts, rückwärts, vorwärts geht der Wind herein. Das Speisfenster war heute ganz verschneit.

Ich ende. Fahre ich morgen nicht, so schreibe ich weiter; fahre ich, so hat alles Schreiben hier ein Ende.

Gute Nacht für heute, Du, mein einziges, mein liebes, theures Herz.

Ich schreibe doch noch weiter. Wie das närrisch ist. Übermorgen bringe ich Dir diesen Brief höchst wahrscheinlich selbst, und könnte Dir Alles sagen, was in ihm steht. Und doch schreibe ich es auf. Es ist mir dabei, als ob ich Dir es heute schon erzählte, und Du meine Freude theiltest. Es ist nämlich jetzt ganz heiter (6 Uhr Abends), nicht eine Wolke ist am Himmel, das Barometer steigt langsam, aber stetig, und da ist zu hoffen, daß morgen ein sehr schöner Tag ist, und daß ich fortreisen kann.

Auch das Gute hat das Schreiben, daß ich, so lange ich die Feder führe, leichter über die Zeit hinwegkomme; denn so lange es schneite und stürmte, hatte ich Geduld, ich sah die Abreise noch in unbestimmter Ferne; sobald es aber anfing, sich auszuheitern, war die Ungeduld da: erstens darüber, wird es schöner, wird es nicht schöner, und sodann, als der Wind ganz aufgehört hatte und der Himmel völlig rein war, darüber, daß es von 6 Uhr Abends bis 1 Uhr des anderen Tages gar so lange ist, wer wird das überdauern? Volle 19 Stunden! Da verschreibe ich nun einige Viertelstunden. Ich könnte auch einen guten Theil dieses Zeitmeeres verschlafen. Ja, da liegt es eben. Gerade, weil ich schlafen möchte, schlafe ich nicht, ich werde im Bette denken: ach, wenn ich nur schlafen könnte, und wenn es nur schon wieder Tag wäre, und wenn es nur schön bliebe. Und wenn der Mond durch die Fenster scheint, werde ich alle Augenblicke erwachen, ob er noch scheint, oder ob ich nicht das ferne Murren eines neuen Windes höre.

Eben ging ich wieder an das Fenster. Jetzt fliegen abermals leichte Wolken über den Himmel. Am besten wäre es, wenn ich fest glaubte, daß es morgen nicht schön wird, dann wäre ich ganz ruhig; dann sollte es aber morgen doch ganz schön sein, so wäre ich am schnellsten darüber. Die Ungewißheit ist es, welche peinigt. Nach meinen bisherigen Erfahrungen und nach den Zeichen der Luft und nach den Instrumenten wird es morgen noch nicht sehr schön, sondern der morgige Tag ist der Übergangstag, und übermorgen beginnt das schöne Wetter; aber die verwetterte Sehnsucht lispelt wieder darunter: vielleicht wird es doch schön.

Ist es nun, wie es ist. Ich ende einmal das „Raunzen", und schließe den Brief zu. Ist es morgen schön, so bringe ich

ihn Dir am Donnerstage. Erhältst Du ihn am Freitage Vormittag, und ist es am Donnerstage vorher schön gewesen, so komme ich am Freitage zum Nachmittagskaffee, haltet mir einen bereit.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Mittwoch, am 21. November 1866.

II. Lese von diesen zwei Blättern erst I, dann II. Ich habe heute I wieder aufgemacht, um II zu schreiben und beizulegen. In der Absendung macht es keine Verzögerung.

In I habe ich gegen das Ende geschrieben, daß der vor Kurzem ganz heitere Himmel wieder leichte, fliegende Wölklein hat. Das dauerte so fort. Wir aßen unsere Abendsuppe und Nani ging in ihre Schlafkammer. Ich rauchte, im Zimmer herumgehend, meine Cigarre. Oft trat ich an das Fenster. Es war Alles stille draußen. Die leichten Wölklein dauerten fort, und im Thale und in Breitenberg lag liebliches Mondlicht auf dem Schnee. So ging ich mit den sanftesten Hoffnungen um halb 9 Uhr in das Bett. Ehe ich entschlummerte, hörte ich, wie ich mich gestern ausgedrückt hatte, das ferne Murren eines neuen Windes. Das Murren wurde deutlicher und endlich zum Poltern, und dies dauerte die ganze Nacht. Ich bin fünfmal dadurch aufgeweckt worden. Um 6 Uhr kam die Nani. Als es licht geworden war, sahen wir, daß es heute ärger ist als je. Das Barometer

ist seit gestern Abends nicht mehr gestiegen, das Thermometer zeigt 2 Grad Kälte. Der Sturm jagt den Schnee wieder in Massen nieder. Alles ist mit Schnee umhüllt, von Schnee angeflogen. Die Gassenbank vor der Moosbauerwohnung ist verschneit, und der Schnee ragt schon fast auf die Moosbauerfenster. Von der Umzäunung an der Wirthshausschwelle ragen nur die Köpfe heraus, und zwischen dem Ladenstöcklein und dem Wirthshause ist eine Schneewehe, die einem Mann bis auf die Brust ginge. Unsere schwarze Stiegenthür wäre gar nicht aufgegangen, wenn von Moosbauer herüber nicht ausgeschaufelt worden wäre. Der Schnee bleibt an allen Wänden der Häuser kleben. Ein alter Mann, den ich im Wirthshause traf, wohin uns Moosbauer einen tiefen Weg hat schaufeln lassen (der freilich nur eine Viertelstunde dauerte), sagte, er sei von der Marxmühle herauf gegangen, und sei dort über dem Wassergraben beim Bebel bis unter die Achseln in den Schnee gesunken. So lange er lebe, sagte er, habe er um diese Zeit keinen solchen Schnee erlebt, so frühe und so harte Winter er auch durchgemacht habe. Kein Mensch hat hier noch darauf gerechnet, darum ist auch das vom Gerichte angeordnete Ausstecken von Ruthen an den Straßen und Pfaden noch nicht geschehen, und jetzt ist Straße und Pfad nicht zu erkennen. Es ist sehr ungewiß, ob ich dieses Schreiben heute werde nach Schwarzenberg hinüber senden können. Der alte Mann sagte, weil der Schnee so an den Häusern kleben bleibe, sei es ein Zeichen, daß Thauwetter kommen und der Schnee schmelzen wird. Darin dürfte er nicht Unrecht haben. Die Erscheinung ist in dieser Jahreszeit zu ungewöhnlich, als daß sie dauern könnte. Es muß die Gegenwirkung eintreten. Ich vermuthe sogar, weil der gestrige Ausheiterungsgang unter-

brochen worden ist, weil ferner das Steigen des Barometers einen Stillstand erhalten hat, daß ein Südwind im Anzuge ist, und daß das Barometer wieder fallen wird. Das muß sich nun in wenigen Stunden entscheiden. Das heurige Jahr ist einmal ein ganz ungewöhnliches, und läßt sich jetzt, da es nur mehr sechs Wochen zu leben hat, doch seine Rechte nicht rauben. Schmilzt der Schnee hinweg, so ist es mir am allerliebsten. Heitert sich aber der Himmel nach diesem großen Schneefalle aus, so kommt Kälte, und ich muß im offenen Schlitten nach Aigen fahren, weil nirgends ein gedeckter zu haben ist; aber es ist mir auch so lieb; denn dieser Vorgang ist kürzer, als die Schmelze, welche wieder Südstürme und Regen in ihrer Begleitung hat.

Ich muß nun geduldig harren, bis ich fort kann, und ich bitte Dich recht innig, sorge Dich nicht, kränke Dich nicht um mich, Du weißt, wie ich jetzt vorsichtig bin, ich werde nicht den geringsten Schaden nehmen. Das Schmerzliche ist nur, daß unser Wiedersehen durch diesen ungewöhnlichen Umstand so hinausgeschoben wird. Ich habe mich ergeben, und suche meinen Trost und meine Erholung im Schreiben an Dich. So bin ich wenigstens im Geiste bei Dir, und Du bist, da Du die Briefe liesest, im Geiste bei mir. Das Einzige aber fällt mir schwer, daß ich kein Schreiben aus meinem Hause bekomme, was ganz begreiflich ist. Denn ihr werdet ziemlich stillen Regen haben, werdet nicht wissen, welch' ein Wetter hier ist, und werdet mich von Tag zu Tag erwarten. Und wenn meine Meldungen über dieses Unwetter zu euch kommen, ist es vielleicht schon vorüber, und ich bin auf dem Wege zu Dir. Aber deßungeachtet, schreibe doch einige Zeilen, nur sehr wenige, welche mir sagen, daß Du

gesund bist, und geduldig auf mich wartest, und gib sie auf die Post. Finden sie mich hier nicht mehr, so werden sie mir nach Linz nachgeschickt, und ich habe auch dort meine Freude daran. Wenn sich der Joseph heute nach Schwarzenberg wühlen kann, so ist dieser Brief Freitags früh in Deinen Händen, schreibst Du Freitags noch zwei Zeilen, so habe ich sie Samstag Abends. Ich hoffe wohl, daß ich Samstag Abends bei Dir bin; aber das Unglück könnte es doch fügen, daß ich noch hier bin, und welche Erquickung wäre es mir da, einige Worte von Dir zu erhalten.

Die Leute sagen hier, der Sturm daure immer nur drei Tage. Heute ist der dritte Tag, daß er so heftig weht, es geht gegen 11 Uhr, und er weht so lustig, als wollte er noch lange nicht Abschied nehmen. Mit Unterbrechung ist er aber auch die vorige Woche gegangen, und hat leichten Schnee gebracht. Freitag war der einzige erträgliche Tag, und von da an habe ich Ausheiterung gehofft, weshalb ich auch den Wagen auf Montag bestellte. Da wir so liebliche Zeit hatten, und ich nur mehr einen heiteren und zwei bis vier lichte Tage zu meinem Bilde brauchte, so wollte ich die Zeit benützen, um nicht mehr hieher kommen zu müssen. Hätte ich aber nur im Entferntesten geahnt, was bevor steht, so wäre ich Freitags mit Weichselbaumpferden nach Aigen gefahren. Allein da seit Menschengedenken ein solches Ereigniß in dieser Jahreszeit hier nicht vorgefallen ist, so konnte ich es auch nicht im Mindesten ahnen. Und so bin ich hier angenagelt. Und es hat so etwas ungemein Langweiliges hier, das weiße Wehen unablässig vor den Fenstern zu sehen, wie es heute ist. Frische Luft können wir jetzt nur bekommen, wenn wir das Küchenfenster öffnen. Vom Spazierengehen im Freien ist natürlich gar keine Rede, und so haben die zwei Nächte, die weiße

Nacht des Tages und die schwarze Nacht der Nacht, eine unaussprechliche Länge.

Wenn Du wohl bist, wenn Du Dein Hauswesen und Dein Theater genießest, so ertrage ich Alles gerne. Was ist so ein Wetterungemach für eine Kleinigkeit gegen die Angst, die ich ausgestanden habe, als Du krank warst. Und gerade das ist es auch, daß ich dieses jetzige Ungemach leichter ertrage, weil das größere vorausgegangen ist, und sich glücklich gelöset hat. Schone Dich nur, sehe auf Deine Gesundheit, und sage in meinem Namen Deiner ganzen Umgebung, daß Dich ja niemand erzürne. Grüße Marie, Kathi, Judith, ich lasse ihnen sagen, daß sie ja gut auf Dich sehen, sonst haben sie mit mir den Kampf, wenn ich zurückkomme. Vielleicht sehe ich doch alle bald. Dir sende ich die zärtlichsten, herzlichsten Grüße und Küsse.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Mittwoch, am 21. November 1866.

Es ist jetzt Mittwoch halb 3 Uhr Nachmittags. Ich habe gestern Abends und heute Vormittags an Dich geschrieben, weiß aber nicht, ob ich die Briefe werde nach Schwarzenberg können gelangen lassen. Wenn es gegen den Abend nicht anders wird, ist es eine Unmöglichkeit. Der Wirth hat den Joseph früh um Brot in die Klafferstraße geschickt, und um 2 Uhr ist er bis auf den Bauch voll Schnee zurückgekommen. Heute ist der ärgste

Tag, nicht eine Secunde hat es bis jetzt nachgelassen, und der Schnee fliegt in ganzen Wolken an unserem Hause vorüber. Im Garten ist die Schneewehe bereits höher als der Zaun. Das zweite Moosbauerfenster von der Thür weg hat der Schnee schon erreicht. Wir können in das Wirthshaus nur gelangen, wenn wir vor uns her ausschaufeln lassen. Mit der Moosbauerfamilie verkehren wir durch das Rosenbergerzimmer. Alle Thüren müssen immer geschlossen sein. Auf dem Boden über meinem Zimmer entsteht ein Schneehaufen, der hinabgeschaufelt werden muß. Das Feuer brennt den ganzen Tag in dem Ofen, und doch wird es nicht zu heiß; denn dieser Wind dringt durch Mauern und Felsen. Ein solches Toben habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Das Barometer steht den ganzen Tag still, das Thermometer zeigt jetzt 1 Grad Kälte, der Schnee bleibt an den Kleidern kleben, daß er kaum weggebracht werden kann. Der Wind scheint mir eine etwas aus Süd kommende Richtung einzuschlagen, was Alles auf Regen hindeutet; aber noch ist es nicht sicher. Das Barometer, welches jetzt auf 26 Zoll 6 Linien steht (veränderlich), muß noch fallen, wozu es Neigung zeigt, und das Thermometer muß steigen. Ich muß bei jeder Beobachtung vom Thermometer erst allemal den Schnee wegfegen. Wie es in anderen Gegenden ist, wissen wir gar nicht, weil keine Nachricht hieher gelangt. Ich hoffe, daß die heutige Nacht oder der morgige Vormittag eine Entscheidung bringt, habe aber noch keinen ganz sicheren Grund für diese Hoffnung als das rasende Schneien, das in dieser Heftigkeit unmöglich lange dauern kann. Sehr oft gehen solche Schneestürme in Regengüsse über, besonders in so früher Jahreszeit wie jetzt.

Als ich bis hieher geschrieben hatte, kam die Jause. Nach

derselben ging ich ein wenig zu Moosbauer, und dann auf dem Gange im ersten Stocke hin und her. Jetzt habe ich die Lichter angezündet und schreibe weiter. Der Stand der Dinge hat sich gar nicht geändert. Das Stürmen und Schneeschütten dauert fort. Vor dem Kaffee kam die Häusel-Resi herüber, und sagte, der Hansjörgl wolle für mich nach Schwarzenberg gehen. Ich machte Gegenvorstellungen. Sie bestand aber darauf, und so ließ ich es geschehen. Du erhältst also meine zwei Briefe am Freitag. Wann Du diesen bekommen wirst, kann ich nicht sagen; denn es ist nicht abzusehen, wie es morgen aussieht, wenn es die ganze Nacht so fortschneit. Gebe nur der Himmel, daß weiches Wetter kommt, und diese Schneelasten mindert. Durch Hansjörgl werde ich erfahren, wie es von Aigen abwärts ist, wenigstens bis Rohrbach. Ich habe ihm den Auftrag gegeben, sich zu erkundigen. Ich schreibe Dir diese Dinge so ausführlich, weil es das Einzige ist, das mich stärkt und labt, wenn ich wenigstens schriftlich zu Dir reden kann. Ach, säße ich auf dem Sopha in unserem Schlafzimmer bei Dir, was gäbe ich! Könnte ich Deine guten Augen sehen, Dein freundliches Angesicht und Deinen lieben Mund, und könnte ich die Worte hören, welche dieser Mund spricht. Es wird ja auch werden, und jetzt heißt es Geduld haben. Ich bitte Dich wiederholt, sorge Dich nicht um mich. Dieses Unwetter ist zu plötzlich gekommen, als daß es noch lange dauern könnte. Bis der Schneefall begann, war es so milde, daß das Vieh immer im Freien weidete. Einige Leute hatten sogar noch Kartoffeln auf dem Felde. Es muß sich wieder lösen, und es müssen stille Tage kommen. Und selbst, wenn es kälter würde, so kann das nur geschehen, wenn es heiter wird, und in heiterer Zeit schadet mir das Fahren nach Aigen gar nicht, da

ich mich warm genug kleiden kann, und in der Mittagszeit fahre. Wenn ich nur einmal in Aigen bin, dort hinab ist Alles leichter. Nur ist das jetzige Warten so unangenehm. An dem Tage, an welchem ich abfahren wollte, begann der Sturm. Ich hatte eingepackt. Sollte ich wieder auspacken? Was hälfe es? Ich wäre vor Erwartung, ob dieses Wetter sich doch nicht ändern wird, nicht im Stande zu dichten. Zum Malen ist es zu finster, und auch zum Malen braucht man ein heiteres Gemüth. Also soll Alles eingepackt bleiben, und ich theile meine Zeit in Schreiben an Dich, in Anschauen des Schneewehens, in Betrachten des Barometers und Thermometers und in müßiges Warten. Eben kommt der Hansjörgl von Schwarzenberg zurück, und sagt, daß die Post nicht fahren kann. Also bekommst Du auch ein paar Tage meine Briefe nicht, und wirst nicht wissen, wie Alles steht, und vielleicht in Sorgen sein. Ich glaube aber, Du wirst Dir denken, daß ich des schlechten Wetters wegen nicht abreise. Ferner beruhigt es mich, daß ihr, wenn es auch in Linz nur regnet, doch den Schnee auf den Mihlviertler Bergen sehen, und also wissen werdet, daß es bei uns schneit und vielleicht auch stürmt. Die Schulmeisterin von Aigen hat mir durch den Papiererknecht, der sich doch herauf gearbeitet hat, einen Brief geschickt, in welchem sie mir eine Wildschur und alle möglichen Warmkleider anbietet. Ich werde nur für Kopf und Füße etwas begehren. Du siehst, daß Alles für mein Wohl sorgt, und ich werde prächtig hinab kommen. Mit dem Schlitten bin ich schnell in Aigen, und mit dem Schlitten ist auch so gut wie keine Gefahr.

22. Heute ist ein schöner Tag, und es ist ruhig. Ich hoffe, daß der Schlitten kommt. Dann bringe ich Dir diesen Brief selber. Kommt er nicht, so fertige ich ihn Nachmittags aus.

Nachmittags.

Der Schlitten ist nicht gekommen. Es brachte ein Fußgänger die Nachricht, daß ein Knecht von Klaffer weggefahren ist, und oberhalb wieder umkehren mußte, weil er nicht durch den Schnee konnte. Also wird der Schlitten nicht haben herauf kommen können. Wir haben fünf Männer um den Lohn von 2 fl. 30 kr. den Rosenbergerweg ausgeschaufelt. Wahrscheinlich wird heute überall auf der Straße erst geschaufelt, und der Schlitten kommt morgen. Gott gebe nur, daß Windstille bleibt. Der Barometerstand ist ziemlich gut. Ich sende den Joseph mit diesem Briefe heute wieder nach Schwarzenberg, und gebe ihm auch einen nach Aigen mit. Es gehen heute noch immer einige Schneewolken nieder, aber ohne Wind. Sei ruhig, mein geliebtes, theueres Weib, wir sehen uns sehr bald.

Ich schließe, um den andern Brief schreiben zu können.

An seine Gattin.

Lakerhäuser, Samstag, am 24. Nov. 1866, Abends.

Der Joseph, der nicht in die Klafferstraße gegangen ist, hat eben einen Brief auf die Post getragen, und ich fange einen neuen an. Wenn ihr es wüßtet, wie mir in meiner Schneeeinsamkeit ist, so würdet ihr mir sehr oft schreiben, wenn auch ein paar Briefe wieder von Schwarzenberg nach Linz zurück gehen müßten, wie ja auch ich schreibe, selbst dann, wenn ich die Gewißheit

zu haben glaube, daß ich den Brief selber überbringen werde. Wie ein Lichtstrahl in die Nacht ist es, wenn ein Brief aus meinem Hause durch die Thür meines Zimmers herein getragen wird. Es wäre mir wohl nicht lieb, wenn Du Dein krankes Auge anstrengen solltest; aber es könnte ja die Marie einige Zeilen schreiben, und ich möchte doch wissen, wie das kranke Auge sich befindet.

Sonntag, 25. November, 8 Uhr Morgens.

Der Wind hat noch gestern Abends und die ganze Nacht mit dem Schnee gewirthschaftet. Jetzt ist es ruhig; aber es ist eine einzige, schmutzig graue Wolkendecke über unserem ganzen Himmel, auf den fernen Bergen sehe ich Sonnenblicke. Das Thermometer steht auf 0. Das Barometer ist um 4 Linien über die Nacht gestiegen, und zeigt jetzt 26 Zoll 7 Linien, was für diese Höhe schon gutes Wetter bedeutet. Nun ist mein Wunsch und mein Gebet: Möge heute das Barometer noch langsam fortsteigen, und sich der Himmel etwas aufhellen, möge dann morgen die Aufhellung vollständig werden, und Dienstags ein schöner Tag kommen, dem einige schöne Tage folgen. Auf diese Weise würde dann morgen von hier zur Mauth neuerdings ausgeschaufelt, und je nachdem der Post-Joseph die Nachricht bringt, daß in Klasser ꝛc. schon gebahnt ist, fahre ich Dienstag oder Mittwoch Morgens hier ab. Ich habe allen Straßengemeinden von hier bis Aigen meine Bitte einsagen lassen, daß sie ja gleich nach Aufhören des Schneesturmes schaufeln, ich würde ihren Eifer zur Kenntniß des Statthalters und Landtages und etwa gar in die Zeitungen bringen. Ob das etwas wirkt, oder ob ein Schock Donnerwetter kommen muß, wie der Post-Joseph den Klafferern und der Dr. Reischl dem Wegmacher eines erregt hat, weiß ich

nicht. Versucht wenigstens habe ich auch die Freundlichkeit, damit Alles geschehen ist. Finde ich aber Fahrlässigkeit, wenn ich durchfahre, die soll dann wahrhaftig in die Zeitung kommen.

9 Uhr.

Jetzt hellt es sich auch bei uns auf, und die ungeheure Schneelandschaft macht einen gewaltigen Eindruck. Wenn die ganze Wirthschaft vorüber ist, dann werde ich mich beim warmen Ofen in meinem Zimmer in Linz freuen, daß ich das gesehen habe und werde mir die Erscheinungen und ihre Eindrücke erst zurecht legen. Heute ist der Schnee sehr naß, und läßt sich zusammendrücken, was eine gute Bahn gibt; denn wenn er wie feiner Sand ist, treten die Pferde tief ein, und er weicht auch der Schlittenkufe aus, was ein mühseliges Fahren gibt. Weichselbaum trug mir an, er stelle mir allein seinen Postschlitten zur Verfügung, und fahre mich damit nach Linz. Er muß also Nachricht haben, daß auch in Linz eine Schlittenbahn ist, was ich bisher immer bezweifelte. Ich werde unterwegs sehen, was ich thue. Es wäre böse, wenn ich an eine Stelle mit dem Schlitten käme, an welcher die Bahn aufhört, und an welcher ich keinen Wagen bekäme.

Ich bitte Dich in diesem Briefe wieder, sei ganz ruhig. Die Sache hat durchaus nichts Gefährliches, sie ist nur sehr unbequem, ja sie hat Folgen in sich, über die Du einmal recht lachen wirst, wenn ich sie Dir erzähle. Nach dem beispiellos langen und reichlichen Schneefalle wird jetzt eine prächtige Bahn kommen, und ich fliege eines Tages unter lustigem Sonnenschein auf meinem Wege dahin, und vielleicht komme ich mit Martin bis Linz.

Nachmittags 2 Uhr.

Morgen sollte zeitlich früh der Weg zur Mauth gangbar gemacht werden und dann der Weichselbaum-Schlitten kommen, aber eben beginnt es abermals zu schneien, doch still. Das Barometer ist im Fallen. Wenn kein Wind kommt, kann ich morgen doch fort, mit Wind nicht. Das Fuhrwerk des Weichselbaum ist sehr gut, und der erste freie Augenblick wird benützt. Das Schneien kann doch nicht ewig dauern. Heute wäre ein Tag zum Fahren gewesen, wenn Morgens zwei Stunden geschaufelt worden wäre; aber zum Schaufeln war niemand zu bringen, weil Sonntag ist. Nun, Sonntag ist auch nicht immer. Sei recht heiter, recht ruhig, und genieße die Stadt. Die Kutscher, welche von Linz nach Rohrbach fahren, sagen, daß in Linz so viel Schnee ist wie in Rohrbach. Bei uns hier oben wird wohl mehr sein.

Lebe wohl, tausendmal wohl, Du liebes, theures, einziges Herz.

An seine Gattin.

Aigen, Dienstag, am 27. November 1866.

Ich bin in Aigen, und juble. Das ist wie aus Rußland nach Italien. Es ist zwar sehr unwahrscheinlich, daß dieser Brief früher kommt als ich; allein die ewigen Hindernisse, die sich meiner Linzer Reise entgegen setzten, haben mich schon so miß-

tranisch gemacht, daß ich es nicht für unmöglich halte, daß noch eines kommt, z. B. daß irgendwo plötzlich die Schlittenbahn aufhört, und ich dort keinen Wagen bekomme. Darum schreibe ich Dir diesen Brief, und wenn er nur um ein paar Stunden Deine Angst um mich früher endigt, als ich selber ankomme, so ist das schon ein großer Gewinn, und lohnt das Schreiben. In Augen bin ich geborgen. Da ist ja der Schnee nur ein Kind gegen einen Riesen.

Ich beschloß gestern, daß ich heute zeitlich Morgens bei jedem Wetter, es stürme wie es wolle, wenigstens nach Schwarzenberg gehe. Ich wäre in dem Ladenstöcklein krank geworden. Ich packte in der Nacht Alles, da ich nicht mehr schlafen konnte. Ich stand nach 3 Uhr auf. Um 5 Uhr kam die Nani, und fand mich eine Cigarre rauchend. Während sie den Kaffee machte (drei Viertelstunden), schlummerte ich noch ein wenig im Schlafrocke auf dem Bette. Dann nahm ich ein winziges Frühstück; denn drei Tage schmeckte mir schon kein Essen mehr, der Mund klebte mir zusammen und wurde bitter, und im ersten Lichte machte ich mich mit dem Häusel-Joseph und Häusel-Hansjörgl auf den Weg. Eigentlich gingen ich und der Joseph zuerst allein; der Nani zeigte ich die Sachen, die der Hansjörgl auf einen Schlitten packen und nachziehen sollte, ich konnte keine Minute mehr in dem Hause aushalten. Draußen lagen die Wolken auf der Erde, der Wind fegte sie an derselben dahin und schüttelte Schnee aus ihnen. Ich schützte mich durch den Regenschirm. Der Joseph ging vor mir. Er hatte Schneereife an den Füßen und trippelte mir mit denselben einen Pfad in den Schnee, der fest war. Mit meinen Stiefeln wäre ich bis an die Schenkel und stellenweise bis an die Brust eingesunken, und stellenweise wäre ich gar nicht

durchgekommen. So trieben wir es vom Rosenberger bis zu den Aufsehern hinunter. Der Morizberg war der ärgste Teufel. Von den Aufsehern ging es in derselben Weise, aber besser, bis zu der Mauth. Der Hansjörgl kam mit dem Ziehschlitten nach. Bei der Mauth konnten die Schneereife weggethan werden; denn die österreichische Straße war ausgeschaufelt. Um 10 Uhr kam ich nach Schwarzenberg. Da war gar kein Schlitten da, beide waren nach Aigen gegangen. Zwei Pferde wären wohl da gewesen. Meine Bestellung ist statt gestern heute nach Schwarzenberg gekommen, da die Schlitten schon fort waren. Auch kein Zimmer war in Bereitschaft. In der Stube des Martin im Seitenstöckl mußte ich die Wäsche wechseln. Wenigstens heiß genug war es darin. Ich ging dann wieder in die Wirthsstube zurück. Da sagte die Wirthin: „Wenn nur ein anderer Schlitten da wäre als der Fuhrschlitten.“ Ich sagte: „Zeigen Sie mir den Fuhrschlitten.“ Sie that es. Er lag umgelehnt an dem Hause, ein Schlitten mit zwei Leitern. „Einen Sitz darauf gebunden, dem Martin ein Brettl, und fahren,“ sagte ich. Und so geschah es. Wir fuhren um halb 12 Uhr ab, erst in unendlichem Schnee Schritt vor Schritt, dann immer in weniger Schnee und schneller, und kamen um halb 3 Uhr in Aigen an. Dort fand ich den Postschlitten, und nahm ihn auf morgen in Beschlag. In Aigen fand ich auch meinen Hunger wieder, den ich in den Lakerhäusern verloren hatte, und der Mund klebte mir nicht mehr zusammen, und da mich das Bett gar so freundlich ansieht, so werde ich hier auch meinen Schlaf finden. Ich ging zum Gruber, er ist nach Wien fort. Dann ging ich zu den Schullehrerleuten. Sie hat mir gar eine Haube gestrickt, und sie mir nach Schwarzenberg geschickt. Sie ist ja mit Dir nach Rohrbach gefahren, davon

schriebst Du mir kein Wort. Was wir gesprochen haben, davon mündlich. In Aigen schwimmt der Schnee im Wasser; aber die Bahn ist so dick, daß sie selbst im Thauwetter schon noch ein paar Tage aushält. Wahrscheinlich geht die Bahn bis in den Saurüssel. Dort nehme ich den nächstbesten Wagen zu leihen bis Ottensheim, und von dort einen Wagen vom Postmeister Dinghofer. Siehst Du, in diese Dinge könnte das böse Geschick noch ein Hinderniß stecken, daß ich morgen nicht ganz nach Linz käme, und dann gelangt dieser Brief früher in unser Haus als ich.

Das Wesentliche enthält er, wenn dies der Fall ist, und darum schließe ich ihn und gebe ihn auf die Post. Sehr, sehr, sehr viel werde ich Dir mündlich erzählen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 3. December 1866.

Ich bin wieder in Linz. Es ist in den Tagen, seit ich Dir geschrieben habe, eine schwere Zeit über uns gegangen. Ich mache Deiner Freundschaft die Mittheilung davon. Meine Gattin ist am 28. October von den Lakerhäusern abgereist, und am 29. in Linz angekommen. Am 2. November erkrankte sie sehr ernstlich. Der Arzt schrieb mir, sagte aber, es sei keine Gefahr. Ich packte sogleich ein, um zu ihr zu eilen; allein dann dachte ich, daß sie bei meiner plötzlichen Ankunft erschrecken und glauben würde, sie sei lebensgefährlich krank, weil ich auf den Brief

des Arztes gleich komme. Diese Rücksicht hielt mich in den Laterhäusern zurück. Ich bekam wohl täglich Nachricht, und zwar, daß das gallichte Magenfieber gut verlaufe; aber ich schwebte vierzehn Tage in der unsäglichsten Angst. Endlich erfuhr ich wieder durch einen Brief des Arztes, daß sie außer Bette sei, und daß ich nun, ohne sie zu stark zu erschüttern, kommen könne. Ich schrieb ihr, daß ich am 19. abreisen werde. Aber am 19. kam ein fürchterlicher Schneesturm, der drei Tage dauerte und eine für die ältesten Leute noch nicht erlebte Schneemenge niederschüttete. Am 22. ließ ich auf meine Kosten den Weg von Rosenberger bis an die österreichische Grenze ausschaufeln, daß mich am 23. der Schlitten holen kann; aber aus einem Mißverständnisse kam der Schlitten nicht, und am 24. wehte ein neuer Schneesturm wieder Alles zu, als wäre nie eine Schaufel angesetzt worden. Am 25. wollte der Schlitten von Aigen aus zu mir kommen, konnte aber nicht durchdringen, und mußte umkehren. Ich wußte aber davon nichts. Die Aufregung wuchs in mir so, daß ich schon gar nichts mehr essen konnte; denn am 26. war wieder Schneesturm. In der Nacht milderte sich der Wind. Ich packte das Wenige, was noch zu packen war, ließ am 27. Männer kommen, die mir mit Schneereifen einen Pfad auf dem Schnee trippeln mußten, der mich einigermaßen trüge, ein Mann mußte in einem Handschlitten mein Gepäcke ziehen, und so ging ich, den Regenschirm gegen den Wind vor das Gesicht haltend, Schritt für Schritt nach Schwarzenberg. Dort fuhr ich auf einem Fuhrschlitten an demselben Tage noch nach Aigen. Am folgenden Tage fuhr ich in einem besseren, aber offenen Schlitten nach Gerling, und von dort in einem kleinen, schlechten, ausgeliehenen Wägelchen nach Linz, wo ich um 4 Uhr ankam.

Ich fand meine Gattin genesen, aber schwach und schmächtig. Nun bin ich bei ihr. Du weißt, mit welcher ungewöhnlichen Liebe wir an einander hängen, kannst also die Qual ermessen, die ich litt, und doppelt litt, da ich anfangs aus Schonungsrücksichten nicht zu ihr konnte, und dann neun Tage nicht wegen Abgesperrtsein durch Schnee. Dies und die Anstrengung der Reise brachten mich auch in einen Nervenzustand, der jetzt langsam ausschwingt. In wenigen Tagen hoffe ich wieder auf dem Klaren zu sein, da bei meiner Gattin Alles gut ist, und der Arzt ihr jetzt sogar eine lange Gesundheit voraussagt.

Zu diesen Dingen kommt noch beständige Sorge und beständiger Kummer. Diese Krankheiten, der verordnete Landaufenthalt, die Karlsbader Reisen verschlingen mehr Geld als jede frühere Zeit, und meine Einnahmen sind geringer als in früherer Zeit. Oft ist es, als wollte mich bitterer Kleinmuth beschleichen, wie ich denn das verdient habe, da ich so sparsam und häuslich lebe, nie ein Gasthaus oder dergleichen besuche, und keiner Leidenschaft ergeben bin. Gott lasse einmal den ruhigen, fröhlichen Gang in unser Leben kommen. Gattin und Nichte fühlten sich durch den letzten Aufenthalt in Karlsbad sehr gebessert, die eine hatte keine Leberschmerzen mehr, die andere keine Milzschmerzen. Ich meinte vor dem Kriege vollkommen gesund zu sein. Der Arzt in Karlsbad sagt, ein dritter Gebrauch werde Alles vollständig ins Reine bringen. Ich tröste mich mit Göthe, der auch Karlsbad öfter besuchen mußte. Aber ihm wird es leichter gewesen sein.

Ich bitte Dich sehr dringend, schicke mir die Versendungsexemplare des zweiten Bandes des Witiko. Ich bin in die größte Verlegenheit gekommen, indem das Buch schon so lange im

Buchhandel ist, und ich hohen Personen und Körperschaften ein Exemplar erst jetzt nachträglich überreichen kann, denen ich den ersten Band überreicht habe.

Dieses Werk rückte freilich die letzte Zeit langsamer vor; aber es rückte doch. Das ist mir das Allerschmerzlichste, wenn ich durch äußere Umstände bei der Arbeit dieses meines liebsten Werkes gedrückt bin. Wo könnte ich sein, wenn Alles klar und ruhig und fest und heiter wäre. Gott wird doch die jetzige Bangniß vorüber gehen lassen, und dann wird der Gang desto schneller sein. Eine Abtheilung hoffe ich bald senden zu können, und mein heißestes Verlangen wäre es, wenn nach Deinem Wunsche das Buch vor Ostern erscheinen könnte.

Meine Gattin freut sich der Lichtbilder Deiner Kinder, und bittet Dich um eines von Deiner Person in ihr Album. Möge Gott nur über Dich und Deine Kleinen allen Segen ausgießen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. December 1866.

Übermorgen sende ich Dir ein Viertheil des dritten Bandes Witiko. Möge Dir die Arbeit, wenn Du etwa die Correcturbögen liesest, gefallen. Es ist das erste Kapitel. In drei Wochen erhältst Du wieder ein Viertheil u. s. w., so daß nach neun Wochen das letzte Viertheil in Deiner Hand ist. Ich zeige Dir dieses an, daß Du daraus eine kleine Neujahrfreude ziehest. Wir wünschen Gottes Segen auf Dich und Deine Kinder für das kommende Jahr. Möge auch bei uns einmal wieder heiterer Himmel werden. Meine Gattin ist jetzt sehr gesund und blüht völlig auf. Ich erhole mich von dem furchtbaren Schlage; aber die Sorge und Gedankenschwere nehme ich in das neue Jahr hinüber. Zeige mir den Empfang der Handschrift an, ich habe keine Abschrift, und meine Nerven sind noch immer ängstlich. Weil ich keine Abschrift habe, so sehe nur die Correcturbögen doppelt, daß ich ein Exemplar zum Nachsehen zurückbehalten kann. Die Versendungsexemplare von II Witiko habe ich erhalten, eben so die Novemberrate durch Gerold. Ich danke Dir herzlich. Ich schreibe Dir nicht viel, weil meine Zeit gemessen ist. Zeit und Kraft gehört Witiko. Nur zur Erholung zeichne ich etwas, oder es finden sich Gedankenspäne zu leichteren Dich-

tungsarbeiten, was besonders im Spazierengehen geschieht. Später baut sich daraus mit einiger Feile etwas zusammen, das Dir etwa auch Vergnügen macht. Ich schreibe jetzt fast an niemand Briefe, und wo es sein muß, die kürzesten.

Lebe wohl, sei von uns bestens gegrüßt, und küsse für uns die Kinder.

1867.

An Adolph Freiherrn von Kriegs-Au.*

Linz, am 8. Februar 1867.

Sehr lange habe ich Ihnen nicht geschrieben, aber mit dem Schreiben ist es bei mir eine eigene Sache. Die Aerzte wollen noch immer, daß ich sehr, sehr wenig sitze und möchten auch, daß ich geistig gar nicht thätig wäre. Das wenige Sitzen kann ich in so ferne zuwege bringen, als ich täglich nur eine gewisse Zeit dazu bestimme, in der ich an meiner Schriftstellerei arbeite und die ich aus Vorsicht nicht zu groß ausmesse, wie ich es aber mit der Enthaltsamkeit von geistiger Thätigkeit machen soll, das weiß ich nicht; denn ich habe mir das Denken angewöhnt, und kann es mir jetzt nicht mehr abgewöhnen. Es sucht mich selbst bei körperlichen Arbeiten heim und kommt im Schlafe in der Schalksnarrheit der Träume. Nur bei Spaziergängen in einer erhabenen Natur, wie im baierischen Walde oder auf meinem Kirchschlagberge, denke ich weniger, und meine Einbildungskraft wirkt mehr empfangend, da sie die Größe, die sie umgibt, mit einer Art Wonne aufnimmt. Meine Freunde erhalten auf diese Art weniger Briefe als sonst, und die am wenigsten, denen ich die längsten schreiben möchte, wozu ich dann nicht komme, unter welche Freunde Sie gehören. Zürnen Sie mir daher nicht, wie auch ich mich

bescheide, wenn ich nur einige Zeilen bekomme, wiewohl ich sehr viele möchte, weil Ihre Zeit wichtigen Dingen gehört.

Ich erzähle Ihnen nun von mir. Vom 1. Mai bis 5. Juni war ich in Karlsbad und glaubte es nicht möglich, daß dieser wahnsinnige, frevelhafte Krieg Deutscher gegen Deutsche ausbrechen könne. Ich ging in die Lakerhäuser zu meinem Dreisesselberge. Ich war fast völlig gesund, heiter, arbeitsfähig wie in meinen schönsten Tagen. Ich ging täglich nach Schwarzenberg (1 Stunde Weges) und erwartete dort die Post, denn meine Gattin war vorläufig noch in Linz und schrieb mir sehr oft und schickte mir allerlei Dinge. Da kam der Krieg. Ich gerieth in erwartungsvolle Ungeduld, und um so mehr, als mir die Dinge bei unserem Nordheere nicht zusagen wollten, wobei ich mir den Trost zusprach, ich verstehe die Sachen nicht. Am 7. Juli reiste ich nach Linz, weil am 9. der Geburtstag und am 10. der Namenstag meiner Gattin war, und ich an diesen Tagen bei ihr sein wollte. Da erfuhr ich nun die Niederlage bei Königgrätz. Ich war wie vernichtet. Fast eine Verzweiflung kam in mein Gemüth, und ich hätte weinen können wie ein Kind. Ich konnte nicht fassen, daß das geschehen ist, und daß so vieles vorher geschehen und nicht geschehen ist, daß es geschehen konnte. Es war in meinem Hause eine traurige Geburts- und Namensfeier. Und ich wurde wieder krank. Meine Nerven geriethen in eine Aufregung und Reizbarkeit, die ich längst überwunden zu haben vermeinte. Weil man nicht wußte, was die nächsten Folgen der unseligen Schlacht sein werden, blieb ich in Linz. Als ich aber die weiteren Schritte der Feinde beobachtete, erkannte ich, daß sie nach Linz nicht kommen, und weil mir die Unruhe und die Rathlosigkeit in Linz zu tief ins Leben ging, fuhr ich nach Kirchschlag.

Die Entscheidung, sagte ich zu meiner Gattin, wird bei Wien in Waffenstillstand und üblem Frieden erfolgen. Melde mir die Entscheidung, dann komme ich wieder nach Linz. Sie meldete mir auch endlich den Abschluß des Waffenstillstandes, und ich ging nach Linz, blieb einige Tage bei ihr, und fuhr mit dem Dampfer nach Obermihel, wo mich ein Wagen in die Lakerhäuser abholte. Mein Zustand besserte sich wieder, und ich begann mich zu fassen, meinend, das Unglück werde uns erschüttern und besser und klüger machen. Gebe es Gott. Ich besuchte meine Heimath Oberplan, und blieb eine Zeit dort. Am 16. September kam meine Gattin zu mir in die Lakerhäuser, und blieb in einem herrlichen Herbste bis 25. October. An diesem Tage reiste sie nach Linz. Ich blieb noch, um, nach Vorschrift des Karlsbader Arztes, so lange als möglich im Walde zu sein. Zwei Tage nach ihrer Ankunft in Linz erkrankte sie. Essenwein schrieb mir und suchte die Sache zu verschleiern, ich erkannte [illegible] aber doch. Er wollte, daß ich nicht komme. Ich begriff es und blieb; denn mein plötzliches Erscheinen würde die Kranke ungeheuer erschüttert und erschreckt haben. So brachte ich vierzehn Tage der unsäglichsten Angst zu. Unsere Köchin schrieb mir täglich. Endlich zeigte mir Essenwein an, daß die Gefahr vorüber ist und daß ich kommen könne, die Genesene erwarte mich. Ich bestellte den Wagen. Allein da kam jener ungewöhnliche Schneefall im baierischen Walde, wie er in Jahrhunderten im härtesten Winter nicht ist, und ich mußte neun Tage bei dem gepackten Koffer stehen, ohne fort zu kommen. Dies und die Erscheinung selber: häuserhohe Schneehaufen, ein Stürmen und Schneeschütten, daß Alles in weißer Finsterniß war, griff meine durch die Angst um die Frau erschütterten Nerven so an, daß ich

völlig außer mir war. Die letzten drei Tage aß ich nichts mehr, nur etwas Fleischextract in warmem Wasser, ich wäre krank geworden. Da ließ ich mir durch Männer mit Schneereifen auf dem Schnee einen Pfad treten und ging so nach Schwarzenberg. Meine Sachen wurden in einem Handschlitten nachgezogen. Von Schwarzenberg fuhr ich in einem Fuhrschlitten mit ungemeinen Schwierigkeiten nach Aigen. In Aigen schmeckte mir Essen und Trinken. Am nächsten Tage fuhr ich in offenem Schlitten nach Gerling, und von dort in dem schlechtesten offenen Wägelchen nach Linz. Ich fand die Genesende und war glücklich, daß ich zu Hause bin. Die erste Nacht schlief ich, als wäre ich todt. Die Nervenaufregung blieb die nächsten Tage, und endlich warf mich ein katarrhalisch-rheumatisches Leiden ins Bett. Ruhe beruhigte nach und nach die Nerven. Ich ward wieder wohl, sogar sehr wohl, esse fast wie früher; aber der geringste Anlaß zu Besorgniß, Trauer oder Zorn jagt die Nerven wieder empor. Essenwein ist daher ein ständiger Besucher in meinem Hause. In der Einsamkeit von Kirchschlag könnte ich im heurigen Winter nicht sein. Ich darf an den Schnee in den Lakerhäusern gar nicht denken, ohne daß ich Aufregungen bekomme. Und in Kirchschlag ist auch Schnee genug. Ich war einmal oben, und der Schneewust wirkte wie in den Lakerhäusern auf mich.

Im Mai sind wir wieder in Karlsbad, das an Frau, Nichte und mir Wunder gethan hat. Sie sehen, wie sich die Heimsuchungen noch immer nicht von mir wenden. Nehmen Sie den armen Witiko gütig auf.

Ich ende mit tausend Grüßen von mir und meiner Gattin. Leben Sie wohl und glücklich.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. Februar 1867.

In dem vierten Bogen muß ich meinem Versprechen, nichts in der Fassung der Worte zu ändern, untreu werden. Ich habe eine arge Sünde begangen. Auf dem Lande Mähren ist der Kirchenbann, und ich lasse Wladislaw in Znaim in die Kirche gehen. Die Kirchen aber sind im Banne geschlossen. Die Änderung ist sehr unbedeutend. Du wirst nicht böse sein. Sieben Zeilen müssen geändert, oder mit Weglassung einiger Worte und Einschaltung anderer umgestellt werden.

Es wird doch endlich Alles gut werden. Ich habe jetzt Muße und Arbeitskraft. Im März wird Witiko fertig, und im Sommer kannst Du die Mappe drucken. Dann gib ich Dir Handschriften und gedruckte Erzählungen zur Ausfüllung der Lücke in den Studien, wenn Du nicht vorziehst, bei einer neuen Ausgabe der Studien die Mappe einfach weg zu lassen, und die Lückenausfüllung nebst andern Dingen, die ich noch habe, für sich heraus zu geben. Indessen wird Zawesch vorrücken. Wir sollten einmal wieder mit einander sprechen können. Hast Du denn nicht ein kleines Leiden irgendwo im Unterleibe (vor einem großen bewahre Dich Gott), daß Du im Mai in Karlsbad wärest? Das wäre prächtig. Ich werde dort sein, um mit Gattin und Nichte, denen der Mühlbrunnen fast ganz geholfen hat, völlig

aufzuräumen. Vormittags arbeite ich. Nachmittags schlenderten wir mit einander herum. Vielleicht wären wir auch bei dem nämlichen Brunnen. Ich freue mich wieder auf Karlsbad. Bei mir hat es Wunder gewirkt. Besser aber ist's, Du brauchst gar nicht derlei Dinge, und wäre es denn unmöglich, wenn Du einmal in Wien bist, auf einen Tag hieher zu kommen?

Der Großherzog von Weimar hat mir einen sehr lieben Brief geschickt.

Von einem Herrn Hippel habe ich aus Tilsit einen bekommen, der mich freut. Ich werde ihn Dir einmal schicken. Er will mir ein Buch widmen, das bei Duncker in Berlin im Frühlinge erscheinen wird: „Die Pflanzenwelt in ästhetischer Bedeutung." Das Kapitel, das mir vorliegt, scheint, so weit ich es gelesen habe, meisterhaft. Anerkennung von solchen Männern freut mich sehr. Ich werde natürlich die Widmung annehmen.

Schreibe mir doch auch einmal wieder. Ich lebe nur meinen Arbeiten und meiner Bewegung in freier Luft. In solcher Zurückgezogenheit thun liebe Worte eines theuren Freundes sehr wohl.

Küsse für uns die Kleinen, und sei tausendmal von uns gegrüßt. Mögest Du und die Deinen recht wohl sein. Ihr seid oft unser Gespräch. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mein Haus mein irdischer Himmel ist.

An Carl von Hippel.

Linz an der Donau, am 13. Februar 1867.

Ihr Schreiben vom 5. d. Mts. habe ich erhalten. Ich habe die erste Muße benützt, Ihren Aufsatz im Morgenblatte mit Sammlung zu lesen. Hat mir schon Ihr Brief allein Freude gemacht, so wurde diese Freude durch den Aufsatz vermehrt. Es ist eine tiefe Innigkeit des Gefühls in demselben, eine Reinheit des Herzens, ein scharfer Blick in die Merkmale der Natur und ein wissenschaftliches Erkennen ihrer Wandlungen. Das Alles ist außerdem nach meiner Meinung meisterhaft dargestellt. Ich rechne es mir zu hoher Ehre, daß Sie mir das Buch widmen wollen, und nehme die Widmung dankbar an, wenn gleich mein Wirken in der Welt nicht so hoch steht, derlei Auszeichnungen zu verdienen. Sie verlangen meinen Titel zu wissen. Ich bin österreichischer Hofrath in Pension, besitze das Ritterkreuz des österreichischen Franz Joseph-Ordens und die österreichische große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. In der Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale bin ich Conservator für Oberösterreich, und dann Mitglied mehrerer wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaften. Wenn Sie aber Ihrem Buche blos den Namen Adalbert Stifter vorsetzen, ohne Zufügung irgend eines Titels, so halte ich das für die größere Ehre, und würde Sie darum bitten, wenn der Name Ihrer würdig genug ist.

Es hat mich gerührt, was Sie mir über meine Schriften sagten. Ich fühle seit meiner Kindheit auf das Lebhafteste das Göttliche im Menschen und in der Natur, der sichtlichen Offenbarung Gottes und der Gesellschafterin des Menschen, und diese Gefühle bereiten mir Wonne, wo sie ihre Befriedigung finden, diese Gefühle mochten mich zur Schriftstellerei geführt haben, und mochten aus mir in meine Arbeiten geflossen sein. Obwohl ich nun von Begierde nach Schriftstellerruhm und dergleichen vollkommen frei bin, so erfüllt es mich doch mit Freude, wenn höhere Menschen eben ihr Höheres einigermaßen in meinen Worten finden, und daraus ein edles Gefühl schöpfen, weil ich daran erkenne, daß ich Genossen meines, wie ich glaube, reinen Gefühles habe, und daß dieses Gefühl doch in meinen Worten zum Theile liegen müsse, daß ich also nicht ganz vergeblich an Ausbreitung des Edlen arbeitete. Mir steht die Kunst, und besonders Dichtkunst, gleich nach der Religion. Beide bringen, wenn sie sind, was sie sein sollen, das Göttliche; die Religion bringt es an sich, die Kunst im Gewande des Reizes. Da ich nun aus Ihrem Schreiben und aus Ihrem Aufsatze sehe, daß Sie zu den höheren Menschen gehören, so hat mir Ihre Werthschätzung meiner Schriften sehr viele Freude gemacht, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Wenn, wie ich hoffen zu dürfen glaube, Ihre Worte nicht die letzten sind, die Sie an mich gerichtet haben, so schreiben Sie mir recht viel von sich und Ihren Bestrebungen und unter dem auch, ob Sie von Hippel, dem Verfasser der Lebensläufe, abstammen. — Für Ihre Photographie danke ich freundlichst, kann aber für den Augenblick keine Erwiederung senden. — Mit herzlichen Grüßen ꝛc.

An Frau von Fritsch.

Linz, am 1. März 1867.

Ich muß einen kurzen Brief schreiben, damit Sie doch endlich das Buch erhalten, weil ich zu dem langen, den ich seit Monaten vor habe, nicht komme, indem jeder Tag seine Nothwendigkeit bringt, welche die Zeit verschlingt. Zehntausend Dinge wollte und will ich Ihnen und Ihrem Gatten schreiben, und trage mich mit der Abfassung im Kopfe, aber nicht auf dem Papiere. Kommen Sie denn nie nach Linz? Zu sprechen wäre Alles besser als zu schreiben.

Daß Sie das Buch so spät erhalten, ist nur zum kleinsten Theil meine Schuld. Es war im Mai fertig. Der Verleger versendete es des Krieges wegen nicht. Erst spät im December erhielt ich die Austheilungsbände zugestellt und spät im Jänner wurden sie gebunden. Eine nicht lange Frist lag dann das Buch für Sie bei mir, weil ich ihm einen sehr langen Brief mitgeben wollte. Und das ging immer nicht. Nehmen Sie den guten Witiko wieder freundlich unter Ihr Dach, und behandeln sie ihn glimpflich. Er ist ein redlicher Kauz, und kann wahrhaftig für seine Fehler nichts. Das weiß ich am besten, weil ich sehr lange mit ihm umgegangen bin. Möge auch der liebe Freund Fritsch dem jungen Menschen einige Stündchen widmen. Er ist ja

dann schon zufrieden. Von III sind drei Viertheile schon im Drucke. Im März bin ich fertig. Tausend Schönes von Gattin und mir an Sie beide.

An Frau von Frilsch.

Linz, am 13. März 1867.

Ich muß auf die beiden sehr lieben Briefe von Ihnen und von Ihrem Herrn Gemahl sogleich antworten, weil ich außer dem herzlichsten, innigsten Danke für dieselben zwei wichtige Sachen aus Anlaß dieser Briefe vorbringen muß, oder eigentlich aus Anlaß Ihres Briefes allein.

I. Ich habe Ihnen schon früher eine scharfe Rüge zugehen lassen, daß ich in Ihren Briefen ein hochverehrter Schulrath und ein hochverehrter Hofrath bin; aber kein lieber Freund. Da ich nun meine, daß ich ein lieber Freund zu sein doch verdiene, so kann die Rüge nicht anders als scharf sein. Ich füge hinzu, daß, wenn in einem Ihrer Briefe eben noch ein Hofrath steht, wie immer verehrt, ich den Brief als nicht an mich gehörig nicht weiter lese.

II. Warum wir durch Reizenbeck keine Grüße an die Fritschischen schickten? Jener Reizenbeck, durch den wir hätten Grüße schicken können, ist gar nicht bei uns gewesen. Der sehr liebe Freund Reizenbeck kam zu uns, und das Hauptgespräch war seine Ehe und der Tod seiner Gattin. Nur der eine Punkt kam noch vor, daß er sagte, er bleibe länger in Linz, und er werde

noch zu uns kommen. Wir konnten also bei dem ersten Besuche nicht sagen: „Grüße Fritsch", weil das geheißen hätte, komme nicht mehr. Grüße gibt man in die Heimat eines Reisenden auf, wenn er Abschied nimmt. Nun aber kam jener Reizenbeck, der wieder kommen sollte, gar nicht mehr, und also blieben die Grüße hier. Da ich Nachfrage um ihn halten ließ, war er fort. So ist die Sache, und wir sind unschuldig wie die Kindlein.

Das von Traunstein ist köstlich. Ich kenne den Ort sehr gut, und komme im Sommer ganz gewiß zu Ihnen, und zwar allein; denn meine Gattin ist des Inderfremdeseins so satt, daß sie außer Karlsbad, wohin sie eben auch nur muß, ein Grauen hat vor jedem andern Orte (selbst vor Wien) als vor Linz und ihrem Sessel dort. Und wenn ich in Traunstein bin, so bleibe ich in Ihrem Gaststübchen, und rede Ihnen dann alle Briefe vor die ich nicht geschrieben habe. Fritschs liebe Schrift, wenn sie auch, wie er sagt, kleine Zacken bekommen hat, heimelte mich sehr an. Wie viel habe ich in dieser Schrift gelesen, und, wie ich jetzt erst recht erkenne, Gescheideres als in anderen Schriften und gar in gedruckten Büchern, vor denen ich in meiner Kindheit eine so große Ehrfurcht hatte. Übrigens muß ich meinem verehrten Freunde sagen: Die Lakerhäuser haben nicht den Namen von Lacken oder einer Lacke; denn dann hießen sie Lackenhäuser, sondern von dem Männernamen Laker, Häuser des Laker. Auf der Hinfahrt nach Karlsbad tummle ich mich über Passau, Regensburg, Eger. Auf dem Rückwege könnte ich vielleicht über München gehen. Wahrscheinlich aber fahre ich an einem gelegenen Tage von Linz nach Traunstein, und zeige Ihnen den Tag vorher an, daß keine Überraschung wird. Und wenn ich in

Traunstein alle alten und jungen Leute und alle Hunde kenne, dann nehme ich wieder Abschied.

Mit den durch Reizenbeck liegen gebliebenen Grüßen schicken wir frische, herzliche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. März 1867.

Ich schreibe Dir in Eile nur einige Zeilen, weil ich kein Theilchen Zeit dem Witiko nehmen kann.

Du erhältst in diesen Tagen wieder bei drei Druckbogen Handschrift des Witiko, daß Du nicht aufgehalten bist. Das dritte Kapitel wirst Du erhalten haben. Der Schluß des dritten Bandes wird sehr bald folgen. Sende mir daher die Handschrift der Mappe, daß ich sogleich nach Beendigung des Witiko an dieselbe gehen kann, und daß ich im Herbste den Zawesch beginne, auf den ich mich sehr freue, da er bedeutend dankbarer in seinen Quellen ist als Witiko.

Ich muß mit Gattin und Nichte abermals nach Karlsbad. Der letzte Besuch dort war fast entscheidend günstig für uns alle, und wir meinten, es sei zu Ende; aber der Arzt sagt, wir sollen den Schlußstein nicht scheuen, und durch nochmaligen Besuch mit Sicherheit Alles ins Reine bringen, weil es mit Karlsbad eben so ist, daß man es bis zu gänzlicher, sicherster Genesung wiederholen muß. Ich werde heuer den dortigen Aufenthalt kräf-

tiger und freudiger genießen können. Das vergangene Jahr hat mit dem Kriege und der gefährlichen, angstbringenden Krankheit meiner Gattin gar zu sehr auf uns eingestürmt. Ich gehe am 27. April hier fort, und trinke am 1. Mai den ersten Becher Schloßbrunnen. Ich freue mich auf den gemüthlichen Wigand. Als wir im vorigen Jahre fort fuhren, stand er vor seinem Thore und erwartete uns.

Lebe wohl, tausend Grüße von uns an Dich, und küsse für uns die Kinder.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 16. April 1867.

Ich bitte Dich, sei nicht böse; ich mußte in dem 15. Bogen eine Veränderung anbringen. Der Fehler wäre ja zu groß gewesen. Es handelt sich ja nur, daß einmal eine Zeile, und dann auf der anderen Seite 4½ Zeilen auseinander gelegt werden. Wenn nach der Vermählung Witiko's mit Bertha sich die Eltern Bertha's mit dem neuvermählten Paare in ein Gemach auf ein paar Worte zurückziehen, so müssen sie ja doch auch Witiko's Mutter mitgehen lassen.

Morgen oder übermorgen ist III Witiko fertig, dann 3—4 Tage Durchlesung, dann geht die Schrift an Dich ab. Ich konnte Dir von dem Mailander Zuge keinen Theil schicken, weil ich das Ganze stets zur Übersicht brauchte, und oft später erfuhr, daß früher ein Irrthum vorkam, der geändert werden mußte.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 26. April 1867.

Morgen Mittags gehe ich nach Karlsbad ab. Richte also Deine Sendungen dahin („Kirchenplatz, zwei Prinzen", auch blos: „Stifter in Karlsbad" trifft mich, der Briefträger weiß meine Wohnung schon).

Der Schluß des Witiko machte mir eine fürchterliche Arbeit, die ich im Entwurfe nicht ahnte. Das hohe Bild des „Rothbart" sollte dastehen, und doch den Hauptton nicht überschreien. Ich habe gearbeitet wie ein Pflugstier. Fast alle Quellen jener Zeit mit ihrem wunderlichen Latein lagen um mich herum, ich ertrank beinahe in der Fülle der Thaten. Sie sollten dem künstlerischen Zwecke dienen, und doch in ihrer Größe selbstständig sein. Der Geschichtsmann wird in einer Zeile erkennen, welche Quellenarbeit in ihr liegt, der andere Leser kaum, die meisten gewiß nicht. Trotz der Gedrungenheit wird der Band zwei Bogen mehr haben, als der zweite. Es dürften noch bei neun Bogen für den Druck an Handschrift bei mir liegen. Heute Abends wird endlich der letzte Tropfen aus dem Eimer rinnen. Einen halben Bogen täglich kann ich dann in Karlsbad durchfeilen, und werde Dir dann jeden Bogen sogleich senden. Wie gerne hätte ich dieses Werk vor Karlsbad von mir gehabt, ich habe mich diesen Winter angestrengt wie nie; es ging aber nicht anders.

Mein Kopf ist aber fast wüst, und die Reisetage werden ihm wohl thun. Den letzten Correcturbogen trug ich selber auf die Post, und trug ihn so leider zwei Tage in der Tasche.

Von der Thorheit und Schlechtigkeit der Zeit habe ich meine Augen abgewendet, ich lese keine Zeitung mehr, und so finde ich Gott wieder in seiner Schöpfung. Ich suche meine Pflicht auf meinem Felde zu erfüllen, und werden die Deutschen durch meine Schriften etwas körniger und höher, so habe ich auch meine Bürgerpflicht gethan. Könnte ich vielleicht ein Kleines in der Öffentlichkeit wirken, so wäre ich wahrscheinlich dort und in meinen Schriften unzulänglich. Daher lieber Eines mit aller Kraft, die mir Gott gegeben. Ich hoffe heuer zum letzten Male nach Karlsbad zu gehen.

Lebe wohl, sei tausendmal mit Deinen Kindern von uns gegrüßt.

An Emilie Baronin von Binzer.

Linz, am 19. Juli 1867.

Fast unaufhörlich denke ich in dieser Zeit an Sie und die Ihrigen, fast unaufhörlich spreche ich mit meiner Gattin von Ihnen. Möge Ihnen Gott die Kraft und Ergebung verleihen, das zu ertragen, was jenseits des Meeres geschehen ist. Wie Maximilian Ihrem Hause in wahrhafter Liebe zugethan war, so wird auch bei Ihnen jetzt die Trauer sein. Ist doch mein eigenes

Herz, welches, was kommen wird, voraus sah, jetzt gleichsam zerschmettert, da das Vorausgesehene gekommen ist. Jedes, was ich an Maximilian wegen seines Zuges nach Mexiko getadelt habe, ist verschwunden, und Alles, was groß an ihm ist, steht vor meiner Seele. Ich soll Ihnen einen Trost sagen. Was ich zu sagen wüßte, habe ich mir selber gesagt und es steht gedruckt auf dem Blatte, das ich Ihnen hier sende. Möge es Ihnen auch eine kleine Linderung sein, wie es mir eine ist, und möge es auch andern eine sein. Maximilian gehört nun der Ewigkeit an, der jenseitigen und der diesseitigen, und so gehört er auch uns, und so ist er ein Märtyrer und Stern seines Geschlechtes. Ich setze diesen wenigen Zeilen heute nichts mehr bei, nächstens schreibe ich Ihnen einen Brief, der von gewöhnlichen Dingen reden soll.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. August 1867.

Nach langer Zeit schreibe ich Dir wieder einige Zeilen. Ich beginne von unserem Karlsbader Aufenthalte. Die Kälte abgerechnet, die uns im Mai vierzehn Tage zu heizen zwang, war unser Dortsein sehr angenehm und, was die Hauptsache ist, sehr ersprießlich. Dr. Seegen sagte mir am Tage unserer Abreise: „Ihr Magenkatarrh ist gehoben, die Nervenzustände werden sich mit der Erstarkung des Körpers bessern, und Alles wird vollständig gut werden. Schreiben Sie mir über die Nachwirkung

des Wassers, nach Karlsbad dürfen Sie nun nächstens nicht mehr kommen, gewöhnen Sie es sich nicht an." Wie er sagte, zeigt es sich auch. Ich werde stärker, sehe besser aus als vor meiner Krankheit, und fühle mich wohl. Nur die Nerven sind noch reizbar, aber weit weniger als früher. So, scheint es, gehen wir doch wieder glücklicheren Zeiten entgegen.

Wir sind am letzten April nach Karlsbad gekommen, und sind am 4. Juni von dort abgereist. Wir reisten gerade nach Linz, und sind seitdem immer hier. Ich ruhte nach dem Karlsbade auf Mahnung des Arztes einige Wochen aus. Die Ruhe that mir körperlich sehr wohl, war mir aber geistig langweilig. Jetzt bin ich wieder in Thätigkeit, und zwar in der Mappe des Urgroßvaters. Ich hoffe, Du wirst mit dem Werke nicht unzufrieden sein. Von der Kenntnißnahme der Welthändel habe ich mich völlig zurückgezogen, und so leben wir ruhig in unserem Hause. Nach dem Bekanntwerden des Todes des Kaisers Maximilian schrieb ich einen kurzen Aufsatz über diesen Tod in die Wiener Zeitung, worauf ich ein sehr rührendes Telegramm von der Frau Erzherzogin Sophie erhielt. Dieser Dank freute uns sehr, denn es kam mit ihm zugleich die Versicherung, daß ich einigen Trost gegeben habe. Was mag jetzt dieses Mutterherz leiden, und wie viel leichter sind dagegen körperliche Übelstände zu ertragen. Möge nur bei Dir auch Alles gut sein.

Für die Exemplare von Witiko III danke ich Dir herzlich, ich werde sie bald versenden. Von den künftigen Büchern mache ich keine solchen Versendungen mehr. Nach der Handschrift des ersten Bandes habe ich noch nicht gesucht, mir war selber immer her und her, ich habe sie erhalten. Habe keinen Kummer darüber, selbst der Verlust wäre ja kein großer Schaden. Von Männern

der Geschichte sind mir einige recht erfreuliche Mittheilungen über Witiko zugegangen. Davon einmal das Nähere, wenn wir uns wieder sehen.

Am Sonntage bin ich durch einen Stoß von einem angespannten Pferde niedergeworfen worden, ohne den geringsten Schaden. Wenn Du also hören solltest, ich sei niedergeführt worden, so glaube es nicht und erschrick nicht. Doch weiche ich jetzt jedem Wagen weit aus.

Schreibe mir, wie es Dir geht, und was die Kleinen machen, die jetzt wohl schon bald auch Große sein werden. Küsse sie für uns herzlich. Zeige ihnen den beiliegenden Stifter-Oheim. Du hast vielleicht diese Photographie nicht, die eine der besten ist.

An Joseph Türk.

Linz, am 3. November 1867.

Mit diesem Briefe geht der dritte Band des Witiko an Dich ab. Nimm ihn gütig und freundlich an wie seine zwei Vorgänger. Ich wünschte nur, daß er so trefflich wäre, Dir die Freude zu machen, die ich Dir machen möchte. Ich habe das Werk mit aller Liebe gearbeitet, deren ich fähig bin. Seine Mängel sind eben die Mängel meiner Kräfte. Die Sendung hat sich wieder verspätet wegen der Verspätung des Empfanges und des Einbindens und leider auch durch meine Schuld. Ich bin mit Arbeit so angestrengt, um die Wunden, die Krankheit meiner Habe

geschlagen hat, zu heilen, daß ich oft gar nicht fähig bin, nur noch einige Zeilen zu schreiben, und Dir hätte ich gar so viel zu schreiben. Wäre Reden von Dir schon Schreiben, so hättest Du Bände von Briefen. Wenn nur einmal wieder ein persönliches Zusammenkommen erfolgte, daß wir uns recht des Längsten und Breitesten besprechen könnten. Alte Freunde sind wie alter Wein, er wird immer besser, und je älter man wird, desto mehr lernt man dieses unendliche Gut schätzen. Meine theuersten Freunde sind aber nicht bei mir, und zu einer Wiener Reise werde ich so bald nicht kommen. Auch allerlei Bedrängnisse suchen uns noch immer heim. Eben leidet meine Gattin schon in der dritten Woche an einer so heftigen Grippe, wie ich nie eine gesehen habe, daß ich oft schon zage, es möge ein tödtlicher Keim in diesem Dinge liegen. Ich bin davon unsäglich angegriffen. Wenn ich diese Lebensgefährtin, das Theuerste, was die Erde für mich trägt, verlöre, würde ich den Schlag kaum ertragen können. Der Arzt findet gar keine Gefahr, und das Herz zittert mir doch. Wie wir an euch allen den innigsten Antheil nehmen, so thut gewiß auch ihr, und darum klage ich Dir mein Leid. Mich hat mein Karlsbader Arzt gesund erklärt, so wie das Leberleiden meiner Gattin in Karlsbad geschwunden ist, und so könnten doch noch einige Jahre eines milden, heiteren Nachsommers für uns kommen. Doch wie es der Herr im Himmel will.

Wir leben still und zurückgezogen. Meine Gattin ihrem Hauswesen, ich meinen Arbeiten. Als Vergnügen habe ich manchen lieben Brief eines Freundes, manches liebe Buch, manchen Spaziergang und etwas Malen, das ich mir erlaube. So lösen sich die Tage, die Wochen ab. Meine Wohnung ist mein Königreich, der Welthändel entschlage ich mich, sie sind so trübselig.

Wirken kann ich in ihnen nicht mehr, wie es in jüngeren, gesunden Jahren meine Pflicht und Freude war, so weit mein Kreis reichte, und das Leiden durch sie will ich wenigstens mildern. Möge der Himmel mir noch meine lieben Freunde eine Weile lassen, und möge besonders noch bei euch das liebevolle Zusammenleben mit eurer verehrten Mutter lange, lange dauern. Es ist euer Erdenglück und ein gutes Stück des unsrigen.

Manche gütige Stimme, die mir über mein schwaches Wirken zukommt, thut mir auch wohl. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mir nach dem Ausdrucke seines Briefes für das Verdienst, das ich mir durch Witiko um die deutsche Literatur erworben habe, das Ritterkreuz erster Klasse des Ordens vom weißen Falken geschickt; des Ordens, den Carl August, der Freund Göthe's, wieder erneuert, und zu dem Göthe den Wahlspruch gegeben hat: „Seid wachsam". Mich freute die Anerkennung sehr. Zustimmung und Tadel geht mir nahe, wenn sie von bedeutenden Menschen kommen: die erste belohnt mich, den zweiten beherzige ich. Wenn etwa auch der große Markt spricht, so kann mich das weniger berühren. Zum öftesten erfahre ich es nicht, und wenn, dann sind mir die Stimmen unbekannt, und ich vermag sie meistens nicht zu wägen. So möge meine Thätigkeit manches kleine Gute wirken, und was in ihr unzulänglich ist, liegt wenigstens nicht in meinem Willen.

Gott gebe Dir und den Deinigen Gesundheit und Heiterkeit, und denkt zuweilen an uns, die wir euch Freunde von ganzem Herzen sind.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 10. November 1867.

Ich sende Dir einige Zeilen. Ich hätte Dir wohl sehr viel mitzutheilen, allein ich nehme mir in dem Augenblicke von der Mappenarbeit gar kein Zeittheilchen weg. Etwas später mag es dann geschehen. Ich werde diese Woche mit dem ersten Bande der Mappe fertig. Schreibe mir, ob ich ihn Dir senden soll, wenn Du etwa den Druck beginnen wolltest. Vielleicht wird während des Druckes des ersten Bandes der zweite fertig. Ich weiß nur nicht, wie lange der Druck dauern wird. Ich werde wohl gegen drei Monate zum zweiten Bande brauchen. Das Werk hat zwei Bände. Wolltest Du etwa Bilder dazu geben, so wäre von den alten nichts zu brauchen. Im ersten Bande ist der Doctor jung, und im zweiten geschehen viel wichtigere Dinge, als daß ein alter Mann vor einem Schreibtische sitzt. Ich müßte Geiger den Stoff angeben. Nach Beendigung der Mappe entsteht die Frage: Setzest Du statt der Mappe andere Erzählungen in die Studien, die ich Dir dann einhändige, oder lässest Du bei einer neuen Auflage der Studien die Mappe einfach weg? Es sind viel mehr Erzählungen vorräthig, als zur Füllung der Lücke der Mappe nöthig sind. Sie könnten für sich erscheinen. Die Entscheidung ist auch schon zur Vorrede der Mappe nöthig, in der die Verhältnisse dar gelegt werden müssen. Könnte ich nur mit Dir reden.

Zu einer Wiener Reise habe ich nach so langer und kostspieliger Krankheit und nach der Krankheit meiner Gattin und ihrer Nichte, weshalb wir unser drei dreimal nach Karlsbad haben gehen müssen, durchaus nicht die Mittel zur Verfügung, es sind eben die Wunden auszuheilen. Nach Pest kann ich noch weniger kommen.

In diesem Augenblicke ist wieder Kummer und Sorge in meinem Hause. Ich bin zwar gesund, aber zu meiner Gattin geht der Arzt schon wieder in der dritten Woche. Sie hat eine Grippe; aber sie ißt schon fünfzehn Tage nichts, und kommt kläglich herunter. Ich fragte ihn auf sein Gewissen, ob nicht etwa ein Lungen- oder Luftröhrenübel da sei, er versicherte, ich könne vollkommen ruhig sein, sie werde bald genesen, es sei reine Grippe, und sie müsse sich nur halten. Aber doch zittere ich Am 15. d. M. sind wir dreißig Jahre verbunden, und leben in einer Ehe, in welcher die Liebe immer gewachsen ist.

Ich lege Dir hier einen Brief bei. Sende ihn mir zurück. Natürlich antworte ich dem jungen Manne, daß ich mit Dir in Verlagsverbindung bin, und die nicht unterbreche.

Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat mir „wegen des Verdienstes, das ich mir durch Witiko um die deutsche Literatur" erworben habe (so lautet seine Zuschrift), das Ritterkreuz erster Klasse des weißen Falkenordens geschickt. Ich freue mich des Kreuzes, da es von Weimar stammt, und da Göthe den Wahlspruch „Seid wachsam" dazu gegeben haben soll.

Gott lasse Deine lieben Kleinen an Körper und Geist gedeihen, küsse sie in unserem Namen, und sei selber von uns beiden auf das Herzlichste gegrüßt.

An Carl von Hippel.

Linz, am 15. November 1867.

Es wäre unverzeihlich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, wenn ich doch nicht einige Gründe zu meiner Entschuldigung hätte. Einer dieser Gründe ist zwar kein Entschuldigungsgrund, sondern ein Laster. Ich bin ein sehr saumseliger Briefschreiber, seit ich täglich so viel schreibe, daß ich oft froh bin, die Feder niederlegen zu können. Das macht dann, daß ich selbst Briefe, die ich eigentlich sehr gerne schriebe, doch ungebührlich aufschiebe. Zudem drängen sich die Schreiben, auf die gleich geantwortet werden muß, zuweilen so, daß ich völlig wirre werde. Bei Ihnen ist nun die Sache auch noch so: Ich empfing Ihr Buch, da ich mit Abschließung des Witiko sehr im Gedränge war. Ich wollte diese Sache erst weg haben, daß ich mit Sammlung zum Lesen Ihres Buches käme. Ich las es; aber das Buch ist in jeder Zeile so inhaltvoll, daß man es nicht so geradehin weglesen kann, wie die Buchstaben auf einander folgen. Wenigstens ich wurde stets zum Denken angeregt, und las manches zweimal, so daß ich zu diesem Bande die Zeit brauchte, als wären es drei Bände. Nun hatte ich den Drang, Ihnen sehr ausführlich zu schreiben, und dazu wollte sich immer und immer nicht die rechte Muße finden, so daß ich auf ein Langes und Breites lieber verzichten muß, soll ich Sie nicht noch länger war-

ten lassen. Wie viel könnte in einem Stündchen mündlichen Gesprächs gefördert werden!

Ihr Buch hat mir weihevolle Stunden gegeben, ich halte es für ein vortreffliches Buch, obwohl ich glaube, daß es von jenem großen Lesertheile, der gedankenlos nur grobe Aufreizungen empfindet, nicht gewürdigt werden kann. Je höher ein Buch, desto mehr muß der Leser dazu mitbringen, freilich wiegt dann dieser Leser ganze Königreiche anderer auf. Aber Sie geben auch viel, und tausend Gemüther, die empfänglich sind, und die in Hinsicht dessen, was Sie bieten, unangebaut geblieben wären, werden nun von lieblichen Gedankenkräutern sprossen. Ich habe Ihr Buch schon wie einen Steckbrief zu Bäumen mitgenommen, und freute mich kindlich der Vergleichung und des Zusammentreffens. Wie himmelweit verschieden ist das dürre Umschreiben des Pflanzenlehrers von der gegenständlichen Darstellung des Dichters in Bezug auf Befruchtung des Gemüthes. Das erste, wie richtig es sei, läßt leblos, wie ich denn nie aus einer Landkarte das Bild eines Landes bekam. Zu Ihrem Buche ist mir aber jetzt der Pflanzenlehrer sehr brauchbar. Es ist in Ihrem Buche ein klares Auge und ein tiefes Gemüth für die edlen Gestaltungen der Pflanzenwelt, und bewundert man das Auge, so liebt man das Gemüth. Wie tief ist die Menschheit noch in ihrer Kindheit! Ich will von dem scheußlichsten Merkmale, dem Kriege, nicht reden, aber sicher ist es, daß Kinder, noch in sich selber ganz und gar versunken, kein Auge für die Gegenständlichkeit der Außenwelt haben, sondern nur Begierden nach Dingen. Und unter den Menschen sind es nur einzelne, die, ohne an sich zu denken, die reine Freude an dem haben, was Gott selbst im Kleinsten so schön geschaffen hat. Könnten Sie denn nicht

auch einmal zu uns in unsere herrliche Alpenwelt kommen? Ich würde Sie gerne an einige Stellen begleiten.

Ich sage Ihnen den innigsten Dank, daß Sie dieses Buch geschrieben haben. An mir haben Sie einen andächtigen Leser gefunden. Ich habe ein Herz für Gottes Herrlichkeit in der Natur. Seit fünfzehn Jahren bin ich ein Cactuszüchter, und Sie ahnen kaum, von der märchenhaften Schönheit ihrer Blumen abgesehen (nicticalus, uranus, hexaedrophorus), was für wunderbare Gefühle es mir oft gab, wenn ich die Unendlichkeit der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stacheln an einigen hundert Arten mit der Lupe durchmusterte.

Gott gebe Ihnen Befriedigung in Ihrer neuen Stellung, schreiben Sie bald wieder ein Buch, und denken Sie zu Zeiten an mich.

An Heinrich Bürkel.

Linz, am 21. November 1867.

Ich habe einen Eingriff in Dein Eigenthum gemacht, und komme nun zu Dir beichten und um Lossprechung zu bitten.

Im hiesigen Vereine war ein Bild von Dir, das aus Wien geschickt worden war, ausgestellt, einen Felsenweg am Achensee vorstellend. Mir und meiner Gattin gefiel das Bild außerordentlich. Es thut so innig wohl, in unserer Zeit prahlerischer Arbeiten wieder einmal ein echtes Kunstwerk zu sehen, das, jeden

Firlefanz verschmähend, nur in seiner eigenen Tiefe, Würde und Lieblichkeit ruht. Obwohl ein sehr aufgetakelter Nordgreen, der mit Kanonen Beifall forderte, daneben und zwar auf dem besseren Platze hing, kehrten die Augen immer auf Dein Bild zurück, ja, es wurde gerade durch den Nordgreen (norwegisches Hochgebirge [ein grauer Steinblock mitten, und allerlei grelles Gras und Schnee und harte Linien]) immer schöner, und brachte zuletzt den Nachbar um.

Wir beschlossen, nämlich meine Gattin und ich, Dein Bild zu kaufen, und ich wollte an Dich schreiben, was es für mich kostet. Allein meine Gattin wurde krank. Sie hatte das Bild nur einmal gesehen. Ich bat daher den Verein, nach Schluß der Ausstellung das Bild an mich zu senden, ich würde es bei Dir schon verantworten. Vor mehreren Tagen kam das Bild zu mir. Es wurde auf eine Staffelei gestellt, und gefiel uns von Stunde zu Stunde immer mehr. Das ist der alte, liebe, herzige Bürkel. Ich verdanke dem ungestörten Genusse dieses Bildes einige der schönsten Stunden meines Lebens. Du wirst es mir gewiß verzeihen, daß ich so mir nichts dir nichts Dein Bild zu mir nahm. Wird in der Welt so viel geraubt, warum soll ein Kunstnarr nicht auch einen Kunstgenuß rauben? Nimmt er ja doch von der Sache nichts weg, wie die anderen Räuber thun.

Ich wurde endlich auch krank, wie die Frau, und zuletzt erkrankte noch unsere Köchin, so daß die Nichte meiner Frau allein bis jetzt gesund blieb. Da ich für drei Personen, die Gattin, mich, und die Nichte, durch drei Jahre her meine Groschen habe nach Karlsbad tragen müssen, wofür wir freilich gesund wurden, so muß ich jetzt das Geld, das für Dein Bild bestimmt war, dem Arzt, der schon Wochen ins Haus geht, und noch

Wochen gehen wird, und dem Apotheker geben, und auf den Kauf verzichten, da ich das Bild erst später, wenn die Lücke sich wieder gefüllt hat, zahlen könnte. Es ist daher der Eingriff geschehen, daß ich über Dein Bild verfügt habe, und daß es bei mir ist. Verzeihe mir, ja, ich bitte Dich sogar, lasse mir es noch einige Tage, daß ich es recht tief genieße und dann Abschied davon nehme. Es geschieht daran sicher viel weniger etwas, als wenn es in einem Speditionsgewölbe wäre. Ich werde es Dir wohlbewahrt überschicken. Hat doch Albert Zimmermann einmal freiwillig ein Bild an mich zum Anschauen geschickt. Er erhielt es freilich nicht mehr zurück, weil ich veranlaßte, daß es für die hiesige werdende Gallerie gekauft wurde.

Gott erhalte Dich in Deiner Schöpfungskraft, ein Bürkel kommt so bald nicht wieder auf die Welt. Liebe mich ein Bischen für das Viele, womit ich Dich liebe, und sende mir einige freundliche Zeilen.

Meine Gattin und ich grüßen Dich auf das Innigste und grüßen auch Deinen lieben Sohn, den wir kennen gelernt haben.

Ich schließe einige gedruckte Zeilen bei, die ich in unsere Landeszeitung über Dein Bild geschrieben habe.

Mit größter Hochachtung und Verehrung Dein treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. December 1867.

Da ich Dir von der Krankheit meiner Gattin geschrieben habe, so schreibe ich Dir jetzt auch von ihrer Genesung. Erst vor zehn Tagen bin ich mit ihr zum ersten Male ausgefahren, und nach mehrmaligem Fahren durfte sie auch gehen. Ich führte sie. Die Arme war fast wie ein Schatten. Mit der ungewöhnlich heftigen Grippe waren auch gastrische Zustände verbunden, so daß die Sache ärger war als ein Nervenfieber Sie erholt sich jetzt schnell und sichtlich. Dafür habe ich die Grippe von ihr geerbt; allein bei mir ist sie ohne Verbindung mit andern Leiden geblieben, hindert mich nicht am arbeiten, obwohl mich der Arzt in das Zimmer gebannt hat. So schreibe ich Dir also wieder Freude und Jammer durcheinander. Möge sich endlich einmal Alles wieder zurecht finden.

Von der Mappe liegt der erste Band schon lange druckfertig. Von dem zweiten ist ungefähr ein Viertheil fertig.

Gott segne Dich und Deine Kinder, und lasse euch recht glückliche Feiertage erleben. Grüße Elischer herzlich. Ich und meine Gattin grüßen Dich auf das Innigste und küssen die Kleinen.

An A. Schlossar.

Linz, am 24. December 1867.

Eine böse, langwierige Grippe, die zuerst meine Gattin ergriffen, und von der auch ich sie bekommen hatte, machte, daß ich jede Arbeit ruhen lassen mußte, also auch die Beantwortung Ihres Briefes. Sie werden mich gewiß entschuldigen.

Die Photographie, welche ich Ihnen sende, ist ungefähr sechs Jahre alt, ich habe keine jüngere.

Daß Ihnen meine Schriften einiges Wohlgefallen machen, freut mich. Mit der Jugend muß wieder Begeisterung für Edles in die Menschheit kommen. Seit einer Reihe von Jahren ist es schnell und erschreckend abwärts gegangen. Die Jugend hat die heilige Pflicht, die reinere Flamme wieder anzufachen, und in sich fort zu nähren. Von dem deutschen Volke hoffe ich es noch. Wenn ich meinen Schriften einen großen Kunstwerth nicht beilegen kann: jene Flamme brennt doch in ihnen, und wo sie erkannt und geliebt wird, macht es mir der Sache willen Freude.

Mit Hochachtung ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

An Johannes Aprent.

24. December 1867.

Meine Leute sagen mir, daß Du in diesen Tagen schon zweimal bei mir warst, und daß sie Dich nicht zu mir herein gelassen haben, weil der Arzt es verboten hat. Ich weiß nicht, haben sie es vergessen, daß ich gesagt habe, daß man Dich immer herein lasse, oder habe ich vergessen es zu sagen, aber es ist mir sehr peinlich, daß es geschehen ist. Ich bitte Dich also, laß Dir den Gang nicht zu viel werden und komme sehr bald. Ich bin zwar so heiser, daß ich fast nichts reden kann, aber ein Weilchen kannst Du doch bei meinem Bette sitzen, wir reden ein weniges, und dann gehst Du wieder. Der Arzt sagt, es geht zu Ende, und dann ist Alles auf einmal gut. Bei der Frau war es auch so. Tausend Grüße.

N. S. Komme, wenn Du kannst, noch heute oder morgen, oder wann Du willst, denn es ist mir sehr peinlich, und in dieser Krankheit macht mir jedes Kleinste Unruhe und Aufregung.

Bitte.

Besitzer von hier nicht abgedruckten Briefen Stifters werden freundlich gebeten, die Aufnahme derselben bei einer neuen Auflage möglich zu machen. Gefällige Zusendungen sind an die Verlagshandlung von G. Heckenast in Pest zu richten, welche, sobald von den Originalbriefen Abschrift genommen ist, dieselben dankend zurückstellen wird.

Der Herausgeber.

Adalbert Stifters Werke.

[II.]

Erzählungen.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.
1869.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erzählungen

von

Adalbert Stifter.

(Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.)

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Erster Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Vorrede.

Müssen gleich die vorliegenden Erzählungen der sinnvollen Worte entbehren, die der Dichter seinen Gaben sonst voranzusenden pflegte, so dringt doch auch statt ihrer dieses Verstummen selber ans Herz, und weckt die Erinnerung an manche schöne, heiter-ernste Stunde, daß sie dem, was sich hier zu Früherem gesellt, eine freundliche Aufnahme bereite. Die beiden Bände enthalten neben manchem aus Stifters früherer Zeit, wo das noch aufstrebende Leben auf die Dinge glühende Farben und spielende Lichter legte, anderes aus den späteren Jahren, wo der gereifte Mann die Welt in der auch ihr eigenen Würde und Schönheit zu fassen suchte. Aber was in dieser Hinsicht weit auseinanderliegt, verbindet doch wieder der unwandelbare Grundton seines Wesens: Ruhige Klarheit und Sitte, und die über jeder Zeile schwebende Ahnung eines Dauernden und Unendlichen.

Linz, Ostern 1869.

Der Herausgeber

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Prokopus	1
Die drei Schmiede ihres Schicksals	81
Der Waldbrunnen	119
Nachkommenschaften	169
Ein Gang durch die Katakomben	251
Aus dem bairischen Walde	277

Prokopus.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Am Morgen.

Durch das Hauptthal der Fichtau, in welchem die Perniz fließt, ging einmal ein großer Zug von Männern und von Frauen. Der Weg war damals keine Straße, auf welcher schöne Wägen gehen können — eine solche ist er noch heut zu Tage nicht — aber damals war der Pfad so schmal und uneben, daß nicht einmal jene Gebirgswägelchen auf ihm hätten fahren können, mit denen er in unsern Zeiten so zu sagen bedeckt ist. Deshalb saßen alle jene Männer und Frauen auf ihren Pferden und ritten auf dem Pfade dahin. Die Thiere gingen eines hinter dem andern, außer wo der Weg sich etwa zufällig erweiterte, und sie sich zu zweien gesellen konnten, wenn ihre Reiter etwas mit einander zu reden oder sich sonst einen Beistand zu leisten hatten.

Wenn man in jenen Tagen ein Ding durch die Fichtau bringen wollte, mußte es gesäumt werden. Die Bergdachungen zu beiden Seiten gingen mit Wald bedeckt bis an das Wasser nieder, in dem sie sich netzten. Die Perniz rauschte an dem Wege und es lagen in ihren Gewässern noch manche Marmorblöcke aus dem Reviere der Fichtau, welche man später weggeräumt hatte, um Platz zu gewinnen, oder um etwas Nützliches und Nothwendiges aus ihnen zu machen.

Es glänzte ein heiterer Morgen auf dem ganzen Walde, da der Zug ging, Alles war erfrischt, und manches nasse Zweiglein, das an dem Wege stand, streifte die Füße eines Pferdes, oder das Gewand eines Reiters.

Sie hatten alle die Tracht, die gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gebräuchlich war. Die Männer hatten keine Harnische mehr an, noch hatten sie irgend ein anderes Eisenwerk an sich, wohl aber trugen sie an ungeheuren bauschigen Schärpen, die um das Lederkoller gingen, die Schwerter der damaligen Zeit. In den Halftern des Sattels steckten sehr große ungeschlachte Pistolen, und auf dem Haupte war der breitkrempige Hut mit der niedergehenden wallenden Feder. Manche hatten gleich mehrere solcher Federn, daß sie wie ein nickender Haufen auf dem großen Rande des Hutes saßen oder von demselben wie ein Schneefall niedersanken. An den Stiefeln, deren Mündungen oft kahnförmig um den Fuß gingen, waren die großrädrigen Sporen jener Zeit. Die Frauen hatten klappige Häubchen auf dem Kopfe, gesteifte Ärmel, dünne Leiber, dann weiter unten allerlei Böschungen, und endlich das glänzende niederfallende Reitkleid. Bei verschiedenen waren goldf[illegible]ernde und manchmal noch schönere seidene Blumen darauf ge[illegible]

So bewegte sich der Zug auf dem Pfade dahin.

Da er um die Biegung eines Hügels kam, erweiterte sich hinter diesem das Thal und es ging der Weg in einen ebenen, gleichsam geplätteten Raum auseinander, auf dem viele Pferde und Menschen und andere Dinge hätten stehen können. Auf diesem wohlgestampften Platze, am Rande der hohen düsteren Tannen und Fichten, wo der schäumende weiße Giesbach aus der dunkeln Rinne des Gransberges hervorstürzt, stand das Wirthshaus des

Thales, die grüne Fichtau geheißen, und sah mit seinen beiden übereinander befindlichen Fensterreihen auf die beschriebene Gasse heraus. Es war aus Holz gezimmert, hatte auf dem Erdgeschoße ein Stockwerk und dann ein sehr flaches Gebirgsdach, auf dem graue Steine lagen, darunter auch manch rother aus dem Marmor der Fichtau. Das Haus ging mit seinen Schoppen und Scheunen gleich in die Tiefe des Waldes zurück. Sonst war kein Gebäude oder eine Hütte zu sehen. Auf der Wirthshausgasse gegen den Wald hin, wo von großen Tannen, die auf einem Steingewände standen, noch die langen Morgenschatten fielen, war ein Tisch, er war aus mehreren aneinander gestoßenen gefügt, mit frischen Linnen bedeckt, und mit Geschirren, Gläsern und Flaschen beladen. Um den Tisch waren Stühle und Bänke, wie sie das Fichtauer Wirthshaus vermochte. An dem Saume des Gehölzes standen mehrere Menschen, die man gleich an ihren Gewändern erkannte, daß sie aus der Fichtau zusammen gekommen waren. Sie hielten sich ruhig, als warteten sie auf etwas. An der andern Seite des großen Platzes, schon gegen die Stallungen zurück, standen Packpferde, die an einander gebunden waren, und auf der Erde lagen Ledersäcke, aus denen bereits manches gepackt wurde.

Als die Reiter gegen dieses Haus kamen und über die Brücke des Waldbaches hervor geritten waren, schwenkten sie sämmtlich auf die Gasse der grünen Fichtau hinzu und blieben dort stehen. Die Männer sprangen hierauf von den Pferden, und halfen auch den Frauen herunter. Die Thiere wurden den Dienern und solchen zur Obhut übergeben, welche unter der Gesellschaft im Trosse geritten waren.

Während sich die andern noch mit ihren Pferden und Klei-

dern beschäftigten, trat ein junger Mann aus der Gesellschaft gegen den Tisch hinvor. Er war sehr schön gekleidet. Er legte den schwarzen Filzhut mit weißer, dichter Feder auf einen Stuhl, und wie diese Kopfbedeckung von seinen Zügen, die sie beschattet hatte, weg war, gewannen diese gleichsam Licht und zeigten, daß er sehr jung war, und eine Schönheit besaß, die fast zur Bewunderung hinriß. Es war um die Lippen und das Kinn der Anfang eines dunklen Bartes, von dem Haupte fielen schwarze Locken, und die Augen unter der klaren Stirne waren von einer Größe, wie man sie selten bei Männern findet, und sie waren ebenfalls ganz dunkel wie die Haare.

Er hatte an seiner Hand ein Mädchen gegen den Tisch geführt, welches eben so schön gekleidet war, wie er, und mit blauen Augen aus einem schönen, sanften Angesichte sah.

„Siehst du, Gertraud," sprach er zu ihr, „das ist die grüne Fichtau, wie ich dir gesagt habe, das älteste Haus in den ganzen Bergen, weit älter als der Rothenstein. Lege den Mantel ab, liebe Gertraud. So. — Ich sage dir, da mögen sogar die Avaren und Bojer schon einen Lagerplatz für ihre Saumthiere gehabt haben. Dann hat ein Waffenknecht oder ein Anderer eine Hütte gebaut, um die Zugzubehöre unter Dach und Fach zu bringen. Wie oft mußte das Haus erneuert worden sein, da es nur von Holz ist, siehst du, und das Holz keinen so festen Bestandtheil abgibt. Als die Männer in das heilige Land zogen, und manchmal ein Zug an der Perniz ging, da lesen wir, wie sie in der grünen Fichtau sich sammelten, und ihr Rüstzeug und Eisengeschirr auf die Bänke umher legten. Aus dem Lebensbuche des Ritters Quirinus geht hervor, daß vor zweihundert Jahren das Haus schon die doppelte Fensterreihe gehabt habe, wie jetzt.

Es erscheint überhaupt das Haus öfter in den Schriften und Pergamenten des rothen Saales. Die Bewohner kamen manchmal zu uns hinauf, und einmal war eine gar Amme auf dem Schlosse, bei dem Sohne des Ritters Ubaldus. Setze dich auf diesen Stuhl, Gertraud, er ist für dich bereitet."

Das anmuthige Wesen ließ sich in dem Stuhle nieder, der ihm angedeutet wurde, und sagte: „Ihr seid sehr gelehrt, mein verehrter Gemahl, und wißt von vielen Dingen dieser Erde zu erzählen."

„O nein, Gertraud, ich bin nicht gelehrt," antwortete der Jüngling, „und weiß auch nicht viel. Wenn ich aber auch nur etwas Weniges weiß, so ist mein Bernhard schuld, der mir von den Dingen auf der Erde und an dem Himmel erzählte."

„So wisset ihr von den Dingen, die in dem Himmel sind, zu erzählen, verehrter Vater?" sagte die junge Frau, indem sie sich auf dem Stuhle umwendete, und zu einem Manne aufsah, der eben herzutrat.

Dieser war ein Greis, und hatte, ungleich den andern, die meistens in Leder gekleidet waren, einen schwarzen, sammtnen Überwurf an, auf den der weiße Bart nieder ging, und über dem der weiße gegen die Mitte zu kahle Scheitel glänzte.

„Nein, erlauchte Frau," antwortete er, „von den Dingen, die in dem Himmel sind, weiß ich nichts zu erzählen, sondern nur von den Sternen, die sich außerhalb an demselben befinden und sich bewegen."

„Nur von den Sternen," sagte die Frau, „das ist nicht bedeutend."

„Da wir von dem Innern des Himmels nichts wissen, so ist das von den Sternen doch bedeutend," antwortete der Greis.

Die Übrigen waren indessen auch mit ihren Anordnungen fertig geworden, und schickten sich an zu dem Tische zu kommen. Der Jüngling rief so eben zu der Gesellschaft: „Tretet hieher, Schwiegervater Werner, kommt, verehrte Schwiegermutter, Schwager Rudolph, Freunde, Gäste und Genossen — nehmet das Frühmahl ein, das hier bereitet ist. Mein geehrter Lehrer, Bernhard von Kluen, wird, wie bisher, die Stelle meines Vaters vertreten. Die grüne Fichtau sorgt für Alles, was wir und unsere Angehörigen bedürfen."

Die Männer nahmen die Frauen zierlich bei der Hand und führten sie gegen den Tisch hinvor, wie der Jüngling wenige Augenblicke früher seine junge Gattin hinvor geführt hatte. Die Frauen setzten die Füße leicht und nur mit den Spitzen der Zehen auf den Boden, und machten im Gehen sehr kurze Schritte.

Der Jüngling nahm nun den Hut von dem Stuhle, setzte ihn aber nicht auf, sondern behielt ihn in der Hand und blieb stehen, bis alle Paare an den Tisch gekommen waren und die Frauen sich niedergesetzt hatten. Dann that er den Hut auf das Haupt, und setzte sich neben seine Gattin. Deßgleichen thaten auch alle andern. Sie warteten, bis die Frauen saßen, dann rückten sie die Stühle und ließen sich neben ihnen nieder.

Da saß nun links von dem Jünglinge sein Schwiegervater, Graf Werner von der Staue, ein Mann mit bereits beginnendem Grau der Haare und mit gebräuntem Angesichte — rechts saß die junge Gemahlin; wir haben schon gesagt, daß sie so feine Wangen und blaue Augen hatte; man bemerkte jetzt, da sie so saß, daß ihr Kopfputz anders war, als der aller Übrigen: sie hatte noch nicht das Frauenhäubchen auf, hatte aber auch

nicht mehr den gewöhnlichen verschlungenen Kopfputz der Mädchen, sondern auf dem Scheitel war ein sehr kleines Barett, von dem nach hinten ein Schleier hinab ging. — Gleich an ihr saß ihre Mutter, fast noch selber eine junge schöne Frau, das gealterte gemilderte Ebenbild der Tochter. Dann war der alte Bernhard von Kluen, der Schwager Rudolph, und Verwandte und Freunde und Genossen des Jünglings. Zwischen jeden zwei Männern saß eine Frau, entweder solche, die wegen Blutsfreundschaft hieher gehörten, oder Gespielinen, oder selbst höhere Dienerinen der jungen Gattin. Die andern Diener und Knechte mochten im Hause oder hinter demselben irgend wo ihr Frühmahl halten.

Die ganze Zeit her war auf einem freien Platze nicht weit von der gedeckten Tafel ein seltsamer Mann gestanden. Er hatte sehr viele schneeweiße Haare, blitzende Augen und ein freundliches Angesicht. Auf dem Leibe trug er ein lodenes Wams, dann Pumphosen bis an die Knie, graue Strümpfe und große Schnallenschuhe. Es war der Wirth der grünen Fichtau. Da sich alle an dem Tische zurecht gesetzt hatten, nahm er das Barett, das er bisher in beiden Händen gehalten hatte, in die rechte Hand, näherte sich dem Tische, that mit dieser rechten Hand eine leise kleine Schwenkung seitwärts und sagte: „Lange lebe unser Herr und Graf, der junge Prokopus von Scharnast! Lange lebe seine neue Braut und Gemahlin, die Gräfin Gertraud von der Staue, welche jetzt die Gräfin von Scharnast ist! Lange leben unsre hochgebornen Herren und Gäste, und alle, welche mit ihnen in Verbindung und Verwandtschaft stehen!“

Als er diese Worte gesagt hatte, ging er, sein Barett gleichsam wie ein Brieftäschlein in das Wams steckend zu dem Tische, und nahm die Deckel von den Schüsseln, in denen kalte Speisen

waren, und legte sie auf die geeigneten Plätze des Tisches umgekehrt nieder. Zu gleicher Zeit, da er mit einem Winke umsah, näherte sich seine Frau und seine Tochter an der Spitze von mehreren Leuten, welche die warmen Speisen trugen. Die Frau war ein schönes, in die ersten Greisenstufen tretendes Weib, und die Tochter ein junges schlankes, herrlich blühendes Mädchen. Sie theilten sich beide in die Arbeit so, daß die Mutter an der einen Seite des Tisches hinauf ging und die Aufstellung und Ordnung der Schüsseln besorgte; die Tochter aber an der andern hinab, das Nämliche besorgend. Dann gingen sie jedoch wieder beide in das Haus hinein.

Der junge Graf war auf die Anrede des Wirthes ein wenig aufgestanden, hatte mit der Hand gegrüßt und gesprochen: „Wir danken dir, Romanus, für deinen Wunsch, wir hoffen, daß der Rothenstein und die grüne Fichtau die gute Nachbarschaft bewahren werden, in der sie bisher gestanden sind, kommt manchmal hinauf zu uns, so wie wir hier einsprechen, wenn uns der Weg durch das Thal führt, und lebe gleichfalls noch recht lange, und freue dich deines rechtschaffenen Weibes und deiner schönen Tochter."

„Meine Frau und meine Tochter sind unbedeutende Wesen und sind auch schon fortgegangen," antwortete Romanus, der Wirth; „für den Gegenwunsch gebe ich den Gegendank, erlauchter Herr, und ich meine, ich werde schon noch eine Weile die grüne Fichtau aufrecht erhalten und sie dann aufrecht vererben. In Hinsicht des armen Mahles, das ich aufstellte, habe ich gethan, was ich vermochte. Ich habe meine Leute, die sonst auf der Wiese, oder draußen gegen Prigliz auf dem Felde sind, zu Hause behalten, damit sie die Dienste leisten. Dort stehen sogar an dem

Rande des Holzes Manche, die aus der Fichtau zusammen gekommen sind, um das Mahl der hochgebornen Herren zu sehen."

„Wir danken," sagte der Graf, sich noch einmal leicht erhebend, „und laden alle und jede auf den Rothenstein ein, die innerhalb der nächsten vierzehn Tage unsere Gastfreundschaft zu theilen gesonnen sind."

Nach diesen Worten setzte er sich wieder nieder, und sprach leiser zu seinen Umgebungen fort. Der Wirth trat auf seinen früheren Platz zurück, nahm das Barett aus der Brustspalte des Wamses und hielt es wieder in den beiden Händen.

Das Mahl war nun an dem Tische angegangen.

Ein Diener hatte des Grafen goldenen Becher hingestellt, den er aus einem Fache genommen und mit Wein aus einer eigenen Flasche gefüllt hatte. Ein anderer stellte einen kleineren zierlicheren, aus edlem Glase geschliffenen vor die Gräfin und that etwas Weniges von feurigem blinkenden Weine hinein. Überall wurden aus Körben Flaschen genommen, und aus denselben Weine in die umstehenden Gläser vertheilt. Auch war Backwerk, Käse, eingemachte Früchte und Fische in Behältern mitgenommen und nun unter die von Vater Romanus aufgestellten Gerichte vertheilt worden. Diesen ländlichen Gerichten der grünen Fichtau sprach man nun wacker zu, und es wurden auch die Gebirgsweine eingeschenkt, die Romanus von den entfernteren unteren Ländern alljährlich aus eigenem Geschmacke selber holt, und in seinem Keller einem hohen Alter entgegen reifen läßt. Sie schmeckten in der Morgenwärme wohl, namentlich wenn man das eiskalte Wasser dazu goß, das die grüne Fichtau in den Spalten des Grans nahm, aus denen es von dem tiefinneren Vorrathe des Berges floß.

Der Morgen rückte indessen weiter, der Himmel wurde klarer und feuriger, die Sonne stieg höher, die Tannenschatten wurden kürzer, und weit drüben auf den Bergen blitzte und glänzte es und warf allerlei Funken.

Von den Gesprächen an dem Tische konnte man wenig verstehen, weil sie zu stille gehalten wurden und von dem Hin- und Hergehen der Diener und von dem Rufen derselben unterbrochen wurden.

Vater Romanus hatte von seinen Leuten die besten aufgestellt, daß sie da stünden, und wenn ein Löffel weggelegt würde, ihn mit einem neuen vertauschten, und wenn eine Flasche leer wäre, eine volle aus dem Eiswasser darreichten. So ging das Mahl vorwärts. Man reichte sich wechselweise Gerichte herum, die Männer legten den Frauen vor und nahmen sich selber. Nach und nach kam man zu den feinen Backwerken, Zuckersachen und Leckerbissen, mit denen gerne die Mahle beschlossen werden. Hier wurden auch wieder aus silber- oder messingbeschlagenen Reisekästchen sehr mannigfaltige Dinge genommen, und vorgelegt, es wurden auch noch zierlichere und kleinere Glasbecher herum gestellt, und in dieselben noch glänzendere und bessere Weine gethan. Als man dieses verzehrt hatte, blieb man noch eine Weile sitzen und sprach. Endlich, da von den Tannen, die zufällig einen Spalt bildeten, ein Lichtstrahl, gleichsam wie eine Mahnung, auf den Tisch, der bisher in dem Schatten gestanden war, herein fiel, beendete man das Mahl. Der junge Graf stand auf, neigte sich vor seiner Gattin, und lüftete den Hut gegen alle Anwesenden. Diese thaten das Gleiche, verneigten sich gegen die Nachbarinen und dann gegen alle; die Stühle wurden hierauf gerückt und man trat zu einem Kreise zusammen. Indessen

richteten die Knechte die Pferde, und gaben die Meldung, daß Alles in Bereitschaft war. Der Graf richtete zum Abschiede noch ein paar Worte an Romanus, und die junge Frau neigte sich freundlich gegen ihn. Die Männer führten nun die Frauen zu den Pferden, halfen ihnen hinauf, schwangen sich selber auf ihre Thiere, und setzten sich zum Fortziehen in Bereitschaft. Einige schöne Windhunde, welche Jemanden in der Gesellschaft gehören mußten, sprangen freudig voraus, der Zug setzte sich in Bewegung und ritt auf dem Pfade der grünen Fichtau gegen den Waldweg hinunter, der durch die Länge des Thales geht. Nur ein einziges kleines, graues Männlein stand noch bei Vater Romanus auf der Gasse, der Zahlmeister, und brachte die Forderung in Richtigkeit. Aber auch dieser kletterte nun auf sein Rößlein und suchte die andern zu gewinnen. Die Knechte waren indessen auch mit Einpacken und Aufladen fertig, und eilten den Vordern nach. Man sah an der Steinwand, von welcher die Tannen den schönen Schatten auf den Tisch geworfen hatten, die ganze Länge des Zuges, man bemerkte das Baumeln und Neigen und Wallen der Hutfedern der Fortreitenden, der Faden wurde immer kürzer, wie er sich hinter die Steinwand hinein zog — endlich waren nur mehr zwei, und auch diese wurden sogleich von den grünen Zweigen verschlungen.

Der gestampfte Platz vor der grünen Fichtau, der vor Kurzem noch so belebt gewesen war, zeigte nun nichts als seine Leere, er war von den Pferden und Dingen, die darauf gewesen waren, zertreten und durchfurcht. An dem Rande stand der verlassene lange Tisch, auf welchen nun das volle Sonnenlicht herein fiel, und der unter den Resten des Mahles, den halbgeleerten Gläsern und Flaschen, den Geschirren und Messern allerlei Schimmer

und Flammen und Blendwerk erzeugte. In Unordnung standen die Stühle und Bänke, und die Schenktischlein waren verschoben.

Vater Romanus rief gegen einen Haufen Leute, die weiter unten standen und dem Zuge nachsahen, folgende Worte hinab: „Damian, komme herauf. Franz, Joseph, Katharina, kommt hieher. — — So. Laßt den Platz sauber abkehren. Macht Alles in Ordnung. Du, Damian, stehe der Mutter bei, die aus dem Hause heraus geht, und nicht, wie du, dem Fortzuge nachschaute. — Lasse zuerst, Mutter Ludmilla, die Teller und Schüsseln hineintragen, du, Lenore, hilf der Mutter; siehe zu, daß die Gläser, Flaschen, Bestecke und Linnen in die große Stube auf den Tisch kommen, wo ihr sie dann unter dem Tage ordnen könnt. Ihr stellt die Tische auseinander, und thut sie wieder auf ihren Platz. Wenn ein Säumer kommt, muß Alles sein, wie sonst, daß er sich an den Tisch setzen, und auf die abgewischte Gassenbank sein Zeug niederlegen kann."

Während er diese Worte sprach, kamen alle die Leute, die am Waldsaume gestanden waren und dem Mahle zugeschaut hatten, zu Vater Romanus auf den Platz hervor und bildeten eine Gruppe.

„Ja," sagte er, „das ist ein merkwürdiges Geschlecht. Zuweilen sind sie gut und freundlich: zuweilen seltsam und ungebärdig. Sie haben immer sonderbar auf ihrem Berge gehauset, und es sind verschiedene Thaten geschehen. Sie sind sehr schnell empor gekommen; die grüne Fichtau ist schon gestanden, als auf dem Rothensteine noch nichts war, als eben nur die rothen Felsteine und die Bäume herum. Ihr vermöget gar nicht so weit zurück zu denken, und alle eure Vorfahren können nicht so weit zurück denken, als die grüne Fichtau schon stand. Und immer

sind wir darauf gewesen: der Vater, der Sohn, und dessen Sohn und wieder so fort. Ihr könnt es euch nicht erklären, wie das ist. Seht, da macht gerade hier das Thal die Erweiterung und die schöne Ebene. Da hatten die alten Heiden, als sie die Waaren durch das enge Thal von den oberen Landen zu den unteren säumten — es war nicht viel, aber doch etwas: Leder, Wolle, Waffenzeug, Eisen und dergleichen — da hatten sie hier nothwendig ihren Lagerplatz, sie kochten sich das Essen, fütterten die Thiere ab, und hielten eine Weile Rast. Da hat dann einmal Einer ein Haus gebaut, um vor schlechtem Wetter zu schützen; denn die Menschen sind nach und nach empfindlich geworden, wie sich die Fruchtbarkeit dieses Landes hervor gethan hat, und ihnen verschiedene Bequemlichkeiten verschaffte. Das war das uralte Haus der grünen Fichtau, wo sie kommen, ihren Schutz haben, und Alles erlangen, was sie bedürfen. In später Zeit ist dann auf dem rothen Felsen gebaut worden: zuerst ein Weniges, wo man die Rothbuchen reutete, dann mehr, dann die ganze Mauer um den Berg, und dann die Gebäude auf den verschiedenen Stellen der Felsen. Sie haben aber fort gewirthschaftet und wir herunten. Wir sind dazumal, ehe ihr euch eure Hütten und Dinge in den Thälern herum bautet, die einzigen zwei Häuser in der Fichtau gewesen, der Rothenstein und die grüne Fichtau. Von uns kam manchmal Einer hinauf, wenn wir etwas abzuführen und zu entrichten hatten; sie kamen herab, wenn Einer eine Stärkung oder sonst einen Labetrunk bedurfte. Sie haben nach und nach die Gebühren und die Unterthänigkeit des umliegenden Landes erhalten; wir haben unsere Gelegenheit erweitert, haben gebaut und eingerichtet und verschiedene Ertragswerke begonnen. So ist es mit den zwei Häusern. Sie waren fortans aufrecht

und gut. Wenn das Grafenamt nicht wäre, das sie in den Zeitläufen erhalten haben, und wenn das höhere Alter unseres Hauses nicht wäre, so wären wir in den andern Dingen gleich, und es könnte, wenn sonst nichts hinderte, ohne Aufenthalt geschehen, daß einmal ein Scharnast eine Jungfrau aus der grünen Fichtau zum Weibe begehrte, und wenn er sie erhielte, sie auf seinen Berg mitnähme."

„Nun, der Wirth der grünen Fichtau ist stolz genug," sagte mit Lachen eine Stimme aus den Umstehenden.

„Ja, ja, Sebastian," antwortete der Vater Romanus, „du hast recht. Wir haben immer unsern Stolz gehabt. Und haben wir denn nicht Ursache dazu? Wir sind eine ehrenhafte Familie, sitzen mitten im Walde, und treiben in verschiedenen Dingen unsere vorzügliche und anständige Nahrung. Kein Haus ist dem unsern gleich, als etwa die Hasenmühle, welche auch schon seit Christi Geburt bestehen soll."

Er hatte, während er diese und die obigen Worte sprach, sein Barett wieder aufgesetzt; denn während der ganzen Zeit des Mahles war er unbedeckt da gestanden, und die Sonne hatte auf seine weißen Haare nieder geschienen. Aber diese dichten weißen Haare mochten keinen Sonnenstrahl durchlassen, und mochten so manchen Sonnenstich und Regenguß in den langen Jahren gewohnt worden sein. — Die Leute, welche er gerufen hatte, waren indessen an ihre Arbeit gegangen. Die Mutter Ludmilla stand derselben in Ruhe und Freundlichkeit vor, und die wirklich wunderschöne Tochter legte hie und da selber Hand an, und versüßte den Leuten die Arbeit durch gutherzige Blicke und durch zutrauliche Worte. Auch kamen zu den Menschen, die ohnehin auf der Gasse der grünen Fichtau standen, noch mehrere, die an

verschiedenen Stellen des Thales gewesen waren und den Zug der Fremden angeschaut hatten.

„Gott grüße dich, Schmied Eberhard von Sarau," sagte Vater Romanus zu einem Ankommenden, „was willst du haben, was können wir dir geben?"

„Den Alten, du weißt schon," antwortete der Ankommende.

„Und dir auch, Gervas, nicht wahr, es wird gut thun?" sagte der Wirth zu einem Andern.

„Ja, ja," antwortete dieser.

„Wie steht das Getreide draußen in der Au?" fragte Romanus weiter, nachdem er die Befehle wegen des Weines in das Haus hinein gerufen hatte.

„Es steht im Ganzen schon gut," antwortete Gervas, der Aubauer, „der Weizen bebuscht sich, das Korn nimmt sich empor, und es wird schon recht sein, wenn der Frühling weiter kommt."

„Ja, wenn das Wetter schön bleibt," sagte der Schmied.

„Wird schon, wird schon," antwortete Vater Romanus. „Das verstehst du nicht, Eberhard, der du immer in der Hitze deiner Esse stehst; aber ich bin gestern bei meinen Schäfern an der Grahnsseite oben gewesen, da stiegen die Widder unabläßlich höher und härten sich, was jedesmal ein Zeichen der anrückenden Wärme ist. Da kömmt der Riemmeister von Perklas auch, seht nur — seht — seht!"

„Ja, da kömmt er," erwiederte der Angeredete, indem er näher herzu trat, „da kömmt er, weil er ohnehin etwas in Prigliz zu thun hat, und sich deswegen heute eine kleine Weile genommen hat, um zugleich den Brautzug zu sehen. Gebt mir von eurem Siebensteiner etwas, Vater Romanus."

„Du sollst ihn haben, Nikolaus, aber da muß ich selber

hinein gehen," antwortete der Wirth. „Setzt euch nieder, Männer, hier an dem Gesträuche steht schon ein Tisch; das Andere wird alles sogleich auch in Ordnung sein."

Bei diesen Worten wendete er sich um und ging in das Haus hinein.

„Was gibt es denn Neues draußen im Lande?" fragte der Schmied den Riemmeister, indem sich die Männer gemächlich an dem von Vater Romanus bezeichneten Tische nieder ließen.

„Nicht viel," antwortete der Gefragte, „die Säumer werden morgen nicht kommen. Im Asang sind dreizehn Packpferde abbestellt worden, weil man sie braucht, um in etlichen Tagen die Brautgüter durch das Thal zu befördern."

Bei diesen Worten legte er seinen ledernen Schnallensack und seinen langen Stock ab, und setzte sich sehr bequem zu den andern Männern an den Tisch.

„Brautgüter? gehen denn diese auch durch die Fichtau?" fragte ein Mann, der sich mit ungeschlachten Gliedern nicht weit von dem Tische auf die Gassenbank des Hauses nieder gelassen hatte.

„Freilich, Tiburius," antwortete der Riemmeister; „wenn es einen andern Weg auf den Rothenstein gäbe, glaubst du denn, die Herren würden alle einer hinter dem andern durch die Fichtau geritten sein?"

Der Vater Romanus war indessen wieder heraus gekommen, und hinter ihm ging ein Bube, welcher auf einem Brettchen die Weine trug, die die Männer bestellt hatten. Er that vor jeden sein gehöriges Glas hin, und ging mit dem Brettchen wieder fort.

„Nun so hat der Rothenstein wieder sein Weib," sagte Romanus, „er hat lange genug um sie gefreit: nun hat er sie.

Ich kenne sie seit früher Zeit. Ich bin an dem Tage auf dem Stauenfels gewesen, an welchem sie geboren wurde. Es war das Jahr, wo der große Komet an dem Himmel stand, darauf das Korn so klein und mehlreich wurde, und der Wein so ergiebig. Warte — es muß jetzt sechzehn Jahre sein — siebzehn — — achtzehn ist es. Schau — schau — so alt ist sie schon. Man sagt ihr nach, daß sie obenaus sei, und sehr begehrlich nach allen Dingen, die ihr angenehm scheinen. Ich weiß es nicht, sie hat mich kaum einmal angeredet. — — Was sitzest denn du hier?" wandte er sich plötzlich an den Mann, der auf der Gassenbank der grünen Fichtau saß, und den er jetzt erst erblickte.

„Ich warte ein wenig," antwortete der Angeredete.

„Du wartest ein wenig? und warum bist du denn überhaupt hier? und wer ist denn bei den Ziegen?" fragte der Wirth.

„Der Denis ganz allein," sagte der Mann, „ich bin herunter gestiegen, um den herrlichen Brautzug des Grafen zu sehen."

„Nun das ist doch ein Ziegenhirte," sprach Romanus, „da läßt er die Böcke und Ziegen auf den Felsen und steigt herunter, um den Brautzug zu sehen — und nun sitzt er hier mitten in den Sonnenstrahlen, die auf sein Haupt brennen, und läßt den großen breiten Hut neben sich auf der heißen Bank liegen. — So bleibe nur da, du kannst mit meinen Leuten essen, und morgen mit dem Frühesten geht der Franz ohnehin mit dir auf die Hochkogelwand. Dann schaue aber auf deine Thiere, du weißt, ich habe dreiunddreißig Ziegen darunter und der Käse hat jetzt seinen Werth. Verstehe, Tiburius. — Auf den Durchzug der Brautgüter darfst du nicht denken; ich weiß auch nicht, was du daran sähest, da die Sachen in Ballen eingemacht sind, wie andere Waaren, die man säumt."

„So zürnt nur nicht, ich gehe schon morgen hinauf," antwortete Tiburius, „der Denis versteht es gut, und es geschieht ja nichts."

„Nun, es ist schon recht, es ist schon recht," antwortete der Wirth.

Die Menschen, welche früher in einer Gruppe mitten auf der Gasse gestanden waren, zogen sich zum Theile näher an das Haus und an die Gesträuche, wo die Männer saßen, um etwas von dem Gespräche zu vernehmen. Andere waren auch fortgegangen, und neue waren wieder gekommen.

„Der Graf Prokopus soll ein sehr gelehrter Herr sein," sagte der Wirth; „er hat einen alten Ritter bei sich, der alle Dinge der Welt weiß, und ihm zuweilen von ihnen erzählte. Aber es kann nicht sein, daß der junge Graf sich alles gemerkt hat; denn mit zweiundzwanzig Jahren ist der Witz noch nicht so groß und das Urtheil noch nicht so stark, daß man den Nutzen der Sachen kennt. Der Syndikus von Prigliz hat mir gesagt, daß der Bernhard von Kluen schier alle Bücher der Erde gelesen hat, sie mögen von den Pflanzen auf der Welt, oder von den Sternen am Himmel handeln — er hat auch die Wissenschaft und die Dinge der alten Heiden inne, die vor vielen tausend Jahren gewesen sind. Es mag da Manches enthalten sein; aber wir können es nicht erfahren, weil uns die Zeit fehlt und uns der Beruf hindert. Der junge Graf hat auch im Kriege gedient, aber es mag da nicht viel gewesen sein, weil er kaum noch ein Kind war — es sind schon drei Jahre — vier sind es schon gar — — er ist damals schon immer wegen der Gertrud auf den Stauenfels hinüber geritten, die noch die Kinderschuhe an hatte. Wenn ihm Vater und Mutter nicht so bald gestorben wären — die

Mutter war eine sehr schöne Frau, viel, viel schöner, als die jetzige junge Braut — wenn diese nicht gestorben wären, und der alte Gerhab und Geschäftsleiter sich nicht auf der Burg aufgehalten hätte, könnte alles anders sein. — Nun, es ist vorbei, er ist jetzt zum Herrn erklärt worden, und wir werden sehen, ob er es auch versteht."

„Es soll ja ein großes Buch in dem Schlosse sein, wo die Grafen immer ihre Sünden aufschreiben müssen," sagte der Anbauer.

„Das verstehst du nicht, Gervas," antwortete der Wirth — „ihre Thaten und ihr Leben müssen sie aufschreiben, weil daran die Burg hängt, sonst bekommen sie dieselbe nicht. Ein alter Vorfahr hat es einmal so gestiftet — man weiß nicht, zur Buße oder wie — und die Pergamente, wo Alles steht, müssen sie in einen großen, rothen Saal thun, daß sie nicht verbrennen, weil auch alle Schriften der Vergangenen von jedem Gegenwärtigen gelesen werden müssen. Von dem Lesen und Schreiben sind sie alle gelehrt, und daher kommen auch die unklugen Dinge, womit sie manchmal die Unterthanen gedrückt haben, und andere Sachen. Wir wollen nicht weiter davon reden. — Lieben Leute, wenn Einer etwas will, so darf er sich nur dort zu dem Schenkladen wenden, es ist schon jemand da. Und wer keinen Zehrpfennig hat, oder ihn sparen muß, kann auch ohne denselben etwas bekommen, wir werden es aus der Küchenstube schon sagen lassen. Das Haus der grünen Fichtau steht nicht umsonst im Walde, es gibt schon dem ermüdeten Wanderer und dem Armen sein Theil. Heute ist sogar noch etwas Besseres zu haben als sonst."

Manche von den angeredeten Leuten gingen zu dem Schenkladen, der eigentlich ein Fenster mit einem Brette davor und

einem großen Überdache darüber war, bestellten etwas, und setzten sich an irgend einem Platze nieder. Die Andern blieben stehen und horchten, als würde noch etwas geredet werden.

Die Arbeiten, welche Vater Romanus angeordnet hatte, waren indessen vollendet worden. Von dem langen Tische war alles Geschirr, Geräthe und Linnen weg, die einzelnen Tischlein, aus denen er zusammengesetzt gewesen war, und die Bänke und Stühle waren an ihren Platz, entweder in das Haus, oder auf der Gasse an den Saum des Geländes, gestellt worden.

„Die vornehmen Leute haben doch manchmal recht besondere Dinge," sagte Gervas, der Aubarier.

„Da haben sie auch einen Saal," sagte Romanus, „in welchem alle gemalt sind, die Männer und die Frauen, bis auf den heutigen Tag. Sie stehen in einer langen Reihe mit lauter Harnischen und Schwertern. Das thun wir in der grünen Fichtau nicht, wir hätten auch gar keinen Platz für die Bilder. — — Knabe Christian, komme einmal her. — So. — Lasse jetzt das Kehren gehen, Knabe; du machst zu viel Staub, und die Gasse ist ohnehin schon schön genug. Lege den Besen an seinen Ort, gehe hinter das Haus, wo die Trinkborne stehen, und wasche sie sauber mit dem Bachwasser aus. Man kann doch nicht wissen, wem die fremden Pferde gehört und was sie könnten gehabt haben. Wasche sie gut aus. — So."

Der Mensch, welchen Vater Romanus mit den letzten Worten angeredet hatte, war zwar so klein, wie ein Knabe, aber er hatte ein altes Gesicht, und einen struppigen Bart. Es war eines jener unglücklichen blöden Wesen, wie man sie manchmal im Gebirge findet, und hatte in der grünen Fichtau das Gnadenbrot, wofür er selbstgefällig und oft zu vorzüglich verschiedene

kleine Geschäfte im Hause verrichtete. Er hatte dem Vater Romanus lächelnd zugehört, und da dieser fertig war, nickte er mit dem Kopfe, ging wieder auf seinen Platz zurück, nahm den Besen, mit dem er gekehrt hatte, stellte ihn in einen Verschlag an dem Hause, wo man derlei Werkzeuge aufzubewahren pflegte, und humpelte dann mit seinem seltsamen Gange hinter das Haus.

„Ja, so machen wir es nicht, wie die Rothensteiner," fuhr der Wirth fort, „wir richten nur unsere Sachen in Ordnung, und schauen mit Sorgfalt in die Zukunft. Da kannst du etwas reden, Nikolaus. Habe ich es nicht recht gemacht, da ich sagte, daß mein künftiger Eidam drei Jahre wandern soll, damit er etwas lerne? Das Ledergeschäft in Perklas ist gut, die Feldwirthschaft des Hauses auch, und Lenore mag einmal recht warm darinnen sitzen — aber er mußte die Welt und andere Handelsherren sehen, daß er sein Weib gut behandle, und den Perklasern ein Beispiel gebe, die nicht vom Hause weggekommen sind."

„Ja, der Albrecht ist ein feiner Mann geworden," sagte der Riemmeister aus Perklas, „ich habe gerne mit ihm zu thun, und Andere kommen auch von Weitem herzu, um einen Handel mit ihm zu schließen."

„Er ist ein feiner Mann," sagte Romanus; „aber Lenore kommt nicht leer zu ihm. Sie kann sich schon sehen lassen, und bringt ihm einen Glanz in das Haus. Man muß den jungen Leuten immer einen guten Betrieb zu ihrem Anfange geben, daß sie den rechten Anstand haben, und die Welt vor ihnen Achtung trägt. So bin ich schon in der Jugend gewesen. Ich habe meine Augen nur auf anständige, sittsame Jungfrauen gerichtet — und da ich mir Ludmilla zuwege gebracht hatte, hat ihr Vater, der alte Hasenmüller, schon auch das Seinige gethan. Sie hat darum

immer ihr Gefühl und ihren Stolz in meinem Hause gehabt, weil sie seinen Wohlstand mit aufgebaut hat. Sie ist immer ein verehrungswürdiges Weib gewesen, ich habe sie nie knechtliche Arbeit thun lassen, und habe ihr nie, so lange wir verheirathet sind, mit einem Finger gedroht. Solche Weiber sind jetzt gar nicht mehr auf der Welt."

„Ja, solche Weiber sind nicht mehr auf der Welt," sagte Gervas, der Aubauer, „Alles ändert sich jetzt."

„Schaut dort hin," erwiederte Romanus, „da hat sie all das Gerülle, das nach dem Mahle übrig geblieben ist, wegräumen lassen, daß der Platz schimmernd und rein und blank ist, wie alle Tage — sie hat die Aufsicht gepflogen und dabei nicht ein einziges lautes Wort verloren. Jetzt steht sie in der Küche, und kocht die Suppe für die armen Leute, und freut sich schon, wenn sie dieselbe essen werden."

„Ein gutes Weib ist ein Segen in dem Hause," sagte Gervas.

„Ein Segen in dem Hause?" fuhr Romanus, der Wirth, heraus — „Alles ist sie in dem Hause; — wenn mich Ludmilla nicht freut, so freuen mich die Kinder nicht, und so mag ich nicht erwerben und sorgen. — Und schön ist sie gewesen, ihr seht das jetzt nicht mehr so — sehr schön — ihre Tochter Lenore kann sich mit ihr gar nicht vergleichen. Suche dir nur bald ein Weib, Nikolaus, und schau, daß ihr recht gut mit einander wirthschaftet."

Nikolaus, der Riemmeister, welcher noch ein junger, unvermählter Mann war, drehte bei diesen Worten sein Weinglas, führte es zum Munde, und als er getrunken hatte, sagte er lächelnd: „Nun, nun, Vater Romanus, es kann noch werden,

und es wird sich schon machen. Gebt mir dann euern guten Rath, wenn die Gelegenheit ist."

„Sollst ihn haben, Nikolaus, sollst ihn haben — aber du wirst ihn nicht befolgen, wenn es dich auch nachher reut. Es reut dich gewiß, ganz gewiß." —

Da der Wirth diese Worte gesprochen hatte, gingen vier Männer gegen die Gasse der grünen Fichtau zu. Sie gingen auf dem Wege, der sich von dem allgemeinen Thalpfade gleich hinter dem Brücklein des Waldbaches trennt, und blos gegen das Wirthshaus hinzuführt, langsam einer hinter dem andern.

Vater Romanus richtete sich mit den Augen gegen sie, und rief den Vordern an: „Wo kommt denn ihr her, und was wollt ihr denn da?"

„Wir haben den Kalk in die Weidenkörbe gethan," antwortete der Angeredete, indem sie näher kamen.

„Nun — und dann?"

„Er kann heute nicht heraus gesäumt werden, weil der Reitmeister des Schlosses da gewesen ist, und die Pferde verlangt hat, um die Brautgüter zu fördern."

„So, das hat er gethan?" erwiederte Romanus, „und da mußtet ihr gleich alle viere herauskommen um mir das zu sagen, und so langsam gehen? Begebt euch in die Küchenstube, und eßt, so dürfen wir euch nichts in den Bruch hinaus schicken; dann aber geht sogleich und geschwinder wieder zurück, und sagt, ich kann dem Scharnast keine Pferde leihen — der Georg soll den Kalk noch heute nach Prigliz säumen, weil der Fuhrmann schon wartet. Die Brautgüter können aufgeschoben werden, der Kalk nicht."

„Es ist schon recht," sagte der Anführer der viere, indem er

den sehr großen Hut ein wenig vor Romanus rückte, was auch die übrigen thaten, die ihm einer hinter dem andern in das Küchenzimmer folgten, gerade so, wie sie gekommen waren.

„Das sind meine Kalkbrecher und Brenner," sagte der Wirth, indem er sich wieder zu den Andern wendete.

„Ich kenne den Vordern," antwortete Gervas, „das ist der Peregrin."

„Ja," sagte der Wirth, — „der Marmor meines Wildbruches gibt guten Kalk, und der Kalk hat seinen gesuchten Werth. Ich thue den Mitmenschen gerne einen Gefallen und etwas Gutes; aber oftmals kann doch das Geschäft nicht unterbrochen werden, weil ein Anderer daran hängt und an dem wieder ein Anderer. Es geht die Welt ohnehin immer beschwerlichere Wege, und man hat sich zu stemmen, daß man seinen Raum behält. Damian wird weiter sorgen müssen. Er hat zwar noch keine Braut, aber er ist ganz meine und Ludmilla's Art, und es wird sich schon geben. — Weil Alles so vordrängt, werden unsere Nachfolger viel tiefer eingehen und wirken müssen. Ich sage euch: wer die Fichtau in hundert fünfzig Jahren sehen könnte, würde ganz andere, seltsam neue Dinge sehen, als nun; so wie sie jetzt das nicht mehr ist, was sie einstens gewesen war. Ich habe noch meinen Urgroßvater gekannt — denn wir werden immer sehr alt — und der hat gesagt, daß die ganze Fichtau ein einziger Wald gewesen ist. Unser Haus ist ganz allein in dem Graben gestanden, und der Saumweg ist seit ewigen Zeiten gewesen. Überall waren Wölfe, er hat sie selber manchmal in der Nacht heulen gehört. Die Pirniz ist an lauter Steinblöcken und Bäumen vorbei gegangen, und die Bären und die Hirsche haben daraus getrunken. Wo ist nun ein Wolf, wie wenig sind

Bären, und wie selten werden bereits die Hirsche, daß man auf einer Jagd kaum zehn, kaum fünfzehn schießen kann. In manchem Thale ist schon eine Hütte, es sind Kohlbrennereien da, Holzwerke und Alles. Ja, es werden bereits Bauernhöfe, wo man in früheren Jahren nichts gewußt hat. So wie sich nun bis jetzt Alles verändert hat, so wird es sich weiters noch mehr verändern. Die Fichten dort standen einmal gerade vor den Fenstern, darum heißt die grüne Fichtau die grüne Fichtau; jetzt sind sie schon zurück bis an den Saum, und werden noch weiter zurück müssen. Die Tannen dort auf der Steinwand werden wohl zuerst wandern. Die Lage dieses Ortes ist einmal zu allen Dingen zu günstig: der Bach fließt so gut und reich aus dem Grahnsthale hervor, da wird ein Werk entstehen, das Bretter schneidet, oder das Loh der oberen Grahnseichen stampft — das Thal geht gegen rückwärts weit auseinander, da wird aufgeräumt werden, es werden Häuser entstehen, daß Abends die ganze schöne Rinderheerde der grünen Fichtau mit Glocken und mit einem eigenen Hirten nach Hause geht und in die Hütten gesammelt wird — der Pfad wird zu einem breiten Wege werden, auf dem man mit Wägen fährt, und wenn in den Seitenthälern, wo jetzt die Bächlein rinnen, auch Wege sind, und Hütten und Häuser zerstreut im ganzen Steinreviere der Fichtau liegen, dann werden an Sonn- und Feiertagen auf dem Platze vor unserem Hause eine Menge Wägelchen stehen, die da zu einem Frühmahle kommen, und daß wir dann Alle mit einander in die Kirche nach Prigliz fahren. Darum muß auch eine Schmiede her, die gewiß einer unserer Nachfolger errichten wird. — Ich habe selber schon hinter dem Hause einen großen Garten wollen anlegen lassen, aber es sind noch die Bäume mit ihren

langen Schatten, und im Frühlinge deswegen die häufigen hartnäckigen Reife. — — Wie haben auch in der Zeit her die Rothensteiner auf dem Berge gewirthschaftet — wie haben sie verändert und umgestaltet und gebaut, die bauen eigentlich immer. Sie bauen dies und das und stets mehr und immer mehr — — das ist ganz unglaublich, ganz unrechenbar, und füllt den Kopf mit schwerer Sorge: was das für Geld gekostet haben mag!" — —

Nach diesen Worten erheiterte sich sein Angesicht sichtbarlich, und er begann mit Vergnügen zu lächeln. Es kam seine Tochter Lenore über den Platz her gegen ihn gegangen, in knapper, sehr netter Kleidung, daß die Schönheit des Mädchens noch bedeutender auffiel. Die langen Wimpern schatteten über die großen Augen, und standen zu den frischen Wangen sehr fein.

„Wo gehst du denn hin, Lenore?" fragte er sie.

„Die Mutter schickt mich in das Hintergärtchen um Grünes in die Suppe," antwortete sie, „und dann läßt sie euch sagen, die Mittagskost für die Leute, welche etwas bedürfen, sei schon fertig, und sie mögen nur kommen."

Der Vater nahm seine Tochter freundlich an der Hand, führte sie zu dem Tische, wo die Gäste saßen, mit denen er eben sprach, und fragte sie: „Kennst du diesen Mann da?"

„Ja," antwortete sie, „es ist der Riemmeister von Perklas."

„Und wen soll er denn grüßen?" fragte er weiter.

Lenore sagte nichts — kein Sterbenswörtchen. Die langen Wimpern senkten sich noch tiefer, bis die Augenlieder ihre Äpfel vollkommen deckten. In die feinen Wangen goß sich nach allen Richtungen das Blut — und es wurde die unbeschreibliche Anmuth ihrer Jugend und ihres Standes sichtbar.

Der Vater winkte voll innerer ungebändigter Freude dem Andern mit den Augen zu. Dieser saß da, und lächelte.

„Nun, wen soll er denn grüßen?“ fragte Romanus wieder.

„So grüßt ihn recht schön, und recht herzlich,“ sagte das Mädchen, indem es die Augen ein wenig empor schlug.

„Du darfst dich nicht schämen, Narre, es ist schon Alles recht, es ist schon recht,“ sagte der Vater viel sanfter und freundlicher. „Jetzt geh' nur, geh', du Ebenbild deiner Mutter,“ setzte er hinzu, „hole das Grüne in die Suppe, und weil Alles fertig ist, sage der Mutter, daß die Leute schon kommen werden.“

Er ließ sie los, und sie ging um eine Gebüschecke, wo sich vielleicht das fragliche Hintergärtchen befinden mochte.

Der Wirth behielt sein vergnügliches leuchtendes Angesicht. Er ging auf dem Platze ein wenig hin und her, daß seine weißen Haare, die unter dem Barette hervor quollen, abwechselnd in der Sonne schimmerten, und rieb sich die Hände. Er dachte wahrscheinlich vor der Gegenwart nicht mehr an die Schauerlichkeiten und Unheimlichkeiten aller Vorfahrer, und nicht an die Mühen und Abänderungen aller Nachfolger und nicht an den Stolz und das Wirken der Rothensteiner.

Lenore war mit dem Grünen nicht mehr auf demselben Wege zurück gekommen, auf dem sie hin gegangen war. Wahrscheinlich hatte sie den Umweg rückwärts um das ganze Haus herum gemacht.

Romanus ging noch ein wenig auf dem Platze hin und wieder, sagte zu diesem und jenem gelegentlich ein Wort, und sprach dann zu Allen: „Ich glaube, daß es Zeit ist, Leute, hinein zu gehen. Wem eine Mittagsuppe in der grünen Fichtau genehm ist, dem ist sie vergönnt, und er begebe sich nur in die Küchenstube.“

Mehrere von den Anwesenden gingen hinein: Andere nahmen Abschied, zogen ein Stück Brot hervor und verzehrten es lustig und plaudernd nach heimwärts wandernd, indem sie sich zu stolz dünkten, von der grünen Fichtau ein Almosen anzunehmen: und wieder Andere blieben müßig stehen und schauten herum.

Es waren heute, wie natürlich zu erachten ist, viel mehr Menschen in der grünen Fichtau, als zu andern Zeiten. Es war in dem Hause eine sehr große Küche mit lichten Fenstern gegen das Grüne. In dieser Küche stand Mutter Ludmilla, und ordnete das Vertheilen der Speisen. Neben der Küche gegen die Waldung hinaus war eine große Stube, die mit einem sehr breiten Überdache sogar bis ins Freie gegen die Bäume ging. In dieser Stube und unter dem Überdache saßen viele Menschen und aßen, indem man ihnen Suppe und Anderes zum Mittagmahle vertheilte. Die Tochter Lenore wurde unter diesen Leuten gesehen, mit denen sie freundlich redete.

Es war indessen schon beinahe Mittag geworden, die Sonne stand schon hoch, und die Hitze mehrte sich, obwohl es noch zeitlich im Frühjahre war. Da die Menschen in der Küchenstube und unter dem Vordache gegessen hatten und sich entfernten, rückte die Stunde heran, wo auch Vater Romanus mit den Seinigen das Mittagmahl einzunehmen gewohnt war. Es war damals diese Stunde viel früher, als jetzt, und meistens schon, ehe die Sonne den Mittelpunkt ihres Bogens erreicht hatte. Wenn Sommer und schönes Wetter war, geschah es, daß sie meistens im Freien an einem abgesonderten Plätzchen, wo Mittags liebliche Schatten hinfielen, beisammen saßen, und daß Vater Romanus nach der letzten Speise noch ein wenig blieb, und mit den Seinigen plauderte. — So war es auch heute

gewesen, weil ein gar so funkelnder, blauer, freundlicher Himmel über der ganzen Fichtau stand.

Nach dem Essen ging Romanus in die Herbergstube. Er rechnete dort ein wenig mit der Kreide auf einer Tafel und ging dann wieder auf die Gasse hinaus.

„Was bin ich denn schuldig, Vater Romanus?" fragte ihn hier der Riemmeister.

„Vier Batzen, Nikolaus, willst du denn schon gehen?" sagte der Wirth.

„Ja freilich, Vater," antwortete der Mann, „ich muß bei Zeiten in Priglitz sein."

„Nun, so grüße mir die Perklaser recht schön, wenn du wieder heim kommst," sagte Romanus, „den alten Lederherrn und seine Frau, und ihren Sohn Albrecht, meinen künftigen Eidam — und die andern alten Perklaser; ich komme wohl die künftige Woche hinaus."

„Seid ihr denn morgen nicht zugegen?" fragte der Riemmeister; „ich spreche wieder ein, wenn ich auf dem Rückwege bin, und da könnt ihr mir die Grüße nach Perklas aufgeben."

„Ich gehe wohl in die linke Holzwiese hinauf, um nachzuschauen," antwortete der Wirth, aber ich werde schon zurück sein, wenn du kommst. Spreche nur ein, Nikolaus, spreche nur ein. Jetzt Gott befohlen und grüße die Priglizer, den alten Syndikus, das ist ein närrischer Mann."

„Gott befohlen," sagte der Riemmeister, indem er seinen Schnallensack und seinen Stab von der Bank aufias.

Im Vorübergehen, da er sich gegen den Pfad hinab wandte, gab er dem Vater Romanus die vier Batzen in die Hand, welche dieser in eine Ledertasche an seinem Wamse gleiten ließ.

Die Frucht soll ja vorletzt im Lande sehr abgeschlagen haben," wandte sich der Wirth nun an den Aubauer Gervas.

„Die Hohenhauser haben vier Muth Korn um fünfunddreißig Thaler geladen," antwortete dieser.

„So — so — das ist gut," sagte der Wirth, „zeigt auch, daß die Händler wegtrachten, weil die Saat so schön steht."

Nach diesem Gespräche ging auch der Aubauer fort, und mit ihm ging Eberhard, der Schmied aus Sarau. Auch andere Gäste hoben sich, berichteten ihre Rechnung und gingen fort. Die Leute, welche schon am frühen Morgen da gewesen waren, um das Fest zu sehen, und auch die andern, welche sich später eingefunden hatten, weil sie an irgend einer Stelle des Thales gestanden waren, um zuzuschauen, entfernten sich einer nach dem andern, um die Heimath zu gewinnen, bis endlich der Platz vor der grünen Fichtau ganz leer war, und auch im Hause sich niemand befand, als der zum Hause gehörte.

Die Sonne stand schon schief. Die Tannen, welche Vormittags Schatten geworfen hatten, glänzten jetzt in allen ihren Nadeln, die Wände gegenüber, welche Morgens geleuchtet hatten, standen jetzt in ruhigem Schatten, und die Wärme milderte sich.

Der Vater Romanus hatte noch allerlei zu thun, um die Vorkommnisse des Tages und die Nachrechnungen desselben in Ordnung zu bringen. Er war deshalb in der Stube. Mutter Ludmilla ließ noch die letzten Reste des Festes, die man etwa im Drange übersehen hatte, einräumen, und Alles an seinen Platz und in seine Ordnung stellen.

Gegen die spätern Nachmittagsstunden hin kamen zwei Säumer. Sie banden ihre Thiere an die glänzenden Eisenringe, die an einer Reihe von Pflöcken befestigt waren, und hielten ihr

Vesperbrod. In jenen Zeiten, wie wir gesagt haben, wurden noch alle Gegenstände, die durch die Fichtau gingen, gleichsam wie auf hohen, schmalen Gebirgspfaden gesäumt, weil man der breiteren, fahrbaren Straßen noch nicht bedurfte. Der Säumer ging oder ritt neben seinem einen oder mehreren Thieren einher, sie mit einer Leine leitend. Er hatte den Lodenrock an, einen breiten Hut auf, und oft den Gebirgsstock in der Hand — und in der damals noch einsamen Luft, in welcher nur die Naturlaute des Singens und Schreiens der Vögel und des gelegentlichen Rufes eines Thieres waren, tönte das Glöcklein, das an dem Halse eines Saumthieres hing. In der grünen Fichtau hielten sie gerne an, wie auch die zwei thaten, von denen wir oben geredet haben. Nachdem sie Alles, was sie begehrten, von einem Diener erlangt hatten, schnürten sie wieder ihre Sachen, und zogen mit dem feinen Tone des Glöckleins an der Steinwand hin, auf welcher die Tannen standen, die Morgens die langen Schatten geworfen hatten.

Die letzten Gäste der grünen Fichtau waren zwei Holzknechte. Sie kamen erst, da die Sonne nur mehr über den äußersten Rand der westlichen Bergwände auf das allerlei Waldlaub herein spann. Sie waren damals, wie jetzt, leicht erkennbar: das Angesicht mehr als gewöhnlich gebräunt, darin das Leuchten des Auges — der eigenthümliche Anzug, damals noch mehr Leder enthaltend, darüber der Überwurf von Loden, dann die Steigeisen, der langstielige Gebirgshaken und oft ein oder mehrere Bündel Eisenkeile. Der Vater Romanus war zufällig auf die Gasse gekommen, als sie herzu gingen. Er redete sie seiner Weise nach sogleich an, und sagte: „Ei, ei, es ist ja nicht Samstag, wo kommt denn ihr her, und wo seid ihr denn gewesen?“

„Wir sind bei dem gebrochenen Stein hinten gestanden," sagte einer von ihnen, „und sind gestern schon herabgestiegen, um den Brautgang zu sehen. Heute gehen wir noch in die rothe Schwaig zurück, und steigen morgen früh wieder auf das Eiseck hinauf."

„Nun, das ist ja recht gut," antwortete der Wirth, „daß ihr herabgestiegen seid — es ist kein kleiner Weg, und die Klötze können derweil ruhig zwei Tage auf dem Eisecke schlafen."

„Ei, Vater Romanus, gebt uns einen Wein," sagte der Sprecher mit lustigem Lächeln, „ihr habt ja doch durch unser Herabsteigen keinen Schaden gelitten."

„Du meinst etwa gar Nutzen, Konrad, wegen des Bischen Weines," sagte der Wirth — „ich habe keinen Schaden gelitten; denn von meinen Leuten ist keiner herabgestiegen, um Bräute zu sehen, außer dieser da."

Er wies bei diesen Worten auf die Hausbank hin, auf welcher Tiburius, der Ziegenhirt, nachdem er sein Mittagmahl gehalten hatte, wieder saß und ruhig lächelte.

Hierauf befahl er, daß man den Gästen jenen sauren, starken Wein gebe, den diese Leute lieben, und den sie zu ihrem harten Brote oder zu fetten Klößen trinken. Er blieb bei ihnen, trank selber sein Abendgläschen guten Weines, und redete mit ihnen, bis sie fertig waren. Sie standen auf, zahlten das wenige Geld für ihre Zehrung, schulterten ihre Sachen, gingen auf dem entgegengesetzten Wege fort, als wo sie gekommen waren, und verschwanden bald in dem Gesträuche.

Und von nun an blieb das weitgebreitete hölzerne Waldhaus mit allen seinen Nebenschoppen und Gebäuden einsam. Es stand schon in dem Schatten des Abends; denn die Sonne war hinter

dem Rande der Wand untergegangen, alle Blätter und Nadeln wurden gleichsam noch grüner und dunkler, während der Grahns, der im Osten stand, anhob beinahe hellroth auf das Ganze nieder zu leuchten.

Die Leute in der grünen Fichtau thaten ihre Geschäfte des Abends, und der Sohn des Hauses, ein schöner schlanker Jüngling, noch jünger als seine junge Schwester Lenore, that auch, was er gerne um diese Zeit zu thun pflegte. Er ging mit drei großen schönen Hunden, welche einen Theil der Besatzung des Hauses ausmachten, auf dem Thalpfade neben der Pirniz hin, immer weiter und weiter, bis er nicht mehr gesehen werden konnte. Er that dieses gerne, entweder weil er da keine Arbeit hatte, oder weil er überhaupt sinnend war und gerne seinen Gedanken und Träumereien nachging, oder weil auf sein unentwickeltes Herz diese Tageszeit eine besondere Wirkung ausübte, die im Gebirge mehr als im flachen Lande um alle Dinge ihre unbeschreibliche Ruhe und Würde ausgießt.

Es war in der grünen Fichtau Gewohnheit früh schlafen zu gehen, um, wie sich Romanus ausdrückte, die Nacht Nacht und den Tag Tag sein zu lassen. Im Sommer geschah es schon, wenn die letzte Stufe der Dämmerung noch am Himmel leuchtete, so, daß man genug sah, seine Schlafstelle zu suchen, und daß, wenn man schon schlief, die Sterne oder der Mond zu scheinen anhoben.

Wie alle Tage, war es auch heute an diesem so bewegten gewesen. Da die Leute ihre Arbeiten, die in jeder Dämmerung nach einer unwandelbaren Regel sich wiederholten, verrichtet hatten, gingen sie einer nach dem andern schlafen. Auch Tiburius erhob sich sofort von der Gassenbank, da noch ein recht schöner aber

blasser Goldschimmer um alle Gegenstände des Thales leuchtete, er nahm seinen breiten Hut, zog sein rauhes, graues Ziegenfell, das oben zu der Verwitterung der Felsen besser paßte als unten zu der Umgebung, über der Brust zusammen, und ging gemach gegen die vieleckigen und vielwinkeligen Holzgebäude zurück, in denen er seinen gebräuchlichen Ruheplatz schon wußte.

Vater Romanus, nachdem er Alles verrichtete, und an allen Stellen des Hauses gewesen war und nachgeschaut hatte, stieg die Treppe in das obere Stockwerk hinauf, wo das Schlafgemach war. Ludmilla mußte schon viel früher herauf gegangen sein; denn sie hatte schon ihren Schlüsselbund losgenestelt und auf den Tisch gelegt — sie mußte schon ihr Abendgebet verrichtet haben; denn sie saß bereits mit dem knappen Nachthäubchen auf dem Kopfe und mit den weißen Nachtgewändern angethan auf dem Bette — sie war, obschon sie noch nicht besonders alt war, doch eingebückt, wie ein Mütterlein, und auf das milde, einst so schöne Angesicht, das halb gegen das Fenster gewendet war, fiel der letzte Schein, daß es fast mit Gold und Silber belegt war. Romanus, der sonst gerne rasch und frisch war, ging fast fromm in das Zimmer. Er legte seinen großen Schlüssel, mit dem er alle ihm zugehörigen Räume geschlossen hatte, dann die Geldtasche und allerlei andere Dinge, die er aus seinen Säcken genommen hatte, neben den Schlüsseln und abgelegten Taggewändern Ludmilla's hin, und sagte: „Du bist schon da, Mütterlein, du bist schon fertig — lege dich nur nieder, daß du dich nicht erkältest — gute Nacht, Mutter, gute Nacht."

„Gute Nacht, Romanus," antwortete sie, „schlafe recht wohl."

Und mit diesen Worten legte sie sich vollends in ihr Bett hinein, und zog die Decke bis an das Kinn ihres Antlitzes empor.

Romanus ging nun gegen die Thür und schloß sie wohl ab, dann untersuchte er die Fenster, und hatte Verschiedenes hin und her zu trippeln, wobei er sich seiner Oberkleider entledigte. — Nach einer Weile that er sein Käppchen ab, und kniete auf dem Schemel zum Abendgebete nieder — und es war, als ob seine schneeweißen Haare jetzt in dem dunklen Gemache leuchteten. — Da er fertig war, kleidete er sich aus, und legte sich in sein Bett, das in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers von dem Ludmilla's war. Er bedeckte seine Haare mit keinem Käppchen, richtete es sich sehr bequem in dem Lager, und es mochte dessen weiche Umfangung ihm, der den ganzen Tag ungemein rührig und thätig zu sein gewohnt war, wohl recht lieblich und anmuthig dünken. — In der heimelnden Stube war es nun ganz dunkel; denn die Sterne gaben gerade so viel Licht, daß man kaum die weichsten und unbestimmtesten Umrisse der Gegenstände wahrnehmen konnte.

Die Tochter der beiden Eheleute, Lenore, war auch schon im Bette. Ihr Schlafgemach war neben dem der Eltern, durch das sie gehen mußte. Sie ging gewöhnlich mit der Mutter herauf, was auch heute geschehen war, daher sich Romanus, als er schlafen ging, um die Tochter nicht bekümmerte. Als sie mit der Mutter ein Weilchen geredet hatte, und als ihr diese mit der Hand das Kreuzzeichen in das schöne Angesicht gemacht hatte, war sie in ihr Kämmerlein zu dem jungfräulichen Bette getreten. Sie sperrte die Thüre nie zu, weil sie zu Mutter und Vater führte; aber das bewegliche eiserne Fensterkreuz hatte sie untersucht, ob es ja fest und geschlossen sei — sie war dann im Stübchen noch ein wenig hierhin und dorthin gegangen, um Manches zu ordnen — hatte im Winkel des Fensters kniend gebetet —

hatte von den Oberkleidern abgelegt — und war dann in das enge Bettlein gehuscht, das sie immer im schönen weißen Glanze erhielt.

Der letzte, welcher im Hause die Ruhe suchte, war der Sohn Damian. Als die Pirniz, welche am ganzen Tage so unermeßliches blitzendes Silber gerollt hatte, auch nicht mehr den geringsten Schein desselben besaß — ja, als die unheimlich blaulichen Wellen, welche sie, wenn das Abendgelb am Himmel lodert, hinter Steine, Gesträuche und Baumwurzeln zurückführt, gar nicht mehr gesehen werden konnten, und ihr Wasser nur hörbar war — als der letzte mattrothe Sterbeglanz des Grahns von seinem Gipfel gleichsam unsichtbar in die Luft verschwunden war, daß er selber nun grau und kalt da stand und nur ganz schwach in dem dunkeln Himmel gesehen werden konnte — als der Pfad im Grase des Rasens kaum mehr als grauer Streifen erkennbar war: ging er mit seinen Hunden an dem Rauschen des Flusses zurück. Er ging zu dem Hause, that die Hunde in einen Zwinger, in dem sie in der Nacht herumgehen konnten, sperrte mit einem Schlüssel die kleinere Hausthür auf, und verschwand hinter ihr, sie wieder verschließend. Er wurde weiter nicht mehr vernommen.

Deß ungeachtet war noch nicht die vollständige Ruhe in der grünen Fichtau. Da es schon ganz finster geworden war, bewegte sich ein schwarzer Knäul über die Gasse gegen die Hintergebäude zurück. Es war der arme Christian, der seinen Heuverschlag suchte, in welchem er zu schlafen pflegte. Man weiß nicht, was er etwa noch so spät vor dem Hause oder in dem Gebüsche zu thun gehabt hatte — er weiß es selber oft nicht — und von den andern kümmerte sich auch keiner um ihn, was er that, oder wann er sich zur Ruhe begab.

Von nun an, da die seltsame Gestalt unter der Schwärze des Überdaches verschwunden war, herrschte ununterbrochene Stille. Alle lagen sie in todesähnlichem Schlummer befangen, und die kalte Sternenglocke stand brennend und einfach über dem ganzen Walde, der dunkel und ohne Regung unter ihr ruhte, und in dessen Größe das Haus, in dem wir den ganzen Tag zugebracht hatten, nicht zu sehen und zu erkennen war, oder so winzig und klein, als hätte man kaum mit der Spitze einer Nadel in das Waldland getupft. —

Nun müssen wir von der stillen Fichtau, in der wir uns vielleicht aus unentschuldigbarer Vorliebe für so unbedeutendes Wirken und Thun zu lange aufgehalten haben, Abschied nehmen, und dem Zuge, der am Morgen in ihr das glänzende Frühmahl eingenommen hatte, folgen, um zu berichten, was ihm im Laufe dieses Tages begegnet ist, und wie denn die nämliche Nacht, die jetzt über der Fichtau steht, auch über die Häupter jener fröhlichen Menschen herauf zog.

Sie ritten in heiterer Lust, da noch die helle Sonne auf sie schien, ihres Weges dahin, und die Pirniz ging rauschend und plaudernd mit ihnen. Beide, der Weg und der Fluß, strebten aus dem engen Thale hinaus gegen die ebneren Länder, wo der Weg in eine breite Straße auseinander geht, auf der der Zug aus seinem dünnen Faden sich zu einer sprechenden und scherzenden Gruppe hätte aufrollen können, und wo der Fluß, ohne mit seinen Wellen über Steine zu springen, in einer glänzenden Schlange auf weiten Wiesen dahin liegt. Der erste Gruß, den das erweiterte Land dem Wanderer entgegen trägt, ist der freundliche, spitze Kirchthurm von Prigliz, und dann folgen Meierhöfe und verschiedene Werke.

Allein, ehe man noch dahin gelangte, schwenkte die ganze Gesellschaft von dem Wege ab, trabte über ein Brücklein der Pirniz, und verließ dieses lustige, hüpfende Wasser. Sie ritten in ein Seitenthal hinein, das so spitz abfällt, als wollten sie wieder in die Berge der verlassenen Fichtau zurückkehren.

So war es auch beinahe. Sie ritten bei immer höher steigender Sonne, bei muthwilligem Hundegebell, bei manch' schwierigem Gespräche, und bei manchem Wirrsale und Streite der Diener, die sich hinten drängten, in dem Seitenthale dahin, gleichsam um ein vielgestaltig emporragendes Hügelland eine Kreislinie spannend. Die rothen Steine der Fichtau blickten überall nieder und die Wasser schossen herab. Einmal, da die Höhen auseinander rissen, zeigte Prokopus seiner Gemahlin den Berg, wohin er sie führte, wie er im Dufte des wolkenlosen Vormittags schwimmend gleichsam weit hinter allen Höhen draußen zu schweben schien.

Sie ritten weiter und weiter.

Als die Sonne schon ziemlich bedeutend jenseits ihres Gipfelpunktes am Himmel hinab rollte, als die Blitze des Morgens schon längst von den Berghöhen verschwunden waren, und als diese bereits in einem müden, trockenen Nachmittagshauche standen, erreichte man den Fuß des Berges. Hier ist ein Dörflein, und außer den einzelnen Menschen, die schon in dem Seitenthale gestanden waren, und die Gesellschaft angeschaut hatten, waren hier zuerst mehrere derselben versammelt. Sie standen aus Neugierde da oder riefen Glückwünsche zu. Von dem Schlosse waren Pferde herabgebracht worden, die warteten. Man bestieg sie, während die Diener die alten in Empfang nahmen und herum führten. Mit diesen frischen Kräften zog man die Höhe des

Weges hinauf. Aus den Obstbäumen des Dörfleins bog man anfangs durch ansteigende Felder hinauf, und kam dann auf die Einsamkeit des Berges. Eine vielfach unterbrochene Rasendecke streckte sich hinan, Steine schauten überall aus ihr heraus. Zwischen diesem hindurch ging der Weg, er war breit, und zu seinen beiden Seiten stand eine Doppelreihe uralter Fichten, welche mit den traurigen, tief niedergehenden Zweigen und mit den langen hängenden Moosbärten eine Gattung düsterer, einödeartiger Allee bildeten. Zwischen den runzligen, harzigen Stämmen stand hie und da ein Mensch, sein Angesicht hervor zeigend und die Vorüberreitenden betrachtend. Weiter gegen Oben sah man mehrere den Reitern schleunigst voranseilen, um bei dem Einzuge gegenwärtig sein zu können.

Den Grafen Prokopus an der Spitze und zu seiner Rechten die junge, schöne Gemahlin kam man an dem Thore des Rothensteines an. Zu beiden Seiten von unendlichem Haselgebüsche bewachsen zeigte die Ringmauer des Berges nur eine einzige offene Stelle, in der der steinerne Thorbogen war. Sein düsteres Eisengrau war außer dem Wappen schier nirgends zu sehen, weil er von einer Last von Blumengewinden bedeckt war, die nur an einer Stelle durch ihre Schwere niedergebrochen hingen, den Stein zeigend, und gleichsam gebrochenes Glück bedeutend. Die Thorflügel waren in weiter Gastlichkeit geöffnet. Auf einem Gerüste hinter dem Blumenberge versteckt war eine schmetternde Fanfare, die den Zug begrüßte, und im Augenblicke von dem Donner des Geschützes abgelöst wurde, das auf dem Berge aufgepflanzt war und erdröhnte, als der Zug durch die Thorflügel einritt. Eine fast wogende Menschenmenge war hier versammelt: sie riefen theils Lebehoch, theils winkten sie mit Tüchern und

Hüten. Es war schier ein sturmähnliches Brausen, wie wenn sie eher Unheil als Glück verkündeten. Innerhalb des Thores, auf dem weiten, sandigen Platze, wo ein Obeliskus steht und zwei Sphinxe ruhen, waren jene Leute des Grafen aufgestellt, die in den verschiedenen Besitzungen desselben etwas galten: Richter, Schreiber, Schöffen, Verwalter, Geschworne u. dgl. Sie standen mit sehr ernsten Gesichtern. Aber wie ein holder, versöhnender Gegensatz löste sie eine Schaar weißer Mädchen ab, welche Kränze auf Kissen trugen und feine Papiere darreichten, auf denen Sprüche und Wünsche standen.

Der junge, schöne Graf hörte freundlich an, was der Mann, der an der Spitze der Mädchen stand, sagte, — auch sonst war er zuvorkommend und höflich, er hielt den Hut ober dem Haupte gelüftet immer in der Hand, und grüßte nach dieser Seite und nach jener. Auch die neue Gebieterin neben ihm, an der eigentlich alle Blicke hingen, hatte mit Neigen und Grüßen und herablassendem Winken vollauf zu thun.

Man ritt von dem Platze des Obeliskus auf dem sanftgewundenen Pfade über den ferneren Theil des Berges gegen die Schloßgebäude hinan. Eine nachdrückende Menschenmenge beschloß den Zug — ja, auch seitwärts, wo sich liebliche Weinreben um das Roth der Marmorgesteine schlangen, suchten sich viele durchzufristen, und zertraten manch' zartes und nützliches Reis.

Nach einer Weile Reitens trat den Ankommenden ein schöner, großer Bau entgegen. Er schwamm im zarten Lichte des späten Nachmittages, und war rückwärts gehoben von einem schönen Eichenwalde, der sein Glanzgrün dem Auge entgegen hielt, und auf dessen Rasen, der tiefgrün durch die Stämme vorblickte,

Dammhirsche gingen, die trotz der Menschenmenge, oder vielleicht gerade durch sie gelockt, neugierig an den Rand kamen, und heraus schauten. Der Bau hieß der Altbau, und war das Ziel der Reise. Er bekam in folgender Zeit aus Ursachen, die wir später anführen werden, den Namen Julianbau. Man hatte im Heraufreiten zwar verschiedene Bauten und Häuschen in dem Weingelände zerstreut gesehen — sie waren auch zu Zeiten bewohnt gewesen — aber der Graf hatte zu seiner Wohnung den weitläufigen Altbau erwählt, wie auch seine Vorfahren aus den Bauwerken des Berges sich immer dasjenige zum Aufenthalte bestimmt hatten, das ihnen am meisten gefiel. Da man zwischen die Vorgebäude auf den Sandplatz hinvor gekommen war, standen alle Diener des Hauses da. An ihrer Spitze war der Schloßmeister mit dem rothen Stabe, und neben ihm der Kastellan mit seinem Abzeichen, dem großen Schlüssel. Da sie sich nach der Anweisung des Schloßmeisters verneigt hatten, und da der Gruß von den Ankommenden erwiedert worden war, eilten die hiezu Aufgestellten herbei, der Gesellschaft von den Pferden zu helfen. Als man abgestiegen war, wies der Schloßmeister mit seinem Stabe auf die große Treppe und ging voran. Prokopus führte seine Gattin die Stufen hinauf, indem er die Andern mit freundlicher Geberde zur Nachfolge einlud. Man gelangte in den großen Eintrittssaal, in welchem schöne Kalkgemälde auf den Wänden prangten. Der Schloßmeister wies, sich sehr tief verbeugend, von hier aus der jungen Gräfin Gertraud und ihren Frauen die Gemächer an, die eigens nur zu dem Zwecke hergerichtet waren, daß sie sich in denselben umkleideten und ein Weilchen ruhten. Desgleichen that er auch mit dem Grafen und mit den Andern.

Es war nämlich im Plane, ehe man irgend etwas Weiteres im Schlosse vornahm, gleichsam zu glücklichem Eingange das junge Paar von ihrem künftigen Seelsorger noch einmal segnen zu lassen, so wie es von dem zu Stauenfels für das ganze Leben war eingesegnet worden.

Nachdem der Zweck des Umkleidens und Ruhens erreicht worden war, trat Gertraud in einem einfachen kirchlichen Gewande aus den Zimmern hervor. Die Andern hatten schon auf sie gewartet. Prokopus, der ein fast hochzeitliches Kleid angethan hatte, nahm sie bei der Hand, und führte sie von allen Gästen gefolgt durch den langen Gang in die finstere Schloßkirche, in der die steinernen Heiligenbilder fast drohend herab sahen. An dem Altare stand der Priester und sprach zum Empfange einen biblischen Gruß. Dann verrichtete er, während alle in den Stühlen saßen, ein Dank- und Bittgebet zu Gott. Hierauf schritten Prokopus und Gertraud zu dem Altare hinvor, knieten auf die daliegenden rothsammtnen Kissen nieder und empfingen den Segen, gleichsam eine zweite Befestigung des Bandes, das für alle Ewigkeit geschlossen worden war.

Nachdem man diese kirchliche Feier vollbracht hatte, geleitete Prokopus seine Gattin in dem Kleide, in dem sie war, und in Gesellschaft ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Bruders und mancher ihrer Freunde zu den Zimmern, welche ihr nun für ihre Zukunft auf dem Rothensteine zur Wohnung dienen sollten, und welche durch lange Zeit her mit aller möglichen Umsicht und mit Pracht und Aufwand hergerichtet worden waren. Prokopus und die andere Gesellschaft blieben auf der Schwelle des Einganges zurück, denn es soute niemand als sie und ihre vertrautesten Frauen zum ersten Male diese Gemächer betreten, damit sie

allein alle Dinge überblicken, und sich darüber freuen, oder auch nach Maßgabe betrüben möge.

Prokopus schritt, da Gertraud in die Zimmer verschwunden war, nach dem Empfangsaale zurück und von da in Begleitung seines Lehrers und Freundes Bernhard von Kluen über die große Treppe auf den Sandplatz des Schlosses hinab, wo noch mehrere Menschen versammelt waren. Er entblößte, auf der letzten Stufe stehend, daß ihn Alle sehen konnten, das Haupt, und sagte: „Ich danke euch, werthe Freunde und Nachbarn, für die Theilnahme an dem glücklichen Ereignisse, das heute hier gefeiert wird. Ich hoffe, daß wir in alle Zukunft in freundlicher und nachbarlicher Weise neben einander leben werden. Alle, die heute dieses Schloß besucht haben, sie mögen Unterthanen oder Fremde [illegible], sind höflich zu Gaste geladen. Gegen das große Thor [illegible], seitwärts des Kastellanhäuschens, sind auf der Wiese und unter angenehmen Baumgruppen Tische gestellt — ich glaube, daß die Reihe groß genug sei; und sind zu wenige, so werden noch neue aufgerichtet werden; — es sind Speisen und Wein dort, und Jeder, der will, darf zu dem Mahle niedersitzen, ohne eines Wortes und andern Grundes zu bedürfen, als daß er da ist. Möge die Bewirthung nachsichtig und freundschaftlich aufgenommen werden."

Nach diesen Worten schwenkte er noch einmal grüßend den Hut, und setzte ihn dann auf. Die versammelten Menschen aber riefen laut und erheitert: „Hoch lebe unser Graf — es lebe der Graf!"

Prokopus dankte noch einmal und ging mit Bernhard die Treppe hinauf.

Die letzte Feierlichkeit, welche den Tag beschließen sollte, war

das Mahl. Die Andern hatten, als Prokopus zu dem Volke hinab ging, schon angefangen, ihre Kleider und Schmucksachen, wie es damals gebräuchlich war, zu dem Feste in Ordnung zu setzen. Er kleidete sich nun auch um, damit er fertig wäre, wenn die Glocke ertönte.

Das Mahl wurde nicht in dem Schlosse gehalten, sondern in einem Saale, der einige hundert Schritte davon entfernt war, in einer edlen Umgebung von Eichen und Ahornen stand, und vor langer Zeit zu einem ähnlichen Zwecke erbaut worden war. Die Küche des Saales stand hinter demselben und war so sehr in das Gebüsche hinein gebaut, daß, wenn Braten knisterten und Gerichte schmorten, die grünen Baumzweige bei den Fenstern hinein sahen. Die Lichter, welche man in übermäßiger Menge in dem Saale anzündete, spielten in die schiefen, durch Baumstämme, Gebäudesäulen und Glastafeln hereinfallenden Strahlen der bereits tief stehenden und erlöschenden Sonne. Diener, die vom Putze strotzten, liefen an den Tafeln hin und her, und wurden bald von einem fliegenden Sonnenblitze, der von außen herein kam, begossen, bald von den Lichtern, die im Innern in noch schwacher Gewalt brannten, sanft bestrahlt.

Als die Schloßglocke gellte, fügten sich die Gäste paarweise zusammen, wie man es schon angeordnet hatte, und gingen von dem Schlosse in den Speisesaal hinüber.

Es liegt außer unserem Zwecke, das Mahl, das diesen beschwerlichen Tag beschloß, näher zu beschreiben. Nur so viel genüge, daß es sehr glänzend war; denn die Sitte der damaligen Zeit verlangte, daß man seinen Gästen die Ehre, die man ihnen erweisen wollte, durch großen Aufwand kund that, namentlich, daß nichts fehlte, was nach den herrschenden Begriffen ein

Bestandstück der Tafel war. Eine sanfte Musik tönte von verschiedenen Stellen des Berges herüber, als die reichgekleideten Menschen in der immer heller brennenden Kerzenmenge, wie draußen der Tag sich allmälig verdunkelte, da saßen, als die Menge der glänzenden Gefäße auf dem Tische stand, als die Messer und Gabeln klirrten, und als die Gespräche rauschten. Es saßen nach dem Gebrauche auch die vorzüglicheren Haus- und Amtsleute des Grafen zur Tafel, und auf ihren Standeskleidern schimmerte die Last der Seidenverzierungen und der Goldstickereien.

Als das kostbare Mahl geendet war, und man sich mit Ausnahme Einiger, die noch beim Weine geblieben waren, wieder in das Schloß hinüber begeben hatte, zog die Mutter Gertraud's den jungen Gatten in ein Nebengemach, wo zufällig auch der Vater, Bruder und einige Verwandte standen, nahm ihn bei beiden Händen, und sagte: „Ich habe euch Alles, was ich besitze, übergeben, theurer Eidam, ihr wisset, daß ich keine Tochter mehr habe, und daß Söhne sich um Mütter wenig zu bekümmern pflegen — behandelt sie gütig und freundlich, behandelt sie ja recht gut; denn sie ist es von Jugend auf gewohnt."

Der junge Graf legte seine rechte Hand, die er sanft von der Schwiegermutter losgemacht hatte, auf die Brust und sagte: „An diesem Herzen will ich sie halten, wie mein liebstes Wesen, auf diesen Händen will ich sie tragen, wie mein Kleinod; denn es ist unter allen Geschöpfen, die da Raum haben in der Wesenheit der Dinge, kein einziges, das ich so liebe, wie sie."

„Amen," sagte der alte Graf von der Staue, „es ist schon recht und gut."

Man gab sich die Hände, schüttelte sich dieselben und verfügte sich wieder zu den Andern.

Gertraud war von ihren Frauen schon in ihre Gemächer geleitet worden. Da Prokopus ebenfalls von der Gesellschaft Abschied nahm, um sich in seine Wohnung zu begeben, trat ein großer, finsterer Mann, Flerenz von den Tennen, der bisherige Vormund und Gerhab, herzu und sagte: „Ich wünsche dir Glück, Graf Prokopus, ich wünsche dir Glück."

„Ich danke euch, ich danke," erwiederte dieser.

Auf dem Gange sagte Bernhard von Kluen zu ihm: „Sei recht glücklich, Prokop, sei für alle Tage deines künftigen Lebens zufrieden und heiter."

„Lebe wohl, guter, treuer Lehrer und Vater," antwortete Prokopus, „gute Nacht, gute Nacht."

Und sie schieden unter dem Lichte der herabstrahlenden Lampe, indem der eine in seine Schlafgemächer ging, und der andere sich zu den wenigen Gästen zurück verfügte, die noch in dem großen Saale waren.

Prokopus war durch die hohen Thüren, die in seine Wohnung führten, hinein gegangen, und es war nach dem geräuschvollen Tage, in welchem den Menschen ihr Thun wie eine Rolle im Schauspiele war vorgeschrieben worden, eine Last von ihm genommen, da er allein war. Die Lampe in dem großen Vorgemache hatte, da er eintrat, ihr sanftes, wohnliches Licht auf ihn herab gegossen, die Schritte, welche auf dem Gange gehallt hatten, waren auf den Teppichen seiner Zimmer nicht zu hören. — Der Kammerdiener stand mit dem Nachtgewande vor ihm, als er in dem inneren Gemache stehen blieb, und sich an der Ecke eines kalten Marmortisches hielt. Die mehreren einfachen Lampen, wodurch seine Zimmer erhellt wurden, streuten ihr mildes Licht auf die Gegenstände, unter denen er so lange gelebt hatte.

Er legte den schönen, federbebuschten Hut auf ein Ruhebett, das die weichen, mit feinem Leder überzogenen Kissen ihm entgegen schwellte. Dies Zeichen war für den Diener der Anfangspunkt seines Geschäftes. Er legte die Nachtkleider über die Lehne eines Sessels und Prokopus ließ sich Stück nach Stück von seinem schimmernden Gewande von dem Leibe nehmen, und sich das einfache, dunkle Kleid und das leichte, dunkle Wams umlegen. Das dargereichte Barett nahm er nicht an, sondern die langen schwarzen Haare sanft mit der eigenen Hand zurückstreichend, ging er in das innere Zimmer hinein, wo sein Bett stand, auf das ein allseitiges, freundliches Licht hernieder fiel, und betrachtete die Bücher, die auf dem Betttische lagen, und welche nun schon geraume Tage nicht aufgeschlagen worden waren. — Dann ging er wieder zurück und bedeutete dem Diener mit der Hand, daß er entlassen sei, indem er nur noch hinzufügte, daß die andern, welche in den Vorzimmern dienen, schlafen gehen oder sich vergnügen können, nur solle er darauf sehen, daß sie von dem Weine, der für sie bereit steht, nicht zu viel nehmen und sich schaden.

An der Seite des Schlosses, wo die Fenster seiner Wohnung hinaus gingen, war ein sehr großer Balkon, der eine weite Umsicht über die Theile des Berges und über die entfernteren Gegenden gewährte. Zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen war der Balkon gewöhnlich mit einem Dache von Leinwand überspannt und hatte an seinen Seiten manchmal auch schmale, leinene Wände. Heute war statt den Linnen weiße Seide gezogen, das Innere war mit rothem Sammt ausgefüttert und mit demselben Stoffe gleichsam zu einer großen, prachtvollen Nische ausgebaut, in der man sitzen und den ungeheuren Raum vor sich

betrachten konnte. Zur Bequemlichkeit waren lange, an den Enden nach vorwärts geschweifte Ruhebänke von Sammt gestellt. Der Balkonsaal, dessen Thür hinaus führte, war bei der neuen Einrichtung der Wohnungen Gertrauds und Prokops so geordnet worden, daß er einen gemeinschaftlichen Saal abgab, aus dem man rechts in die Zimmer des Grafen, links in die Gertrauds gelangen konnte.

Prokopus war durch seine Gemächer bis in das letzte zurückgegangen, war durch den Saal, der heute auch in seinem Innern lauter Seide zeigte, auf diesen Balkon hinaus getreten, und lehnte sein Haupt an eine der eisernen Stangen, an denen der Sammtbau befestiget war.

Der Tag hatte von dem Berge des Rothensteines schon Abschied genommen, nur in dem äußersten Abende, wie es im Sommer zu sein pflegt, war noch ein schwaches Roth, das aber sogleich in jenen blassen Schein des Himmels überging, der nur noch durch das matteste Leuchten angibt, wo die Sonne ihren Weg von uns fort genommen hatte. Sonst war tiefe Einheit an dem Himmel, durch kein einziges noch so kleines Wölkchen unterbrochen. Auf der Erde war die Stille noch nicht eingetreten. Es feierten wohl die Bäume, die in schwarzen Klumpen unten standen, und der Rasen, der sich gleich einem dunklen Tuche hin breitete, die Nachtruhe: aber zwischen den Bäumen kam noch der verlorene Schimmer von Lampen und Kerzen herüber, die in dem Speisesaale brannten, und über den Rasen schwamm noch mancher vereinzelte Laut daher, der sich von denen verirrte, die etwa noch beim Becher saßen, oder sich sonst über die Freude des heutigen Tages vergnügten. Selbst von der untersten Stelle der Ummauerung des Berges, wo das Kastellanhäuschen stand,

kamen noch Zeichen des Lebens herauf. An der Wand des Baumdunkels war der Lichterschein zu erkennen, der für das eingeladene Volk war angezündet worden, und zu Zeiten war es, als hörte man das Brausen herauf, wie es sich unterredete.

Von den fernen Ländern und Bergen, die man am Tage gleichsam wie in einem sanften Rauche schwimmend von dem Schlosse aus sehen konnte, war in der Nacht nichts zu erblicken, und der Berg mit seinem breitgedehnten Gipfel und mit den Werken, die man auf ihm errichtet hatte, stand ganz allein in der ihn umgebenden, beinahe fürchterlichen Leere.

Und wie der Graf so stand, und wie die fernen Stimmen schwächer wurden, war es, als regte sich etwas — — er wendete sich um und sah von der Finsterniß des Balkons in den hellen Saal, aus dem er gekommen war, zurück — da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen, und von dem dunklen Sammte, der die Saalthür bekleidete, lieblich eingerahmt eine weiße Gestalt — es war seine Gattin Gertraud. Sie stand inmitten des Zimmers, wie schüchtern vorgeduckt — gleichsam wie eine, die zaudert und rathlos ist. — Ihre Frauen hatten sie entkleidet und ihr die Fülle der schönen, ganz schneeweißen Gewänder angethan. Ueber dieselben war ein kurzes, rosenrothes, seidenes Mäntelchen geworfen. Auf dem Haupte hatte sie nichts als die schönen blonden, reichlichen Locken. Sie war in das letzte ihrer Zimmer, das an den Balkonsaal stieß, gegangen, war in den Saal getreten, und man wußte nicht, wollte sie an und für sich auf den Balkon hinaus gehen, weil es ihr einladend erschien, oder war sie nur zufällig in den Saal gekommen, und zaudere nun, ob sie zurückkehren oder hinaus

treten solle, da sie ihren Gatten dort stehen sah, und vielleicht meinte, er trauere.

Prokopus, da er sie erblickt hatte, ging in den Saal hinein und nahm sie, ohne zu sprechen, bei der Hand, die zitterte.

Die zwei Frauen, welche sie her begleitet hatten, gingen in die Gemächer zurück.

Sie konnten nun, da sie allein waren, noch weniger sprechen. Prokopus zog sie sanft gegen sich und führte sie auf den Balkon hinaus, auf dem sie in der Beklommenheit bis an den Rand hervor gingen.

„So bist du jetzt hier auf dem Schlosse, Gertrand," sagte er, „auf dem du immer und immer leben wirst."

„Es ist schauerlich," antwortete sie, „wir schweben ja mit dem Berge nur in der Luft und rings um uns ist nichts."

„Es ist schon etwas," erwiederte er, „du siehst es nur nicht, weil es Nacht ist: recht schöne Berge und sanftes Land liegt in einem Ringe herum, und grüßt zu jeder Zeit hold entgegen herauf."

„So meint ihr, daß ich morgen hier Länder und Berge sehen werde, wie aus den Fenstern des Stauenfels?" fragte sie.

„Ich meine nicht," antwortete er, „es ist gewiß, du wirst sie sehen und dich daran erfreuen. Auch den Berg, den wunderbaren, mit seinen Kuppen, Zacken, Gebüschen und Werken wirst du lieben. Das Gebäude, in dem wir stehen, ist viel größer, als du ahnst, oder heute Abends erblicken konntest; es geht in sehr schöne Trümmer aus, hinter denen ein merkwürdiger Garten ist, dort schaut sanft der glatte Sixtusbau herüber — da unten sind die weißen Häuschen und die Mauerwerke — da ist der Eichenwald — dort gesellen sich die Linden, und an dem Kegelgipfel steigen die Fichten empor."

„Ihr werdet mir das Alles zeigen, verehrter Gemahl,“ sagte sie.

„Ja, ich werde es dir zeigen,“ antwortete er, — „liebe, liebe Gertraud, bist du mir denn auch so gut?“

„Ja, ich liebe euch sehr,“ erwiederte sie.

„Siehst du,“ sagte er, „wie gut es nun ist, daß wir hier stehen, wir ganz allein, daß die Menschen abgefallen sind, die uns den ganzen Tag umgeben haben — wie verwandt sie uns auch sind, sie sind uns dennoch fremd — du hast mir heute nicht angehört, — ich habe nur selten dein liebes, süßes, holdes Auge sehen können, und durch den grünen Schleier nur manches Mal dein theuer verehrtes Angesicht erblickt. Den Schleier, welchen du heute getragen hast, mußt du mir als Angedenken an diesen Tag geben.“

„Nimm ihn,“ sagte sie leise, „er liegt auf dem Ankleidetische.“

„Ich werde ihn mir nehmen,“ sprach er, „und wenn ich uralt bin, werde ich ihn noch als unerreichbares geliebtes Kleinod auf dem Herzen tragen. — — Du bist müde von dem Reiten des heutigen Tages, Gertraud, auch könnte dir die Kälte der Nacht schädlich sein — komme.“

Mit diesen Worten führte er sie in die Tiefe des Balkons zurück, und ließ sie auf eine Ruhebank niedersitzen. Wie sie sich auf die weiche Rücklehne des Sammtes zurückließ, war sie in der Dunkelheit des Balkons wie ein kleines weißes Häuschen, das sich duckt. Er setzte sich neben sie.

„Wie seltsam es in der Welt ist,“ sagte er, „da stehen die stillen Sterne vor uns — sie haben schöne Namen, siehst du die sieben, die da an dem Rande des Sammtes stehen, sind der Wagen mit der hochgekrümmten Deichsel, dort sind die Petrus-

stäbe, diese da sind gar das Haar eines schönen Weibes, das einmal in Griechenland gelebt hat — alle haben Namen, ich werde sie dir einmal sagen — da stehen die stillen Sterne; dort unten, wo das trübe, rothe Licht sich durch die Bäume stiehlt, sind einige Menschen, die sich vergnügen, weil sie Wein trinken, andere liegen schon in dem starren, unempfindlichen Schlafe, und wir zwei sitzen hier oben mit unserem Glücke."

Weil er ein leises Beben in ihren Gliedern fühlte, so meinte er, sie fürchte ihn. Er rückte deshalb einen Schemel zurechte, stand auf, und setzte sich auf denselben ihr gegenüber zu ihren Füßen nieder, so daß sein Haupt viel tiefer war, als ihres. Das Licht des Saales, welches früher an ihnen vorbei unsichtbar in die Luft hinaus gewandelt war, fing sich nun an seinen Zügen, daß sie beleuchtet zu ihrer Dunkelheit hinauf sahen.

„Lasse mir die Hand," sagte er, — „liebe Gertrand, lasse mir die theure, sanfte Hand."

„Ich lasse sie dir ja, Prokopus," antwortete sie, indem sie ein wenig weiter vorrückte, und die Hand ihm reichte.

„Siehst du," fuhr er fort, „wir werden jetzt ein schönes Leben beginnen — ich werde dich hierhin und dorthin führen, ich werde dir erzählen, du wirst zuhören — ich werde dir alle Dinge zeigen, welche dieser Berg enthält, ich werde dich in seine Vergangenheit einweihen, ich werde dir auch von andern Dingen sagen, die wunderbar sind auf der Erde, und diese Sterne, die alle Nächte langsam über unsern Berg hinüber wandeln, werden die Zeugen unseres Glückes sein."

„Sieh' die Schnuppe," rief Gertrand plötzlich.

Ein glänzender Streifen war über den weiten Himmel, den man von der Sammthalle aus überblicken konnte, hin gefahren,

und war unten im Dunste, wo Himmel und Land nicht mehr unterscheidbar waren, erloschen.

„Sie soll nicht unser Unglück bedeuten," sagte er, „sondern nur den schnellen Flug, in welchem die Zeit in unserem Glücke dahin gehen wird. Dann werden wir alt sein, Gertraud, aber wir werden in heißer Liebe Herz an Herz drücken — und wenn das eine gestorben ist, so wird das andere weinen, als müsse es mit seinen Thränen sich zu Grabe bringen."

„O, wie bist du schön, Prokopus!" sagte Gertraud.

„Und wie bist du gut," erwiederte er, — „und wie ist es glücklich, daß es so gekommen ist, daß wir uns besitzen, und welche unabschbaren Tage des Glückes werden kommen!"

Sie antwortete nicht, aber sie folgte dem leisen Zuge seiner Hand, die sie gegen sich zog, gleitete gegen ihn, da er sie umfaßte, schlang beide Arme um seinen Nacken, da er sie an sich drückte und empfing den Kuß von den Lippen ihres Gatten.

Sie war auf dem Sammtkissen des Schemels, auf dem er saß, gekniet, da sie ihn umfangen und geküßt hatte. Als die Arme sich lösten, hob er sie sanft auf, lenkte sie auf ihren früheren Sitz, und setzte sich neben sie.

Sie sprachen nichts.

Die Nacht war weiter vorgerückt — der Lichterschein, der unten an den Bäumen des Kastellanhäuschens gesehen worden war, war erloschen, auch derjenige, welcher von dem Speisesaale dämmerig herüber gekommen war, war nicht mehr da, und keine einzige Stimme war auf dem ganzen Berge zu hören.

Die Gatten hoben sich, und gingen wie zwei selig schüchtern Liebende in den Saal hinein.

Die dunkle Thür schloß sich hinter ihnen und dieselben

Sterne, welche über den Bergen der ganzen Fichtau schienen, welche auf das kleine graue Haus und darin auf das schlummernde, alternde Ehepaar, auf die unschuldige Lenore, auf den Jüngling Damian und auf die andern nieder leuchteten, standen nun auch in der kühlen, brennenden Glocke über dem Berge des Rothensteines.

Er war fast ganz schwarz, und kein einziges Licht auf ihm zu erblicken; denn die wenigen, welche innerhalb der Mauern noch brannten, waren durch feste eichene Fensterbohlen von der äußern Ruhe, Heiligkeit und Stille der Nacht abgeschlossen.

II.

Der Mittag.

Das versprochene Glück ist nicht gekommen. Nachdem die Hochzeitsgäste noch mehrere Tage mit Freuden und Vergnügungen auf dem Rothensteine zugebracht, nachdem sie Alles und Jedes auf dem Berge besichtigt, in den Teichen und Flüssen der Ebene gefischt, in den Wäldern der Fichtau gejagt, und hinter dem Eichenhaine auf die Scheiben geschossen hatten: gingen sie einer nach dem andern fort. Die letzten waren die Eltern Gertrauds und der fröhliche Schwager Rudolph. Die Pferde, welche man von dem Rothensteine zur Beförderung mitgegeben hatte, kamen nach und nach abgemüdet wieder zurück, und jetzt begann Alles in dem Gleise zu gehen, in welchem es alle die künftigen Tage gehen würde.

Aber es war eigentlich noch kein Gleis. Prokopus war erst wenige Wochen vor seiner Vermählung mündig gesprochen worden. Vorher war das Leben auf dem Rothensteine sehr einfach gewesen. Vater und Mutter Prokops waren sehr früh gestorben, da er noch beinahe ein Kind war. Sie hatten, da er ihr einziger Nachkomme war, Alles auf seine Erziehung verwenden wollen, was ihnen ihr großer Reichthum nur immer eingab, und was die besonders guten Anlagen des Knaben, die sie zu sehen glaubten,

erheischten. Es waren Lehrer nach Lehrern auf das Schloß gekommen und immer wieder mit andern vertauscht worden. Kurz vor dem Tode der Eltern war einmal der Ritter Bernhard von Kluen eine Weile auf dem Rothensteine gewesen. Er war ein seltsamer Mensch. Von seinen Vorfahrern mit Gütern und Reichthümern versehen, genoß er dieselben gleichwohl nicht, das heißt, er genoß sie nicht so, wie sie seine Standesgenossen, und so ziemlich alle Menschen seiner Zeit genossen haben würden. Er verbrachte einige seiner frühesten Jugendjahre im Kriege. Dann kam er nach Hause und liebte ein armes Mädchen seiner Nachbarschaft so sehr, daß er es zu seinem Stande erheben und zu seiner Gemahlin machen wollte. Das Mädchen hatte eingewilligt und wurde in verschiedenen Dingen unterrichtet. Nach und nach gewann sie aber den Forstmeister viel lieber und Bernhard gab ihr eine große Summe Geldes und ließ sie den Forstmeister heirathen. Nach drei Jahren heirathete er selber ein Edelfräulein, welches nach fünfjähriger, kinderloser Ehe starb. Von nun an blieb er unvermählt. Er hatte schon früher, da er von den Kriegsfeldern zurück kam, ein sehr gleichmäßiges Leben geführt. Er hatte nicht Pferde und Hunde oder Gewehre, Rüstkammern und Dienerschaft gehalten, er gab keine Tafeln und Gelage und wohnte keinen solchen bei. Dieses Leben führte er als Wittwer um so mehr fort. Er setzte mehrere gute Amtmänner in seinen Liegenschaften ein, und besuchte bald den einen, bald den andern. In seinem Schlosse hatte er viele Bücher und wissenschaftliche Geräthe. In den Büchern las er, mit den Geräthen machte er Versuche. Er reisete auch manchmal fort, und besuchte Städte und Männer, die ähnliche Dinge trieben, wie er, und unterredete sich mit ihnen. Wegen dieser unkriegerischen und

unjagdlichen Eigenschaften, die sie ihm beilegen zu müssen glaubten, hatten seine Nachbarn und Standesgenossen seltsame und unvortheilhafte Meinungen von ihm. Zu diesem Manne, da er, wie wir sagten, einmal eine Weile auf dem Rothenstein war, faßte der Knabe Prokopus eine feurige Liebe. Bernhard hatte sich mit ihm abgegeben, ihm Vieles erzählt und ihn um Manches gefragt. Da es nun so war, schlug er den Eltern vor, daß er auf den Berg herüber kommen und den Knaben unterrichten wolle. Die Eltern waren sehr zufrieden, Bernhard reiste ab, kam nach einiger Zeit wieder, und lernte von nun an alle Tage mit dem Kinde. In kurzer Zeit starben Vater und Mutter hinter einander. Da kam in Folge des väterlichen Testamentes Florenz von den Tennen, ein unabhängiger, adeliger Mann, der mit den Scharnast weitläufig verwandt war, als Vormund des Buben und als Verhab der Besitzungen auf das Schloß. Es begann eine Verwaltung, in der Alles zu dem Zwecke ging, daß das Gut sich nicht vermindere, sondern vermehre. Bernhard blieb auf dem Schlosse, er wurde von dem Schloßgesinde für einen Lehrer angesehen, der gezahlt wird, und ging mit seinem Zöglinge auf dem Berge herum. Da derselbe in das Jünglingsalter getreten war, hielt Bernhard dafür, daß er einige Zeit in Kriegsdienste gehe, daß er sich stärke und tüchtig werde: aber als er bald ungebändigte Neigungen und Leidenschaften bei dieser Beschäftigung verrathen hatte, zog man ihn von derselben in kurzer Zeit wieder zurück. Er ritt nun in der Gegend nach verschiedenen Stellen herum. So kam er auch auf den Stauenfels, und faßte eine heftige Neigung zu dem Kinde Gertraud von der Staue. Er ritt von jetzt an, wenn es seine Stunden erlaubten, zu jeder Zeit nirgends anders hin, als auf den Stauenfels. Weder der

Vater des Mädchens noch der Vormund wollten wegen der großen Jugend Prokops und Gertrauds in das Einverständniß willigen: aber die bewunderungswürdige Ausdauer Prokops in seiner Bewerbung und die unermeßliche Neigung des heranwachsenden Mädchens zu dem Jünglinge besiegten allen Widerstand. Der Vater selber beredete den Vormund, seine Einwilligung zu geben. Der finstere Florenz von den Tennen legte eine Vormundschaftsrechnung über die Zeit seiner Amtsführung ab, welche alle Erwartungen bei weitem übertraf, dann ward Prokopus für volljährig erklärt. Wenige Wochen darauf hielt er sein Vermählungsfest auf dem Stauenfels, bei welchem Bernhard Vaterstelle vertrat, und führte dann die Braut voll Freude und Vergnügen auf den von ihr noch mit keinem Auge gesehenen Rothenstein, wie wir es im vorigen Abschnitte schilderten, und wo sie sich auf dem Balkone bei dem Scheine der Sterne an die Herzen drückten.

Die Zeit zwischen der Volljährigkeitserklärung und der Vermählung wurde von Prokop zu lauter Vorbereitungen zu dem Feste verwendet, und da, wie wir sagten, alle frühere Vergangenheit sehr einförmig und in Abhängigkeit verflossen ist, so mußten die Gleise für die Zukunft, wie wir es bemerkten, noch nicht fertig sein und erst neue gemacht werden.

Das erste, was Prokopus that, da die Festtagsgäste entschwunden waren, bestand darin, daß er Gertraud in allen Theilen seiner und nun auch ihrer Besitzungen herum führte, und sie ihr zeigte, und daß er daran ging, diese Besitzungen zu verwalten und zu regeln.

Des Morgens nach der ersten Nacht, als die jugendliche Herrin die sanften, grünseidenen Vorhänge von den Fenstern ihres Schlafgemaches zurückgeschoben hatte, bewahrheitete sich die

Aussage ihres Gatten, und ein schöner Ring sanfter, wunderbarer Ferne lag um ihren Berg herum, der mit seinem frischen, herrschenden Grün auf das holde Dämmern und Duften des unendlichen übrigen Landes, wie ein König hinaus sah. Schwalben kreuzten sich, wie in der blauen Luft dahinschießende Funken, und in den entfernteren, hinabziehenden Gebüschen erscholl ein Freudenlärmen von singenden Vögeln, da sie den einen Fensterflügel für hereinströmende Luft geöffnet hatte; denn in dem Rothensteine war es seit Jahren Gesetz, daß auf dem Berge kein einziger Singvogel getödtet oder verfolgt werden dürfe. Da Prokopus hatte nachfragen lassen, ob seine Gattin schon angekleidet sei, und solches bejaht wurde, holte er sie ab, und führte sie zu den Gästen, um ihnen Aufmerksamkeit zu beweisen. Dies geschah an jedem Tage, so lange noch einige da waren.

Als endlich Gatte und Gattin ihrem eigenen Ermessen überlassen waren, den Tag einzutheilen, wie sie wollten, ging Prokopus daran, ihr ihr künftiges Eigenthum darzustellen. Er zeigte ihr den ganzen Altbau in allen seinen Räumen. Von dem großen Saale mit den Wandgemälden angefangen durch alle Gemächer und Gänge, durch ihre eigenen Wohnungen, durch den Balkonsaal, vor welchem noch die aufgerichtete Sammtnische prangte, durch die Kapelle, durch die Pfarrerswohnung, ja durch alle Zimmer, in welchen Dienerschaft oder Gäste untergebracht werden konnten, führte er sie hindurch. Da sie durch die Eisenpforten eines Saales hinaus traten, öffnete sich ein sonderbarer Anblick. Das an den Saal stoßende Getäfel des Fußbodens, das Marmor war, hatte keine Decke über sich, als den Himmel, und durch die Fenster des Zimmers schaute ebenfalls der Himmel herein. Das daran stoßende Gemach und die folgenden waren ebenfalls in

dem nämlichen Zustande, dann kamen Mauertrümmer, Bogenstücke, Simse und Schutt, über dessen Böschung eine nothdürftig vorgerichtete Treppe hinab ins Ebene führte. Es war dies der älteste Bau, an den man gegen den Eichenhain vorschreitend den neuen angestoßen hatte, und der nun in Trümmern lag. Prokopus leitete seine Gattin die Treppe hinab in den alten Garten, der wieder zu Pfirsichzucht und anderem hergerichtet worden war, und seltsam zwischen zwei Bogengängen fort lief, in deren obern Hallen sich bereits die Zweige der wuchernden Bergbäume, des Ahorns und der Ulme, hinein erstreckten. Prokopus führte seine Gattin auf dem wohlausgetretenen Wege, der in der Mitte des Gartens hin lief, bis zu dem Ende, an dem der große rothe Stein lag. Er öffnete die äußere Pforte des Felsenthores; er öffnete mit den zwei kleinen Stahlschlüsseln, die er im Sammtfache mit sich trug, die innere, und führte Gertraud in den rothen Saal, welcher unterirdisch in Felsen gehauen war, in welchen sie als eine Angehörige des Berges hinein durfte, und in welchem nach der Stiftung des alten Hanns von Scharnast die Lebenserzählungen sämmtlicher Burgbesitzer lagen, daß sie von jedem neuen gelesen und mit der seinigen vermehrt würden. In Prokops Nische befanden sich erst einige wenige, unbedeutende Blätter. — — Ach, es sollten schon noch mehrere und düster schmerzliche hinzu kommen. — — Das Licht von oben fiel durch die Kuppel einsam und ruhig an den im Sechseck gestellten Wänden auf den Boden hernieder und bestreifte im Vorbeigleiten die Stahlthürmchen und Goldbuchstaben zu den Nischen, in denen die Beschreibungen waren. Gertraud hatte in diesem Saale kein einziges — nicht ein Sterbenswörtchen gesagt.

Ihr Gatte führte sie neben dem rothen Steine auch in den Kirchhof des Berges, auf dessen Stille die Wipfel der Lindenallee, die zu ihm führte, die grünen Wände des Eichenwaldes und die grauen Schutthügel des Altbaues herein sahen. Sie gingen über das glatte, grüne Feld mit den Gefühlen ganz junger Leute hin, für welche dieser Platz gleichsam gar nicht gemacht ist, und betrachteten das weiße Kreuz, das mitten auf dem gleichartigen Rasen von vier Linden umgeben stand.

Prokopus führte Gertrand auch in den Sixtusbau, der, glatt und fest von gehauenem Steine aufgeführt, als sei er von Eisen, hinter dem Eichenwalde stand und die Klausur der einstigen Burgfrau Hermenegild, der Gattin des Kreuzfahrers Ubaldus, die nach dem Tode ihres Mannes Nonne geworden war, dann mehrere Prunk- und Wohngemächer früherer Geschlechter, und endlich den grünen Saal enthielt, in welchem alle Angehörigen des Berges in Lebensgröße gemalt waren. Gertrand sah alle Männer dieses Schlosses bis auf Prokopus herab, der noch fehlte, in Harnischen da stehen, oder sich an Tische lehnen, oder in reichen Sesseln sitzen. Sie sah alle Frauen und Jungfrauen in den fortschreitenden Veränderungen ihrer Gewänder, die oft wunderbar und zierlich genug waren. Sie betrachtete die nächsten leeren Nischen, in welche Prokops und ihr Bild und vielleicht die Bilder Derer kommen könnten, die den Kreis von zweien zu einem von vielen zu erweitern bestimmt waren. Jetzt standen sie nur erst zwei da, und in dem ungeheuren Saale, in welchem die Reihen von Männern und Frauen hinab glänzten, in welchem der glatte Serpentin und die Lichter und Hellpunkte der Gemälde durch hereingehende Tagfluthen funkelten, erschienen sie klein und beinahe unscheinbar.

Prokopus zeigte seiner jungen Gattin auch andere Bauwerke des Berges, welche für die verschiedenartigste Dienerschaft, für Pferde, Wägen und dergleichen bestimmt waren, er zeigte ihr die lang hinlaufenden Mauerwerke, welche die Stufen des Weingeländes bilden, und schwarz bemalt trotz der Höhe und trotz der kühlen Sonne doch die süßen Beeren des Berges reifen — er zeigte ihr die ungeheure Umfangsmauer des Berges, welche während achtzig Jahren in verschiedenen Zeiträumen erbaut worden war — er führte sie durch die verschiedenen Anlagen und deren Lustbauten — er geleitete sie durch den Fichtenberg, einen sonderbar ansteigenden rothen Fels, der an seiner unteren sanften Dachung mit dichten Fichten bewachsen und auf seinem Gipfel so glatt geebnet war, daß ein bedeutendes Gebäude auf ihm hätte stehen können; — er führte sie durch eine sanft geschwungene, grasreiche Wiese zu der Bergzunge empor, die schnell und fürchterlich gegen die Fichtau abfällt, daß unten grüne Waldeswogen hinaus gehen, von manchem Wässerlein durchglitzert, und daß draußen röthlich blaulich der Grahns dämmert, der hinter dem Wirthshause der grünen Fichtau steht.

So oft sie von solchen Besuchen und Gängen zurück kamen, saßen sie gerne in ihren kühlen, schattigen Zimmern — denn auf dem Berge begann es bereits heiß zu werden — und erzählten sich von ihrem Glücke und von der ungeheuern und unermeßlichen Größe desselben, die sie erst in der Zukunft erwartete.

Nächst dem, daß er mit seiner Gattin umging, widmete nun Prokopus auch einen Theil seiner Zeit der Bewirthschaftung seiner Güter und der Ordnung seiner Verhältnisse. Er war aus der Vormundschaft heraus gekommen und fing nun an, Alles zuerst genau kennen zu lernen, um es dann in den Gang zu

bringen, oder vielmehr in demselben zu erhalten; denn das erkannte er sehr bald, daß der finstere Vormund, den er nie geliebt, ja kaum geachtet hatte, der selber bei den Nachbarn in keinem freundlichen Rufe stand, vorzüglich gut gewirthschaftet haben mußte. Obwohl er noch sehr jung war, so hatte er doch ein adeliges, stolzes und zuversichtliches Wesen, das ihm Achtung verschaffte, und hiebei eine solche mildernde Schönheit des Angesichts, daß ihm überall Liebe entgegen flog. Vorzüglich jung waren die Augen an ihm geblieben, daß sie noch beinahe so unbefangen und unschuldig in ihrer Größe in die Welt hinein sahen, wie bei einem Knaben. Gertraud liebte diese Schönheit gar so sehr, und wenn er nach längerer Abwesenheit wieder nach Hause kam, konnte sie sich gar nicht satt sehen an seinen Zügen und an der Gewalt seiner Augen, und sie hing in Seligkeit an dem Empfangskusse seiner Lippen. Er entgegen lebte und webte in ihrem Innern, und konnte sich nicht denken, daß es ein lieblicheres, unschuldigeres, holderes und reizenderes Weib auf Erden geben könne, als Gertraud.

Ehe das erste Jahr der Ehe herum war, kam der bestellte niederländische Meister, um die beiden Bilder, Prokops und Gertrauds, für den grünen Saal zu malen. Es war ein Fest für Beide, und war zugleich eine heilige Handlung für ihre Nachwelt. Prokopus, in Verehrung der ernsten, vergangenen Zeit, die überall in dem Saale dargestellt war, legte einen Harnisch an, damit er in demselben gemalt werde, obwohl er sonst nie einen getragen hatte. Gertraud, in der kindlichen und kindischen Freude über die Sache, und in der Scheu über ihren Ernst und ihre Bedeutung, war bald muthwillig in der Wahl ihrer Gewänder und Schleifen, bald waren sie ihr nicht würdig und

einfach genug, bis sie sich zuletzt zu Prokops Freude von ihren Frauen in das Gewand kleiden ließ, das sie angehabt hatte, als sie mit ihm zum zweiten Male in der Kapelle des Rothensteines am Tage ihrer Ankunft war eingesegnet worden. Die Anfertigung der Gemälde geschah in dem großen Gemache des Sixtusbaues, das nahe am Eingangsthore schon vom Anbeginne eigens zu dem Zwecke hergerichtet und mit allem Nöthigen versehen worden war.

Endlich prangten sie in dem dunklen Serpentine und sahen als die letzten der Reihe in die Räume des Saales heraus.

Im zweiten Jahre der Ehe brachte ihm Gertraud das erste Kind, einen Sohn, den der Vater Julianus taufen ließ. Aber sonderbar war es: da er heran wuchs, zeigte sich die blonde Haarfarbe der Mutter auf seinem Haupte verfärbt und war roth. Die Augen hatte er auch von der Mutter, aber blaßblau.

Nach und nach begann es sich auch zu entfalten, wie das Unglück, dessen wir oben erwähnten, in dieses Haus einzog.

Gertraud war bei ihrer Vermählung ein Kind gewesen. Ihre Innerlichkeit war eine Knospe und mußte sich erst entwickeln. Dies geschah. Wie die Rose eben eine Rose wird, so ward sie auch sie selbst. Keine Hand that etwas hinweg, daß sie voller und herrlicher wurde, oder daß sie schwächer und verkümmerter ausfiel. Prokopus liebte sie zu sehr, wie sie war, als daß er an eine Umbindung und Änderung gedacht hätte. So wuchs auch in ihm der Same auf, der schon in seiner Einzelheit lag, und den er von seinen Vätern überkommen hatte. Beide bildeten sich zu dem, zu dem sie konnten.

Gertraud war eine tiefe, stille Natur, der Alles klar, unverworren und eben sein mußte, sonst machte es ihr Pein. Sie

klärte und ebnete daher Alles, daß es blank und rein und übersichtlich da lag — und was sie nicht gewältigen konnte, stellte sie außer ihren Kreis, daß es gar nicht da war — und wer es ihr hereinbrachte, that ihr feindliche Gewalt an, die sie wie ein Versuch ihrer Vernichtung berührte. Darum war auch in ihrer Wohnung ein Glanz der Reinheit und Ordnung, der mit ebenmäßiger Heiterkeit umfing — ihre Augen waren immer klar und gütig, ihr Haar auf das Bestimmteste geordnet und ihr Anzug vollendet und rein. Sie liebte klare, ruhige und abgeschlossene Schönheit sehr, und hatte Widerwillen gegen jedes Gewaltverkündende, Anschreitende, Drohende. Sie konnte sich nicht verstellen, ja selbst um eine wohlgemeinte Ueberraschung hervor zu bringen, konnte sie nicht anders sein, als sie war. So wie sie das Angreifende haßte, griff sie selber auch nie an, sondern setzte der Gewalt nur die stumme Unmöglichkeit entgegen, sie aufzunehmen. Nur in der süßesten, holdesten Stunde der Herzenshingebung und Schmelzung brachte sie es zuwege, daß sie einige leise Töne anschlug von dem, was sie schmerzte, was ihr wehe that, und was sie bei dieser oder jener Gelegenheit dachte — und selbst da war es, als ließe sie nur mit Scham diese wenigen Andeutungen aus ihrem Innern hervor gehen. Ihre Welt war in ihrer Seele gebildet, und so hielt sie dieselbe wie ein Kleinod und hütete sie, daß sie die Andern nicht kannten und ahnten — und sie selber kannte sie nicht. Sie wußte nicht wie ihr Inneres sei, wie sie dasselbe bilden möge und was sie thun solle, um die Umgebung glücklich zu machen — nur das Eine wußte sie, daß sie ihren Gatten über Alles und mit einer Inbrunst und Überschwenglichkeit liebe, von der sie nicht begreifen konnte, wie sie nur in der Welt möglich sei. Er liebte sie nicht minder. Wie ein

Bild der Anbetung — man möchte sagen der Abgötterei — betrachtete er sie, und hatte auf der Erde keinen Wunsch, keine Freude, kein Entzücken als sie.

Und dennoch waren es diese Menschen, die sich wehe thaten, die sich gleichsam wie mit schneidenden Messern die Gemüther verwundeten.

Prokopus war offener, heiterer Natur. Wie Gertraud Alles in ihrer Einbildungskraft klar hatte, so hatte er es in seinem Verstande. Er fand für das Herz das Wort. Wo es zur Klärung von Wirrnissen oder Mißverständnissen nicht entgegen kam, da hielt er es für Verstockung und Trotz. Sein Geist war wie der von manchem seiner Vorfahren weit fliegend, auffordernd, angreifend, enthüllend, ungenügsam mit seinem Besitze und prüfend, ob er der rechte sei, eroberungslustig und freudig in Unbestimmtheit und Unendlichkeit, wo große Gewalten spielen, die herein dämmern und vielleicht einmal enthüllt werden würden.

So geschah es im Anfange ganz leise und unbedeutend, daß er etwas sagte, von dem sie dachte, daß er es eigentlich nicht hätte sagen sollen. Sie stand stille in der Fenstervertiefung, oder sonst irgendwo — er kannte jedes kleinste Wölklein auf dem immer klaren Spiegel ihres Angesichtes, kam hiezu, und wußte er gleich nicht, woher das Wölkchen entspringe, so küßte er es doch weg — das will sagen: er meinte, daß Alles verschwunden ist, weil sie nicht klagte und gut und duldend war, aber das Wölklein war doch da, sie hatte es sich nicht gegeben, sie konnte es sich nicht nehmen, und das allmälige Verschwinden derselben merkte er nicht.

Dann kam wieder heiterer Himmel, und war lange heiter.

Aber die Spaltungen erschienen wieder und wurden tiefer. Wenn sie schwieg, wenn er in sie drang zu sagen, was ihr fehle,

und wenn sie es nicht sagen konnte, wenn er noch stärker drang, es unbegreiflich hieß, warum sie nicht rede — und wenn er nach geraumer Zeit endlich abließ, sie fragte, ob sie gut sei, und sie durch Thränen antwortete, daß sie gut sei: so suchten beide die Einsamkeit, und meinten das Herz müsse ihnen zerspringen.

Einmal, da sie neben einander saßen, da sie ihm Mehreres von ihren Kleinigkeiten gesagt hatte, insbesondere, was ihr in der letzten Zeit an Arbeiten oder sonstigen Bestrebungen mißlungen war, da er so gut und lieb war, gerade gar so gut und lieb, wie sie es sich in früherer Zeit immer vorgestellt hatte, daß er sein müsse, wenn sie in seine Züge und in seine Augen geschaut hatte, sagte sie: „Lieber Prokop, sieh, du hast mir einmal versprochen, daß mir alle diese Dinge auf dem Berge schon gefallen werden — das will nicht kommen: schaue nur, wie das wüste Bauen ist; da haben sie gleich den ganzen Berg mit einer finstern Mauer umgeben, und ihn von der andern Erde weggerissen — an unsere Wohnung sind die Trümmer des Baues, in dem die Voreltern gelebt haben, angeheftet, wie ein Todter an einen Lebendigen — dann ist der verzauberte Garten und der sonderbare rothe Saal — — und neulich bist du gar im Mondscheine über den Trümmerberg in den Garten hinab und in den Saal gegangen!"

„Liebe, sanfte, theure Gertrand," antwortete er, — „das ist ja schön, wenn man im Niederstrom des Mondlichtes durch die Male der Vergangenheit und neben den Zeugen der Gegenwart, den schwarzen, ruhigen, klumphaften, schweigenden Bäumen vorübergeht. Und was die Voreltern auf dem Berge thaten, ist ja auch nicht bedeutungslos. Es ist groß, es ist schwunghaft und tüchtig, wenn man versucht, auch im Reiche des Geistes zu wei-

len, zu ändern, umzugestalten und fremde Kräfte, bisher unbekannte, in sein Wesen zu ziehen — statt daß man blos fortlebt in täglichem Ernähren und in ordentlichem, häuslichem Wirthschaften. Das leuchtet ja mit klaren, hellen Strahlen!"

Sie nickte und schwieg. Er, der bei ihr gesessen war, war aufgestanden.

Sie dachte, er wird schon recht haben — aber, dachte sie, es wäre ja nicht unmöglich, daß der Berg wie ein anderes Haus wäre, das so in seinem Garten oder auf seiner Wiese steht, und dann liegt die ganze Welt um dasselbe herum — oder daß der Schutt an unserer Wohnung weggeräumt würde, und der Garten geordnet, daß das Schloß an seinen frischen Bäumen stünde, wie der Stauenfels — oder es könnte sein, daß die Lebenserzählungen, wenn sie auch geschrieben und gelesen werden müssen, wie das veraltete Testament befiehlt, doch in einem freundlichen Zimmer in schönen, feuerfesten Kästen liegen dürften."

Er ging in einer Weile hinaus und ging in den Eichenhain hinüber, in welchem die Dammhirsche waren, die ihn kannten. Er fütterte sie auch heute, wie er sonst gerne that, mit Brod aus seiner Hand.

Am meisten feindlich schien ihr Bernhard von Kluen, der auf dem Schlosse geblieben war; er ergreife Alles, er zerstöre Alles, aus den Sternen wolle er wilde Erdkugeln machen, wo es ist, wie hier — er reiße sie auseinander, und verwirre die Welt, daß sie nicht so schön sei, wie sie ist. Es waren bitterliche, lange Stunden, wenn die zwei Männer in das abgelegene Haus hinüber gingen, das sie gebaut hatten, wo die Bücher waren, und die Geräthe und allerlei andere Sachen, und wo sie sich vergnügten und ergötzten.

Als sie den ersten Knaben geboren hatte, war gerade der Tag Julianus, und Prokop ließ ihn so taufen. Ihr gefiel der Name nicht, sie hätte lieber Julius gesagt, aber sie schwieg und ließ es geschehen. Als sie den zweiten zur Welt brachte, wurde er, um ihren Gedanken nachzukommen, den Prokopus mittlerweile doch erfahren hatte, Julius getauft, woher es kam, daß in der Familie die fast gleichen Namen Julianus und Julius waren. Sie war erfreut darüber, und dachte nun den Knaben zu ihrem Liebling zu machen. Er war äußerst wohl gebildet; denn zu der Schönheit des Vaters, dem er fast Zug um Zug ähnlich sah, hatte er die außerordentliche Sanftheit der Mutter empfangen. Aber wie es oft seltsame Spiele in der Natur gibt: der Knabe neigte, da er heran zu wachsen begann, sich entschieden zu dem Vater, obwohl ihn dieser nicht eigens an sich zu ziehen suchte. So wie er ihm körperlich ähnlich war, erhielt er auch seine günstigen Anlagen, seine sonstige Art und Wesenheit, und hing ihm unbedingt an. Gertraud ließ ihn fahren und ergab sich. Dennoch wandte sie ihm aus mütterlicher Liebe, weil er der zweitgeborne war, und daher von den großen Gütern wenig erben konnte, ihren Antheil zu, den sie nach dem Tode ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Bruders von dem Allode derselben erhielt; die Lehen fielen zurück.

Als Prokopus durch den sogenannten Fichtenkegel, den kleinen, dünnern Fichtenwald auf den Seiten eines Spitzberges, nicht nur einen Weg nach aufwärts bahnen ließ, sondern auf der Abplattung des Gipfelfelsens auch einen zackigen Thurm zu bauen angefangen hatte, von dem er sagte, daß er von ihm aus auf die Sterne schauen werde, und als er oft viele Stunden auf der Steinplatte stand und dem Baue zuschaute, saß der Knabe neben

ihm, und die wunderschönen Haare kräuselten sich lieblich in dem Zuge des Windes.

Gertraud hatte dem Gatten auch noch drei Töchterlein nach den zwei Knaben geboren. Sie waren sehr sanfte, holde Wesen, und man beschloß, wenn sie größer geworden wären, alle Kinder malen zu lassen, und in dem grünen Saale neben die Eltern zu stellen, so daß die Mädchen gleich neben dem Vater stünden, und dann die zwei Brüder kämen.

Das einzige Süße in dieser harten Zeit war, daß Prokopus, wenn sie sich längere Zeit nicht gesehen hatten, wenn sie getrotzt hatten, zu Gertraud hinüber zu gehen gedrungen war, um das abgeweinte Angesicht zu küssen; denn, wenn sie von seinen Augen getrennt war, dann stellte ihm sein Gedächtniß all das Liebe und Holde, das Unschuldige und Hilfsbedürftige dar, das sie hatte. Dann drückten sie die Lippen so heiß zusammen, dann hielten sie sich so fest in den Armen, und das Drücken an das Herz war so liebeversichernd, daß sie meinten, sie könne ja doch kommen, die schöne, selige Zeit, — es wäre so leicht und, ach, mein Gott, es besitzen sie so Viele.

Aber sie kam nicht — sie entfernte sich nur noch mehr. Die außerordentlich schönen Haare Prokops hatten sich endlich schon mit Grau gemischt und das liebliche, zarte, klare Angesicht Gertrauds hatte die vielen Fältchen überall und allüberall bekommen, die anfangs kaum sichtbar sind, und doch der Blüthe den Überhauch des Welken geben, dann aber deutlicher hervor treten und im Glücke ehrwürdig machen, im Unglücke aber noch trauriger sind.

In dieser Zeit geschah ein merkwürdiger Fall auf dem Schlosse Rothenstein. Bernhard von Kluen starb. Gertraud,

welche ihn immer mehr und endlich ganz entschieden haßte, und diesen Haß vermöge ihrer klaren, unfalschen Natur nicht verbarg, hatte eine unverhohlene Freude darüber; denn jetzt, dachte sie, würde ihr ihr Gatte ganz angehören. Als man den Körper, den man einbalsamirt, und mit schönen Kleidern angethan hatte, von dem Rothensteine unter Gepränge und schwarzen Behängen fort führte, sah sie durch das Fensterglas dem Zuge nach. Als eine Weile später Prokopus in ihr Zimmer trat und das unverborgene Vergnügen in ihren Zügen gewahrte, sah er sie zum ersten Male mit einem Blicke an, mit dem er sie noch nie angeschaut hatte. Er legte dann eine Abschrift des Testamentes Bernhards, die ihm gleich nach dessen Tode war zugestellt worden, und in welcher ihm von Bernhard eine ungemein namhafte Summe, die er sich von seinen Einkünften erspart hatte, seiner Gattin Gertraud aber die Sammlung von Edelsteinen, die er ungefaßt, aber in den schönsten Stücken, die zu haben waren, zusammen gebracht hatte, vermacht worden war, vor Gertraud auf den Tisch hin und ging fort. Er ging in das Bücherhaus hinüber, und in demselben in die Kammer Bernhards, in der noch das schwarze Kleid auf einem Stuhle lag, wie er es ausgezogen hatte, als er krank geworden war, und weinte dort aus der bedrängten Brust siedend heiße Thränen um den verlorenen Lehrer, Freund und Vater.

Dann ließ er sich ein Pferd satteln, und sagte den Dienern, er werde zwei Tage nicht kommen.

Er ritt über den Berg hinab, und schlug den Weg ein, der ihn durch sein gebirgiges Waldrevier in die jenseits gelegenen ebenen Länder führte. Als er durch die Fichtau ritt, waren schier Alle, die damals den Brautzug angeschaut und ihn beneidet

hatten, schon alte Männer, und die Kinder, die unbegreifend das Gewühl und den Prunk angestaunt hatten, waren erwachsen, waren in Geschäften versorgt, und hatten wahrscheinlich schon Alles vergessen.

In der grünen Fichtau ritt er zu und ließ sich einen Trunk geben. Romanus und Ludmilla waren uralt. Sie saßen beide neben einander in der Sonne und lächelten. In dem Lächeln des Romanus war noch der alte Verstand und die gewisse Schlauheit, die er gehabt hatte, nur etwas schwächer und beruhigter: in Ludmilla's Angesichte war nichts als die Güte, die Verstandesschwäche und die Unschuld. Ihre ganz silberweißen Haare sahen bei dem schwarzen Häubchen hervor, das man ihr aufgesetzt hatte. Romanus' Haare waren, wenn es möglich ist, noch weißer und blendender geworden, nur dünner und schlichter waren sie. Damian trat, wie einstens sein Vater, mit dem Trunke in der Hand zu dem Grafen, und lüftete das Käppchen. Unter demselben aber waren noch die schönen, braun glänzenden Locken. Er hatte ganz das Antlitz des Vaters; die Träumerei seiner Jugend war eine Art Sanftmuth geworden, statt daß der Vater mehr eine gutherzige Schalkheit besessen hatte. Seine jüngsten zwei Buben standen da, und glotzten den Grafen an.

Als derselbe wieder weiter ritt, war es ihm bestimmt, auch noch den Rest der Familie der grünen Fichtau zu sehen. Die Vorhersage des alten Romanus war rascher in Erfüllung gegangen, als man gedacht hatte; der Weg durch die Fichtau war ein Fahrweg geworden, schöne, kurze Gebirgswägelchen rollten auf ihm, und nur noch selten, gleichsam wie ein übergebliebenes Alterthum, hörte man das Saumglöcklein, das an dem Halse eines alten, mit Gepäck einherschreitenden Thieres hing. Auf

diesem Wege begegnete dem reitenden Grafen an einer Stelle der Pirniz, wo man recht schöne Geländer gemacht hatte, ein Wagen. Auf demselben saß ein vornehm bürgerlich aussehender Mann, der ihn leitete, der Lederermeister Albrecht von Perklas. Hinter ihm war die einst so schöne Lenore. Sie war kaum mehr zu erkennen. Zwar leuchtete von ihrem Antlitze noch immer die Frische, die Gesundheit und Freude, aber sie war fast zu dick geworden, eine wohlhabende, mehr in der Stube, als auf dem Felde sich aufhaltende Bürgerin. An ihrer Seite saß ein erwachsenes Mädchen, ganz die einstige schlanke, feine, unsäglich edel gebildete Lenore der grünen Fichtau. Hinten waren noch zwei, ziemlich erwachsene Buben und ein kleines Mädchen aufgepackt, die ganze Freude des Bürgerhauses, die zu den Großeltern hinaus geführt wurde.

Prokopus ritt vorüber; er ritt an dem entgegenrauschenden Wasser und an dem hereindunkelnden Grün der Bäume hinaus.

Die ganze Zeit, als er nicht zu Hause gewesen war, war Gertraud in ihrem Zimmer gesessen, und hatte kreideweiß immer an Tüchern genäht.

III.

Der Abend.

Es ist nicht mehr viel zu sagen. Die natürlichen Dinge gehen ihren Lauf, wir mögen noch so großen Schmerz darüber empfinden. Es ist aber in unsere Macht gegeben,, die Wesenheit dieser Dinge zu ergründen, und sie nach derselben zu gebrauchen. Dann gehorchen uns die Dinge.

Die Kinder Prokops und Gertrauds waren erwachsen. Sie waren gemalt und in dem grünen Saale aufgestellt worden. Die drei Töchter, die schönsten Nachbilder der sanften Mutter, standen gleich nach Prokopus — dann kamen die merkwürdigen Brüder: Julianus im reichen Goldkleide, in einem kleinen, vergoldeten Harnische, widrigen Angesichtes, furchtbaren, rothen Bartes, — Julius im grünen Jagdkleide, ein Bild edler, sanfter Schönheit mit auf das Kleid herab wallenden Locken. Wenn sein Vater, da er in diesem Alter war, das gleiche Gewand angehabt hätte, so wäre er Julius gewesen.

So standen die Bilder in dem grünen Saale;; — es änderten sich gemach die Farben derselben, wie es ihre Natur ist, und Staub fiel darauf — und so werden sie stehen, wenn Alles an den Urbildern längst in dem Laufe der Zeiten dahin ist. Jetzt werden sie noch immer aus Liebe zu den Personen

gereinigt — einstens werden sie aus Liebe zu den Bildern gereinigt werden.

Die Töchter hatten geheirathet, hatten bedeutendes Gut mit bekommen, lebten sehr weit entfernt von den Eltern, schickten anfangs oft Botschaft, kamen selber manchmal — aber alles dieses wurde seltener: sie lebten bei ihren Männern, und die Eltern wurden alt — — sie hatten aber den Anfang der Ehe, die Einigung der Herzen zu demselben Klange noch nicht gefunden. Prokopus hatte schneeweiße Haare, in dem Angesichte Gertrauds waren die vielen, vielen Falten und die klaren, guten Augen der Jugend schauten daraus heraus.

Mit dem Bildnisse Prokops war ein merkwürdiger Zufall geschehen. Es löfete sich ein Stück des Simses des grünen Saales und fiel herunter. Durch Anschlagen mit Rauhigkeiten und Zacken zerschmetterte und verletzte es das Bild so, daß es fast gänzlich vertilgt war. Prokopus hatte denselben niederländischen Meister, der es gefertigt hatte, kommen lassen, allein, da dieser erklärte, daß das Gemälde nie völlig in einstiger Ähnlichkeit hergestellt werden könnte, ließ sich Prokopus in seinem Alter malen, stellte das Bild in den Rahmen und verbrannte das frühere. So kam es, daß man in spätern Jahren mitten unter den jungen Gestalten, wo Töchter und Mutter sich ähnlich sahen, den alten Mann mit weißen Haaren als Vater und Gatten fand.

Gertraud weinte bitterliche Thränen. „Also nicht einmal die Bilder," dachte sie, „können in Vereinigung bleiben!"

Prokopus hatte den seltsamen Thurm auf dem Fichtenkegel ausgebaut. Er hatte ihn mit Büchern, Werkzeugen und sogar mit Hausrath eingerichtet. Hieher ging er nun immer und

schaute, mit einem Pelze angethan, nach den Sternen. Auch noch etwas anderes sonderbares hatte er eingerichtet. Er zog von der Spitze des Thurmes, wo eine Abplattung war, auf der er gerne im Winde und bei funkelnden Sternen saß, mehrere sehr dicke und mit goldenem Drahte übersponnene Saiten bis an die Pflastersteine des Bodens nieder, auf dem der Thurm stand, so daß sie schief vom Thurme gegen den Boden gespannt waren. Diese Saiten tönten, wenn ein Lüftchen oder ein Wind zog, über den ganzen Berg, in mächtigen, wenn auch oft in leisen und eindringenden Tönen. Ja, selbst in der Nacht, wenn Alles schlief, tönte oft das tiefe Summen auf dem Berge. Er hatte eine Einrichtung getroffen, daß er den Kloben, auf welchem oben die Saiten befestigt waren, durch den Druck einer Feder niedriger stellen konnte, daß die Saiten schlotterten, wenn er wollte, daß sie keinen Klang geben sollten.

So ging die Zeit dahin.

Gertraud saß in ihren Zimmern und weinte über die Ungerathenheit ihres älteren Sohnes, den sie, da der jüngere sich von ihr wandte, mit Liebe hatte erziehen wollen. Die Söhne waren meist abwesend, weil Julianus herum schwärmte und Julius auf der Jagd war. Letzterer kam wohl öfter, und war bei dem Vater, der schwieg.

Endlich legte sich das thränenschwere Haupt zur ewigen Ruhe. Prokopus härmte sich so bitter und furchtbar um sie, daß er ihr bald zur Grube folgte.

Julianus schrieb im rothen Saale unter die unvollendete Lebensbeschreibung seines Vaters: „† (gestorben) am dritten Tage nach dem Worte: Zirkelodem der Sterne."

Was das Wort bedeuten mochte, kann man nicht enträthseln.

Auch Verse hat man von ihm in dem rothen Saale gefunden. Sie handelten über die Wunder der Welt.

In dem Sternengemache des Thurmes war eine kostbare Büchse, in welcher sich der grüne, vermorschte Schleier befand.

Alle Menschen in der Fichtau und weiter hin in dem Lande dachten, Prokopus sei ein sonderbarer, fast verrückter Mensch gewesen — da er so unverständlich gelebt, so sehr nach den Sternen geschaut, und in der Nacht so unheimliche Musik gemacht hatte. Er ist, dachten sie, wie manche seiner Vorfahren. — Und die Sache wäre so einfach gewesen. Andere Eheleute hätten sich gefügt und sich nach ihrer Art glücklich gefühlt. Sie waren höher, liebten sich und machten sich unglücklich. Sie strebten, ach! so heiß nach Einigung — ein haarbreit Hinderniß lag nur dazwischen, dieses kleine Haar war zu überschreiten; es ist so leicht — — aber gerade bei Wesen, deren Inneres ganz grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich, und meint, es wäre die Einigung sogleich gethan, das zweite dürfte nur sein, wie das erste, was so natürlich wäre. So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz.

Prokopus konnte nicht sein, wie sein Lehrer Bernhard von Kluen, der groß und sanft war, und ertrug.

Der bei allen Nachbarn verrufene Julianus hausete nun auf dem Berge, nachdem er einmal im Wirthshause zur grünen Fichtau mit Julius eine Zusammenkunft gehabt, mit ihm gekämpft und ihn um das Vermögen der Mutter betrogen hatte, worauf dieser in die weite Welt ging.

Lieblich, wunderbar, schön in dem Glanze der Sonne lag die Fichtau draußen, und grünte und blühte und keimte immer fort

und fort, wie die Jahre flossen, wie Julianus fortlebte und nach ihm Geschlechter um Geschlechter, daß sich die Herzen der Menschen daran erfreuten, und daß sie ihren Kindern die Gaben geben konnten, die ihnen die reichen Berge brachten.

Des Wirthes Romanus Aussage, daß die Männer der grünen Fichtau immer sehr alt werden, schien wahr zu sein; denn er selber war im höchsten Alter gestorben, sein Sohn Damian war jetzt auch im höchsten Alter, und dessen Sohn, der nunmehrige Wirth, mit heiterem, fröhlichem Angesichte verspricht in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten. Es wohnt die Lust, die Gehäbigkeit und die Freude um dieses Haus.

Die drei Schmiede ihres Schicksals.

Quilibet fortunae suae faber est.
Alter Schulspruch.

Es war in einer Gesellschaft lustiger Männer ein Streit über den altlateinischen Satz ausgebrochen, daß jeder Mensch der Schmied seines Schicksals sei. Einige behaupteten, der Satz wäre echt römisch, und stehe gewiß in diesem oder jenem Werke dieses oder jenes Classikers; Andere sagten, er sei ein neues Machwerk, und schleppe sich erst seit kurzer Zeit durch unsere lateinischen Schulbücher. Aber, wie es geht, von diesem rein historischen Standpunkte, über den sie sich nicht einigen konnten, spielte sich der Streit auf den philosophischen über, und entbrannte nun auf das heftigste über die Frage, ob es auch wahr sei, was der Satz enthalte. Man führte nun nicht mehr bloß die Historie ins Feld, sondern suchte der Sache a priori beizukommen, indem man die Psychologie, die Logik und Metaphysik aufbot. Man redete über Zusammenhang der Dinge, sittliche Weltordnung, Emancipation vom Zufalle, Freiheit des Willens, und war auf dem Wege bis ins Endlose zu gerathen, als plötzlich ein Schalk, der bisher geschwiegen hatte, eine Geschichte zu erzählen anfing, worauf es nach und nach stille ward; denn beide Parteien horchten hin, in der Hoffnung, Gründe für ihre Behauptung aus der Geschichte ziehen zu können. Allein der Mann zog seine Geschichte gerade

bis zu dem Punkte, wo sie sich spalten mußte, um der einen oder der andern Partei zu dienen — dann brach er ab und sagte, daß er den Rest morgen erzählen wolle, wenn sie etwa wieder zusammen kämen. Sofort erhob sich ein Lärm über Willkür und Täuschung, und man verlangte, daß er fortfahre. Aber, da er hartnäckig bei seinem Ausspruche blieb, so vertagten sie listig den Streit, weil jeder begierig war, wie es nun weiter gehen werde, und weil jeder heimlich hoffte, ihm würden die Hilfstruppen aus der Sache zuwachsen.

Allein, da nun die vierundzwanzig Stunden vorüber gegangen waren, da sich die Gesellschaft versammelt, und der Mann seine Geschichte beendet hatte, so waren sie so ins Weite verschlagen, daß sie nun über ihren anfänglichen Satz gar nicht mehr stritten, sondern ihn Alle plagten, ob die Geschichte wahr sei, wo sie sich zugetragen, wie die Personen geheißen haben, und wären beinahe in den neuen Streit gerathen, ob die Geschichte aus innern Gründen wahr sein könne oder nicht. Der Mann aber lächelte verschmitzt, drehete seinen Ring auf dem Finger, und sagte kein Wort mehr. Die Klügern unter uns merkten, daß er uns am Narrenseile geführt, die Andern aber haderten auf dem neuen Wege weiter, auf den er sie gelockt hatte.

Da ich aber nun die Geschichte gerne wieder erzählen möchte, der Mann jedoch, wie ich oben sagte, ein Schalk ist, so weiß ich in der That nicht, ob er sie gelesen, ob sie ihm Jemand erzählt, oder ob sie sich gar an ihm selber zugetragen habe. Letzteres wäre nicht ganz unwahrscheinlich, da man sich aus seinem früheren Leben noch ganz andere abenteuerliche Sachen erzählt. Jedenfalls aber hat er sich die üblen Folgen, die etwa aus meiner Plauderhaftigkeit entstehen sollten, selber zuzuschreiben; warum hat er

uns die Geschichte arglistig erzählt, und warum hat er uns nicht aufgetragen, dieselbe geheim zu halten.

Es waren zwei Männer. Mein Vormann hat sie Erwin und Leander genannt. Beide waren sehr reich, hatten aber in ihrer frühesten Jugend das Unglück gehabt, ihre Eltern zu verlieren und jeder stand dann unter einem tyrannischen Vormunde. Gleiche Schicksale, gleiche Jahre, und vielleicht auch ein Zug des Herzens hatte sie schon früher zusammengeführt. Sie betrieben auf dem mauerschwarzen Collegium dieselben Studien, nämlich die Anfangsgründe alter Sprachen, und naschten zu Hause mit einander dieselbe Lectüre, nämlich nicht etwa Kinderbücher, sondern nur alte Classiker. Sie hatten auch nie Kinderkleider gehabt, sondern, selbst da sie noch ganz klein waren, schon nach dem Schnitte der Vormünder, und auf das Wachsen berechnet, daher immer zu groß — jeder hatte einen sauersehenden Diener, und in jedem der zwei blühenden Kindergesichter war die traurige Miene und der liebeleere Blick von Waisenknaben bemerkbar.

Nach und nach wurden sie in die Welt und das Leben eingeführt, das heißt, sie kannten die Gesetze der Spartaner, beteten die Stoiker an, ahmten Beide nach, und waren außer sich über das Bekannte jenes Weibes: „Es schmerzt nicht." Leander kam wohl zu besondern Zeiten, damit er, wie der Vormund sagte, Manieren lerne, in diese oder jene Familie, die einst mit seinem nun verwaiseten Hause verbunden gewesen war, aber er lernte dort nichts, weil er bloß schwieg, in einen Winkel gedrängt wurde, und bei der ersten Gelegenheit fort ging. Um Erwin aber, dessen Güter lauter Raubritterruinen in den fernen Waldbergen waren, kümmerte sich kein Mensch und kein Hund. Wenn er mit seinem Diener zur Schule ging, so geschah es zuweilen,

daß eine Mädchengestalt etwa über seinen Weg trat, oder in einem Wagen vorbei fuhr; allein er machte sich nie davon eine deutliche Vorstellung, was das sei, und wie sie sich von ihm unterscheide.

Nicht weit von der Stadt war ein verrufener Winkel, „die Gänseweide" geheißen; dort rangen sie, warfen den Diskus, und fochten mit Schild und kurzem Schwerte. Weit von ihrer Wohnung, wo der Fluß zwischen düstern Föhren stagnirte, schwammen sie, und sprangen über ausgetrocknete Lehmgruben.

Als sie Jünglinge geworden, schlossen sie einen Freundschaftsbund, wie etwa zwei gefeierte Namen des Alterthums, und damals hatten sie auch verabredet, im strengsten Sinne des Wortes, wie das classische Sprichwort sagt, die Schmiede ihres Schicksals zu werden, nämlich sich von Allem unabhängig zu machen, was zufällig sei, damit geschehen könne, was auf Erden möglich, ohne ihr inneres Glück zu berühren. Von diesem Tage an aßen sie nur mehr eine vegetabilische Brühe, annähernd die schwarze Suppe Lakedämons, schliefen auf bloßem Stroh, und verbannten alle Geräthe, außer einem Tische und einer Bank. Ihre Zeit und ihre Mitwelt ging neben ihnen her, als sei sie vor tausend Jahren gewesen.

Daß ihr äußeres Benehmen auf diese Weise ungeschlacht und eckig, ja unheimlich und lächerlich zugleich werden mußte, ist begreiflich, nur sie ahneten nichts davon. Bloß darin mochte sich ein dunkles Gefühl davon aussprechen, daß sie, je mehr sie heranwuchsen, desto mehr die Gesellschaft flohen, namentlich die gesellige, von Männern und Frauen gemischte; nur mit dem einen oder dem andern verwitterten und bemoosten Repetenten der Schule pflogen sie Umgang und lernten von ihm Kneipenton,

was sie für moderne Welt hielten, im Gegensatze zu der alten classischen. Damen und Mädchen gossen ihnen Blei in die Glieder, so daß die Füße in dem Boden und die Hände in den Rocktaschen wurzeln mußten. Sie erlangten die Beweglichkeit erst wieder, wenn sich der Zauber dieser Klapperschlangen entfernt hatte. Nur Leander hatte sogar schon einmal mit einer geredet, er war damals achtzehn Jahre alt, sie fünfzehn und wunderschön. Er mußte zum neuen Jahre Glück wünschen gehen, und traf unseliger Weise nur Mutter und Tochter zu Hause, und zum Ausgehen angezogen. Noch dazu wurde die Mutter abgerufen und sagte im Weggehen: „So reden Sie doch mit Elmiren, Herr Baron!“ Damals nun hatte er gefragt: „Diese Webe an Ihrem Gewande ging gewiß aus Ihrer und Ihrer Mutter kunstreicher Webehand im Frauengemache hervor.“ Elmire wurde bloß im ganzen Gesichte blutroth, und hatte ihm aber gar nichts geantwortet. Seit der Zeit beging er lieber die schreiendste Unart, als daß er sich wieder einer solchen Lage ausgesetzt hätte. Erwin hatte solches nie zu erdulden gehabt; denn er war in seinem Leben noch nie auf dem glatten Boden eines Besuches gestanden.

Eine Stellung hatten sie trotz alledem, welcher sie jedes Auge mit Vergnügen anschaute, nämlich, wenn sie zu Pferde saßen — reiten hatten sie bei dem ersten Meister gelernt — da reichte kein Jüngling an diese zwei kraftvollen, schönen Göttergestalten. In der That hatten sie durch ihre Übungen eine Gesundheit erlangt, daß ein eiserner Thurm auf sie fallen konnte, ohne ihnen etwas anzuhaben, und eine tigerartige Kraft und Geschmeidigkeit, die nur in Wüsten vorkömmt, leider trat sie bloß bei ihrem einfachen Laufen und Springen hervor, nie aber

im geselligen Verkehre. Auch war ihrem Erscheinen ein Umstand im Wege, den ich zum Schaden meiner Helden noch anführen muß. Sie gingen nämlich, wie einst als Knaben in Männerkleidern, so jetzt als Jünglinge in Greisengewändern, und noch dazu fast im Schnitte des vorigen Jahrhunderts. Sie ließen, oder vielmehr ihre Bedienten — sonst fast Todfeinde, in diesem einen Punkte aber wunderbar gleich — ließen bei demselben uralten Schneider arbeiten, und zwar so, wie es in ihrer Jugendzeit schön gewesen wäre. Sie trotzten mit der Garderobe ihrer jungen Herrn der Macht des neuen Jahrhunderts. Nur die jungen Herrn wußten es nicht, da sie zu Hause keinen Spiegel hatten, und auf der Gasse nur Andere, nicht sich sahen. Bloß in dem einen Stücke gingen sie mit der Mode, daß sie sich allen Bart wachsen ließen, aber doch wieder mit der Ausnahme, daß sie vorhatten, ihn mit der Scheere nach altgriechischer Art zusammen zu stutzen, wenn er nur erst groß genug sein würde.

Ob sie in dieser Lage glücklich waren?

Ich glaube beinahe: sehr; denn ihr Leben machte ihnen Freude, ein anderes kannten sie nicht. Ihr reiner, sprossender Körper gab ihnen Gefühle von Behagen und Wohlsein, wie sie Andere gar nicht zu ahnen vermögen, und eine Heiterkeit trat hervor, die in der That durch keinen Unfall zu trüben war, nachdem sie nur einmal jene Zeit überwunden hatten, wo aus den Augen eines Kindes, wenn man es für glücklich halten soll, noch die empfangene Mutterliebe herausschauen muß. Ihr Geist war auch glücklich, denn sie hatten sehr viel gelernt und erfreuten sich gegenseitig des Besitzes. Alte Geschichte und Literatur, dafür gar keine neue, Mathematik in allen Zweigen, dann die Realwissenschaften — Alles das hatten sie sich nach und nach meistens

beigebracht, und zwar in einer Vollendung, wie selten junge Leute — es war eine andere Art Rennbahn gewesen, und in diesen Übungen erfreute sich ihr Geist. Von Gefühlen schwärmender Sehnsucht, von namenlosen Hinausahnungen, von Schmachten, von Trieben des Herzens, von süßem Schmerz, und so weiter, war gar nichts da; außer einigem Übermaß classischer Begeisterung waren sie in diesen Dingen so roh wie die Irokesen.

Wenn es mit ihnen so fort geht, so haben sie das Räthsel gelöset, das sie sich aufgegeben, nämlich jetzt waren sie die Schmiede ihres Schicksales, und zwar eines ganz und gar glücklichen; denn wenn auch von dem einen oder andern Vormunde mit Schmerzensrufen und Lamentirungen die Nachricht einging, wie dort der Hagel wieder ein Feld in den Grund geschlagen, hier eine Scheuer abgebrannt und dort ein Knecht ein Schlingel gewesen sei, so war ihnen das bloß komisch; denn sie hatten für ihre künftigen Bedürfnisse so lächerlich zu viel, daß eher eine Verlegenheit daraus entstanden wäre, was sie mit dem Überschusse thun sollten, als daß sie sich hätten kränken können, wenn etwas verloren ging.

So lebten sie mehrere Jahre, waren meistens beisammen, und trugen sich mit Vorstellungen, wie sie erst, wenn sie in den Besitz ihres Vermögens kämen, eine recht eigentliche eiserne Unabhängigkeit gründen wollten, die sie zum Herrn der ganzen Welt machte.

Der erste, welcher von diesem Zusammenleben Abschied nehmen mußte, war Leander, der etwas älter war. Es erschien ein junger Mensch, und mit dem mußte er seine Reise durch Europa antreten, daß er Weltbildung bekomme. Der Vormund selbst hatte ihn abgeholt, und nun ging Erwin allein in den

Räumen der Musenstadt herum. Aber auch seine Zeit dauerte nicht mehr lange; denn er wurde, da sein Vormund plötzlich starb, mündig erklärt und in die Verwaltung seiner Güter eingesetzt. Man hatte absichtlich keinen Briefwechsel verabredet, weil diese Trennung die erste Probe ihrer Grundsätze sein sollte. Erwin ging in das Gebirge und auf der dreißig Meilen langen Straße lief das Gerücht hinter ihm her von dem Manne, welcher lauter Gemüse gegessen habe. Sein Plan ging noch viel weiter, als der Leanders. Nicht Europa, das er fast verachtete, wollte er besuchen, sondern um seine menschliche Kraft an der großen, aufrecht stehenden Natur zu üben, statt sie an Afterverhältnissen herabzubringen, beschloß er nach Texas zu gehen, dort an der Grenze der Wilden eine Niederlassung zu gründen mit dem Keime antiker Kraft und Gesetze, der sich durch die ganze Republik verbreiten, dereinst wachsen, und etwa einen Staat von spartanischem Erze, athenischer Schönheit und römischer Tüchtigkeit erzeugen, der dereinst seiner geographischen Lage nach der erste der Welt werden würde. Vorher wollte er die Verwaltung seiner europäischen Güter auf einen Fuß seiner eigenen Einsicht bringen, welche auf mathematischer Basis ruhte, so daß nach seiner Abreise ruhig das Gesetz fortwirke, und ihm dorthin die Zuflüsse sende, die er zu seinen Zwecken brauchte. Erreiche er dieselben wegen äußerer Zufälle nicht, so seien sie doch moralisch da, und erreicht; das Wollen ist das Himmelreich der Menschen, das Vollbringen das der Götter.

Alle Diener und Müßiggänger, alle Schmarotzer und Freunde des Hauses, alle Beamten, große und kleine, waren in ihrem Herzen unsäglich erleichtert, als sie den Tod des unerträglichen, tyrannischen Vormundes erfuhren, und die Ankunft des

schwachen Narren, ihres neuen jungen Herrn, erwarteten. Der Verwalter konnte sein Staunen drei Tage und drei Nächte nicht verwinden über die unsägliche Albernheit seines neuen Gebieters, wie er ihn verwirrt und ehrerbietig vor seiner eigenen Tochter, der thörichten Rose, stehen sah, wie er lauter Kräutersuppe aß, stets zu Fuße ging und auf einem Bund Stroh schlafe. Aber ehe zwei Jahre ins Land gingen, sagte man sich unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ins Ohr, welch' unendlich fürchterlicher Tyrann jetzt da sei: Zwei Jahre nicht zornig und zwei Jahre unerbittlich.

Erwin ließ sich, als er einen Tag zu Hause gewesen, sofort alle Papiere, die sich auf den Complex seiner Güter und auf Einzelnes bezogen, vorlegen, und las darin anderthalb Jahre, dann schrieb er ein halbes Jahr, und legte endlich dem Verwalter den Entwurf für die Zukunft vor. Dieser sagte, er sei unausführbar. Erwin erwiederte nichts, aber in zwei Jahren war der Entwurf ausgeführt und im Gange, er hatte nur zu diesem Behufe zwei Drittheile seiner Leute entlassen. Keine Gesellschaft, kein Gastmahl, kein Tropfen Wein, als lauter verkäuflicher, keine Kutsche, kein Pferd daran, einen groben, grauen Rock, Tags über stets am Schreibtische, und von Boten und Beauftragten umringt, Abends allein im Garten, Klettern, Laufen, Steine werfen, über Holzböcke springen, dabei immer ernsthaft bleiben — — es ging über menschliche Begriffe! — und so jung, und so geizig und so unerhört hartnäckig; um kein Jota durfte von seinen Anordnungen abgegangen werden. Und als nach fünf Jahren Alles in seinem Gange war, sahen sie ihn in dem grauen Rocke, mit einem Ränzchen auf dem Rücken, und einem Knotenstocke in der Hand fortgehen und nicht wieder kommen.

Er war auf dem Wege nach Havre, um von dort New-Orleans zu gewinnen. Ein Oberverwalter war bestellt, alle Correspondenzpunkte bestimmt, und Alles in absoluter Festigkeit und Gewißheit. Seinen Freund hoffte er in Paris zu finden, wo er sich, wie er gehört, schon seit einem Jahre aufgehalten, und er hoffte ihn vielleicht zur Theilnahme der Nachfolge zu bewegen. Aber auf seiner fünften Nachtstation hatte er das Unglück zu erfahren, daß sich Leander auf das Schmählichste geändert. Er fand nämlich dort auf der Post einen Brief seines Verwalters, und darinnen eingeschlossen einen von Leander, der ihn zu Gaste auf seine Hochzeit bat: „Ich habe dich," hieß es unter Anderm darin, „du geliebter, alter Freund und Genosse meiner Jugendträume, nicht vergessen, und immer nicht vergessen können. Erinnerst du dich noch an das kindische Versprechen des Nichtcorrespondirens — nun ich muß es doch brechen, um zu sehen, wie es mit dir ist, da du gar nichts hören lässest. Auf alle deine Schlösser hab' ich zugleich Abschriften dieses Briefes gesendet, und hoffe dich gewiß bei mir zu sehen, wenn du nicht etwa indessen, weiß Gott wo, in Europa herum vagirst. Wir hätten dich trotz der Unpäßlichkeit meiner Eveline und der Abneigung ihrer Mutter vor Reisen auf einem deiner Nester überfallen, wenn wir nur gewußt hätten, wo. Alle Nachrichten der Reisenden stimmen darin überein, daß auf keinem deiner Güter eine Herrschaft wohne. Bist du etwa in süßen Banden? wie!? und halten dich diese in der Stadt? ich hoffe, daß ein deiniger Lehensmann, dem dieser Zettel in die Hände geräth, so viel Vernunft haben wird, ihn dir zu übermachen. Ich sehne mich im Ernste nach dir, die holdesten, liebsten Fäden meines Herzens und meiner Kinderspiele laufen in dir zusammen. Eveline ist zu begierig auf dich. Komme,

komme, und komme, du bist der Willkommenste auf Schloß Turun."

Erwin war zu einer Säule erstarrt. Das erste Mal in seinem Leben half ihm die Stoa nichts. Er suchte vergeblich, zu machen, daß dieser Schmerz und dieser Verdruß nichts sei — er war immer wieder da, und so sehr er bisher und so glücklich er an seinem Schicksale geschmiedet hatte: dieser Klumpen von Eisen war einmal absolut nicht zu schweißen, ja er wurde sogar, wie gerade starke Menschen, wenn sie einmal aus dem Geleise sind, nervös, und ärgerte sich über Dinge, über die sich Niemand zu ärgern hat; über die gläsernen Salzfässer, über den kleinen Wirth, und über seinen Ärger. Turun lag nur eine Meile von dem Städtchen, übermorgen war Hochzeit, ganze Wagen voll Gäste waren schon durchpassirt, mit der lieblichen Morgenröthe war auch die Stoa beinahe wieder gekommen, aber doch nicht ganz; denn statt seine Reise gelassen fortzusetzen, wie Zeno gethan hätte, dachte Erwin: „dies eine Mal kann ich ja von meinem Vorhaben so weit abgehen, daß ich es um zwei Tage verzögere, oder auch gar nicht verzögere, denn diese zwei Tage kann ich ja im Gehen einbringen — ich will hinüber und meinen einstigen Freund mit meiner ruhigen Gegenwart beschämen, und etwa retten, was noch zu retten ist."

Ach, der Arme! den süßen Zug, der ihn heimlich zu dem ehemaligen Lieblinge zog, wagte er nicht, sich einzugestehen. Und so ging er gegen Abend auf Schloß Turun hinüber. Das Ränzlein hatte er bei dem Wirthe gelassen, mit dem Bedeuten, daß er es übermorgen abholen werde.

Er war nicht ganz zufrieden mit sich und sein Herz war auf dem ganzen Wege unruhig. Dieses erstemal hatte er seinem Zwecke

zuwider dem Zufalle nachgegeben, aber es soll gewiß auch das letzte Mal sein.

Drüben war Alles vollgestopft mit Gästen. Man gerieth durch den neuen Ankömmling in eine zweifache Verlegenheit: erstens, was man denn aus seinem einfachen, grauen Rocke machen sollte, der so unsäglich hochzeitswidrig war, und zweitens, wohin man ihn einquartieren werde; denn von allen Geladenen waren entweder Entschuldigungen oder Annahmen eingegangen, und jeder Raum und jedes Räumchen des Schlosses war vergeben, bis auf Eines, wohin man aber unmöglich einen Menschen stecken konnte, ohne sich der größten Verantwortung auszusetzen. Nur Leander in seinem wahrhaft stürmischen Entzücken, daß er den Mann wieder habe, den er am meisten auf dieser Welt liebte, machte sich aus beiden Verlegenheiten nichts. Über das Erste, worauf sich doch die Blicke aller Andern richteten, glitt sein Auge ohne Bewußtsein hinaus; über das Zweite, als es ihm der Haushofmeister zugeflüstert hatte, lachte er bloß und sagte: „Dieser Mann, Erwin, trägt Bedenken, dich in eine Stube zu weisen, worin Gespenster sind. Du mußt nämlich wissen, daß mein Haus nicht bloß von Außen das ganze, weitläufige Ansehen eines alten Feudalschlosses hat, sondern daß es auch noch seinen Geist auf unsere ungläubige Zeit herüber gerettet. In dem Zimmer, wo du heute schlafen sollst, geht zu Zeiten unsere weiße Frau herum, eine Dame des Hauses aus dem eilften Jahrhundert. Sie ist aber nicht etwa eine Verbrecherin, sondern bloß eine Schutzfrau, die nur zur Warnung erscheint. Heute, meine ich, wird sie wohl ruhig in der Gruft bleiben; denn wenn sie gegen Evelinen etwas hätte, so hätte sie mir zarter Weise doch viel früher erscheinen sollen — außer sie

dehnt etwa ihre Sorgfalt für mich auch auf dich, meinen Freund, aus, wenn du vielleicht auf bösen Wegen wandelst."

Erwin, der keine andern, als classische Gespenster kannte, fürchtete keine mittelalterlichen, und beruhigte den Haushofmeister, der nun sofort befahl, daß man das rothe Eckzimmer lüfte, daß man weiche Dunen in das Bett lege, Teppiche breite, den Kamin heize, und Wein und kalten Braten auf den Tisch stelle. Alles müsse noch bei Tageshelle fertig sein.

Leander nahm nun den Freund, indessen man sein Zimmer bereitete, mit sich in sein eigenes Gemach, das einzige, das ihm heute zu freier Schaltung übrig geblieben war, und bewillkommte ihn dort wieder und wieder, so daß es dem Andern fast süß und lieb ins Herz geflossen wäre, wenn er nicht den feinen, schönen, verweichlichten Mann vor sich hätte stehen gesehen, der einst sein starker, edler Freund gewesen. Ob der Mann aber nicht auch in dem fein rasirten Angesichte und dem modernen Fracke noch edel und stark geblieben sein könnte, davon ahnte Erwin in seiner Einseitigkeit nichts, Leander aber durchblickte den armen Freund gar wohl.

„Wir wollen heute und morgen," sagte er, „einmal das reine Beisammensein genießen, und von nichts Anderem reden, was es trüben könnte. Ich fürchte, du bist auf einer weiten Reise."

„Ja, nach Texas, wo ich bleiben will."

„Da sei Gott vor, was willst du denn in dem verworrenen, unsicheren Lande? Davon müssen wir dich abbringen."

„Das wird wohl nicht angehen," sagte Erwin lächelnd.

„Nun, nun, es sei, wie es wolle," versetzte Leander, „lassen wir das Alles, wir wollen schon über dich gehen und dich heilen.

Jetzt komme, damit wir nicht streiten, mit mir auf den Balkon, ich will dir meine Gäste aufführen, die unten im Parke spazieren gehen, und dir auch die Stelle zeigen, wo sich der liebe Zufall ereignete, der mich mit Evelinen verbunden hat."

„Lasse mich doch wenigstens aus deinem Munde nicht das Wort Zufall vernehmen," entgegnete Erwin, „es ist, als sei es unmöglich, daß du es solltest aussprechen können."

„Noch viel mehr," sagte der Andere, „ich will dich lehren, daß es einen Zufall gibt, und daß wir nur weise sind, wenn wir ihn beherrschen."

Mit diesen Worten hatte er den Freund auf den Balkon hinaus geführt. Dort fuhr er fort: „Ja, wenn du nicht gar zu ungelehrig bist, so hoffe ich mit Zuversicht, daß ich bald so glücklich sein werde, bei dir einem gleichen Feste beizuwohnen, wie du heute bei mir."

„Lasse doch ums Himmels willen die Weiber," sagte Erwin und zuckte ordentlich weg, als hätte ihn schon eine dieser Schlangen bei der Hand.

Der Andere aber fuhr hartnäckig fort. Entweder merkte er die Stimmung des Freundes nicht, oder wollte er sie nicht merken. „Da wäre die zarte Agnes Harrand, die dort neben dem Merkur steht, sie ist die Schönste des Landes, und erst siebzehn Jahre alt. Oder jene roth gekleidete, schlanke Figur neben der dicken Mutter, das ist die Gräfin Rosalie Steinheim, so gut und schön, wie eine Taube. Siehe da gerade über das Parterre geht eine Schmiedin ihres Schicksales, wie wir es einst waren. Unsere jungen Herrn würden lieber ein glühendes Eisen anrühren, als diese Dame, so stolz ist sie. Sie bleibt unvermählt, weil sie keinem Zufalle, d. h. keinem Manne, preisgegeben sein will.

Es freit auch keiner mehr um sie. Der alte Mann, mit dem sie geht, ist ihr Vater, der Ritter Fargas, mein nächster Nachbar, sie heißt ebenfalls Rosalie, und wenn du reiten lernen willst, so nimm sie zum Stallmeister. Dort auf der Gartenbank sitzen gar drei auf einmal, doch nur die mittlere ist ausgezeichnet, die andern minder, aber jede trägt zwei Rittergüter in der Schürze. Sie sind die Baronessen Kralstein Bertha, Emilie und Clarinda. Eine heißere Sonnenscheibe, als Emiliens schwarzaugige Blicke gibt es nicht. Oder betrachte die, welche jetzt von Rosalie Fargas leichthin gegrüßt wird, sie ist viel gefeiert und einige sind über sie verrückt, sie ist die Gräfin Miris, eine einzige Erbin — und dann erst die, die wir nur von ferne sehen, oder erst die, so von den Gebüschen bedeckt sind, Johanna, Mathilde, Emerentia, Sibylla, Margaretha, Cajetana, und wie sie heißen mögen. Morgen wirst du sie alle neben alten Papa's-, Mama's- und Onkelsgesichtern sitzen sehen und kannst wählen. Dem Sohne deines Vaters, und deinen ungeheuern Wäldern wird keine abgeschlagen. — Doch Scherz bei Seite, Erwin. Morgen wird Eveline kommen, und du wirst die ruhig schöne Tugend sehen, aus klaren, fleckenlosen, aufrichtigen Augen schauend, und ein solches Gut wünsche ich deinem Herzen, dem festesten und besten dieser Welt.

Erwin aber bat mit düstern, trüben Blicken, daß er ihn mit alle dem verschonen möge, daß man ihm lieber sein Zimmer anweise, und daß man ihm gestatte, für heute dort zurückgezogen bleiben zu dürfen. Wie er es morgen halten wolle, war ihm noch nicht recht klar, nur so viel ungefähr schwebte ihm vor: wenn nur diese Nacht überstanden sei, so werde er morgen bei der Ceremonie sein, und dann sogleich auf dem Wege nach

BIBLIOTHECA REGIA

Havre. Verstimmt, mürrisch und durchaus nicht mehr Herr seiner Stimmung, ließ er sich von Leander in das rothe Gemach geleiten. Er schrieb Alles dem Zufalle zu, dem er sich hingegeben, und dachte, es werde nicht eher gut, als bis er wieder auf der Straße nach Havre sei, Niemanden Raum gebend und gehorchend, als sich selbst und seinen Entschlüssen. „Daher kommt Alles," dachte er, „daß ich das Ding da nicht gelassen habe, wie es ist, und ruhig meines Weges weiter gegangen bin. Nun habe ich Reue, ein Ding, das früher nie da war, und nun schmiede ich vergebens an meinen Gedanken, daß sie ruhig und ebenmäßig sein sollen, und sie fahren widerspenstig im Kopfe gegen einander."

Leander empfahl sich, der Andere schloß hinter ihm seine Thüre zu, und betrachtete sich trübselig die Behausung, in der er die Nacht zubringen sollte. Er war über sich ärgerlich, daß er nicht ruhig sei, daß so viele fremde Dinge kämen, und deshalb ging er an die Musterung des Zimmers, um sie abzuleiten. Es war nicht anders, als gewöhnliche Zimmer sind, nur, da es in einem reichen Schlosse war, war es groß, ein reguläres Viereck und mit einem ungeheuern Kamine versehen, in welchem trotz des nicht kühlen Maiabends ungeschlachte Scheite loderten. Die Fenster gingen gegen Osten, an dem bereits, da die Sonne schon untergegangen, ein riesengroßer, blutrother Vollmond stand, und matt durch die Gläser herein schien. Erwin, dem die Hitze zuwider war, da er stets in ungeheizten Zimmern schlief, öffnete die Flügel des einen Fensters, und sah nun, daß es das letzte einer langen Fronte sei, und daß daneben rechtwinklig eine andere, noch längere Fronte wegspringe mit unzähligen, riesenhaft wegstehenden Dachrinnen, welche große, kupferne Rachen aufrissen. Drüber hinaus standen Wirthschaftsgebäude in allen

Richtungen verschoben, und über sie blickten die Wipfel des Parkes herein, gegen den Vollmond emporstehend. Da er dieses betrachtet hatte, ging er an den Tisch, nahm sich Brot und Wasser und hielt Abendmahl. Der Braten und Wein blieb unangerührt stehen. Da es indessen ganz finster geworden, zündete er die auf dem Nachttische stehenden Kerzen an und bemerkte, daß ein modernes Buch daliege, welches etwa der Haushofmeister zur Zerstreuung des Gastes hergelegt. Damit keine Kohle auf den Teppich herausfalle, schürte er noch das Feuer in dem Kamine zurück, schob den Holzkorb ein wenig weiter hinweg, dann nahm er alle Dunen und alles Zeug aus dem Bette bis auf den Strohsack und eine Decke, packte Alles auf einen Kasten, dann legte er die Oberkleider ab, versuchte noch einmal die Güte des Thürschlosses, da er große Summen im grauen Rock führte, und legte sich endlich auf sein Stroh nieder. Die durch das offene Fenster hereinströmende Mailuft that ihm sehr wohl, da es ihm von dem unvernünftigen Heizen unerträglich warm schien. Eine Weile las er in dem Buche, es stand von nichts als lauter überschwenglicher Liebe in überschwenglichen Versen darinnen, dann legte er es weg, löschte die Lichter aus, und starrte noch eine Zeit in die zusammensinkende Gluth des Kamines, die um so düsterer roth war, als daneben das weiße Silber des Mondes in breiten Scheiben auf dem Fußboden lag. Dann mit einem flüchtigen Gedanken an die weiße Frau und mit verwirrten Träumen von Emilie, Emerentia, Cajetana entschlummerte er fest und ruhig.

Wie lange er mochte geschlafen haben, wußte er nicht, aber es durfte schon Mitternacht vorüber sein, da war es ihm, als streife ein eiskalter Hauch über sein Gesicht. — War es nun,

daß er über die Sagen des Zimmers doch nicht ganz gleichgiltig war, oder war es seine angewohnte Entschlossenheit, er weckte sich aus dem halb träumenden Zustande, in den ihn der Luftzug versetzt hatte, vollends auf und öffnete seine Augen. Aber wer beschreibt sein Erstaunen, in das er gerieth, als er die Veränderung erblickte, die in seinem Zimmer vorgegangen war: im Kamine, wo er nur ein Häufchen verglimmender Kohlen gelassen hatte, loderte ein helles Feuer, vor demselben, die Fußsohlen gegen die Wärme haltend, und ihm den Rücken zugekehrt, saß eine Gestalt, über und über mit weißem Zeuge, wie mit Nebelhüllen angethan, vorne durch das Kaminfeuer blaß rosenroth angeleuchtet, hinten mit dem bleichen, fast blauen Scheine des Mondes beiegt. Er getraute sich keinen Athemzug zu thun, so war er erschrocken. Er glaubte noch zu träumen, und redete sich innerlich zu, zu erwachen, aber er antwortete sich, daß er ja wache; denn auf dem Tische stehen die zwei Flaschen, und ganz deutlich die Teller mit den Speisen, da stehen neben ihm die zwei ausgelöschten Kerzen, da liegt das Buch und dort auf dem Kasten das herausgeräumte Bettzeug, von dem Feuer sanft roth gesäumt — und es ist ja so heller Mondschein, daß man einen Strohhalm auf dem Zimmer liegen sähe. Die Gestalt saß unbeweglich in derselben Stellung dort. „Das ist meine rechte Hand," — sagte er sich, „das ist die linke, jetzt rühre ich den Daumen, jetzt den Fuß —" das Alles sagte und that er, um sich zu überzeugen, und um sich von jenem Zustande empor zu raffen, der sich bleischwer und alpartig auf ihn zu legen drohte und seine Sinne zu benebeln begann. Aber es half nichts, das Bild blieb unbeweglich dasselbe, und es war, als scheine der Mond nur immer greller darauf. Erwin war bis an die Wand gerückt, dort

drückte er sich an, zog die Decke bis an die Augen, und über seine Glieder ging es fast, wie ein Fieberfrost. Er schloß ein um das andere Mal die Augen, aber es half nichts, er mußte sie wieder öffnen und sie saß immer wieder dort. Einmal nur hatte sie wie traumartig den Arm gehoben, und ihn wie einen Bogen über das Haupt gehalten, wie etwa Jemand im Schlafe einen Arm über den Kopf emporlangt. Dann aber hatte sie ihn wieder sinken lassen, und war unbeweglich wie früher. Nur die Füße hielt sie nicht mehr gegen das Feuer, sondern auf den Teppich gestellt. Sie waren ebenfalls schneeweiß.

Wie lange die Erscheinung schon dauerte, konnte Erwin nicht ermessen; denn ihm war alles Zeitmaß verloren gegangen. Nur eine Thätigkeit war ihm geblieben, die der Augen. Unverwandt und bezaubert mußte er sie immer hin heften, und den drängenden Athem ließ er so leise strömen, daß er ihn selbst nicht einmal hören konnte. Bald war ihm, die Gestalt rege sich, bald, sie sei starr — endlich regte sie sich in der That. Unheimlich langsam, wie ein Todtes oder Träumendes, richtete sie sich auf, wendete sich mechanisch um, schritt nebelhaft gleichmäßig gegen das Bett, beugte sich und legte sich hinein. Nur im Momente des Niederlegens hatte er ein kurzes, leises Seufzen gehört, wie von menschlichen Lippen — dann aber folgte bald das regelmäßige, tiefe Athmen eines ruhig Schlafenden.

So schmal sich nur immer ein ohnehin sehr schlanker Mann machen konnte, so schmal hatte er sich in dem Augenblicke gemacht, als sich die Erscheinung zum Niederlegen anschickte, wie ein Schilfrohr lag er an der Wand, und keine Fiber an ihm regte sich. Fast wollte ihn wieder die eisige Hand des Entsetzens packen, wenn er sich die seit achthundert Jahren modernde

Schönheit bei sich im Bette dachte. Aber da er das gesunde Athmen hörte, und da ihm war, als fließe sanfte Lebenswärme von der Gestalt zu ihm, so war nun sein Erstaunen noch größer, als früher sein Entsetzen gewesen war. Eine Zeit lang rührte er sich noch nicht, dann aber ganz behutsam und sachte, daß nichts knistere, drehte er den Kopf herum (er hatte nämlich früher das Gesicht gegen die Wand gekehrt) — aber sah nichts als feine, weiße Wäsche, die über eine menschliche Gestalt gedeckt schien. Das halb weggewendete Gesicht der Gestalt konnte er nicht sehen, weil eine sehr große Krause einer Nachthaube davor empor stand. Daß es nur ein Weib sei, schloß er, aber sein Zustand war um nicht viel besser, als wenn es ein Gespenst gewesen wäre. Bloß des einen war er sicher, daß ihm das Weib nicht gegen seinen Willen den Hals umdrehen könne, das andere war Alles ängstlich genug.

Wieder eine Weile war er ruhig — dann wagte er es, den Kopf auch ein wenig zu heben, um über die obere Kante der Krause auf das Gesicht niederblicken zu können. Auch diese Operation gelang. Halb schwebend hielt er so den Oberleib gehoben, und sah auf die ruhigen, schlummernden Züge einer jungen, schönen Dame nieder. Ja, sie war fast außerordentlich schön. Eine weiße, sanfte Stirn, darunter die zwei großen, geschlossenen Augenlieder mit langen Wimpern, feine, stolze Wangen, vom Schlafe leicht geröthet. Seine Angst erreichte den höchsten Gipfel, aber in ihr gab ihm der Himmel einen Gedanken ein, für den er ihm inbrünstig dankte, nämlich, sich leise emporzurichten, mit äußerster Vorsicht über sie hinaus zu steigen, seine Kleider zu nehmen, und in den Garten zu entfliehen. „Wenn nur die Thür einmal offen ist," dachte er, „zumachen wolle er

sie dann gar nicht mehr." Da das Athmen der Gestalt so sanft und gleichmäßig fort ging, machte er sich an sein Werk. Langsam und mit der gemessensten Behutsamkeit richtete er sich in die Lage empor, die er brauchte — schwebend prüfte er die Breite des Bettes — plötzlich geschah, da die Nacht doch kalt war, wieder durch das noch offene Fenster ein so eisiger Luftzug, wie der, welcher ihn aufgeweckt haben mochte — die Gestalt mußte ihn auch verspürt haben; denn sie that einen tiefen, unterbrechenden Athemzug, und griff mechanisch nach der Decke, die sie über sich zog. Erwin war indessen wie ein in die Luft gehefteteß Marmorbild starr geblieben, und gelobte sich innerlich heilig, wenn er je wieder in einem fremden Zimmer schlafe, stets das Bett von der Wand zu rücken, damit man von allen Seiten hinaus könne. Endlich athmete die Gestalt wieder gleichmäßig weiter, und er ging an die Fortsetzung seines Werkes. Aber ruhig muß ihr Schlaf nicht gewesen sein, oder dichtete es ihm seine Angst vor: jeden Augenblick regte sie sich, und jeden Augenblick mußte er inne halten.

Endlich war er so weit, daß nur noch das Aufstellen des einen Fußes auf die jenseitige Bettkante und der leichte Sprung nöthig war, vor dem er, sich seiner Gelenkigkeit bewußt, sich gar nicht fürchtete. Aber eben, wie er so halb über sie gebeugt hing, wie einer, der die Schlafende entzückt bewundert, was aber bei ihm, weiß Gott, durchaus nicht der Fall war — eben in dem Augenblicke öffnete sie die Augen und starrte ihn, aber gleichsam mit erloschener Sehkraft, an. In dieser Sekunde that er das Thörichtste, was er zu thun vermochte: er plumpte nämlich mit eins in seine vorige Lage zurück — im Momente belebten sich ihre Augen zum völligen Sehen, und mit dem Schrei: „Nichtswürdiger Mensch!"

sprang sie aus dem Bette heraus, und „Rosa, Rosa!“ rufend eilte sie gegen den Kamin — hier aber hielt sie plötzlich, wie von einem Schlage betäubt, an, that einen gellenden Schrei, schlug ihre beiden Hände vor die Augen, und stürzte auf die Knie nieder.

Erwin war eben so schnell aus dem Bette, warf seinen Rock über, und wollte ihr beistehen. Aber er wußte nicht, wie es anzufangen sei, und sah bloß einen Augenblick hin, und da war es ihm, als zittere es innerhalb der weißen Hüllen heftig, wie wenn ein ganzer erschütterter Organismus bebt. In ungeschickter Güte nahm er sie bei dem Arme, aber sie riß ihn weg und rief leise: „Nur fort, fort!“ Das war ihm das Liebste, er raffte Alles, was sein war, zusammen, und näherte sich der Thür. Aber in demselben Augenblicke fühlte er sich wieder ergriffen, und hörte die Worte: „Verlassen Sie mich nicht — wie können Sie mich denn verlassen?“ Diese Worte waren in jenem Tone gesagt, den man, wenn es erlaubt wäre, flüsterndes Schreien nennen könnte, und der Ton, ob er ihn gleich nie gehört hatte, kündete ihm ihre furchtbare Gemüthsbewegung an. Die Seele hat einen Instinkt, die Leiden einer andern Seele zu fühlen — und dieser Instinkt gab ihm Geschicklichkeit zu handeln. Er wendete sich an der Thür um. „Ich will Ihnen helfen,“ sagte er, „ich will Alles thun, was in der Kraft eines Menschen ist. Sie haben sich in dem Zimmer geirrt, ich will Sie auf das Ihrige geleiten —“ in dem Momente fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ja gestern den Nachtriegel vorgeschoben, er that einen plötzlichen, scheuen Blick auf die Thür — es war richtig — der Riegel steckte noch, wie er ihn vorgeschoben, — es war nun kein anderer Weg herein gewesen, als das offene Fenster. — Sie war angstvoll

seinen Blicken gefolgt, und mit leisem Händeringen hatte sie die Worte geächzt: „Ach Gott! ach Gott!“

„Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig!“ sagte er.

„Ich kann nicht ruhig sein,“ antwortete sie, „ich kann nicht ruhig sein — Mann! wer sind Sie denn?“

„Ich bin Erwin Alan, der Freund des Schloßherrn.“

„Ach, es ist entsetzlich,“ sagte sie, gleichsam als hätte sie seine Worte überhört, „es ist entsetzlich —“ und händeringend ging sie im Zimmer herum. Dann, als wollte sie sich gewaltsam sammeln, setzte sie sich wieder auf den Stuhl, der noch vor dem Kamine stand, drückte ihr Gesicht verzweiflungsvoll in die Hände, und saß gebeugt da. Er stand neben ihr, aber da sich ihre Stellung Minute nach Minute nicht änderte, so nahm er sich wieder den Muth, sie anzureden: „Fassen Sie sich, fassen Sie sich.“

Sie sprang wieder auf, wollte vorwärts, wollte rückwärts, wußte selbst nicht, was sie wollte. Sie nahm ihn bei der Hand, und drückte sie so heftig, wie wenn man mit Angst etwas erflehen will, oder wie man einen Retter anfaßt. Er war auch ganz verloren, und wußte nicht was und wie; er nahm ihre andere Hand, er wäre bald vor ihr niedergekniet, wie man betet, aber dann erschien es ihm thöricht — und er rief, fast so angstvoll geworden, wie sie: „Ich will Ihnen ja helfen, aus Mitleid und Barmherzigkeit und Menschenliebe will ich Ihnen helfen, so sagen Sie nur, wie ich es kann?“

„Ach Gott, was werden Sie von mir denken, wenn ich es Ihnen sage — ich bin nun der Großmuth eines Mannes verfallen — zum ersten Male meines Lebens bin ich abhängig — ich will keinen einzigen mehr verachten, o Gott, wenn du mir

aus dieser Lage hilfst! — Aber Sie werden mich verrathen, wenn ich es sage, und mich verlachen."

„Aber nein — nein, so lange ein lebendiger Blutstropfen in mir ist, will ich Sie nicht verrathen, — so reden Sie nur."

Sie schlug ihre Augen zweifelnd zu ihm auf, und sah die schönen, ehrlichen, von dem Monde beschienenen Züge.

„Hören Sie mich," sagte sie leiser und gefaßter, „ich bin Rosalie Fargas. Kein Mensch weiß es, als mein Kammermädchen Rosa, daß ich im Vollmondscheine manchmal herumwandle. Ich weiß nicht, daß ich sonst aus dem Zimmer gegangen bin, aber heute — vielleicht sind breite Simse — Ihr offenes Fenster muß mich gelockt haben, da Ihr innerer Thürriegel vor ist — und, ach Gott, bei mir ist auch ein solcher von Innen vor."

„Schläft Rosa in Ihrem Zimmer?"

„Nein, daneben, aber die Thür zwischen beiden ist offen."

„Würden Sie auf dem Gange Ihre Zimmerthür erkennen?"

„Ja."

„So warten Sie ein wenig, ich will auf den Gang hinaustreten, und sehen, ob er frei ist, dann gehen Sie zu Ihrer Thüre, und klopfen leise, bis Sie Rosa hört und hineinläßt."

„Ach, da würde ich eher alle Schläfer dieses Schlosses mit meinem Pochen erwecken, als Rosa; denn die schläft so fest, wie sonst kein Mensch, und auch, wenn sie erwachte, so würde sie, ehe sie öffnete, ein Gespräch anheben wollen, um sich zu überzeugen, daß ich es sei."

„Sie haben Recht, es darf Sie kein Mensch erblicken, hier bleiben können Sie auch nicht, sonst vermißt Sie Rosa und macht Lärm; wo schläft denn Ihr Vater, ich will ihn wecken."

„Ich weiß es nicht — aber es nützt auch nichts, weil Sie anklopfen müßten, und er von innen noch mehr Lärm machen würde.“

„Es nützt auch nichts — es nützt nichts,“ sagte Erwin, und sah sie rathlos an. Plötzlich aber rief er: „Ha, mir kömmt ein Gedanke, der Alles löset.“ Hiebei war er an das Fenster gesprungen. Sie war ihm gefolgt.

„Wo liegt Ihr Zimmer?“

„Es muß das über die Ecke hinüber sein, wo das Fenster offen ist; denn alle andern sind zu, wo wäre ich denn sonst heraus gekommen?“

„Ich springe hinüber,“ sagte Erwin, „öffne leise ihren Riegel und Sie gehen hinein.“

„Um Gotteswillen, nein,“ flüsterte sie bestürzt, „in diesem Abgrunde zerschmettern Sie sich — da kann ja kein Mensch hinüber. Und in der Angst hatte sie ihn mit beiden Armen umschlungen, als springe er bereits hinaus.

„Ich kann es, ich kann es,“ erwiederte er, „Ihnen zu Liebe kann ich es,“ sagte er wiederholt, indem er die weichen Arme, von derlei er zum ersten Male in seinem Leben umschlungen war, aufzulösen strebte, und bemüht war, die sanfte Schulter, die er gefaßt, von sich wegzudrücken.

„Springen Sie nicht,“ flehte sie, „ich stürbe, wenn Sie hinunterfielen.“

„Ich falle aber nicht hinunter,“ sagte er, „ich falle nicht, lassen Sie mich doch, ich bin mehr geübt, als andere Männer, und kann viel, viel weiter springen, als dieser Raum beträgt.“

Zögernd — versuchsweise ließ sie mit zurückgepreßtem Athem von ihm ab — in demselben Momente war seine dunkle Gestalt

schon lautlos auf dem Fenstersimse, und im selben Momente auch schon nicht mehr, — mit einem schwachen Schrei war sie zurückgesunken, ihre Sinne flirrten, und sie kämpfte mit einer Ohnmacht, aber doch durch Alles hindurch war sich ihre gespannte Seele bewußt geblieben, keinen schweren Fall gehört zu haben. Sie sprang wieder vor, und blickte hinaus, aber auch im andern Fenster war keine Gestalt mehr. Dafür hörte sie ganz leise draußen an dem Thürschlosse die Klinke versuchen. Sie ging hin, öffnete den Riegel, und Erwin ging auf den Zehen herein.

„Gehen Sie nun schnell hinüber, die Thür steht offen," sagte er, „nun ist Alles gut."

„Ewig, ewig dankbar," flüsterte sie, indem sie auf das Innigste seine Hand nahm, „Sie verrathen mich nicht."

„Nein, nie," antwortete er, und sie war hinaus.

Er schob, so leise, als es nur immer anging, seinen Riegel wieder vor. Dann ging er in die Mitte des Zimmers, und athmete beruhigt auf. Drüben hörte er jetzt ein Fenster zumachen —, und im Osten blühte ein schwaches, graues Licht auf, der Vorbote des kommenden Morgens. Er schloß nun auch sein Fenster, und legte sich wieder nieder. Aber er konnte nicht einschlafen, weil eine ganze Verwirrung in seinem Kopfe war. Nach einer Weile, da jeder Versuch einzuschlafen mißlungen war, zündete er sich die Kerzen an und nahm wieder das Liebesbuch, aber es war nun einmal zu toll, was drinnen stand. Er mußte es auch wieder weg legen. Später ging er an das Fenster, um zu sehen, ob das von Rosaliens Zimmer zu sei. Es war zu und der Mond war jenseits der Dächer getreten, so daß jetzt Alles vor ihm im Schatten lag, und nur der Kiesweg an den Ställen ein wenig beleuchtet schimmerte. Erst gegen Morgen, da es

Aufstehens Zeit war, wäre er wieder eingeschlafen, wenn es nicht in den Gängen laut geworden, und so hin und her gepoltert wäre, daß er endlich resignirt aufstand, sich ankleidete, und zu Leander hinunter ging. Dieser aber war bereits in dem Versammlungssaale, wo, wie ein Diener sagte, eben die Gesellschaft zum Frühstücke zusammen komme. Erwin, einmal in dieses Haus gelangt, wollte nun mit seinem grauen Rocke trotzen, und ging auch in den Saal. Leander trat augenblicklich auf ihn zu, führte ihn mit ausnehmender Auszeichnung gegen die Mitte des Saales hin, und stellte ihn der ganzen Gesellschaft als Erwin Alan von Alansfort, seinen ersten und theuersten Jugendfreund, vor, der, auf einer großen Fußreise begriffen, erst gestern in der Nachbarschaft seine Einladung zur Hochzeit nachgeschickt bekommen, und ihm die Freude bereitet habe, ihn mit seiner Gegenwart zu überraschen. Bei Einigen schwand, als der allbekannte Rittername genannt wurde, sogleich das Bedenken hinsichtlich des groben, grauen Rockes weg, Andere aber sahen nun gerade noch begieriger auf ihn hin, weil sich der Ruf des verrückten Güterherrn bereits bis zu ihren Ohren verbreitet hatte, und wieder Andere hatten ein gemischtes Gefühl von Schadenfreude, weil sie doch die leise Verlegenheit gewahr wurden, die sich in Leanders Bewegungen zeigte.

Vorne am Fenster in einem tiefen, breiten Rollsessel saß Rosalie Fargas und war heute besonders blaß.

Es erhoben sich Gespräche über dieß und das. Man reichte Thee, Kaffee und Anderes herum. Erwin ging zum Erstaunen Aller zu einer Milchkanne hin, leerte sie beinahe ganz in ein Glas, that etwas Wasser dazu und trank den Inhalt aus. Dann aß er ein Stück Milchbrot. In dem Augenblicke that ein

altes Damengesicht die unglückselige Frage: „Herr Baron — Sie haben ja in dem Zimmer der „weißen Frau“ geschlafen — ist sie Ihnen nicht erschienen?“

„Nein,“ sagte Erwin kurz, wurde aber roth.

„Das wäre mir an des Herrn Baron Stelle leid gewesen,“ sagte ein alter Knasterbart, „ich war von jeher ein großer Liebhaber von Erscheinungen weißer Frauen“. Und er belachte tüchtig seinen eigenen Witz.

„Ja, wenn sie von Fleisch und Blut waren,“ sagte ein Anderer.

„Anderweitige, Herr Kamerad, gibt es ja nicht,“ entgegnete der Knasterbart, „ich bin in aller Herrn Länder gewesen und habe niemals derlei Schnarrwerk angetroffen.“

„Unbedingt sind diese Sachen doch nicht abzusprechen,“ sagte ein Dritter.

Und ein Vierter leugnete, ein Fünfter bejahte die Gespenster, und es entstand eine kurze Debatte über diesen Gegenstand, allein sie mußte aus dem Grunde hohl und unfruchtbar bleiben, weil kein Einziger in der ganzen Gesellschaft war, dem je ein Gespenst erschienen wäre, sie lachten sich bereits gegenseitig aus, als mit großem Ernste und schüchtern sich der Haushofmeister geltend zu machen suchte und vortrat: „Wenn die gnädigen Herrschaften erlauben,“ hub er an, „so könnte ich da Auskunft geben, ich habe ein Gespenst gesehen.“

„Ja, das Weingespenst in der Flasche,“ sagte der alte Knasterbart.

„Vergönnen, Herr Oberst,“ erwiederte der Haushofmeister, „ein anderes Gespenst.“

„Nun also, welches? wann?“

„Ich habe heute Nacht die „weiße Frau" des Hauses gesehen."

„Die weiße Frau?!" riefen Alle.

„Ja, heute um zwei Uhr Nachts. Ich stand zeitlich auf, um die Teppiche im Speisesaale, und dann die im Gartensalon legen zu lassen, wo das Vesperbrot sein wird — und da ging ich in den obern Gang, um Sebastian zu wecken, — da sah ich mit diesen Augen — deutlich sah ich die „weiße Frau" schweben. Sie kam aus des Herrn Baron Alan Zimmer, und verschwand auf Nro. 23, wo Baronesse Fargas schliefen."

Ein erschrockenes Schweigen herrschte nach diesen Worten im ganzen Saale. Manche Augen richteten sich auf Rosalien, die nun ihrerseits flammend roth im Sessel saß — hilflos gegen dieses zweideutige Schweigen.

In dem Augenblicke trat der Vater Rosaliens mit dem heitersten Gesichte ein, und entschuldigte sich, daß er so spät erscheine, seit Jahren habe er nicht so gut und lange geschlafen.

„Das ist ein Gück für den," flüsterte eine Stimme, „daß er so lange geschlafen."

Rosalie wiegte sich vorne in ihrem Sessel, um gleichgiltig zu scheinen. Leander schickte den Haushofmeister mit einem Geschäfte ab, und verlangte den Rapport darüber nach einer halben Stunde im Schreibzimmer — einige machten sich mit Kaffeegeschirren zu thun, andere fragten nach dem Barometerstande — die Damen bewunderten da ein Armband, dort ein Dosengemälde — der alte Fargas verlangte in seiner jovialen Weise eine oder etliche Flaschen in den blauen Gartenpavillon, es würden sich schon Gesellen zu ihm finden, die ein solches Frühstück jedem andern vorzögen — und so war das ganze Geistergespräch in andere,

gleichgiltige Dinge übergegangen. Auch zerstreute sich die Gesellschaft bald, um die Zeit bis zur Vermählung durch Herumschlendern, Putzen oder, wie der alte Ritter, durch Trinken hinzubringen. Leander hatte seinen Staatswagen mit sechs milchweißen Pferden bespannen lassen, um in eigener Person Evelinen entgegen zu fahren, die um zwei Uhr mit ihrer Begleitung in Schloß Turun eintreffen sollte. Manche andere Wägen hatten sich angeschlossen. Auch Reiter waren fortgesprengt, um der schönen neuen Herrin bei ihrem Einzuge das Geleite zu geben. Dennoch war es im Schlosse, als sei um keinen Einzigen weniger; auf jeder Treppe, in jedem Gange, auf jedem Gartenplatze und in jedem Hofe begegnete Erwin Einzelnen und Gruppen. Die aus der nächsten Nachbarschaft kamen erst heute an, und die ältern Gäste erzählten ihm heimliche Geschichten.

Erwin ging in sein Zimmer, dann ging er in den Garten, dann besah er die Kirche des Schlosses, die schon prachtvoll dekorirt war, dann ging er wieder in sein Zimmer — und dann wieder durch die Gänge — eine unbestimmte Wuth kochte in ihm. Man hatte, durch die feine Sitte höherer Stände geleitet und aus Hochachtung vor dem Wirthe des Hauses, nicht mit dem leisesten Worte, nicht mit der mindesten beziehenden Miene mehr an die beim Frühstück erzählte Geschichte erinnert, aber dafür wehte durch das ganze Schloß jenes feine, unfühlbare, ungreifbare Gift schnöder Meinung, das sich in naturrohe Herzen, wie Erwins, fürchterlicher einfrißt, als Schwerter und Kanonen. Es wisperte hier — es fisperte dort — und nirgends war etwas. Und Alle hatten sie lächelnde Gesichter, und Alle waren sie ausnehmend höflich — und als gegen Mittag, da eben die größte Hitze über dem Schlosse stand, ein unsäglich freundlicher Herr die

Mitteltreppe hinanstieg, und im ganzen Gesichte über und über glänzend Erwin grüßte, so packte ihn dieser beim Kragen und schleuderte ihn die einigen Stufen abwärts, die er gekommen, daß ihm Hut und Stab entflogen — und da Erwin dies gethan, so war ihm unendlich leichter, und er war zum ersten Male in diesem Schlosse von Grund aus mit sich zufrieden. Der Herr hatte unten Hut und Stock aufgerafft, und nur noch gesagt: „Wir werden uns sehen, Herr Baron, wir werden uns sehen," und dann war er verschwunden.

Erwin blieb auf der Treppe stehen. Von Rosalien wußte er gar nichts. Er suchte sie nicht, und fragen durfte er nicht. Hätte er aber gewußt, was sich kurz vorher mit ihr zugetragen und die Heiterkeit des Schlosses nicht wenig vermehrt hatte, er würde sich über seine That, sei's nun an einem Schuldigen oder Unschuldigen, noch weit mehr erfreut haben, als er ohnehin that. Man hatte nämlich Rosalien im Garten im dicksten Gebüsche ihrem Vater an der Brust liegen gesehen, worauf der Ritter mit donnernder Stimme nach seinen Leuten und Pferden rief, und zu satteln befahl; denn er wolle augenblicklich mit seiner Tochter nach Hause reiten. Dieses Aufsehen drückte der ganzen Geschichte erst die Krone auf.

Erwin stand noch auf der Treppe, als schon drei Herren zu ihm kamen, und ihm eine Einladung auf Degen brachten, augenblicklich zu vollziehen auf dem Fasanenplatze hinter dem Fichtengehege des Parkes.

„Ich komme schon," rief er mit leuchtenden Augen, „laßt nur Schwerter hinbringen, denn ich habe keines — ich kämpfe mit dir auch, und mit dir auch, und sagt nur dem Affen, das ist mir eben recht."

Die Andern verbeugten sich ruhig, und bedauerten den Menschen, der sich so bloßgebe. Erwin aber begab sich sogleich auf den Weg zu dem Fasanenplatze, der ihm heute morgens bekannt geworden war. Seine Wanderung führte ihn an dem blauen Gartenpavillon vorüber, wo noch die Flaschen standen, an denen der alte Fargas gefrühstückt hatte. Erwin trat hinein, schenkte sich von dem Reste des Weines ein, und stürzte zwei Gläser hinunter. Dann begab er sich auf den Fasanenplatz. Die Andern kamen auch, man maß die Degen und machte Stellung.

Die Sache war aber im Schlosse nicht geheim geblieben, man sprach von Beleidigung und Zweikampf, und eben da Rosalie schon zu Pferde saß, um ihre Schmach nach Hause zu flüchten, flüsterte ihr der Stallmeister ihres Vaters die ganze Geschichte zu — auch der Fasanenplatz war genannt worden. Ohne sich im Geringsten zu bedenken, flog sie mit ihrem Fuchse durch das Bogengitter auf die Kieswege des Parkes hinaus, dem Fasanenplatze zu. Der Vater und der Reitknecht mit dem gesattelten Handpferde, das er hielt, folgten ihr. Da sie ankam, und mit fliegendem Schleier auf den Standplatz vorjagte, traf sie den Mann, der ihr heute Nacht so bedeutend geworden war, seinem Gegner gegenüber stehen, und ein wenig verathmen. Er blutete aus der Wange, der Andere am rechten Arme. Erwins Gesicht flammte fieberisch von dem genossenen ungewohnten Weine, und von dem eben so ungewohnten, tiefen Zorne — die Andern standen etwas verdutzt da: sie hatten nicht geahnt, was Erwin sei, nach den Verwundungen hatten sie den Kampf beenden wollen, aber er gab bloß zehn Sekunden Athmungsfrist, nahm den Degen, wie der Andere, links, und verlangte Fortsetzung,

bis Einer todt sei. Wie er Rosalie vorsprengen, vom Pferde steigen und zwischen sie treten sah, wischte er sich mit seinem grauen Rockärmel das Blut von der Wange, als schäme er sich dessen, und sah auf sie hin. In dem nämlichen Augenblicke stürzte auch Leander, der eben mit Evelinen auf Turun angelangt war, todtenbleich herbei, indem nur er allein die Kampfkraft Erwins kannte, und das Schrecklichste fürchtete. Auch Andere, Männer und Frauen, waren herzu gekommen, da sich die Sache mit furchtbarer Schnelligkeit verbreitet hatte.

„Erwin, Erwin," rief Leander, „warum hast du mir das gethan!"

„O, du weißt nicht, Leander," erwiederte der Andere, der vor der Menge vergebens mit seinem Zorne kämpfte, wie ein Knabe, der ihn nicht beschwichtigen kann, „du weißt nicht — mit Lächeln, mit Blicken und mit süßen Mienen — o, da stehen sie — aber siehe, ein Helote führt das Schwert besser, als diese." — Dann, gegen Rosalie gewendet, fuhr er fort: „Fräulein, es soll Sie kein Mensch mehr auf dieser Welt, so groß sie ist, beleidigen dürfen. Werden Sie mein Weib — ich habe Güter und Wälder, ich werde Ihnen Alles geben, was Sie verlangen — aber, wenn dann nur Einer wagt, mit seiner kleinsten Faser zu zucken, so will ich nach ihrer lächerlichen Sitte Mann nach Mann mit ihnen kämpfen, bis keiner eine Faser hat, die er regen könnte."

Thränen der Scham und Wuth wären ihm bald hervorgebrochen, als er dieses gesagt, weil er den ganzen Kreis auf sich blicken und sich bestaunen fühlte. Rosalie stand glühend, betäubt und verwirrt da, eine solche Werbung mochte noch nicht vorgekommen sein.

Aber ihr Vater trat in diesem Moment hervor, und sagte ruhig, wie man es an dem heftigen Manne gar nicht gewohnt war: „Für die Ehre meiner Tochter bin ich da — laßt das jetzt weg — indessen seid bedankt, edler Mann."

„Ich bitt' euch, Freunde, Nachbarn," fiel Leander ein, „thut mir die Liebe und Freundschaft, zerstört mir den schönsten Tag meines Lebens nicht — es kann nur ein leichtes Mißverständniß sein — es wird sich Alles lösen. Lasset uns gegenseitig die Hände reichen, und uns heiter zu dem bevorstehenden Feste rüsten. Erwin, komm', vergiß, was dir heute bei mir zugestoßen."

„Halte Hochzeit, Leander," entgegnete Erwin, „aber lasse mich fortziehen, — ich kann nicht bleiben, weil mich deine Luft erstickt — ich will mit dem Fräulein auf Schloß Fargas; sie mag mich nun als Bräutigam annehmen, oder nicht, weil sie keinen Mann will, woran sie recht thut; so wird sie mich doch heute beherbergen, und dann, ehe ich nach Texas ziehe, soll noch jeder Rechenschaft geben, der sie zu beleidigen wagt."

Und in seiner Verwirung bestieg er das ledige Pferd, welches der Reitknecht hielt, und ritt davon. Draußen auf der Straße wartete er, bis der Ritter Fargas mit Rosalien und seinen Leuten kam, dann schloß er sich an, und ritt von dem lärmenden Schlosse weg nach Fargas.

Auf Turun war verstimmte Hochzeit gewesen. Auf Fargas kamen des andern Tages von allen männlichen Gästen des Festes Briefe an, in denen sich die Schreiber als Rächer anboten, wenn Jemand etwas gegen Rosalien habe. Der Ritter dankte kalt, und die Sache war aus.

Das Ränzchen wurde bei dem kleinen Wirthe in zwei Tagen auch nicht geholt, dafür schrieb Erwin einen zornigen Brief an seinen Oberverwalter, worin die Worte standen: „Ich bin von dem Wege nach Havre durch Zufall abgewichen, habe gezankt, habe mich betrunken, duellirt und verlobt. Schreibe deine Briefe nach Schloß Fargas."

Endlich wurde das Ränzchen doch geholt, aber die Reise nach Havre bis nächsten Frühling aufgeschoben. Nächsten Frühling aber war Erwin mit Rosalie vermählt. Auf seiner Hochzeit war Leander, und viele der damaligen Gäste gewesen. Erwin erzählte nun mit Erlaubniß seiner Gemahlin die Geschichte jener verhängnißvollen Nacht, und Alles war weit fröhlicher und heiterer als damals.

Auf Erwins Schlössern war nun Wein und Braten, waren Wägen und Pferde daran, der spartanische Bart war von seinem Gesichte, Rosalie, die Unvermählbare, betete ihren Gatten an, dies Alles hat der ganz kleine Zufall verschuldet, dem Erwin damals gestattet hatte, ein winziges Loch in sein System zu bohren — dies und noch etwas, flüsterten die bösen Zungen, daß nämlich Erwin ein ganz klein wenig unter dem Pantoffel stehe.

So endete die Geschichte der drei Schicksalsschmiede, sie sind sehr gute Freunde, und schmieden bis auf den heutigen Tag, nur daß das Eisen, welches sie nehmen, nicht mehr so spröde ist, sondern sie lassen den Zufall gelten, aber sich nicht von ihm beherrschen.

Als Note muß zum Schlusse noch beigefügt werden, daß Erwin auf seinem Wohnschlosse zwar jedes Fensterchen ver-

gittern ließ, daß sich aber nie mehr der Fall ereignete, daß Rosalie im Vollscheine ihr Bett verlassen hätte. Es mußte damals nur heimtückische Rache des Zufalls gewesen sein, dessen Reiche sie getrotzt hatte.

Der Waldbrunnen.

Ich habe zu zwei verschiedenen Malen ein Menschenbild gesehen, von dem ich jedes Mal glaubte, es sei das schönste, was es auf Erden gibt.

Das eine Mal war es ein Zigeunermädchen gewesen, das andere Mal eine junge Frau.

Da ich schon in Amt und Würden stand, und eines Tages in Dienstessachen nach dem kleinen Orte Neukirchen fahren mußte, fand ich, da ich auf der Wirthshausgasse aus dem Wagen stieg, dort einiges Gedränge. Drei einspännige Wägen standen da, vor jeden ein mageres Pferd gespannt, und jeder mit einem Leinwanddache überwölbt. Die Wägen standen in Unordnung. Um sie und zwischen ihnen lagen noch allerlei Dinge, die fremdartig und seltsam waren: Stäbe mit bunten Farben bemalt, Pfannen, runde Krüge mit Stroh umwickelt, krumme Messer an Stangen, um Aeste von den Bäumen zu reißen, Pflöcke, die man über ein Feuer zusammen stellen konnte, eine kothige Trommel, und noch mehr Anderes. Um diese Dinge trieben sich Zigeuner herum: Männer, fast so schwarz wie der Mohrenkönig auf alten Bildern der heiligen drei Könige, in feurige Lappen der verschiedensten Trachten gekleidet, halb nackte und ganz nackte Kinder, Frauen, alt und jung, in rothe, blaue oder scheckige, ganz durchlöcherte oder zerrissene Gewänder gehüllt. Alle riefen und schrieen, als keiften sie, in der Angelegenheit des Ankommens

oder Abfahrens begriffen. Neben der Thür des Gasthauses aber, zu der ich mühsam gelangen konnte, da ich mir für die Zeit, wenn ich mit meinem Amtsgeschäfte fertig sein würde, ein Mittagmahl bestellen wollte, stand ruhig, als ginge sie das Alles nichts an, ein Mädchen der Zigeuner, und ich, der ich doch bereits in die reifenden Jahre trat, prallte fast zurück, als ich das Mädchen sah. Das war die schönste Menschengestalt, die sich je in meinen Augen gemalt hatte. Der Oberkörper war in ein röthlich-braunes ausgebleichtes Zeug gehüllt, das so dünn war, daß man alle Gestaltungen durch dasselbe verfolgen konnte, und aus dem noch überdies die Arme von den Achseln an ganz nackt hervor gingen. Von den Hüften war ein Rock mit gelben und rothen Streifen bis über die Knie hinunter, der aber die Schwingungen der Gestalt vollkommen erkennen ließ. Die Füße waren nackt. Von dem wolkigen Stoffe des Oberkörpers hingen allerlei mit den grellsten Farben gefärbte Bänder und Schnüre und Flechtwerke herunter. Das Angesicht hatte die einfachsten Linien, die es nur geben kann. Die Nase war gerade, die Lippen waren kräftig, die Augen waren sehr groß und so schwarz, wie nur schwarzer Sammet oder Kohle oder Rabengefieder schwarz ist. Die Haare hatten dieselbe Farbe, und gingen in wunderlichen Knäueln, Schleifen und hellen Flittern über den Nacken auf den Rücken hinunter. Die Farbe des Körpers, gelbbraun wie ältliches Erz, stand sehr gut zu den schreienden Farben der Bänder, und stand sehr gut zu dem vollkommensten und richtigsten Ebenmaße der Glieder, daß wenn diese Gestalt genau, wie sie war, gegossen gewesen wäre, sie das schönste menschliche Standbild geworden wäre, das hervor zu bringen ist, und daß alle Völker in Bewunderung vor dieser Schönheit hätten knieen müssen,

wenn auch der Glanz der Augen nicht gewesen wäre. Ein Maler hätte die Gestalt nicht malen können, weil er das sanfte, schlanke Rund der Glieder nicht zuwege gebracht hätte. Ich dachte, da ich das Mädchen sah, daß keine Regelmäßigkeit der Krystalle, keine Pflanze, so herrlich sie sei, kein Thier, und wenn es das schlankste, kräftigste, feinste Wüstenthier ist, so schön zu sein vermöge wie ein Mensch. Den Ernst in den Mienen des Mädchens würde ich dem Ernste der sixtinischen Madonna vergleichen, wenn ich nicht eine Ungerechtigkeit beginge; denn das Mädchen war schöner als die sixtinische Madonna von Raphael. In den Standbildern der Griechen, die auf uns gekommen sind, und auf den Tafeln der Maler ist diese Gestalt nicht. Von der Stimme des Mädchens konnte ich nichts vernehmen; denn es gab, während ich da war, keinen Laut von sich. Auch regte es sich nicht wesentlich, und nur bei dem Blicken der Augen sah ich die leichte Bewegung der dunkeln Wimpern. Neben dem Mädchen stand in der Hausthür der Wirth mit dem großen Bauche, der grünen Weste, der schwarzen Haube und den weißen Hemdärmeln, und fragte mich, was mir zu Befehl sei. Ich sagte ihm, daß ich um zwölf Uhr essen kommen werde, und daß er mir dann geben möge, was er habe. Ich sagte sonst weiter nichts; die Zeit, die mir gegönnt war, verbrachte ich mit Betrachtung des Mädchens. Sie war sehr kurz, kaum mehrere Augenblicke; denn weil man mich hatte kommen gesehen, so sendete man mir, da ich kaum aus dem Wagen gestiegen war, die Botschaft, die anderen Herren warten schon auf mich und man versammle sich im Pfarrhofe. Ich ging also in den Pfarrhof, und später an das, was in Neukirchen meines Amtes war. Um drei Uhr des Nachmittages kam ich erst in den Gasthof zurück; denn wir hatten sämmtlich das Mittagessen

bei dem Pfarrer einnehmen müssen. Der Platz vor dem Gasthause war jetzt ganz leer. Ich trank hierauf weniger des Durstes als des Wirthes willen, um ihm doch ein Bischen Geld da zu lassen, ein Glas Wein, ließ meine Pferde vor den Wagen spannen, saß ein, und rollte auf meinem Heimwege dahin. Um die Zigeuner hatte ich nur im Fluge gefragt, und die Nachricht erhalten, daß sie gegen das Gebirge gezogen seien. Ich fuhr an grünen Bäumen und zwischen grünen Wiesen und Feldern meines Weges, und dachte stets, ob denn diese Gestalt so schön gewesen sei, wie die, welche ich vor vielen Jahren auf dem Rigi gesehen hatte, die der jungen Frau.

Ich war noch ein Schüler der Rechtsschule, als ich eines Tages mit einem Ränzlein auf dem Rücken und einem Knotenstocke in der Hand den Rigi empor stieg. Damals gab es noch Fußreisende genug, und wir waren ihrer fünf, sämmtlich aus derselben Schule, jeder mit einem Lederränzlein, einer kleinen Kappe und einem Ziegenhainerstocke versehen. Wir verbrachten die Nacht auf dem Berge, und am Morgen waren viele Leute mit uns auf einer günstigen Stelle versammelt, um eben den Morgen zu sehen. Als man genug des Morgens gesehen hatte, sah man auch einander an, und wir jungen Leute waren die ersten bei dem Geschäfte. Da war eine Frau in einem schwarzen Gewande. Sie trug einen kleinen, weißen Fächer in der Hand, am Halse sah eine schmale, weiße Krause aus dem schwarzen Gewande hervor, und auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben, sehr feinen Florentiner Strohhut. Alle Menschen des Berges sahen auf die Frau. Die ungemein großen Augen waren schwärzer als das schwarze Gewand, so waren auch die reichen Haare unter dem Florentinerhute, die Zähne waren weißer als die Krause

und der Fächer, und für die Gestalt war nichts da, womit man sie hätte vergleichen können. Sie war hoch; aber wäre sie um eine Linie höher gewesen, so wäre sie nicht mehr so schön gewesen, und wäre sie um eine Linie niedriger gewesen, so wäre sie auch nicht mehr so schön gewesen. Sanft und würdig baute sich diese Gestalt empor, die Bewegungen waren reich und geltend. Die Menschen sagten, ihre Augen erschienen nur so leuchtend und ihre Zähne nur so weiß, weil die Farbe ihres Angesichtes ungewöhnlich dunkel sei, dunkler, als sich mit Schönheit verträgt; aber gerade, weil in das Rosenroth ihrer Wangen ein wenig Bräunlichschwarz gemischt war, glich die feine Wölbung dieser Wangen so sehr der zarten Führung des schönsten griechischen Standbildes. Bei dieser Frau war ein Mann, der nur ein wenig größer war als sie, und braune Augen und Haare hatte. Die Leute sagten, dieses Paar sei schon eine Woche in der Herberge des Rigi. Wir blieben den ganzen Tag auf dem Berge, und an diesem Tage war die schwarze Frau mit dem gelben Florentinerhute der Gegenstand der Aufmerksamkeit der jungen Männer, obwohl auch Mädchen da waren, von denen man sagen konnte, daß sie sehr schön seien. Ein alter Kaufmann aus Augsburg erzählte uns, daß die Frau wunderbare kleine Gedichte mache; aber Niemand von den Anwesenden habe eines dieser Gedichtchen gesehen oder gehört, und er auch nicht. Er zeigte uns ihren und ihres Mannes Namen in dem Einschreibbuche der Herberge. Der Name der Frau stand mit einer klaren Handschrift da; aber keines der wunderbaren Gedichtchen war dabei. Ich habe den Namen im folgenden Laufe der Zeit wieder vergessen. An dem Tage, den wir auf dem Berge verbrachten, habe ich die Frau mit ihrem Gatten wandeln gesehen, ich habe sie auf einem Steine

sitzen gesehen, ich habe sie in dem Gesellschaftssaale gesehen, und ich habe sie sprechen gehört. Als der nächste Morgen graute, gingen wir fünf zusammen gehörenden Wandergesellen wieder den Berg hinunter.

An diese Frau dachte ich nun, da ich das Zigeunermädchen gesehen hatte.

Eine geraume Zeit aber, nachdem dieses geschehen war, erfuhr ich folgende Geschichte:

Ein alter Mann fuhr einmal mit zwei jungen Begleitern in einem leichten Wagen auf der Straße, welche von Passau mitternachtwärts gegen den Ort Freiung führt, dem genannten Orte und dem bairischen Walde entgegen. Nicht weit von Freiung ließ er den Wagen an einem einzeln gelegenen Gasthofe halten, und stieg mit seinen Begleitern aus. Er bestellte für Menschen und Pferde ein Mittagmahl, und sagte dann: „Jetzt, Kinder, gehen wir ein wenig im Grünen herum, bis unser Essen in Bereitschaft ist."

Und sie gingen von der Straße einen Rain entlang, der zwischen die Felder führte.

Die drei Menschen waren ganz gleich gekleidet, nämlich grau. Der alte Mann hatte einen grauen Filzhut auf dem Haupte, ein grautuchenes weites Oberkleid an, und eben so graue Beinkleider. Neben ihm ging ein Jüngling, der eher noch ein Knabe war, gleich ihm gekleidet, nur daß sein Hütchen von grauem Stroh, und sein faltiges Oberkleid von graugefärbtem Linnen war. Auf der andern Seite ging ein Mädchen, jünger als der Knabe, und wie die Beiden gekleidet, nur daß von dem Oberkleide ein silbergraues Röcklein hinab ging. Der alte Mann hatte weiße Haare, braune Augen in dem gutgefärbten Angesichte

und einen weißen Stutzbart auf der Oberlippe. Die Kinder hatten braune Locken und braune Augen und rosige Angesichter.

„Siehst du, Franz, und siehst du, Katharina," sagte der alte Mann, da sie an dem Felde hin gingen, „ich habe absichtlich dieses Gasthaus Fendelsberg zu unserem Mittagspunkte erwählt, damit ich euch den Wald, zu dem wir fahren, zeigen kann, weil man ihn auf unserem Wege kaum irgendwo so gut sieht, wie hier. Wenn die Sonne so lieblich scheint wie heute, seht nur, wie blau er nach einander dahin geht an dem lichteren und noch blaueren Himmel, und wie so schön die Felder und die Wiesen und die Wäldchen herwärts von ihm gegen uns gefärbt sind. Alles ist still in dem sanften Dufte. Und so geht er dort links, wohin wir nicht mehr sehen können, noch immer fort, daß du zehn oder fünfzehn Tage wandern könntest, Franz, ehe du ihn auswanderteſt. Und so liebe weiße Häuschen, wie das ist, in welches ich euch führen will, liegen an der ganzen langen Länge hin, und auch andere sind dort, nicht weiß, sondern braun, weil sie aus Tannenholz gemacht sind, das sich in der Sonne so färbte. Und auf den Dächern liegen große, graue Steine. Und noch kleinere Häuschen sind da, winzig kleine, in denen sehr arme Leute wohnen. Wir können hier keines der Häuschen sehen, weil der ferne blaue Wald so groß ist, und die Häuschen so klein. Es kann nichts Holderes geben, als das sanfte blaue Band des großen Waldes, das so stumm dahin und dahin geht."

„Fahren wir da gerade auf den Wald zu?" fragte der Knabe.

„Nein, mein Kind," antwortete der alte Mann, „siehst du dort rechts hinter dem Berge einen Thurm hervor ragen? Das ist der Kirchenthurm eines großen Ortes, den man Waldkirchen nennt. Auf diesen Ort fahren wir zu. Und siehst du weit hinter

Waldkirchen den Bühel von dem Rande des blauen Waldes empor ragen?"

„Ich sehe ihn, Großvater," sagte der Knabe.

„Das ist der Fels der drei Sessel, der über alle Bäume empor ragt," sagte der alte Mann, „und von diesem Felsen gerade herab, wo das Blau des Waldes aufhört, sind die Thäler und die Schluchten und die Gräben und die Hügel und die rauschenden Wässer, zu denen wir gehen."

„Kommen wir noch heute hin, Großvater?" fragte das Mädchen.

„Nach fünf Stunden, wenn wir von diesem Gasthause weggefahren sind," antwortete der alte Mann, „und da bekommt ihr unter Weges noch eine recht gute Milch in einem Hause, das Jandelsbrunn heißt."

„Wie freue ich mich auf die Milch und auf den blauen Wald," sagte das Mädchen, „ich habe noch gar keinen blauen Wald gesehen."

„Wenn du hin kömmst, ist er grün," sagte der alte Mann.

„Alle Wälder sind ja grün, Katharina," sagte der Knabe.

„So schimmert er nur blau?" fragte das Mädchen.

„Wie alle Höhen in der Ferne," sagte der alte Mann. „Und nicht nur schön ist der Wald, wenn ihr ihn in der Ferne sehet, und schön, wenn ihr in ihm herum gehen werdet, er hat auch köstliche Dinge in sich. Da ist der ganze Boden, auf dem er steht, ein ungeheurer zerklüfteter Stein, ein Stein, der Hunderte von Meilen lang ist, viele Meilen breit, und manche Meile tief. Er hat Risse und Spalten und Gänge und Öffnungen, in welche die Wurzeln der Bäume eindringen, und über welchen der schwarze Boden liegt, auf dem die Gräser und Blumen und

Beeren des Waldes wachsen. Und das Wasser, welches von den Wolken des Himmels nieder reguet, sinkt auch hinein, und sinkt immer tiefer, und sinkt tiefer, und reiniget sich, und sammelt sich in dem Steine, wie in einem blanken Kruge, weil der Stein fest ist, und dem Wasser nichts gibt, wodurch es unrein werden könnte, und dann quillt es irgendwo hervor, und macht ein kleines Bächlein, oder in der Steinmulde ein Brünnlein, so hellen Wassers, daß du nicht weißt, wo die Luft aufhört, und das Wasser anfängt, und ein Wasserfädlein rinnt von der Mulde fort, und tausend Wasserfädlein rinnen, und überall rieselt es emsig und still, und das Rieselnde findet sich zusammen, und es rauscht in der Tiefe, und die vielen Bäche gehen in die Länder hinab. Und dieses Wasser gibt allen Wesen, selbst den Gräsern, Fröhlichkeit und Gesundheit, was das Wasser in den Ländern draußen, wo allerlei unreiner Boden ist, nicht geben kann. Und die Luft ist in den Höhen, die der Wald einnimmt, schon reiner, weil sie in allen Höhen reiner ist, und sie wird durch das Harz des Waldes und durch das Athmen seiner Millionen Blätter und Nadeln noch anmuthiger und balsamreicher, daß sie auch Fröhlichkeit und Gesundheit bringt, so wie das Wasser. Und wer Beides, Fröhlichkeit und Gesundheit verloren hat, der erhält sie wieder, wenn er von diesem Wasser trinkt, und von dieser Luft athmet. Darum gehe ich mit euch zu einem Brunnen, den ich im Walde weiß, und in die Luft, die um den Brunnen weht."

„Großvater, haben wir denn die Gesundheit und Fröhlichkeit verloren?" fragte das Mädchen.

„Du, meine Katharina, hast beides, und ich glaube, auch Franz hat beides," sagte der alte Mann.

„Und hast du beides nicht, Großvater?" fragte der Knabe.

„Ich glaube, ich habe es nicht," sagte der Großvater.

„Und wodurch hast du denn die Fröhlichkeit und die Gesundheit verloren?" fragte der Knabe.

„Ich werde sie durch Mancherlei verloren haben, mein Kind," antwortete der alte Mann. „Ich bin freiwillig in ein Amt gegangen, und bin dadurch zu viel an einem Tische gesessen, als noch euer Vater und eure Mutter im Grase fröhlich herum sprangen, ich habe Kummer erlebt, und werde sie verloren haben, weil ich Mangel an Liebe litt."

„Daran hast du ja nicht Mangel," sagte Franz, „dich lieben alle Menschen, und sagen es auch, dich lieben unsere Dienstleute, die wir in dem Hause zurück gelassen haben, und sagen es auch, dich lieben die alten Männer, die oft zu uns kommen, darum kommen sie, dich lieben unsere Lehrer, sie haben es zu uns gesagt, und ich und Katharina lieben dich auch, so gut dich Susanna und Ludmila lieben."

„Die lieben mich alle, und ihr liebt mich auch," sagte der Großvater, „und ich bin euch für eure Liebe sehr dankbar. Ihr habt diese, und ihr gebt mir die, die ihr habt."

„Ja, das thun wir," sagte Katharina.

„Ihr versteht diese Sachen noch nicht, und mögt ihr sie noch recht lange nicht verstehen," entgegnete der alte Mann, „ich bin von Kindheit an ein empfindsamer Mensch gewesen. Ich bin auch einmal so ein Kind gewesen, wie ihr seid. Und ich bin heran gewachsen, und habe mir Gespielen gesucht, und habe ihnen Gutes gethan, indem ich mich aufopferte, und sie haben gedankt, und sind fröhlich gewesen, und sind in die weite Welt gegangen. Ich habe eure Großmutter kennen gelernt, welche die Mutter eures Vaters gewesen ist, sie ist meine Ehefrau geworden, und

hat mich sehr geliebt. Ich hätte ihr Alles gegeben, was ich gehabt habe, ich habe ihr aufgeopfert, was mir lieb war, sie war mir sehr dankbar, ich wurde ihr Theuerstes auf der Welt; aber sie konnte nie thun, was gegen ihren Sinn war. Endlich starb sie, und nahm noch mit brechenden Augen von mir Abschied. Euer Vater ging zu eurer Mutter, und hing sein Herz an sie. Beide sind viel zu jung gestorben. In meinem Amte sagten die Vorsteher oft, dieses und jenes sollte ich anders thun. Und dann begannet ihr heran zu wachsen, und waret heiter und fröhlich um mich."

„Und das hat dich Alles gekränkt, lieber Großvater," sagte Katharina.

„Lasse das jetzt, mein Mädchen," sagte der alte Mann, „und gehen wir jetzt zu dem Mittagessen. Sie werden euch etwas sehr Gutes bereitet haben; denn ich habe es ihnen dringend aufgetragen."

„Ja, gehen wir zu dem Essen," sagte das Mädchen.

Und sie wendeten sich auf dem Raine um, und betraten den Rückweg in das Gasthaus.

Nach einer Stunde waren auch die Pferde in Bereitschaft, sie wurden vor den Wagen gespannt, die Reisenden saßen ein, der Kutscher kletterte auf seinen Sitz, und sie fuhren auf der Straße weiter.

In einer kleinen Entfernung von dem Gasthause in Fendelsberg lenkte der Wagen von der großen Straße ab, und fuhr rechts auf einer kleineren gegen den Ort Waldkirchen. Sie fuhren durch Waldkirchen gegen Morgen, die Kinder bekamen in Jandelsbrunn die versprochene Milch, der Wagen rollte wieder weiter abermals gegen Morgen, und nachdem noch zwei Stunden ver-

gangen waren, hielt er vor einem Gasthause, auf welches der breite Wald in der Nachmittagssonne blauschwarz dämmernd hernieder sah.

„Wir sind an dem Ende unseres Fahrens, Kinder," sagte der Großvater, „jetzt müssen wir ein wenig gehen."

Sie stiegen aus. Der alte Mann machte die Anordnung, wohin das Gepäcke des Wagens gebracht werden sollte, und ging mit den Kindern fort. Sie gingen auf einem Wiesenpfade, der so weich wie Sammet war, auf dem Grün der Wiese, welches in der Sonne glänzte, hinter dem Gasthause langsam empor. Sie gingen dem breiten Walde immer näher, und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes gegen sie heran rückten, und die Kinder sahen hie und da ein Häuschen, welches weiß war, wie der Großvater gesagt hatte, oder sie sahen ein größeres Haus, oder auch ein braunes Holzhäuschen, oder ein winziges, wie es der Großvater beschrieben hatte. Kirschbäume standen an dem Wege, und auch sonst hie und da zerstreut, andere Bäume standen überall herum, besonders Ahorne und Tannen, die Wanderer sahen in Rinnen hinab, in denen Wässer rauschten, und auf einem sehr grünen Flecke stand ein weißes Häuschen mit breitem Giebel und flachem Dache, auf welchem große Steine lagen.

Der Großvater wies auf das Häuschen und sagte: „Dort werden wir wohnen. Ich werde in dem glänzenden weißen Häuschen ein Zimmer haben, Franz wird ein Zimmerchen haben, Katharina wird ein Zimmerchen haben, und die Frau, welche uns bedienen wird, hat jetzt schon die Hinterstube. Ich habe Niemanden als euch mitgenommen, daß wir gar nichts von der großen Stadt bei uns haben. Das Wasser des Waldes

und die Luft des Waldes werden gut wirken. Eure Wangen werden noch rosiger und eure Augen werden noch glänzender werden."

„Großvater, wirst du denn auch Jemand haben, der dich liebt?" fragte Katharina.

„Das weiß ich nicht, mein Mädchen," antwortete der alte Mann.

Sie waren zu dem Häuschen gekommen, und in dasselbe gegangen. Es war, wie der Großvater gesagt hatte, die drei Zimmer waren mit Geräthen versehen, und waren nett und reinlich. Die Kinder freuten sich darüber, und freuten sich, daß sie in die Wohnung gehen konnten, ohne über eine Treppe zu steigen. Die Frau Crescentia, welche hier ihre Magd sein sollte, stand schon in weißer Schürze da. Das Gepäcke der Reisenden wurde gebracht und ausgepackt, die Abendsuppe wurde auf den runden Tisch gestellt, und der Großvater zeigte nun noch, ehe es dämmerte, den Kindern den schönen Wasserstrahl, der hinter dem Häuschen gleichsam mitten aus dem Felsen wie Glas hervor schoß, und sich in einem Felsenbecken sammelte, von dem dann ein winziges Bächlein weiter rann, dann wurde die Hausthür gesperrt, die Fenstervorhänge zugezogen und alle gingen zur Ruhe.

Des anderen Tages am frühesten Morgen, als sie die Milch und das Wasser, das ihnen von Crescentia gebracht worden war, getrunken hatten, gingen die drei neuen Bewohner des Schreinerhäuschens (denn über der Hausthür standen die Worte: der Schreiner) auf dem weißen Wege, der von unendlich vielen Sandkörnern glitzerte, neben dem thauigen Grase in das freie, weite Thal dahin. Der Großvater führte die Kinder in das Schulhaus der Waldhäuser, welches auf einem Anger unter

lauter Kirschbäumen stand, und auf allen Seiten von oben bis unten mit Schindeln bedeckt war. Sie hatten eine halbe Stunde bis dahin zu gehen gehabt. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen. Der alte Mann führte die Kinder in die Stube des Lehrers und sagte zu diesem: „Ich bin Stephan Heilkun, der Besitzer von Heilkun und Thanau, und diese zwei sind meine Enkel, die Kinder meines verstorbenen Sohnes. Ich bin in diesen Wald gegangen, um hier im Sommer Luft, Wasser und Aussicht zu genießen. Der Schreiner, welcher sich abseits der Klafferstraße ein größeres Haus gebaut hat, ist so freundlich gewesen, mir das kleinere, in dem er früher gewohnt hat, für eine Zeit zu überlassen. Seine Muhme Crescentia ist meine Magd. Ich bin zu euch gekommen, verehrter Herr Lehrer, weil ihr der Schreiber der Waldgemeinde seid, euch meine Ankunft und die Absicht meines Aufenthaltes dahier anzuzeigen. Den Vorsteher werde ich übermorgen am Sonntage besuchen, da ich bis dahin geordnet sein, und den etwas weiten Weg zu ihm ohne Zeitversäumniß werde antreten können."

„Mein hochedler, hochverehrter Herr," antwortete der Lehrer, „ich danke für die Anzeige, und werde sie sogleich eintragen. Möge euch und den Kindern der Aufenthalt in dieser milden Gegend recht lieb sein."

„Den Unterricht meiner Enkel werde ich selber hier fortsetzen," erwiederte der alte Stephan, „sollte ich eures Rathes hier je bedürfen, so werde ich euch darum bitten."

„Mein Rath wird bei so lieben und schönen und wohlerzogenen Kindern kaum nöthig sein," entgegnete der Lehrer, „aber wo ich dienen kann, diene ich. Leider sind meine Gaben klein, und sie sind noch kleiner geworden, weil mich meine Vor-

gesetzten so lange in diesem unwirthbaren Waldwinkel und bei so rohen Menschen gelassen haben."

„Und könnt ihr die Kinder dieser Leute nicht verbessern und veredeln?" fragte Stephan.

„Wenn die Eltern nicht wieder Alles verdürben," antwortete der Lehrer, „die Kinder lernen Halsstarrigkeit und Bosheit. Da habe ich sogar ein Mädchen in der Schule, das aus Rohheit und Bosheit, obwohl es meiner Lehre schon fast entwächst, bisher noch kein Wort in der Schule gesprochen hat."

„Das sollte doch kaum möglich sein," sagte Stephan.

„Hier ist Vieles möglich," antwortete der Lehrer, „das Kind sitzt in der zweiten Bank, und wenn ich es frage, und liebreich zu ihm rede, bleckt es die Zähne und schaut mich mit häßlichen Augen an, und sagt gar nichts, und wenn ich seine Schrift oder sein Buch oder seine Rechnungstafel will, so hält es die Hand darauf, und blickt noch abscheulicher. Ich will als vernünftiger Mann nicht Gewalt brauchen, sonst kömmt das Kind gar nicht mehr in die Schule, und geht ganz zu Grunde. Auf der Gasse stößt und schlägt es die andern Kinder, oftmals steht es auf einem Felsen, und streckt den Arm aus den Lumpen hervor, und predigt, oder schreit sonst etwas, wenn auch gar Niemand dabei ist, der es hört, ja dann geschieht es sogar am öftesten. Nicht einmal bei seiner Mutter will das Mädchen bleiben, die doch noch unter diesem Gesindel die ehrbarste ist, sondern hockt bei der verwahrlosten Großmutter in dem hölzernen Loche hinter der Hütte, und höhnt die Großmutter, indem es ihr Tannenreiser in die weißen Haare steckt, oder Preißelbeeren, oder ihr einen Buschen Hahnenfedern auf das Haupt bindet. Es rennt mit Tagesanbruch von dem Holzloche hervor, durchstreift die Gräben,

und zerreißt Gebüsche und Kräuter. Öfter hört man es bei der Großmutter singen, und die Alte singt mit."

„Ja, und hat denn dieses Kind in der Schule etwas gelernt?" fragte der alte Stephan.

„Ich sehe es mit lesen, wenn gelesen wird," sagte der Lehrer, „wenigstens rührt es die Lippen, die Kinder sagen, daß es die Buchstaben recht macht, und die Rechnungen aufschreibt. Sonst geht es aus Bosheit in die Schule, um da wild zu sein und zu tanzen. Selbst zu dem hochwürdigen geistlichen Herrn hat es noch kein Wort gesprochen."

„Wer sind denn seine Angehörigen?" fragte Stephan.

„Hergelaufenes Volk," antwortete der Lehrer. „Es sind die früheren Besitzer der Hütte ausgestorben, und da kamen weitläufige Anverwandte, zwei Schwestern, davon eine die Mutter des Mädchens, die andere aber eine unverheirathete Person ist. Diese besorgen die Hütte, die zwei Kühe, die Ziegen und die kleinen Flecke Grundes, und gehen in Arbeit. Dann ist noch die Großmutter, welche die Mutter der zwei Weibspersonen ist, und das wilde Kind. Von einem Vater dieses Kindes habe ich nie etwas gehört. Man gibt sich auch nicht gerne mit den Leuten ab."

„Ihr werdet mir doch erlauben, daß ich eure Schule einmal besuche," sagte Stephan.

„Ich werde eine Freude und Ehre davon haben," antwortete der Lehrer.

Darauf beurlaubte sich der alte Mann, Franz verbeugte sich, wie er es gelernt hatte, Katharina knixte, und sie verließen die Stube.

Dann ging der alte Mann noch mit den Kindern, ehe die Mittagszeit kam, von dem Schulhause unter den Kirschbäumen

über grünen Rasen empor, dann zwischen kleinen Feldern, dann durch einen Laubgraben, in welchem Wasser rauschte, dann durch Wiesen, auf denen ungeheure Steine lagen, in den großen Wald hinauf, den sie bei ihrer Ankunft wie ein dunkles Band vor sich gehabt hatten. Er führte sie in dem Walde herum, so weit er gangbar war, oder der eine oder der andere Pfad hierhin und dorthin lenkte. Er zeigte ihnen die großen Buchen und Tannen und Ahorne, die da wuchsen, die bemoosten Steine, die in Mengen und in Verwirrungen umher lagen, und oft wie grünes Gold funkelten, er zeigte ihnen die dunkeln und lichten Waldblumen, die im Schatten standen, und die andern Kräuter und Blätter, die da waren, insonderheit, daran die Beeren wachsen würden, die sie in späterer Sommerzeit ergötzen sollten; er zeigte ihnen die vielen Wässerlein, die rannen, und führte sie zu einem Waldbrunnen, den er wußte. Zu dem Brunnen ging ein guter Pfad, weil die Hirten, die Holzarbeiter und andere Leute ihren Trunk da holten, und glaubten, daß das Wasser heilig sei und besondere Gesundheitskräfte besitze. Es lag ein Stein wie ein Haus über anderen Steinen, und da, wo sie alle mit einander ein Dach bildeten, war in einer Vertiefung auf Unterlagen von Granitsteinen unter dem Schutze dieses Daches ein Wasser, in das aus dem Gesteine ein Quellchen nieder rieselte, und von dem in das weitere Gestein ein Quellchen fortrieselte. Es war so, wie der Großvater gesagt hatte, wenn sich das Wasser in seinem Steinhause nicht gerührt hätte, wäre es von der Luft nicht zu unterscheiden gewesen. Hohe Bäume und Brombeergesträuche und andere Dinge waren umher. Der Großvater setzte sich mit den Kindern auf einen Stein, und da sie sich genugsam abgekühlt hatten, zog er ein schönes Glas aus einem Fache, das er in

seiner Tasche trug, hervor, füllte es mit Wasser, und gab den Kindern zu trinken, und trank selber. Dann als der Durst gestillt war, gingen sie unter dem Gesange von allerlei Vögeln in den Zweigen, unter dem Geflatter von manchem schönen Falter, und im Anschauen manches bunten Käfers oder eines andern Thierchens, oder gar eines über den Weg huschenden Eichhörnchens an Stamm nach Stamm dahin, immer abwärts, bis sie ins Freie gelangten, und bald ihr Schreinerhäuschen sahen, dem sie zuwandelten.

Nach einigen Tagen ging der alte Stephan allein in das Schulhaus und in das Unterrichtszimmer. Der Lehrer zeigte ihm das wilde Mädchen. Es saß auf dem zweiten Platze in der zweiten Bank und glotzte den alten Mann mit schrecklich großen, pechschwarzen Augen an. Sonst saß es ruhig und still da. Der alte Mann beachtete es nicht, und sprach nicht zu ihm, sondern ging in dem Zimmer herum, betrachtete allerlei, sprach zu den Kindern insgesammt einige Worte, und ging wieder fort. So kam er nun öfter, die Kinder gewöhnten sich an ihn, er hörte zu, wenn sie lasen, er ließ sich ihre Schreibbücher und Rechnungstafeln zeigen, und betheilte sie zuweilen mit kleinen Bildchen. Das wilde Mädchen las nie, es zeigte ihm nie ein Schreibbuch oder eine Tafel, und wurde auch nicht betheilt. Die Kinder umringten ihn, und drängten sich an ihn, wenn er einmal bis zum Ende der Schulzeit bei ihnen blieb, und mit ihnen fort ging. Jedes wollte das nächste an ihm gehen, und manche gingen länger auf dem Pfade, den er wandelte, fort, als ihr Nachhauseweg erfordert hätte. Das wilde Mädchen sah er nie die andern Kinder stoßen oder schlagen, sondern es ging seines Weges fort. Einmal, als er nach langer Zeit wieder in die Schule kam, brachte er allerlei Dinge mit:

Glaskorallen, kleine Marmorkugeln, rosenrothe Bändchen, Holztrompetchen, kleine Puppen u. dergl. Er ließ die Kinder lesen, besah ihre Arbeiten und theilte zahlreiche Geschenke unter die fleißigen aus, und die sonst nichts bekamen, bekamen wenigstens ein Bildchen. Alle Kinder um das wilde Mädchen herum hatte er zum Lesen gerufen, nur das wilde Mädchen nicht, von allen hatte er sich die Arbeit zeigen lassen, nur das wilde Mädchen hatte er nicht aufgefordert. Dann öffnete er seine goldene Uhr, und zeigte den Kindern um das wilde Mädchen herum den inneren Goldglanz und das rührige Gehwerk, dem wilden Mädchen nicht. Dann ging er wieder zu seinem Stuhle an dem Tische des Lehrers zurück, setzte sich nieder und packte die Geschenke, die ihm übrig geblieben waren, in seine Tasche. Da stand das wilde Mädchen auf und drängte aus der Bank. Auf ein Zeichen des Lehrers ließ man es heraus; es ging aber nicht, wie man geglaubt hatte, aus der Stube, sondern nahm schnell sein Buch von der Bank, ging zu dem alten Manne, hielt das Buch hin, und gab Zeichen, daß es lesen wolle. Der alte Mann gab freundlich ein Zustimmungsnicken, und sofort begann das wilde Mädchen laut und mit klarer, etwas tiefer Stimme ganz richtig, aber in fremdartiger Aussprache zu lesen, was auf den aufgeschlagenen Blättern stand. Als der alte Mann das Mädchen bedeutete, daß es genug sei, trug es sein Buch zu seiner Bank, und brachte sein Schreibheft zum Ansehen. Der alte Stephan sah die Schrift an, es waren mehrere Blätter beschrieben, die Buchstaben waren deutlich, wenn auch nicht schön; aber der alte Mann erstaunte auf das Höchste, da er die Schrift las. Es war nirgends das, was auf der Vorschrifttafel stand, abgeschrieben, oder etwas geschrieben, was in die Feder gesagt worden sein konnte, sondern ganz andere seltsame Worte, die

oft nichts bedeuteten: Burgen, Nagelein, Schwarzbach, Susein, Werdehold, Staran, zwei Engel, Zinzilein, Waldfahren und Ähnliches, dann Sätze: in die Wolken springen, die Geißel geht um den Stamm, Wasser Wasser Wasser fort, schöne Frau schöne Frau schöne Frau, alles leicht alles grau, u. dergl. Der alte Mann sagte hierüber dem Lehrer gar nichts und dem wilden Mädchen auch nichts. Er gab dem Kinde die Schrift zurück, lobte es, strich den Scheitel seines rabenschwarzen Haares, das unbedeckt war, zweimal mit seiner Hand, zog aus seiner Tasche ein schönes rosenrothseidenes Band hervor, und gab es dem Mädchen. Das Mädchen ging mit dem Bande und mit seiner Schrift in die Bank zu seinem Platze. Der Lehrer sah allen diesen Dingen zu. Der alte Mann blieb bis zum Ende der Lehrzeit, und ging dann mit den Kindern fort.

Und so oft er in die Schule kam, las ihm das Mädchen und zeigte ihm seine Schrift und seine Rechnung.

Eines Tages ging der alte Stephan mit Franz und Katharina im Nachmittagsonnenscheine von ihrem weißen Schreinerhäuschen fort. Er führte die Kinder durch die Rasenpfade an Bäumen, Gesträuchen, rauschenden Wässern und großen Steinen vorüber, er führte sie durch ein kleines wildes Gehölz, und als sie aus demselben getreten waren, lag ein sehr kleines Flecklein Korn zwischen Gesträuchen, und über dem kleinen Flecklein Korn hing unter dem unermeßlichen blauen Himmel die Lerche, und an dem kleinen Flecklein Korn stand ein braunes hölzernes Häuschen, das wie ein Holzhäufchen gegen den großen grauen Stein war, der sich hinter ihm befand, und an dem Häuschen war ein holzbrauner Anbau, der wieder nur ein Holzhäufchen gegen das Häuschen war. Zu diesem hölzernen Häuschen führte der Großvater die Kinder.

Es waren Holzstäbe um dasselbe aufgeschlichtet, und in einem Fenster stand ein Topf mit Rosmarin und einer mit Nelken. Der Großvater führte die Kinder an dem Häuschen vorüber zu dem Zubaue. Da saß unter der Thür, in welche die helle Sonne schien, einen groben Faden aus der Spindel ziehend, ein altes Weib, und hinter dem alten Weibe hockte auf einer Tanne, aus dem Dunkel des winzigen Holzbaues über das alte Weib herausblickend, wie eine Katze das wilde Mädchen. Das alte Weib hatte einen rothen Latz, einen zerrissenen grünen Rock und ein Linnenhemd um Schultern und Hals, das aus Alter grau war. Rings um das Weib staken in dem Holze des Anbaues wie um ein Heiligenbild in einer Feldkapelle Zweige, Blumen, Getreidehalme und selbst Federn, in den weißen Haaren hatte das alte Weib auch Blumen, gefärbte Papierstreifen, einen Büschel Hahnenfedern, und es hing das rosenrothe Seidenband von den weißen Haaren hernieder, das der alte Stephan dem wilden Mädchen gegeben hatte. Das wilde Mädchen trug gar keinen Schmuck, sein Rock war auch grün und zerrissen, sein Latz war blau, und sein Hemd, sonst wie das der Alten, hatte frische Risse. Es blickte unwillig gegen die Ankommenden.

Stephan blieb mit den Kindern vor dem alten Weibe stehen und sagte: „Das ist ein lieblicher Sonnenschein, der heute da hernieder kömmt."

„Ja, ja, er scheint jeder Zeit, wenn er scheint," erwiderte das alte Weib.

„Ihr habt euch in denselben gesetzt und zieht da eueren Faden aus dem Rocken," sagte Stephan.

Das alte Weib sah mit großen schwarzen Augen aus dem knöchernen Angesichte auf ihn, und sagte nichts.

„Er wärmt eure Glieder," sagte Stephan wieder.

„Die Glieder möchten warm sein im Sommer und im Winter und am Morgen und am Abende," sagte das alte Weib.

„Wie heißt ihr denn?" fragte Stephan.

„Sonst hieß ich Lucia, jetzt aber Katharina, manchmal hieß ich auch Ludmilla, da er noch lebte, der Name war ihm süß, er hat diese schwarzen Haare gestreichelt," sagte das alte Weib.

„Frage sie nicht mehr," rief jetzt das wilde Mädchen, indem es seinen Kopf über den des alten Weibes hervorstreckte, so daß die Sonne ihn beschien.

Stephan nahm die Kinder bei der Hand, wendete sich um, und ging von dem Zubaue weg.

An der Thür des Hauses stand ein Weib, und sagte zu Stephan, da er sich näherte: „Ihr seid bei der Mutter gewesen und habt mit ihr gesprochen!"

„Wenig," sagte Stephan, „sie scheint nicht redselig zu sein."

„Das Kind läßt sie nicht sprechen und läßt nicht andere mit ihr sprechen," sagte das Weib.

„Seid ihr die Mutter des Kindes?" fragte der alte Mann.

„Nein, ich bin die Jungfrau Anna, die Schwester der Mutter," antwortete das Weib, „wir haben die Plage und müssen für Alles sorgen, das Kind ist bei der Mutter hinten, die im Kopfe nicht mehr bei sich ist, und will gar nicht einmal zu uns hervorgehen, wo es viel besser leben hätte. Wir müssen durch Qual und Arbeit Alles erhalten. Aber wollt ihr denn mit den schönen Kindern nicht hineingehen, hoher Herr, und einen Schluck Milch trinken, sei es von der Ziege, sei es von der Kuh."

„Nein," sagte der alte Stephan, „wir müssen unseres Weges weiter gehen, und danken euch."

„Nun, so behüte euch Gott," sagte das alte Weib.

„Euch auch," entgegnete Stephan.

Dann ging er mit den Kindern von dem Holzhäuschen weg, an dem kleinen Fleckchen Korn dahin, in das wilde Gehölz, und aus demselben wieder gegen das weiße Schreinerhäuschen hinunter.

„Großvater," sagte Katharina, „das kleine Mädchen ist recht häßlich. Als es den Kopf hervorstreckte, daß ihn die Sonne beschien, war es mit dem schwarzen Angesichte wie ein dunkles Bild in einem Holzrahmen."

„Aber wie ein schönes Bild," sagte Franz, „seine Wangen glänzten wie eine Glocke der Kirche, und seine Augen leuchteten wie die Kerzen am Altare."

„Nein, wie die Kohlen im Backofen," sagte das Mädchen.

„Man soll das Kind nur rein und schön anziehen wie dich," sagte Franz, „dann siehe."

Sie waren in das Schreinerhäuschen hinunter gekommen, und Crescentia gab ihnen die Milch, welche sie zu dieser Zeit immer bekamen.

Und an einem jeden Tage, wenn sie nach dem Morgengange gelernt hatten, führte sie der Großvater zu dem Waldbrunnen hinauf, und sie tranken mittelst des schönen Glases von seinem Wasser, und sie sahen die Bäume und Blumen und Grasblätter des Waldes und seine Falter und seine Käfer und seine Thierchen, und hörten die Vögel singen, und öfter gingen sie auch an den Schluchten, an den rauschenden Wässern, an den Ahornbäumen und andern hinauf in das wilde Gehölz, und aus ihm zu dem kleinen Fleckchen Korn, über dem manches Mal wieder eine Lerche war, und von dem Fleckchen Korn zu dem Holzhäuschen und von dem Holzhäuschen zu dem winzigen Anbaue, und

sahen die alte Großmutter und das wilde Mädchen. Der Großvater sprach wenig; aber er brachte öfter etwas: ein seidenes Bändlein, oder Glaskorallen, oder papierne Blumen, oder ein Schnürchen mit Dolden, und sie sahen dann später die Dinge an dem alten Weibe hängen.

„Die Mutter und die Muhme des Mädchens," sagte Katharina, „sind doch viel ehrbarer gekleidet als die alte Frau und das Mädchen."

„Weil sie auf sich mehr verwenden," antwortete Franz.

Der Sommer war indessen immer älter geworden, die Leute thaten stets andere Arbeiten auf den Feldern und Wiesen ringsum, das Fleckchen Korn vor dem Holzhäuschen war abgeerntet, fast jeder Mensch kannte schon den alten Mann mit den zwei Kindern, der Herbst rückte herzu, und die Stunde des Abschiedes schlug.

„Centia," sagte Stephan eines Morgens, da Alles gepackt war, was fort mußte, und da es die Leute in das Wirthshaus im Klaffergrunde gebracht hatten, „behüte Alles gut, was wir da gelassen haben, mit dem ersten Frühlinge kommen wir wieder."

Dann ging er mit den Kindern auf dem Pfade in das Klafferwirthshaus, um dort in den Wagen zu steigen. Der Lehrer der Waldhäuser war da und auch der Vorstand der Waldgemeinde und andere Leute, um Abschied zu nehmen. Crescentia war ihnen auch nachgelaufen, und da man sich verabschiedet hatte, und da die Kinder im Wagen saßen, und der alte Stephan den Fuß auf den Tritt stellte, um einzusteigen, flog hinter dem Schoppen das wilde Mädchen herbei, schlug beide Arme um den alten Mann, küßte ihn auf den weißen Stutzbart, und rannte davon. Der alte Mann wischte mit dem Ärmel seines Rockes über sein Angesicht,

man wußte nicht, wische er sich den Kuß des Mädchens ab oder Thränen. Dann stieg er in den Wagen, und sie fuhren davon.

Immer weiter wich der große, dunkle Wald zurück und wurde höher und blauer. In Jandelsbrunn bekamen die Kinder Milch, in Fendelsberg wurde das Mittagessen verzehrt und der ferne blaue Wald angesehen, und dann fuhren sie weiter den Berg hinab, und sie erblickten hinter sich nichts mehr als Getreidehügel und einige Häuser und Bäume.

Und der wilde Winter kam. Von dem Fels der drei Sessel gingen die Winde über die Waldlehne nieder, durch die Wipfel der Bäume an dem Waldbrunnen, auf die Schluchten und die Anger und die Thalrinnen und die weißen Häuschen mit den Steindächern und die braunen hölzernen herab, auf das Häuschen, das an dem kleinen Felde stand, um welches Gebüsche waren, auf das weiße Schreinerhäuschen, auf das Schulhaus mit den Schindelwänden, auf das Wirthshaus in der Klafferstraße, und weiter hin gegen den Berg, auf welchem die Kirche von Breitenberg stand, und gegen andere Kirchen, und gegen die weiten Länder hinaus. Und die Flocken kamen, und jagten dahin, wohin der Wind zielte, und brachten Alles in Verwirrung, daß Feld und Wald tanzten, und legten eine Hülle über alle Dinge, die immer wuchs und wuchs. Und die Tage waren kurz und finster, und die Nächte lang und stockend. Und die Kälte erschien, und legte um die laublosen Zweige der Bäume das feine Weiß, und streute es auch auf alle jene Nadeln des Waldes, auf denen nicht ohnehin schon der Schnee lag. Und Crescentia heizte öfter in den Stuben und Kammern des weißen Schreinerhäuschens, und legte die Dinge heraus, die der alte Stephan da gelassen, und die er, seit er fort war, geschickt hatte, daß sie sich in der Wärme lüfteten.

Und als die Sonne immer höher kam und immer wärmer wurde, und als endlich an manchen Zweigen die Kätzchen hingen, an andern die Blüthen, und als der hohe Wald seine neuen lichtgrünen Wedel ansetzte, ging der Wagen, in welchem der alte Stephan mit seinen Enkeln Franz und Katharina saß, nach Fendelsberg und Jandelsbrunn und in das Wirthshaus in der Klafferstraße, wo der alte Mann mit den Kindern ausstieg, und über den Anger und zwischen den Häuschen, die weit zerstreut herum lagen, und an den Kirschbäumen und andern Bäumen, die da standen, vorüber, und an den Rändern der tiefen Gräben dahin, in denen die Wasser rauschten, dem breiten Walde immer näher gelangte, und in das Schreinerhäuschen ging, wo er Crescentia fand und andere Leute, die ihn begrüßten. Männer brachten die Sachen nach, welche von dem Wagen in das Schreinerhäuschen mußten.

Und die drei Reisenden nahmen gleich von Allem Besitz, wie sie es im vorigen Sommer gehabt hatten, daß sie wieder lebten wie im vorigen Sommer, und daß Crescentia die einzige Haushälterin sei, die jedes besorgte, und die Kinder liebte, und sich zu Arbeiten, wenn es noth that, Leute dingte, die sie kannte. Nur Linnen, Kleider, Geräthe hatte Stephan gesendet, daß abgeholfen würde, wo er im vorigen Sommer eine Lücke erkannt hatte.

Den nächsten Morgen kam der Gemeindevorstand selber zu dem alten Stephan, um ihn zu begrüßen, es kam der Lehrer der Waldhäuserschule, und Nachbarn und Bekannte und solche, denen Stephan im vorigen Jahre Gutes gethan hatte.

Und hierauf ging Stephan in dieses und jenes Haus und Häuschen und besuchte die Bewohner.

Und den übrigen Theil des Tages gingen sie an verschiedene Plätze, bis es Abend wurde.

Und in den kommenden Tagen war es dann schon, als seien sie nie von dem Schreinerhäuschen fort gewesen.

Die Kinder lernten ihre Aufgaben mit der Anweisung und der Hilfe des Großvaters. Von dem Hause des Herrn Rosenau, das mit Wiesen und Äckern hart an dem großen Walde lag, kam der Herr und die Frau öfter zum Besuche, und an den Kindern desselben hatten Franz und Katharina Gespielen. So war es auch mit dem Hause des Herrn und der Frau Wieden, das jenseits des rauschenden Baches lag, auf dessen Brücke die gemalten Grenzsteine standen, die Franz und Katharina bewunderten. Und so war es gelegentlich auch mit andern Häuschen. Daheim sorgte Crescentia für Alles, und draußen genossen sie den Sonnenschein und die reinen Lüfte und den glänzenden Anger und den dämmernden Wald und den Überblick über alle die vielen Hügel und Höhen und den Gesang der Vögel und das Wasser ihres Waldbrunnens. Oft gingen sie auch in ein Haus ihrer Freunde, und die Alten sprachen und die Kinder spielten.

Einmal gingen sie wieder zu ihrem Waldbrunnen. Ehe sie bei ihm waren, sahen sie auf dem hohen Steine desselben das wilde Mädchen stehen. Es hatte den Kopf erhoben und streckte bald den einen Arm empor, bald den andern, bald beide, bald hielt es dieselben wagrecht, und rief dabei Worte aus. Wenn es den Arm oder beide empor streckte, fiel der Hemdärmel, der nicht geknöpft war, zurück, und es waren die dunkeln Arme zu sehen, als wären sie aus Erz gegossen. Und den Leib richtete das Mädchen empor, daß er noch schlanker und höher erschien. Anfangs konnten Stephan und die Kinder die Worte nicht verstehen, dann

lauschten sie ihnen und vernahmen: „Schöne Frau, alte Frau, schöne Frau, weißes Haar, Augenpaar, Sonnenschein, Hütte dein, Märchenfrau, Flachs so grau, Worte dein, Herz hinein, Mädchen, Mädchen, Mädchen, bleib bei ihr, schmücke sie, nähre sie, schlafe da, immer nah, alle fort, andre fort, himmelhoch, Sonne noch, Jana, Jana, Jana!"

Und bei diesem Worte erblickte das Mädchen die drei Menschen, die unten standen, und glitt schnell, fast wie eine Waldschlange, rückwärts von dem Steine hinab, und ward nicht mehr gesehen. Stephan ging mit den Kindern zu dem Brunnen, schöpfte in sein Glas Wasser, und sie tranken. Da kam das wilde Mädchen herzu, blieb stehen, und sah sie mit den glänzenden Augen an, und seine dunkeln Wangen waren von der Bewegung roth.

Als der alte Stephan und die Kinder Anstalten machten, sich von dem Brunnen zu entfernen, ging das wilde Mädchen zu dem alten Manne, faßte seine Hand, und sagte: „Geh' mit."

„So führe mich," sagte der alte Mann.

Das wilde Mädchen führte ihn, und ließ den ganzen Weg seine Hand nicht los. Es führte ihn von dem Brunnen abwärts, und dann einen andern Pfad durch den Wald, als auf welchem man gegen das Schreinerhäuschen hinab kömmt, und da sie ins Freie gelangten, gingen sie über Anger und Wiese und durch einen Graben und durch ein Gehölz. Die Kinder gingen hinterher. Aus dem Gehölze kamen sie zu dem kleinen Felde, das vom Gebüsche umgeben ist, auf dem im vorigen Sommer das Korn gestanden war, das jetzt jungen grünen Haber trug, und an dem das Holzhäuschen mit dem Holzanbaue stand. Und als liebte die Lerche den Platz, und wohnte in der Einsamkeit, und wollte

den Kindern eine Freude machen, wieder sang sie hoch oben im blauen Himmel als winzige Ampel über dem kleinen Flecklein Acker. Das Mädchen führte den alten Mann und die Kinder zu dem Anbaue des Häuschens, und sagte: „Du bist bei dem Herrn Martin Wieden gewesen, du bist bei dem Herrn Franz Rosenau gewesen, du bist in der Schule gewesen, du bist in dem Marhause gewesen und bei Ludwina's Eltern und bei dem Grabenbauer und in der Mühle, warum bist du nicht zu uns gekommen?"

Mit diesen Worten stellte sie ihn vor die Großmutter, die am Zubaue auf einem Bänklein in der Sonne saß. Die Thür des Zubaues stand offen.

„Ich wäre schon gekommen," sagte Stephan.

„Da ist er, Großmutter," sagte das Mädchen.

Die Großmutter hatte alle Bänder und alle Glasperlen und alle Dinge, welche Stephan gespendet hatte, an sich. Sie saß müssig an der Sonne, als hätte sie auf ihn wie auf einen Bräutigam gewartet.

Das wilde Mädchen lief in das Häuschen, brachte in einem grünen Krüglein Milch, reichte das Krüglein der Großmutter, und sagte: „Trink."

Die Großmutter trank von der Milch, und das Mädchen trug das Krüglein wieder in das Haus.

„Jana, Jana," sagte die Großmutter, da das Mädchen zurück war, „die Hummeln sind in ihrem Baue, und du bist immer fort."

„Ich muß schöne Sachen suchen," erwiederte das Mädchen, „die du brauchst, ich muß singen, und auf den Stein steigen, und ich muß nach dem alten Manne forschen."

„Wir kommen zu euch, liebe Frau," sagte Stephan, „weil wir wieder in dem Waldlande sind. Wir bleiben den ganzen Sommer da, und werden öfter zu euch kommen."

„Du bist ein alter Mann, sie ist eine alte Frau," sagte das wilde Mädchen, „sie ist schön, und du bist auch schön."

Stephan antwortete nicht auf diese Rede, sondern sprach zu der alten Frau, wie der Himmel so heiter sei, wie der Frühling so lieblich sich eingestellt habe, und wie die Lüfte um das Holzhäuschen wehen.

„Ja, es ist der Winter gewesen, er ist sehr lang gewesen," antwortete die alte Frau, „und dann hat er aufgehört, und sie haben den Haber gesäet."

„Er ist recht schön auf diesem Felde, und die Körner werden zierlich an den feinen Faden hängen," sagte Stephan.

„Jana ziert Alles," entgegnete die alte Frau, „und sie hat schon von der Mutter viele Strafe erhalten."

„Das geht in alles Andre hin," sagte das Mädchen, „und rede nicht."

Während Stephan mit der alten Frau sprach, konnte er und es konnten die Kinder in das Innere des kleinen Holzzubaues schauen. Es war derselbe eine kleine, kleine Kammer. In derselben war ein größeres Bett, wahrscheinlich für die alte Frau, dann ein Häuflein von Bettzeug in einer Lade, daß das wilde Mädchen, wenn es da ruhen sollte, nur gekauert sein konnte. Dann war eine Bank an dem Öflein, ein Tischchen und eine Truhe. Um den Eingang, um das größere Bett und an andern Stellen staken Tannenreiser, Laubzweige und Blumen und Federn von Hühnern, Hähnen, Enten, Nußhehern und andern Vögeln, so wie auch allerlei Gestaltungen aus buntem Papier, aus farbigen Lappen und Bändern.

Stephan sagte, er werde morgen wieder kommen, und ging mit den Kindern fort. Das wilde Mädchen sprang ihm nach, faßte ihn an der Hand, sah ihm mit den großen Augen in das Angesicht, streichelte seine Hand einige Male, und lief wieder zur Großmutter zurück.

Stephan ging dieses Mal auch in die Stube des Häuschens, weil ihn die Mutter des wilden Mädchens, die ihn unter der Thür erwartete, darum bat. Die Stube war schöner und reiner als der Zubau, es standen drei Betten in ihr, und in der Kammer, die neben der Stube war, stand noch ein viertes Bett, das schöner war als die drei. Sonst waren die Geräthe da, wie sie in solchen Wohnungen zu sein pflegen.

Als Stephan mit den Kindern an dem weißgescheuerten Tische saß, brachte die Frau in einer reinen, grünen Schale Milch, und auf einem grünen Schüsselchen Butter. Dann legte sie ein Laiblein Brod, drei Löffel und ein Messer auf den Tisch.

Stephan und die Kinder aßen, die Gastlichkeit zu ehren, einige Löffel von der Milch und ein Schnittchen Butterbrod.

„Was ich bitten wollte," sagte das Weib, „ich bin die Mutter von dem Kinde Juliana, das zum ersten Male in der Schule zu euch gesprochen hat, ich heiße Magdalena, und das Kind liebt euch, hoher Herr, es ist immer zu Crescentia gegangen, ob ihr noch nicht da seid, und ist auf dem Himbühel gestanden, von wo man gegen Jandelsbrunn sieht, ob euer Wagen nicht fährt, und hätte euch, da ihr da waret, selber geholt, und zur Großmutter geführt, wenn ich es nicht verboten hätte, und es hat es doch gethan. Es wird euer Wort befolgen. Da steht ein schönes Bett für die Großmutter in der Kammer, und hier stehen drei, für mich, für meine Schwester und für Juliana, wir

haben alle Platz, und es ist sonst besser hier, und die Großmutter, welche meine Mutter ist, geht nicht zu uns, weil sie schon am Verstande leidet, und Juliana geht auch nicht zu uns. Sie sind in der schlechten Holzhütte, und sind immer bei einander, wenn das Kind nicht in der Schule ist, oder herumschweift. Wenn Juliana wollte, ginge die Großmutter auch herüber. Ich habe ihr schon Schläge angedroht, daß sie wollen soll; aber sie schaut mich mit schreckhaften Augen an, die sie so groß und dunkel hat wie ihr Vater, der zu bald gestorben ist und sie nicht erziehen konnte, und trotzt. Ich getraue mir nicht, sie mit Schlägen zu strafen, weil sie doch schon zu erwachsen ist, und auch davon laufen könnte. Aber wenn ihr sagt, daß sie mit der Großmutter zu uns herüber gehen soll, wo wir sie recht pflegen würden, wird sie es thun."

„Ich werde nachdenken, was man da Gutes in dieser Sache thun könnte," antwortete Stephan.

„Denkt nach, guter Herr," sagte die Frau, „das wird recht vortheilhaft sein."

„Jetzt gehabt euch wohl, ich werde mit euch schon noch darüber reden," sagte Stephan.

„Gott behüte euch und die schönen Kinder," sagte die Frau.

Stephan verließ nun mit den Kindern das Häuschen.

„Großvater," sagte Katharina, „du mußt dem Mädchen befehlen, daß es mit seiner Großmutter aus der häßlichen Holzkammer in die schönen Zimmer des Hauses herüber geht, da haben es beide besser."

„Ich meine," antwortete Franz, „daß man das Mädchen nicht zwingen soll."

„Ihr meint beide, wie es euch gut dünkt," sagte der Groß-

vater, „ich muß erst ergründen, ob sie es wirklich in den schöneren Stuben besser haben, und dann, wenn das Mädchen geht, soll es freiwillig gehen, und so habt ihr beide Recht."

„Wir haben beide Recht, das ist sehr schön," sagte Katharina.

Sie waren bei diesen Worten an dem Haberfeldlein hingegangen, gingen dann durch das Gebüsch und das wilde Gehölz, und schlugen den Weg nach dem Schreinerhäuschen ein.

Des andern Tages am Nachmittage ging der Großvater freiwillig mit den Kindern zu Juliana und ihrer Großmutter. Sie waren dieses Mal mit Geschenken beladen. Katharina trug ein großes Bilderbuch, in welchem die verschiedensten Dinge, die man sich auf der Erde denken kann, abgebildet waren, Franz trug auch Bücher, dann Tafeln, auf denen Gegenstände gezeichnet waren, die man malen konnte, und ein Kästchen mit Farben und Pinseln, und der Großvater brachte sehr schöne Pfauenfedern, Federn von Goldfasanen und Silberfasanen, dann farbige Bänder, Lappen, Fäden und Schnüre, endlich farbiges Papier und eine Scheere. Er gab zuerst seine Dinge an Juliana, und sagte, daß er ihr dies Alles von seiner Heimath gebracht habe. Sie nahm, was sie fassen konnte, in die Hände, und hielt anderes noch mit dem Ellenbogen an sich, und sah ihn mit glänzenden Augen an, und ihre Wangen leuchteten, dann warf sie Alles auf das Bett der Großmutter, hing sich an seine Schulter, und streichelte mit der einen Hand an dem Ärmel seines Rockes nieder. Dann kam Franz hinzu, und gab ihr die Bücher und das andere. Sie legte Alles sogleich auf das Bett, ging zu Stephan, und sagte: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Franz," sagte der alte Mann.

„So nehme ich es von dir," sagte das Mädchen.

Dann gab ihr Katharina das Bilderbuch, indem es dasselbe aufschlug, und auf die Bilder wies.

Juliana that einen Blick hinein, legte das Buch aber gleich auf das Bett, wendete sich zu Stephan, und sagte: „Das gibst auch du mir?"

„Mit meinem Willen gibt es dir Katharina," sagte Stephan.

„So nehme ich es von dir," antwortete das Mädchen.

„So thu' es, und verwende die Sachen, wie du willst," sagte der alte Mann.

Das Mädchen stand nun noch immer da, und blickte ihm mit ihren großen Augen in das Angesicht.

Die Großmutter saß auf einem Schemel, und hatte das hie und da zerrissene Kleid um sich ausgebreitet. Sie schaute auf den Vorgang, und um ihre Lippen war ein Lächeln, das man nicht verstehen konnte, wie wenn etwa ein einziger Sonnenstrahl auf einen rauhen dürren Fels trifft, und auf ihm ein Lichtlein macht.

Stephan blieb ein Weilchen mit den Kindern da, und ging dann wieder fort.

Er kam nun recht oft mit den Kindern in das Holzhäuschen, das an dem kleinen Felde stand, welches von Gebüschen umgeben, und von dem wilden Gehölze begrenzt war. Alles, was man gebracht hatte, war zum Schmucke des kleinen Holzzubaues verwendet worden, die Pfauenfedern, die andern Federn, Streifen, Bänder, Schleifen, Papierreste, Lappenzierrathen, Schnüre, Fäden und anderes. Die Farben hatte Juliana dazu gebraucht, um auf die weißen Tafeln Streifen, Kreuze und allerlei andere Gestaltungen zu malen, und das in dem Raume aufzuhängen.

Selbst auf Holzspähne und sonstige Holzflächen hatte sie Dinge gemalt, und das gemalte Holz irgend wo angebracht. Das Bilderbuch hing umgeschlagen an einer Schnur hernieder, und zeigte täglich ein anderes Bild, das mit einem Faden umbunden war, daß es nicht zuklappen konnte. Die Großmutter war so verziert, daß man sie kaum kennen konnte. Juliana hatte von all den Dingen gar keinen Schmuck an sich.

Und wie der alte Stephan schon zu vielen Tagen in dem Häuschen gewesen war, hatte er noch immer kein Wort zu Juliana gesagt, daß sie zu ihrer Mutter und Muhme hinüber ziehen möge.

Zu der Mutter sagte er, sie möge ihm nur Zeit gönnen, er werde Alles machen, daß es sich recht friedlich und lieblich und freundlich löse.

„Das ist auch meine Meinung," sagte die Mutter.

Das wilde Mädchen kam auch sehr oft in das Schreinerhäuschen, und brachte etwas. Es brachte schöne Zweige oder Blumen oder bunte Steinchen oder kostbare Waldschwämme oder Beeren, die es in Körbchen von Birkenrinde that, welche es mit seinem Taschenmesser machte. Was es aber auch immer brachte, wurde nur an den alten Stephan gegeben, nie richtete es eine Gabe an Franz oder Katharina. Stephan dankte mit Worten und freundlichen Mienen dafür.

Alle Tage, wenn er mit den Kindern zu dem Waldbrunnen ging, kam das wilde Mädchen auch. Meistens war es schon bei dem Brunnen, wenn er kam. Dann stand es ruhig da, sah freundlich zu, wenn er Wasser schöpfte, und trank, und den Kindern zu trinken gab. Und wenn er Anstalten zum Fortgehen machte, lief es schnell auf dem Pfade hin, der zu dem Holz-

häuschen führte, Stephan ging auf seinem Wege in das Schreinerhäuschen.

Sonst lief das Mädchen, wenn es in dem Schreinerhäuschen war, mit den Kindern auf dem Anger herum, tanzte mit ihnen, und spielte mit ihnen.

Zuweilen ging Stephan früher als zur gewöhnlichen Stunde zu dem Brunnen, und harrte auf das Mädchen, bis es kam. Es kam immer. Während des Harrens stieg Franz öfter auf den hohen Stein, der über dem Brunnen lag, und blickte herum. Dann that er auch nicht selten, wie das wilde Mädchen einmal auf diesem Steine gethan hatte; er warf die Arme empor, oder streckte sie aus, oder that dies mit dem einen oder dem andern, und rief Worte, die er entweder in dem Augenblicke zusammenstellte, oder die er schon wußte. Ehe aber das Mädchen kam, kletterte er schon wieder herunter.

Und so war der Sommer vergangen, und es war der Herbst gekommen, der die Brombeeren, aber auch die Morgenreife brachte.

Stephan packte seine Sachen zusammen, und fuhr eines Tages mit den Kindern davon. Das wilde Mädchen hatte wieder, ehe er in den Wagen stieg, die Arme um seinen Nacken geschlungen, und seinen weißen Stutzbart geküßt. Von den Kindern hatte es durch Drücken der Hände und durch Schütteln derselben Abschied genommen.

Als im nächsten Frühlinge der Wagen, in welchem Stephan mit den Kindern saß, wieder gegen den Wald fuhr, stand an der Mühle, noch lange ehe er zu dem Wirthshause in der Klafferstraße kam, das wilde Mädchen. Als es den Wagen sah, machte es Zeichen. Stephan ließ den Wagen halten. Das Mädchen lief hinzu, sprang auf den Tritt, küßte den alten Mann wie bei

dem Abschiede, reichte den Kindern die Hände, und drückte, und schüttelte die ihrigen, und glitt dann wieder von dem Wagentritte herab, und lief querfeldein dem Walde zu. Es schien, als hätte es das erste Wesen in den Waldhäusern sein wollen, das die Ankommenden begrüße, und dazu den Ankunftstag von Crescentia ausgeforscht habe.

Stephan brachte jetzt auch keine Geschenke für das wilde Mädchen als eine Reihe von verschiedenfärbigen Muscheln. Die Kinder brachten gar nichts.

Stephan ging bald nach seiner Ankunft in das Holzhäuschen an dem kleinen Waldfeldchen, auf dem heuer Gerste stand, und neben dem Häuschen an den kleinen Holzbau, um mit den Kindern die alte Großmutter und Juliana zu grüßen. Er gab dem Mädchen die Muscheln. Es nahm dieselben mit Freuden.

Als er mit den Kindern wieder einmal in den Holzbau kam, waren unter den andern Zierrath auch die Muscheln vertheilt. Die schönste trug die Großmutter um den Hals.

Und in diesem Sommer war es wieder, wie es in dem vorigen gewesen war. Stephan machte mit den Kindern Besuche in verschiedenen Häusern, und man besuchte auch ihn und die Kinder wieder. Er ging mit den Kindern täglich zu dem Waldbrunnen, und täglich war das wilde Mädchen da. Er führte die Kinder auch oft zu der alten Großmutter, und stets war das Mädchen zu Hause, wenn er kam. Sonst lief es auch in das Schreinerhäuschen wie früher, und hüpfte und tanzte und spielte mit den zwei Kindern. Nur wenn fremde Leute bei Stephan waren, kam es niemals. Von dem, daß die Großmutter mit Juliana in die andern Räume des Holzhäuschens ziehen solle, war keine Rede mehr. Die Mutter des Mädchens freute es schon

sehr, daß ihr Kind mit den Enkeln eines so vornehmen Mannes umgehen und spielen dürfe.

Viel öfter kam heuer das wilde Mädchen in das Schreinerhäuschen als im vergangenen Jahre, und es wurde immer öfter. Wenn es sich nur ein Zeitchen verschaffen konnte, erschien es. Es war bei den Kindern, oder es sagte zu Stephan: „Du bist recht schön, du bist recht gut.“ Und wie ihm war, zeigte sich in seinen Mienen; denn das dunkle Antlitz spiegelte Heiterkeit und Glück. Auch die Großmutter schien glücklicher; denn ihr Lächeln war seliger, wenn sie spann oder im Nichtsthun an der Sonne saß.

Eines Tages, da die Kinder mit Juliana in der Stube des Schreinerhäuschen waren, und Franz den Vorschlag machte, über den großen Anger zu dem Forellenbache hinab zu laufen, und da die Kinder sich schon bei dem Großvater verabschiedet hatten, und an der Thür waren, kehrte Juliana noch einmal um, lief zu Stephan, tupfte mit ihrer Hand an den Ärmel seines Rockes, sah ihn mit den großen Augen freundlich an, zeigte im Lächeln die weißen Zähne, und lief dann den andern Kindern nach.

Während sie den Anger hinab rannten, trat Stephan vor ein Kreuz, das in dem Zimmer hing, seinen Augen entströmten Thränen, und er sagte: „Du heiliger und du gerechter Gott! So ist es denn zum ersten Male in meinem Leben, daß ich von jemanden um meiner selbst willen geliebt werde, von einem Menschen, dem ich nichts gegeben oder gethan habe, weßhalb Menschen Dank oder Zuneigung schuldig zu sein glauben, oder worauf sie bei ihrem Entgegenkommen rechnen. Und dieser Mensch ist ein armes verwaistes und vernachlässigtes Kind, das keine Gründe seiner Handlungen oder Empfindungen kennt. Ich

danke dir für dieses süße, bisher ungekannte, mir zum Schlusse meines Lebens gegebene Gefühl."

Dann ging er in der Stube hin und wieder, und trocknete sich mit dem Tuche die Thränen von den Augen.

Crescentia kam, und sagte, ob er denn sehe, wie fröhlich die Kinder auf dem Anger sind. Sie sind hinab gelaufen, sind herauf gelaufen, sind wieder hinab gelaufen, und jetzt halten sie sich an den Händen und drehen sich im Kreise.

„Lasse das," sagte Stephan, „sie genießen den Beginn des Lebens, wenn dasselbe gegen das Ende neigt, ist Alles anders."

So wie das wilde Mädchen in diesem Sommer öfter in das Schreinerhäuschen kam, als früher, so brachte es auch öfter Dinge zum Geschenke, und mehr als früher. Crescentia konnte manches Mal von den übrig gebliebenen Erdbeeren etwas den Kindern des Lehrers geben, oder den Kindern verschiedener Nachbarn.

Stephan war gegen Juliana, ihre Großmutter und ihre andern Angehörigen in diesem Sommer nicht anders als in den früheren.

Da die Zeit des Waldaufenthaltes aus war, und die Abreise kam, nahm Juliana in dem Schreinerhäuschen Abschied, stand aber doch des andern Tages, da der Wagen an der Mühle vorbei fuhr, am Wege, und nahm noch einmal Abschied.

Und wie bisher kam der alte Stephan nun alle Sommer in die Waldhäuser, und es war, wie es immer bisher gewesen war, nur daß er jetzt gar keine Geschenke mehr, auch nicht die geringfügigsten, an Juliana und ihre Angehörigen austheilte. Auch die Kinder brachten nichts und gaben nichts, außer was im Spielen oder Umherschweifen gegeben oder getauscht wurde.

Nur eine Veränderung trat allmälig ein, die Kinder wuchsen heran, und waren, wenn auch nicht so stark, doch fast so hoch wie erwachsene Leute. Ihre Spiele wurden ernster, und wie die Jahre vorrückten, befaßten sie sich mehr mit Büchern. Sie lasen sich vor, sie zeigten sich Bilder, und sagten Sprüche her, die sie gelesen hatten, Franz trug von den Büchern, die in dem Schreinerhäuschen waren, zu Juliana. Die Zwei lasen oft laut mit einander im Freien, auf den Fluren, im Walde, im Gesteine, und riefen Worte und Reden in die Lüfte, wenn sie gingen oder am Saume des Waldes rannten.

Dies dauerte fort.

Eines Tages ging der alte Stephan mit seinen Enkeln früher zu dem Waldbrunnen. Er kam zu demselben nicht auf dem Pfade von dem Schreinerhäuschen, sondern von dem Walde herunter. Da sahen sie, als sie nahe genug waren, Juliana wieder auf dem hohen Steine, und konnten auch endlich Worte vernehmen, die sie rief. Sie hatte eine tiefere Stimme als gewöhnlich Mädchen ihres Alters; aber sie war sehr klangvoll. Und mit dieser Stimme rief sie:

„Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen;
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht,
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen;
Allein das Schicksal will es nicht."

Dann rief sie nach einer Weile wieder:

„Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und Bangen, in schwebender Pein
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt
Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!"

Den Schlußvers rief sie nicht, sondern sie rief wieder: „Himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend, himmelhoch jauchzend!“

Und wie sie den Arm dabei empor hob, drang er durch den zerrissenen Ärmel hervor, und war so schön wie an einem Standbilde alter Künstlerzeit. Und ihre Gestalt war sehr fein und schlank.

Und sie rief wieder:

„Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.“

Dann rief sie wieder:

„Dem Winde, dem Regen,
Dem Schnee entgegen,
Immer zu, immer zu, immer zu, immer zu, immer zu!“

Und dann rief sie:

„Ich bilde Menschen,
Dein nicht zu achten, wie ich.“

Hierauf stieg sie von dem Felsen herunter, und Stephan ging mit seinen Enkeln zu ihr hinzu. Er sagte von ihrem Rufen nichts.

Es ging wieder eine Zeit wie gewöhnlich dahin.

Einmal waren die Kinder auf dem Anger vor dem Schreinerhäuschen, und spielten. Juliana war bei ihnen. Der alte Stephan trat an das offene Fenster, und sah ihnen zu. Da sah er, daß Katharina nicht da war, und daß Franz und Juliana allein waren. Plötzlich fielen sich die zwei Kinder in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich, und Juliana rief: „Liebster, liebster, liebster Franz!“

Und Franz rief: „Liebste, liebste Juliana!“

Und Juliana rief wieder: „Liebster, liebster Franz!“

Und dann ließen sie sich los, und Katharina kam um die Ecke des Häuschens herauf gerannt.

Es war ein seltsamer Anblick gewesen, wie der wohlgekleidete Knabe und das Mädchen in Lumpen sich umschlungen gehalten und geküßt hatten.

Der alte Stephan aber sagte zu sich: „Die menschliche Wesenheit ist endlich zum Durchbruche gekommen."

Mehrere Tage nach dieser Begebenheit sagte er in der Stube des Schreinerhäuschens in der Gegenwart der Kinder zu Juliana: „Juliana, ich werde dich, wenn ich wieder von dem Walde fortfahre, mit mir nehmen. Du wirst schöne Kleider bekommen, du wirst noch manches lernen, und wenn du das gelernt hast, wirst du Franzens Braut werden, und dann sein Eheweib."

„Ich gehe nicht mit dir," antwortete Juliana.

„Warum denn nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Weil ich die Großmutter nicht verlasse," antwortete Juliana.

„Die Großmutter wird es dir gönnen, wenn du das Glück in deinem Leben findest," sagte Stephan.

„Großvater," erwiederte das Mädchen, „wenn man Franz und Katharina goldene Kleider gäbe, sie auf einen goldenen Stuhl setzte, und zum Kaiser und zur Kaiserin aller Länder machte, und sie dir wegnähme, würdest du nicht betrübt sein?"

„Ich würde es sein," sagte Stephan.

„Siehst du," antwortete das Mädchen, „ich bin die Mutter der Großmutter, ich bin ihre Schwester, ich bin ihre Obrigkeit, ich bin ihre Magd, ich muß bei ihr bleiben."

„Juliana, die Großmutter geht auch mit uns," sagte Stephan.

„An einem andern Orte würde die Großmutter sterben," antwortete das Mädchen.

„Juliana," erwiederte der alte Stephan, „wenn du nicht mit uns gehst, dann müssen wir uns auf immer trennen. Damit du Franzens Weib werden könntest, müßtest du noch vieles lernen, und müßtest dazu in eine andere Welt kommen, als hier ist. Wie ihr hier seid, könnt ihr nicht bleiben. Und damit meinem Enkel Franz nicht zu sehr das Herz weh thut, wenn er dich öfter sähe, kann ich im nächsten Sommer und in allen nächsten Sommern nicht mehr in den Wald kommen, daß er dich vergißt."

„Er wird mich vergessen, und es wird Alles gut sein," sagte das Mädchen.

Bei diesen Worten quollen ihm große Tropfen aus den schwarzen Augen, und rannen über die Wangen herunter.

Es waren die ersten Thränen gewesen, die Stephan an dem Kinde gesehen hatte.

„Juliana, Mädchen," sagte er, „thue, wie du thust."

Das Kind ging zu ihm hinzu, und küßte ihm zum ersten Male, seit es mit ihm bekannt war, die Hand.

Dann ging es schweigend bei der Thür hinaus.

Die zwei andern Kinder saßen mit Thränen übergossen auf ihren Stühlen.

Stephan legte auf jedes Haupt eine seiner Hände, und sagte: „Es ist recht schön und folgsam von euch, daß ihr, wie ich euch aufgetragen habe, kein Wort geredet habt. Lassen wir Gott seinen Willen, wie er Alles fügt. Jetzt geht mit mir zu dem Schwarzbache und in den langen Wald hinunter."

Die Kinder schluchzten fort, suchten ihre Thränen zu bemei-

stern, wischten sich mit ihren Taschentüchern häufig ab, richteten sich in Ordnung, und folgten ihm in das Freie.

Stephan war nun anders gegen Juliana und ihre Angehörigen. Gegen das Mädchen war er noch freundlicher und noch gütiger als früher. Ihrer Mutter und ihrer Muhme gab er etwas Geld, daß sie sowohl sich als auch Juliana und der Großmutter bessere Kleider und sonst noch andere Nothwendigkeiten anschaffen konnten. Er gab auch sogar Stoffe zu manchen Dingen in das Haus. Magdalena hatte ein Kalb, das ihr die Kuh gebracht, und das sie sehr geliebt hatte, aus Bedrängniß verkaufen müssen. Dieses kaufte Stephan als halbgewachsenes Thier wieder zurück, und ließ es in das Holzhäuschen bringen. An die Wiese jenseits der Gebüsche, die zu dem Häuschen gehörte, grenzte ein Stück, welches feil war. Stephan kaufte es, und gab es Magdalena. Vor Allem aber ließ er Werkleute kommen, und ließ einen hölzernen Zubau zu Juliana's und der Großmutter Wohnung beginnen, der noch fertig werden mußte, so lange er da war. Das Gemach Juliana's und der Großmutter sollte unverändert bleiben, nur sollte man von ihm noch in eine schöne geräumige Stube kommen können. Und als Alles fertig war, stand die Stube da, sie glänzte hell von vier Fenstern, prangte mit einem grünen Ofen, und reinen Geräthen. Juliana und die Großmutter waren erfreut. Magdalena und Anna dankten Stephan für das viele Gute, das er ihnen that, und das so zahlreich sei, daß man es kaum begreifen könne.

Der alte Stephan besah Alles, was er gethan hatte, und rüstete sich zur Abreise.

Als die Reise gekommen waren, wurde ein Wagen mit Allem bepackt, was in dem Schreinerhäuschen gewesen war, man nahm

Abschied, und Stephan fuhr in einem andern Wagen mit den Kindern dem Packwagen nach.

Und der wilde Winter kam, die Nächte waren wieder lang, die Flocken fegten wieder das Land gegen Breitenberg hin, und die Kälte war in den Lüften. Der Frühling kam, die Gesträuche und Bäume blühten, die Tannen setzten die neuen Wedel an, und bekamen die rothen Zäpfchen, Blumen und Gräser waren da, über dem kleinen Felde, das von Gebüschen umgeben war, auf dem wieder Korn wuchs, und an dem das Holzhäuschen stand, sang wieder die Lerche: aber der Wagen mit Stephan und den Kindern kam nicht mehr, und an der Mühle stand kein Mädchen mehr, ihn zu erwarten. Das kleine Schreinerhäuschen stand jetzt leer, und Crescentia war zu den ihrigen gegangen.

In dem nächsten Sommer war es wieder so. Das Schreinerhäuschen war leer: denn Stephan, der es gekauft hatte, um in jedem Sommer dahin zu kommen, kam nicht, und vermiethete es nicht. Nur Crescentia kam zuweilen mit Leuten, und reinigte und fegte es, und ließ ausbessern, wo etwas fehlte.

In dem dritten Sommer kam Stephan mit den Kindern erst, da schon der größte Theil des Sommers verflossen war. Er ging zu dem Holzbaue der Großmutter und Juliana's. Die Großmutter saß in der Sonne und lächelte. Juliana stand neben ihr. Sie war höher geworden, und schien nun ihr Wachsen vollendet zu haben. Sie erschien schlanker. In ihrem dunkeln Angesichte war Fröhlichkeit. Stephan und die Kinder grüßten Juliana und die Großmutter, und wurden von Juliana wieder gegrüßt. Sie gaben die Geschenke, welche sie mitgebracht hatten, und die Geschenke wurden freudig angenommen. Stephan ging auch zu Magdalena und Anna, gab ihnen die Dinge, die er für

sie gebracht hatte, und erntete vielen Dank. Da er wieder in sein Häuschen gekommen war, sendete er erst noch mehreres in die Holzhäuschen, das er dafür bestimmt hatte. Da waren Stoffe, Geräthe, und es war noch manches Andere.

Zwischen den Bewohnern des Schreinerhäuschens und Juliana war nun wieder ein Zusammensein wie früher. Juliana kam sehr oft, und brachte wieder Dinge; sie blieb aber immer in dem Schreinerhäuschen oder auf dem Anger vor dessen Fenstern.

Stephan verbesserte manches an dem Häuschen und der Umgebung, und ließ Arbeiten vornehmen, die auf größere Bequemlichkeit zielten.

Er fuhr mit seinen Enkeln viel früher als sonst wieder fort.

Und so war es noch öfter.

Einmal, da er sich wieder in dem Häuschen befand, und sehr schöne Tage waren, kam eines frühen Morgens Anna, und sagte, daß in der Nacht die Großmutter gestorben sei.

Stephan ging sogleich mit den Kindern in das Holzhäuschen.

Da lag die Großmutter todt in dem schönen Bette, das er ihr in der großen Holzstube hatte aufrichten lassen, und auf ihrem Angesichte war das nämliche selige Lächeln, das sie gehabt hatte, als er einmal die vielen Federn und die andern bunten Dinge gebracht hatte. Zu ihren Häupten saß Juliana.

Nun wurden die Vorbereitungen zur Beerdigung gemacht.

Die Großmutter lag bald auf ihrer Bahre in einem weißen Kleide mit veilchenblauen Schleifen, wie sie nie ein so schönes in ihrem Leben gehabt hatte. Ihre Hände hielten ein Kreuz. Die Nachbarn kamen, und legten Bildchen auf sie, daß sie fast so geschmückt aussah wie einst, da sie von Juliana geziert worden war.

Endlich, da die Zeit war, wurde sie in ihren Sarg geschlossen. Stephan ließ sie in einem schönen Wagen in den Kirchhof von Breitenberg bringen, und dort wurde sie unter den kirchlichen Gesängen in die Erde bestattet. Es waren des vornehmen Mannes willen, der sich um diese Leute angenommen hatte, viele Menschen herbeigekommen. Magdalena und Anna weinten, und jammerten an dem Grabe, und riefen, wie die Frau so gut gewesen sei. Juliana stand still dabei, und sagte gar nichts.

Des andern Tages kam sie zu Stephan, und sagte: „Großvater, jetzt gehe ich mit dir, und will bei dir sein, wie ich bei der Großmutter gewesen bin."

„Juliana," erwiederte Stephan, „du verlässest deine Mutter."

„Sie denkt es sich, daß du mich mitnimmst, und ist stolz darauf," entgegnete das Mädchen, „sie hat es schon Nachbarinen erzählt, daß ich schöne Kleider und Sachen bekommen werde. Die Großmutter hätte sich nicht gefreut, wenn ich mit Engeln in den Himmel gegangen wäre."

„Liebst du denn deine Mutter nicht, Juliana?" fragte Stephan.

„Ich liebe meine Mutter sehr," antwortete Juliana, „sie hat mir viel Gutes gethan, ich werde oft zu ihr zurückkehren, und werde ihr wieder Gutes thun."

„Ich sage wieder, Juliana, thue, wie du thust," entgegnete Stephan.

Und sofort brachte er nun die Angelegenheit mit der Mutter des Mädchens ins Reine, sorgte noch in manchen Dingen für Magdalena und Anna, und in kurzer Zeit darauf fuhr Juliana wie Katharina gekleidet mit Stephan und seinen Enkeln von dem Wirthshause der Klafferstraße fort den Weg gegen Jandelsbrunn dahin.

Als nach einigen Jahren Stephan die Hand seines Enkels Franz in die seines Kindes Juliana, wie er sie nannte, legte, sagte er: „Franz, du erhältst eine Gattin, welche wirklich liebt, und welche ihre Pflicht versteht, und das ist das Höchste. Halte es in Ehren. Du liebst mich und Katharina liebt mich aus Verwandtschaftstrieben, und weil ich bin, der ich bin, Juliana liebt mich, weil ich bin, der ich bin, und diesen Schimmer über den Rest meines Lebens will ich mir erhalten, so lange dieses Leben noch dauert."

Eine Zeit darnach, da ich das erfahren hatte, was ich hier erzählt habe, war ich wieder einmal mit meiner Gattin auf dem Rigi. Der jetzige Wirth, der bei meinem ersten Besuche des Berges ein junger Mensch gewesen war, und sich viel mit uns abgegeben hatte, erzählte mir, es sei die schöne schwarze Frau mit ihrem Gatten wieder da gewesen, und die Schwester dieses Gatten mit ihrem Manne auch. Wenn schon nicht mehr ganz jung, so sei die Frau doch noch immer ganz unbegreiflich schön. Ihre braunhaarige Schwägerin gebe aber ihr wenig nach. Er zeigte mir die Namen in dem Einschreibbuche. Da stand: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun, Alexander von Belen, Katharina von Belen. Ich schlug nun jene Namen nach, welche mir früher der Augsburger Kaufmann als die der schwarzen Frau und ihres Gatten in demselben Buche gezeigt, und die ich wieder vergessen hatte. Da stand auch: Franz von Heilkun, Juliana von Heilkun.

Von den wunderschönen Gedichtchen, welche Juliana soll machen können, stand auch jetzt keines bei ihrem Namen im Einschreibbuche.

Nachkommenschaften.

So bin ich unversehens ein Landschaftsmaler geworden. Es ist entsetzlich. Wenn man in eine Sammlung neuer Bilder geräth, welch' eine Menge von Landschaften gibt es da; wenn man in eine Gemäldeausstellung geht, welch' eine noch größere Menge von Landschaften trifft man da an; und wenn man alle Landschaften, welche von allen Landschaftsmalern unserer Zeit gemalt werden, von solchen Landschaftsmalern, die ihre Bilder verkaufen wollen, und von solchen, die ihre Bilder nicht verkaufen wollen, ausstellte, welch' allergrößte Menge von Landschaften würde man da finden! Ich rede hier gar nicht von verschämten Töchtern, welche in Wasserfarben heimlich eine Trauerweide malen, unter welcher irgend ein bekränzter Krug steht, an dessen Fuße Vergißmeinnicht blühen, welches Werk die Mutter zum Geburtstage erhalten soll; ich rede ferner nicht von den Erzeugnissen, welche reisende Frauen oder Mädchen von dem Dampfschiffe oder dem Fenster ihres Gasthauses aus in ihr Handbuch als Erinnerung eintragen; ich rede auch nicht von den Landschaften, welche Schönschreibmeister in ihre Verzierungen verflechten, noch von den Päcken Zeichnungen, welche alljährlich in den Fräuleinschulen verfertiget werden, unter denen sich viele Landschaften mit Bäumen befinden, auf denen Handschuhe

wachsen — wenn man das Alles hinzu zählte, so wären wir mit Landschaften überschüttet und die Menschen müßten verzweifeln. Nun, es sind der in Ölfarben gemalten und mit Goldrahmen versehenen Landschaften schon genug. Und ich will nun auch noch so viele Landschaften mit Ölfarben malen, als in mein noch übriges Leben hinein gehen. Ich bin jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, mein Vater ist sechsundfünfzig, mein Großvater achtundachtzig, und beide sind so rüstig und gesund, daß sie hundert Jahre alt werden können; mein Urgroßvater, mein Ururgroßvater und deren Großväter und Ururgroßväter sind nach der Überlieferung der Großmutter über neunzig Jahre alt geworden: wenn ich nun auch so alt werde, und stets Landschaften male, so gehören, falls ich sie alle am Leben lasse, und sie einmal in Kisten sammt ihren Rahmen verpackt verführen will, fünfzehn zweispännige Wägen mit guten Rossen dazu, wobei ich noch so manchen malfreien und vergnügten Tag verleben kann.

Das ist betrachtenswürdig.

Ich fahre fort. Wenn man zu einem Alpensee kommt, und in einem einsamen Gasthause übernachtet, so kommen Abends drei oder vier Landschaftsmaler in die Gaststube, welche unter Tags auf verschiedenen Stellen des Angers gesessen sind und gemalt haben. Die sich an dem Rande des Gletschers befinden, übernachten in der Alphütte auf der Ochsenwiese oder sonst irgendwo. Unterhalb des Staubbaches sind mehrere sehr große, weiße Sonnenschirme ausgespannt, wie das Schildkrötendach der Römer bei Belagerungen, unter denen Männer sitzen und versuchen, den herabwallenden Schleier des Wassers nachzuahmen.

Am Rande des Waldes dann, vor den Trümmern eines alten Ritterschlosses, vor gethürmten Felsen, vor gedehnten Ebenen, am Gestade des Meeres, in Grotten und grünblauen Eishöhlen der Gletscher, vor einzelnen Bäumen, Ruinen, Wässerlein, Waldpflanzen, sind solche, welche sich bestreben, die Dinge, die sie da sehen, mit Farben auf ihre Leinwanden zu bekommen. Dann macht noch ein Lehrer der Landschaftschule von der Staatsmaleranstalt mit allen seinen Schülern einen Ausflug, daß sie nun im Freien die Dinge gerade so malen, wie sie sie sonst in der Stube nach seinen Vorlagen gemalt haben. Und ich bin jetzt auch mit einem dreifüßigen, zusammenlegbaren Feldstuhle versehen; dann mit einem weiten, groben, weißgrünen Sonnenschirme, den ich in die Erde pflanzen und so befestigen kann, daß er wie ein Wartthurm dasteht; dann mit einem Malerkasten, der mit Leinwand, Papier, Farben, Pinseln und so weiter versehen ist, und als Staffelei dient; ich will von den wasserdichten Stiefeln und von dem Wachsmäntelchen und andern Schutzdingen gar nicht reden.

Das ist bemerkenswerth.

Oft, wenn ich die unzähligen Bücher betrachtete, welche sich in öffentlichen Sammlungen befinden, oder wenn ich die Verzeichnisse neugemachter Bücher ansah, dachte ich, wie man denn noch ein Buch machen kann, wenn schon so viele vorhanden sind. Ja, wenn man eine neue, erstaunliche Erfindung macht, so mag man dieselbe in einem Buche beschreiben und erklären; aber wenn man blos etwas erzählen will, da schon so unendlich Viele etwas erzählt haben, so erscheint das sehr überflüssig. Und doch ist es mit einem Buche viel besser, als mit einer in Öl gemalten, in einem Goldrahmen befindlichen Landschaft. Ein Buch ist an

sich klein, kann in einem Winkel liegen, die Blätter können herausgerissen werden, und die Theile des Einbandes können als Deckel auf Milchtöpfchen dienen; aber die Landschaft, mit deren Goldrahmen die Menschen Mitleid haben, kann mehrere Geschlechter hinter einander warten, bis sie in einem Gange eines Schlosses, oder in dem Vorhause eines Wirthshauses, oder an der Außenwand eines Trödlergewölbes hängt, und endlich, wenn gar kein Gold mehr an dem Rahmen ist, und die Farben alle Töne ihres Lebenslaufes bekommen haben, in der Rumpelkammer alle Jahre in eine andere Ecke gestellt wird, und so gleichsam als ihr eigenes Gespenst umgeht, während von dem Buche schon alle Blätter verbraucht sind, und die Deckel morsch und schimmlig geworden und weggeworfen worden sind.

Aber ich bin ganz unschuldig.

Ich habe nie daran gedacht, ein Landschaftsmaler werden zu wollen. Habe ich in der lateinischen Schule in der Benediktiner Abtei nicht den ersten Preis erhalten? Muß ich daher nicht tüchtig lateinisch gelernt haben? und auch griechisch? und habe ich nicht auch sehr viel Erdbeschreibung und Geschichte vor mich gebracht? Da hatten sie auch eine Zeichnungsschule. Ich hüpfte vor Freude empor, als ich von einem Schüler einer höheren Klasse eine mit Tusch gemachte Säule sah, deren Grund schön blaß grünspangrün, und deren Durchschnitt schön blaß rosenroth war.

Ich schrieb meinem Vater um die Erlaubniß, in diese Schule eintreten zu dürfen, und erhielt sie. Ich malte nun auch solche Säulen mit grünspangrünem Grunde und rosenrothem Durchschnitte. Dann zeichnete ich aber Bäume, und der Lehrer ließ mich recht viele zeichnen, weil er sagte, ich hätte Anlage. Und da

waren im Mittage von der Abtei sehr schöne blaue Berge, grüne Hügel, goldene Getreidefelder, rauschende Wässer und Bäume mit wunderbaren Blätterschlägen. Ich betrachtete das Alles mit Vergnügen, zeichnete Manches mit schwarzer Kreide, und Anderes malte ich mit Wasserfarben auf weißes oder auf blaues Papier.

Und als ich schon lange nicht mehr in der Abtei war, als ich Menschen und Städte, und Bildersammlungen und Bilderausstellungen angesehen hatte, und als ich in den Alpen oft vielmal kreuz und quer, hin und wieder gewandert war, sagte ich: Soll es denn gar nicht möglich sein, den Dachstein gerade so zu malen, wie ich ihn oft und stets vom vorderen Gosausee aus gesehen habe? Warum malen sie ihn alle anders? Was soll denn der Grund dieses Dinges sein? Ich will es doch sehen. Und ich machte nun zehn und etliche Versuche. Sie mißlangen sämmtlich. So sehr war ich damals darauf erpicht, den Dachstein so treu und schön zu malen, als er ist, daß ich einmal sagte: ich möchte mir am Ufer des vorderen Gosausees dem Dachsteine gegenüber ein Häuschen mit einer sehr großen Glaswand gegen den Dachstein bauen, und nicht eher mehr das Häuschen verlassen, bis es mir gelungen sei, den Dachstein so zu malen, daß man den gemalten und den wirklichen nicht mehr zu unterscheiden vermöge.

Da sagte ein Freund von mir, der aber ein Schalk war: „Dann wirst du siebenundfünfzig Jahre in dem Häuschen gewesen sein und gemalt haben. Die Sache wird bekannt, die Zeitungen reden davon, Reisende kommen herzu, Engländer werden auf den Höhen herum sitzen, und mit Ferngläsern auf dein Häuschen schauen. Freunde werden dich mit manchem

Nöthigen versehen, und wenn die siebenundfünfzig Jahre aus sind, wirst du sterben, wir werden dich begraben, und das Häuschen wird angefüllt sein mit mißlungenen Dachsteinen."

Er hätte mögen mit dem Mißlingen Recht haben; aber ich baute das Häuschen nicht, und ich malte keine Dachsteine mehr; allein die Farben hatte ich nun einmal angeschafft, der Sonnenschirm, der Malerkasten, der Feldstuhl waren da, und ich malte weiter. Das Malen ist mir lieber, als die ganze Welt; es gibt gar nichts auf der Erde, was mich tiefer ergreifen könnte, als das Malen. Wenn das Früh rasch dämmert, wache ich auf, und freue mich schon darauf, wieder in den lieblichen Farben zu wirken, und wenn der Abend kommt, denke ich daran, was der Tag gefördert hat, oder worin er zurückgeblieben ist, und male in Gedanken weiter.

Bei mir ist aber Vieles anders, als bei andern Malern. Der Schalk hätte nicht erlebt, daß das Häuschen am Gosausee mit mißlungenen Dachsteinen angefüllt gewesen wäre. Alles, was mir von meinen Arbeiten nicht gefällt, verbrenne ich. Jene wirklich mißlungenen Dachsteinmalereien sind alle verbrannt worden, ich konnte sie gar nicht ansehen, und hatte keine Ruhe, so lange sie auf der Welt waren. Und so würde sich in dem Häuschen, wenn ich schon mein Ziel nicht erreicht hätte, nur sehr viele Asche gefunden haben. Wohl sagte mancher Freund: „Ich bitte dich, wenn dir auch eine Arbeit nicht gefällt, mir gefällt sie sehr wohl: schenke sie mir lieber, ehe du sie verbrennst, das ist ja widersinnig, an einem verbrannten Dinge kann ja kein Mensch mehr eine Freude haben." — „Das ist widersinnig, was du willst," sagte ich, „an der nicht verbrannten Pfuscherei habe ich zeitlebens Ärger, so lange ich sie auf der Welt weiß, auf die

verbrannte vergesse ich, indem ich mir denke, ich will jetzt etwas ganz Schönes machen." Und so sind schon viele Dinge in das Feuer gegangen.

Diese Sache kann eine merkwürdige Folge haben.

Entweder ich vervollkommne mich von Bild zu Bild, dann ist bei meinem Tode nur ein Bild von mir vorhanden, an dem ich nämlich eben vor dem Tode gearbeitet habe, weil alle andern verbrannt worden sind; oder ich steige rasch empor, und male hierauf lauter Meisterstücke, dann sind bei meinem Tode jene fünfzehn zweispännigen Wägen voll Bilder von mir vorhanden, oder vielleicht zwanzig Wägen voll, weil ich in der Freude über das Gelingen meiner Werke immer eifriger male, und durch die Übung immer geschwinder zu malen verstehe. Wo würden dann aber jene Bilder sein? Würde ich sie wirklich, wenn ich einmal gegen mein Lebensende im siebenundneunzigsten oder achtundneunzigsten Jahre in eine andere Stadt oder in ein anderes Haus übersiedelte, in den Wägen zu verfahren haben? Oder werden sie zerstreut sein?

Dies führt mich auf einen weiteren Zustand meines Malerthums. Ich habe nämlich das Glück, daß ich kein Bild verkaufen muß. Ich werde auch keines verkaufen. Ich habe an Geld und Gut so viel, daß ich, und wenn ich ein Weib mit sieben Kindern hätte, mit Allen davon reichlich leben könnte. Ich werde aber gar niemals ein Weib bekommen, weil mir an einem solchen gar nichts liegt.

Mein Oheim sagte, als mein Vater Bedenken über meine Malerangelegenheiten äußerte: „Lasse dem Narren das Ding, er muß etwas haben, daran er mit den Hörnern stößt, und wenn du es ihm nimmst, so ergötzt er sich vielleicht daran, sein Geld

zu verschwenden." Nun, mit dem Verschwenden hat es seine guten Wege. Farben, Leinwand, Pinsel, Malerstäbe sind nicht theuer, sonst brauche ich nicht viel, und so wird das Geld immer mehr. Aber, was ich mit den Bildern, falls sie am Leben bleiben werden, thue? Das weiß ich noch nicht. Jetzt, wenn ich ein Bild male, und wenn Zug nach Zug so gelingt, so habe ich eine Freude daran, daß ich das Bild um keinen Preis hergäbe, man möchte mir Geld oder gute Worte, oder Verwandtschaftsliebe dafür bieten, bis ich es nach und nach verderbe und verbrenne.

Bleiben also doch Bilder übrig, und ändere ich diesen Sinn nicht, so habe ich endlich wirklich alle meine Bilder in meiner Wohnung beisammen, oder in den Räumen, die ich dafür miethe. Ändere ich meinen Sinn, was sehr übel wäre, so habe ich eine Schwester, die Kinder hat; so haben meine zwei Oheime Kinder; diese Kinder bekommen einst Kinder, welche wieder Kinder bekommen, so daß ich bei dem hohen Alter, welches ich erreichen werde, Nichten, Neffen, Geschwisterkinder, Urnichten, Urneffen, Urgeschwisterkinder, Ururnichten, Ururneffen, Ururgeschwisterkinder, und so weiter, in großer Zahl haben werde, unter welche ich meine Bilder als Geschenke vertheilen kann.

Meine Großmutter sagt, daß unsere Vorfahren immer zahlreiche Nachkommenschaften gehabt haben, und daß das Geschlecht nie so zusammengeschmolzen gewesen wäre, wie eben jetzt: sich aber wieder auszudehnen beginne, indem ihre jüngeren Söhne schon so viele Kinder haben, und noch mehr zu bekommen hoffen dürfen, welche Hoffnung bei meinem Vater auch noch nicht vorüber wäre. Und wären jene Oheime und Großoheime und Tanten nicht gestorben, von denen ich mein Geld geerbt habe, so würde das Geschlecht noch ausgedehnter geworden sein; das könnte

nun einen Maler in Athem erhalten, der es mit Landschaften zu versorgen hätte. Mögen sie sich ausdehnen, ich dehne mich nicht aus, wie mein Großoheim sich nicht ausgedehnt hat, der so unendlich viele Hasen geschossen hat, bis er ohne Kind und Kegel gestorben ist.

Da bin ich in dem Lüpfinger Thale, an das mich auch eine Hexe gebannt hat. Es ist gar nicht schön, und hat ein langes Moor, von dem man das Fieber bekommt. Ich bekomme aber nicht das Fieber, denn ich war schon einmal da, und bekam kein Fieber, sondern ich suchte das Moor und den daranstoßenden, einfärbigen Fichtenwald und die gegenüber liegenden Weidehügel und den hinter ihm liegenden, ebenfalls einfärbigen Fichtenwald, und die hinter diesem Fichtenwalde emporstehenden blauen und mit grauen Lichtern glitzernden Berge zu malen. Ich male jetzt wieder daran, weil ich das frühere verbrannt habe. Aber es ist nicht viel zu malen, denn da hat ein unbillig reicher Mann das Schloß Firnberg gekauft, und läßt so viele Steine und Erde in das Moor führen, und so viele Gräben von ihm hinwegziehen, daß das Moor kleiner und das Fieber weniger geworden ist. Er hat dann ein Bischen Gras und sehr schlechten Hafer auf dem Moore geerntet. Meine Frau Wirthin auf der Lüpf sagt, es sei jetzt gar nicht mehr der Rede werth, was an Fiebern erkranke, und ich sage, es sei nicht der Rede werth, was man an dem Moore malen könne — aber ich muß es malen, denn der reiche Mann vernichtet es am Ende ganz, und dann ist gar nichts zu malen.

Da ist auch ein Schlammbad mit einem Hause, das zu dem Schlosse Firnberg gehört; der reiche Mann hat das Haus veröden, und das Schlammbad verfallen lassen, so daß das Schwein

des Wegmachers der letzte Schlammbadegast gewesen sein soll. So ändert sich Alles. Wenn nicht das Haus meiner Wirthin auf einem Hügel stände, von dem aus man das ganze noch übrige Moor und die zwei einfärbigen Fichtenwälder und die grauen Hügel gegenüber und die blauen Berge hinten überschauen kann, und wenn nicht der Hügel und das Haus schon seit der Sündfluth dem Wirthe gehörte, und wenn der jetzige Lüpfwirth nicht alles Andere eher thäte, als das Haus dem Lüpfgeschlechte zu entziehen und es weg zu geben: der reiche Mann hätte es schon gekauft und vielleicht den Hügel und das Haus in das Moor geworfen.

Wenn der Sohn und der Enkel des Lüpfwirthes dem Vater und Großvater nachschlagen, so werden sie auch ihre kleinen Felder auf den Anhöhen hinter dem Hügel pflügen, den Wanderern, die hier als auf einem Kreuzpunkte der Fußwege von vier Thälern zusprechen, einschenken, und einen Maler in dem oberen Stübchen beherbergen, der die Felder unter sich malt, wenn die Nachkommen des reichen Mannes schon lange statt des Moores nichts mehr haben, als eine Wiese mit gelbem Grase und einen Acker mit kurzem Hafer.

Als es gestern seit den drei Tagen, die ich im Lüpfhause bin, zum ersten Male ein wenig wärmer geworden war, setzte ich mich gegen Abend, nachdem ich all' mein unter Tags verwendetes Malerzeug geputzt und geordnet hatte, vorne auf den Hügel, wo ein Apfelbaum steht, auf ein Holzbänkchen an eines der vier dort befindlichen Holztischchen, um mein Abendessen zu verzehren. Die Wirthin brachte mir einen gebratenen Fisch, ein Ei, ein Stück weißen Brotes und ein Glas guten Weines, den sie meinetwegen eingelegt hatte. Diese Dinge kann man im

Lüpfhause immer frisch bekommen, da die Hühner die Eier legen, der große Bach in der Lüpf Fische hat, und die Wirthin zu ihren Broten immer ein weißes Laibchen bäckt.

Als ich gegessen hatte, und mich behaglich der Betrachtung meines Moores hingab, nicht des gemalten, sondern des wirklichen, kam ein Mann zu dem Apfelbaume. Er war mittlerer Größe, hatte ein graues Käppchen auf und graue Kleider an. Seine nicht langen Haupthaare waren weiß, und sein nicht langer, voller Bart war auch weiß. Daraus sahen rothe Wangen hervor, und die Augen, die er hatte, waren braun und klar. Er setzte sich zu einem der Tischchen, lüftete das graue Häubchen und wischte sich mit einem weißen Tuche ein wenig Schweiß von der Stirne. Dann lüftete er das Häubchen noch einmal und grüßte mich. Ich erschrack, stand auf und dankte sehr artig; denn es wäre eigentlich an mir, dem jüngeren, gewesen, zuerst zu grüßen.

Die Wirthin brachte ihm in einem geschliffenen Deckelglase Bier, und setzte es vor ihn hin. Nach einer Weile lüftete er den Deckel des Glases, blies den weißen Schaum ein wenig weg und kostete das Bier. Ich sage: kostete; denn nicht sieben Fingerhüte voll hatte er getrunken. Nach einer sehr langen Weile trank er wieder; und jetzt mehr. Ich hatte nichts vor mir; denn, wenn ich gegessen und mein Glas Wein getrunken habe, brauche ich nichts mehr. Wieder nach einer Weile, aber nach einer kurzen, redete er mich an und lobte den Abend. Wir saßen nämlich, wenn auch an zwei verschiedenen Tischen, doch so nahe, daß ein Gespräch geführt werden konnte. Ich lobte auch den Abend; denn wirklich, statt kühler zu werden, wurde er beinahe immer wärmer; das Moor unter uns wurde stets schöner und duftiger, und die Luft klarer. Er sagte, daß jetzt der Früh-

ling mit Gewalt vorrücken werde, und daß wir kaum mehr bedeutende Fröste zu erwarten haben dürften, dann erzählte er mir von dem Straßenbau in Kiring, und sagte, daß man große Felsensprengungen habe machen müssen; die Sache sei aber sehr nothwendig geworden, die Kiringer Straße sei über einen Berg gegangen, der Menschen und Thiere zu Schanden gerichtet habe. Dann redete er von dem Kohlenflötze im Fuchsberge. Es bringe jetzt der Gegend wenig Nutzen, da dieselbe noch Überfluß an der Rothtanne habe; allein für die Folge und für die Ferne werde der Fuchsberg ein unermeßliches Gewicht erlangen; dann sagte er, daß die untere Lüpf durch diese gegen die jährlichen Überschwemmungen des Lüpfbaches gesichert werden sollte.

Ich antwortete wenig, weil ich die Sachen, von denen er sprach, nicht genug kannte und verstand, sondern ich hörte größtentheils nur aufmerksam zu. Er hatte während des Gespräches nach und nach sein Bier ausgetrunken, und als dieses geschehen war, legte er mehrere Kreuzer, die das Bier kostete, neben das Glas. Nach einer Weile stand er auf, lüftete wieder das graue Häubchen, wünschte mir eine gute Nacht, und ging fort. Ich hatte seinen Gutenachtgruß erwiedert, indem ich aufgestanden war, und sah ihm nach. Die Wirthin, welche bei seinem Aufbruche aus dem Hause gekommen war, beknixte ihn und begleitete ihn. Ich setzte mich wieder zu meinem leeren Tischchen. Die Wirthin mochte ihn bis zum Wachholdergehege hinter dem Hause begleitet haben, wo der Weg abwärts zu gehen beginnt; dann kam sie aber wieder eilig hervor, und nachdem sie das Geld und das Deckelglas genommen hatte, sagte sie: „Das ist er gewesen."

„Wer?" fragte ich.

„Der Herr Roderer," sagte sie.

„Der Herr Roderer," sagte ich, „der Herr Roderer? Nun, Roderer heiße auch ich."

„Ihr heißt Roderer, lieber Herr?" entgegnete die Wirthin. „Nun, dann muß das ein anderer Roderer sein, und es gibt mehrere. Bei uns sind viele Meier, Bauer, Schmid."

„So, Meier, Bauer, Schmid," sagte ich, „diese gemeinen Dinge; aber Roderer! Und wer ist er denn, wenn er der Herr Roderer ist?"

„Der reiche Mann," sagte sie.

„Der reiche Mann," entgegnete ich, „der mit seinem unbilligen Reichthum das Moor austrocknen will?"

„Ja, der die Steine in das Moor wirft," antwortete sie. „Seit er uns im vorvorigen Herbste nach dem großen Hagelschlage das Wintersaatkorn geschenkt hat, kommt er immer herauf. Wir nehmen aus Erkenntlichkeit das Bier aus seinem Bräuhause, das er in der oberen Lüpf an dem Hasenhange gebaut hat, und da scheint es mir, daß er herauf kommt, das Bier zu kosten, ob wir es nicht verfälschen. Nun, Gott sei Dank, wir haben keine Ursache, etwas zu verfälschen. Er trinkt immer nur ein einziges Glas, nicht mehr und nicht weniger, dann bezahlt er es und geht. Oft kommt er alle Tage herauf, er hat ein eigenes, geschliffenes Deckelglas für sich herauf gestiftet. An dem Willigitter wartet sein Wagen, und er fährt dann nach Lüpfing und in sein Schloß Firnberg. Er sitzt in der Wärme immer an dem Apfelbaume, und wenn es kalt ist, kommt er gar nicht. Er hat euch gewiß angeredet, er redet alle Leute an."

„Er hat mich angeredet — und woher ist denn der Herr Roderer gekommen?" sagte ich.

„Er ist weit her gekommen," antwortete die Wirthin, „mit

seiner Frau und mit seinem Sohne und mit seiner Tochter ist er von Holland oder von Spanien gekommen, und hat das Schloß gekauft, und hat einen Forstmeister, und hat einen Verwalter, und hat einen Braumeister, und hat einen Gärtner. Dem Zugerhäusler hat er gar kein Geld gegeben, als er abgebrannt ist, und hat sich dann in den Aufbau gemischt, und hat ihm dann einen Dachstuhl setzen lassen, um das Bauholz weg zu bringen, das er hinter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Es liegt noch ein Theil da; aber es brennt jetzt Niemand ab. Wir haben ihn Herr Baron heißen wollen, weil es sich so schickt, aber er hat es nicht geduldet. Im Frankwalde läßt er Fichtenbretter schneiden, und unten, wo der Letten ist, wirft er Gräben auf, damit Holz wachsen soll, wo nur Huflattig fortkommt und weiße Wasserblumen. Er kleidet sich nicht nach seinem Stande, und geht schlicht daher. In Lüpfing, will er, sollen alle kranken Armen in ein einziges Haus kommen, wohin er Suppe und Arzneien schicken will. In Kiring draußen hat er eine Mühle im Trocknen mit einem Kirchthurme. Sein Sohn ist jetzt gar nicht da, er will die Maschinen lernen, und ist nach Engelland gefahren. Morgen wird es noch wärmer als heute, da kommt er gewiß wieder heraus, ihr könnt mit ihm reden, vielleicht kauft er euch die vielen Risse ab, die ihr von dem Moore macht, er kann sie etwa gut brauchen."

„Es ist schon recht, Frau Wirthin," sagte ich, „morgen bringt ihr mir, ehe der Tag graut, meine warme Milch hinauf mit dem weißen Brote, und legt noch ein Stück Brot dazu, das ich mitnehme; ich komme den ganzen Tag nicht nach Hause. Auf den Abend bratet ihr mir zum Mittagmahle ein Huhn oder eine Ente."

„Ein Huhn ist nicht möglich," sagte die Wirthin, „wir brauchen alle vorhandenen zum Eier legen, aber eine Ente bekommt ihr von der letzten Zucht, und weil die Rosenäpfel bis in den Frühling gedauert haben, stecke ich einen hinein."

„Es ist gut," sagte ich, „und jetzt gehe ich schlafen."

„Glückliche Ruh'," entgegnete die Wirthin und knixte.

Ich ging die Treppe zu meiner Stube empor. Droben dachte ich: „Es wäre doch entsetzlich närrisch, wenn dieser reiche Roderer — nun, wie reich, weiß man doch nicht — auch noch ein Roderer zu unserem Geschlechte wäre; wenn sein Herr Sohn mein Herr Vetter, und sein Fräulein Tochter mein Fräulein Muhme wäre! Dann wären ja doch," dachte ich, „die Roderer ausgedehnt genug. Ich muß es der Großmutter hinterbringen, die hat Freude am Forschen."

Der nächste Morgen stieg ohne ein Wölklein an dem Himmel herauf. Da kaum die Sterne erblaßt waren, kam meine gewissenhafte Wirthin mit der warmen Milch und den Broten herauf. Ich war schon angekleidet und aß schnell, was für den Morgen bestimmt war. Das Brot, die Nahrung des Tages, steckte ich in die Tasche, dann sah ich noch einmal die zwei Blätter an, die ich schon von Moorstellen entworfen, und vorläufig in der Stube aufgehängt hatte, nahm meinen Kasten auf mich, den großen Sonnenschirm, meinen langen Stock, und trat die Wanderung an.

Was nöthig war, hatte ich schon gestern vorbereitet, Farben, Pinsel, und viele Blätter, darauf gemalt werden konnte; denn ich wollte Moor in Morgenbeleuchtung, Moor in Vormittagbeleuchtung, Moor in Mittagbeleuchtung, Moor in Nachmittagbeleuchtung beginnen, und alle Tage an den Stunden, die dazu geeignet wären, an dem entsprechenden Blatte malen, so lange

es der Himmel erlaubte. Moor im Regen hatte ich mir schon vorgenommen, von meinem Fenster aus zu malen. Über das Moor im Nebel habe ich noch nicht nachgedacht. Es ist doch ein Glück, daß ich für meinen Kasten eine Vorrichtung erfunden habe, viele ölnasse Blätter in ihm unterbringen zu können, ohne daß sie sich verwischen.

Es kam ein heißer Frühlingstag, wie ich noch wenige erlebt habe. Ich mußte mich ungemein beeilen; die Stunden flogen wie Augenblicke dahin, die Beleuchtungen wechselten, und ich mußte die Stellen aufsuchen, von denen sich die Beleuchtungen am schönsten zeigten. Ich hätte bald gar kein Wasser für meinen Durst bekommen, wenn mir nicht die Männer, die mit Wägen auf dem Damme hinausfahren, der in das Moor gebaut ist, um von ihm Steine hinabzuleeren, in einem grünen, bauchigen Kruge frisches Quellwasser gegeben hätten. Es schmeckte vortrefflich.

Als der Tag vorüber war, und während ich Alles putzte, was noth that, und während ich den Kasten wieder in die Verfassung setzte, ihn morgen gleich mitnehmen zu können, brachte meine Wirthin die Ente, und als ich in der lauen Abendluft an dem Apfelbaume saß, und sie wohlgebraten mit ihrem Rosenapfel in ihrem Innern vor mir auf dem Tische stand, kam der Herr Roderer mit seinem grauen Anzuge, seiner grauen Haube und mit seinen weißen, kurzen Haaren daher. Ich sprang sogleich auf, ihn zuerst zu grüßen, daß ich nicht wieder die Beschämung wie gestern hätte; ich hielt meine Kappe in der Hand, und richtete die Augen auf ihn. Er lüftete wieder sein Häubchen wie gestern, und trat zu mir heran. Ich bot ihm einen Sitz an meinem Tischchen an, und er setzte sich zu mir. Dann brachte ihm die Wirthin sein Glas Bier.

Während ich nun meine Ente aß, that er genau wie gestern. Er öffnete den Deckel, blies den Schaum weg und kostete das Bier. Nach einer Weile that er erst den ersten Trunk. Das Gespräch kam heute viel leichter in Gang. Er sagte, daß es viele Arbeit gegeben habe, da solche Frühlingstage viel fordern. In dem Garten, auf den Feldern und Wiesen, im Walde und auf der Weide sei zu schaffen gewesen. Er selber habe einen großen Weg zurückgelegt, da sei ihm der Abend doppelt willkommen.

„Ich habe ein Bräuhaus," sagte er, „von dem ich mir das Bier des gelungensten Sudes in mein Haus kommen lasse, und es dort in einen guten Keller lagere, und es gut behandle, und doch schmeckt mir ein Trunk des Bieres, das die Leute aus meinem Bräuhause nehmen, unter diesem Apfelbaume besser als in meinem Hause. Wenn ich Abends an dem Moore nachsehe, gehe ich gerne herauf und genieße den Trunk. Der Hügel hier besteht aus Sandstein, und da ist der Keller trefflich, und das Bier bleibt würzig. Dann ist das Heraufgehen, das schon vorbereitet, und dann ist das darauf folgende Fahren nach meiner Wohnung, das so behaglich ist. Ich will davon nicht reden, daß dieser einsame Hügel am Rande des Moores mit dem Apfelbaume etwas sehr Anziehendes hat, derlei muß man sich ausschlagen."

„Ich schlage es mir nicht aus," sagte ich, „deswegen bin ich an jedem Abende, wenn es nicht Frost oder Nässe hindern, hier."

„Das wird anders werden," entgegnete er, „man muß sich oft das Liebste ausschlagen. Sie haben heute sehr viel gearbeitet; meine Leute, welche an dem heutigen Tage an dem Moore beschäftigt gewesen sind, haben es mir gesagt, sie haben Sie den ganzen Tag ohne Mittagmahl gesehen."

„Mein Mittagmahl ist diese Ente hier," sagte ich.

„Das habe ich mir gedacht," entgegnete er. „Ich lasse meine Leute an dem Moore immer nach einiger Zeit durch andere ablösen, daß die Gefahr des Fiebers für sie geringer wird. Sie aber gehen nun immer derselbe hinaus, und die Luft, die da erzeugt wird, kann auf Sie Einfluß nehmen."

„Darauf muß ich es meines Zweckes wegen wohl ankommen lassen," sagte ich.

„Nun, ich wünsche, daß Sie Ihre Zwecke auf das beste und vollständigste erreichen," antwortete er, „man kommt durch Beharrlichkeit meistens zum Ziele; aber die Ziele wechselt man öfters."

Und so redeten wir noch mehreres, bis er sein Bier ausgetrunken hatte, bis er aufgestanden war, sein Häubchen lüftete und mir gute Nacht sagte. Ich hörte dann, wie unten sein Wagen mit ihm fort rollte.

Am nächsten Tage war es wieder ganz heiter. Ich ging mit dem Anbruche des Tages in das Moor und blieb den ganzen Tag in demselben. Ich hatte mir zur Löschung des Durstes nun selbst eine sehr große, überflochtene Flasche voll Wasser mitgenommen. Das Wasser wurde wohl warm, aber es mußte helfen. Ich arbeitete auf allen Stellen an den für diese Stellen begonnenen Entwürfen weiter, bis es gegen Abend ging. Die Leute, welche mit Austrocknung des Moores beschäftigt waren, brachten Ladung nach Ladung, und warfen sie in den weichen Grund, der sie verschlang, bis der Tag seinem Ende entgegenrückte. Er war noch viel heißer gewesen, als der gestrige. Abends kam der alte Mann zu dem Apfelbaume, und wir redeten mit einander.

Ich wollte eine Reihe von Entwürfen ausarbeiten, die mir

dann dienen sollten, ein sehr großes Bild in Angriff nehmen zu können.

Als ich eines Tages auf einer meiner Stellen saß — es war ein trockener, grauer Rasen, der sich unweit des Weges nach Firnberg am Rande des Moores befand, kam, während ich unter meinem weißen Schirme fleißig arbeitete, eine Gesellschaft gegen mich heran. Ich gewahrte erst, daß Jemand hinter mir stehe, als ich einmal zufällig außerhalb meiner Richtung blickte, und Schatten von Dingen sah, die nicht ich und mein Sonnenschirm waren. Ich schlug den Deckel meiner Malvorrichtung zu, damit das Gemälde nicht mehr gesehen werden konnte, und blickte, auf meinem dreifüßigen Stühlchen sitzen bleibend, um. Da standen vier Menschen hinter mir. Zwei waren junge Mädchen, zwei waren junge Männer. Ein Mädchen war gerade hinter mir gestanden. Es hatte braune Haare, braune Augen und ein blühendes Angesicht. Auf dem Haupte war ein gelbes Strohhütchen. Neben ihr stand ein Mann, der hatte nankinggelbe Beinkleider an, eine nankinggelbe Weste, einen nankinggelben Rock, und auf dem Haupte hatte er auch ein gelbes Strohhütchen. Er war blond und hatte eine fröhliche Gesichtsfarbe. Die andern zwei waren sich fast gleich. Jedes hatte schwarze Haare und dunkle Augen. Sie standen etwas weiter weg. Als ich diese vier Menschen erblickt hatte, stand ich von meinem Stühlchen auf, und wendete den Rücken gegen mein Malerzeug, das Angesicht aber gegen die Personen. So blieb ich stehen.

„Sie handeln mißgünstig, daß Sie uns den Anblick Ihrer schönen Arbeit so schnell entziehen," sagte die mit den braunen Augen.

„Sie haben diese Arbeit, deren Schönheit noch ungewiß ist, schon heimlich gesehen," antwortete ich.

„Wir haben Sie überrascht," sagte sie, „da Sie in Ihrer Kunst vertieft waren, und haben wohl etwas zugesehen. Halten Sie das für unrecht?"

„Ja," entgegnete ich, „weil Sie nicht wissen konnten, ob der malende Mann sein Malen zum Zusehen eingerichtet habe."

„Dies ist ein Weg, auf dem man von Kiring nach Firnberg gehen kann," nahm jetzt der blonde, junge Mann das Wort, „und jeder Mensch darf dieses Weges gehen, der sich keiner Übertretung schuldig gemacht hat, um derentwillen man ihn einfangen dürfte. Da wir nun zu dieser Menschengattung nicht gehören, so ist uns erlaubt, auf dem Wege zu gehen. Und da wir Augen haben, dürfen wir auf den Weg schauen, und auf alles das, was sich neben ihm rechts und links befindet."

„Was sich rechts und links befindet," antwortete ich, „ja — wenn man an dem Weg handelt, wohl nicht: dazu braucht man die Einwilligung des Handelnden."

„Sie konnten ja Ihr Malerfach schließen, als Sie uns kommen hörten," sagte der Mann.

„Ich habe Sie nicht kommen gehört, das wissen Sie recht gut," antwortete ich.

„Zanken Sie nicht, Herr Graf," sagte die Braunäugige, „es ist wohl von uns unartig gewesen, daß wir von dem Farbenreize, der da unter der aufgespannten Schirmleinwand war, verführt, stehen blieben, und ein wenig zusahen, wie dieser Farbenreiz entsteht. Wir hätten den Herrn um Erlaubniß bitten sollen."

„Sie haben Recht, schöne Susanna, wie Sie immer Recht haben," antwortete derjenige, den sie mit „Herr Graf" angesprochen hatte, „und vielleicht öffnet nun dieser Herr, wenn ich

ihn für Sie recht artig bitte, den Deckel von seinem Farbenreize."

„Was unter dem Deckel dieses Faches ist," entgegnete ich, „besteht aus unfertigen Strichen und Haken, die nur für den einen Sinn haben, der sie weiter entwickeln und zu diesem Sinne gestalten will. Daher sind sie zum Vorzeigen nicht geeignet."

„Das ist richtig und billig," antwortete die Braunäugige, „aber ich weiß, edler Herr, daß Sie in der Lüpfschenke fertige Entwürfe dieser Gegenden haben: wäre es denn für ein Mädchen, das diese Gefilde und die Kunst liebt, unbescheiden, wenn es den Wunsch hegte, einige dieser Entwürfe zu sehen?"

„Es ist nicht unbescheiden, diesen Wunsch zu hegen," sagte ich, „allein meine Gemälde sind nicht zum Vorzeigen verfertigt worden. Vielleicht zeige ich sie Jemanden, vielleicht schenke ich sie Jemanden, vielleicht behalte ich sie immer bei mir, vielleicht zerstöre ich sie auch. Zudem sind die Dinge, welche in der Lüpfschenke liegen, nur Entwürfe und keine Gemälde. Ich kann sie Ihnen daher nicht zeigen."

„Sie sehen schon, verehrte Susanna, daß mit diesem edlen Herrn kein Vertrag zu schließen ist," sagte der, welcher „Herr Graf" geheißen wurde, „wir müssen wohl schon darauf verzichten, etwas mehr zu sehen, als wir schon gesehen haben."

„Wir müssen halt verzichten," sagte sie.

Nach diesen Worten nickte sie, ich verbeugte mich, die Andern verbeugten sich auch, und die zwei Paare gingen vorüber.

Nach kurzer Zeit kam ein Wagen in der Richtung, in welcher die vier Menschen gingen, an mir vorüber. Der Wagen war leer, er war sehr schön und wurde von zwei vorzüglichen Braunen gezogen. Als er die zwei Paare eingeholt hatte, setzten

sie sich ein und fuhren in der Richtung nach Firnberg weiter. Ich aber öffnete jetzt den Deckel, setzte mich, und malte noch so lange fort, bis meine Zeit an dieser Stelle aus war.

Ich habe diese Menschen später noch einmal gesehen. Wenn ich auf der Stelle neben dem Wege saß, war ich nach jener Begegnung sehr vorsichtig, und sah zu rechter Zeit wegauf- und wegabwärts. Und da sah ich sie kommen. Ehe sie mich erreichten, schloß ich den Deckel, stand auf und richtete das Angesicht gegen sie. Da sie vorüber gingen, grüßte ich sie, und sie dankten. Susanna hatte sehr große, feurige Augen, und sah mich mit ihnen an. Da sie ihres Weges weiter waren, malte ich erst ruhiger fort.

Es kam endlich eine andere Zeit. Ein Gewitter ging über das Moor, und es folgten mehrere kalte und regnerische Tage. Den Regen über dem Moore suchte ich nun von meinem Fenster aus zu malen. Da trübe Tage ohne Regen kamen, ging ich in meinem Zimmer daran, die gemalten Entwürfe auf das einzige, große Bild anzuwenden, das ich vor hatte. Ich stellte zu dem Zwecke meine zerlegbare Staffelei zusammen, spannte auf Leisten, die ich mitgebracht hatte, eine große Leinwand, stellte die Leinwand auf die Staffelei, und richtete neben ihr einen eigenen Malerkasten zurecht. Damit ich von Zeit zu Zeit die rechte Ferne von dem Bilde nehmen konnte, öffnete mir die Wirthin die Thür in eine Dachbodenkammer, in die man aus meinem Zimmer gelangen konnte, und ich ging nun während der Arbeit oft in dieses Nebengemach, und sah aus demselben auf mein Bild hinaus. Ich bestellte sofort durch ein Schreiben auch einen Goldrahmen sammt einer Kiste für das Bild, damit ich durch nichts in der Förderung des Werkes aufgehalten würde; denn

die letzten Striche an einem Bilde sollen und müssen in dem Rahmen gemacht werden, und die Kiste brauchte ich, um in jedem Augenblicke das Gemälde an einen andern Ort schaffen zu können, falls ich das für nöthig finden sollte. Um nicht zerstreut zu werden, aß ich auch jetzt zu Mittag nicht, sondern legte mir ein Brot zurecht, von dem ich zeitweise einen Bissen nahm. Erst gegen Abend, wenn ich aufhörte, wenn alle Geräthe gereinigt waren, und wenn ich Alles für den nächsten Tag zurecht gerichtet hatte, berieth ich mich mit der Wirthin über mein Mittagessen, das zugleich ein Abendessen war.

In den fünf trüben, zum Theile auch mit Regenschauern heimgesuchten Tagen konnte ich die große Leinwand ganz mit Farbe bedecken, also das Bild untermalen. Die Wirthin hatte mir nach und nach die allerlei Habseligkeiten, die sie in der Dachbodenkammer hatte, weggeräumt, und mir auch die Kammer zur gänzlichen Benützung gegeben, da sie sah, wie ich anfing, ganz und gar keinen Platz mehr zu haben. Ich setzte in diesen fünf Tagen keinen Fuß aus dem Hause, um einen Gang in den Fluren zu machen, kaum daß ich zuweilen Abends ein wenig unter den Apfelbaum trat, und in das Moor hinaus sah.

In diesen fünf Tagen ereignete sich eine Seltsamkeit mit mir, die ich im Grunde von mir nicht begreifen konnte. Der reiche, alte, kurzweißhaarige Herr Roderer, der natürlich durch die regnerischen und trüben Tage in seinen Arbeiten im Moore nicht aufgehalten war, ja in der Kühle durch Pferd und Mann mehr wirken konnte, als in den heißen Tagen, der mir also einen bedeutenden Vorsprung abgewann, kam auch an manchem Regentage, oder wenn es grau und frostig am Himmel war, auf den Pupfhügel herauf. Er saß dann mit mir in der Wirthsstube, in

welcher selten Abends ein Gast war, da die Fußgänger, die am häufigsten hier zusprachen, das Moor am Abende mieden, theils der Dünste, theils der Gespenster wegen. Die Wirthin sagte mir, daß der hochgeborne Herr Roderer sonst an solchen Tagen nie gekommen sei, daß er an mir Gefallen gefunden haben müsse, und daß er jetzt auch länger da bleibe als sonst, wenn er auch eigensinniger Weise nicht mehr als ein Glas Bier trinke.

Eines Tages, da es in der Wirthsstube zu sehr rauchte, während die Wirthin mein Abendessen kochte, saßen wir in dem einzigen noch verfügbaren Gelasse des Hauses, einem kleinen Kämmerlein neben meinen zwei Arbeitsstuben. Als ich nun am andern Tage, ich weiß nicht, ob es wieder geraucht hat, den Herrn Roderer abermals die Treppe zu dem winzigen Kämmerlein herauf steigen hörte, — ich kannte seine Tritte schon recht gut, und konnte sie von denen des Wirthes und der Wirthin, und dem Gerassel der Buben wohl unterscheiden — rief ich ihn, von den Worten der Wirthin und meiner eigenen Beobachtung, daß er wirklich jetzt länger bleibe, wirblig gemacht, durch die offene Thüre meiner Stube zu mir herein, und nun sah er, da der Tag schon länger, und es völlig licht war, alle meine Bilder und Entwürfe, die ich Niemanden zeigen wollte, und die ich nicht einmal Susanna gezeigt hatte, die doch weit lebhaftere Augen besaß, als der Herr Roderer, obgleich die seinigen so braun waren, als die ihrigen. Ich putzte eben die Pinsel, und er ging von einer Arbeit zu der andern, wie sie eben entweder herum lagen, oder an die Wand geheftet waren, und betrachtete jede genau. Auch das angefangene, auf der Staffelei stehende große Bild schaute er lange an. Ich konnte es ihm nicht verbieten, da ich ihn selber hereingerufen und ihm folgerecht die Dinge

zur Betrachtung preisgegeben hatte. Er sprach aber über alle die Arbeiten kein Wort. Wir setzten uns, da ich mit meinen Pinseln fertig war, in das kleine Stübchen, auf dessen Hängetischchen die Wirthin sein Bier und meine Abendkost gestellt hatte. Als seine Zeit um war, kletterte er die Treppe hinab, ging über den Hügel hinunter, und fuhr in seinem Wagen nach Hause.

Am anderen Tage war schönes Wetter. Mein Reisebarometer, welches ich in meiner Malerstube aufgehängt hatte, zeigte achtundzwanzig Zoll und vier Linien, was Dauer des schönen Wetters bedeutete, und ich nahm meine stets bereit stehende Malerwandersachen, und ging sofort zum Malen auf das Moor hinaus. Es folgten mehrere schöne Tage, und ich benützte sie.

Meine Wirthin hätte mir bald Unannehmlichkeiten bereitet. Es nahte das Kirchweihfest in Lüpfing, und da redete sie mir zu, ich sollte an diesem Tage Ruhe machen, und nach Lüpfing gehen; denn etwas Schöneres, als dieses Fest könne ich gar nicht sehen. Ich wies ihr Ansinnen zurück. Als der Tag des Festes vorüber war, den sie ganz und gar in Lüpfing zugebracht hatte, kam sie Abends zu mir an den Apfelbaum, an welchem heute mein Herr Roderer nicht saß, weil Feiertag war, und erzählte mir, wie außerordentlich Schade es sei, daß ich nicht nach Lüpfing gekommen bin. Die Leute kennen mich alle, sie lieben mich, sie haben alle nach mir gefragt und meine Bilder gepriesen; sie habe gesagt, ich sei ein sehr gewöhnlicher Herr, der keinen Stolz hat, und mit Allen redet, sie könne meine Bilder sehen, wann sie wolle, wenn sie aufräume oder etwas frage, und ihr Mann könne sie auch sehen, wenn er ein Wasser hinauf trage oder dergleichen, und wenn ich nach der Arbeit aufräume, sage ich nicht einmal ihren Buben einen Tadel, wenn sie hinauf kommen.

Die Leute freuen sich außerordentlich auf die Bilder. Sie werden kommen.

Ich sagte zu der Frau Wirthin: „Ihr, meine liebe Frau Wirthin, wenn ihr in meine Stube kommt, und etwas zu schaffen habt, und euer Mann, der Herr Wirth, wenn es für ihn bei mir etwas zu thun gibt, könnt meine Bilder nach Herzenslust anschauen, selbst eure Knaben können es zu einer Zeit thun, in der sie mich nicht stören: aber jeder andere Mensch darf es nicht, wenn er auch aus Lüpfing oder Kiering kommt, oder aus der oberen Lüpf, oder aus der unteren Lüpf, oder aus Paris, oder aus Petersburg, oder München. Sagt einem Jeden, daß ich nicht Zeit habe, Leute zu empfangen, und daß meine Bilder nicht zu sehen sind."

„Das ist so, so ist es," antwortete sie, „wir haben ein großes Recht, wir und der hochgeborne Herr Roderer, die Bilder anzusehen, und sonst Niemand."

„Ihr könnt sie anschauen," sagte ich, „weil ihr seid, wie ihr seid, und dem Herrn Roderer habe ich sie gezeigt, weil ich sie ihm nun eben einmal gezeigt habe."

„Ja, das verstehe ich," antwortete sie.

„Und so thut auch, wie ich gesagt habe," erwiederte ich.

„Ich werde es thun, freilich thue ich es," sagte sie.

Und hiemit war wohl das Gespräch aus, aber nicht die Sache. Denn in den Tagen, die auf die Lüpfinger Kirchweihe folgten, kamen wirklich Leute aus Lüpfing und anderswoher zu mir, die mich einfach besuchen wollten. Die Tage waren trüb, ich arbeitete an dem großen Bilde in meiner versperrten Stube, und ließ sagen, daß ich mich nicht unterbrechen könne, und nicht gestört werden dürfe. Endlich ließ ich mir durch den Wirth, welchen ich sendete, einen Wagen aus Lüpfing bestellen,

und fuhr in demselben nach Lüpfing. Die Wirthin äußerte ihre Freude, daß ich einmal von der großen Plage, die ich mir auferlege, inne halte, und auch ein Vergnügen suche, wie es sich gebühre. Ich aber kaufte in Lüpfing zwei gleiche Eisenringschrauben und ein Vorhängeschloß, und fuhr wieder heim. Die Eisenringschrauben schraubte ich von außen in Thürstock und Thüre meiner Stube so, daß die Ringe über einander paßten, und als ich das nächste Mal in das Moor malen ging, legte ich das Vorhängschloß in die Ringe, und sperrte so meine Stube, daß sie in meiner Abwesenheit nicht geöffnet werden und daß man meine Bilder Niemand zeigen konnte.

Der Goldrahmen zu dem großen Bilde kam nun auch endlich an. Der Rahmen war zerlegt, und in seinen Theilen der Länge nach in die Kiste gepackt. Ich konnte ihn jetzt nicht zusammenstellen, sah aber an den Theilen, daß er sehr schön sein müsse, wie Alles, was von meinem Vergolder kommt.

Als es schon Sommer war, und ich an einem lauen, lieblichen Abende mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte er: „Sie werden sehr wahrscheinlich einmal zu malen aufhören, und dann gar nie mehr einen Pinsel anrühren."

Ich schaute ihn mit den größten Augen, die in meiner Macht waren, an und sagte: „Das wäre das seltsamste Ding, ich finde dazu noch gar keinen Anfang in meinem Wesen. Und was werde ich denn dann thun, wenn ich nicht mehr male?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete er, „aber thun werden Sie gewiß etwas."

„Ja, gewiß etwas thun," sagte ich, „und Sie können mir wohl nicht verargen, wenn ich Sie frage, was Sie zu diesem Ausspruche über mich berechtiget, der so tief in meine Thätigkeit eingeht."

„Gewiß kann ich Ihnen die Sache nicht sagen," antwortete er, „aber sie ist mir sehr wahrscheinlich, und wenn mein Ausspruch zur schnelleren Entwicklung Ihres Laufes etwas beitragen kann, so wird es mich sehr freuen, und wenn ich mich irre, und Sie ein Maler bleiben, so werden Sie durch meinen Ausspruch und mein Benehmen erst ein rechter Maler."

„Nun, ich bin begierig," sagte ich.

„Hören Sie mich an," begann er. „Es lebt seit Jahrhunderten ein Geschlecht, das immer etwas Anderes erreicht hat, als es mit Heftigkeit angestrebt hat. Und je glühender das Bestreben eines dieses Geschlechtes war, desto sicherer konnte man sein, daß nichts daraus wird. Und nicht etwa durch das Schicksal wurden diese Leute aus ihren Bahnen geworfen; denn dann wäre ja mancher darin geblieben, weil Schicksal und Zufall nicht folgerichtig sind, sondern Jeder verließ selber freiwillig und mit Freuden seinen Kampfplatz, und wendete sich zu anderen Dingen. Manche erreichten über Ansammlung der Mittel zu ihrem Zwecke den Zweck nicht. Sie waren Alle höchst begabte Leute, einen einzigen ausgenommen, welcher ein gewöhnlicher Mensch war, und weil sie solche Begabungen hatten, so wählten sie frühzeitig schon irgend eine Thätigkeit, spornten diese zu höchstem Feuer, und erreichten auch Erfolge, die andere Menschen in Erstaunen setzten; aber es genügten ihnen die Erfolge nicht, und sie warfen das Zeugs weg. Ich weiß nicht, wenn einmal einer gekommen wäre, der das Höchste in seinem Fache hervorgebracht hätte, ob auch er von demselben wieder gewichen wäre, ich weiß es nicht, weil der Fall nicht vorgekommen ist; ich glaube aber, dieser Mann wäre eine Ausnahme seines Geschlechtes geworden, und hätte es zu seltenen Ehren gebracht, wenn er nicht, auch noch

anderen Gedanken nachjagend, all' sein Thun für Stückwerk gehalten, und es zu dem Plunder geworfen hätte. Wer kann das wissen. So merkwürdig ist aber das Geschick dieses Geschlechtes, daß selbst der gewöhnliche Mensch, der, wie ich Ihnen sagte, dazu gehörte, diesem Geschicke nicht entgehen konnte. Obwohl er nicht durch hohe Begabung zu vorzeitiger Thätigkeit getrieben, und von ihr wieder abwendig gemacht wurde, so reichte sein Pfund doch gerade hin, zu thun, wie alle seine Väter, Vettern und Muhmen, nämlich ein Ungethüm von Zeit und Kraft einem Dinge zuzuwenden, um es dann gehen zu lassen, und ein anderes zu ergreifen. Ich kenne dieses Geschlecht außerordentlich genau, ich bin selbst einer davon, und zwar jener gewöhnliche Mensch, von dem ich Ihnen gesagt habe. Ich habe selber gethan, wie meine Angehörigen. Ich habe von denen erzählen gehört, welche vor uns gelebt haben, und ich habe beobachtet, was die gefördert haben, die mit mir gleichzeitig sind, und habe besonders die jüngeren beobachtet. Und gerade so, wie diese jüngeren, benehmen Sie sich, mein Herr. Sie haben sich der Landschaftsmalerei ergeben nicht des Geldes wegen, nicht des Ruhmes wegen, nicht aus Eitelkeit; denn Sie verbergen Ihre Bilder, zeigen sie nicht, wollen sie nicht verkaufen, sondern sie streben nach eigener Billigung, wollen den Dingen ihr Wesen abringen, wollen die Tiefe erschöpfen, darum wählen Sie sich einen Gegenstand, der so ernst, schwierig und unbedeutend ist, daß ihm die Andern aus dem Wege gehen würden, dieses Moor. Sie verfolgen Ihren Zweck mit einer Kraft und Hartnäckigkeit, die zum Bewundern sind, Sie lassen Alles, was sonst die Jugend bewegt, bei Seite liegen, ja Sie versagen sich die Befriedigung der gewöhnlichen Bedürfnisse, um nur Ihrem Ziele zuzusteuern, und Sie sind in

Ihren Arbeiten zu Ergebnissen gekommen, die ganz ungewöhnlich sind. Ich verstehe Bilder, und wenn Sie mich einmal in meinem Hause besuchen wollten, würden Sie nicht unbedeutende Erzeugnisse der Malerkunst älterer Zeiten bei mir finden. Ihre Entwürfe, die ich genau angesehen habe, gehören zu dem Allerbesten, was die neue Kunst hervorgebracht hat, an Wahrheit übertreffen sie Alles, was jetzt da ist; und eben deswegen werden Sie eines Tages sagen: Das ist doch noch nichts als leeres Gethue, ich werfe es zum Teufel. Noch eins ist, das zu beachten kommt. Alle Nachkommen unseres Ahnherrn, auf den wir noch zurück zählen können, haben fast wie mit Eigensinn ohne erhebliche Ausnahmen braune Haare und braune Augen bei freundlicher Farbe des Angesichtes. Sie besitzen diese Merkmale auch, als sollte Ihr Körper mir auch noch die Anzeige geben, welche mir Ihr Geist gegeben hat. So sind die Dinge, und so habe ich aus Ihnen über Sie geschlossen."

„Ich habe Sie Ihre Ansichten entwickeln lassen," entgegnete ich auf die Rede meines Nachbars, „und bin jetzt weniger betroffen über Ihren Ausspruch, als ich es war, da ich ihn Eingangs Ihrer Mittheilung hörte, weil ich damals glaubte, er ruhe auf irgend einem untrüglichen Fuße, und raube mir wider meinen Willen meinen Lebensinhalt. Jetzt aber kann ich Ihnen mit Beruhigung sagen: Ich werde nie meinem Streben untreu werden, und ich werde nie der Landschaftsmalerei entsagen, mögen die Ergebnisse derselben sein, welche sie immer wollen. Ich kann dieselben nicht voraussehen; aber wenn man mir mein Thun nimmt, hat mein Leben gar keinen Werth und gar keinen Reiz, auch nicht den allergeringsten, und was man Vergnügen, Freude, Wonne, Seelenfülle, Geistesbefriedigung, Daseinsabschluß

und dergleichen nennt, ist für mich dann nicht mehr als das Stäubchen, das in der Sonne spielt, oder der Sand, den der Bettler zertritt."

„Das ist gerade auch eines der Merkmale mit," entgegnete mein Nachbar, „und bestärkt mich in meiner Ansicht. Jeder unseres Geschlechtes war von der Unaufhörlichkeit seines Strebens schlechterdings durchdrungen, bis es aufhörte."

„Die Männer jagten nach ihrem Zwecke, die Frauen duldeten und kämpften darnach, bis es nichts war. Da war der uralte Echoz — Vornamen gab es damals noch kaum — der machte die Römerzüge des rothbartigen Friedrich mit, er dürstete nach ritterlichem Ruhme, nach Thaten, die keiner nachthun könnte, nach schönen Waffen, Pferden, Kleidern, er wollte wie Büren, der Stammvater der Staufen, auf einem hohen Berge eine Burg bauen, ein hohes Fräulein ehlichen, und ein Geschlecht gründen, dessen Glanz noch weiter über die Erde gehen sollte, als das der Staufen."

„Er erwarb Reichthum, er heirathete ein hohes Fräulein, und verwaltete im Alter einen großen Hof, und ritt herum, seine Rinder, Schafe, Zuchtpferde zu zählen."

„Sein Urenkel wollte den besten Wildstand in einem gezäunten, ungemein großen Gehege gründen, den es im deutschen Reiche geben sollte, und rodete endlich das Gehege zu Wiesen und Feldern, und mochte wohl der Roderer geheißen haben."

„Ein anderer, Peter Roderer, lebte mit Söhnen und Töchtern auf seinem Hofe und hielt Ordnung, und suchte Alles kennen zu lernen, was gute Landwirthe thun, um ihr Anwesen empor zu bringen; denn er wollte die beste Wirthschaft, die es geben kann, herstellen. Dann zog er gegen die Türken und ward

ein Vorkämpfer und Führer, der geachtet wurde, und er starb in hohen Ehren, entfernt von seinem Hofe, den er nicht mehr sah."

„Dann war ein anderer Peter Roderer, welcher nach Reichthum strebte, um ein strahlendes Haus zu gründen, das der Neid Aller im Gaue sein sollte; darum preßte er Cider aus Äpfeln, und suchte dieses Getränke im Lande zu verbreiten, so wie auch eine edle Obstzucht zu begründen, weshalb er aller Orten treffliche Bäume suchte und pflanzte. Seine Söhne waren die Roderer Peter Buben. Sie waren vier und hatten ganz gleichen Sinn. Ihr Vater hatte ihnen einen mäßigen Hof in Tissenreit hinterlassen. Sie waren in ihrem Alter sehr nahe: denn jeder der Jüngern war von dem Nächstälteren ungefähr um ein und ein halbes Jahr verschieden. Sie hatten im Sinn, nicht einen Hof allein zu besitzen und zu bewirthschaften, wie Bauern, sondern sich zu heben, und Edelsitze zu gründen. Jeder wollte Reichthum sammeln, dann ein schönes, reiches Mädchen heirathen, ein eigenes Anwesen herstellen und so fort wachsen."

„Um dies auszuführen, beschlossen sie den väterlichen Hof gemeinschaftlich zu verwalten, Alles, was nur immer aus ihm zu ziehen wäre, in Geld zu verwandeln, und wenn genug Geld vorhanden wäre, es zu theilen, den Hof in die Theilung einzubeziehen, und dann ihr beabsichtigtes Leben zu beginnen."

„Sie legten das gröbste Bauerngewand an, und gingen in hölzernen Schuhen. Sie unterzogen sich der härtesten Haus- und Feldarbeit, hatten gar keinen Knecht, sondern Taglöhner, und benöthigten nur eine einzige Magd. Am Sonntage zog ein jeder einen besseren Rock und lederne Stiefel an, und so gingen sie in ihre, eine halbe Wegstunde entfernte Pfarrkirche. Auf dem Heimwege zogen sie zur Sommerszeit Stiefel und Rock aus,

gingen auf bloßen Füßen, und trugen Stiefel und Rock über der Schulter. Am Nachmittage dieses Tages saßen sie auf dem steinernen Gange im Innern ihres Hofes, und aßen jeder ein Stück weißen Brotes als Sonntagsgabe, oder im Winter in der gemeinschaftlichen kleinen Stube. Nie trank einer der vier einen Schluck Wein oder Bier oder Branntwein. Den Cider ihres Vaters, und den sie selber machten, verkauften sie, und was der Hof trug, wurde an Käufer abgelassen. Die Roderer Peter Buben starben unvermählt, jeder über neunzig Jahre alt, und hießen immer die Roderer Peter Buben."

„Silber befand sich in Säcken, in Strümpfen, in alten Stiefeln, in hölzernen Kistchen oder Tiegeln. Zum Erben war Karst, der Mann ihrer Nichte, eingesetzt, der arm war, das Seinige zu Rathe hielt, und gerne Geld sammelte. Als Karst das Silber erhielt, ward er wahnwitzig, lebte in Saus und Braus, verschwendete Alles, und starb mit seiner Frau im Elende. Mit den Roderer Peter Buben wären die Roderer Peter Buben ausgestorben, wenn es nicht noch einen Roderer Peter Buben gegeben hätte, einen fünften, der aber nie so geheißen hat; denn als das Volk den Namen Roderer Peter Buben schöpfte, da sie gemeinschaftlich als junge Menschen ihren Hof verwalteten, war er schon lange nicht mehr in dem Hause. Er war schon zu den Lebzeiten seines Vaters fortgegangen. Er hieß Friedrich."

„Friedrich Roderer war ein räudiges Schaf. Er konnte schon als Jüngling, als jüngster unter den Brüdern, das Streben des Vaters nicht theilen. Ihm lag nichts an Obstzucht oder andern Dingen des Hauses, noch auch befreundete er sich mit den Geldneigungen der Brüder, die sie schon in der Kindheit gezeigt hatten, sondern er schweifte in der Gegend herum, wußte alle

Vogelnester, kannte alle Hunde, wußte wie sie hießen und wem sie gehörten, ritt auf allen Pferden, die auf der Weide waren und die er habhaft werden konnte, floh die Schule, verschleuderte jeden Pfennig, den er bekam; führte alle Buben der Gegend, welche, wie er, nicht viel in dem väterlichen Hause waren, zu Schlachten an oder zu Zügen in den Wäldern, oder sie fingen Fische und Krebse in den Bächen, und brieten sich dieselben an einem Feuer, das sie angelegt hatten, und wenn er die Strafe des Vaters fürchtete, schlief er oft mehrere Nächte in einer Höhle oder unter einem überhängenden Steine, der ihn vor dem Nachtthaue schützte."

„Der Vater suchte ihn zu bessern, er redete ihm zu, er züchtigte ihn empfindlich; aber durch die Strafe wurde er nur störriger. Seine Mutter war schon vor langer Zeit gestorben. Später ließ er sich einen langen Bart wachsen und ging zu den Gauklern, welche auf dem Seile tanzten, durch Reifen Luftsprünge machten, Feuer fraßen, Bänder spieen und ihren Körper in die staunenswerthesten Stellungen brachten. Er kam weit von seiner väterlichen Gegend weg, und man hörte lange nichts mehr von ihm."

„Von den Gauklern ging er zu den Schauspielern, und stellte die verschiedensten Handlungen und Gemüthsbewegungen der Menschen dar. Er wollte das deutsche Schauspielwesen auf den Gipfel der Kunst erheben, und was er in der Kindheit so sehr geflohen hatte, die Bücher, das wurde jetzt sein Lieblingsgegenstand. Fast Tag und Nacht las er, oder er schrieb, oder ließ davon nur ab, um seinen Kameraden darzuthun, welche Sachen schön und würdig seien, und wie man sie am herrlichsten darstellen könne. Als die Preußen Schlesien angriffen, zog er gegen

sie ins Feld, und ging nun nie mehr zu den Schauspielern oder Gauklern zurück, sondern blieb unter den Soldaten, brachte es vorwärts, und wie er einst die Lotterbuben seiner Heimath zu Spielschlachten angeführt hatte, so führte er jetzt Männer zu wirklichen, und die Zahl, die unter ihm stand, wurde stets größer. Er kam zu Hab und Gut, heirathete ein reiches Fräulein, und mehrte dadurch den Besitz."

„Was die vier Roderer Peter Buben in neunzig Jahren nicht zuwege bringen konnten, das erreichte der räudige Friedrich im Spiel und Sprunge. Er wohnte im Alter auf einem ihm zugehörigen Edelsitze, obwohl er selber nie nach dem Adel, der ihm hätte gegeben werden können, strebte."

„Von der Erbschaft der Roderer Peter Buben hatte er nur ein Theilchen bekommen, man weiß nicht, ob durch das Gesetz oder auf eine andere Weise. Das arme Töchterchen Karsts, Mathilde, nahm er zu sich."

„Dieser Friedrich Roderer war mein Urgroßvater, und von ihm stammen alle Roderer. Seltsam ist es, daß alle, so wie er den vollen Bart als Seilkünstler trug — wie er als Krieger war, wissen wir leider nicht mehr — auch den vollen Bart trugen; aber im Widerspruche mit ihm trugen sie nicht einen langen, sondern einen auf drei Zoll zurückgestutzten Bart. Die zahlreichen Roderer, die von ihm stammen und ins Grab gestiegen sind, sah ich mit diesem Barte abgebildet, und die noch leben, kenne ich mit diesem Barte. Bei einigen, wie bei mir, ist er weiß geworden. Und haben Sie nicht auch, wie unser Geschlecht, einen kurzen, braunen Vollbart?"

„Das ist ein Zufall," sagte ich, „jetzt ist es in vielen Männerkreisen Sitte, einen kurzen Vollbart zu tragen. Mir gefällt

die Sitte und mir ist es bequemer, meinen Bart mit Schere und Kamm zu behandeln als mit dem Schermesser."

„Daß Ihnen diese Sitte gefällt, zeigt schon, daß Sie mit unserem Geschlechte gleich fühlen," sagte Roderer, „wir trugen den Bart, da er noch nicht Sitte war."

Er schwieg ein Weilchen, dann sagte er: „Wollen Sie denn von mir nicht auch etwas hören?"

„Dem würde ich die größte Theilnahme schenken," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „weil ich vor Ihnen sitze, und weil das Gegenwärtige immer mehr Kraft und Recht hat als das Abwesende. So hören Sie denn."

„Von den vier Söhnen Friedrichs, nachdem einer von den Wölfen zerrissen worden war, und einer sich in den deutschen Orden begeben hatte, heiratheten zwei, mein Großvater Peter, der zweitjüngste, und der jüngste, Joseph. Auch die vier Töchter heiratheten, und auch das angenommene Kind Mathilde. So wurden wieder Roderer und solche, denen von weiblicher Seite her Rodererblut in den Adern rann. Mein Vater hieß gleichfalls Peter, so wie ich wieder Peter heiße. Mein Vater besaß ein kleines Anwesen, und trieb einen lebhaften Linnen- und Flachshandel. Vier Söhne und vier Töchter gebar ihm meine Mutter. Unsere Eltern erzogen uns sorgfältig und unter angenehmen Verhältnissen. Mein Vater las sehr gerne in geschichtlichen und wissenschaftlichen Büchern. Jede Zeit, die er frei hatte, widmete er fast ganz dem Lesen. Er hatte sich eine eigene Lampe und ein Pult erfunden, um Nachts, oder wenn er krank war, im Bette lesen zu können. Man sagte, daß er in seiner Jugend daran gegangen sei, eine Weltgeschichte zu schreiben. Wir haben nie etwas davon zu Gesichte bekommen."

„Wir besuchten die Schulen, und gehörten zu den besten Schülern. Ich weiß noch wie heute, wie dann in den freien Schulmonaten oft andere Roderer zu uns auf den Hof kamen, und wie wir dann Spiele hielten. Unter den Mädchen, welche auf dem einen oder dem andern Wagen von der einen oder der andern Seite zuweilen zu uns geführt wurden, war auch Mathilde, die Enkelin jener Mathilde, die von dem Obersten in das Haus genommen worden war. Das Mädchen hatte sehr schöne rosige Wangen, braune Haare und bedeutend große, braune Augen. Es war stille und schien ein wenig unwissend. Es schloß sich gerne an mich an, und wenn es die Vettern neckten, oder sogar im Übermuthe nach ihm schlugen, stellte es sich an meine Seite, als ob es dadurch schon geschützt wäre. Als ich heran wuchs, kam ein großes Unglück in die Roderer. Alle starben in kurzer Frist, ohne daß eben eine Seuche im Lande war, an verschiedenen Übeln so zusammen, daß nur mein Vater mit seinen Kindern, und ein Sohn Josephs, ein Wittwer, übrig blieb. Dieser Sohn Josephs, der selber wieder Joseph hieß, war ein alter, gebrechlicher Mann, und bei ihm war Mathilde: sie wurde wenig beachtet, erhielt was sie brauchte und blieb unwissend. Ich war in der gelehrten Schule einer der besten Zöglinge; vor Allem rissen mich die Dichter zur Begeisterung hin, und wie mein Vater Geschichtschreiber las, so las ich fast immer, wie nur eine freie Minute gegönnt war, Dichter."

„Die alten Griechen hatte ich sehr bald inne, ich ging zu den Römern, die mir weniger behagten, und dann zu den Neuern. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, wenn ich mich in der Welt der Dichtungen bewegen konnte, und es stiegen dann Gestalten von Helden, von erhabenen Frauen und von feenhaften

Mädchen mit Engelswesen im höchsten Maße in meiner Seele empor. Und so wuchs der Wunsch und Entschluß heraus, Heldendichter zu werden. Alle Heldenbücher wurden wieder vorgenommen, die alten und die unserer ersten blühenden Zeit. Ich wählte Adam zu meinem Stoffe, die Makkabäer, Karl den Großen, Otto und Friedrich den Rothbart."

„Alle Dinge, welche sonst Jünglinge meines Alters erfreuen, berührten mich nicht mehr, außer die Welt meiner Dichtungen. Ich bedurfte nur sehr wenigen Schlafes, wählte absichtlich sehr einfache Nahrung, und war immer bei meinen Schriften oder Büchern. Und wenn ich viele Stunden zu einem einzigen Verse brauchte, so wendete ich die Stunden an, bis der Vers leicht und schön floß, und tiefe Gestaltung hatte wie bei Homeros. Ich hatte oft freudige Schauer, wenn nach langem Schmieden eine herrliche Wendung gelang. Ich lernte zu meinem Zwecke Sprachen: Sanskrit, Hebräisch, Arabisch und fast alle europäischen Sprachen. Ich spreche sie noch mit einiger Fertigkeit. Da las ich nun das Größte, was in diesen Sprachen vorhanden war. Es war groß und außerordentlich; dennoch aber nicht so groß und nicht so außerordentlich wie die Wirklichkeit. Ich beschloß, alle Heldendichter zu übertreffen, und die wirkliche Wahrheit zu bringen, und da sehr viele Zeit mit Sprachenlernen und Lesen vorüber gegangen war, und ich mein Ottolied wieder las und das Makkabäerlied, welch' beide Entwürfe meine besten Arbeiten waren, reichten sie nicht an das Vorhandene, und da ich mit Anwendung aller meiner Zeit und Kraft Neues dichtete, und dasselbe nicht größer war als die bestehenden Lieder, und die wirkliche Wahrheit nicht brachte, dichtete ich nicht mehr und vertilgte Alles, was ich gemacht hatte. Nur die Bücher, die ich

kennen gelernt hatte, waren und blieben zu Zeiten meine Freude. Was ich jetzt thun sollte, wußte ich nicht. Es war eine Leere gekommen. Da trat eine Zeit heran, die Alles änderte. Mein Vater starb eines plötzlichen Todes in der Fülle seiner besten Kraft. Ein stürzender Wagen hatte ihn erschlagen. Meine Mutter gerieth in Verzweiflung, und der Gedanke, wer denn jetzt ihre Kinder in der Welt feststellen werde, marterte ihr Herz. Sie mußte das Geschäft unseres Vaters fortführen."

„Forderungen wurden angemeldet, ausstehende Schulden geläugnet, Handelsfreunde drückten uns, Gerichtskosten liefen auf, frühere Verluste vermehrten sich, und als man, um diesem Dinge ein Ende zu machen, das Geschäft zuletzt auflöste, zeigte sich bei der Abwicklung, daß uns fast nur das kleine Anwesen geblieben war, das kaum mehr als die dringendsten Bedürfnisse zu decken im Stande war."

„Da sagte ich nun, meine häusliche Erziehung sei schon lange vollendet, ich sei der älteste, ich wolle meinen Geschwistern kein Faserchen entziehen, ich werde in die Welt gehen und mir Eigenthum erwerben, um mich und meine Geschwister erhalten zu können und der Mutter zum Gütchen noch Beiträge zu leisten. Ich packte sogleich meine Sachen. Reisegeld nahm ich nur als Vorschuß, und sogleich verließ ich das Haus. Meine Sprachkenntnisse kamen mir nun sehr zu statten. Ich konnte in jedes Land Europa's gehen. Ich ging aber nach Amsterdam. Nicht einmal mehr einen Gulden hatte ich im Vorrathe, als ich dort ankam; aber wie ich früher mit der größten Ausdauer und mit allen Entbehrungen für meine Dichtungsarbeiten gekämpft hatte, so kämpfte ich jetzt für Erlernen und Fruchtbarmachen der Handelsgeschäfte."

„Ich fand sogleich, da mir alle Bedingungen recht waren, einen Platz, und Fäßchen oder Kistchen auf Schubkarren fahren, oder Päcke tragen, oder Gegenstände in Mörsern stoßen, oder Waaren in den kleinsten Abtheilungen zum Verkaufe senden, oder Truhen, Fächer und Gläser säubern, alle Gänge verrichten, Nachts öfters wachen und aufpassen, das that ich nun so genau und sicher, wie ich einst mit vielem Feilen meine Verse gemacht hatte. Ich war in hohem Maße sparsam, und schon nach vier Monaten konnte ich das mir vorgeschossene Reisegeld an die Meinigen zurückgeben. Jedes Stückchen Silber oder gar Gold, das mir eigen geworden war, suchte ich nach meinen erlangten Kenntnissen zu verwerthen, und ehe noch die Augen meiner Umgebung auf mich gerichtet waren, hatte ich schon mein kleines Nebengeschäft, das mir Gewinn abwarf, und das ich nach dem Wachsen meiner Erfahrungen vervollkommte. Ich jagte jedem Heller Erwerb nach, und meine Habe in den kürzesten Fristen mit dem kleinsten Erträgnisse zu verwerthen, galt mir mehr als größere Gewinne nach längeren Zeiten."

„Man wurde auf meine Verbindung aufmerksam, und zog mich auf höhere Stufen der Thätigkeit und der Gehalte, und vergrößerte so meinen Gesichtskreis und meine Kraft. Nach nicht langer Zeit wurde ich im Schreiben, Rechnen und in Geschäften im Großen verwendet, und wieder nach nicht langer Zeit leitete ich fast unabhängig ein ausgedehntes Geschäft in mehreren Sprachen, und führte mein kleineres daneben in immer weiteren Kreisen. Nach weniger Jahren, als ich je gedacht hatte, war ich selbstständig, der Name Peter Roderer, auf ein Handelspapier geschrieben, galt in ganz Amsterdam, und ich wurde für einen festen Mann gehalten."

In Frankfurt am Main hatte ich einst ein Mädchen kennen gelernt, welches so fein und ätherisch war, wie die in meinen Dichtungen und so schön wie die Prinzessinen in den alten und neuen Heldenliedern. Ich hatte das Mädchen oft gesehen, mit ihr gesprochen, und war oft als Gast und in Geschäften in dem Hause seines reichen Vaters gewesen. Es hatte mir zu Zeiten Stimmungen eingeflößt, wie ich sie einst bei meinen Dichtungen hatte. Jetzt aber ging ich zu Josephs Mathilde, und sagte: „Mathilde, willst du mein gutes, treues Weib werden?“ Ihre großen, braunen Augen sahen mich noch größer, als sie waren, an, füllten sich mit Thränen, und sie sagte: „Vetter Peter, ich gehe gerne mit dir, und will dir unterthänig und treu sein, so lange ich lebe.“ Und die größte Perle, das größte Juwel habe ich in mein Haus getragen und das größte Glück mit ihr in mein Leben. Sie ist mir eine sanfte, aufopfernde, liebende, treue, sorgsame Gefährtin durch alle Jahre gewesen, und lebt noch in der Reinheit ihres Wesens neben mir, und jetzt in ihrem Alter ist sie in meinen Augen weit schöner, als je die Fee aus Frankfurt in meinen jungen Augen gewesen ist. Die Hochzeit wurde auf dem Gütchen meiner Mutter gehalten, und alle meine Geschwister waren zugegen. Meine Brüder hatten die kleineren Unterstützungen, die ich ihnen früher, und die größeren, die ich ihnen später zukommen ließ, fast nicht gebraucht, und statteten mir jetzt Alles zurück, wie ich ihnen einst mein Reisegeld zurückerstattet hatte. Sie hatten jeder ein Geschäft gegründet, und waren aufrechte und rechtschaffene Männer.“

„Die Schwester war an einen jungen, tüchtigen Mann verlobt. Alle konnten wir uns dahin vereinigen, der Mutter ein schönes, fröhliches Leben zu verschaffen. Als wir einmal in der

unteren Stube, ehe das Essen aufgetragen war, um den buchenen Tisch in der Art saßen, wie einst als Kinder, und als die Mutter auf einer Bank neben dem großen, grünen Ofen saß, sagte sie: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freuden einer Mutter an ihren Kindern nicht.“ Wir alle hatten Thränen in den Augen, und da wir nach dem Auftragen der Speisen die Mutter zu dem Tische gezogen hatten, konnte einige Zeit das Essen nicht in rechten Gang kommen. Ich ging mit Mathilde nun nach Amsterdam, und sie wurde das Bild jeder häuslichen Tugend. Sie strebte weniger nach Glanz. Was ihr an Kenntnissen fehlte, erwarb sie sich in meinem Umgange, wie weit ich es für meine Gattin als nöthig erachtete, und mit ihr verlebte ich unter dem Drange und den Sorgen der Geschäfte wieder manche Zeiten meiner früheren Dichtungen, wenn wir uns in ein Buch oder in Erwerbungen aus dem Gebiete der Kunst theilten. Da uns der Himmel einen Sohn und eine Tochter geschenkt hatte, widmete sie sich den Kindern wie eine Mutter und Magd.“

„Als eine Reihe von Jahren vergangen war, als meine Mutter das irdische Leben verlassen hatte, und als meine Habe so angewachsen war, wie ich es nie zu meiner Lebensweise erwartet hatte oder bedurfte, trat ich das Geschäft ab, zog mein Eigenthum aus demselben, ging mit ihm nach Deutschland zurück, und kaufte mir das Gut Firnberg, wo ich nun der Ruhe lebe, wenn man die Bewirthschaftung von Garten, Wiese, Feld und Wald, von Maierhof, Geflügel, Schafstall und allerlei Dingen Ruhe nennen kann. Gegen die Geld- und Handelsgeschäfte ist es Ruhe, und es ist die ursprünglichste Beschäftigung des Menschen. Ich habe mir auch zum Ziele gesetzt, mit meinem

Erworbenen einzelnen Menschen oder der Menschheit überhaupt Gutes zu erweisen, so weit ich es vermag. Es gewährt mir dies ein besonderes Vergnügen. Wir können auch jetzt mehr Zeit den Büchern und Gemälden widmen, als wir es sonst zu thun im Stande waren. Ich werde hier sterben. Es ist stets ein merkwürdiges Zeichen der Roderer gewesen, daß sie immer in der Welt zerstreut waren, keiner Gegend angehörten, bald hier, bald da auftauchten, und wieder verschwanden, es gehört dies zu ihrem begabten oder unsteten Wesen, und mehrt dieses Wesen hinwiederum. Ich möchte einen festen Stamm der Roderer in dieser Gegend gründen, und ihn an diese Gegend heften, und wenn meine Nachkommen so denken wie ich, so trocknen sie das Moor völlig aus, verwalten ihre liegende Habe, genießen das Erworbene, vermindern es nie, vermehren es dagegen, wirken gut für die Menschen hier, verwachsen mit ihnen, werden stetig und ruhig, bleiben stets bürgerlich, und sagen: „Peter Roderer, der Amsterdamer, ist der erste gewesen, der sich hier ansässig gemacht hat.“ Nun, wie es der Himmel lenken will! So ist es mit mir, und Sie sehen, wie seltsam oft die Bestrebungen sind, und wie seltsam die Erreichungen. Ich wollte auf Ihre Lebensweise keinen Einfluß nehmen, ich erkenne in Ihrem Wesen und in Ihren Bestrebungen, daß dies eitel wäre; ich habe gesagt, was ich gesagt habe, weil Sie mich so sehr an die Roderer erinnern. Nehmen Sie meine Worte freundlich auf, wie sie freundlich gegeben sind.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Mittheilungen und für Ihr Vertrauen,“ sagte ich, „es gewähren mir die Lebensbilder, in welche Sie mich haben blicken lassen, Belehrung und Anregung, und ich sehe es deutlicher, daß es gut ist, jedes

Streben zu achten, in so ferne es nicht nach Schlechtem geht, und in dem eigenen zu verharren, so lange Einen der eigene Geist nicht zu etwas Anderem führt."

„So spreche ich auch," sagte mein Nachbar, „und was Sie hier behaupten, wird einem im Alter noch viel klarer, als es in der Jugend gewesen ist. Die Triebe zu Dingen sind in die Herzen gepflanzt, und in die der bedeutenderen Menschen mehr als in die der andern, oder vielmehr: die stärkere Triebe haben, und kräftiger nach ihnen handeln, werden eben bedeutendere Menschen."

„Und kämpfen sich aber auch leichter zur Klarheit durch als die andern," sagte ich.

„Freilich," antwortete er, „und genießen das Leben doppelt, während die Unbestimmten und Zaudernden kaum recht anfangen zu leben, am wenigsten aber irgend ein Wesen aus sich entwickeln; denn die That ist das Leben."

Er hatte während seiner Erzählungen sein Bier ausgetrunken; er war weit länger sitzen geblieben als an anderen Abenden, und hatte es abgelehnt, daß man ihm noch etwas in sein Glas einschenke. Jetzt stand er auf, lüftete seine Haube und sagte: „Leben Sie wohl, genießen Sie der Ruhe, und gehen Sie morgen recht eifrig wieder an Ihre Geschäfte."

„Ich wiederhole noch einmal meinen Dank für die Zeit, welche Sie mir geschenkt haben," sagte ich, „für die Mittheilungen, und wünsche Ihnen gute Nachhausekunft und eine glückliche Nacht."

„Amen," sagte er, und ging den Hügel hinunter; ich hörte noch seinen Wagen fortfahren, und stieg dann die Treppe zu meiner Kammer empor.

„Nun, das wär' doch das Teufelmäßigste," sagte ich zu mir selber, „wenn ich zu diesen tollen Roderern gehörte! Warum habe ich ihm denn nicht gesagt, daß ich Roderer heiße?"

Ich ging in mein Bett und schlief mit all den Vettern und Muhmen ein, die mir vielleicht nach Roderers Erzählung zugehören konnten.

Was das Zerstreutsein der Roderer in der Welt anbelangt, so trifft dieses bei uns so gut ein, wie bei den Roderern des Herrn Peter Roderer. Mein Vater ist erst von Siebenbürgen nach Wien übergesiedelt; der eine Oheim wohnt in Mähren, der andere ist auch erst kurz in Wien, und der Großoheim hat die vielen Hasen alle in Schlesien geschossen. Ich selber bin noch gar kein Ansässiger, indem ich seit der Zeit meiner Großjährigkeit oder eigentlich schon seit jener Zeit, als ich die Landschaftsmalerei zu betreiben begonnen habe, am wenigsten bei meinen Eltern in Wien, am häufigsten aber an verschiedenen anderen Stellen gewesen bin, wie ich ja jetzt eben auf einem kargen, grangrünen Hügel sitze, der an dem Lüpfinger Moor steht, einen Apfelbaum und ein kleines Wirthshaus trägt, und auf den ein mittelgroßer, kurz weißhaariger und kurz weißbartiger Mann hinaufsteigt, und eine Geschichte von Roderern erzählt. Ich muß mich doch auch jetzt um meine Roderer erkundigen; ich habe diesen Zweig der Wissenschaften bisher schändlich vernachlässigt, um meine Roderer mit den Roderern des Herrn Peter Roderer vergleichen zu können.

Es war sehr merkwürdig, daß am andern Tage, als mir Roderer gesagt hatte, ich werde mein Malen aufgeben, die Arbeiter kamen, um mir ein Blockhaus auf dem Lüpfhügel zu bauen. Ich hatte nämlich dem Lüpfner Wirthe ein Stück Grundes

abgekauft, um in einem Blockhause nebst einem kleinen Schlafgemache ein sehr großes Zimmer zu errichten, daß ich in demselben mein großes Bild malen könnte, wozu mir ein Kämmerlein des Wirthes viel zu klein wäre. Ich wollte nämlich, so wieder Heldendichter Peter Roderer, die wirkliche Wirklichkeit und dazu die wirkliche Darstellung derselben immer neben mir haben. Freilich sagt man, es sei ein großer Fehler, wenn man zu wirklich das Wirkliche darstelle: man werde da trocken, handwerksmäßig, und zerstöre allen dichterischen Duft der Arbeit. Freier Schwung, freies Ermessen, freier Flug des Künstlers müsse da sein, dann entstehe ein freies, leichtes, dichterisches Werk. Sonst sei Alles vergeblich und am Ende. — Das sagen die, welche die Wirklichkeit nicht darstellen können. Ich aber sage: warum hat denn Gott das Wirkliche gar so wirklich und am wirklichsten in seinem Kunstwerke gemacht, und in demselben doch den höchsten Schwung erreicht, den ihr auch mit all euren Schwingen nicht recht schwingen könnt? In der Welt und in ihren Theilen ist die größte dichterische Fülle und die herzergreifendste Gewalt. Macht nur die Wirklichkeit so wirklich wie sie ist, und verändert nicht den Schwung, der ohnehin in ihr ist, und ihr werdet wunderbarere Werke hervorbringen als ihr glaubt, und als ihr thut, wenn ihr Afterheiten malt, und sagt: Jetzt ist Schwung darinnen.

In Wien ist eine Landschaft. Vorne geht über Lehmgrund ein klares Wasser, dann sind Bäume, ein Wäldchen, zwischen dessen Stämmen man wieder in freie Luft sieht. Der Himmel hat ein einfaches Wolkengebäude. Das ist mehrere hundert Millionen Male auf der Welt gewesen, und doch ist die Landschaft die gewaltigste und erschütterndste, die es geben kann. Ich werde

mein Moor in meinem Blockhause malen. Die Arbeiter, die ich schon lange erwartete, sind gekommen, und die Arbeit hat begonnen. Ich habe einen Baumeister aus der Gegend genommen, der nach meiner Zeichnung baut, und habe ihm Auftrag zum Kaufe trockenen Bauholzes gegeben. Das Glashäuschen im Angesichte des Dachsteins habe ich nicht erbaut; aber ein Blockhaus im Angesichte des Lüpfinger Moores erbaue ich.

An dem Tage nach dem Gespräche mit Roderer malte ich freilich nicht; denn an diesem Tage wurde die Lage des Hauses abgesteckt und wurden die Erdarbeiten begonnen, wobei ich, namentlich bei der Absteckung, gegenwärtig sein wollte. Der Baumeister hatte mir versprochen, rüstig bei der Hand zu sein und viele Leute zu stellen, daß das Haus in wenigen Wochen fertig sein könnte. Wirklich kamen in den nächsten Tagen, während der Bauplatz geebnet und geordnet wurde, immerwährend Wägen mit den getrockneten und behauenen Stämmen, aus deren Übereinanderlage mein Blockhaus gebaut werden sollte, und es kamen Zimmerer, welche die Fügungsglieder in die Bäume arbeiteten. Auch die Bäume zu dem Gerüste waren aufgestellt worden, und nun hatte man mit der Gerüstung begonnen. Endlich konnte auch zur Fügung der Stämme geschritten werden. Ich verlor viele Zeit während dieser Arbeiten und während des fortschreitenden Baues; denn ich brach häufig meine Beschäftigung ab, und ging auf den Bauplatz, um zu schauen, oder drein zu reden. Der Herr Roderer erschien auch zuweilen, stand freundlich da, schaute zu, und war uns mit Rath und Anleitung behilflich. Bei einer solchen Gelegenheit erfuhr ich auch, daß die behauenen Stämme von ihm gekauft worden waren, und daß ich in Bezug auf ihre Trockenheit und

Dauer sehr gut versorgt sei, indem sie zu gehöriger Zeit, da ihr Saft zurückgetreten war, geschlagen und dann in mäßiger Luft übertrocknet und endlich erst behauen worden seien. Ich habe also, dachte ich, von dem Bauholze erhalten, von dem mir meine Wirthin erzählt hat, daß es dem Herrn Roderer übrig geblieben sei, weil jetzt Niemand abbrenne.

Eine widerwärtige Sache begann für mich während der Zeit des Baues.

Hatten nun die Leute seit jenem närrischen Kirchweihfeste, an welchem sie die Wirthin zu mir eingeladen hatte, Lust bekommen, zu dem Lüpfwirthshause zu gehen, oder hatte sich das Gerücht von meinem Baue und dem Zwecke desselben ausgebreitet und die Neugierde erregt: genug, selten konnte ich jetzt mit Herrn Roderer allein an dem Baume sitzen, immer kamen Leute aus Lüpfing oder anders woher, und saßen bei uns. Auch die Trefflichkeit des Bieres, welche Herrn Roderer zum Heraufsteigen und zum Trinken eines Glases seit Langem schon bewogen hatte, wurde jetzt neu entdeckt, der Ruf wurde verbreitet, und das Lüpfwirthshaus gesucht, was dem Wirthe sehr genehm und der Wirthin sehr erfreulich war; denn er zeigte stets ein fröhliches Angesicht, sie lächelte immer, und redete zu gehöriger Zeit mit sich selber. Mich sprechen die Leute gerne an, wollen mich unterhalten, wollen meine Zwecke kennen lernen, auch an Versuchen, meine Bilder zu sehen zu bekommen, fehlte es nicht, die ich aber immer auf das Entschiedenste zurückwies. Nur wenn schwere Wolken am Himmel hingen und ein Gewitter oder einen Sturm befürchten ließen, war ich zuweilen mit Roderer allein, und wenn dann die Wolken sich mehr verzogen, und plötzlicher Wetterwechsel nicht zu befürchten war, blieb er wieder, wie öfter,

länger bei mir sitzen, und wir redeten über verschiedene Dinge. Er hatte bedeutende Kenntnisse, und wir redeten oft, Vieles von der Kunst.

Als es einmal Abends sehr sanft, aber sehr dicht und nachhaltig regnete und kein einziger Mensch in dem Lüpfwirthshause als Gast anwesend war, als nur ich allein, und als ich in der Wirthsstube mein Abendessen verzehrt hatte und nach demselben ein wenig mit dem Wirthe, der neben mir saß, sprach, kam auch die Wirthin herzu und fragte, ob sie Erlaubniß hätte zu reden, sie wolle mir seit Langem her etwas sagen.

Ich rückte ihr einen Stuhl hin und sagte, sie möge sich zu uns setzen und reden.

„Ach, diese Ehre!" sagte sie. „Ich setze mich schon zu Euch, weil Ihr es erlaubt und rede."

Nachdem sie sich mit einigen verschämten Geberden auf den Stuhl gesetzt hatte, sagte sie: „Es wäre schon längst unsere Schuldigkeit gewesen, uns bei euch zu bedanken; es ist aber nicht Gelegenheit gewesen, und ich habe meinem Manne gesagt, heute müsse es sein. Nicht nur, daß bei dem Baue alle Zimmerleute und Taglöhner und Handlanger ihre Kost bei uns verzehren und ein Stück Geld ins Haus bringen, seid Ihr ein berühmter Herr und habt in Eurer Aufführung ein gutes Benehmen, daß der hochgeborne Herr Roderer ungebührlich lang bei Euch sitzt, der fast immer in seinem Wagen hin und her fährt oder auf seinen Füßen hin und her geht, und die Leute kommen aus Lüpfing Euch zu sehen, so vornehm sie dort sind, sie mögen ein Kaufgewölbe haben oder die Brandschreiberei führen, sie sehen, daß unser Bier sehr gut ist, und wir müssen Euch danken. Christian, wir müssen wohl danken."

„Der Herr weiß es, daß wir dankbar sind, weil seinethalben Leute zu uns kommen," sagte der Wirth. „Unsere Worte sind nicht so geschickt; aber er sieht wohl, daß wir es gut mit ihm meinen."

„Ja gut," sagte die Wirthin, „freilich gut. Darum sage ich Euch, Ihr müßt unter die Leute gehen, Ihr müßt nach Lüpfing gehen, Ihr müßt zu dem hochgebornen Herrn Roderer gehen, dort ist es sehr schön, Ihr sehet Bilder und Gärten, und ein sehr schöner Graf wird die Susanna heirathen. Er ist der Graf von Sternberg, und die Mutter ist eine recht freundliche Frau, sie redet mit jedem Kinde. Es kann aber auch sein, daß der Baron Waldheim die Susanna heirathet, sie sagen, es sei noch nichts gewiß, oder der Baron Geller: sie gefällt auch noch andern, sie thun, als ob sie eine Königstochter wäre. Ich sage aber, daß sie den Grafen heirathen wird, weil ein Graf mehr ist als ein Baron, und er hat zwei sehr schöne Füchse vor einem dunkelbraunen Wagen, und ich habe sie schon in dem dunkelbraunen Wagen fahren gesehen, und zu andern Leuten müßt Ihr auch gehen, daß Ihr nicht so allein seid, man sieht auch keine Menschen, die Ihr malt, statt daß Ihr Bäume und Kräuter malt. Das habe ich Euch sagen wollen, und ich habe es Euch jetzt gesagt."

„Und ich danke Euch recht schön, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „wenn ich von Euch fortgehe, so gehe ich nach Wien. Das ist eine ungeheuer große Stadt, mehr als zweihundert Lüpfing hätten in ihr Platz und mehr als fünfhundertmal mehr Menschen sind dort als in Lüpfing, und auch vornehme, die ein Kaufgewölbe haben, und die auch mehr als Brandschreiber sind. Mit vielen von ihnen gehe ich um, so lange ich in Wien

bin. Wenn ich aber zu Euch heraus komme, so will ich keine Menschen, und gehe mit Eidechsen und Fliegen um."

„Ja, das ist recht gut," sagte die Wirthin, „aber wann kommt Ihr denn nach Wien? Da baut Ihr Euch ein neues, hölzernes Haus bei uns, und wer sich ein Haus baut, wird darin wohnen, und da werdet Ihr immer darin sein, und wenn Ihr auch bei uns esset und trinket, oder wenn Ihr Euch ein Dienstmädchen nehmt, das ich Euch empfehlen würde, so sind das doch nicht Leute für Euch. In Lüpfing sind zwei Maler, welche die Zimmer und Kirchen recht schön malen; aber der eine hat ein Weib und hat Kinder, und beide gehen Abends, wenn sie mit ihrem Werke fertig sind, in das Posthaus. Nun, Ihr sitzt bei uns jetzt auch Abends, wenn es schön ist, mit mehreren Leuten bei dem Apfelbaum, aber Ihr redet ja nicht mit ihnen, nicht die Hälfte von dem, was der hochgeborne Herr nur redet. Wir könnten Euch einen vornehmen Verschlag bauen, wie ihn andere Gasthäuser haben, daß die Leute darin sitzen können, und Ihr könntet ihn recht schön ausmalen. Ihr malt keine Vögel und Heilige, da habe ich eine unerhört große Blahe, auf Hölzern ausgespannt, in Eurem Zimmer gesehen, die angestrichen ist und auf der Ihr malt, aber es sind schon wieder lauter Wolken darauf gemalt, und da werdet Ihr die Blahe in das neue Haus nehmen und werdet fort und fort malen, zu Niemanden gehen, vielleicht nicht einmal zu uns herüber, und da müsset Ihr in Eurer Seele gemüthskrank werden."

„Nun, ich verspreche euch, liebe Frau Wirthin," antwortete ich, „Frau Anna, wie euch euer Mann immer heißt, Frau Anna, ich verspreche euch, nicht krank zu werden; ich werde überhaupt nicht leicht krank, und gehe ja viel herum und bin viel in freier Luft."

„Ja, in freier Luft," sagte sie, „unten an dem Sumpfe, wo die Leute krank werden, und da sitzt ihr auf einem lächerlichen, kleinen Stühlchen und malt und geht höchstens ein paar Hühnerschritte von einer Stelle zur andern."

„Im Winter," antwortete ich, „male ich an dem großen Bilde nicht, denn ich male auf dem großen Bilde euer Land rings hier herum, und da muß es zum Malen Sommer sein, daß ich oft hinaussehen kann, damit ich es recht genau mache, und wenn ich im Winter nicht nach Wien gehe, so werde ich Stiefel von Juchtenleder anziehen und werde im Schnee nach Lüpfing gehen und mich dort vielleicht in das Posthaus verfügen und da essen und trinken. Und auch sonst will ich im Schnee zu allerlei Menschen gehen."

„Ja, ja, zu Menschen," sagte sie, „zu Menschen, sonst werdet ihr noch krumm und dumm."

„Nun ja, zu Menschen, ich will zu Menschen gehen," sagte ich, „euer Wort ist gut gemeint und ich danke euch."

„Ja, es ist gut gemeint," erwiederte sie, „und der Christian meint auch so."

Wir redeten dann noch eine Weile von dem vornehmen Verschlage, den die Wirthin für ihre Gäste bauen wollte. Ich rieth ihr, den Apfelbaum zu lassen, der freue die Leute mehr als ein sogenannter Verschlag, der ihnen nichts Neues ist, und den sie überall treffen. Und sollte ihr Haus immer besuchter werden, und sollte durchaus ein Verschlag gebaut werden müssen, so würde ich ihr beistehen und würde selber einen Maler aus Wien bringen, der ihr den Verschlag weit besser ausmalen würde, als ich es könnte.

Sie knixte und dankte, als ich fortging, und freute sich, daß ich so viele Höflichkeit besitze.

Ich ging in mein Gemach empor, um mich zur Ruhe zu legen.

Mein Haus wurde wirklich in einigen Wochen fertig. Ich ließ die zwei Zimmer im Innern leicht täfeln, mit Lehm überziehen, anwerfen und mattgrau tünchen. Da Alles sehr ausgetrocknet war, zog ich ein. Ich feierte gleichsam ein Fest, und fühlte mich froh und leicht, als ich in dem hohen, weiten Zimmer mit den großen Fenstern war. Ich stellte jetzt meine Gerüste so, daß das rechte Licht in ruhigem Strome auf die Fläche fallen konnte, auf der ich malte. Ich änderte in Freudigkeit auch alle meine andern Dinge. Ich nahm eine Magd nicht, sondern ließ mir, was ich brauchte, von dem Lüpfwirthshause herüber bringen, und was aufzuräumen und zu ordnen war, besorgte die Frau Wirthin. Ich hatte die Einrichtung getroffen, daß sie mein Schlafgemach, ohne durch die große Stube gehen zu müssen, betreten konnte. Die große Stube hatte ich für den Fall meines Weggehens zum Absperren gerichtet. An Geräthe hatte ich zwei lange Tische, ein Betttischchen, mehrere Stühle, eine Bank um den grünen Kachelofen, zwei große Schreine für meine Sachen und Kleider und ein Bettgestelle. Alles war aus weichem Holze gefertigt und grau wie die Wände angestrichen. Ich wollte nämlich nicht, daß irgend eine Farbe entschieden in der Wohnung herrsche. Ich führte Roderer in mein Haus, er lobte den Bau und die ganze Anordnung. Das Erste, was ich in meinem Hause that, war, daß ich mit Hilfe zweier Arbeiter, deren Geschicklichkeit ich in der Bauzeit kennen gelernt hatte, den Goldrahmen auspackte, zusammenstellte und auf dem großen

Gerüste, welches dafür bestimmt war, das große Bild in ihn fügte. Es paßte vollkommen. Was mir immer geschah, wenn ich ein Bild zum ersten Male in einen Rahmen that, nämlich, daß es mir größer, aber auch ansehnlicher erschien, geschah auch jetzt und zwar in höherem Maße. Das Bild erschien mir wirklich als ganz ungewöhnlich groß, so daß, wenn ich es aus diesem Blockhause würde fortbringen wollen, ich den Rahmen zerlegen und das Bild würde rollen müssen, sonst müßte ich, wenn ich es in einer Kiste gespannt, und im Rahmen fortbringen wollte, eine Wand des Hauses umlegen. Was bis jetzt gemalt war, erschien mir auch entsprechend. Ich wollte nun mit Eifer fortfahren. Den Rahmen legte ich nicht mehr auseinander, sondern hüllte ihn in Linnentücher und stellte ihn an die Wand zur Bereitschaft, wenn ich ihn wieder brauchen würde.

Ich malte nun fast immer an dem Bilde, denn was ich an Entwürfen dazu von Außen her bedurfte, hatte ich mir schon größtentheils gemacht, nur selten mußte ich auf ein paar Stunden hinaus gehen und mir etwas aufnehmen. Öfter trat ich auf den Hügel vor meinem Hause, um einen Überblick über das Ganze zu machen. Die Theile sah ich aus meinen Fenstern, die nach der Richtung gingen, nach welcher das Bild gemalt wurde. Und so fuhr ich fort. Weil ich jetzt weniger in die Luft kam, so mußte ich Spaziergänge machen. Daß der Wirthin mein jetziges Thun gänzlich mißfiel, konnte ich deutlich sehen; sie sagte aber nichts mehr, nur erzählte sie mir öfter, was in Lüpfing, in Kiring, in Zanst und anderwärts geschähe, und welche Feste und Lustbarkeiten es da gäbe. Auch beschrieb sie schöne Gegenden, die da oder dort waren. Das Größte aber werde vorbereitet zur Feier des fünfhundert-

jährigen Bestehens von Lüpfing, da der erste Stein zur Kirche gelegt wurde, wie sie jetzt ist: vorher soll eine Stadt da gewesen sein, die aber untergegangen ist. Wer nach Lüpfing gehe, könne sich von den Vorrichtungen zum Feste, das am Bartholomäustage gefeiert werde, überzeugen.

Ich ging täglich eine Zeit herum.

Es war ein sehr schöner Fußweg, links von meinem Hügel an gegen den Wald. Im Walde kam man auf einen trockenen, sandhaltigen Geleisweg, der von dem Fußwege in senkrechter Richtung rechts führte und in die Straße mündete, die auf der andern Seite des Moores gegen Lüpfing und Firnberg lief. Es war dies dieselbe Straße, auf der Roderer heim fuhr, wenn er an dem Apfelbaum gewesen war, und an der ich die Gesellschaft gesehen hatte, welche mir hinter meinem Rücken in meine Malerei hatte schauen wollen.

Auf dem Waldwege zu gehen, war sehr angenehm. Er war breit und glatt, nach dem stärksten und längsten Regen gleich wieder trocken, an seinen beiden Seiten standen festgereiht die dunkeln Fichten, Schatten und Wohlgeruch verbreitend. Ich will von dem Vogelgesange nicht reden, der aber doch auch in Betrachtung kommt, da im Moore höchstens der Kibiz schreit, und auf dem Lüpfhügel etwa der Schlag des Rothschwänzchens gehört wird. Selten begegnet man auf diesem Wege einem Menschen, da er hauptsächlich nur im Winter zum Holzführen gebraucht wird, weßwegen man gar oft ein grünes Kräutlein oder eine schöne Blume auf ihm empor wachsen sieht. Ich hatte diesen Weg schon häufig beschritten und kannte den Wald um ihn sehr gut. Diesen Weg wählte ich daher nun größtentheils zu meinem täglichen Spaziergange. Ich ging von meinem

Hause aus an der linken Seite des Moores hinunter, wo man bald den Wald erreicht, dann den langen Waldweg gegen rechts, und endlich am rechten Ufer des Moores zu meinem Hause zurück. Dazu brauchte ich, je nach meinem Ausschreiten, zwei oder zwei und eine halbe Stunde. Diese Zeit konnte ich opfern.

Eines Tages, als ich um eilf Uhr auf dem geraden Waldwege fortschritt, kam eine weibliche Gestalt gegen mich. Es war Susanna. Ich schritt gegen sie dahin, sah sie an und erschrak; denn sie war wirklich eine Königstochter. Die Wangen waren lieblich und fein, die großen, glänzenden, braunen Augen sahen mich an, der Mund war ernst, und ihr Gang war frei und einfach. Ich lüftete meinen Hut zum Gruße, sie neigte ein wenig ihr Angesicht, und wir waren aneinander vorüber.

Auf der Straße draußen fand ich ihren Wagen auf sie warten. Er war mit den Braunen bespannt, die sie entführt hatten, als sie damals hinter meiner Malerstelle gestanden war. Jener nankinggelbe Graf war also auch wahrscheinlich der Graf Sternberg gewesen.

Dem Herrn Roderer sagte ich Abends nicht, daß ich heute seine Tochter gesehen habe. Er redete auch von keinem Begegnen.

Ich sah sie ein anderes Mal wieder auf diesem Wege, und dann wieder.

Ich ging jetzt gar keinen andern Weg mehr als diesen. Ich sah sie mehrere Male und endlich täglich.

Wenn nur das erste Licht sich an dem Himmel zeigte, stieg ich schon aus meinem Bette, und zürnte, daß jetzt die

Tage kürzer würden, und die Sonne später erschiene. Sobald es das Licht erlaubte, war ich schon an meiner Malerei, um Zeit zu gewinnen. An einem Fensterpfosten war mein Fernrohr angeschraubt, und sobald ich einen Wagen am rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, richtete ich das Rohr auf ihn, ob er die bekannten Braunen habe. Und hatte er sie, so warf ich Pinsel und Malerbrett weg, und eilte auf meinem linken Moorufer in den Wald, und begegnete ihr auf dem Waldwege. Unser Begegnen war immer gleich. Wir gingen in mäßigen Schritten gegen einander. Und als wir uns trafen, richtete ich meine Augen gegen ihre großen, feurigen Augen, die mich anblickten, grüßte sie ehrerbietig, sie neigte sich freundlich, und wir waren vorüber. Ich ging jetzt nie mehr auf der Straße, auf welcher ihr Wagen wartete, in mein Haus zurück, sondern erreichte auf einem Seitenpfade meinen Weg an meinem Moorufer, und gelangte auf diesem in mein Haus zurück.

Eines Tages dauerte es sehr lange, bis der Wagen mit den Braunen auf der Straße an dem rechten Moorufer mittagwärts fuhr. Um zwei Stunden kam er später. Ich legte meine Geräthe bei Seite und ging in den Wald. Wir begegneten uns. Ich glaubte bei dem Begegnen zu bemerken, daß sie erröthete.

Am andern Tage kam der Wagen um eine und eine halbe Stunde zu früh. Ich raffte mich auf, ging in den Wald, und wir begegneten uns, und ich glaubte wieder das Roth auf ihren Wangen zu sehen.

Von nun an kam der Wagen ganz regelmäßig um eilf Uhr. Wir begegneten uns, grüßten uns, und ihre Augen wurden immer schöner und glänzender.

Kein Mal, nicht ein einziges Mal that Roderer seiner Tochter Erwähnung. Ich that es auch nicht.

So kam der Bartholomäustag. In Lüpfing war am Vormittage feierlicher Gottesdienst, und der Wagen mit den Braunen fuhr nicht an dem rechten Gestade des Moores mittagwärts. Es war bereits drei Uhr geworden. Der Tag war mir unausstehlich. Ich machte mich auf und ging gegen Lüpfing hinaus. Es war ein langes Gehölze, morgenwärts von Lüpfing, von dessen Rande man das Thal, die Wiesen, Felder und Gärten, in denen Lüpfing lag, übersehen konnte. Auch das Schloß Firnberg sah man von da aus. Ich richtete meinen Weg so ein, daß ich durch dieses Gehölz an seinen Rand und von da nach Lüpfing käme. Als ich an den Rand des Gehölzes heraus gelangte, sah ich ein seltsames Bild vor mir. Auf dem Wiesenanger, der, sanft abwärts gehend, an das Gehölze stieß, und theilweise auch auf den abgeernteten Feldern waren Buden aufgeschlagen, waren Tische mit schmausenden Menschen, waren Kegelbahnen, Scheibenschießen, Schaukeln, Musikbühnen, Tanzplätze, und ich weiß nicht, was sonst noch, von Stangen mit wallenden Fahnen überragt, und durchwimmelt von bunten Menschen aus Lüpfing, Kiring, Firnberg, Zanft und den weiteren und näheren Umgebungen. Ich blieb stehen und schaute über das Ding hin. Dann nahm ich mein Zeichnungsbuch heraus und beschloß einen Abriß dieser Sache zu machen. Zwischen dem Gehölze und dem Anger war eine Steinmauer aus losen Steinen, an der auf der Seite des Angers ein Weg dahin ging. Ich suchte auf meiner, nämlich der Waldseite der Mauer, eine gute Stelle zu gewinnen, an der ich, nicht gesehen, mein Buch auf die Mauer stützen und

zeichnen konnte. Ich hatte die Stelle bald gefunden. Ein trockner Rasen, von Haselnußgesträuchen überschattet, ging gegen die Mauer, die hier niederer war, so daß ich, mit dem Körper unter dem Haselnußgesträuche liegend, das Zeichnungsbuch auf eine Emporragung stützen und mit meinem Haupte durch eine Scharte der Mauer hinaussehen konnte. Ich begann nun zu zeichnen; aber noch hatte ich nicht den zehnten Theil des Bildes vor mir flüchtig hingeworfen, als ich auf dem Wege jenseits der Mauer eine Gesellschaft längs der Mauer gegen mich heran kommen sah. Roderer ging mit einer alten Frau an dem Arme auf dem Wege daher; die Frau hatte milde, schöne, sanfte Züge mit sehr großen, braunen Augen. Es mußte Mathilde, Susanna's Mutter, sein. Dann kam Susanna und zwei Mädchen, dann der Graf und jener Mann mit den schwarzen Haaren, der an meiner Malerstelle bei Susanna gewesen war, und dann noch einige junge Männer. Da sie genau an der Stelle vor mir angekommen waren, sagte Roderer: „Hier kann man das Treiben gut übersehen, und ein Maler könnte kaum einen bessern Platz wählen, wenn er es malen wollte. So etwas sieht man am lebendigsten in Holland."

„Und hier ist für unsere Königin auch ein steinerner Thron, wie die alten heidnischen Völker steinerne Königssitze im Freien gehabt hatten," sagte der blonde Graf, indem er Susanna an eine glatte Steinstelle, die auf der Mauer war, führte, auf die sie sich niedersetzte.

„Und die Mutter der Königin muß wohl als Vasallin an ihrer linken Seite und tiefer sitzen," sagte Roderer, indem er Mathilde zu einem tieferen Steine an der Seite Susanna's führte, auf den sie sich nieder ließ.

Sie sagte: „Das Alter sucht auch niederere Stellen, weil es sich auf hohe nicht mehr schwingen mag."

„Und die Vasallen sitzen noch tiefer als die Vasallinen," sagte Roderer, indem er sich tiefer als seine Gemahlin, wahrscheinlich auf einen Stein setzte.

„Und die Ritter müssen zu den Füßen der Königin sein," sagte der Graf, indem er sich auf das Gras niederwarf. Die andern Männer thaten desgleichen. Die Mädchen setzten sich auch auf tiefere Stellen, aber an der Mauer.

Mathilde war gerade vor meinem Haupte; ich konnte aber von ihr nur Nacken und Hinterhaupt sehen. Von Roderer und den Männern sah ich gar nichts, von den Mädchen nur die Hintertheile ihrer Hütchen. Susanna saß etwas rechts von meinem Kopfe, aber halb gegen mich und ihre Mutter gewendet. Weil sie auf der Steinmauer saß, sah ich ihren ganzen Rücken.

Ich war in einer sehr unangenehmen Lage. Soll ich in mein Gebüsch zurückkriechen? Dann mache ich vielleicht ein Geräusch und richte alle Angesichter gegen mich. Die Musik, obwohl man sie nur gedämpft bis hieher hörte, schwieg jetzt auch überall. Soll ich aufstehen und die Gesellschaft grüßen? Das ganz und gar nicht. Die Tanzmusik und dann die schmetternde Musik an dem Schießstande muß beginnen, und dann ziehe ich mich zurück. Bisher hatte mich Niemand gesehen, denn die Blicke waren stets auf das Volksfest vor mir gerichtet gewesen.

Die Musik begann aber nicht, dafür hörte ich die Worte der lauten Stimme des Grafen: „Weil Sie schon, hochverehrter Herr, sagten, daß der Anblick vor uns gemalt werden könnte,

wie in Holland solche Dinge lebendig sind, und wie Holländer sie von jeher sehr zierlich zu malen verstanden haben, so hätte man ja den Maler aus der Lüpfschenke holen lassen sollen, damit er die Sache flüchtig mit Farben entwerfe, und dann später das Bild ausführe."

„Der geht nicht zu euch Leichtsinnköpfen heraus," sagte Roderer.

„Versteht sich," erwiederte der Graf, „der Kauz hat sich in ein Uhunest gesetzt."

„Er wendet seine Kraft an sein Unternehmen," sagte Roderer.

„Da hat er ein Blockhaus gebaut, um das Moor zu belagern," entgegnete der Graf.

„Wer weiß, ob er die Kräfte besäße, so ein buntbewegtes Leben zu malen, wie wir es hier sehen," sagte der Mann mit den schwarzen Haaren.

„Ob er es kann oder nicht, weiß ich nicht," erwiederte der Graf, „aber der größte Narr ist es, den ich je gesehen habe: der Kibiz auf der Lüpf, der Blockhausfrosch am Rohrdommelmoor! Das spricht auch wenig für seine Kunst. Jedoch ein Stümper und ein Narr ist jeder auf seine eigene Gefahr, und wir können nichts dawider haben. Wenn es aber wahr ist, was ich hörte, daß er seine Augen auf die schöne Susanna richtet, dann muß der Tropf gezüchtigt werden."

Ich weiß nicht, hatte Susanna mich schon früher einmal gesehen oder nicht: bei diesen Worten aber warf sie einen Blick auf mich; es war nur ein einziger, kurzer Blick, sie mußte gleich wieder wegsehen, um nichts zu verrathen: aber es war ein namenlos wunderbarer Anblick. Ich sah in wahnsinnigem Zorne

und in wahnsinniger Liebe gegen ihre Augen. Ihre liebe Hand tastete jenseits der Mauer hinab, und als sie mein Haupt erreichte, von dem ich die Bedeckung bei dem Beginn des Zeichnens in das Gras gelegt hatte, hielt sie die Hand auf meinen Scheitel und drückte mich sanft nieder.

Ich athmete nicht in diesem Augenblicke.

Dann stand sie auf und sagte: „Wir müssen doch das Bild auch von einer andern Seite betrachten."

Und sie that einen Schritt vorwärts, und zögerte dann, um zu sehen, ob man ihr nachfolge. Da sie Anstalten gesehen haben mußte, daß man sich erheben wolle, ging sie wieder einige Schritte weiter, das Angesicht immer gegen die Menschenmenge gerichtet. Roderer erhob sich, nahm seine Gattin an dem Arme und ging mit ihr längs der Steinmauer weiter. Die Mädchen waren aufgestanden, die Männer waren aufgesprungen, und alle jungen Leute folgten Susanna.

Ich drückte mich jetzt in mein Haselgebüsch zurück, steckte mein Zeichnungsbuch in die Tasche, nahm meinen Hut, erhob mich hinter dem Gebüsche von dem Boden, ging das Gehölze zurück, und aus demselben auf dem Wege, den ich gekommen, in mein Blockhaus.

Ich schlief in der kommenden Nacht keinen Augenblick und malte des andern Morgens nicht.

Als ich den Wagen mit den Braunen an dem rechten Ufer des Moores mittagwärts fahren sah, flog ich mit klopfendem Herzen auf meinen Pfad. Auf dem Waldwege sah ich Susanna daherwandeln. Mit stürmender Brust ging ich gegen sie. Als sie nahe war, und als ich sie sah, und als ich sah, daß sie heute blasser sei, rief ich: „Susanna, Susanna!"

Sie sah mich liebend an und reichte mir beide Hände hin.

Ich ergriff die Hände, riß das Mädchen gegen mich, und schloß es an meine Brust. Unsere Arme umschlangen sich, und ihr heißer Mund glühte auf dem meinen.

Der Mund, der immer stolz gewesen war, hatte mich geküßt.

Und als sich die Arme gelöst hatten, und als ich sie wieder ansah, sah ich, daß sie das schönste Geschöpf ist, welches die Erde getragen, und welches Gott je erschaffen hat.

Ich legte wieder meinen Arm um ihre Schulter, nahm sie bei der Hand und sagte: „Susanna! auf ewig —."

„Auf ewig," antwortete sie.

„Du geliebtes, du theueres Wesen," sagte ich.

„Du lieber, du einziger Mann," antwortete sie, „der sein All auf einen Gedanken setzt, gegen sie, die kein All haben, und keinen Gedanken, es an ihn zu setzen —!"

„Du bist meinetwegen den Waldweg gegangen, Susanna?" fragte ich.

„Ich bin deinetwegen gegangen," erwiederte sie. „Und du?"

„Ich bin nur gekommen, dich zu sehen," sagte ich.

„Ich wußte es," entgegnete sie, „aber sage, wie heiß' ich dich denn?"

„Heiße mich Friedrich," sagte ich.

„Höre, Friedrich, sagte sie, „du mußt deine Gewalt, die ich an dir sehe, auf irgend etwas Großes wenden, und es erreichen, dann lieb' ich dich grenzenlos." .

„Und ich liebe dich grenzenlos, weil du bist, wie du bist," sagte ich, „und ich werde thun, was ich kann, oder untergehen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte sie.

„Welch' ein Glück, das wir so schnell gefunden," sagte ich.

„Ein Glück vom Himmel," antwortete sie.

Sie schwieg ein Weilchen, dann sagte sie: „Du hast gestern meine erste Bitte erfüllt, Friedrich, erfülle heute meine zweite."

„So sprich," sagte ich.

„Du wirst den erbärmlichen Grafen zur Verantwortung ziehen?" fragte sie.

„Ja," sagte ich.

„Thue es nicht," antwortete sie, „er hat nichts Schlechtes, nur Unverstand von dir gesagt, und es war kein Zeuge. Du kämest mir beschimpft vor, wenn du mit ihm strittest."

„Und wenn er Streit mit mir beginnt?" fragte ich.

„Das wird er nicht," antwortete sie. „Als wir allein waren, sagte ich zu ihm, wenn je ein Mann dadurch, daß er die Augen auf mich richtet, meinen Unwillen erregt, so soll er mein Kämpfer gegen diesen Mann sein: wenn ich aber eines Mannes Augen auf mich richten lasse, diesen Mann müsse er auf's Höchste ehren."

„Nun?" fragte ich.

„Er ging es ein," antwortete sie, „wie er immer huldigt."

„Sie sagten ja, er sei dein Bräutigam?" fragte ich.

„Er versichert mich," antwortete sie, „daß ich die Schönste auf der Welt bin, daß ich eine Göttin bin, daß ich eine Königin bin, und daß ich ihn zum glücklichsten Menschen machen könnte, wenn ich mein Loos mit ihm theilte. Ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht die Gefühle hege, sein Weib zu werden, und daß ich es nie werden könne. Er hat eine schöne Farbe seines Angesichtes, schöne Augen und einen schönen

Bart, hat schöne Pferde, mit denen er hin und her fährt, und die er selber erzieht, und hat mehrere Güter. Sonst ist er gutmüthig. Er hat seine Anträge stets scherzend gehalten, und ich habe meine Ablehnung scherzend gemacht. Wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist — denn ich will meine Liebe nicht geheim halten, sage sie dem Vater, sage sie der Mutter, sage sie, wem du willst — und wenn er sieht, daß du mein Bräutigam bist, so wird er sich fügen, und irgend einmal eine andere heimführen."

„Wenn er aber doch gegen mich auftritt?" fragte ich.

„So handle nach deinem Ermessen," sagte sie.

„So sei es," antwortete ich, „möge der erste Tag unseres Bundes Friede sein."

Ich reichte ihr die Hand, und sie empfing dieselbe.

Dann nahm ich sie an dem Arme, und führte sie den Weg zurück, den sie hergekommen war. Wir gingen nun langsam Arm in Arm den Weg in sanftem Gespräche, den wir so oft schweigend gegen einander und an einander vorüber gewandelt waren. Ich führte sie zu ihrem Wagen. Dort reichten wir uns die Hand zum Abschiede, ich half ihr in den Wagen, ihr Kutscher fuhr sie die Straße an dem rechten Ufer des Moores mitternachtwärts, ich ging den langen Weg durch den Wald und dann den Pfad an dem linken Moorufer in mein Blockhaus.

Mit wallendem Herzen ging ich in mein Zimmer. Dort schaute mich ruhig von seinem Gerüste mein großes Bild an.

Nachmittags malte ich nicht mehr.

Als ich Abends mit Roderer an dem Apfelbaume saß, sagte ich zu ihm: „Ich bitte Sie für den morgigen Tag um eine

Unterredung, die mir sehr wichtig ist: mögen Sie mir dieselbe gestatten, wenn es Ihnen Ihre Zeit erlaubt."

„Meine Zeit erlaubt es immer," sagte er, „und ich bitte Sie, wählen Sie die Stunde selber."

„Wenn ich die Stunde selber wählen darf," sagte ich, „so wähle ich, daß nicht viel Zeit vor der Eröffnung verfließe, die neunte Stunde Morgens."

„Es wird ein Wagen nach acht Uhr bei dem Willigitter unter diesem Hügel auf Sie warten, um Sie in mein Haus Firnberg zu bringen," sagte er.

„Ich nehme es dankbar an," entgegnete ich.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich, wie man sich in Wien kleidet, wenn man einen Vormittagsbesuch macht. Die Wirthin richtete große Augen auf mich, als sie mich in diesen Kleidern ohne Malergeräthe den Hügel hinab gehen sah.

Der Wagen wartete an dem Willigitter, er hatte Roderers Pferde, die täglich Abends dort warteten, ich stieg ein und nach einer Fahrt von kaum einer halben Stunde war ich in dem Schlosse Firnberg. Man führte mich in Roderers Empfangstube. Es war dies ein sehr anständiges, eingerichtetes Gemach, das durch einfache Schönheit mild umfing. Roderer war zum Empfange eines Besuches gekleidet. Er saß auf einem Rohrstuhle an einem Schreibtische. Als ich eingetreten war, stand er auf, ging mir entgegen, reichte mir die Hand, führte mich zu einem Sitze an dem großen Tische, der in der Stube stand, setzte sich an meine Linke, und fragte, ob er mir in etwas dienlich sein könne.

Ich war ein wenig bewegt, und sagte die Worte: „Hochverehrter Herr Roderer! Ich bin nicht gekommen, einen Dienst

von Ihnen zu verlangen; sondern es ist etwas geschehen, was Jemanden Ihrer Angehörigen betrifft, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Sache zu enthüllen. Ihre Tochter Susanna und ich haben eine Neigung zu einander gefaßt und sie lange schweigend gehegt. So lange nicht eines zu dem andern ein Wort gesprochen hatte, hielt ich mich nicht für verbunden, mit Ihnen davon zu reden, weil Gedanken nach Außen nichts bewegen; aber gestern haben wir gesprochen, und haben gesagt, daß es unser beider Wunsch wäre, uns auf ewig anzugehören, und jetzt bin ich gekommen, es Ihnen zu sagen, damit Sie handeln, wie Sie es für Ihre Pflicht halten. Ich heiße Friedrich Roderer, gerade Roderer wie Sie, und bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt. Mein Vater lebt in Wien, und hat Liegenschaften in Niederösterreich und Ungarn. Meine Mutter lebt auch noch. Ich habe eine Schwester, eine Großmutter und zwei Oheime, Brüder des Vaters. Ob wir mit Ihnen und Ihren Roderern verwandt sind, weiß ich nicht, ich habe mich nie gekümmert, ob noch entfernte Verwandte von uns in der Welt sind. Ich selber besitze ein Vermögen, daß eine Gattin und zahlreiche Nachkommenschaft versorgt werden kann, wie wohlhabende Leute die Ihrigen zu versorgen pflegen. Ich verschwende nichts, Sie selber haben mein einfaches Leben gesehen, und so ist es immer, und so ist mein Habe gewachsen. Ich habe bis jetzt eine ehrlose Handlung nicht begangen, und bin meines Willens gewiß, sie auch in Zukunft nicht zu begehen. Meine Fehler suche ich zu verbessern, wenn sie mir bekannt werden. Was davon noch da ist, mögen meine Freunde aus Liebe ertragen und bessern. Irgend ein Mädchen habe ich bisher noch nicht beachtet, weil ich nur ein einziges, alles Andere

verdunkelndes Bestreben hatte, die Kunst. Ich habe geglaubt, daß ich nie eine eheliche Verbindung eingehen werde. Susanna liebe ich, wie ich nie irgend ein Wesen auf der Welt geliebt habe. Wie und warum weiß ich nicht. Ich habe sie sehr oft stumm angeblickt, sie mich auch, und wir liebten uns, und haben es plötzlich gesagt. Über meine äußeren Verhältnisse kann ich Ihnen die Beweise vorlegen, wenn sie angekommen sein werden, über mein Wesen nur meine Worte. Susanna werde ich ewig lieben, und ich glaube von ihr, sie mich auch. Was sonst sein wird, weiß ich nicht. Jetzt habe ich Ihnen Alles gesagt."

Er schwieg ein Weilchen, dann sprach er: „Sie haben in dieser Sache ehrenhaft gehandelt, und ich glaube fest, daß Sie einer unehrenhaften Handlung nicht fähig sind. Ich habe gewußt, daß meine Tochter in dem Lüpfwalde spazieren geht, ich habe gewußt, daß Sie dieselben Wege gehen. Meine Tochter hat unser Vertrauen, und Ihnen schenkte ich es auch. Hätten Sie nicht gesprochen, so hätte Susanna gesprochen, und dann hätte es mir um Sie leid gethan. Ich ahnte, was geschehen würde, und Mathilde und ich sprachen keine Mißbilligung aus. Um das Vermögen des Gatten Susanna's fragen wir nicht, nur um seine Person. Ich kenne Sie nur einige Monate und achte Sie mehr, als Sie vielleicht wissen. Ob aber sonst Ihr Wesen zu dem Susanna's passe oder Susanna zu Ihrem, kann jetzt Niemand wissen. Schließen Sie sich an uns an, und wenn die Zeit, die nöthig ist, daß sich die Zusammenstimmung kläre oder die Mißstimmung eröffne, um ist, dann geschehe, was eben diese Zeit gereift. Ist Ihnen diese Antwort entsprechend?"

„So herrlich, wie ich sie von Ihnen gedacht, den ich verehren gelernt habe," sagte ich, „Sie müssen es gesehen haben."

„Ich hab' es," antwortete er, „und ich bin auch nicht, mein lieber junger Freund, immer nur des Glases Bier wegen auf den Lüpfhügel gestiegen. Sie haben mir allein Ihre Bilder gezeigt, und ich habe Ihnen Roderergeschichten erzählt, in denen Närrisches genug vorkommt, Sie haben sich nicht an uns gedrängt, und ich habe Sie nicht nach Ihrem Namen gefragt. Aber sagen Sie, warum haben Sie mir denn nicht eröffnet, daß Sie Roderer heißen?"

„Recht genau weiß ich es nicht," antwortete ich, „aber nach meinem Vermuthen war es anfangs Schüchternheit, und dann, als ich die Roderergeschichten kennen gelernt hatte, mochte es die Scheu gewesen sein, vorzeitig in Verwandtschaftforschungen hinein gezogen zu werden, was mir Herz und Stimmung für meine jetzige Arbeit gedrückt hätte. Für den Winter aber dachte ich mir, da ich an dem Lüpfbilde nicht arbeiten würde, könnte ich Ihnen die Sache sagen, wir könnten forschen, und Sie vielleicht einen anderen Roderer sehen."

Er lächelte und sagte: „So stammen Sie schon von dem nämlichen Friedrich Roderer her, der sich den langen Bart ha wachsen lassen, und dann ist jener Sohn nicht von den Wölfen gefressen worden. Ich werde mich mit Ihrem Vater und seinen Brüdern in Verbindung setzen, und die Sache heraus bringen. Ob Sie ein anderer aus den Roderern sind, muß sich erst zeigen, wenn das Siegel auf die Handfeste gedrückt ist. Das ist merkwürdig. Gehen wir zu meinem Frauenvolke, das uns erwartet."

Er stand auf, und führte mich durch mehrere Zimmer, in denen ich selbst in der Flüchtigkeit schöne Bilder sah, in das Wohnzimmer seiner Gemahlin. Es waren eigentlich zwei. In dem ersten größeren saß sie, und Susanna stand neben ihr. Sie schienen nicht gerade beschäftiget zu sein, und mochten uns eben erwartet haben. Daß die Zimmer würdig waren, sah ich, forschte aber nicht weiter. Mathilde stand auf, da wir kamen, ich grüßte sie ehrerbietig, sie dankte freundlich. Gegen Susanna neigte ich mich, sie sich auch gegen mich, und unsere Augen mochten für einen Augenblick gleichsam ihre Lichter getauscht haben.

„Da bringe ich dir nun meinen jungen Freund aus der Läpf, Mathilde," sagte Roderer, „setzet euch nur alle um den großen Tisch, ich muß euch wichtige Geschichten erzählen."

Er drängte uns gegen den Tisch, wies uns die Plätze an, und da wir uns gesetzt hatten, sagte er: „Ich komme letzterer Zeit gar nicht aus den Roderer-Begebenheiten hinaus und bringe wieder eine. Ich habe schon große Angst gehabt, daß meine Tochter Susanna aus der Art der Roderer schlage, so ruhig, so vernünftig, so bescheiden, so einfach regelmäßig und so fast ohne Fehler war ihre Lebensweise. Ich schüttelte fast den Kopf. Aber jetzt ist es anders. Statt aus den Söhnen des Landes, die das Ihrige bei einander haben, die leben wie junge Leute leben, die achtbare Verwandte haben, die sich gut kleiden und schmucke Gebärden zeigen, einen Bräutigam zu wählen, erliefet sie sich einen Geliebten, den Niemand kennt, dessen Namen sie gar nicht weiß, der nur einen runden Hut und graue Leinwandkleider trägt, der gar nicht so außerordentlich schön ist, als daß er braune Haare und braune Augen hat,

den unsere Umwohner hier zu den reisenden Schauspielern zählen, der ein Narr ist und sich auf dem Lüpfhügel ein Blockhaus baut, um den Sumpf zu malen, der keinem Menschen ein Bild zeigt, der sich um Niemand kümmert, und mit Niemanden umgeht, und der zuletzt und endlich auch noch ein Roderer ist. Staunt nur, ein Roderer ist es, der bewirkt hat, daß meine Tochter zeigt, daß sie nicht aus dem Stamme der Roderer geschlagen ist."

„Aber Vater," sagte Susanna hierauf, „du hast selber von dem Manne auf dem Lüpfhügel erzählt, und bist zu ihm hinaus gegangen, und da ist es ja natürlich, daß ich ihn angeschaut habe, als er mir begegnete."

„Angeschaut," entgegnete Roderer, „und dann?"

„Du wirst schon sehen, Vater, daß er recht ist," sagte sie, „wenn du der andern gedenkst, wie sie sind."

„Ja, der Rechte ist immer der Rechte," sagte Roderer, „und du hast dich mit der Mutter verschworen, daß ich sagen soll, liebt euch ewig; denn, nicht wahr, ewig, habt ihr gesagt, werdet ihr euch lieben? Nun, es wird schon recht sein."

„Mein Gatte hat mir von Ihnen erzählt," sagte Mathilde, „gestern haben wir wieder von Ihnen gesprochen. Der Wille meines Gatten ist in allen Dingen immer der meinige gewesen und ist es auch in diesen. Sie haben ihn und er hat Sie diesen Sommer kennen gelernt, wenn Sie nun auch uns ein wenig näher wollen kennen lernen, so wird es recht gut sein."

„Ich bin für diese Güte sehr dankbar," antwortete ich, „was ich bereits kenne, hat mir Verehrung eingeflößt, und ich glaube die Hoffnung aussprechen zu können, daß mein Benehmen Sie Ihre Freundlichkeit nicht wird bereuen lassen."

„Gewiß nicht, gewiß nicht," sagte sie, „sonst hätte Sie Roderer nicht hieher geführt. Und wenn Sie Susanna's Herz beglücken und Susanna Ihr Herz beglückt, so werde ich meinen Segen dem Tage geben, der Sie in dies Haus geführt."

„Möge dieser Segen bald erscheinen," sagte ich, „und der Segen Gottes bald umschweben, was wir wünschen, wenn wir es verdienen. Ich bitte Sie in diesem Augenblicke, hochverehrte Frau, um die Erlaubniß, zum ersten Male Ihre mütterliche Hand küssen zu dürfen."

Sie reichte mir ihre weiße, feine und milde Hand, ließ sich aber dieselbe nicht küssen, sondern drückte die meine freundlich, und sah mich mit den großen braunen Augen an, von denen mir Roderer erzählt hatte, daß sie ihn beglückten, und in denen ich Susanna's Augen erkannte, die mich beglücken werden.

„Wenn Sie Roderer heißen," sagte sie, „so ist es gut, die Roderer sind fast immer gut, und Susanna ist sehr gut."

„Das wußte ich, als ich ihre Augen gesehen hatte," sagte ich, „und ich werde ewig gut und mild mit ihr sein."

„Amen," sagte sie.

Wir sprachen nun von gleichgiltigeren Dingen. Susanna setzte sich zu mir, und legte ihre Hand auf die meine. Ich glaubte dann, daß dieser erste feierliche Besuch abzubrechen sei, und erhob mich. Ich verabschiedete mich von Mathilde, von Roderer und Susanna. Roderer geleitete mich zu dem Wagen, der mich wieder an den Lüpfhügel zurückbrachte.

Nun begann ein eigenes Leben. Des frühen Morgens schon malte ich, und malte den größten Theil des Tages mit einem Eifer und mit einem Feuer, die ich früher gar nicht

gekannt hatte, Alles gelang besser, und oft, oft war es mir schon deutlich, ich müsse es erfassen können, daß der unnachahmliche Duft und die unerreichbare Farbe der Natur auf meine Leinwand käme. Die Waldspaziergänge waren eingestellt. Wenn es aber Nachmittag wurde, dann legte ich Alles weg, kleidete mich um, und ging zu Roderer. Und wenn ich nicht dorthin ging, so ging ich weit und breit spazieren, selbst in Ortschaften hinaus und saß Abends mit ihm am Apfelbaume oder in der Stube des Wirthes.

Die Wirthin sagte zu mir: „Es ist doch gut, daß ihr mir gefolgt habt. Wäret ihr auch zu dem Jubelfest nach Lüpfing gegangen, so hättet ihr euch sehr erheitert. Es war prachtvoll auf den Wiesen und Stoppelfeldern an dem Wührholze. Der hochgeborne Herr Roderer und seine hochgeborne Frau Gemahlin und Susanna und ihr Bräutigam und andere vornehme junge Leute und Fräulein waren zugegen, und ergötzten sich sehr. Ich habe es euch ja gesagt, daß es euch in dem Schlosse Firnberg sehr gefallen wird. Jetzt geht ihr hin. Geht nur auch öfter hinaus, und geht nur auch recht unter die Leute. Ihr seid schon jünger und viel schöner seit der Zeit geworden, und eure Augen sind ganz lustig. Und wenn Susanna Hochzeit macht, müßt ihr zugegen sein, müßt fröhlich sein, und einen Segen trinken, wenn euch dann auch der Herr Roderer nach Hause fahren lassen müßte. Einmal ist keinmal. Folgt mir in Zukunft nun in allen Dingen recht ordentlich.

Ich sagte, daß ich sehr bestrebt sein werde es zu thun.

Ich kam bei Roderer mit dem Grafen Sternberg und mit anderen jungen Männern zusammen. Was Susanna voraus-

gesagt hatte, traf ein. Ich behandelte sie wie in großen Städten sich die besseren Stände behandeln, und sie zeigten mir Ehrerbietung.

Roderer hatte nicht viele, aber außerordentliche Gemälde. Von den besten Niederländern und Italienern war etwas da. Deutsches war noch weniger: Alles war von der alten Schule. Ich brachte viele Zeit im Anschauen dieser Dinge zu. In seiner Büchersammlung war das Beste fast aller Sprachen, besonders Dichter. Die Heldendichter waren alle vorhanden. Und so wurde viel und sehr gut vorgelesen. Sein Forstwart las ausgezeichnet; am besten aber immer Herr Roderer selbst. Es dürften da noch Erinnerungen aus seinen Jugendbestrebungen hereingespielt haben. Sehr oft gingen wir in den Liegenschaften und Anstalten herum und betrachteten, was eben geschah. Auch mich besuchten sie zuweilen, und ich zeigte Mathilden und Susannen meine Malereien bereitwillig. Anderen Menschen aber nie. Die Zeit unseres Zusammenseins schien zu entsprechen. Immer schöner wurde Susanna, sie schaute mich immer freundlicher an, und ich liebte sie immer mehr.

So war endlich der Winter gekommen, nachdem uns ein ungewöhnlich langer und schöner Herbst beglückt hatte. Erst acht Tage vor der heiligen Weihnacht fiel der erste Schnee. Er stellte mir das Malen ein. Das große Bild war bis auf die letzten Feilen fertig. Eine unsägliche Zeit und Glut hatte ich in dieses Bild hinein gemalt.

Als harter Schnee auf den Fluren lag, und Schlittenbahn war, verabschiedete ich mich, um nach Wien zu gehen, und meinen Eltern genaueren Bericht über meine Erlebnisse abzustatten, als ich es durch Briefe hatte thun können.

Roderer kam auch nach Wien, und besuchte meinen Vater. Da kam es nun zu Tage, daß wir leibhaftig zu Roderers Roderern gehörten. Das wußte mein Vater sehr gut, daß er von einem Roderer herstamme, der Friedrich geheißen habe und Obrist gewesen sei. Er soll auf einem Schlosse gehaust haben und sehr reich gewesen sein. Er soll vier Brüder gehabt haben, die alle vier aus Geiz nicht geheirathet hätten, und mit denen er im Unfrieden gelebt habe. Das sind nun genau die vier Roderer Peter Buben. Das ist ganz klar, und der reiche Obrist ist der räudige Friedrich, der fünfte Roderer Peter Bub. Mein Vater wußte ferner, daß ein Sohn dieses Obersten, Namens Friedrich, der einen Bruder in dem deutschen Orden hatte, und der Großvater meines Vaters gewesen war, einer schönen Jüdin zu Lieb nach Rußland gegangen war. Die Jüdin aber ist ein nichtsnutziges Ding gewesen, und Friedrich hat später die Tochter eines gemeinen Russen, der ihn von Wölfen gerettet und gepflegt hatte, geheirathet. Da ist nun etwas unklar. Entweder mußte er flüchten, oder er hat das Mädchen entführt, weil sie eine Leibeigene war. Kurz, mein Vater konnte nichts heraus bringen, weil sein Vater selber nichts Genaues wußte. Verfolgungen, Elend und dergleichen habe es gegeben. Aber die Ehe mußte anerkannt worden sein, weil Friedrich später wieder in Rußland war, und durch Leitung von Bergwerken Vermögen erwarb. Es sind zwei gelbe Briefe vorhanden, welche an diesen Großvater meines Vaters von seinem Bruder Joseph Roderer geschrieben waren, in deren erstem Joseph seine Vermählung anzeigte, und in deren zweitem Joseph um Angabe des Aufenthaltsortes Friedrichs bat. Meines Vaters Vater, auch Friedrich geheißen, war in Siebenbürgen,

und hatte dort Liegenschaften. Mein Vater, der wieder Friedrich heißt, verkaufte dieselben, und übersiedelte nach Wien. Daß in Holland Nachkommen von Peter Roderer, einem andern Sohne des Obersten, sein sollen, wußte er auch. Sonach ist der Stammbaum nun aus den Erinnerungen meines Vaters und Roderers völlig aufgestellt worden. Wir, die Friedrich Roderer, sind der ältere Zweig von dem Obristen, und die Peter Roderer sind der jüngere. Da der deutsche Herr keine Kinder haben konnte, und die Nachkommenschaft Josephs ausgestorben ist, so sind diese beiden Zweige nun die einzigen Rodererzweige.

Es war großer Jubel über diese Enthüllungen, alle unsere Roderer kamen herzu, nämlich meine zwei Oheime mit ihren fünf Söhnen, und es wurde ein Mahl veranstaltet. Meine Großmutter war glücklich, daß sich die Roderer nun wieder mit Einem Schlage ausgedehnt hatten. Sie war die lebendige Handfeste unseres Zweiges, und wie so in der alten Geschichte geforscht wurde, kamen ihr immer mehr Erinnerungen zu, und von ihren Lippen folgte Erzählung auf Erzählung, die erst mächtig die Klarheit förderten.

Peter Roderer reisete wieder heim, und im Frühlinge kamen nach Verabredung alle Roderer in Firnberg zusammen und brachten auch alle ihre weiblichen Angehörigen mit. Es war nun da Peter Roderer mit seinem Sohne, der auch wieder Peter hieß, und von England gekommen war; es waren da seine drei Brüder mit ihren Gattinen, sieben Söhnen und drei Töchtern; es war da mein achtundachtzigjähriger Großvater mit unserer achtzigjährigen Großmutter und vier Töchtern, meinen Tanten; es war da mein Vater mit mir und meiner

Schwester, und es waren da meine zwei Oheime mit ihren Gattinen und fünf Söhnen, wozu ich nun noch Mathilde, des älteren Peter Roderers Gattin, und Susanna, meine Braut, nennen muß. Es wurde die Stammesverbrüderung gefeiert, und Peter Roderer gab mehrere Feste. Alle männlichen Roderer hatten den kurzen Vollbart, außer denen, welchen er erst wachsen mußte, und alle Bärte waren braun: nur der meines Vaters war schon gemischt weiß, so wie es die der drei Brüder des älteren Peter waren. Der des älteren Peter war weiß, und der meines Großvaters war schneeweiß. In dieser Versammlung wurde mir auch Susanna endgiltig zugesprochen. Die Hochzeit sollte am Petrus-Paulustage sein. In dieser Versammlung sprach auch mein Vater und mein künftiger Schwiegervater den Wunsch aus, daß ich von jetzt an bis zu dem Hochzeitstage einen Flug durch die Länder Holland, Belgien, Frankreich und Italien machen möchte. Ich sah den Grund nicht ein; aber in meinem Glücke wollte ich mich gegen nichts auflehnen, und willigte ein. Als die Roderer sich trennten, fuhr ich auf der Straße gegen Holland. Ich war schon geraume Zeit vor dem Petrustage wieder zurück, und hatte aus eigenem Antriebe noch ein Land hinzugefügt, nämlich die Schweiz.

Da ich meine zukünftigen Angehörigen in Firnberg begrüßt hatte, ging ich in mein Blockhaus.

Dort blieb ich zwei Tage vor meinem Bilde sitzen. Dann ging ich zu Susanna, bat sie um eine Unterredung, und sagte zu ihr: „Meine geliebte Braut, du höchstes Gut meines Herzens hienieden! höre mich an. Mein großes Bild, welches bis auf Kleinigkeiten fertig ist, kann die Düsterheit, die Einfachheit und Erhabenheit des Moores nicht darstellen. Ich habe mit

der Inbrunst gemalt, die mir deine Liebe eingab, und werde nie mehr so malen können. Darum muß dieses Bild vernichtet werden, und keines kann mehr aus meiner Hand hervorgehen. Wenn du sagst, ich werde dich verlieren, wenn ich mein Streben aufgebe, so muß ich dich mit dem ungeheuren Schmerze verlieren, aber meinen Entschluß ausführen. Jetzt rede."

„Nein, du verlierst mich nicht," antwortete sie, „mein Vater hat mich von Kindheit an im Kennen von Bildern geübt. Deine Bilder sind außerordentlich schön; wenn aber deine Gedanken höher sind, und du dich durch deine Hervorbringungen gedemüthigt fühlst, vertilge sie. Ich liebe dich noch mehr. Wir werden unsere Herzen verbinden, sie werden etwas vollführen, und klein und niedrig und unerheblich wird es nicht sein."

Und wir schlossen uns in die Arme und drückten die heißen Lippen an einander, und drückten sie noch einmal an einander, dann schüttelte ich ihr die Hand, und sagte: „Erzähle deinem Vater, was ich dir gesagt habe. Ich gehe jetzt in das Blockhaus."

Wir trennten uns.

Im Blockhause nahm ich das Bild aus dem Rahmen, zerlegte den Rahmen, und verpackte ihn in seine Kiste. Dann schnitt ich die Leinwand des Bildes aus ihren Hölzern, zerschnitt sie in kleine Theile, und verbrannte diese Theile langsam im Ofen. Dann zerlegte ich die Hölzer und verbrannte auch sie. Dann verbrannte ich alle meine Entwürfe, und zuletzt die Farben, die Pinsel und die Malerbrette. Was sonst noch an Geräthen war, bestimmte ich späterer Zertheilung. Daß in dieser Sommerszeit Rauch aus meinem Rauchfange ging, befremdete

meine Nachbarn, die Wirthsleute nicht; denn ich hatte öfter im vergangenen Sommer zu meinen Zwecken Feuer in meinem Ofen gehabt.

Ich fühle nun eine Freiheit, Fröhlichkeit und Größe in meinem Herzen wie in einem hell erleuchteten Weltall.

Ich reiste nach Wien zu Vorbereitungen.

Am Petrus-Paulustage war die Hochzeit. Sie wurde in Firnberg gefeiert. Alle Roderer, die im Frühlinge an dieser Stelle gewesen waren, kamen noch einmal, um diese Feier mit zu feiern, und die Stammesgefühle noch fester zu binden. Die Trauung geschah in Lüpfing unter großem Zusammenlaufe von Menschen. Meine Wirthin schlug die Hände zusammen, als sie sah, daß ich Susanna heirathe. Ihr Mann Christian trug einen großen Blumenstrauß von der Lüpf nach Firnberg. Als wir bei dem Mahle saßen, stand Peter Roderer, mein Schwiegervater, mit dem Rheinweinglase auf und sprach: „Der hier anwesende Friedrich Roderer, der jüngste dieses Namens, hat in der letzten Zeit gezeigt, daß er ein ganzer Roderer ist. Meine Tochter Susanna hat auch nicht ermangelt, sich als Rodererin darzuthun; heute haben wir beide ehelich zusammengefügt, es muß also von ihnen noch Rodererischeres kommen, als von andern Roderern, — möge es so groß sein, wie nie ein Roderer etwas zuwege gebracht hat, und möge es mir erlaubt sein, ihr Wohl auf grenzenlose Zeit hinaus auszubringen."

„Das Doppel-Rodererwohl auf grenzenlose Zeit!" riefen mehrere Gäste; alle aber standen auf und stießen an.

Wir dankten auf das Verbindlichste.

Und es war an diesem Tage auch große Fröhlichkeit in

Firnberg. Die Roderer tranken, als müßten sie wahr machen, was mir die Wirthin geweissagt hat, wenn ich auf Susanna's Hochzeit mit dem Grafen wäre, und als müßte sie Peter Roderer endlich klärlich auf Wägen nach Hause bringen lassen.

Ein Gang durch die Katakomben.

Wir sind so gewohnt worden, unsere Voreltern als gute, dumme Hanse zu betrachten, daß, wenn von was immer für geistiger Größe die Rede ist, wir sogleich mit den Fortschritten unserer glorreichen Zeit da sind, worunter jeder die versteht, in der er gelebt hat, und daß, wenn von einer Thorheit die Rede ist, die dort oder da geschehen, wir sogleich schreien: „dies ist doch unglaublich; so etwas geschieht in unseren Tagen!“ Ich aber frage: „warum sollte es denn nicht geschehen?“ Was wir auch in gewissen Richtungen gewonnen haben, so blieb es doch meistens nur Eigenthum Einzelner, oder Weniger — was wir verloren haben, das verloren Alle. Ich will mich deutlicher erklären. Die Wissenschaft, der Gewerbfleiß, in gewissen Zweigen auch die Kunst (aber weniger) haben erstaunliche Fortschritte gemacht — aber das Gute, ich meine das Menschlich-Gute, was diese Dinge brachten, wie Vielen wurde es zu Theil? oder liegt nicht die Masse in eben den Banden des Rohen gefangen, wie einst, nur sind diese Bande beweglicher und polirter — und von denen, die sich in den Besitz des menschlich Erworbenen setzten, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst, bei wie Vielen ist es zuletzt Sitte und Schmuck des Herzens geworden, als ein wirklich Menschliches? oder tragen sie es nicht als todten Schatz, als

bloßes Wissen oder Können in sich, es höchstens zu Nützlichem verwendend, nicht zum Guten? — ja, durch vervielfältigte geistige und leibliche Verkehrsmittel sind wir feiner, glatter, geschmeidiger geworden, wie Kiesel, die sich an einander abreiben: aber ist deshalb der Kiesel innerlich weniger hart? Mit Betrübniß und Entsetzen müssen wir erfahren, wenn heute diese Politur, diese, ach, so fälschlich „Bildung" getaufte Politur, von der Leidenschaft durchbrochen wird, daß da Feuerflammen herausfahren, wie wir sie kaum in alter oder ältester Zeit gesehen haben, — oder gibt an Gräßlichkeit und Ausschweifung die französische Revolution irgend einer Thatsache der frühern Zeit etwas nach? — Unverkennbar ist es zwar, daß wir fortschreiten; denn solche Scenen der Weltgeschichte werden, Gottlob, seltener — aber wann wird jene Zeit kommen, in der ein Krieg eben so ein Unding der Vernunft sein wird, wie ein Trugschluß schon heute ein logisches Unding ist? — — Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch!! und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner sittlichen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende! — wie lange, wie viel Billionen Jahrtausende, muß dann die Großjährigkeit dauern? Ich sagte oben, daß, was wir verloren haben, Alle verloren. In der Glätte und Verflachung unserer Zeit ging alle tiefe Gemüthskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter. Was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war Allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt selbst die Individuen. Darum baute

dieser Sinn einst jene rührend erhabenen Kathedralen und malte jene Bilder, die wir heute blos bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unserer technischen Mittel nicht mehr nachmachen, indeß unser Zeitgeist auf das sogenannte Praktische geht, worunter sie meistens nur das Materiell-Nützliche, oft sogar nur das Sinnlich-Wollüstige verstehen; daher wir Eisenbahnen und Fabriken bauen, während sie Dome und Altäre, und wenn es ja heutzutage eine Kirche werden soll, so wird sie wieder sehr nützlich gebaut, oder sie sähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande schon erfahren, wenn sie keinen Thurm hätte, einem Zinshause ähnlich. Ja, oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig schönen Werke der Vorzeit; denn wie viele Tausende werden täglich in Wien über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desselben etwas anderes zu wissen, als daß er sehr groß ist. Wenn mir Jemand den Aberglauben unserer Voreltern einwenden will, so muß ich ihm leider entgegnen, daß heute der widerwärtige Indifferentismus der sogenannten gebildeten Klassen zu dem alten Aberglauben, den die Massen nicht abgelegt haben, noch hinzugekommen ist — und zuletzt ist Aberglaube schöner, heiliger, kräftiger, als jene sieche Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit nichts denkt, und sie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat, wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dies ist neben dem so vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenseite derselben, daß, seit sie die Bücher so vervielfältigen, tausend und tausend Menschen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben; denn sie lesen sich einen gewissen Vorstellungskreis, eine Art Natur zusammen, und sagen ihn so

lange sich selber und andern vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben; darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.

Solche, und ähnliche schwermüthige Gedanken hatte ich, als ich eines Tages aus den Katakomben des Stephansthurmes wieder an das Licht des Tages trat, und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging.

In diese Katakomben nun will ich den freundlichen Leser begleiten, daß er ein ernstes Stück Vergangenheit vor sich sehe, und daß er etwa anfange, über den ernsten Inhalt der Worte Gott, Weltgeschichte, Ewigkeit u. s. w. nachzudenken.

Wer immer über die Spinnerin am Kreuz (ein schöner Getreidehügel, über den die Triester Straße führt), oder über einen der Westberge Wiens gegen die Stadt kommt, der wird die alte, ernste, große Stephanskirche mitten in dem Häusermeere, wie einen Schwerpunkt, ruhen sehen, und sich dieser Symmetrie erfreuen; aber dies war nicht immer so, sondern bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, und, wie es eine rührende Sitte unserer Ahnen war, um den Ort, an dem sie sich im Leben Trost und Zuversicht holten, nämlich um die Kirche, auch im Tode zu schlummern, welchen Platz sie mit dem schönen Namen Friedhof belegten: so war es auch um diese Kirche, und manche alten Leute Wiens sagen noch immer statt Stephansplatz Stephans-Friedhof, aber es ist kein Friedhof mehr; denn diese Sitte der Altväter ist ebenfalls aus allerdings sehr nützlichen Sanitätsrücksichten abgeschafft worden, und heute ragt jede Kirche geradewegs aus dem lustigen Getümmel des

Alltagslebens empor, und ist fast ein gewöhnliches Haus geworden, so wie sie einst aus den Monumenten des Todes emporstieg, und selbst von seinen Schauern umweht war. Oft, wenn ich über diesen Umstand traurig war, dachte ich: wenn sie nur tief genug grüben, so könnten schon die Todten an ihrer Kirche ruhen, und wie wäre es religiös feierlich, wenn jede Kirche, selbst in den Städten, mit einem großen Garten der Todten umgeben wäre, der durch eine Mauer von der leichten Luft der Lebenden getrennt wäre, daß sie ein Gedanke der Ewigkeit anwandeln müßte, wenn sie durch das Gitter einträten.

Der Stephans-Friedhof ist keiner mehr, sondern ein geräumiger Stadtplatz mit schönen Häusern und Waarenauslagen, und glänzende Karossen rollen über das Pflaster, unter dem die Reste unserer Vorfahren ruhen — ihre Kreuze und Monumente sind verschwunden, das Lob ihrer Tugenden auf demselben ist verstummt, die Denkmale, die sie einst gründeten, um die Stätte ihrer Angehörigen auf ewige Zeiten zu bezeichnen, sind von unserer Industrie und unserem Verkehre bis hart an die Mauern der Kirche gedrängt worden, wo noch manche Tafel aus rothem Stein übrig geblieben ist, auf dem ein betender Vater mit seinen Kindern ausgemeißelt ist, oder ein liegender Todter selber mit gefalteten Händen, oder Heiligenbilder, oder sonst Embleme und Wappen, wovon manch Stück durch die Zeit herabgeschlagen oder verwittert ist, und darunter steht Namen und Amt, und stehen die Tugenden des Todten — aber wie oft weiß man gar nichts mehr aus der Zeit seines Lebens, und es ist da Keiner mehr, um zu sagen: er war unser Ahnherr.

Es ist in neuester Zeit, gegenüber von der Rückseite der Kirche, ein sehr großes Haus aufgeführt worden, und als es

bereits prachtvoll und wohnlich mit mehr als hundert Fenstern glänzte, als zu ebener Erde schon die grünen Flügelthüren der Verkaufsgewölbe hoch und elegant eingehängt waren, und längs derselben ein breites, flaches Trottoir hinlief, so ging man auch daran, den Platz vor dem Hause bis zur Kirche zu ebnen, und das bisherige schlechte Pflaster zu verbessern. Es mußten einst die Grabhügel bedeutend höher gelegen haben, als das heutige Pflaster; denn als man zum Behufe der oben angeführten Planirung und Pflasterung die Erde lockerte, kamen die Knochen und Schädel der Begrabenen zum Vorscheine, und wie ich nebst vielen andern Menschen zufällig da stand und sah, wie man bald die Röhre eines Oberarmes, bald ein Stück eines Schädels, ein Gebiß mit etlichen Zähnen, ein Schulterblatt oder anderes, gelassen auf einen bereit stehenden Schubkarren legte, und lachend und scherzend und die Pfeife stopfend weiter schaufelte, dachte ich: vor so und so viel Jahren hat man euch eingegraben, und an eurem Grabe wurde gesungen: »Requiem aeternam dona eis, domine!« *) dann deckte man es mit Erde zu, und setzte ein Denkmal auf den Hügel, daß man wisse, wer da in Ewigkeit ruhe — — und jetzt legt man eure Reste, die Niemand kennt, wie das werthloseste Ding auf einen Haufen, um sie an einen andern Ort zu bringen, wo sie wieder nicht bleiben; denn wer weiß, zu welchem Zwecke unsere Nachkommen denselben wieder werden brauchen können.

Außer den Hügeln des Stephans-Friedhofes, deren Ruhe, wie wir erfahren haben, nichts weniger als ungestört blieb, haben sich aber Jene, deren Rang oder Reichthum es erlaubte, noch

*) Herr! schenke ihnen die ewige Ruhe.

ganz andere, festere, sicherere Grabesstätten auserwählt; nämlich nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Baue von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte deutsche Haus, unter die Post, ist ein System von Gewölben und Gängen, nach Art unserer Voreltern äußerst fest gebaut, und man weiß heut zu Tage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken. Sie sind hier unter dem Namen der Katakomben von St. Stephan bekannt, und waren lauter Begräbnißstätten, gleichsam eine weitläufige unterirdische Todtenstadt. Jedoch trotz der dickern Mauern, aus denen diese Zellen, als Fundament der Kirche, aufgeführt sind, trotz der Quadern, womit Gänge, Gemächer und Bogen überwölbt sind, ja trotz dem, daß jedes Gewölbe, wenn es mit Todten gefüllt war, zugemauert wurde, fanden dennoch die hier liegenden Schläfer die beabsichtigte Ruhe nicht, so wie sie ihre ärmeren Brüder nicht gefunden, die man über ihnen auf dem Friedhofe in bloßer Erde eingegraben hatte. Manche Gänge, manche Gewölbe wurden im Laufe der Zeit geöffnet. Die Einen lockte Neugierde; die Andern jenes Schauergefühl, das den Menschen über Tod und Ewigkeit ergreift, und ihn doch lockt, solche Stätten zu betreten, wo es erweckt wird; wieder Andere wurden durch frevlen Vorwitz hingeführt, so daß Menschenhände, theils fromm ordnend, theils muthwillig zerstörend, das vollendeten, was Zeit und leise Verwesung begonnen hatten, nämlich einen ganz andern Zustand der hier verborgenen Reste hervorzubringen, als den Die beabsichtigten, welche sie hier verbargen.

Wir wollen in folgenden Zeilen einen Gang durch diese Katakomben beschreiben.

Es war ein feuchter, neblichter Novembernachmittag, als wir uns, fünfe an der Zahl, auf dem nassen Pflaster des St. Stephansplatzes, rückwärts der Kirche, wo der Thurm emporsteigt, einfanden. Ein Freund hatte uns versprochen, uns in die Katakomben zu führen. Wir standen lachend und scherzend, als wir ihn erwarteten, und machten Bemerkungen über das trübselige Wetter und die Unpünktlichkeit des Freundes; aber nach einer Stunde war es ganz anders: nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Stunde unterirdischen Aufenthaltes in mir hervorbrachte.

Als wir einige Zeit gewartet hatten, erschien der Freund, und mit ihm zwei Führer, weil er, obwohl schon öfter unten, doch nicht sicher war, sich und uns vor Verirrung zu bewahren. Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Hinabgang, sondern einer der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorspringenden Winkel bildet, und Wohnparteien und Handelsgewölbe enthält, — es liegt mit dem Winkel schief gegenüber der Wohnung des Küsters, die sich im Erdgeschoße des Stephansthurmes befindet. An diesem Hause sperrte er eine dunkle, schwarze, hohe Thüre auf, an der ich wohl hundertmal vorübergegangen war, und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Thores einer Bude gehalten hatte. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem schmalen Gange; der Führer schloß hinter uns die Thüre wieder zu, und der andere machte Licht, woran er eine Fackel, und wir jeder unsere Wachskerze anzündeten, und dann ging es nicht über eine Treppe, sondern wie über einen sanften Gang abwärts; ein schwacher Tagesschein fiel in das erste Gewölbe durch einen schmalen Schacht herab, der in den Hof des deutschen Hauses mündet.

Dieses Gewölbe war gleichsam eine Vorhalle, und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren und dergleichen in dem Winkel, alles von seltsamem, veraltetem Ansehen.

Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge schmal, und die Gewölbe verhältnißmäßig klein und niedrig, aber das Mauerwerk fest und dicht, als wäre es aus einem einzigen, riesenhaften Granitblocke gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach Ost oder West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten, und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren, und stundenlange herum suchen könnte, ohne den Ausgang zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen, finstern Stadt, nämlich: wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen — es überläuft einen ein seltsamer Schauer. — Was werden alle diese Werkzeuge, als sie noch ein denkender Geist belebte, ein liebendes oder hassendes Gemüth stachelte, Schönes, Herrliches oder Entsetzliches gethan haben? und nun liegen sie hier, starr, über einander geschichtet, eine werthlose, schaudererregende Masse. — In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum, und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Ein Führer bedeutete uns, daß man die vielfach zerstreuten Knochen der Katakomben, und die einst auf dem Stephans-Friedhofe ausgegrabenen hier der Ordnung wegen aufgeschichtet habe. Meine Phantasie fing bereits zu arbeiten an, sei es durch den Anblick vor mir aufgeschreckt, oder gedrückt durch das Bewußtsein, unter

der Erde zu sein. Die Luft trug nichts bei; denn trotz den hier vorgegangenen Akten der Zersetzung, waren diese doch schon vor so vieler Zeit, und es ist seitdem eine solche Trockenheit eingetreten, daß die Luft, durch viele Schachte in Communication mit der äußern erhalten, ganz trocken und rein ist. Wir ließen das Licht unserer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten, und beleuchteten bald diese, bald jene Partie, und das fahle, verwitterte Grau dieser ausgetrockneten, uralten Gebeine erglühte düster roth in dem Scheine unserer Lichter, die dem ungeachtet, trotz der anscheinenden Kleinheit dieser Räume, nicht bis zu den obern Rändern dringen konnten, so daß der Schein in unheimliche, geheimnißvolle Schatten überlief, die hoch oben, und seitwärts in den Ecken saßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, so erglänzte das Gestein der Mauer in allerlei kleinen Flimmern, wahrscheinlich die schönen Glimmertäfelchen des Granites. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter, und der Fuß streifte zuweilen an einen Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoffe. — Wir gingen weiter in einem Kreuzgange: ein Schädel mit langen, staubigen Haaren lag da. Einer leuchtete ihn an; ich aber mußte augenblicklich die Augen weg wenden, und es rieselte mir seltsam in dem Körper. — „Lassen Sie das liegen," sagte ein Führer, „wir werden schon noch mehr solches und besser erhalten antreffen." Ei freilich trafen wir es an. An einem viereckigen, machtvoll großen Pfeiler stand ein Sarg, ein einziger in diesem Gewölbe, als wäre er von seinem Orte absichtlich hieher gebracht und geöffnet worden, und dann stehen gelassen; denn wirklich lag sein Deckel nebenan, und zwischen den Brettern, die vom Alter geschwärzt, und nur mehr lose zusammenhängend waren, lag

der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau — — ach! wer war sie? mit welchem Pompe mag sie einst begraben worden sein! und in welchem Zustande liegt sie jetzt da! blosgegeben dem Blicke jedes Beschauers, schnöde auf die bloße Erde niedergestellt, und unverwahrt vor rohen Händen; das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten — in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde blos vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichtes sind erkennbar, die Glieder des Körpers sind da, aber die züchtige Hülle desselben ist verstaubt und zerrissen, nur einige schmutzig schwarze Lappen liegen um die Glieder und verhüllen sie dürftig, auf einem Fuße schlottert ein schwarzer, seidener Strumpf, der andere ist nackt, die Haare liegen wirr und staubig, und Fetzen eines schwarzen Schleiers ziehen sich seitwärts und kleben an einander wie ein gedrehter Strick — diese Zersetzung des Anzuges und die Unordnung, gleichsam wie eine Art von Liederlichkeit, zeigte mir ins Herz schneidend die rührende Hilflosigkeit eines Todten, und widersprach fürchterlich der Heiligkeit einer Leiche. — Ich legte mit der Spitze meines Stockes die Reste des gewiß einst prunkenden Anzuges so anständig, als es noch möglich war, über die Glieder, und leuchtete dann der vergessenen Todten ins Antlitz. Es war im Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen, und in dieser, dem Menschenangesichte gewaltsamen Lage erstarrt, und so blieb es, wer weiß wie viel hundert Jahre, in unheimlicher Ruhe ein Bild eines einstigen gewaltsamen Kampfes, der das so heiß geliebte Leben von diesen Formen abgelöset hatte; und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer

eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen — und dann das, daß wir sie uns schon jenseits jenes Vorhanges denken müssen, der so geheimnißvoll zwischen diesseits und jenseits hängt, daß sie schon wissen wie es ist — und dennoch mit dem ehernen Schweigen da vor unsern Augen liegen, fremde Bürger einer andern Welt. Wer mag die Todte vor meinen Augen — wer mag sie einst gewesen sein? Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Werth geben, ja, wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht Alles gleich, und vor ihm sinkt lächerlich nieder, was wir uns hienieden bemühen, wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Todte dahin gebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weils ihn ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurechte, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine muthwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann Jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht und wieder hinwirft.

Mitleidig wandte ich mich ab, um weiter zu gehen; da sah ich, daß ich bereits allein war, und die Lichter meiner Freunde schon fern und klein in einem Gange hinabschwebten. Mit raschen Schritten ging ich nach — es wollte mich fast wie Furcht überkommen.

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche," sagte ein Führer, und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke alle stille, und da hörten wir deutlich in langen, schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg, und dann wieder in höheren, sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde, goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder.

Endlich schwieg Alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt! Ich brauchte einige Zeit, um mich wieder zu orientiren, wo ich sei, und meine Phantasie wieder an diese unterirdischen Gemächer zu gewöhnen, und doch war es wahrscheinlich nur das sogenannte Segenlied gewesen, was wir herunter gehört hatten.

Wir traten nun wieder in eine neue Halle, und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrack ich heftig. Ein großer, nackter Mann lehnte starr an der Mauer; zu seinen Füßen saß ein Anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet, und den Kopf, der nur mehr an einem losen Bande des Halses hing, über die Schulter seitwärts gesunken — eine Frau, in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, lauerte im Winkel, und an den Wänden lehnten, oder saßen, oder lagen andere — und wie ich so vor mir herleuchte, wieder andere und wieder andere — lauter Leichen und Mumien, der eine mit offenem Munde, der andere mit furchtbar zusammengepreßtem, der eine gestreckt, der

andere zusammengeknittert, fast alle mit gefalteten Händen, wie man sie ihnen im Sarge gegeben — alle mit verzerrten Zügen: aber bis zum Erschrecken deutlich waren die Gesichter und die Körperformen, als wären sie gestern hieher gestellt worden; denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet, und war anzufühlen wie weich gegerbtes Leder, das Zellgewebe des Fleisches war ebenfalls ausgetrocknet und füllte die Haut wie eingestopfte Sägespäne, so daß selbst die Muskeln elastisch blieben, dem Drucke unserer Stöcke wichen, und wieder sachte emporschwollen, wenn der Druck nachließ.

Es war ein seltsamer, gespenstiger Anblick in dieser Halle, und überwältigend für Gefühl und Phantasie. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbmauer empor; aus ihm ragten Lappen von Gewändern heraus, mitunter Holzsplitter, oder es blickte ein Arm hervor, oder ein Fuß mit allen Zehen, oder eine zusammengekrümmte Gestalt saß auf demselben, eine andere lag der Länge nach, wieder andere standen aufrecht, und obwohl sie einst unverletzt gewesen waren, und ihrer Art nach bleiben konnten, so mochte doch schon der Muthwille an ihnen manches verübt haben; denn viele derselben waren zerrissen, daß ein Arm herabhing, oder der Kopf, oder Glieder ganz fehlten — vielleicht hat auch theilweise Verwesung das ihrige gethan. — Seltsam ist es, die Körper sind geblieben, und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten, und waren sogar erkennbar, meistens Linnen und Seidenzeug, welches letztere ganz besonders stark und fest gearbeitet war.

Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst

verstorbenen, unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hieher gebracht wurden, um zu verwesen, die aber nun ihren Urenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt, und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht, oder die dunkelrothe Gluth der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Todten lief, und darinnen schweren Kampf, oder starre Ruhe, oder häßlich Grinsen wies: so waren wir alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes gerathen, in ein Gebiet, so ganz anders, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo Alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthloses Ding wird, hingeworfen in das Kehricht, daß es liege, wie ein anderer Unrath. — Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zu Grunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgiltig zu Grunde geht, als wäre es eben nichts! — Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen, und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung. Wir standen alle stumm, und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles andere abfällt, und vor seiner Gewalt nichtig wird. —

Ich war so aus mir selber getreten, daß mir das Rollen eines Wagens, das wir in dem Augenblicke auf diesem Pflaster über uns hörten, ganz abenteuerlich vorkam, ja durch den Gegensatz schauerlich. Ist es denn der Mühe werth, dachte ich, daß sich der im Wagen oben brüstet, und über das Pflaster weg rollt? daß sie Häuser bauen, und bunte Lappen heraus hängen, als wäre es was?

Wir fragten die Führer, ob man denn gar nicht mehr weiß, wer einer von denen gewesen sein möge, die wir da vor uns haben? „Es mag wohl im Pfarrarchive zu finden sein," antwortete er, „wer überhaupt herab begraben worden ist, aber da es schon viel über hundert Jahre sein mag, daß man Niemanden mehr herab begraben hat, so kann man auch gar nicht wissen, wer dieser oder jener sei. Sie haben einmal sehr getrachtet, in die Stephansgruft begraben zu werden, damit sie ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen hätten."

Ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen! als ob irgend auf der Erde etwas Ungestörtes, etwas Unvergängliches wäre! ja, ist nicht am Ende sie selber vergänglich, und wird eine Leiche, so wie die, die man jetzt so sorglich in ihrem Innern verbirgt?

Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönige Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg that, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen, und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes, und ließ dann die Wasser wieder darüber weg rollen — ja, endlich tödtete man die, die um das Werk wußten, und es machen halfen, damit Niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — — aber eines Tages

wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Überschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern, und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinaus werfen auf den Anger der Haide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten, als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja, hätte er sie alle einst gezählt, und auf Karten getragen, und zählte sie heute wieder, und sieht seine Karten an, so fehlt keiner, und so prachtvoll, wie immer, glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie auch von seinem Untergange nichts, ja, sie wissen nichts von unserm ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen.

Während ich dies dachte, rasselte wieder ober uns das Geräusch eines rollenden Wagens auf dem Pflaster des Stephansplatzes, und es däuchte mir so leichtsinnig oder so wichtig, wie etwa die Weltgeschichte der Mücken oder der Eintagsfliegen.

Wir aber leuchteten noch einmal die unbewegliche, gespenstige Versammlung in die Runde an, und wendeten uns dann zum

Fortgehen; sie aber sanken hinter unsern weichenden Lichtern in ihre alte Ruhe, in ihre alte Nacht zurück.

Immer weiter, immer verwickelter und größer entfaltete sich diese Stadt der Grüfte; immer neue Todte waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von getrocknetem Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dies Alles hin erstrecke, weiß man jetzt noch gar nicht mit Gewißheit; denn in manchem Gemache sieht man in der Mauer einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, oder daß man hindurch gehe, so wie durch den, durch welchen wir herein gekommen waren: aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so daß die Vermuthung entsteht, daß hinter ihm wieder ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll mit Todten war. — Und wirklich traten wir jetzt an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte, und siehe! aus der Bresche ragten eine Unzahl Särge hervor, klafterhoch auf einander geschichtet, mit gräßlichen Trümmern und Splittern herausragend aus der Finsterniß des Gewölbes — die Zeit hatte Bretter und Fugen gelöset, daß ein ganzes Wirrsal derselben herabgegleitet da lag, und oben in der Öffnung nackte Füße und Glieder der Todten in die Luft herausstanden, verlassen von der schützenden und bergenden Wand ihrer Särge, ebenfalls bestimmt, auf den hängenden Brettern vorwärts zu gleiten, und endlich wie sie herab zu stürzen. Es war ein Anblick, noch erschütternder, als jener in dem Gewölbe der Mumien, weil er unmittelbar das Reich der Verwesung und Zerstörung aufthat, und näher der Zeit lag, wo alle diese noch wandelten und lebten, weil er eindringender wies, wie auch wir einst werden sollen, und weil das

Werk der Vergehung und Vernichtung gleich massenhafter und großartiger ersichtlich war. Auch einen solchen aufgeschichteten Stoß von Kindersärgen sahen wir hervorblicken, einen übereinander geworfenen Haufen kleiner Häuschen, deren Bewohner starben, ehe sie lebten. Es that unsäglich wohl, daß man von den Särgen keines der zarten Glieder hervorragen sah, sondern alle verdeckt waren, wahrscheinlich ihres geringen Gewichtes wegen, das die Särge nicht aus den Fugen zu drücken vermochte. Arme kleine Welt!

Es war ein düster großartiger Anblick, wie wir so dastanden vor dem starren Ruinengewirre und der Lichtblick unserer Fackeln auf dem Granit der Mauer und auf den alten, braunen Sargbrettern glänzte — und wie weiter zurück zwischen den Bretterträmmern heraus Finsterniß glotzte, und sich unsere Phantasie hinter ihr dieselbe Bevölkerung von Todten vorstellen mußte, immer fortgesetzt und immer fortgesetzt — liegend in der eisernen Nacht, bis einmal diese vorderen zerstäubt sind, und wieder ein anderes Jahrhundert und eine andere Hand das fernere Gewölbe erbricht, und die Schläfer dem Lichte der Fackeln bloslegt, so wie diese da in dem der unsern düster glänzen.

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfniß und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Scene noch tragischer, und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind, die andern zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen die da bauen, welche da vor

uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herum geworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in Andrer Herzen strahlte, und um die der schwärmende, wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin voraus schleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum, und beide sind sie eine werthlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke, oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich ferne hielten, und nun selber ärmer und ekler sind, als das Thier des Berges, welches in die Felskluft stürzte, und dort in der Mittagssonne dörret, und von den Winden der Nacht getrocknet wird — — Sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Thaten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist Alles vorüber, und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben Dieser ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben, und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich diese verschwindet, und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal Alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und wunderbarer

herum zu gehen sein, als jetzt; denn auch der Boden, auf dem wir in dem Augenblicke wandeln, ist höchst wahrscheinlich wieder nur die Decke von andern Gewölben, die unter uns befindlich sind." Wirklich war es uns schon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte, sanft gewölbte Stellen weg. Und als der Führer obige Worte gesagt hatte, verließen wir die traurige Bresche, und gelangten nun in der That in ein Gemach, dessen Fußboden durchbrochen war, und siehe, es war unten wieder eine solche Halle, wie die, in der wir standen, eine Leiter führte durch die aufgebrochene Öffnung in dieselbe hinab, und zwei von uns stiegen hinunter. Das Gewölbe schien niedriger, wahrscheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finsterniß, in der unsere Lichter wie ohnmächtig waren, nichts deutlich zu sehen, aber unser Führer versicherte uns, es sei hier unten Alles vollgestopft mit Todten. Unendlich erleichtert stiegen wir wieder empor — seltsam! — obwohl die Luft unbegreiflich trocken und rein war: so fühlte sich doch die Phantasie erleichtert, als sie wieder nur mehr eine Decke über dem Haupte wußte. Die nicht hinabgestiegen waren, leuchteten nun noch einmal in die Höhle hinab, und wir gingen dann weiter durch mehrere Gänge und leere Gewölbe, wie es mir schien, auf dem Rückweg begriffen. Wir hatten alle Orientirung bereits so verloren, daß jedem die Unmöglichkeit einleuchtete, ohne Führer hinaus zu finden — namentlich, wenn einer ganz allein wäre. Er müßte nur, meinte man, die Wege, die er schon gegangen ist, mit Knochen bestreuen, um immer andere Gänge zu finden, und so auch den, der ihn hinausführt.

„Aber wenn ihm allenfalls das Licht ausginge," bemerkte ein Anderer.

Es ist entsetzlich, dies zu denken, und furchtbar inhaltschwer wäre die Geschichte solcher Augenblicke. Das Licht flackert noch einmal, und ist aus: eine Nacht, so dick, wie die Erde keine kennt, ist um ihn; die Todten, die ihm früher sein Licht gezeigt hatte, ist er nun genöthiget, mit dem innern Auge zu schauen, und zwar, da ihm die Begrenzung seines Raumes, die ihm das Licht vorher so freundlich gewiesen hatte, durch die Finsterniß entrückt ist, so muß er sich nun gleich das ganze Todtengewölbe auf einmal vorstellen, die ganze durchbrochene Todtenstadt mit all ihren Bewohnern — er horcht — vielleicht rührt sich heimlich etwas — Alles stille, nur das Knistern seines Trittes, und das dumpfe Rascheln seiner Hände, wie er sich an den Mauern fortgreift — er ruft, er ruft — keine Hoffnung gehört zu werden; er geht in Todes- und Geisterangst — gestachelt fort durch Gänge und Gewölbe, die sich ewig in einander münden. — — Es sind bereits Stunden, es ist vielleicht schon ein Tag vergangen — er faßt, an der Felsenmauer fortgreifend, einen Todten, und erkennt, daß es derselbe sei, den er schon einmal ergriffen habe — dabei hört er von oben herab die Orgel tönen, vielleicht auch das Singen der Gemeinde, oder das Läuten der Glocken, das Rasseln der lustigen Wägen auf dem Straßenpflaster — er ruft und ruft — — alle gehen sie ihrer Wege, es wird stille, also Nacht — und des andern Tages hört er es wieder so — und so fort, und so fort — — bis in der Gruft um einen Todten mehr ist.

Mir schauerte, als ich dies dachte, und unwillkürlich drängte ich mich an die Führer, mit leisem Frösteln mir den Einfall hinwerfend, „wenn nur diese sicher zu der schmalen, hohen Thüre zurück finden, bei der sie uns herein gelassen haben."

„Wir sind jetzt unter der Post," sagte einer von ihnen, und leuchtete im Gange weiter.

Fast fing es mir an, in diesen massiven Kreuzgängen und Überwölbungen drückend zu werden — immer Mauer, eisenfeste Steinmauer, keine Fenster, keine Öffnung. — Wie schwer der Mensch jene leichte, lichte Decke entbehrt, deren Köstlichkeit er in seinem Leichtsinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes! — Es schien mir, als entbehrte ich die Luft selber. — —

In dem Momente fiel ein blasser Streifen von oben herab, es war Tageslicht durch den Schacht vom deutschen Hause — ich erkannte die Stangen und das Stroh, die Bretter und Tragbahren des ersten Gewölbes wieder — der Boden hob sich — der schmale Thürflügel ging auf, und wir traten auf das vom Regen glänzende Steinpflaster des Stephansplatzes hinaus.

Die Brust des stärksten Mannes hob sich freier in der frischen Luft; ein feiner Novemberregen rieselte von dem Himmel. Man zündete eben die Abendlichter an, Gold, Silber, schimmernde Seidenstoffe wurden davon in den strahlenden Kaufbuden beleuchtet — kostbar gekleidete Menschen wimmelten an mir vorüber; glänzende Karossen rollten; der Thurm St. Stephans stieg riesig empor, und Sprechen und

Lachen erscholl ihm gegenüber, den beleuchteten Häusern entlang. — —

Ich aber ging wie im schweren Traume nach Hause, während an mir vorüberhuschte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menschen.

Aus dem bairischen Walde.

Es möge mir erlaubt sein, ein Ereigniß aus meinem Leben zu erzählen, in welchem eine Naturerscheinung und eine Schickung so seltsam verbunden waren, daß, wenn die Sache eine Dichtung wäre, man ihr den Vorwurf der Absichtlichkeit machen würde, und doch hat sich das Alles zugetragen, und ich werde es erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Ich hatte den Mai des Jahres 1866 in Karlsbad mit meiner Gattin und ihrer Nichte Katharina zugebracht. Der Arzt gab mir die Weisung, ich möchte zu guter Nachwirkung des Heilwassers wieder wie im vergangenen Jahre einen Landaufenthalt in einer hochgelegenen Waldgegend, wo möglich in einem Nadelwalde, nehmen, worauf ich antwortete, ich werde wieder wie im vorigen Jahre in den baierischen Wald an den Fuß des Dreisesselberges gehen. Er billigte es. Am 8. Juni kamen wir auf der Bahn von Eger über Regensburg in Passau an. Unsere Magd Marie kam mit dem Dampfbote an demselben Tage von Linz nach Passau. Es war verabredet, daß meine Gattin von Passau nach Linz gehen solle, weil sie in der Wohnung manches zu schlichten und zu ordnen hätte, ich aber möge mich sogleich in den Wald begeben. Später wolle sie zu mir kommen. Am 9. Juni fuhr sie mit Marie auf der Donau nach Linz. Nie hatte ich bei einer

Trennung eine so bängliche Ahnung, sie könnte krank werden, als damals, und ich band sie der trefflichen Marie, wie man sagt, auf die Seele. Des frühen Morgens am andern Tage saß ich mit Katharina in einem Wagen, und fuhr von Passau mitternachtwärts dem Walde zu. Auf der Straße von Passau über Freiung nach Böhmen gelangt man in etwas weniger als drei Stunden in den Ort Fendelsberg, der aus zerstreuten Häusern besteht. An der Straße steht einzeln ein stattliches Wirthshaus. Dort ließ ich gewöhnlich die Pferde zwei Stunden rasten, und nahm mein Mittagsmahl ein. So thaten wir auch jetzt. Wenn man von dem Gasthause auf einem Raine zwischen den Feldern in der Richtung gegen Morgen dahin geht, sieht man ferne zu seiner Linken das ungeheure, bläulich schimmernde Band des Waldes, der in einer so langen Linie zwischen Baiern und Böhmen dahin geht. Der Wald hat als Merkmal viele langgedehnte, weithingehende, sanftgewölbte Kissen, die seine Höhen sind. Eines dieser Kissen ist der Dreisesselwald, oder, wie die Leute kurzweg sagen, der Sesselwald. Er liegt von Fendelsberg ziemlich gegen Morgen, und war noch vor mehreren Jahren dadurch unter allen seinen Genossen ausgezeichnet, daß auf seinem zarten Rande etwas schwebte, wie ein Würfel. Dieser Würfel ist aber seit einigen Jahren nicht mehr zu sehen. Die Ursache werde ich später angeben. Wir gingen auch heute wieder auf dem Raine hin, und zeigten uns wechselseitig bekannte Höhen des Waldes. Mit dem Fernrohre fanden wir manche befreundete Stellen.

Nach dem Mittagmahle trennten wir uns von der Hauptstraße, und fuhren auf einer Nebenstraße mehr morgenwärts unserem Ziele zu, das wir gegen den Abend erreichten.

Mittagwärts von den drei Sesseln und dem Blöckensteine

liegt eine Ortschaft, welche den Namen Lakerhäuser führt. Die Lakerhäuser aber liegen nicht bei einander, sondern auf einen sehr großen Raum zerstreut. Wie der Wald lange, weiche, polsterartige Erhöhungen oder sanfte Dachungen von sich hinab schiebt, auf denen entweder wieder Wald, oder zerstückte Wäldchen, oder helle Matten, oder grünende Felder sind, so stehen auf solchen Matten, oder an einem Wäldchen, oder auf einem Hange die Häuser. Sie sind meist aus Holz, und haben ein flaches Dach, auf welchem große Steine liegen. Manches hat ein Stückchen weiße Mauer. Sie sind also eigentliche Waldhäuser, wie man sie unter vielerlei Namen auf den Schwellungen und Dachungen an dem Walde längs seiner ganzen Ausdehnung bis gegen Eger hin findet. Die Lakerhäuser haben eine kleine Schule, aber keine Kirche. Ihre Pfarrkirche steht mittagwärts eine Stunde von ihrer Mitte entfernt auf der halben Höhe eines langen Berges, und heißt Breitenberg. Eines der Lakerhäuser, fast das nördlichste, macht von allen übrigen eine Ausnahme. Es ist ein fast schloßähnliches Gebäude aus einem Haupthause und einem Seitenflügel bestehend. Es hat ein Stockwerk und noch Dachzimmer. Mathias Rosenberger, der durch Handel wohlhabend geworden war, hat es gegen das Jahr 1818 erbaut. Er ist auch der Wohlthäter und gewissermaßen der Vater der andern Lakerhäuser geworden. Sein jüngster Sohn, Franz Xaver Rosenberger, erbte das Anwesen, dehnte seine Geschäfte noch mehr aus, und ward auch, wenn man so sagen darf, der Patriarch der Lakerhäuser. Er zierte seine Wohnung mit schönen, meist alterthümlichen Geräthen, einigen Bildern und werthvollen Büchern, und führte ein schönes Mädchen aus einem achtbaren Bürgerhause Münchens als Gattin in seinen Wald, die jetzt die

Mutter mehrerer lieben Kinder ist. Unter dem alten Rosenberger war das Haus auch ein Gasthaus. Franz baute ein eigenes, stockhohes Gasthaus neben seinem Hause. Das hinderte aber nicht, daß er stets Freunde oder höher gestellte Menschen gastlich in die Räume seines Hauses aufnahm. So wurde jene Stelle ein Punkt geselligen Verkehres, nicht nur für einzelne Reisende, die kamen, den Wald zu besuchen, sondern auch für ganze Gesellschaften, die erschienen, und für manche Familien aus Passau, München, Linz, Budweis und anderen Orten, die eine Zeit im Sommer oder Herbste in den Lakerhäusern zubrachten. Der Name Rosenberger wurde weithin bekannt. Wenn ich in der Ferienzeit meiner Studien oft von meiner Heimath Oberplan im südlichen Böhmen in jene Wälder streifte, stieg ich gerne auf der andern Seite zu dem alten Rosenberger hinab, und verweilte, nicht selten mit mehreren Genossen, durch eine Zahl von Tagen in seinem Hause, wo gute und sehr billige Bewirthung zu treffen war. So wurde ich mit seinen Kindern befreundet, was zur Folge hatte, daß ich mehrere Male in späteren Jahren mit meiner Gattin im Hause Franz Rosenbergers war, wo er uns im ersten Stockwerke des Seitenflügels eine Wohnung von einem größeren Zimmer und drei Kabinetten und einer Küche anwies. Wegen Kränklichkeit seiner Gattin brachte Rosenberger in späteren Jahren den Winter in Passau zu, und siedelte endlich vor einigen Jahren ganz nach Passau über. Die ebenerdigen Räume seines Hauses, ein Verkaufsgewölbe desselben und die Feldwirthschaft verpachtete er, das obere Geschoß des Hauses behielt er sich vor. Und so kömmt er oft von Passau in sein Waldhaus, und seine Gattin und ihre Kinder bringen jeden Sommer eine Zeit dort zu.

Ich bekam mit meiner Nichte im Sommer 1866 wieder meine gewöhnliche Wohnung.

Es ist ein reizender Blick aus den Fenstern dieser Wohnung. Ist er nicht so ergreifend wie der in eine erhabene Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg aber zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind. Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Thäler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreise. Man kann Jahre lang hier weilen, und ersättigt sich nicht an der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Prielgruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn an Sommernachmittagen oder noch mehr in der Abenddämmerung an dem ungeheuern Gesichtskreise breite Gewitter hingehen, und ihre Feuer spielen lassen.

An der nördlichen Seite des Hauses sind Felder, deren Breite etwa zwei Flintenschüsse beträgt. Dann steigt der dichte, ununterbrochene, schwere Wald hinan. Das breite, bläuliche, schwärzliche, grünliche Band schaut ungemein ernst und an Sonnenlagen doch sanft auf die Lieblichkeit des südlichen Kreises hinab. Links, wenn man über das Haus hinblickt, zieht sich die ungemeine Mächtigkeit des Rückens des Sesselwaldes fort, der gegen seinen Rand hinauf einige entblößte Geröllstellen hat, die aber in der Nähe ein Gewirr häusergroßer Granitblöcke sind. Rechts ist die noch höhere Seewand mit noch mehr solchen Geröllstellen. An ihrer entgegengesetzten Seite liegt der Blöckensteiner

See. Die Breite des sogenannten wilden Waldes beträgt in jener Gegend zwei bis drei Meilen. Überall, wo man in den reizenden Gefilden herum geht, und es sind der Wanderwege unzählige, einer lieblicher als der andere, zieht die Würde des Waldes den Blick an sich, und die Gegend, deren Anmuth man vielleicht auch anderwärts anträfe, erhält durch diese Würde erst ihre Erhabenheit. An den Wänden des Waldes rinnen allwärts Quellen herab, und strömen in den tiefen, mitunter sehr scharfen Schluchten, die zwischen den weichen Kissen und Matten sind, dahin, so daß man an stillen Abenden durch die offenen Fenster das Rauschen in die Zimmer hört. Das Wasser ist glashell, daß man den Sand und die Steinchen des Grundes herauf schimmern sieht, und daß dort, wo es sich etwa still in einem Grunde des Waldes zwischen Steinen sammelt und ruht, die Grenzfläche zwischen Wasser und Luft, wenn man in den Schlund hinein sieht, nicht zu erkennen ist. Weil das Wasser aus einem ungeheuern Granitlager kömmt, hat es fast keine Stoffe in sich gelöst, und ist der lieblichste und erquickendste Trank. Mit der edlen Waldluft ist es ein gesundheitsfreundliches Ding, wie man nur immer eines zu finden vermag.

Am Rande des Waldes ist in den Schluchten meist in und an dem Wasser ein Geschiebe von Granitblöcken. Sie gehen auch noch tiefer hinab, und nicht selten liegt mitten in dem Grün der Matten ein Block, so groß wie eine Waldhütte, und so dicht, daß die schönsten Werke daraus gemeißelt werden könnten. Oft stehen an solchen Blöcken schöne Bäume, besonders Ahorne, dann Birken, Eschen und andere Laubbäume mit Nadelholz gemischt, und solche Gruppen ziehen gegen den hohen Wald hinan. Und dieser Rand und das Land schimmern in einem Grün, wie man es sich

kaum denken kann. Oberösterreich ist ein besonders grünes Land, und doch, wenn man von diesem Walde in seine Fluren hinab kommt, sind sie beinahe grau.

Nicht bloß gesundheitbringend, sondern auch stillend und seelenberuhigend ist es, wenn man hier wandelt, und Alles auf sich wirken läßt: das Gras an dem Wege mit den tausendartigen Waldblumen und dem weißen Stein darin, und den ernsten Baum, und die hellen Wiesen, und das einfärbige Getreide der Felder, und die glänzenden Dächer der Hütten, und die Hügel und Wäldchen, und den Duft der Ferne mit manchem weißen Punkte einer Kirche, und die unermeßliche, leuchtende Himmelsglocke über dem Haupte. Und wenn man eine mäßige Höhe hinter dem Rosenbergerhause hinauf geht, sieht man am südlichen Rande des Landes das ganze, ungemein sanfte Band der salzburgischen und steirischen Alpen mit manchem Blicke eines Schneefeldes darinnen. Zu allem dem vernimmt man das leise Rauschen der Bäche, mitunter den Klang einer Heerdenglocke von dem Walde herab, oder hoch oben das schwache Wirbeln einer Lerche. Man glaubt, die Welt ist voll Ruhe und Herrlichkeit. Und wenn man von dieser Ruhe in eine andere geht, in die des großen Waldes, so ist es wirklich wieder eine Ruhe und wirklich eine andere. Der Blick wird beschränkt, nur das Nächste dringt in das Auge, und ist doch wieder eine unfaßbare Menge der Dinge. Die edlen Tannen, wie mächtig ihre Stämme auch sein mögen, stehen schlank wie die Kerzen da, und wanken sanft in dem leisesten Luftzuge, und wenn der stillste Tag draußen ist, so geht in das Ohr, kaum vernehmlich und doch vernehmlich, ein schwaches, erhabenes Sausen — es ist wie das Athemholen des Waldes. Zu der Tanne gesellt sich ihre geringere

aber doch schöne Schwester, die Fichte, dann kommt die hellgrünlaubige Buche und in den Tiefen an Wässern die Erle, und es kommen andere wasserliebende Bäume. Und zwischen den Stämmen ist die Saat der Granitblöcke ausgebreitet, einige grau, die meisten mit Moos überhüllt, dann scharen sich die Millionen Waldkräuter, die Waldblumen, dann sind die vielfarbigen Schwämme, die Ranken und Verzweigungen der Beeren, die Gesträuche, und es ist manches Bäumchen, das sein junges Leben beginnt. Hier und da blickt ein ruhiges Wässerlein auf, oder schießt ein bewegtes durch die Dinge dahin. Wenn draußen das breite Meer des Lichtes war, so ist es hier in lauter Tropfen zersplittert, die in unzähligen Funken in dem Gezweige hängen, die Stämme betupfen, ein Wässerchen wie Silber blitzen machen, und auf Moossteinen wie grüne Feuer brennen. Oft, wenn eine Spalte ist, wird das Dunkel des Waldes durch eine glühende Linie geschnitten. Die vielen Thierchen des Waldes regen und bewegen sich, und wenn die auf dem Boden durch ihre Gestalt und Lebensweise ergötzen, so erfreuen die der Höhe durch ihre Laute. Und in Alles tönt das ununterbrochene Rauschen der Wässer. Und wenn man fortwandert, ändert sich Alles und bleibt doch Alles dasselbe. So kann man viele Stunden wandern, und spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüther, die seiner ungewohnt sind, anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher, und ist endlich eine Lieblichkeit wie die draußen, nur eine feierlichere.

Und wie eindringlicher und erweckender wirkt es erst, wenn man irgend ein Ding zum Gegenstande seiner Betrachtung oder wissenschaftlichen Forschung macht, sei es das Leben der Himmelsglocke mit ihren Farben und Wolken, oder sei es das Leben

mancher Thiergattung, oder seien es nur die verachteten Moose, die mit ihren verschiedenen Blättchen, oder den dünnsten goldenen Seidenfäden den Stein überkleiden.

Da zeigt sich im Kleinsten die Größe der Allmacht.

Von den Scheuern des Rosenbergerhauses führt ein Fußpfad einem Wässerlein entgegen am Feldrande bis zu dem Walde. Dort strömt ein klarer Bach aus dem Dunkel hervor. Und von dort geht ein Weg, so trefflich, daß ihn eine Frau mit Stadtschuhen begehen kann, schräge an der Walddachung zu den drei Sesseln hinan. Wenn man sehr langsam geht, kommt man in zwei Stunden an die Schneide des Waldes hinauf. Man geht beständig unter hohen Bäumen, eine Strecke unter sehr schönen Buchen. Auf der Waldschneide stehen hie und da Granitgiebel empor, die aussehen, als wären sie aus riesigen Steinscheiben gelegt worden. Wahrscheinlich sind es Reste eines ausgewitterten, gewaltigen Granitrückens. Manche sind gerade so wie steilrechte, aus Steintellern gelegte Säulen. Die bedeutendsten sind der Sesselfels und der Hohenstein. Man kann noch den Seethurm des Blöckensteines dazu rechnen. Von andern Blöcken solcher Art, die noch auf der ungeheuern Schneide des ganzen Waldes stehen, ist hier nicht die Rede. In den steilrechten Sesselfels ist eine Steintreppe gehauen. Wenn man sie hinan gestiegen ist, steht man auf einer wagrechten Steinfläche, auf welcher nur einige Menschen Platz haben. Man steht gerade mit seinen Fußsohlen neben den Wipfeln der hohen Bäume. Mit Sesseln hat der Fels nicht die geringste Ähnlichkeit, eher wäre er ein großer Säulenknauf. Vor mehreren Jahren standen noch an der Oberfläche des Steins drei Lehnen empor, welche Spalten zwischen sich hatten, durch die man hinaus sah. Damals glich der Fels

einem riesigen Predigtstuhle. Die Leute nannten die Lehnen Sessel, daher der Name. Ich wollte in dem Jahre 1855 in die nördliche Lehne wirklich einen Sitz hauen lassen, so daß man von ihm die ganze südliche Fernsicht genießen könnte; aber der Entschluß fand Verzögerungen durch Voranstalten, Umfragen und dergleichen. Indessen, waren nun die Lehnen schon seit Langem locker, oder ist die Auswitterung sehr rasch geschritten, fanden sich mehrere Leute, die sich die Arbeit machten, die viele Zentner schweren Lehnen in die südliche Tiefe zu stürzen. Dort liegen sie nun unter anderem Steingetrümmer. Als sie noch standen, waren sie von ferne wie ein Würfel auf dem Waldesrande zu sehen, jetzt ist von der Ferne nichts mehr sichtbar, weil der Fels nur bis zu den Baumwipfeln reicht, außer es stünden eben Menschen auf ihm, die man dann mit dem Fernrohre finden würde.

Höhere Berge haben oft einen weniger lohnenden Fernblick als dieser Fels. Man sieht gegen Mittag hinab auf die Schwere des Waldes, durch den man herauf gegangen ist, und da zeigt er sie erst recht, wie es der Hinaufblick nicht vermag. Dann kömmt das hüglige Land bis zur Donau mit den tief drunten liegenden, grünen Schwellungen und den weißen Ortschaften, Kirchen und Häusern darauf und den unzähligen Wäldchen, Wiesen und Feldern und mit manchem dunkeln Rücken, der ein großer Wald heißen würde, wenn man nicht auf dem sehr großen Walde stünde. Dann erscheint der schleierige Streifen des obst- und kornreichen Landes nördlich der Alpen. Man sieht darin die Glanzfäden der Donau, des Inn und der Isar. Manche behaupten, mit Fernröhren die Thürme der Liebfrauenkirche von München gesehen zu haben. Ich konnte wohl die bairische Hochebene finden, sah aber nie diese Thürme. Regensburg wird durch

die Wälder bei Stanf gedeckt. Endlich ist als Grenze die Krone des Ganzen, die Alpenkette vom Pinzgau bis zum Schneeberge in Unterösterreich, im zartesten gezackten Blau, daß der Kundige jede seiner Höhen und jedes seiner Schneefelder findet. Und über Allem ist der feeige Duft und Schmelz der Luft, der ausgedehnte Landschaften so unsäglich anmuthig macht, und den der Pinsel so selten erreicht, wenn es nicht etwa Claude Lorrain gelungen ist, der aber nie so große Dehnungen gemalt hat. Gegen Nordwest, Nord und Nordost ist die Aussicht beschränkter, aber sehr ernst. Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet. Großartig ist es, wenn Wolkenberge an dem Himmel lagern, und mit blauen Schattenflecken dieses Waldmeer unterbrechen. Kann man eine herrliche Alpenansicht ein schwungvolles lyrisches Gedicht nennen, so ist die Einfachheit dieses Waldes ein gemessenes episches.

Nicht weit von dem Sesselfels steht der Hohenstein, auf den eine hölzerne Treppe führt, und von dem aus eine größere Fernsicht nach Böhmen ist, aber eine weit kleinere nach Süden.

Von den Sesseln kann man auf einem knorrigen, steinigen, oft sumpfigen Wege, der streckenweise, namentlich gegen das Ende, gar kein Weg mehr ist, immer auf der Schneide des Waldes ostwärts gehend in etwas mehr als zwei Stunden zu dem Blöckensteine gelangen, der höher ist als der Sesselberg, aber eine geringere Rundsicht hat. Wenn man jedoch um den Steingiebel, der den Namen Seethurm führt, links herum wendet, und einige Schritte abwärts geht, steht man plötzlich auf dem Rande einer steilrecht abfallenden Felsenwand. Links sieht man gewaltige Felsen niedersteigen, rechts steigen Felsen hinab, überall gehen Wälder hinab, und auf dem Grunde dieser Nische an dem

Saume eines Gewirres hinabgestürzter und bleichender Baumstämme, steht ein ruhiges, starres, schwarzes Wasser, jenseits von einem schmalen, dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der Blöckensteinsee. An sonnigen Tagen zeigt der Hinabblick in all das blaue Dämmern und Weben der hinunter steigenden Wälder, der hinunter stehenden Felsen, des bleichenden Saumes, des stahlblau und schwarz schillernden Wassers, des Uferbandes, und dann ein Blick auf das einfärbige Himmelblau etwas so zauberhaft düster Holdseliges, daß manche Gemüther davon mächtiger erfaßt werden, als von der Pracht des Blickes von den Sesseln aus. Ich konnte einmal einen Freund von der Felsplatte, die an der Wand gleichsam über dem See schwebt, kaum fortbringen. Man kann den See links von der Wand aus umgehen, und an sein flaches jenseitiges Ufer hinab gelangen, aber der Gang ist durch die Steintrümmer, Farrenkräuter, Brombeerranken und anderes Geniste und über gefallene, modernde Bäume äußerst beschwerlich. Die von dem Moldauthale aus den See besuchen, kommen an seinem östlichen flachen Ufer an. Man hat dort an Nachmittagen den schönsten Anblick gegen die schattige, gleichsam wie in Schleiern zitternde Seewand. Ich habe beide Anblicke, den von oben und den von unten, vielfach genossen, und weiß nicht, welcher vorzuziehen ist.

Vom See gelangt man auf einem andern Wege leicht in zwei Stunden zu dem Rosenbergerhause hinab.

Im Sommer, besonders aber im Frühherbste, dessen Tage im Walde oft sehr schön und trocken sind, kommen häufig Reisende in die Lakerhäuser, um die Sessel und den See zu besuchen. Der See ist auch schon gemalt worden. Im Sommer, am Tage des heiligen Jakob, wird an den Sesseln jährlich ein Volksfest

abgehalten. Da ist eine Menschenmenge an dem Fuße des Sesselfelsens, und es wird gesotten und gebraten. Wie viele aber gehen da hinauf, die nicht die Herrlichkeit der Natur im Sinne haben.

Die Lakerhäuser stehen auf bairischem Boden hart an der österreichischen Grenze. Man gelangt in einigen Minuten von dem Rosenbergerhause zu dem Bache, der die Grenze bildet. Jenseits desselben stehen wieder zerstreute Häuser der Ortschaft Schwarzenberg, deren Kirche nebst dem Schulhause von einem fast kegelförmigen Berge empor ragt. Auf dem Fußwege gelangt man leicht in drei Viertheilen einer Stunde zur Kirche. Der Fahrweg ist weiter. Vom Rosenbergerhause führt eine schmale Straße abwärts bis zu dem sogenannten Grenzaufseherhause, wo sie in die bairische Straße mündet, die von Waldkirchen her östlich gegen Österreich läuft. Diese Straße geht bis an die Grenze, wo ein Zollhaus für Österreich und Baiern steht. Von da knüpft sich die österreichische Straße an, und geht südöstlich über Schwarzenberg nach Aigen, wohin man mit guten Pferden in zwei Stunden gelangt. In Aigen wird man von der Reichsstraße zwischen Krumau und Linz aufgenommen, und kann von da leicht in sechs bis sieben Stunden nach Linz fahren.

Einer schönen Ebereschenallee muß ich noch erwähnen, die eine Strecke an dem Rosenberger Wege von dem Hause aus dahin läuft. Am Ende der Allee hat Rosenberger eine Kapelle bauen lassen, auf deren Altare ein gutes Marienbild ist. An gewissen Tagen des Jahres wird in der Kapelle Messe gelesen. Das geschieht zuweilen bei Gelegenheiten auch an andern Tagen. Einmal traf ich einen Priester aus Passau in den Lakerhäusern, wo er gesundheitshalber verweilte, und da war täglich in der

Kapelle Gottesdienst. Auf dem Dache des Seitenflügels des Rosenbergerhauses ist ein Thürmchen mit einer Glocke, die das Zeichen zur Morgen-, Mittag- und Abendandacht gibt.

Das ist die Gegend, in welcher ich so gerne und so oft weilte, und zu welcher ich auch jetzt meine Zuflucht nahm.

Ich stieg wegen meiner noch nicht ganz befestigten Gesundheit nicht auf die großen Höhen, ging aber sonst nach allen Richtungen herum. An jedem schönen Tage ging ich mit Katharina Nachmittags auf dem anmuthigen, Wald und Wiesen und Felder durchschneidenden Fußwege nach Schwarzenberg, um dort die Post zu erwarten, ob sie etwa ein Liebeszeichen oder die eine oder andere Gabe, deren meine Gattin oft sendete, aus Linz bringe. Abends gingen wir wieder in unsere Wohnung zurück.

Als der Krieg ausbrach, schrieb ich meiner Gattin, sie möge nicht zu mir kommen, sondern in Linz auf weitere Nachricht von mir warten.

Im Anfange des Juli ging ich selber nach Linz. Katharina ließ ich in den Lakerhäusern zurück, unsere Wohnung zu hüten, und auf weitere Weisung zu warten.

In Linz fand ich meine Gattin und Marie in vollkommenster Gesundheit.

„Siehst du," sagte meine Gattin, „deine Ahnung, daß ich krank werden könnte, war eitel, ich habe mich nie wohler befunden."

„Gott erhalte dich so," antwortete ich, „dann ist Vieles leichter zu ertragen."

Ich blieb bis zum achten August theils in Linz, theils auf dem Berge Kirchschlag bei Linz.

Am achten August ging ich wieder in die Lakerhäuser, meinen Landaufenthalt fortzusetzen.

Im September kam auch meine Gattin zu mir. Es wurden außerordentlich schöne Herbsttage, die wir mit einander genossen, und sie dauerten an. Der October war so sonnig und warm, wie ich selten einen erlebt hatte.

Gegen das Ende des Monates October machte ich meiner Gattin den Vorschlag, sie möge mit Katharina nach Linz fahren, ich wolle noch, so lange es nur immer das Wetter gestattet, in den Lakerhäusern bleiben, um die Heilsamkeit des Waldes bis auf die letzte Möglichkeit auf mich wirken zu lassen. Ihre Besorgniß, daß ich dann allein in der Wohnung sei, behob ich dadurch, daß ich ein Schreiben in das benachbarte Neureichenau an Anna Böschel, eine ältliche, nicht ungebildete, uns befreundete Frauensperson, die oft bei Drang der Gäste im Rosenbergerhause wegen ihrer Geschicklichkeit Aushilfe leistete, mit der Bitte sandte, sie möge einige Zeit in den Lakerhäusern meine Haushälterin machen, und daß die Antwort zurückkam, sie wolle es sehr gerne thun. Und so bestellte ich bei dem Wirthe Gruber in Aigen einen bequemen Wagen für meine Gattin und Katharina.

Am 29. October Vormittags hob ich beide in den Wagen, wir sagten uns das letzte Lebewohl, versprachen fleißiges Briefschreiben, freuten uns auf baldiges Wiedersehen, und der Wagen rollte dahin. Ich sah ihm noch mit dem Fernrohre aus dem Fenster nach, bis er mir in der Nähe der Kirche von Schwarzenberg entschwand.

Dann war ich in der Wohnung allein, und aß auch allein mein Mittagessen.

Nachmittags kam Anna, und es begann das Haushälterleben. Was ich vorausgesehen hatte, erkannte ich im ersten Augenblicke als richtig. Anna war die Zartheit, Sorgfältigkeit,

Aufmerksamkeit selber, so daß ich erfreut und beinahe gepeinigt zugleich war. Ich schrieb sofort an meine Gattin, daß ich in aller Hinsicht wohl versorgt sei, und daß sie ganz ruhig sein könne. Dieser Brief kreuzte sich mit einem von ihr, worin sie mir meldete, daß sie am 29. sehr gut in Aigen angekommen sei, dort Besuche gemacht, und die Nacht dort zugebracht habe. Am 30. sei sie bei schönstem Wetter und mit heiterstem Gemüthe um vier Uhr in Linz angelangt, und sie schreibe mir dieses sogleich.

Ich war nun, soweit es möglich war, fröhlich, und fing an, mich ungestört der unsäglichen Herbstpracht der Wälder hinzugeben.

Nach zwei Tagen aber erhielt ich einen Brief von unserem Arzte aus Linz, in welchem er mir allerlei schrieb, das er zu schreiben nicht nöthig gehabt hätte. Am Schlusse sagte er noch, daß er bei einem Besuche meine Gattin etwas fiebernd mit Ergriffenheit der Leber angetroffen und Mittel verordnet habe. Ich möchte aber ja nicht kommen; sie wisse, daß er geschrieben habe, und würde, falls ich plötzlich erschiene, glauben, sie sei lebensgefährlich, und die Erschütterung könne dann wirklich gefährlich werden. Das Weitere werde man mir melden.

Ich aber sah augenblicklich die Gefahr.

Sofort begann ich zu packen. Allein die Betrachtung, daß meine Gattin in der That nicht unvorbereitet auf meine Ankunft sein dürfe, überwog doch zuletzt Alles in meinem Herzen. Ich setzte mich hin, und schrieb an den Arzt und an Marie, ich wolle kommen, sie möchten die Kranke vorbereiten, und mir Meldung thun. Marie möge mir jedenfalls alle Tage schreiben, wenn mir auch die Briefe wieder nach Linz nachgeschickt werden müßten.

Die Antwort sagte, ich möchte ja nicht kommen, und den Gang nicht stören, es gehe Alles sehr gut. Ich blieb also wieder bis auf die nächsten Briefe. Diese sagten minder Gutes, und sagten, der Arzt werde mir schreiben, wann ich kommen soll. Marie sendete mir des nächsten Tages Trostesworte folgenden Inhalts: „Seien Sie ganz ruhig, die kranke Frau hat das Bewußtsein wieder, der Arzt ist auch sehr eifrig, und thut das Möglichste. Er kömmt täglich zwei Male.“ Diese Tröstung versetzte mich in die unbeschreiblichste Angst. Ich schrieb, man solle mir den Namen der Krankheit nennen. Man nannte ihn nicht. Ich war zu nichts mehr fähig, als Briefe zu schreiben und Briefe zu erwarten. Und die Briefe mußte ich freundlich und gelassen schreiben. Tag nach Tag verging. Jeder war lang, die Nacht war noch länger. Ich konnte fast nichts mehr essen. Anna tröstete unaufhörlich. Unser ganzes Gespräch war die kranke Frau, und am tiefsten, aber auch lindernd ging es mir in die Seele, wenn Anna von den Tugenden der Frau sprach, von ihrer Güte, Sanftmuth, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Leutseligkeit. So ward es Morgen und Abend und wieder Morgen und Abend.

Endlich am 15. November erhielt ich einen Brief von dem Arzte, der sagte: „Ihre Frau Gemahlin ist außer Gefahr. Die Krankheit war ein gallichtes Magenfieber. Kommen Sie in einigen Tagen. Sie ist vorbereitet, sie freut sich auf Ihre Ankunft, sie wird nicht erschüttert werden.“

Der Tag war ein Donnerstag.

Ich wollte nun pünktlich der Weisung des Arztes folgen, und sandte Freitags einen Brief an Gruber nach Aigen, er möchte mich Montags mit einem Wagen nach Aigen holen lassen,

und Dienstags mich mit diesem Wagen nach Linz schaffen. Die Antwort lautete, der Wagen werde kommen.

Ich packte meine Sachen zusammen, legte mir zurecht, wie ich ohne alle Erregung zu dem Bette meiner Gattin treten wolle, damit sie nicht in zu große Empfindung gerathe. Marie sandte noch täglich einen Brief, der die fortschreitende Besserung bekundete. So kam der Sonntag.

Bis dahin war gutes Wetter gewesen. Die Leute arbeiteten in Hemdärmeln auf den Feldern, und die Rinder waren noch auf den Wiesen und Wintersaaten.

In der Nacht von Sonntag auf Montag erhob sich ein Wind, der Morgens zum Sturme wuchs. Als es graute, sah ich, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah ich auch, daß es heftig schneie. Das Thermometer zeigte 0 Grade. Ich hoffte daher, daß unter Tags Regen kommen werde, aber es blieb bei 0, und das Schneien wurde stärker. Ich faßte Besorgnisse. Um zwölf Uhr kam der Wagen. Der Kutscher sagte zu mir: „Sie können nicht fahren. Es sind schon Schneeverwehungen. Auf dem Rosenbergerwege herauf brauchte ich Männer, die mir den Wagen hielten, daß er nicht stürze, und die Pferde sanken oft bis an den Bauch. Ich werde nach Schwarzenberg trachten. Von dort ist die Straße fahrbarer, vielleicht komme ich noch nach Aigen. Wenn es nicht geht, warte ich in Schwarzenberg auf das Weitere.“ Alle Männer, der Pächter, der Wirth, und die im Gasthause waren, sagten, ich dürfe mich der Gefahr nicht aussetzen, auf freiem Felde mit dem Wagen liegen bleiben zu müssen. Wie hier die Gegend und wie jetzt die Jahreszeit ist, wird es sich bald ändern. Der Schnee ist ganz naß, morgen regnet es, und Alles ist gut. Anna beschwor

mich. Ich sagte also dem Kutscher, er möge wieder mit Männern den Wagen nach Schwarzenberg bringen, und dort thun, wie er für gut finde. Sei er morgen in Schwarzenberg, und es trete Regen ein, und man könne fahren, so möge er wieder um mich kommen. Er sagte es zu, und in einer Stunde fuhr er fort.

Und von nun an erlebte ich ein Naturereigniß, das ich nie gesehen hatte, das ich nicht für möglich gehalten hätte, und das ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe. Es wurde ein Schneesturm, wie ich ihn nie ahnte, und es wurden Wirkungen, die weit über mein Wissen gingen. Und zweiundsiebzig Stunden dauerte die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten ununterbrochen fort.

Als sich der Kutscher entfernt hatte, stand ich an dem Fenster, und betrachtete, was draußen geschah. Anna erzählte mir Geschichten, wie Menschen an Orten eingeschneit worden seien, und lange nicht fort gekonnt hatten. Da ich selber in einem Schneelande geboren und mit Winterstürmen vertraut bin, und weiß, wie das verläuft, achtete ich nicht auf sie. Ich kehrte meine Aufmerksamkeit nach außen. Die Gestaltungen der Gegend waren nicht mehr sichtbar. Es war ein Gemische da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das sich unaufhörlich regte und durcheinander tobte, Alles verschlang, unendlich groß zu sein schien, in sich selber bald weiße, fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Ballen und andere Gebilde, und sogar in der nächsten Nähe nicht die geringste Linie oder Grenze eines festen Körpers erblicken ließ. Selbst die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erscheinung hatte etwas Furchtbares

und großartig Erhabenes. Die Erhabenheit wirkte auf mich mit Gewalt, und ich konnte mich von dem Fenster nicht trennen. Nur war ich des Kutschers wegen, der jetzt zwischen mir und Schwarzenberg sein mußte, besorgt. Das Thermometer stand unbeweglich auf 0. Das Quecksilber im Barometer wies, nach der hohen Lage der Gegend, 25 ½ Zoll. 26 Zoll sind in den Lakerhäusern der Mittelstand.

Da ich einen Spaziergang im Freien nicht machen konnte, nahm ich meinen Mantel um, und ging in dem Gange des Hauptgebäudes im ersten Stockwerke hin und wieder. Ich blickte auch hier mit Staunen durch die Fenster der beiden Enden des Ganges hinaus. Es war immer dasselbe, das Außerordentliche. Überall im Hause war Schnee, weil er durch die feinsten Ritzen eindrang.

Gegen die Dämmerung ließ ich meinen Boten Joseph aus dem Nebenhäuschen des Rosenbergerhauses holen und fragte ihn, ob er sich nach Schwarzenberg zu gehen getraue.

„Mit einer Laterne schon," sagte er, „es ist nicht so schreckhaft."

Ich gab ihm einen Brief an meine Gattin, worin ich ihr meldete, daß ich wegen zu starken Schneiens nicht abreise, daß ich aber den ersten besseren Tag zur Abreise benützen werde; ich trug ihm auf, daß er auf die Post warten, und mir den Brief, der aus Linz kömmt, bringen möge.

Er ging später mit einer Laterne fort.

Ich packte aus meinem Koffer wieder einiges Nothwendige aus, und saß dann mit Anna bei unserem Lichte an dem Tische. Wie es draußen sei, konnten wir nicht erkennen, da Alles völlig schwarz geworden war; aber den Sturm hörten wir rütteln, und

das sahen wir, daß die Fenster unserer Küche und der Kammer daneben, die keine Außenfenster hatten, schon ganz zugeschneit waren.

Da wir unsere Abendsuppe genossen hatten, schickte ich Anna in ihre Schlafkammer im Hauptgebäude, und wartete auf meinen Boten. Er kam eine halbe Stunde nach zehn Uhr bis auf die Brust hinauf mit Schnee überhüllt.

„Morgen kann niemand mehr ausgehen," sagte er, und gab mir den Brief.

Auf mein Befragen erzählte er mir, daß der Kutscher aus Aigen nicht in Schwarzenberg geblieben, sondern nach Aigen fort sei. Die Post, die in einem Schlitten gekommen sei, habe ihn in Ulrichsberg gesehen, von wo er bis Aigen keine Gefahr mehr habe. Ich reichte ihm seinen Lohn, ließ ihn durch meine untere Treppenthür ins Freie, und versperrte mich dann in meiner Wohnung. Mariens Brief sagte mir, es gehe immer besser, und meine Gattin freue sich schon, daß ich bald nach Linz kommen werde.

Ich suchte nun meine Ruhestätte, in welche wenig Schlaf gelangte.

Es erschien nun der Dienstag, und bei dem ersten Tagesschimmer sahen wir, daß es draußen gedauert habe wie gestern, und daß es noch daure. An den Mauern des Hauptgebäudes sahen wir jetzt das Emporwachsen des Schnees. Vor unsern Fenstern war ein Berg desselben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der schon höher war als das Gartenhaus, die Thür des Hauptgebäudes war verschneit, so daß, als eine Magd sie von innen öffnete, der Schnee auf sie hinein fiel, daß sie mit hölzernen Schaufeln ausgeschaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß, und von allen Vorsprüngen und Dächern hingen

die vielgestaltigsten Schneeungethüme nieder. Ich konnte nichts thun, als immer in das Wirrsal schauen. Das war kein Schneien wie sonst, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige Flocke war zu sehen, sondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, strömte ein weißer Fall nieder, er strömte aber auch wieder gerade empor, er strömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, von allen Seiten gegen alle Seiten, und dieses Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenster weg ging, sah man es im Geiste, und man ging lieber wieder zum Fenster. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Wir waren abgeschlossen, die ersten Bäume der Allee, zwanzig Schritte entfernt, waren nicht mehr sichtbar. Zum nächsten Hause geht man sonst in einigen Minuten. Sie konnten nicht zu uns, wir nicht zu ihnen. Von Ausschaufeln, selbst zu dem einige Schritte entfernten Gasthause, war bei diesem Sturme keine Rede. Man konnte nur das Toben anschauen, und hatte keine Ahnung, wohin das führen werde.

Von meiner Gattin konnte ich keine Nachricht erhalten. Nach Schwarzenberg war nicht zu gelangen, und die Post konnte bei diesem Wetter nicht gehen. Wenn sie nun von mir, der ich täglich geschrieben hatte, kein Schreiben mehr erhält, wenn sie aus der Zeitung erführe, daß die Posten aus dem Walde ausgeblieben sind, wenn sie rückfällig würde! Aber mit allen Gedanken konnte man nichts als nur harren. Der Barometerstand und der Thermometerstand waren wie gestern, es konnte jeden Augenblick regnen; aber es regnete nicht und regnete nicht.

Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche.

In der Finsterniß, da man das Flirren nicht sah, mußte man es sich vorstellen, und stellte es sich ärger vor, als man es bei Tage gesehen hätte. Und zuletzt wußte man auch nicht, ob es nicht ärger sei.

Ich legte mich ins Bett, der Sturm tönte, als wollte er den Dachstuhl des Hauses zertrümmern.

Es kam Mittwoch.

Das Tageslicht zeigte die gleiche Erscheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt vor meinen Fenstern stand, reichte bis zu mir herauf. Der Schneewulst im Garten war emporgewachsen, daß er in gleicher Höhe mit den Fenstern des ersten Stockwerkes stand, und die Thür am untern Ende der Treppe zu meiner Wohnung, die nach außen aufging, konnte nicht mehr geöffnet werden. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort.

Was anfangs furchtbar und großartig erhaben gewesen war, zeigte sich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte fast sinnbestrickend, und man konnte dem Zauber nicht entrinnen. Dazu der Gedanke, wenn etwa, wie die Knechte fahrlässig sind, in den Scheuern des Hauses Feuer ausbräche, was dann? Wir hatten an diesem Tage auch nur mehr das letzte Stückchen Fleisch; ich aß aber keines.

Nachmittags stieg das Barometer sehr rasch und hoch, und es kam wie Lichtschein in mein Gemüth. Gegen den Morgen hörte der Wind auf, und es ward Stille. Später sah ich Sterne durch die Fenster herein scheinen.

Am nächsten Tage, Donnerstag, war an dem tiefblauen Himmel kein Wölklein, und die Sonne strahlte auf das uner-

meßliche Weiß blendend hernieder. Der Pächter ließ einen Weg in das Gasthaus schaufeln. Menschen kamen hoch auf dem Schnee mit Schneereifen zu uns und in das Gasthaus. Ich ging auch in dasselbe. Dort sahen die Angekommenen verstört aus, und achtzigjährige Männer sagten, daß sie das nie erlebt haben. Ich ließ bei dem Bürgermeister der Lakerhäuser anfragen, wann er schaufeln lassen werde. Er antwortete, morgen werde er einsagen lassen. Das war mir zu spät. Ich bestellte nun durch Joseph eine Zahl Männer, und trug ihnen auf, sie möchten den Weg bis zu den Aufsehern schaufeln, daß ein Schlitten durchkommen könne. Sie machten sich ans Werk. Mittags kamen sie und sagten, es sei nun bis zu den Aufsehern offen; aber auf der Waldkirchnerstraße könne man auch nicht bis zu dem Zollhause. Ein zweispänniger Schlitten aus Klafferstraß habe es versucht, und habe umkehren müssen, vom Zollhause aber sei weiter zu gelangen, auf der Österreicherstraße arbeiten alle Gemeinden. Ich trug ihnen nun ferner auf, auch bis zum Zollhause zu schaufeln. Abends waren sie fertig, und ich bezahlte sie. Dann gab ich Joseph einen Brief an meine Gattin und einen an Gruber in Aigen, den letzten des Inhaltes, es sei nun zu mir hin offen, er möge morgen bei Empfang dieser Zeilen einen Schlitten senden. Früher hatte mir Gruber einmal gesagt, ich möge, wenn ich etwas Dringendes zu melden habe, den Brief durch den Postkutscher senden, der ihn sogleich bei seiner Ankunft in Aigen abgebe, während die Post dies erst nach Stunden thue. Ich sagte also Joseph, er solle auf dem geschaufelten Wege nach Schwarzenberg gehen, den Brief an Gruber dem Postkutscher geben, und ihn bitten, daß er denselben morgen frühe gleich bei seiner Ankunft in Aigen dem Gruber einhändige. Joseph ging,

kam zurück, und sagte, Alles sei in Ordnung. Er brachte mir auch Mariens rückständige Briefe, die die Post erst an diesem Tage von Rohrbach gebracht hatte. Sie enthielten Versicherungen der Besserung, aber auch den Wunsch meiner Gattin, ich möge bei schlechtem Wetter nicht reisen, daß es mir nicht schade. Ich hatte nun eine ruhigere Nacht.

Der nächste Tag, Freitag, war still und sanft bewölkt. Mittags stand ich am Fenster, und erwartete den Schlitten. Alles war gepackt, ich in Reisekleidern. Aber der Schlitten kam nicht, und es kam keine Nachricht. Ich war in unbeschreiblicher Unruhe. Nachmittags fiel das Barometer eben so rasch, als es Mittags gestiegen war. Ich schrieb nun einen Brief an den Wirth Weichselbaum in Schwarzenberg. Der Wirth ist der Beförderer der Post, er sendet täglich zwei Pferde über Aigen nach Rohrbach, die Abends wieder zurückkommen. Zu diesem Behufe und andern Geschäften hat er sechs Pferde, aber keinen recht geeigneten Wagen. Ich schrieb ihm, er möge mir morgen was immer für einen Schlitten senden, und mich nach Aigen bringen. Joseph kam spät zurück, brachte mir aus Linz Mariens Brief, und sagte, der zurückgekehrte Postkutscher habe versichert, er habe meinen Brief an Gruber abgegeben, und Weichselbaum lasse mir sagen, morgen sende er einen der zwei Postschlitten um mich.

Ich las nun den günstigen Brief Mariens, und legte mich halb beruhigt zu Bette, konnte aber nicht schlafen. Es war mir immer, ich höre ein schwaches Sausen. Das Sausen war auch wirklich, es wuchs, und noch vor Mitternacht war Sturm.

Morgens, Samstag, war der Schneesturm wieder so stark wie in den früheren Tagen, mein geschaufelter Weg war wieder

zu, Weichselbaums Schlitten konnte nicht kommen, und Alles war vergeblich gewesen. Das Thermometer zeigte 0, das Barometer stand auf 25¹/₁. Wie lange wird nun der Sturm dauern, und was wird werden, wenn die neuen Schneemassen zu den alten kommen, und wenn sie so hoch sind wie die alten, und wenn sie höher sind? Mir klebte die Zunge an dem Gaumen, ich aß nichts mehr, sondern träufelte nur Liebigs Fleischextract in warmes Wasser, und trank die Brühe. Das Flirren war nun geradezu entsetzlich, und es riß die Augen an sich, wenn man auch nicht wollte. Nachmittags stieg das Barometer wieder rasch. Die Nacht war ohne Schlaf.

Der folgende Tag, Sonntag, war still, aber trüb. Die Leute traten, da sie zu uns kamen, und von uns gingen, mit Schneereifen auf dem feuchten Schnee so feste Fußstapfen, daß man auf ihnen gehen konnte. Jeder Tritt aber seitwärts hätte unberechenbares Einsinken zur Folge gehabt. Nachmittags ging ich auf diese Fußstapfen tretend die Allee entlang und weiter fort. Ich ging Schneestiegen hinan, und Schneestiegen hinab. Alleebäume sahen mit ihren Kronen wie Gesträuche aus dem Schnee. Alles war anders. Wo ein Thal sein sollte, war ein Hügel, wo ein Hügel sein sollte, war ein Thal, und wo der Weg unter dem Schnee gehe, wußte ich nicht; denn man hatte die Ruthen zur Bezeichnung desselben noch nicht gesteckt. Der erhabene Wald obwohl ganz beschneit, war doch dunkler als all das Weiß, und sah wie ein riesiger Fleck fürchterlich und drohend herunter. Bekannte Gestaltungen der Ferne vermochte ich nicht zu finden. Neben der Kapelle war ein Schneerücken, von dessen Schneide man auf das Kapellendach nieder sah. Ich brauchte zu einem Wege von Minuten eine Stunde.

Gegen Abend schickte ich Joseph wieder mit einem Briefe an meine Gattin nach Schwarzenberg. Er brachte mir einen Brief von Marie mit guten Versicherungen und die Nachricht von Weichselbaum, daß er mich wohl von Schwarzenberg nach Aigen bringen könne, daß aber von Schwarzenberg in die Lakerhäuser nicht durchzudringen sei. Joseph erzählte auch, daß heute gegen Mittag Grubers Kutscher mit einem Schlitten um mich gekommen sei, daß er aber in Schwarzenberg wieder habe umkehren müssen.

Am Montage war leichtes Schneien mit etwas Wind. Es fielen zum ersten Male wieder Flocken.

Ich hielt mich für krank, weil ich schon in den dritten Tag nichts gegessen hatte. Ich sandte Joseph um den Arzt nach Schwarzenberg. Dieser kam mit Schneereifen, in Schweiß gebadet, und hatte drei Stunden gebraucht. Er untersuchte mich, und sagte dann, ich sei nicht krank, könne es aber werden. Mein Entschluß war nun gefaßt. Ich schrieb einige Zeilen an Weichselbaum, die besagten, morgen komme ich nach Schwarzenberg, er möge mir einen Schlitten zur Fahrt nach Aigen bereit halten. Den Arzt bat ich, den Brief zu übergeben. Er versprach es, und verließ mich. Dann ließ ich Joseph holen und beauftragte ihn, er möge mir Männer bestellen, die mit Schneereifen morgen beim Tagesgrauen zu mir kommen sollen. Ich werde nach Schwarzenberg gehen, und weil ich es mit Schneereifen nicht kann, so sollen sie mit ihren Schneereifen mir einen Pfad auf dem Schnee niedertreten, der mich trägt. Einer soll mein Gepäck mit einem Handschlitten ziehen. Joseph versprach, Alles zu besorgen.

So kam die Nacht. Mein Wunsch war nur der einzige: nur morgen kein Sturm.

Die Nacht war ruhig. Der Tag brach an, und hatte grauen Himmel und leichtes Gestöber. Da kamen die Männer und Joseph. Ich sagte ihnen noch einmal mein Anliegen, und sie antworteten, so gehe es. Anna rang die Hände. Ich bat sie aber, meine Habschaften, die da bereit lägen, dem Manne auf den Schlitten packen zu helfen, ich gehe gleich fort, ich könne nicht mehr warten. Dann dankte ich ihr, da sie bitterlich weinte, für alle Sorgfalt und Treue, und nahm Abschied. Ich ging nun in meinen Oberrock geknüpft die Treppe hinunter, verabschiedete mich unten von dem Pächter und seiner Frau, und trat meinen Weg an. Die Männer stampften Fuß neben Fuß setzend vor mir einen Pfad. Es ging so langsam, daß ich kaum in jeder Secunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die stechenden Nadeln, die wagerecht in der Luft daher flogen, spannte ich den Regenschirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schneewülste, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß. Ich hätte allein die Richtung nicht gefunden. Ich fand mich erleichtert. Der Mann mit dem Schlitten kam uns nach, und war erfreut; denn der Wind verwehte in kurzer Strecke hinter uns den Pfad wieder. Ich glaubte, wir kommen nie mehr zu dem Aufseherhause. Endlich erkannte ich in der dichten Luft die Umrisse des Hauses, und wir kamen bald zu demselben. Dort auf der Waldkirchnerstraße wurde es besser. Auch das war besser, daß wir gegen Osten gingen, und den Wind im Rücken hatten. Im Zollhause konnten die Schneereifen abgelegt werden, und wir vermochten nun auf der österreichischen Straße in gewöhnlichem Schritte fortzugehen. Und so kamen wir nach einer Wanderung von mehreren Stunden in das Gasthaus von Schwarzenberg.

Als ich in das Zimmer getreten war, sagte die Wirthin: „Sie sind da, und mein Mann und mein Sohn sind mit unsern zwei Schlitten nach Aigen gefahren.“

„Hat er denn meinen Brief nicht bekommen?“ fragte ich.

„Der Herr Doctor hat ihn erst heute gebracht, da beide schon fort waren,“ antwortete sie.

„Haben Sie ein Zimmer für mich, wenn ich bis morgen warten muß?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte sie, „aber Sie können in unserem Nebenhäuschen beim Martin schlafen.“

Martin ist ein Postkutscher Weichselbaums, und ich bin oft mit ihm gefahren. Ich ließ meinen Männern Speise und Trank geben, und ging dann in das Nebenhäuschen, und fand Martin zu Hause und in seiner sehr heißen Stube. Ich setzte ihm die Sache auseinander, und fragte, wo ich da schlafen könnte. Er meinte, man mache mir aus Stroh ein Lager auf die Erde. Ich nahm in der warmen Stube frische Wäsche, die ich in einem Päckchen hatte mittragen lassen, und ging dann wieder in die Gaststube zurück. Dort bezahlte ich die Männer, und träufelte für mich wieder Fleischextract in warmes Wasser.

Ein erfreuliches Zeichen traf mich in Schwarzenberg. Der Postmeister brachte mir einen Brief, der gestern gekommen war. Er war von der Hand meiner Gattin geschrieben, und so lieb, daß ich vor allen Menschen in Thränen ausbrach.

Auch andere Leute waren gekommen, mich zu sehen. Es wurde von dem Schnee gesprochen, und wie so ein Gottesgericht einbrach. Es können ja Leute erhungern.

„Mein Gott,“ sagte die Wirthin, „die zwei Pferde wären da, mit denen Sie in Oberplan und in Obermihel gewesen sind,

Martin ist auch da, wenn nur in ganz Schwarzenberg ein Schlitten wäre, besser als unser Fuhrschlitten."

„Ist ein Fuhrschlitten da?" fragte ich.

„Ja," antwortete sie.

„Zeigen Sie mir ihn," sagte ich.

Sie führte mich in den Hof, und zeigte mir einen Schlitten, der an der Mauer lehnte. Er hatte breite, hölzerne Kufen, zwei Leitern, und war vorne und rückwärts offen.

„Könnten Sie mir einen Sitz auf diesen Schlitten binden lassen?" fragte ich.

„Einen sehr guten Sitz," antwortete sie.

„Also einen Sitz hinauf, vorn für Martin ein Brett, viel Stroh in den Schlitten, und fahren," sagte ich.

Und so geschah es. In einer Stunde waren die Pferde und der Schlitten in Bereitschaft. Meine Sachen wurden aufgepackt, ich stieg mittelst eines Schemels über die Leiter in den Schlitten, machte mir aus Werg Überschuhe, hüllte mich in meinen Pelz, breitete noch meinen Mantel und Plaid über die Füße, und war in Ordnung. Meine Schneereifenmänner und die andern Leute umringten den Schlitten, um von mir Abschied zu nehmen. Ich sagte ihnen ein herzliches Lebewohl, und Martin führte mich von dannen.

Als wir die Häuser um die Kirche hinter uns hatten, war wieder die weiße Wildniß vor uns, und das Grau des Schneefalles um und über uns, sonst nichts. Die Bahn war hoch oben, zu beiden Seiten war der tiefe, lockere Schnee, und sie hatte nur die Breite eines Schlittens.

„Martin," sagte ich, „wenn uns ein Schlitten begegnet."

„Es begegnet uns keiner," antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet," sagte ich wieder.

„Es begegnet uns keiner," antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet," beharrte ich.

„Dann weiß ich es nicht," sagte er.

Es begegnete uns aber keiner. Die Pferde gingen Schritt für Schritt in dem tiefen Schneemehle der Bahn, und der Fuhrschlitten war ein Vortheil; denn seine breiten Kufen drückten den Schnee nur nieder, und schnitten nicht ein. Außerhalb Schwarzenberg sollten Waldhütten an dem Wege sein. Ich sah aber nur weiße Bühel.

„Sie sind verschneit," sagte Martin, „auf der andern Seite haben sie sich ein Loch zum Herausgehen gebohrt."

„Wenn ein Pferd von der Bahn gerieth, verfiel es im Schnee, so daß ich von dem Sattelpferde einmal nur den Kopf sah. Die Thiere aber kannten dies. Martin hielt immer sogleich still, und das Pferd kletterte wie ein Eichhörnchen wieder auf die Bahn. Dort hielten sie sich gewöhnlich sehr dicht an einander gedrängt. Nach einer Zeit war plötzlich eine weiße Mauer vor uns, in der ein dunkles Pförtchen war. In das Pförtchen sollten wir einfahren. Es war ein Seitenarm des großen Waldes, den wir dort zu durchschneiden hatten. Die Fichten, aus denen er besteht, hatten die schneebelasteten Äste fast steilrecht niederhängen, und die Zwischenräume waren mit Schnee erfüllt. Im Walde war aber das Fahren besser, weil sich in ihm keine Schneeverwehungen befanden.

Nach langer, langer Zeit kamen wir gegen den Ort Klaffer. Vor ihm mündete die Straße aus den Aigenhäusern in die unsere, und die Bahn wurde breiter. Auch hörte der Schneefall auf. Weiterhin war der Schnee weniger, und die Pferde konnten

stellenweise laufen. So gelangten wir nach Ulrichsberg. Von Ulrichsberg bis Aigen liefen die Pferde ihres gewöhnlichen Laufes. Der Bann war von mir genommen, und ich fühlte mich vollkommen gesund. Gegen vier Uhr kamen wir in dem freundlichen Markte Aigen an. Dort war der Schnee etwa zwei Ellen hoch. Ich wähnte mich in Italien.

Man brachte mich in mein gewöhnliches, gutes Zimmer, heizte ein, und mir mundete beim warmen Ofen der Kaffee sehr wohl. Dann machte ich zwei Besuche. Bei Gruber erfuhr ich, daß der Postkutscher meinen Brief um den Schlitten auf Freitag abzugeben vergessen habe, das war der erste Fall dieser Art gewesen. Als ich zurückgekehrt war, sagte ich zu Martin, ich lasse ihn und die Pferde bis Linz nicht mehr von mir. Wir fanden in Aigen einen der Postschlitten Weichselbaums, der zwar auch unbedeckt war, aber doch seitwärts und vorne bis zur Brust geschlossen. Dieser Schlitten wurde für die morgige Fahrt bestimmt. Abends aß ich mit Behagen einen Rindsbraten, und legte mich dann zu Bette.

Ehe der Morgen noch graute, fuhren wir schon fort. Es war stille, und schien sich aufheitern zu wollen. Und wie es mehr und mehr tagte, und wie die Rosen an dem Osthimmel erblühten, und wie wir auf der breiten, wohlgeschaufelten Reichsstraße schnell dahin fuhren, senkte sich eine große Ruhe in meine Seele.

In Rohrbach traf ich Weichselbaum, der gestern herüber gefahren, und hier über Nacht geblieben war. Ich sagte ihm mein Vorhaben mit seinen Pferden. Er war einverstanden.

Mittags kamen wir in das einzeln stehende Gasthaus in Gerling, wo wir Rast hielten. Unterhalb Gerling endete die

Schlittenbahn. Ich fragte die Wirthin, ob sie mir einen Wagen nach Linz leihen könne.

„Nein," antwortete sie, „sehen Sie die vielen Schlitten, die auf der Gasse liegen, Alles, was heute mit Schlitten von oben her angekommen ist, mußte mit Wägen weiter, und alle Fuhrwägen der Bauern da herum sind schon genommen worden."

So sollte ich denn hier, so nahe an dem Ziele, noch aufgehalten werden; denn zur nächsten Post Ottensheim um einen Wagen hinab zu schicken, würde mindestens drei bis vier Stunden in Anspruch genommen haben. Als ich der Wirthin nach und nach Bauerhöfe der Umgegend nannte, die mir von meiner Amtswirksamkeit her bekannt waren, und fragte, ob die Kirchenwägen derselben schon genommen seien, und sie es bejahte, fiel ihr bei dem Worte Kirchenwagen ein, daß im Gasthause selber noch so ein Kirchenwagen stehe, der sechzehn Jahre nicht mehr gebraucht worden ist. Ich besah ihn. Er war eine winzige, offene Schüssel von abenteuerlicher Gestalt. Ich schickte Martin zur Untersuchung hin. Er fand den Wagen noch in brauchbarem Stande, und mit seiner Geschicklichkeit brachte er mich und meine Sachen auf demselben unter, mich auf meinem Sitze freilich in einer Lage, die Glieder zu verrenken. Ich meinte, ich könne es nicht zehn Minuten so aushalten; aber ich bezwang mich, und dauerte aus. Wir fuhren den langen, sanften Berg hinunter, der vom Hochlande ins Donauthal führt. Ein schwerer Regen, der eine halbe Stunde dauerte, begleitete uns eine Strecke. Ehe wir das Ende des Berges erreichten, war aller Schnee verschwunden, und auf der festgepflasterten Straße der Ebene liefen die Pferde fröhlich dahin, als wäre auch von ihnen ein Bann genommen, und für mein Ohr war es ein angenehmer Klang, daß ich wieder

Hufschläge hörte. In der für jene Wegstrecke sehr kurzen Zeit von einer und einer halben Stunde waren wir in Linz.

Meine Gattin hatte mich nicht erwartet. Das Wiedersehen war freudig und schmerzlich. Ich fand sie außer dem Bette, aber noch schwach und angegriffen. Jedoch die Krankheit war völlig gehoben. Wir saßen nun bei einander, und erzählten uns unsere Erlebnisse. Sie war sichtlich gesünder, weil ich nur da war, und ich war es, weil ich sie doch außer aller Gefahr fand. Die freundlichen, warmen, vor jedem Unwetter geschützten Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies.

Das Glück des nun folgenden Zusammenlebens zu schildern, liegt nicht in dem Zwecke dieser Zeilen.

Ich hatte Martin noch auf diesen Abend zu mir bestellt. Er kam. Ich belohnte ihn für seine große Sorgfalt, und trug ihm auf, seinem Herrn zu sagen, er möge mir schreiben, was ich für die Fahrt zu entrichten habe, was natürlich auch davon abhängen wird, mit welchen Fährlichkeiten Martin auf dem Rückwege zu kämpfen haben werde. Und so verabschiedete ich mich von dem letzten Menschen aus jenem herrlichen und nun so schrecklichen Walde.

Die erste Nacht schlief ich wie todt. Die zweite auch.

Dann brach eine Krankheit aus. Ich hatte etwas wie Fieber und große Angst. Der Arzt sagte, es sei ein Ergriffensein der Nerven, und das Gegenmittel sei ungemeine Ruhe. Ich fand dieses Gegenmittel, und fand noch ein besseres: die herzliche Liebe aller derer, die in meiner Wohnung sind. Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt, und in weicher Stille um mich ausgebreitet. Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meiner

Lebens zählen. Eines war aber da, merkwürdig für den Naturforscher; mir jedoch hätte es, wenn es sich nicht täglich gemindert hätte, wirkliche Verzweiflung gebracht. Ich sah buchstäblich das Lakerhäuser-Schneeflirren durch zehn bis vierzehn Tage vor mir. Und wenn ich die Augen schloß, sah ich es erst recht. Nur durch geduldiges Fügen in das Ding und durch ruhiges Anschauen desselben als eines, das einmal da ist, ward es erträglicher, und erblaßte allmälig. Ich kann die Grenze seines Aufhörens nicht angeben, weil es, wenn es auch nicht mehr da war, doch wieder erschien, sobald ich lebhaft daran dachte. Endlich verlor es sich, und ich konnte daran denken und davon erzählen. Auch die Unruhe der Nerven wich. Jedoch Monate lang, wenn ich an die prachtvolle Waldgegend dachte, hatte ich, statt des grün und röthlich und violett und blau und grau schimmernden Bandes, nur das Bild des weißen Ungeheuers vor mir. Endlich entfernte sich auch das, und das lange eingebürgerte, edle Bild trat wieder an seine Stelle.

Nach meiner Genesung gab mir meine Gattin die Zeitungsblätter, in denen der seit Jahrhunderten nicht erlebte Novemberschneefall im bairischen Walde beschrieben war.

Das Unwetter wurde aber nach meiner Abreise noch ärger. Martin brauchte vier Tage zur Rückfahrt, und die Verbindung für Schlitten war zwischen den Lakerhäusern und Schwarzenberg noch drei Wochen lang unterbrochen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Im Verlage von **Gustav Heckenast** in **Pest**

ud erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Adalbert Stifter.

Studien. **Sechste Auflage.** Ausgabe in **zwei Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Stahlstich-Vignetten von P. J. R. Geiger. Geheftet 6 fl.
Prachteinband mit Goldschnitt 8 fl.

Studien. **Siebente Auflage.** Zweiter Abdruck der Stereotyp-Ausgabe in drei **Bänden.** Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 5 fl.

Studien. Mit dem Porträt des Verfassers und sechs Titel-Vignetten nach P. J. R. Geiger, gestochen von Armann. Ausgabe in **sechs Bänden.** Geheftet 9 fl.
Band IV—VI sind geheftet auch einzeln à 1 fl. 50 kr. zu beziehen.

Bunte Steine. Ein Festgeschenk. **Zwei Bände.** Zweite Ausgabe in einen Band reich gebunden mit Goldschnitt 4 fl. 50 kr.

Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit 3 Titel-Vignetten. **Drei Bände.** 2. Auflage. Geheftet 6 fl.

Witiko. Ein Erzählung. **Drei Bände** mit Titel-Stahlstichen. Geheftet 7 fl. 50 kr.

Der Weihnachtsabend. Einzelabdruck der Erzählung „**Bergkrystall**" aus dem Werke: „**Bunte Steine**". Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Gr. 4. Elegant kart. 2 fl. 50 kr.

Abdias. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (IV, 76 S. hoch 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

Hochwald. Mit Illustrationen nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. (82 S. 4.) Kart. 2 fl. 50 kr.

Miniatur-Ausgaben.

Abdias. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leindwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Der Hagestolz. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Der Hochwald. Mit Titelvignette in Stahlstich. Geheftet 1 fl
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Die Narrenburg. Mit gestochener Titelvignette. Geheftet 1 fl.
Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 fl. 50 kr.

Betty Paoli.

Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. In Umschlag geh. 1 fl. 50 kr.

Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Kartonirt 1 fl. 50 kr.

Lyrisches und Episches. Neueste Gedichte. Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 fl.

Nach dem Gewitter. Gedichte. Zweite Auflage. (Zweiter Band der Gedichte.) In Umschlag geheftet 1 fl. 50 kr.

Romancero. In Umschlag kartonirt 2 fl. 50 kr.

Die Welt und mein Auge. Novellen. Drei Bände. In Umschlag geheftet 4 fl. 50 kr.

Dr. S. H. Mosenthal.

Cäcilie von Albano. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl.

Deborah. Volksschauspiel in 4 Akten. Vierte Auflage. 60 kr.

Dramen. Erste Folge. Deborah. — Cäcilie von Albano. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Geheftet 1 fl. 50 kr.

J. S. Albach.

Heilige Anklänge, Gebete für katholische Christen. Achtzehnte, nach der vermehrten achten unveränderte Original-Auflage. Mit sechs Stahlstichen. Ungeb. 3 fl. 80 kr.
Geb. in Leder mit Schuber 5 „ — „
Geb. in Leder mit Stahlkreuz und Schließe 6 „ 50 „
Geb. in Leder mit Silber-Christus und Schließe 7 „ 50 „
Geb. in Chagrin mit Silberschließen 8 „ 50 „

Stunden der Andacht. Erinnerungen an Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Mit Titelbild u. Titel in Farbendruck. Geh. 3 fl.
Gebunden in Chagrin 5 fl.

Harmonies religieuses. Prières à l'usage des catholiques. Nouvelle traduction. Avec trois gravures. (X, 588 S.
Geheftet 2 fl.
In Chagrin mit Schließen 5 fl.

Erzählungen, Romane und Gedichte.

Hebbel, Friedrich. **Erzählungen und Novellen.** Geh. 1 fl.

Inhalt. Matteo. — Herr Haidvogel und seine Familie. — Anna. — Pauls merkwürdigste Nacht. — Die Kuh. — Der Schneidermeister Nepomuk Schlägl auf der Freudenjagd. — Eine Nacht im Jägerhause.

Becker, Aug. (Verfasser des „Jungfriedel".) **Novellen.** Geheftet 2 fl.

Inhalt. Des Schulzen Fritz. — Hans Rösselmann, der wackere Schulthelß. — Der Hannewackel und seine Schwester. — Der Pestjungfer. — Das Schreinerbäbele.

Schücking, Levin. **Novellen.** Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Der Syndikus von Zweibrücken. — Nur keine Liebe. — La Fleur. — Das Bankett auf Ghicksand-Castle. — Ein Geusenabenteuer. — II. Band: Der Familienschild. 1. Der Familienschild. 2. Wein- und Liebeshandel. 3. Große Kinder.

Stelzhammer, Franz. **Der Heimgarten.** Novellen. Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Tesche, Walter. **Erzählungen aus dem Bergischen.** Zwei Theile. Geh. 3 fl.

Deinhardstein. Erzählungen und Novellen. Geheftet 2 fl.

Inhalt. Der Goldschmied von Pisa. (Erzählung.) — Stradella. (Novelle.) — Die Judendrillinge. (Märchen.) — Der seltene Entschluß. (Erzählung.)

Ritter, Ernst. **Mohnkörner.** Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Geheftet 4 fl.

Inhalt. I. Band: Schloß Wartberg. — Gerhardine. — II. Band: Die Verlobung. — Ulysses. — Herbstwochen am See.

Ritter, Ernst. **Erzählungen.** Zwei Bände. Geheftet 3 fl.

Inhalt. I. Band: Der Gelehrte. — Ein Jugendabenteuer. — Meine alte Wärterin. — Das Falkenmädchen. — Die Reise nach Karlsbad. — II. Band: Wolan, der Töpfer. — Der Ring.

Cornelius, Peter. **Lieder.** Geheftet 80 kr.

Gartner, Anton. **Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart**, einbegleitet von **Adalbert Stifter.** Zweite Auflage. Geh. 1 fl.

Hirsch, R. **Eulenspiegels Tagebuch.** Geheftet 75 kr.

Oldofredi-Hager, Jul. Gräfin. **Neue Gedichte.** Geheftet 1 fl. 50 kr.

Spaun, A. Ritter v. **Die Klage.** Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts Geheftet 1 fl.

Ungarische Dichtungen

in deutscher Uebersetzung.

Petöfi, Alexander. **Lyrische Gedichte.** Ins Deutsche metrisch übersetzt von **Theodor Opitz.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Zwei Bände. 2. Aufl. Geh. 3 fl.

Arany, Johann. **Toldi.** Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen im Versmaß des Originals übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Mit einem Brief von **Friedrich Hebbel.** Geh. 1 fl.

Arany, Johann. **Toldi's Abend.** Poetische Erzählung in sechs Gesängen. Uebersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geh. 1 fl.

Kisfaludy, Alexander. **Sagen aus der ungarischen Vorzeit.** Deutsch von **Jos. v. Machik.** Mit dem Bildniß des Dichters. Geh. 1 fl.

Sajó. **Schlachtenbilder und Szenen** aus Ungarns Revolution 1848 und 1849. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Stier, G. **Ungarische Volksmärchen.** Nach der aus **Georg Gaal's** Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt. Mit 23 Holzschnitten. Geheftet 1 fl. 50 kr.

Jósika Nikolaus, **sämmtliche Werke.** Siebenzehn Bände. Oktav. In Umschlag geheftet 9 fl.

Diese siebenzehn Bände enthalten nachstehende Werke:

1.—4.	Band.	**Der letzte Vátori,** histor. Roman. Drei Theile	1 fl. 50 kr.
4.	„	**Novellen und Erzählungen.**	50 kr.
5., 6.	„	**Abafi.** Zwei Theile.	1 fl.
7.	„	**Die Leichtsinnigen.** Zwei Theile in einem Bande.	1 fl.
8.	„	**Jólvomi.**	50 kr.
9.—12.	„	**Die Böhmen in Ungarn.** Historisches Gemälde aus dem Zeitalter Mathias des Ersten.	2 fl.
13.	„	**Novellen und Erzählungen.** Zweiter Band.	50 kr.
14.—17.	„	**Zrinyi der Dichter.** Romantische Chronik aus dem siebenzehnten Jahrhundert.	2 fl.

Ungarische Literaturgeschichte und Geschichte.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Dichtung** von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Gustav Steinacker.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Geheftet 2 fl. 50 kr.

Toldy, Dr. Franz. **Geschichte der ungarischen Literatur** im Mittelalter. Aus dem Ungarischen übersetzt von **Moriz Kolbenheyer.** Geheftet 2 fl.

Horváth, Michael. **Kurzgefaßte Geschichte Ungarns** in deutscher Uebersetzung. Zwei Bände, Geheftet 3 fl.

Liszt, Franz. **Die Zigeuner und ihre Musik in Ungarn.** Deutsch bearbeitet von **Peter Cornelius.** Geheftet 2 fl.

Prachtwerk.

Geiger, Peter Joh. Nep. **Das Zeitalter der Árpáden.** Bilder aus Ungarns Geschichte. Nach den Angaben und mit Erläuterungen von Dr. **Gustav Wenzel,** Professor an der Universität zu Pest. (68 S. gr. Quer-Quart) mit 17 Bildern. Prachteinband 18 fl.

Reisewerke.

Fuchs, Friedr. **Die Central-Karpathen** mit den nächsten Voralpen. Handbuch für Gebirgsreisende. Nebst einer Karte. Geheftet 2 fl. 50 kr.

Pfeiffer, Ida. **Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island** im Jahre 1845. Mit einer lithographirten Karte der Südwestküste der Insel Island. Zweite Auflage. Zwei Bände. In Umschlag geheftet 2 fl.

Binzer, A. v. **Venedig im Jahre 1844.** Mit einer Karte von Venedig. Geh. 2 fl. Elegant geb. 2 fl. 50 kr.

Julius Schatter's
Encyklopädie unentbehrlicher Kenntnisse
für Töchter aller Stände.

Vierte verbesserte und vermehrte Auflage.

Geographie. — Weltgeschichte. — Mythologie. — Naturgeschichte. — Anthropologie. — Technologie. — Naturlehre. — Rechenkunst. — Deutsche Sprachlehre. — Deutsche Literaturgeschichte.

In zwei Bänden. — Mit drei illuminirten Karten und vielen eingedruckten Holzschnitten. — 800 Seiten Octav. In Umschlag geh. 2 fl. 50 kr., in engl. Leinwand solid geb. 3 fl.

Robert Volkmann's Tondichtungen.

op. 26. **Variationen über ein Thema von Händel** für Pianoforte à 1 fl. 50 kr. Auf 2 Pianof. eingerichtet von C. Thern. 2 fl. 50 kr.

op. 27. **Lieder der Grossmutter.** Kinderstücke für das Pianoforte zu zwei Händen. Zwei Hefte 2 fl.

op. 28. **Erste Messe für Männerstimmen** (mit Soli) D-dur. *Compl.* à 3 fl. 50 kr. — *Part.* 1 fl. 80 kr. — *Stimmen* 2 fl. — Einzeln: Ten. I. 50 kr.; Ten. II. 50 kr. Bass I. 50 kr.; Bass II. 50 kr.

op. 29. **Zweite Messe für Männerstimmen** (ohne Soli) As-dur. *Compl.* à 4 fl. — *Part.* 1 fl. 80 kr. — *Stimmen* 2 fl. 50 kr. — Einzeln: Ten. I. 50 kr.; Ten. II. III. 80 kr.; Bass I. 80 kr.; Bass II. 50 kr.

op. 30. **Sechs Lieder für Männerstimmen.** I. II. Heft 1 fl. 50 kr. ord. pr. Heft Stimmen einzeln: Ten. I. Ten. II. Bass I. Bass II. à 30 kr.
op. 31. **Rhapsodie für Violine und Pianoforte** à 1 fl. 20 kr.
op. 32. **Drei Lieder für eine Tenorstimme** mit Clavierbegleitung à 1 fl.
op. 33. **Concert für Violoncell** complet à 8 fl. — *Pianoforte-Part.* à 2 fl. 60 kr. — *Orch.-St.* à 5 fl. 40 kr.
op. 34. **Drittes Streich-Quartett** G-dur à 3 fl. 50 kr.
op. 35. **Viertes Streich-Quartett** E-moll à 3 fl. 50 kr. *Partitur* 2 fl. — Dasselbe für das Pianof. zu vier Händen 3 fl.
op. 36. **Improvisationen am Clavier** à 1 fl. 50 kr.
op. 37. **Fünftes Streich-Quartett** F-moll à 2 fl. 50 kr.
op. 38. **Drei geistliche Gesänge** für gemischten Chor mit Pianoforte-Begl. Drei Hefte. *Compl.* 1 fl. 50 kr. — I. Heft: *Part.* 60 kr. *Stimmen* 50 kr. — II. Heft *Part.* 60 kr. *Stimmen* 30 kr. — III. Heft: *Part.* 30 kr. *Stimmen* 30 kr.
op. 39. **Die Tageszeiten.** Zwölf vierhänd. Clavierstücke. Heft I. II. III. IV. à 80 kr.
op. 40. **Drei Märsche** für Clavier zu vier Händen à 1 fl. 20 kr.
op. 41. **Au tombeau du Comte Széchenyi.** Fantaisie pour le Piano. à 1 fl.
op. 42. **Concertstück für Pianoforte.** *Solost.* 3 fl. 30 kr. — *Orchesterst.* 4 fl. 40 kr. *Sextetst.* 2 fl. 50 kr. Zweites Pianof. 1 fl. 50 kr.
op. 43. **Sechstes Streich-Quartett** Es-dur 4 fl.
op. 44. **Symphonie** D-moll. *Partitur* 7 fl. *Orchesterstimmen compl.* 12 fl. — Einzeln Violino I. 1 fl., Viola, Cello, Basso à 75 kr. — *Clavierauszug* à 4 ms, eingerichtet vom Componisten 4 fl.
op. 45. **An die Nacht.** Fantasiestück für Altsolo und Orchester. *Part.* 1 fl. 50 kr. *Stimmen* 2 fl. 50 kr. — *Clavierauszug* 1 fl. — Einzeln: Viol. I. II. Viola 20 kr. Cello, Basso à 10 kr.
op. 46. **Liederkreis** für eine Altstimme mit Clavierbegl. à 1 fl.
op. 47. **Offertorium** für Sopransolo, Chor und Orchester. *Partitur* 1 fl. *Stimmen compl.* 2 fl. — Einzeln à 10 kr.
op. 48. **Drei Lieder für Männerchor.** *Partitur* 50 kr. *Stimmen complet* 1 fl. — Einzeln à 25 kr.
op. 49. **Sappho.** Dramatische Scene für Sopransolo mit Begleitung des Orchesters *Partitur* 2 fl. *Stimmen complet* 3 fl. 50 kr. *Clavierauszug* 1 fl. 25 kr. — Einzeln: Singstimme, Viol. I. II. Viola, Cello, Basso à 25 kr.
op. 50. **Festouverture** für grosses Orchester. *Partitur* 3 fl. 50 kr. *Orchesterstimmen* 6 fl. *Clavierauszug* 1 fl. 20 kr. — Einzeln: Viol. I. 35 kr., Viol. II., Viola Cello, Basso à 25 kr.
op. 51. **Ballade und Scherzetto.** Zwei Stücke für Clavier 80 kr.
op. 52. **Drei Lieder** für eine Tenorstimme mit Begl. des Pianoforte 80 kr.
op. 53. **II. Symphonie** (B-dur) für Orchester. *Partitur* 5 fl. 50 kr. *Clavierauszug* 3 fl. *Orchesterstimmen* 8 fl. 50 kr. — Einzeln: Violio I. 1 fl. Violino II., Viola Cello, Basso à 75 kr.
op. 54. **„Die Bekehrte“ von Göthe,** für eine Sopranstimme mit Clavierbegl. 50 kr.
op. 55. **Rondino und Marsch-Caprice** für das Clavier zu vier Händen 2 fl.
op. 56. **„Vom Hirtenknaben“ und „Erinnerung.“** Zwei Lieder für Mezzo Sopran mit Clavier- und Cello-Begleitung. 1 fl.
op. 57. **Sonatine für das Clavier** zu vier Händen. 1 fl. 20 kr.
op. 58. **„Stete Liebe.“ „An den Schlaf.“** Zwei Lieder für Männerchor. *Partitur* 30 kr. *Stimmen* à 50 kr.
op. 59. **Weihnachtslied** aus dem XII. Jahrh. für gemischten Chor und Soli. *Part.* 1 fl. 30 kr. *Stimmen* 1 fl. 60 kr. — Einzelne Stimmen: 40 kr.
op. 60. **Sonatine für Clavier und Violine.** 1 fl.

Adalbert Stifters Werke.

II.

Erzählungen.

Zweiter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Zu Mistress Waldgänger.

Erzählungen

von

Adalbert Stifter.

(Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.)

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Der Waldgänger.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1.

Am Waldwasser.

Wenn von unserem wunderschönen Lande ob der Enns die Rede ist, und man die Herrlichkeiten preist, in welche es gleichsam wie ein Juwel gefaßt ist, so hat man gewöhnlich jene Gebirgslandschaften vor Augen, in denen der Fels luftblau empor strebt, die grünen Wässer rauschen und der dunkle Blick der Seen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit Freuden an sie zurück, und ihr heiteres Bild mit dem duftigen Dämmern und dem funkelnden Glänzen steht in der Heiterkeit seiner Seele — aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermüthig schöne Theile, die abgelegen sind, die den Besucher nicht rufen, ihn selten sehen und, wenn er kommt, ihm gerne weisen, was im Umkreise ihrer Besitzungen liegt: wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück, wie an ein bescheidenes, liebes Weib, das ihm gestorben ist, das nie gefordert, nie geheischt, und ihm Alles gegeben hat.

Es sind jetzt viele, viele Jahre, daß der Verfasser dieser Zeilen, der jetzt ein Mann ist, auf einem jener Scheidepunkte stand, wo das Auge beide Theile, die heiteren, herrlichen Gebirgslandschaften und jene einfacheren, unbedeutenderen Gegenden unsers Vaterlandes mit einem Male überschauen kann. Er war

damals ein Jüngling mit stürmendem Herzen und voll fliegender Hoffnungen. Jetzt sind die Wünsche in das Geleise des Möglichen zurückgekehrt und wagen da noch nicht an die äußeren und ferneren Grenzen zu langen: damals gab es gar keine Grenzen, und von dem Fernen und Unerreichbaren wurde nur bedauert, daß es nicht noch ferner und noch unerreichbarer ist. Er hatte sein Herz an ein Mädchen geheftet, das nichts besaß, keine sogenannte Bildung, keine folgerechte Entwicklung, als nur ihre schönen Augen, die an das Fabelhafte reichende Güte und das ahnungslose, vertrauende Herz. Er wollte sie an sich heben, an das Herz drücken, und auf den Armen durch alle gefahrvolle Welt der Zukunft tragen. Er stand auf dem Scheidepunkte und sah zurück in jene unbedeutenderen Theile, wo ihre Gestalt wandelte, woher er eben gekommen, wo er so lange neben ihr gewesen, und von wo er auf lange, auf unbestimmt lange scheiden mußte. Es liegt ein vereinsamter Ort auf der Höhe der Scheidelinie mit einer kleinen, vereinsamten Kirche. Der Ort ist kühl, meist windig und seine Fenster schauen zum Theile nach Mitternacht, zum Theile nach Mittag auf beide Theile des Landes. Auf den kühlen Wiesen dieses Ortes, auf die sich eine mattwarme Herbstsonne legte, stand er und sah zurück. Es war jetzt lange eine schöne, heitere Zeit gewesen mit vergleichsweise bedeutender Wärme, die Herbsttage rückten vor, und heute schien es, als ob sich die Art des bisherigen Wetters ändern wollte. Über dem ganzen Mühlkreise, der mit den vielen vereinzelten Streifen seiner Wäldchen und den vielen dazwischen liegenden Feldern, die bereits gepflügt waren, und deren Scholle durch das lange schöne Wetter fahl geworden, bis in die tiefere Färbung der böhmischen Höhen zurück geht, stand schon eine dunkelgraue Wolkendecke, deren

einzelne Theile auf ihrer Ueberwölbung die Farbe des Bleies hatten, auf der Unterwölbung aber ein zarteres Blau zeigten, und auf die mannigfaltigen, zerstreuten Wäldchen bereits ihr Düster herab warfen, daß sie in dem ausgedorrten Grau der Felder wie dunkelblaue Streifen lagen, bis ganz zurück der noch dunklere und noch blauere Rand des Böhmerwaldes sich mit dem Grau der Wolken mischte, daß seine Schneidelinie ununterscheidbar in sie verging. Neben dem Beschauer säuselten und rauschten schon einzelne dürre Halme des Heckengrases von dem Windchen erregt, das sich nach so langer stiller Zeit erhob, und den Umschwung der Dinge verkündete. Auf dem wärmeren Tieflande, das gegen Mittag ist, und auf dem ganzen Gürtel des glänzenden Hochgebirges der Alpen, wodurch es am Rande beschlossen wird, lag noch der helle, leuchtende Sonnenschein, als würde erst später über jene gesegneten Länder das traurige Naßkalt des späten Herbstes hereinbrechen. Unten, gleichsam zu Füßen, in der That aber noch ziemlich weit entfernt, lag das weißbetupfte Scheibchen der Stadt Linz, geschnitten von dem schimmernden Strome der Donau, der im zartgewebten Dufte des Landes gegen Osten ging. Dort, weit zurück gegen Mittag, wo das Grau und Violett des Flachlandes einen Streifen in den Äther des Hochgebirges schiebt, müßte der weiße Punkt der Abtei schimmern, wenn er sichtbar wäre, wo der Betrachter dieser Dinge so viele Jahre seiner Kindheit zugebracht, und wo er so viele Freuden des Herzens und der aufknospenden Seele genossen hatte. Aber weder hinaus zur Abtei, deren Thürme gewiß jetzt im Sonnenscheine glänzen würden, noch zurück in das vereinsamte Land, das jetzt von Wolken beschattet ist, durften ihn seine Schritte tragen, sondern er schaute noch einmal auf das hinter ihm befindliche,

unscheinbare, in beginnendem Regenwetter liegende Land zurück, und stieg dann in das Rinnsal des abwärts führenden Thales hinein, das die Leute den Haselgraben nennen; der Glanz und die Hitze der auf seinen Laubwäldern liegenden Sonne empfing ihn, und wie mit einem Zauberschlage, kaum nach drei Schritten, war das hinter ihm liegende Land, die Streifchen der Wälder, die vielen Felder, die böhmischen Höhen, der graue Wolkenhimmel und die säuselnden Halme versunken; die in der Tiefe des Engthales ruhig stehende, warme und mildere Luft umfloß ihn und geleitete ihn abwärts. Aber auch das Feenbild gegen vorwärts war verschwunden, und das Auge sah nichts als den Himmel und die herein gehenden, sich schneidenden Laubwälder der Nähe, auf denen mannigfaltiger Glanz und der unsägliche Reiz verschiedener herbstlicher Färbungen lag. In mancher Tiefe, vor allen Winden geschützt, war es noch so warm, man könnte sagen, heiß, daß manch ein Wallnußbaum seine Äste und die noch grünen Blätter ausbreitete, als wäre es ein anderer Frühling, in dem er sich badete. Ganz oben, wo das Thal mit noch geringer Tiefe anfängt, begann auch ein winziges Wasserfädlein, neben dem Wanderer abwärts zu gehen. Es ging in dem Rinnsale neben dem Wege unhörbar und nur glitzernd vorwärts, bis es durch die Menge des durch die Höhen sickernden Wassers gestärkt vor ihm plaudernd und rauschend einher hüpfte, als wollte es ihm den Weg durch die Thalmündung hinaus zeigen, und bis es endlich durch die ungeheure Wucht des in die Tiefe gedrückten Wassers genährt, und von manchem aus dem Bauche des Berges hervor springenden Brünnlein begrüßt, und von manchem schwarzen Steine aufgehalten schäumte und tobte, und ihn ermunterte zu folgen. Sie gingen an manchem Waldabhange,

an mancher schattigen Stelle vorbei, es begegneten ihnen manche auf dem schmalen Wege mühsam aufwärts gehende Fuhrwerke, oft mit einem einzigen Ochsen, oft mit einem starken, meist wohlgenährten Pferde bespannt, — sie kamen an dem Schlosse vorüber, das aus dem edelsteinfunkelnden Laubdache mit seinen alten Mauern und mit dem finstern, runden Thurme in die Tiefe hernieder schaut, und wo einst jener böhmische König Wenzeslaus gefangen war — sie gingen an manchen zerstreuten Häuschen, an mancher Mühle, an mancher, auf einem tiefgelegenen Wiesenfleckchen weidenden Kuh vorüber, bis endlich nach einigen Stunden Wanderns da, wo links eine Heiligenkapelle, rechts eine stattliche Mühle steht, die Berge sich auseinander thaten, das abwärts steigende Thal aus war, und die hingebreitete große Ebene begann. Der Bach ging breit und wallend links gegen die Felder und Bäume, wo schon in nicht sehr großer Entfernung der Silberblick der Donau durch die Zweige herüber grüßte und auf ihn harrte: der Wanderer ging rechts in die Gebüsche und aus ihnen auf der weißen Straße auf die schönen, ebenen Gefilde hinaus, die mit Herbstfrüchten besetzt und mit Obstbäumen bepflanzt waren, und die er von oben als duftiges, gewobenes Band erblickt hatte. Der Äther der Alpen stand tief im Süden wieder vor ihm — links auf dem Abhange, der von den zurückweichenden Bergen seitwärts gegen Morgen ging, stand im Schooße von Obstbäumen und Gebüschen das kleine Kirchlein Sanct Magdalena, überall blickten die dichten Strohdächer reicher Bauernhöfe hervor, überall standen Fruchtbäume, und noch grüne, nickende Gesträuche; denn der Oberösterreicher liebt den Baum und den Strauch, und pflanzt eher einen, als er ihn umhaut — und geradeaus vorwärts vor den Augen des Wan-

derers glänzten die blankgehaltenen, gelben Thurmknöpfe der Stadt Linz in der Nachmittagluft und schimmerten die weißgetünchten Wände der Häuser, die geschnitten waren durch die grünen Fensterläden, und gehoben durch das leuchtende Grün der neben ihnen ansteigenden Berge, die gegen Sonnenuntergang die Donau umstehen und sie verengen. In dem Herzen des Wanderers war eine Wehmuth über das Scheiden von dem, was er liebte, welches Scheiden vielleicht kurz — oder auch lange dauern konnte: aber in seinen vertrauenden, zuversichtlichen Augen spiegelte sich der klare, österreichische Himmel; er dachte, er werde nun arbeiten, sich mühen, seinem Ziele entgegen drängen, und es könne ja gar nicht sein, daß es lange dauern könne, — und er werde wiederkommen und Alles im Uebermaße erreicht haben, wornach seine Wünsche gingen, — er wanderte in die Stadt ein, besuchte manche Freunde, die er da hatte, und erzählte ihnen, wie es weiter nördlich gewesen ist, wie er da gelebt habe, was er gefunden, was er gestrebt habe, und was er zu erreichen hoffe — oder er erzählte es manchem von ihnen auch nicht, weil er es heilig und geheim in seinem tiefen Innern behalten wollte. Er blieb diese Nacht in Linz. Am andern Tage Morgens war Alles weithin grau und regnerisch, der Wolkenbau des nördlichen, bergigen Mühlkreises hatte sich bereits über das ganze Land gezogen, die zwei Thürme einer Kirche, die, auf einem nordwestlichen Berge gelegen, sonst immer so freundlich auf die Stadt hernieder schauen, waren mit einer Nebelhaube bedeckt, längs der ganzen Bergreihe, über die er gestern herunter gekommen war, strichen, die Höhenspitzen eintrinkend, weiße und grauliche Wolkenbänke, theilweise trübe Regenschleier niedersendend; die südlichen Alpen waren ganz und gar verschwunden, und wie der Wanderer im

Wagen saß, und Strecke um Strecke auf der Straße nach Wien fort rollte, war es, als führe er auf einem kahlen Flachlande dahin, nicht in dem reizenden, abwechselnden Lande, dessen Höhen und geschmückte Theile der immer dichter hernieder fallende feine Sprühregen auch immer mehr verhüllte, in dem Lande, das er so liebte, zu dem er immer wieder zurückkehrte, und das er nie, nie in seinem Leben vergessen wird. Am dritten Tage, nachdem sie immer unter grauem Himmel, herabfallendem Regen und auf ruhig starrender Erde fortgefahren waren, trafen sie in Wien ein, wo auch die Thürme in das niederhängende Grau getaucht waren, die wimmelnde Menge unter Regendächern ging, die Pflastersteine düster glänzten, und die Dachtropfen auf die Decke des langsam fahrenden Wagens niederfielen, als er unter dem Thorwege des Gasthauses hinein schwankte.

Wie war seit jenen Jahren Alles anders geworden! Jedes Ungeheure und Außerordentliche, welches sich in der Zukunft des Wanderers vorgespiegelt hatte, war nicht eingetreten, jedes Gewöhnliche, was er von seiner Seele und seinem Leben ferne halten wollte, war gekommen — an jenem Morgen, wo er mit einem Händedrucke und dem frohen Versprechen des baldmöglichsten Wiederkommens geschieden war, und wo er dann von der Scheidelinie in das Land zurück schaute, in dem seine Liebe wohnte, hatte er sie zum letzten Male gesehen — kühle Erde deckte schon seit langem ihr gutes Herz — was er sonst anstrebte, erreichte er nicht, oder er erreichte es anders, als er gewollt hatte, oder er wollte es nicht mehr erreichen; denn die Dinge kehrten sich um, und was sich als groß gezeigt hatte, stand als Kleines am Wege, und das Unbeachtete schwoll an und entdeckte sich als Schwerpunkt der Dinge, um den sie sich bewegen. Oft hatte er

wieder die Wälder, die Berge, die Thäler gesehen, wo er einst an ihrer Hand gewandelt war, sie hatten einen Theil des schönen Dufts abgestreift, und standen bekannt und klar und einsam um ihn herum und öfters war es ihm nicht anders als sähe man noch den Glanzhauch aus dem Himmel hinaus ziehen von dem Herzen, das einstens hier gelebt hatte und nun fortgegangen ist.

Dennoch ist ihm die Gegend immer lieb und theuer geblieben. Es sind noch Reihen von Jahren vergangen, und wenn auch das Bild, von dem er einstens geglaubt hatte, daß er es mit höchster Gluth ewig im Herzen tragen werde, bis zu milder Ruhe ausgebleicht worden ist, so sind doch wieder andere dafür in seiner Erinnerung aufgestanden, die er damals nicht beachtet hatte, und die sich jetzt mit sanftem Reize vor seine Seele stellten — sei es nun ein düsterer Föhrenwald, an dessen schwarzen Wurzeln die dunklen Wässer dahin wuschen — sei es ein lieber Fels, der emporragte und auf dem Haupte gesellschaftliche Pflanzen trug — seien es gegen ein Rinnsal herein gehende Birkenwälder, die den Fluß einsogen, scheinbar verbargen, und unsichtbar zu den weiteren, ebeneren Ländern hinaus leiteten: — oder seien es Menschen und einfache Charaktere, die er dort gekannt, geliebt, bedauert, geachtet hatte. Manches würde mit holdem Reize auf der Tafel des Landschaftmalers stehen, und mit beschwichtigendem Maße zu der Seele des Beschauers reden, manches würde in dem Munde des Menschenmalers Gestalten erzeugen, die mit Gegenständlichkeit und mit ihrer klaren Einfalt unsere Seele füllen würden. Es ist so Mannigfaltiges empor getaucht, wenn er den Blick in die Vergangenheit richtete, und er hat es gerne und mit Liebe zu den Erinnerungen seiner reiferen Mannesjahre gesellt. Er würde vieles zur Festhaltung in seinem eigenen

Angedenken, aus dem im Laufe der Zeiten Gestalten und Erscheinungen so unaufhaltsam fliehen, aufzeichnen, wenn er nicht fürchten müßte, daß die Züge, die so unscheinbar sind, und doch den ganzen Menschen machen, in seinen Händen zergingen, und er nur Schattenlinien bewahrte.

Tief zurück im Reiche der Erinnerungen steht ein alter Mann, den der Verfasser einst gekannt hat, der etwas fremdländisch redete, dessen Aussprüchen er oft gelauscht hatte, und dessen Geschicke er, in sein eigenes Gefühl versunken, das ihm wie der Mittelpunkt der Welt erschien, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Nach vielen Jahren sind seine Verhältnisse bekannt geworden, nach denen einst wegen der Unscheinbarkeit des Mannes Niemand gefragt hatte, und wir wollen uns dieselben zu unserer eigenen Erinnerung aufzeichnen, wenn sich anders etwas so wenig Gegliedertes darstellen läßt, das eher durch sein einfaches Dasein, als durch seine Erregung wirket.

Es ist die einförmige, harmlose Gestalt des Waldgängers, von welchem ich spreche.

Wenn die Leute in jenen Gegenden etwas anderes lesen würden, als ihr Gebetbuch, und ihnen diese Zeilen zu Gesichte kämen, so würde jeder den Mann kennen, der so lange unter ihnen gelebt hat, fortgegangen ist, und vielleicht noch auf einem Theile der Erde lebt. In der letzten Zeit hatte er immer kurze lederne Beinkleider an, wie sie noch vielfältig in jenen Thälern vorkommen, er hatte sie unter den Knieen mit ledernen Riemen gebunden, hatte blaue Strümpfe und niedere, bequeme Schnallenschuhe an, deren Sohlen mit starken Nägeln beschlagen waren. Als Oberkleid hatte er keinen Rock, sondern jene Jacke, wie sie noch in der Gegend zu sehen ist, deren Schooße breit, aber kurz

sind, deren große Taschen von oben nach abwärts gehen und mit einem Tuchlappen, gleichsam wie mit einem Regendächelchen überschlossen sind. Der breite Hut, den er immer trug, war wohl in einer früheren Zeit, jetzt aber nicht mehr in jenen Gegenden im Gebrauche, und hat dem kleineren, runden Hute Platz gemacht, um den eine Schnur geschlungen ist, die bei Jünglingen, namentlich bei eitlen, schön, oft sogar von Goldzwirn sein muß. Der Hut des alten Mannes war noch aus der alten Zeit, die breiten Flügel hingen etwas nieder und waren schon sehr gebleicht. In seiner Gesellschaft hat man fast unablässig einen barfüßigen, barhauptigen Knaben mit schlechten Kleidern gesehen, der aber nicht sein Sohn war, überhaupt nicht mit ihm zusammen hing, sondern einem armen Manne in der Gegend gehörte.

Wenn man von dem einsamen Orte mit dem kleinen, einsamen Kirchlein, dessen wir oben gedachten, als wir von der Scheidelinie sprachen, von welcher man beide Theile des Landes ob der Enns, den nördlichen und südlichen, zugleich überschauen kann, seine Schritte nach Norden wendet, die wunderschönen blauen, leuchtenden Alpen im Rücken läßt, dabei immer ein klein wenig nach West abschlägt, und über die vielen hügeligen Felder und durch die vielen Waldstreifchen des Mühlkreises gegangen ist, gelangt man zu jenen Höhen, in denen der Böhmerwald mit zerworfenen Waldstücken und kahl geschlagenen Büheln nach Oste ausläuft, und sich in ein Land zersplittert, wie der Mühlkreis, kleinhüglig und kleinwaldig; nachdem er vorher in dichter Schönheit zwischen Böhmen und Baiern nach Süden ging, und da, wo er Österreich berührte, mit breitem, dämmervollem Rücken gegen Morgen beugte. Wenn man der Straße folgend an jener Linie anlangt, wo Österreich und das böhmische Land aneinander

stoßen, trifft man auf schlechte, kalte Feldstücke, dem einstigen Walde abgerungen, dazwischen sind nasse Wiesen, und die einzelnen, beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehen gebliebene Tropfen von dem zerworfenen Strome. Dann geht man über einen kahlen Hügel, die höchste Höhe, auf welchem Haidegras wächst, die Preißelbeeren und einzelne, vom Sturme und vom Winter hart verknotete Föhren stehen. Von da steigt man durch ein Dorf, dessen Häuser weit von einander entfernt und auf einem großen Raume herum gestreut sind, wie es bei Walddörfern gewöhnlich ist, in ein milderes, wärmeres Thal hinab, in welchem das dunkelbraune Wasser der Moldau langsam gegen Morgen fließt. Wir haben schon einmal an einer andern Stelle gesagt, daß von Friedberg an, welches auf einem Abhange in diesem Thale liegt, das Moldauwasser, nachdem es eine Weile in offenem Lande gegangen ist, wieder schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, und erst in die Schatten des Jesuiterwaldes und des Kienberges fließt, und dann durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen wird.

Wir müssen an diesem Orte, weil es unser Zweck erheischt, ein wenig länger bei dem Gegenstande verweilen.

Friedberg ist ein kleiner Marktflecken, dessen Kirche auf dem Hange, auf dem der Ort steht, malerisch an der äußersten Spitze gelegen ist, von wo der Boden sachte abfällt. Ringsum stehen größere Höhen. Im Süden und Südwest sehen seine Fenster auf jenen großen Wald, der der letzte dichte Rücken ist, mit dem der Böhmerwald vergeht, und der sich noch in ununterbrochener Reihe an den ganzen Zug anschließt, der zwischen den Ländern fortläuft. Im Norden sind schon die kleineren Hügel theils mit Feld, theils mit Wald bedeckt, einstens ein einziger, undurch-

dringlicher Waldgrund, bis noch weiter im Norden die hüglige Gestalt des Landes aufhört und mit ihm die deutsche Art und Sitte, die deutsche Kleidung und Sprache, und die Ebene beginnt und die slavische Sprache und Bekleidung. Es mochten einst in uralten Zeiten, da der See germanischer Völker nach Westen abfloß, und die, die hinter ihnen waren, sachte in die verlassenen Wohnsitze nachrückten, Reste germanischen Stammes in dem Walde sitzen geblieben sein, dergleichen dieses Volk so liebte, um zu jagen und einsam zu sein. Die Nachrückenden mochten ihnen in den Wald nicht folgen, weil sie es auch nicht noth hatten. Und da sitzen sie noch heut zu Tage, nur daß sie den Wald rings um sich gelichtet haben, daß sie ihre Hügel und ihre Thäler bloßgelegt haben, daß der Wald sich auf die höchsten Höhen und auf die Länderscheide zurückgezogen, daß sie nicht mehr jagen, sondern das Feld bebauen und sich nähren. Die Moldau, welche den schönen, grünen Wiesensaum benetzt, der ansteigend oben das weiße Schulhaus und die Kirche von Friedberg zeigt, geht von da eine kleine Strecke einerseits an Feldern, anderseits an Wiesen fort, bis sie zuerst an ihrem linken Ufer von Föhrenwald empfangen wird, an dem sie hinstreicht, dann auch an dem rechten, gegen welches der dichte, von Fichten und Tannen strotzende Jesuiterwald herabgeht — nur daß noch an manchen Stellen ein winzig kleines, graues Waldhäuschen klebt, welches meistens von Holzschlägern bewohnt ist. Von da geht die Moldau bis zu der Cisterzienserabtei Hohenfurth durch einige Wegstunden fast ununterbrochen durch Wald, der an dem rechten Ufer fast unausgesetzt ganz dicht und beinahe schwarz gegen das Wasser hereingeht, und für den ersten Anblick undurchdringlich und unwegsam erscheint; aber die Jäger, die Holzhauer und die Wildschützen wissen die

dunklen und einsamen Waldpfade gar wohl, die in mannigfachen Verschlingungen längs der Hänge hingehen, bis sie zu den verschiedenen offenen Stellen und den Besitzungen der Menschen hinaus führen. Sie besuchen und betreten diese Wege oft und zeigen sie auch demjenigen, der mit ihnen umzugehen weiß. Am linken Ufer ist es ein wenig offener, hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal auch über steile Höhen hereinstürzend, oder an einem Felsen geschützt hingehend, ein Feld, auf dem Kartoffeln oder sehr grüner Haber stehen, und an manchen Stellen ist auch eines jener kleinen Häuschen, wie sie in diesen Wäldern vorkommen, grau, niedrig, manchmal mit einem steilen Dache versehen, meist aber mit einem flachen, statt der Schindeln Bretter, die mit großen, grauen Steinen niedergedrückt sind. Beinahe aus jedem dieser Häuschen leuchtet ein Stück schneeweiß getünchter Steinmauer hervor, während alles Übrige von Holz ist. Diese Mauerwand umschließt nicht etwa die Wohnstube, nein, ihre Fenster schauen aus dem schönsten braunen Holze hervor, sondern die Mauer ist meist an der Seite der Küche angebracht, oder einer andern Stelle, wo man Feuer, und zwar meistentheils ein sehr großes, macht, da hier die Winter strenge sind, und Holz in Überfülle vorgefunden wird. Eine der vorzüglichsten jener Feuerstellen, auf welcher auch zuweilen gekocht wird, ist die Leuchte, das heißt, ein in der Wohnstube befindlicher, gemauerter Feuerraum, der an die obberaunte Steinwand angebaut ist, seinen Rauchabzug in die Küche hat, und mit einer getünchten Wölbung, gleichsam wie mit einem Herdmantel, überbaut ist. Der Zweck dieser Leuchte besteht darin, daß man, wenn es dämmert, und namentlich in den langen Winterabenden, fettes Kienholz, das fast durchaus von den pecherzeugenden Wurzel-

stöcken der geschlagenen Föhren genommen wird, anzündet, und damit den ganzen Raum der Wohnstube erleuchtet, die meistens die gemeinschaftliche ist, und den Herrn und das Gesinde, wenn eines vorhanden ist, zugleich beherbergt; denn die Schlafstellen des Gesindes sind dann gewöhnlich der Boden oder der Stall, oder die Scheuer, selten eine Kammer; denn wenn eine solche vorhanden ist, so dient sie zur Aufbewahrung der Kleider, der Geschirre oder sonstiger Dinge, die der Besitzer zu seinen besseren zählt. Oft ist diese Leuchte gleich neben der Zimmerthür, und dann hat sie gerne an ihrer Hinterwand ein Glastäfelchen eingeschnitten, durch welches das Licht auch in das Vorhaus hinaus geleitet wird, daß auch dasselbe ein wenig erleuchtet werde, und man sich nicht, wenn man hereingeht, anstoße. In den langen Winterabenden oder auch zu anderer Zeit, zum Beispiele im Spätherbste, wenn es draußen finster, naß und neblicht ist, ist das Beisammensitzen in der Nähe der Leuchte eine der größten Traulichkeiten und Gehäbigkeiten der Bewohner jener Gegenden. Dann sind sie gerne mit unbedeutenden Arbeiten, die auf diese Zeit treffen, beschäftigt, der weibliche Theil meistens mit Spinnen, der männliche mit Ausbesserung des Riemwerkes an einem Dreschflegel, mit Späneschneiden, oder mit gar nichts, als seine Pfeife zurecht zu richten, zu stopfen und anzuzünden. Nicht selten ist das auch die Zeit, wo Geschichten und vergangene Ereignisse erzählt werden, entweder sind es Dichtungen, die im Munde des Volkes leben, deren Verfasser Niemand kennt, und die das Volk als Wahrheiten glaubt, oder es ist geradezu Geschichte, was dem Großvater begegnet ist, oder dem Urgroßvater, oder einem andern, oder einem merkwürdigen Manne, der die ganze Zeit her bekannt war, entweder durch

seine Thaten, die er gethan hat, oder durch die vielen Ereignisse, die er erlebt hat. Dann werfen die Gestalten der Personen, die um das Feuer sitzen, lange Schatten in den übrigen Raum der Stube zurück, und um die Ecke des großen, grünen Ofens hinum ist es gar finster, wenn nicht etwa an einer Fuge die Lehmverklebung herunter gegangen ist, und durch die Spalte von den im Ofen verglimmenden Scheiten der dunkelrothe Feuerschein heraus sieht, und eine Lichtlinie auf die Wand wirft. Wenn sodann die Schlafenszeit kommt, so säumt das eine oder das andere noch ein wenig, bis entweder noch etwas erzählt wird, oder der Eindruck des schon früher Erzählten sich etwas mäßigt. Dann gehen sie auseinander. Wenn die Häuser nicht gar zu weit von einander entfernt sind, so kommt man auf solche Abende eigens zu Besuchen zusammen, die bald in dem einen Hause, bald in dem andern sind, und weil der weibliche Theil sein Spinngeräthe hiezu mitnimmt, den Namen Rockenfahrt führen. Daß sich dann die jungen Bursche auch bei solchen Zusammenkünften einfinden, und zuweilen Scherz und Kurzweil statthaben, begreift sich. In den vereinzelten Häuschen, von denen wir hier sprechen, können solche Rockenfahrten selten eintreten, weil sie zu weit von einander entfernt sind, und die Abende mögen da wohl manchmal recht einsam sein. An Vormittagen dient die Leuchte oft auch, wie wir schon sagten, zum Kochen.

Weiter abwärts, längs dem Wasser hin, wo die beiderseitigen Waldberge immer höher werden und auch immer steiler gegen das Flußbett herein fallen, erweitert sich gleichwohl das Thal wieder ein wenig, und es steht sogar eine Gruppe solcher Häuschen, wie wir sie oben beschrieben haben, beisammen. Die Berge in der Gegend heißen die Kienberge, und auch bei der Häuser-

gruppe, die da steht, heißt es „im Kienberg". Auf einem der Häuschen, das fast schöner und größer ist, als die andern, heißt es „beim Richter im Kienberg", entweder, weil sein Besitzer seit unvordenklichen Zeiten her, wie es dort gebräuchlich ist, Richter war, oder weil es einmal einer der Besitzer gewesen ist, wo sich dann der Name in alle Zeiten erhält. Das Richterhaus ist sogar auch eine Gattung Wirthshaus, wo manchmal Holzhauer oder Jäger, bei Gelegenheiten auch die weit zerstreuten Bewohner der Gegend, die meistens jenseits der Berge sind, sich einstellen, und kleine Labungen empfangen. Weil durch das ganze Thal auf Seite der Kienberge ein schmaler Fußpfad geht, so mag es jetzt auch manchmal geschehen, daß ein einzelner Wanderer, der gekommen ist, diese Natur anzuschauen, oder der seinem inneren Triebe in diese dunklen Wälder nachgeht, hier einspricht und eine Erfrischung begehrt. Hinter diesen Häusern gehen die Berge ziemlich steil hinan, sind mit allerlei Laubgebüschen, namentlich Birken, untermischt, mit Nadelwaldung bekleidet, und zeigen schon sanft hervorblickend den Felsen, der nach abwärts immer häufiger, ja endlich ganz herrschend wird. Über das Wasser hinüber schauen die Fenster dieser Häuser auf dichten, sehr frischen, sehr dunkeln Nadelwald, der mäßig ansteigend sich in großer Breite über die Berge hinauslegt. Wie es meistens geschieht, wo das Land zu beiden Seiten gegen die Enge eines Flußbettes hereingeht, daß Knollen und Steine in dem letzteren liegen, die das Wasser aufhalten, und daß der schmale Raum des Bettes dasselbe auch schneller zu fließen zwingt, so ist es auch hier: die Moldau, die sonst so langsam geht, so daß sie bei Oberplan, bei Untermoldau, bei Friedberg oft wie eine träge, schillernde Schlange in den Wiesen liegt, verläugnet hier ihre Art und

Weise, und sie schäumt und rauscht, fast wie ein lebendiges Wasser in dem jenseitigen österreichischen Lande der Alpen. Es sind sehr sonderbare Lichterspiele, wenn man an einem Vormittage hier steht und die Sonne über die Berge hereinscheint, wie sich der blendende Schaum, dann das hellbraune Gold bei überstürzenden Stellen, und das tiefe Schwarz bei augenblicklicher Stille mischen, und alles das unaufhörlich weiter hastet und treibt. Aber ganz ernster und schöner wird diese Erscheinung erst weiter unten von Kienberg, wo eine Gesellschaft von Felsen steht, die Bäume immer weniger und kleiner werden, der Stein sich mehrt, und endlich allein in größter Fülle die Herrschaft führt. Zerschlagene, zertrümmerte Steine liegen umher, ein mächtiger Felsenbau erhebt sich und trägt die graue Brust aus dem ringsum liegenden Reiche der Zerstörung empor, einzelne gelichtete Stämme stehen, und zwischen ihnen kommt das unsägliche Rauschen herüber. Das Rinnsal ist sehr verengert, die Moldau muß über tausend Steine hinüber, sie führt Baumstämme herbei, klemmt sie zwischen die Felsen, stellt sie auf, strickt sie ineinander, und muß durch, sie muß auch dem mächtigen grauen Baue der Felsen ausweichen, sie muß um ihn herum, und braust und ächzt, wie ein lebendiges Wesen, das aus einer ängstlichen, gefahrvollen Lage mit aller seiner Arbeit heraus will. Die Leute nennen diese Stelle die Teufelsmauer, und es geht die Sage, daß der Teufel, dem es nicht recht war, daß die Abtei Hohenfurth gebaut wurde, da er in Gefahr gerieth, viele Seelen, die sich hier erbauen, zu verlieren, den Plan gefaßt habe, die frommen Väter, die da hausen, mit dem Wasser der Moldau zu ertränken. Er erkor zu diesem Zwecke eine Nacht, in der er alle Steine, die in der Gegend zu finden sind, auf diese eine Stelle

zusammen tragen und eine Mauer bauen wollte, daß sich das Wasser in der Bergenge zu einem See schwelle, den er dann plötzlich mit Öffnung seiner Schleuße auf das heilige Gebäude ließe. Er nahm aber zu viele kleine Steine, die auf der Oberfläche der Berge herum lagen, und mußte zu oft gehen, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn er die großen, in die Erde verwachsenen, genommen hätte. Es geschah daher, als er sehr emsig trug, daß plötzlich der Hahn krähte, ein blasses Morgenlicht in den Lüften erschien, und die Engel im Himmel oben ihre Frühgebete begannen. Er mußte nun davon, und die Sache lassen, wie er sie hatte. Man zeigt noch zum ewigen Angedenken den Platz, und man sieht deutlich, wie er sein Werk nicht hatte vollführen können, und die Trümmer nur ordnungslos auf einander liegen. Darum sind in der ganzen Gegend so wenig Steine auf der Oberfläche der Erde, und an einigen Felsen, die an der Teufelsmauer herunten liegen, erkennt man auch noch trotz Regen und Wind, die darüber hingewaschen haben, das Hufeisen, welches in die harten Steine eingetreten worden und da geblieben ist. Die Väter weiheten die Stelle und das ganze Gebiet der Moldau, daß er in der andern Nacht nicht weiter fahren und überhaupt sich so etwas nicht mehr beikommen lassen konnte.

Von da geht die Moldau hinter der Enge der Teufelsmauer in allerlei Gehölze und Gebüsch, das aber nicht mehr sehr lange dauert, sondern die Wildniß bricht schier auf einmal ab, das Wasser kommt in das lichte Land, und rollt beschwichtigend und nur mit kleineren, minder lebhaften Wellen am Waldkloster von Hohenfurth vorüber. Dann geht es gegen die alte, einst bedeutende Stadt Rosenberg, und nicht weit vor ihr beugt sich das

Bett der Moldau, welches bisher gegen Morgen gezielt hatte, ab, und sie strömt gegen Mitternacht in die weiten Länder hinaus, muß endlich, obwohl sie die größere ist, den Namen verlieren, neue Räume kommen, wo sie mit ihrer Schwester im breiten Strome wallt, und vielleicht alle die Ereignisse und Dinge vergessen hat, die sich im fernen Walde, in ihrem ersten Laufe und in ihrer Jugend zugetragen haben.

Wir verweilten darum so lange mit unsern Worten in der Gegend des Kienberges und der Teufelsmauer, weil dies der Ort ist, wo wir den Waldgänger kennen lernten, und wo er so lange unter den Bewohnern gelebt hat.

Man wußte nicht, woher er gekommen war; die Leute, die an seine Art und sein Wesen gewohnt waren, thaten sich diese Frage gar nicht mehr, sondern nahmen ihn als einen, der da ist. Eine Weile hatte er in dem Marktflecken von Hohenfurth gelebt, und als wir ihn sahen und manchmal in seiner Gesellschaft waren, betrachteten wir ihn nicht anders als wie Knaben und Jünglinge die um sie lebenden Greise zu betrachten gewohnt sind. Sie finden sich auf einer Welt, die so freudig und schön ist, und die ihnen gleichsam ganz allein gegeben ist, sie haben den Begriff des Altwerdens noch gar nicht erhalten, die Greise sind schon neben ihnen vorhanden, wie es Buchen und Eichen gibt, die auf irgend einem Platze stehen, und wie der Thurm da ist, der von der Kirche empor ragt. Er war einer, der einmal in Hohenfurth gewohnt hat, und jetzt auf dem kleinen Häuschen zwischen Goblenz und Lippen lebt, wo die Berge so schön gegen den Wald hinab gehen, und welches Häuschen dem Hanns Simmibauer gehört, der ein gar besonders kleines Weibchen und keine Kinder hat. Wir Knaben würden ihn vielleicht so angeschaut haben, wie

wir den Hirten Philipp, den Abdecker Adam, der in dem kleinen Häuschen wohnte, das oberhalb dem Kloster Hohenfurth in dem Graben an der Moldau steht, den Schwämmesucher Konrad, und den Hohlerbauer, der immer in der Sonne saß, angeschaut haben, lauter Männer, die, so weit wir uns erinnerten, immer alt waren: wenn er nicht etwas gehabt hätte, was unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und uns mehr zu ihm zog, als sonst junge Knaben gerne zu alten Männern gezogen werden. Er hatte nämlich allerlei und die verschiedenartigsten Schmetterlinge in seiner Kammer. Er trug sie aus der Gegend nach Hause, oder er zog die geringelten, schönfärbigen, oft glatten, oft behaarten und mit Spießen versehenen Würmer auf, die man zuweilen auf dem Wege oder im Grase kriechen sieht, und daraus wurden ebenfalls Schmetterlinge. Er hatte viele Brettchen, auf diese spießte er sie mit Nadeln an, und breitete ihnen die Flügel auseinander, welche dann so blieben. Einmal trafen wir ihn auch, wie er einen malte. Er hatte ihn vor sich auf einen weißen Bogen Papier gespießt, und auf einem andern Papiere bildete er ihn mit Farben nach. Aber er hat dies später wieder aufgegeben. In mehreren Schachteln hatte er sie aufbewahrt, wo sie mit Nadeln in dem Boden staken, und die Schachteln hatte er unter dem Tische und in einem Winkel der Kammer stehen. Wir sahen da zuweilen diese Dinge, und erkannten, wie verschieden und seltsam sie sein können. Wenn man ein Kind ist, kennt man zuerst die weißen, weil sie überall herum fliegen, haufenweise vorhanden sind, und nach Regen oder im Thaue gerne von einem Blatte schwer herab hängen, und sich mit den Fingern nehmen lassen. Dann lernt man die bunten kennen, die viel seltener sind — in unserer Gegend heißt man sie goldene —

und die man alle für dieselben hält, daher wir keine weitere Eintheilung kannten, als in weiße und goldene. Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den schönen Namen Lustinen, und wir redeten daher blos von weißen und goldenen Lustinen. Darunter begriffen sich aber nur die eigentlichen Falter oder Tagvögel, die Dämmerungs- oder Nachtvögel, die wir eher scheuten, namentlich wenn sie recht dicke Leiber und breite, stark behaarte Nacken hatten, hießen wir Zauberinnen, und zählten sie den Schmetterlingen gar nicht bei, sondern hielten sie für fliegenartige, garstige Thiere. Hier sahen wir nun, daß es nicht eine, sondern unzählige verschiedene Arten von goldenen Lustinen gäbe, und daß einige noch viel goldener seien als andere, namentlich als die, die wir sonst für die goldensten gehalten hatten, die er aber für gemeine erklärte, die überall herum fliegen, und die er mit dem Namen großer und kleiner Fuchs benannte. Auch sahen wir zu unserem Erstaunen, daß die Zauberinnen nicht nur zu den Schmetterlingen gehörten, sondern auch, daß sie die Flügel, die sie sonst, wenn wir sie sahen, immer nach hinten hängend über dem dicken Leibe und den garstigen, haarigen Füßen daher schleppten, recht schön entfalten können, daß da ganz neue zum Vorschein kämen, daß sie sehr groß seien, und daß sie, wenn sie auch nicht gerade golden sind, doch in schönen Farben glänzen, und oft prächtige Kleider, wie Königsmäntel haben. Da waren einige, die zu den traurigen, grauen Oberflügeln gar nicht passende schimmernde, feurige Unterflügel hatten, und mitten ein Band durch dieselben, wie eine Zierde in Kirchengewändern — andere hatten große, geringelte Augen auf den grau durcheinander gezeichneten Flügeln — und andere hatten schwarze, grüne, purpurrothe Striche. Von dem dick-

pelzigen Nacken, der bei einigen bauschig war, wie eine Eule, bei andern spitzig, wie ein Vogel, ging die lange, gerollte Sangzunge hervor, und die starken, haarigen Füße streckten sich nach abwärts. Wir sahen Alles an, er zeigte es gerne, und ließ die Schachteln offen, daß wir die Dinge recht betrachten konnten. — Er wohnte, wie wir sagten, in der Kammer bei dem Simmibauer, das heißt, der Simmibauer war kein Bauer, wie etwa sein Name sagte — sein Vater oder Ur-Ur-Vater mochte einer gewesen sein — sondern er war ein Holzhauer, trieb auch bei Gelegenheit, wenn Nachfrage darnach war, Kohlenbrennerei, und wenn die Scheite auf der Moldau geschwemmt wurden, war er mit einer Stange bei der Teufelsmauer unten, und half leuken, die ausgestoßenen hinein werfen, die säumigen in das Fahrwasser bringen, und die gespreizten und verstrickten lüften. Das kleine Weibchen war immer zu Hause, wirthschaftete, oder that auf dem Kraut- oder Kartoffelfelde, was nothwendig war. Die Kammer, in der der alte Mann wohnte, hatte nur ein Fenster, wo der Tisch war, hinten stand ein Bett, über das ein weißes Tuch gedeckt war, dann stand die Truhe und ein Stuhl, und der Boden wurde zu Zeiten mit Wasser und Sand gerieben. Er hatte sehr viele weiße Haare, ein rothes, freundliches Gesicht, und immer den breiten Hut auf, den wir schon nirgends mehr viel sehen, außer wenn wir den Hirten Philipp ausnehmen, der auch einen solchen hatte. Die ledernen Beinkleider, die er, wie sie in der Gegend gebräuchlich waren, trug, mußten seine einzigen sein; denn er hatte nur immer dieselben an, und sie hatten im Regen und Sonnenschein ihre Weiche und Farbe schon verloren, daß sie stellenweise starr und fast graufarbig geworden waren. Die Leute hielten ihm für übel, daß er Schmetterlinge suche und nach Hause trage, was uns Knaben

gerade besonders an ihn zog, und sie lachten ihn darüber aus, weil sie nicht sahen, wozu das sei; aber weil er sonst unbedeutend und friedfertig war, so ließen sie ihn eben, und gewöhnten sich daran. Er saß auch recht oft unten in der Petermühle, die nicht weit von dem Mörixhofe ist, und wenn er lange auf dem Steine gesessen war, der unter dem Dachüberhub der Mühle liegt, so stand er auf, und ging über den Berg zurück in das Häuschen des Simmibauers. Auch saß er gerne bei der Brettersäge, die nahe an dem von Balken gezimmerten Wehr stand, über welches das Wasser glänzend hinab schoß. Es lagen dort eine Menge von allerlei Dingen, hauptsächlich Balken, Bretter, Blöcke, dann auch Stangen, und endlich Reisig und dürres Gras, das das Wasser einmal dahergeschwemmt hatte. Da saß er gerne auf einem Holzblocke und sah dem Rinnen des Wassers zu und dem Glänzen desselben. Aber nicht nur in der Petermühle war er gerne gesehen, sondern auch in den andern Häusern herum. Es gab kein einziges, in dem er nicht schon einmal gewesen wäre. Vorzüglich aber, wenn man den Mörixhof ausnimmt, in den er auch gerne ging, besuchte er am öftersten jene Holzhäuschen, welche in dem Thalgange der Moldau stehen, wie wir sie oben beschrieben haben, oberhalb des Kienberges, oder auch im Kienberge selbst, oder gar jenseits der Moldau in den Neuhäusern, wo der Jesuitenwald eine Blöße läßt. Er durchwandelte manchmal das ganze Thal, und wenn die Nacht über ihn kam, blieb er in einem der Häuschen, wo man ihn gerne behielt. Wenn er Mittags gegenwärtig war, aß er mit den Leuten, wie es denn überhaupt in jener Gegend die Sitte ist, daß die Leute, wenn man zufällig zu ihrem Essen kommt, sagen: „Gehet her, und esset mit uns.“ Er zahlte für dieses Essen nie etwas; wenn er

aber in dem Wirthshause im Kienberge sein geringes Mahl einnahm, so zahlte er es aus seiner Barschaft, so wie er seine Wohnung und das, was ihm das kleine Weibchen kochte, wenn er zu Hause war, alle Wochen bezahlte.

Außer seinen Gängen in der Gegend herum schien er auch noch den Wald besonders zu lieben. Er ging recht oft in denselben hinaus, und da ging er nun zwischen den Birken und zwischen den Haselnußgesträuchen oberhalb des Kienberges herum, oder in den Föhrenwäldern, die sich dort häufig vorfinden — ja selbst in den großen, dichten, weit ausgebreiteten Wald ging er gerne, der jenseits des Wassers liegt, und von dem wir oben sagten, daß sich vorzugsweise nur Holzhauer- und Jägerpfade in demselben vorfinden. Die Leute kamen ihm auch darauf, daß er Moose aus dem Walde nach Hause trage, sie recht schön ausbreite und betrachte.

Von dieser Eigenschaft, die Wälder gerne zu besuchen, welche sich kurz nach seiner Ankunft als die vorzüglichste und auffallendste zeigte; — denn die Bewohner jener Gegend mit dem ewigen Anblicke ihrer überall herumliegenden Wälder vertraut, und von der Schönheit derselben nicht mehr ergriffen, außer wenn sie in Länder kommen, wo keine sind, wo sie dann von einem unsäglichen Heimweh befallen werden, gehen nie in den Wald, außer wenn das Holz ausgetheilt und angewiesen wird, wenn sie dasselbe schlagen und nach Hause führen, wenn sie Schwämme oder Beeren oder Feuerschwamm suchen, und endlich, wenn der eine oder der andere ein Jagdfreund ist, und von den Jägern im Herbste eingeladen wird, mit zu gehen — mochte er den Namen Waldgänger erhalten haben, mit welchem sie ihn sehr bald im Anfange bezeichneten. Von bloßem Spazierengehen ist überhaupt

in jener Gegend nicht viel die Rede, weil die Leute fast immer im Freien mit vielerlei und vieler Bewegung ihren Geschäften obliegen, Abends, wenn der rothe oder goldgelbe Himmel über ihren dunklen Wäldern flammt, nach Hause gehen, und daher das Spazierengehen wohl von dem Pfarrer und andern Herren begreifen, nicht aber von einem, der gekleidet ist, wie sie. Er mochte von dieser Bezeichnung wohl kaum etwas wissen; denn anfangs nannten sie ihn im Gespräche mit ihm, wie es dort Sitte ist, blos „ihr," später, da sie vertraulicher wurden, wie es ebenfalls Sitte ist, gebrauchten sie seinen Vornamen Georg. Denselben wandten sie endlich auch im Gespräche unter sich an, nur wurde er sonderbarer Weise immer der Simmigeorg genannt, von dem Umstande, daß er bei dem Simmibauer wohnte, und von der Eigenschaft der Landbewohner und Kinder, die Dinge nach dem gegenständlichsten und greifbarsten Merkmale zu bezeichnen. Aber ganz abkommen konnte der Name Waldgänger nie mehr, weil abgeschlossene und einsame Menschen an ihren einmal angenommenen Dingen haften, wie die Wurzeln ihrer großen Tannen in dem Grunde ihrer Berge, wie die Rinnsale ihrer Wässer, die, eingekeilt in den Thälern, fortgehen müssen, während der Strom der Ebene oft sein Bette verändert, und wie ihre Nebel, die oft den ganzen Tag um die Bergspitzen weben, und Lichterspiele und Schatten malen, während draußen in der Ebene blos ein einfacher, dürrer, heißer Tag ist. Vorzüglich nannten ihn noch alle diejenigen den Waldgänger, die weiter von ihm entfernt wohnten, die ihn selten oder gar nicht zu Gesichte bekamen, und zu denen blos gelegentlich die Rede und der Name von ihm gedrungen waren. Wie es geschieht, stellten sie sich dann unter dieser Bezeichnung etwas ganz anderes vor, als den bedeutungs-

losen Mann, der sich in gar nichts von den Männern seines Alters in der ganzen Umgegend unterschied — so wie auch wir jungen Leute der Schule ganz anders von ihm dachten, ehe wir ihn, da wir gelegentlich in die Ferien kamen, kennen lernten, und uns zu ihm drängten, daß er uns seine Sachen zeige. Das einzige, was uns auffiel, war, daß er nicht ganz so die Sprache rede, wie sie in jenen Gegenden gebräuchlich war, sondern daß ein fremder Klang durch dieselbe ziehe; aber als wir dann in der lateinischen Schule waren, wohin so viele Mitschüler aus allerlei Theilen des Landes zusammen kamen, die unsere Sprache sehr verschieden redeten, sich gegenseitig aufzogen, und uns über manche unserer Eigenthümlichkeiten höhnten, bekamen wir selber Mißtrauen in die Sprache, die wir redeten, und verübelten es dem alten Manne nicht mehr, wenn er manche Worte anders sagte, als es die Leute thaten, die um ihn lebten.

Wir haben oben gesagt, daß er häufig in der Gesellschaft eines Knaben gesehen worden sei, der barfüßig und barhäuptig war, und schlechte Kleider hatte. Wenn jemand viel Gelegenheit hatte, jene Knaben des alten spanischen Malers Murillo zu sehen, die er so schön gemalt hat, so kann er sich ungefähr eine Vorstellung von dem Buben machen, der in der That fast unzertrennlich bei dem alten Manne war.

Die Sache ist so gekommen.

In der ganzen Gegend jener Wälder sind an verschiedenen Stellen kleine, meist hölzerne, oft auch gemauerte, zuweilen verkommene, zuweilen aber auch recht reinliche Häuschen, je nachdem der Bewohner ist, zerstreut, die man Hegerhäuser nennt, und deren Bewohner der Heger ist, ein Mann, der über irgend ein Gefälle irgend eine Gattung Aufsicht hat. So gibt es zum

Beispiele Fischheger, deren Geschäft darin besteht, daß sie in dem ihnen zugewiesenen Raume sich immer an dem Wasser aufhalten, hin und her gehen und die Flußtheile besuchen, daß Niemand unbefugt und zu unrechter Zeit fische. Die verbreitetsten aber sind die Holzheger, oder Waldheger. Sie haben die untersten und letzten Theile des Forstgeschäftes zu besorgen, und stehen unter den Jägern, die Forst- und Waidmänner sind, und entfernter unter den Forstmeistern, die schon höher stehen, und nur bei entfernten Stellen herum zerstreut sind. Alles, was sich auf Begehung des Waldes, auf Ansicht der neu emporkommenden Bestände, auf Nachforschung über gerissene Stämme, Windbrüche, eingestürzte Stellen, auf schlagbare Striche, auf muthmaßliche Austheilung und Anweisung der Stämme an die forstgehörigen Leute, und dergleichen bezieht, ist das Geschäft des Holzhegers. An das immerwährende Herumgehen in den Wäldern gewohnt, kommt diese Art und Weise auch in die Natur der Kinder, und es fiel Niemanden auf, daß der Sohn eines solchen Hegers, ein ganz kleiner Bube, immer mit dem alten Mann, den sie den Waldgänger hießen, herum gehe, und den Eltern des Knaben fiel es auch nicht auf, und sie hatten nichts dagegen. Weder zu den besten noch zu den schlechtesten gehörend, steht in einer zurückgehenden Wiese, auf der Kraut und Kartoffelfelder und ein Gärtchen sind, das Hegerhäuschen des oberen Raimund. Weiter hinten liegen noch ein paar große, graue Steine, dann ist ein aus dünnen Stämmchen geflochtener Zaun, durch den die Hühner aus und ein kriechen können, und dann beginnt der Wald, der weit zurück in das Thal und über die Schwellung der Berge geht. Die zwei Steine zeigt der Heger gerne als die einzigen in seiner Nähe, die der Teufel nicht im

Stande war fortzutragen, als er die Mauer baute, weil sie gar zu ungeheuer groß waren, und zu tief, bis mitten in die Erde gingen — und in der That, in der Nähe des Hegerhauses findet man keine Steine, aber weiter draußen über die Berge hin und in den Thalrinnen, gegen die sie herein stürzen, finden sich genug, wiewohl der Aberglaube sich gegen offenbare Thatsachen verblendend behauptet, es gäbe in der ganzen Gegend keine losen Steine, weil sie alle in dem einzigen, großen, ungeheuren Haufen in der Moldau lägen. Der obere Raimund heißt er darum, weil auch weiter unten, zwischen Hohenfurth und Rosenberg, auf einer ähnlichen Waldwiese ein Hegerhäuschen steht, dessen Bewohner Raimund heißt, und der untere Raimund ist, da die Leute hier Alles mit dem Vornamen zu benennen gewohnt sind. Mit dem oberen Raimund kam der alte Georg öfters zusammen, war es nun Zufall, oder war es, weil sie beide dieselben Gegenden und dieselben Waldbestände häufig begingen. Sie lernten sich kennen, sprachen oft mit einander, und wenn der Waldgänger in der Nähe des Hegerhäuschens war, so machte er wohl gerne einen Umweg, oder er ließ sich eine weitere Wanderung, als anders wohin gefallen, um dort zu Mittag zu essen, oder über Nacht zu bleiben. Der Hegerin brachte er dann gerne, wenn er zu Zeiten in das weitere Land hinaus ging, ein Tuch, irgend einen Stoff auf einen Rock, oder sonst etwas, das ihr Freude machte und noth that. Die Hegerin hatte aber auch einen Knaben, der, als der Waldgänger zum ersten Male in dem Häuschen war, sieben Jahre alt sein mochte. Er saß eben, als der Vater mit dem fremden Manne kam, und die Mutter, weil es schon fünf Uhr Nachmittags war, in die Küche lief, um ihnen das Mittagessen aufzuwärmen, neben dem Zaune, wo ein

ganz winzig dünnes Wasserfädlein herein rann, das von dem Waldberge herab gekommen war, und störte mit einem Holze die schwarze Wiesenerde, über welche das glasklare Wässerlein floß, auf, daß es getrübt wurde, und so über die Wiese, an den großen Steinen vorbei, und durch Gebüsche wieder hinaus, in den Wald ging. Er hatte bei seinem Geschäfte nicht blos die Hand, sondern auch den Ärmel des Hemdes von der so leicht färbenden schwarzen Walderde beschmutzt. Mit den Füßen mußte er schon früher in dem Wasser herum gearbeitet haben; denn sie waren nicht nur naß, sondern auch, wie die nicht gar weit herab reichenden Beinkleider von derselben Erde, wie die Hände, beschmutzt. Neben ihm im Grase lagen mehrere aus Tannenholz gespaltene, schneeweiße, kurze und kleine Scheitchen, wie man sie gerne zu der Feuerung auf der Leuchte verwendet, wenn man auf ihr kocht — denn zum Leuchten hat man das fette, föhrene Kienholz — und waren nach einer gewissen Ordnung in dem kurzen, dunklen Grase, das auf der Walderde wuchs, gelegt.

„Was hast du denn wieder mit dem Holze gebaut, Simi?" fragte der Vater.

„Hohenfurth," antwortete der Knabe, der mit den großen, blauen Augen zu den zwei Männern hinauf schaute.

„Ihr müßt wissen, daß ich nicht umsonst fragte," sagte der Vater zu seinem alten Begleiter; „denn der Bube baut lauter Hohenfurth. Wenn er Steine in eine Zeile legt, so ist es Hohenfurth; wenn er die Holzstücke in eine viereckige oder fünfeckige Gestalt zusammen bringt, so ist es Hohenfurth; wenn er unten am Zaune sitzt, und der Hirt von den Kienberghäusern in der Nähe ist, sagt er: „Vater, da geht eine Ziege nach Hohenfurth,

da geht ein Bock nach Hohenfurth, da schwimmt ein Holz nach Hohenfurth."

„Vielleicht hat ihm Hohenfurth so gefallen, daß er es sich immer merkte," sagte der Waldgänger.

„Er ist ja noch gar nicht dort gewesen," antwortete der Heger.

„So laßt ihn einmal, wenn wir näher bekannt geworden sind, mit mir hinab gehen," sagte der Waldgänger, „ich werde ihm die Kirche zeigen, vielleicht gefällt sie ihm."

„O ja, ihr könnt ihn mitnehmen," antwortete der Heger, „er geht gleich mit — wie oft ist er schon in den Wald hinauf gegangen, und ist immer wieder gekommen."

Mit diesem Gespräche sind die zwei Männer bis zu dem Hause, und von da in die Stube des Hegers hinein gelangt, indeß der Gegenstand, von dem sie sprachen, draußen sitzen blieb, und die Augenlieder, um auf sein Geschäft zu schauen, wieder über die blauen Augen herab zog, die schier ein Eigenthum jener Gegend zu sein scheinen, so oft kommen sie in derselben vor. Sein Spiel aber schien ihn nicht mehr besonders zu freuen. Denn er schlug mit dem Holze, statt blos in dem Wasser herum zu stören, auf die Oberfläche desselben, daß es auf die Wiese und auf seine Gestalt spritzte. Endlich hörte er ganz auf, und saß blos auf dem Grase und schaute. Er war nicht anders, als gewöhnlich Kinder in jenen Waldgegenden sind, oder vielmehr, er war ärmer, als die meisten dieser Kinder. Über den blauen Augen hatte er eine Menge blonder Haare, wie sie überhaupt, man könnte sagen, ohne Ausnahme, die Kinder jener Gegenden haben. Jedoch diese blonden Haare trug er nicht etwa in Locken, wie die Stadtmaler, wenn sie Kinder der Wildniß,

gleichsam Waldengelein malen wollen, sie darstellen würden, sondern dicht um die Stirne, wie sie wuchsen. Als Kleidung hatte er ein ledernes Beinkleid, gerade wie das des Waldgängers, nur daß es nicht unter den Knieen mit Riemen zu binden war, sondern etwas weiter hinab ging, offen stand, und die ungeschonten Füßlein hervor gehen ließ, die oft von Gestrippe zerkratzt, aber gesund und tauglich waren, wie die des Rehes. Das Lederbeinkleid wurde von einem Hosenträger gehalten, der breit und roth war, und über das Hemd ging, das die Brust und die Schultern deckte, und das einzige fernere Kleidungsstück war, das er noch an hatte. Der Hals war bloß, und die Händchen schauten auch ziemlich weit aus den Ärmeln heraus, die ein blaues oder rothes Besetzlein hatten. So war er jetzt angezogen, weil es Sommer war; im Winter, wenn er im Schnee herum ging, steckte ihn die Mutter noch in einen Schafpelz und in starke Stiefel und Strümpfe. Einen Hut oder sonst eine Kopfbedeckung hatte er weder im Sommer noch im Winter.

Es war ein recht schöner, blauer Taghimmel über dem kleinen Stückchen Wiese, auf dem er saß, ringsum ging der Wald, unten war ein Zaun, und draußen zwischen den grauen Steinen floß das Wasser der Moldau. Damit das Bildchen noch heimlicher werde, kräuselte sich der blaue Rauch von dem Feuer, das die Hegerin gemacht hatte, über dem grauen Dache zu der ruhigen Luft empor.

Die Männer saßen indessen, während der Bube im Grase war, drinnen in der Stube an dem Tische, auf welchen endlich die Hegerin das Mittagsmahl brachte, das sie ihrem Manne aufgewärmt hatte, der bei seinen vielen Waldwanderungen oft so spät nach Hause kam, daß sein Mittagsessen und Abendessen

füglich in einander fallen konnten. Sie brachte zwei Teller und zwei Bestecke, und die Männer aßen von den aufgesetzten Speisen, während sie bei ihnen sitzen blieb. Der Heger erzählte dem Weibe, daß er den Mann da in den Humschlägen getroffen habe, daß sie sich schon lange gekannt, oft mit einander gesprochen haben, und zuweilen, wie es sich eben schickte, eine Strecke mit einander gegangen seien. Heute habe er ihn mit herab genommen, weil er eingewilligt habe, und sein Weg ohnedem an dem Hegerhause vorbei ging. Nach dem Essen blieben sie noch eine Weile sitzen, und erzählten einander. Des Abends ging der Gast, da der gelbe Himmel über den dunklen Waldhöhen stand, wieder von dem Häuschen fort, und wanderte noch zu dem Kluckhäusler an der schwarzen Wand hinüber, wo er über Nacht blieb.

Ein anderes Mal, als der Waldgänger wieder in dem Häuschen war, und beide, er und der Heger, auf das Versprechen vergessen hatten, den Buben einmal nach Hohenfurth zu führen, saß derselbe auf der bemalten Kleidertruhe seiner Mutter, hatte ihr Gebetbuch in den Händen, und las daraus: Burgen, Nagelein, buntes Haidlein — und andere abenteuerliche Worte, die ihm in seiner Einbildungskraft beikamen.

„Kann er noch nicht lesen?" fragte der Waldgänger.

„Nein, er kann es noch nicht," antworteten die Eltern.

Es wurde diesmal nicht weiter gesprochen; aber wenn nun der alte Mann, der jetzt öfter zu den Hegerleuten kam, in der Stube an dem buchenen Tische saß, und redete, fehlte der Knabe niemals, sondern er saß, oder kauerte auf einem Geräthstücke, und hörte zu, wobei er die großen, blauen Augen sehr weit öffnete. Zuweilen, wenn etwas gar besonders erzählt wurde, stand ihm auch, wie es Kindern manchmal geschieht, der Mund

offen, damit ihm ja nichts von den gehörten Sachen verloren gehe. Später richtete der alte Mann auch gelegentlich ein Wort an ihn, und sagte etwas zu ihm und fragte ihn um etwas — und einmal, da er von dem Häuschen in den Wald ging, um Moose zu suchen, ging der Knabe, ohne weiter ein Wort zu sagen, mit ihm. Er ließ es geschehen, und brachte ihn am Abende wieder nach Hause. Dies ereignete sich nun öfter, da der Waldgänger stets häufiger zu dem obern Raimund herüber kam, und zuletzt geschah es, daß, wenn er seine Sachen zusammen suchte, und von dem Häuschen in den Wald ging, der Knabe schon allezeit gerüstet da stand, um ihn zu begleiten. Sie gingen mit einander und wurden mit einander gesehen. Es fiel den Leuten nicht auf; denn, obwohl sie immer zu arbeiten hatten, war es ihnen doch natürlich, daß ein alter Mann, der nichts mehr zu thun hatte, in den Wald gehe, und dort nach allerlei Dingen herum suche, und daß ein Knabe, der noch nichts zu thun habe, weil er zu klein ist, ihn begleite. Die Eltern machten sich nichts daraus, weil sie in den alten Mann Vertrauen hatten, und überhaupt ihr Kind nicht so sehr vor den Wirkungen der Natur und den Menschen bewahrten, wie es etwa die Städter und die reichen Leute thäten, vorzugsweise machten sie sich darum nichts daraus, weil sie von der Beschäftigung des Vaters her an das Herumgehen und Steigen in dem Walde und seinen Schluchten gewohnt waren, und es für ein begehrenswerthes Ding hielten.

So ging eine Zeit dahin, und der Waldgänger kam immer öfter und lieber in das Häuschen des oberen Raimund hinüber, und wenn er den Knaben nicht zu Hause fand, weil doch die Kindheit und die Jugend keine Folgerichtigkeit hat, und er seinem Triebe folgend allein in den Wald hinaus gegangen war, so eilte

der Greis bald an diese, bald an eine andere Stelle, wo sie sonst gerne waren, um ihn zu suchen. Er hatte ihn, seinem Vorsatze getreu, da schon der Sommer beinahe zu Ende ging, einmal nach Hohenfurth hinunter geführt, und hatte ihm die Kirche gezeigt. Er führte ihn vor die Bilder und ließ sie ihn anschauen, er führte ihn vor das verschiedene kunstreiche Schnitzwerk und die Verzierungen der Stühle und Mauern, und endlich zu den Glocken hinauf. Dann gingen sie wieder auf dem Fußpfade, der über die Teufelsmauer führt, zurück, und durch den Wald über Dornen, spitze Hölzer, knorrige Wurzeln, und über die bemoosten Steine und den feuchten Moorweg zu den Eltern hinauf. Dann kam ein milder Winter, in welchem sie in Juchtenstiefeln in dem wenigen Schnee herum gingen, der oft weich zwischen den Bäumen lag, die ruhig in der gelinden, grauen Nachmittagsluft standen, und auf sie herab tropften. Als endlich schon aller Schnee von den ganzen Bergen weg war, und sie unten in Hohenfurth die Auferstehung des Herrn begingen, führte er ihn zu dieser Nachtfeier in das Kloster hinunter, und ließ ihn von einer kleinen, abgelegenen Stelle des Chores in das große Lichtmeer, das von den vielen Kerzen in der Kirche angezündet war, hinunter schauen, und ließ ihn die Fahnen sehen, die von dem Lichte angeleuchtet waren und farbig und schimmernd zu dem Feste in der Kirche herum standen. Dann warteten sie, bis die Stimmen der Priester ertönten, und dann der Gesang des Volkes, und auch die ganze Musik der Kirche und der Schall der feierlichen Trompeten und Pauken. Als das Fest vorüber war, war es draußen auch schon ganz finstere Nacht geworden, und sie gingen bei dem Lichte einer schlechten Laterne, das der Waldgänger angezündet hatte, den langen Weg durch die Wälder und

dem angeschwollenen Moldauwasser entgegen zu der kleinen Wiese und dem darauf gelegenen Häuschen zurück. An einem der schönen Tage, die nun folgten, da schon alles trocken war und nur mehr die unzähligen kleinen Frühlingswässerlein in den Furchen der Wälder herab rannen, führte er ihn auf die Humberge hinauf, die gegen Mittag von dem Häuschen stehen und von deren Schneide man noch weiter gegen Mittag über das Land Österreich bis in die Steiermark hinüber sehen kann, und ließ ihn auf die blaue Kette der Alpen schauen, die in der dünnen, klaren, blassen Frühlingsluft wie ein Porzellanbildchen draußen lagen.

Sonderbar war es, daß der Bube jetzt, seit er wirklich in dem Kloster unten gewesen war, kein Hohenfurth mehr baute, und auch keine Dinge mehr nach Hohenfurth wandern ließ; war es nun, weil er unterdessen doch älter geworden war — denn ein einziges halbes Jahr reicht in jener Kinderzeit sehr weit vorwärts in der Förderung der Entwicklung — oder war es, daß er sah, daß außerhalb Hohenfurth die Welt noch weit fort liege, und dasselbe nicht das Ende der Dinge sei, oder war es endlich, daß sich jetzt das Urbild in ganz bestimmter Gestalt in seine Vorstellung geprägt hatte, und jenen unbestimmten Duft der Einbildungskraft verscheuchte, der immer ohne Gestalt darinnen schwebte, und das Herz zur Gestaltgebung gereizt hatte.

Von nun an waren sie fast unzertrennlich beisammen. Die Eltern gestatteten sogar auch, daß der Knabe mit dem Greise in seine Wohnung zu dem Simmibauer hinübergehe, und dort über Nacht bleibe, wozu man ihm ein Bettlein auf die Erde gemacht hatte, oder daß er mit dem Waldgänger sonst wo herum wandere, und wenn sie die Nacht überkam, sein Lager mit ihm in

irgend einem Häuschen theile, wo sie gerne aufgenommen waren. Man sah sie jetzt oft mit einander in dem Walde emporsteigen, wie der Greis mit dem breiten Hute in der Furche voranging und der Knabe ihm folgte — oder man sah sie an dem Bette der Moldau sitzen, deren Wasser den Sand lieblich säumte, und um die Knollen Steine herumging, die auf demselben lagen, wobei der Knabe gerne die Füße im Wasser hielt und dasselbe daran waschen ließ, während der Greis höher saß und erzählte — oder man sah sie auch in dem Gesteine der Teufelsmauer herumgehen, namentlich in den vielen zerworfenen und zerklüfteten Trümmern, die an dem Fuße des großen Blockes und rings um seine abgewaschene Krümmung herum lagen, und man sah sie hiebei auf die Erde blicken, als suchten sie etwas, oder betrachteten etwas, das zwischen den Steinen liegen müsse, und die Bewegungen des Greises machte der Knabe genau nach.

Im Verlaufe des Sommers, der auf den gelinden Winter folgte, sagte der Waldgänger einmal zu dem Heger Raimund, als sie am Tische saßen und die Hegerin auf die Worte der Männer hin hörte: „Ich werde euren Knaben lesen und schreiben lehren.“

„Wird es ihm nützen?“ fragte der Heger.

„Da er auch daneben etwas anderes thut,“ antwortete der Waldgänger, „so wird es ihm nicht schaden. Das Rechnen aber, welches ich ihn auch lehren werde, wird ihm gewiß nützen, denn er braucht es sehr oft.“

„Meinetwegen, so könnt ihr es thun,“ sagte der Heger.

„Es wird sehr gut sein,“ redete die Hegerin darein, „ich gebe ihm mein Gebetbuch, wenn ich sterbe, und er kann alle Gebete daraus lesen, welche darinnen sind.“

Der Waldgänger ging am andern Tage mit ihm nach Hohenfurth, sie hielten sich an dem Kloster gar nicht auf, sondern gingen die ziemlich große Strecke weiter bis in den Marktflecken hinunter, gingen in das Kaufhaus, wo man alle Dinge bekommt, die erdenklich sind, das heißt, die nach den Bedürfnissen jener Waldgegend als nothwendig erscheinen, und der Waldgänger kaufte ein Papptäfelchen, das mit Papier überzogen war, und auf dem große, schwarze und rothe Buchstaben standen, die ganzen Buchstaben, aus denen unsere Sprache zusammengesetzt ist, mit der wir alle Dinge der Welt sagen können. Dann gingen sie wieder zurück gegen das Kloster, und von ihm in den Wald, der zu dem Heger hinauf führt — und auf dem Rückwege saßen sie in den Steinen am Moldauufer, das den Häusern von Kienberg gegenüber ist, nieder, und der Greis sagte alle Laute, welche die Zeichen, die auf dem Papiere eingeprägt sind, bedeuten, und der Knabe sagte sie nach. Sie saßen lange, die Düfte des Harzes von den vielen Fichten, die in jenen Wäldern stehen, zogen um sie; das ganz schwache und wohlstimmende Sausen, das selbst an den windstillsten Tagen in Nadelwäldern hörbar ist, war über ihrem Haupte oder vielmehr, man wußte bei der Unbestimmtheit des Tones nicht, ob er über dem Haupte ist, oder weiter vorne, oder weiter hinten, oder gar jenseits der Berge, über welche die dunkle Wucht der Wälder, von Wolkenschatten gesprenkelt, blähend hinüber liegt; draußen, wohin ihre Angesichter durch Birkenzweige schauten, raschelte in abwechselnder Stärke die mit Steinen tändelnde Moldau; dunkles Himmelblau war in den Tannenzweigen, und ruhte stille; der Schiller der Waldtaube schwebte vorüber; jenseits hinter den Dächern der Häuser der Kienberge glänzten die Felsen, und manch' verlorener Schlag

eines feinen Glöckleins, vielleicht von einer kletternden Ziege, kam zu Zeiten über das Wasser herüber.

Auf dem Wege, den sie dann weiter durch die dichten Schatten des Waldes verfolgten, und auf dem schmalen, schwarzen Pfade, der dem Wasser entgegen über die sanfte Krümmung der Hügel führt und seine Farbe von den seit hundert Jahren verwesenden Nadeln hat, sagte der Knabe: „Ich weiß es schon, Vetter, der dritte rothe heißt ce.“

Zum Schreiben brachte der Waldgänger aus seinen Sachen ein Papierschiefertäfelchen hervor und einen Griffel, den er mit einem Schnürchen an die Tafel anhing. Er schrieb dem Knaben zuerst mit dem Griffel die gedruckten Buchstaben auf dem schwarzen Schiefer vor, und zeigte ihm, wie er sie nachbilde; dann die geschriebenen. Beide Täfelchen, das zum Lernen und das zum Schreiben, wurden in ein Leinensäckchen gethan, das an einem Leinwandbande um die Schultern des Knaben hing, und das er auf seinen Wanderungen mit dem Greise mit sich trug.

Wenn sie dann zuweilen nach Hause kamen, das heißt in das Hegerhäuschen des oberen Raimund, und etwa ein schöner Abend über dem Walde war, der die langen Schatten der Tannenwipfel über das hellbeleuchtete kleine Stückchen der Wiese warf, das Wässerchen zuerst silberhell brennend und dann goldgelb machte — wenn die Männer mit einander redeten, weil sie einen bekannten Baum abschätzten, wie viel er wohl Klafter Holz geben möchte, oder weil sie einen Weg entwarfen, der wohl der nächste sein dürfte zwischen hier und einer andern, sehr entlegenen Waldstelle — und wenn die Mutter unterdessen den Knaben in das hintere Stübchen neben der Küche genommen hatte, in das die Abendsonne recht warm hinein schien, ihn dort gewaschen hatte,

ihm die Haare gekämmt hatte, daß sie wieder glatt und schön seien, und ihm endlich mit ihrer einzigen Schere, die sie hatte, die von der Sonne gespalteten und verwitterten Spitzen der Locken abgeschnitten hatte, daß sie wieder recht schlank und glänzend fortwüchsen: nahm sie dann einen Schemel, setzte sich auf denselben nieder, stellte den Knaben an ihre Kniee, daß er sie berührte, und fragte ihn um seine Buchstaben aus, die sie kannte, während der Vater, der Heger, nie etwas mit solchen Dingen zu thun gehabt hatte.

So verging nach und nach der Sommer, und es folgte kein so gelinder Winter, wie der vorige, sondern ein so harter, daß sich selbst die ältesten Leute nicht erinnerten, einen solchen je erlebt zu haben. Die Schneelasten drückten auf die Tannenäste, daß oft starke Bäume unter dem Drucke krachend zerbrachen, die Schlünde, die Steinmassen und auch die Wege waren hoch überfüllt, daß der Waldgänger oft viele Tage nicht in das Häuschen des oberen Raimund herüber gehen konnte. Und wenn sie dann doch ausgingen, weil sie die Kälte nicht achteten, nämlich er und der Knabe, und wenn ihr Hauch vor Kälte wie ein weißer, verdichteter Rauch unmittelbar von dem Munde wegging, und wenn manche Föhre einen Knall machte, wie eine abgeschossene Büchse, weil sie in ihrem Stamme vor Kälte zersprang, so konnten sie nach jeder Richtung gehen, die ihnen beliebte, ohne erst einen Steg zu suchen, um über das Wasser zu kommen; denn die Moldau lag unkenntlich da, nur große Stücke Eises, die eine vorhergegangene Überfluthung aufgestellt und gethürmt hatte, standen, wie die andern Steine und Blöcke, die auf dem Lande sind, da, und waren mit weißen, ungestalten Hüllen bedeckt, wie jene; übrigens war keine Bewegung an der Stelle, an welcher

sonst ein unaufhörliches Rieseln und Regnen war. Die in der Gegend herum gestreuten Häuschen waren in den vielen Schnee geduckt, ragten nur als kleine, weiße Erhöhungen hervor, und hatten dünne, blaue Rauchsäulen, die in dem allgemeinen Reife, der allüberall war, schnurgerade emporstiegen.

Der Winter verging auch, und es kam wieder der Sommer. Der Knabe war noch in dem glückseligen Alter, wo man im Sommer schnell vergißt, daß einmal ein Winter gewesen ist, und daß wieder einer kommen werde. Er freute sich jedesmal, wenn die Bäche des Schnees, die in jenen Gegenden spät, aber dann mit aller Gewalt erscheinen, reichlich dahin floßen, weil er nun wieder barfuß und ohne Rock werde herum laufen können — so wie er sich anderer Seits auch recht freute, wenn die ersten Flocken auf den ruhigen, harrenden, vielleicht schon gefrorenen Forst hernieder fielen.

Wie die Lerchen auf den Feldern sangen, der Finke in den Wäldern, die Schwalben pfeilrecht schossen und an den Häuschen Nester bauten, wie an den rieselnden Gräben der dichtgelbe Saum der Butterblume wuchs, und draußen auf den Feldern der blaugrüne, immer höher sprossende Sammt der Getreide wehte: gingen sie freudig nach allen Richtungen herum, und jeder Tag brachte blaueren Himmel, weißere Wolken, und größere über die Waldwände herein gehende Hitze.

Wie die Zeit so verging, lernte der Knabe schnell die Beschäftigungen des Greises. Er trug außer seinem Säckchen noch eine flache Tasche von Leder über die Schulter, die inwendig mit Blech gefüttert war, und in welche man Gewächse und Kräuter thun konnte; auf dem gewirkten Bande, an dem diese Tasche hing, und auf dem andern Leinenbande, das sein Schulsäckchen

trug, steckte eine große Menge verschiedenartiger Stecknadeln, um etwa einen Schmetterling zu befestigen. Auch einen langen Stab trug der Knabe, an dessen Ende ein Ring befindlich war, mit einem schlotternden Flore geschlossen, daß man damit manchen flatternden Falter haschen konnte. Brot und Käse trug er in einem Säckchen, wenn sie essen wollten. Er lernte alle Raupen kennen und nennen und die verschiedenen Gesträuche und Gewächse, von denen sie sich nährten. Er kletterte an den Felsenwänden oder Blöcken empor, wenn dort Puppen waren, und suchte manchmal unter dem überhängenden Dache eines Steines an der Wand des Felsens hin, wenn etwa da ein Nachtfalter säße, und die mattfarbigen Oberflügel auf den grauen Stein legte, um Tagruhe zu halten. An den Zäunen und Blöcken, in dürrem Gestrüppe und unter den Dächern der Häuschen wurde gespäht. Die Moose erkannte er zuerst an der rostbraunen, oder hellgrünen, oder dunkelsammtigen Farbe, an den Haaren, oder an den glatten Herzchen, an den Spießen und Zacken und Knorren; später nannte er sie mit lateinischen und griechischen Namen, und sein scharfes Auge entdeckte sie gleich unter dem andern Grase und unter den hochaufschießenden Halmen des Waldes, oder in der tiefen Finsterniß, wo Blöcke über einander lagen, und nichts als ein feinglitzerndes Wässerlein hervor rann. Die Steine, von denen die Leute in der Gegend glaubten, daß sie alle die nämlichen sind, und wo sie höchstens, wenn einer durch die darauf liegende Erde oder durch das darüber fließende Wasser gefärbt war, sagten: das ist ein brauner, das ist ein schwarzer, unterschied er alle, und erkannte, daß ihrer eine ganze Menge seien, wenn sie so unter dem Gerölle, oder unter dem herabgeschlagenen Getrümmer, oder dem angeschwemmten Geschiebe herum

gingen: da war der dichtgesprenkelte Granit, der gelagerte Schiefer, der spielende Serpentin, der glatte Kiesel mit dem zuckerweißen Bruche, wenn man ihn zerschlug, und mehrere andere und wieder andere, besonders der Marmor, der plötzlich, wenn Alles grau war oder angeschlemmt, mit einem rothen Täfelchen hervor sah — und wenn Muscheln an dem Strande lagen, war die eine so, und die andere anders: gewundene und gerade, flach und tief, es waren bunte, perlglänzende, zerschlagene, verwitterte, die mit den Farben wie ein Regenbogen schimmerten. Und unter all diesem Herumgehen saßen sie wieder oft stundenlange in dem Walde nieder und betrieben das Lernen des Knaben. Man konnte sie so sitzen sehen, und in dem Buche oder auf der Schreibtafel grübeln — oder eigentlich man konnte sie selten sehen; denn meistens saßen sie einsam, wenn nichts um sie war, als etwa der liebliche Ruf der Amsel, oder sonst ein Waldlaut, den man nicht gleich deuten konnte, und kein Ding dastand, als die lichtbeglühten Stämme, zwischen denen ein stummer Falter flatterte.

Der Greis hatte auch ein Büchschen mit Dinte aufgetrieben, zum Schreiben. Es war mit einem Holzstöpsel gut zu schließen, daß keine Dinte heraus rinne, und dann war es mit einem darauf passenden Deckel zuzuschrauben. Der Greis hatte gemeint, es sei besser, wenn der Bube auch mit Dinte schreiben lerne, damit er es in die Übung bekäme, wie es bei andern Leuten gebräuchlich ist. Früher hatten sie blos mit dem Griffel auf der Schiefertafel geschrieben. Das Papier wurde in dem Schulsäckchen aufbewahrt — und oft, wenn der Knabe in den herabgesprenkelten Schatten vor einem Steine kniete, und darauf auf seinem Papiere mühsam schrieb, saß der sehr alte Mann

nicht weit von ihm auf einem andern Steine, und schnitt ihm mit einem feinen Messerlein Federn, die dann in einem langen, schmalen Holztrühelchen aufbewahrt wurden, das ein feines Brettchen als Schieber hatte. Gerechnet wurde meistens im Kopfe, und immer im Gehen, manchmal aber auch doch mit dem Griffel auf der Tafel.

Der Knabe war willig und folgsam, wenn der Greis sagte, daß man jetzt diese Dinge machen werde, er war folgsam, theils aus Liebe zu dem Greise, theils weil ihn die Sache reizte, daß er sie treffe, und er machte bedeutende Fortschritte darinnen.

Er hatte den alten Mann zuerst immer Vetter genannt, wie wir oben gesehen haben, und wie es fast alle Leute in der Gegend zu einander thun, einerseits, weil sie bei der dünnen Bevölkerung wirklich schier alle mit einander verwandt sind, andererseits, weil sie mit diesem Worte gerne ihre Zutraulichkeit und Freundlichkeit zu erkennen geben: aber zuletzt nannte er ihn Vater, weil seine Mutter es immer, seit der Greis zum ersten Male in ihr Häuschen gekommen war, gethan und er es sich angewöhnt hatte. Im nächsten Sommer darauf, also im dritten, da sich der Waldgänger und der Knabe kennen gelernt hatten, und der letztere schon Alles, was er lernen sollte, recht flink verrichten konnte, fragte er einmal den Greis: „Vater, warum ist denn eigentlich das Lesen und Schreiben, ich kann es jetzt schon sehr gut, und kann gar nichts damit thun?“

„Das ist darum,“ sagte der Greis, „damit du in der Zukunft noch mehr lernen könnest. Die Sache ist eigentlich seltsam, und ich werde suchen, sie dir begreiflich zu machen. Warum du das Andere in der Zukunft auch noch lernen sollst, und durch dieses wieder ein Anderes, ist freilich sonderbar und nicht erforsch-

lich — aber es wird so sein, wie ich dir sagen werde. Die Leute haben viele Bücher gemacht, in denen Alles steht, was sie bis heute gethan und erfahren haben, und auch das, was keiner gethan und erfahren, sondern was nur mancher gedacht hat, welches zuweilen richtig, zuweilen unrichtig ist. In dem menschlichen Geschlechte ist nun ein wunderliches Streben — zuerst der Drang, sich zu entwickeln, dann Kinder zu haben, dann zu genießen, dann zu wissen, all die kleinen Dinge zu erforschen, Gott zu erkennen — allein das verstehst du jetzt noch nicht."

„Nein, ich verstehe es nicht."

„Weil du auch den Trieb hast, dich auszubreiten, wirst du viele Bücher lesen, und wenn du zugleich die Welt anschauest, wirst du manches aus ihnen schöpfen, was dir nützlich ist. Der schönste Gebrauch aber, den du vom Schreiben machen kannst, ist der, wenn du einmal weit von hier bist, und in den Ländern draußen herum gehst, daß du deiner Mutter schreibest, wie es dir geht."

„Wie ist das, meiner Mutter schreiben?"

„Du nimmst ein Papier, und schreibst alle die Worte darauf, die du deiner Mutter sagen würdest, wenn du bei ihr wärest, und dieses Papier gibst du dem Boten mit, der immer die Wege hin- und hergeht, daß es nach Hohenfurth gelange, und von da zu der Mutter, welche die Worte lesen wird. — Ein solches Buch aber, aus dem du etwas lernen kannst, werde ich dir nächstens geben."

„Ja, Vater, gebt mir ein solches Buch."

Sie waren eben, als dieses Gespräch vorfiel, auf dem Wege, der in einer großen Krümmung von der Teufelsmauer weg an der Moldau durch den Wald des Hirschberges geht — das heißt:

durch den Wald geht kaum ein Weg, sie gingen über die dunkeln, grünbemoosten Steine unter den Fichtenzweigen weg, und ließen sich von dem immer hörbaren Rauschen der Moldau leiten — dann kommt man aber zu dem Steindlhammer, wo ein Fahrweg, der von der Romandlmühle herabführt, vorbei geht, und durch das Moldauthal an dem Abdecker vorüber zu dem Kloster Hohenfurth hinab leitet. Als sie an dem Häuschen des Abdeckers ankamen, saß der uralte Adam auf dem hölzernen Bänkchen, das vor der schneeweißen Wand des Häuschens steht, und ließ sich von der Sonne anscheinen. Er hatte ein kurzes Lederbeinkleid an, schlotternde Strümpfe an den Füßen, und Schuhe, die ihm zu groß geworden waren. Der Oberkörper war mit einem rothen Leibe bedeckt, sonst hatte er keinen Rock an, sondern nur die bloßen Hemdärmel, und auf dem Haupte gar nichts. Die Haare des geschorenen Bartes, der in langen Stoppeln aus dem Kinne hervorsproßte, waren schneeweiß, und die des Hauptes, welche noch reichlich quollen, waren ebenfalls so weiß wie im Frühlinge die Blüthen des Kirschbaumes. Das Angesicht war hager, aber noch schwach roth. An seiner Seite saß ein anderer alter Mann, um sich gleichfalls zu sonnen. Er sah dem alten Adam sehr ähnlich, nur hatte er ein rötheres Angesicht und keine so dichten Haare, sondern dünnere, schlichter herabgehende, die ebenfalls keine andere Farbe hatten, als weiß. Sonst war er gekleidet wie sein Nachbar, nur daß die Füße keine Schuhe und Strümpfe anhatten, sondern nackt auf den warmen Boden der Erde herab gingen, und die dunkle, von der Sonne hervorgebrachte Farbe zeigten. Unter dem Thorwege richtete ein rüstiger Mann den Karren zusammen, um fort zu fahren, und tiefer im Hofe drinnen sah man drei kleine Kinder spielen. Als

die zwei Wanderer, der Alte mit dem breiten Hute und der Knabe mit dem bloßen Kopfe, die verschiedenen Dinge tragend, die sie gerne mit hatten, aus ihrem staubigen Wege auf die sonnige Gasse hervor kamen, blieben sie stehen, weil es der Waldgänger so einrichtete, und derselbe sprach zu dem älteren von den zwei auf der Bank sitzenden Männern: „Gott grüße euch, Adam, das ist ein schöner, warmer Tag heute."

„Ja, es ist ein warmer Tag," antwortete der Angeredete, „aber in meinen Jahren ist die Sonne nicht mehr leicht zu heiß."

„Wie alt seid ihr denn, Adam?"

„Ich glaube, es werden siebenundneunzig sein, wenn ich mich nicht verzählt habe, etwa um eines oder zwei."

„Habt ihr nicht auch Kinder und Enkel gehabt?"

„Ja, der hier neben mir sitzt, ist mein Sohn, er ist dreiundsiebenzig Jahre alt. Er hat auch schon übergeben, und ist im Ausnehmerstübchen, wo er mich bei sich behält. Sein Sohn dort, der jetzt den Braun herausführt, mein Enkel, hat lange nicht heirathen wollen, aber endlich hat er es doch gethan, und jetzt sind schon wieder drei kleine Kinder da. Sind sie denn nicht gleich bei uns gewesen?"

„Sie sitzen im Hofe drinnen, Vater," sagte der jüngere von den zwei auf der Bank sitzenden Männern.

„So, so," antwortete ihm der alte Adam.

„Sind denn nicht Kinder oder Enkel von euch fortgegangen, eine Weile nicht nach Hause gekehrt oder gar draußen in der Welt geblieben?" fragte der Waldgänger.

„Ich habe nur den einzigen Sohn gehabt," antwortete der alte Adam, „und der ist nie von mir fortgegangen, sondern er

ist immer bei dem Häuschen geblieben, und hat die Arbeit gethan. Wenn er in die Kirche hinaus ging, oder weit um ein Thier fahren mußte, so rechne ich das nicht. Er hat wieder auch nur einen einzigen Sohn gehabt, der gleichfalls zu Hause geblieben ist. So haben wir fort gelebt, und wenn einer alt geworden ist, gingen die jüngern zu der Arbeit und thaten den ältern in das Ausnehmen."

„So, so, sie sind alle da geblieben," sagte der Waldgänger. — „Lebt wohl, Adam, wenn ich wieder herab komme, werden wir wieder etwas mit einander reden."

„So lebt wohl, und seid nicht gar zu fleißig," erwiederte der alte Adam.

„Wenn ich auch recht fleißig wäre, so ist mein Fleiß nicht mehr so ergiebig."

„Nun, nun — einen kleinen Theil der Arbeit nimmt schon euer Sohn auf sich, und wenn er größer wird, wird er noch mehr auf sich nehmen."

„Es ist nicht mein Sohn," sagte der Waldgänger, „sondern er gehört dem oberen Raimundheger."

„So, so, so, das habe ich nicht gewußt," antwortete der alte Adam, während die zwei Wanderer ihren Fuß weiter setzten, und in dem schmalen Fahrwege hinab gingen, gegen eine Ecke, wo eine Biegung der Moldau ist, und ein Zaun und Bäume stehen, die ihnen den Rückblick auf das weiße Häuschen entzogen.

Sie gingen hinunter bis zu der Abtei, und wendeten sich dann wieder links gegen die Berge und gegen das Häuschen des Simmibauer, wo sie am Abende ankamen. Am anderen Tage blieben sie zu Hause, und der Waldgänger wirthschaftete in seinen Sachen herum, wobei der Bube mitwirkte, als wolle er helfen.

So verging die Zeit dem Greise, wie es im Alter gewöhnlich ist, sehr geschwinde — dem Knaben, weil er vorwärts strebte, sehr langsam — und einmal im Spätherbste, als sie an einem gegen die Waldrinne hinein gehenden Abhange saßen, da die Sonne schon müder schien, da die Blätter abfielen, da die Kohlmeise sich sammelte, um fort zu ziehen, da keine Schwalben mehr da waren, und der leichte, dunkle Winkel der Wildgänse am blassen Himmel zog, sagte der Knabe: „Vater, ich gehe nicht von euch, so lange ich lebe.“

„Mein Kind,“ antwortete ihm der Waldgänger, „du wirst um vieles länger leben, als ich, und du wirst auch früher von mir gehen, als ich sterbe, und als du dann allein fortleben müßtest. Es bleiben ja nicht einmal die eigenen Kinder bei den Eltern, geschweige denn fremde; sondern sie gehen alle fort, um sich die Welt zu erobern, und lassen die Eltern allein zurück, wenn ihnen diese auch Alles geopfert, wenn sie ihnen ihr ganzes Glück und das Blut ihres Herzens gegeben hätten. Es wird auch schon so das Gesetz der Natur sein. Die Liebe geht nur nach vorwärts, nicht zurück. Das siehst du ja schon an den Gewächsen: der neue Trieb strebt immer von dem alten weg in die Höhe, nie zurück; der alte bleibt hinten, wächst nicht mehr und verdorrt. Und wenn auch die Zweige bei einigen zurück zu gehen scheinen und nach abwärts streben, so ist es nur, daß sie die Erde berühren, um einen neuen Stamm zu gründen, der, den Platz verlassend, sogleich wie ein Pfeil in die Höhe schießt. Siehst du die Erdbeeren, sie haben lange, feine Schnüre, die an dem Boden fortstreben, und wenn eine solche Schnur einmal nach auswärts geht, kehrt sie niemals mehr zu dem Ursprunge um, von dem sie gekommen, sondern sie erlangt ein Häkchen, mit dem sie in den

Boden greift, um von diesem Mittelpunkte neue, fortlaufende Geschlechter zu erzeugen, die immer weiter in die Ferne streben. Du liebst ja auch deine Mutter nicht so, wie du von ihr geliebt wirst. Es ist sehr selten, sehr selten, daß ältere Söhne noch bei ihren Vätern bleiben. Ich habe zwei gekannt, die sehr zärtlich waren, und ihre Ämter ließen, um bei dem Vater bleiben zu können. Sie gingen auch nicht zu ihren Freunden, wenn er Abends etwa krank war, sondern saßen bei ihm und beachteten sein Leiden. Aber das ist eine Ausnahme und es ist selten. Auch ist es nicht oft so, wie bei dem alten Abdecker Adam, bei dem sie nur blieben, weil sie draußen gleichsam verachtet, und lieber daheim bei den Ihrigen sind, und thun, was die Familie seit Jahren her gethan hat."

Nach diesem Gespräche waren sie stille und gingen abwärts gegen das Thal der Moldau, und zwischen den einzeln gelegenen und weit zerstreuten Häuschen hin, wo die Bewohner entweder Laub heimsammelten, daß es zur Winterstreu diene, oder mit Holz oder Reisig oder selbst mit Abfällen von Stroh die Seite des Hauses verbauten, wo im Winter die kalten Winde ankommen werden, oder von dem zweirädrigen Karren die Spätkartoffeln abluden, die sie von dem kleinen Felde nach Hause gebracht hatten. Am Abende kamen die zwei Wanderer zu dem Hegerhäuschen des oberen Raimund, auf dessen Wiese gar nichts mehr war, als etwa noch eine Zeitlose, die aber auch schon verblüht und von den Nachtreifen verstört war.

Schon nach einem Jahre ging es in Erfüllung, was der Waldgänger hier so trübselig vorausgesagt hatte. Der Holzflößer Simon, der Taufpathe des Knaben, von dem derselbe den Namen Simon oder Simi, wie ihn die Eltern immer aus-

sprachen, erhalten hatte, sagte einmal zu dem Heger, da der Knabe schon so groß sei und auch so unterrichtet, so sei es doch einmal die Pflicht der Eltern, daß sie ihn irgend wohin thäten, wo er das lerne, was einmal zu seinem Lebensunterhalte dienen könnte — und er wiederholte diesen Ausspruch öfters. Die Eltern fragten den Waldgänger, zu dem sie das größte Vertrauen hatten, und ohne dessen Rath sie gar nichts mehr thaten. Dieser sagte, der Holzflößer habe Recht, und es müsse so geschehen. Als man den halben Sommer berathschlagt hatte, wie man es machen müsse, und als man endlich damit im Reinen war, schnitt der Vater an einem kalten Novembertage, an welchem der Boden sehr hart gefroren war, einen Haselnußstab von dem Gehege, und als man den Knaben in dicke, warme, ihm fremde Kleider gehüllt hatte, die ihnen sehr schön erschienen waren, führte er ihn fort in die Fremde, daß er dort etwas lerne. Der Knabe folgte willig und geduldig, weil alle, die er kannte, gesagt hatten, daß es so sein müsse.

Das Hegerhaus war nun sehr einsam, da die beiden durch den Wald fortgegangen waren, und der dünne Rauchfaden stieg gleichsam betrübt zu dem grauen Novemberhimmel hinauf, als sich die Hegerin zu Mittag eine Suppe kochte, die sie immer, wenn ihr Mann nicht zu Hause war, statt gesetzmäßig zu kochen, schnell machte, und auf dem Schemel des Küchenstübchens sitzend, wo sie sonst die glatten, blonden Haare des Knaben gekämmt hatte, aß. Den Waldgänger sah man mit seinem grauen Rocke und großen Hute zwischen den weißen, entlaubten und daher durchsichtigen Birkenstämmen des Kienberghanges hinüber in das Häuschen des Simmibauer gehen.

Acht Wochen nach diesem Ereignisse ist auch der Waldgänger

auf immer von dieser Gegend fortgegangen. Der Simmibauer sagte, er scheine sich so sehr um den Knaben des Raimundhegers gehärmt zu haben — „aber ich glaube es nicht," setzte er hinzu, „denn was kann denn ein Mann, der noch dazu in so hohen Jahren ist, mit einem solchen Knaben zu reden haben?"

Der Bauer zeigte uns Buben im nächsten Sommer, da wir einmal bei ihm waren, noch die sehr schwer mit Nägeln beschlagenen Schuhe des Waldgängers, die er da gelassen hatte, weil er sich sehr große Juchtenstiefeln hatte machen lassen, und mit ihnen im hohen Schnee fortgegangen war. Er hat ein großes Buch mitgenommen, zwischen dessen Blättern viele Moose eingepackt waren. Die Schuhe wurden nach und nach von dem Simmibauer zerrissen, sonst war nichts von dem Alten zu sehen. Wir wuchsen auf, und keiner von uns hätte gewiß mehr in seinem Leben an den Waldgänger gedacht, wenn mir nicht zufällig später einmal sein früher geführtes Leben bekannt geworden wäre, das wir im folgenden Kapitel erzählen wollen.

2.

Im Waldhange.

Ein ganzes Menschenalter früher, ehe sich das ereignete, was wir oben beschrieben haben, wurde weit entfernt von dem bisherigen Schauplatze einem Elternpaare ein Knäblein geboren, so wie fünfundsechzig Jahre später den Hegerleuten ihr Knabe geboren wurde. Beide Elternpaare hatten das gemein, daß sie nach lange unfruchtbarer Ehe mit diesem Kindersegen erfreut wurden, bei beiden blieb das geborene Kind das einzige, und bei beiden war es von der ganzen andern Welt abgeschieden, und schier nur allein auf die Berührung mit seinen Eltern angewiesen. Zwar um den Geburtsort jenes älteren Knaben lagen nicht so sehr Wälder und Berge herum, wie um den des Hegerbuben, auch waren seine Eltern nicht gar so eingeschränkt, daß sie beinahe nichts anderes kannten, als die Stämme der Bäume, die um sie herum standen, und das vorbei rinnende Wasser: allein es war auch nicht gar viel anders. Der Vater war ein Prediger in einem Dorfe des nördlichen Deutschland, auf welche Stelle er sehr lange gewartet hatte, die er jetzt bereits zehn Jahre bekleidete, und von der er sich nicht weg verlangte. Um das Dorf lagen nicht, wie wir sagten, Wälder und Berge, sondern es war vielmehr eine Ebene herum, auf welcher gerade gar kein

Wald war: aber wenn man so hin sah, so standen die wenigen Bäume der Zäune und Raine so winzig draußen an dem Himmel: die Felder mit dem Weizen, der Gerste oder dem Haiden waren nach geringer Breite schon so kleine Streifen und Linien; die ungeheure Himmelsglocke war so voll von weißen und grauen und blaulich schimmernden Wolken; ein Kirchthurm, ein Amthaus oder sonst eine Wohnung, in der sich wieder Menschen befanden, war so sehr, wenn gerade eine günstige Beleuchtung darauf fiel, ein weißer, leuchtender Punkt oder Strich in einem blauen Streifen draußen, daß man in dem Pfarrdorfe eben so abgetrennt von der übrigen Welt der Menschen war, als hätte man mitten in einem großen Walde gelebt. Der Vater entfernte sich niemals von dem Dorfe, außer wenn er nachmittags mit seinem spanischen Rohre in den Feldern spazieren ging, und ein einziges Mal während seiner Amtsführung, wo er in einem Wägelchen fort fuhr, weil er in dem Consistorium draußen etwas zu thun hatte. Von der Welt kam auch niemand in das Dorf herein, außer wenn in zwei, drei Jahren einmal ein Amtsbruder mit seiner Ehehälfte, oder mit einer sittsam gekleideten Tochter erschien, und bei den Predigerleuten den Kaffee einnahm. Der Vater erwiederte niemals solche Besuche, theils weil er nicht leicht sehr weit gehen konnte, theils weil er wegen der vielen Studien, die er sich auferlegte, nicht dazu kam, die Welt zu genießen. Die Bauern fuhren in die Stadt, wenn sie nach der Ernte ihr Getreide verkaufen wollten, sonst auch wohl noch der eine oder der andere, wenn Jahrmarkt dort war, und er für die nächste Zeit etwas in seine Wirthschaft brauchte. Der Pfarrhof und die Kirche, an deren Außenmauer und Hintergitter eine Menge Fliederstauden wuchsen, waren eine kleine Strecke von

dem Dorfe entfernt, das sich so hinter Weiden und einigen alten Obstbäumen versteckte, daß man es kaum sah. Das Innere des Pfarrhauses und der Hof wurden äußerst reinlich gehalten. Der Hof, welcher nur an drei Seiten von dem Gebäude umgeben war, war mit Sand bestreut, und das Gebäude hatte gegen ihn rings herum einen Gang mit viereckigen, gemauerten Säulen und einem niedern Mäuerlein als Brüstung, was dem Pfarrer sehr gefiel, weil er darin gehen konnte, und das Ding etwas Schloßähnliches hatte. Manchmal standen auch langstielige Pflanzen oder andere seltsame Dinge darinnen. Die größte Schönheit der Gegend bestand in dem Pfarrgarten, in welchem alle Jahre derselbe Wechsel der Erscheinungen vor sich ging: Primeln, Tulpen, Levkoien, Monatrosen, dann die große Rose, Nelken, Georginen und Astern. Die Mutter des Knaben, die Pfarrersgattin, war eine klare, stille, blauäugige Frau, die zwischen den Astern und Georginen herum ging, und ihren Knaben sittsam erziehen wollte. Sie kam noch weniger aus als ihr Mann, ging selten mit ihm spazieren, und konnte oft kaum abkommen, in das Dorf hinab zu gehen; sondern sie war immer in der Umfriedung ihres Hauses, waltete in demselben und schaffte Reinlichkeit. Sie ging sehr fein und langsam im Hause herum, und drang wie ein Sonnenstrahl in alle Klüfte, daß der Staub sich entferne, und jedes rein, glatt und scharf sei. Von der Wohnung ging sie in die Kirche, wo sie die am meisten von ihrem Manne erbaute war, und zu Hause gab sie ihren zwei Mägden das Beispiel des Duldens und der sanftmüthigen Mäßigung. In die Welt ging sie nicht, nicht etwa, weil sie dieselbe haßte, sondern weil sie nicht ging. Wenn von Dingen draußen geredet, und die Rede an sie gerichtet wurde, sagte sie blos: „das weiß ich nicht.“ Diese

Antwort bekam am meisten ihr Mann — denn von außen kam selten etwas herein — wenn er in einer Erdbeschreibung, die auch nicht mehr wahr war, las, und ihr dann von Sitten und Gebräuchen der Völker erzählte, die überall auf der Erde sind.

Weil es ein Theil des Berufes eines Predigers mit ist, seiner Gemeinde mit einem guten Wandel vor zu leuchten, so durfte sein Knabe, da er heran wuchs, nicht zu den übrigen Buben des Dorfes hinaus, um mit ihnen zu spielen; sonst hatte er auch kein Geschäft in dem Dorfe, wie vielleicht, um etwas zu holen, weil es stets die Mägde verrichteten, — und so war er immer unter den Eltern, mußte dort gehen und stehen und sich benehmen, wie sie es befahlen, und mußte lernen und sich auf seinen künftigen Beruf vorbereiten. Er sah nichts, als die Ebene und den großen Himmel darauf und im Winter das warme Stübchen und den Ofen. Der Vater unterrichtete ihn selber in allen Fächern, die ihm in der Zukunft nothwendig sein konnten, und da er sich selber in den Arbeiten, die er unternommen hatte, wenig Muße gönnte, so theilte er auch dem Knaben den ganzen Tag ein, daß jede Stunde ihre Beschäftigung hatte, die einst nützlich sein könnte — was der Knabe alles pünktlich erfüllte.

Wie es bei Vätern häufig geschieht, daß sie ihren Kindern alle möglichen Stände gönnen, nur den eigenen nicht, so wollte der Pfarrer auch, daß sein Georg nicht Theologie studiere, und den mühseligen Weg zu einer Pfarrei gehe, den er selber gegangen war. Der Knabe aber wäre am liebsten ein Prediger geworden, und er hätte schon jetzt nichts so gerne gethan, als ein gesetzmäßiges Gewand angezogen, Reden gehalten, confirmirt, die Christenlehre ausgebreitet und dergleichen mehreres, aber der Vater gab es nicht zu, sondern das Ziel seiner Wünsche ging

dahin, daß sein Sohn ein Sindicus oder Amtmann, oder sonst ein Kanzleiherr würde, der in einem großen Hause säße und seine Kinder gut versorgen könne. Er richtete sich schon jetzt bei seinem Unterrichte nach diesem Zwecke, und trug ihm alles vor, von dem er nur irgend denken konnte, daß es ihm in diesem seinem Berufe Vortheil bringen möchte. Namentlich lehrte er ihn gut Latein, und drang auf eine schöne, leichte, leserliche Handschrift, der Knabe lernte und erfüllte Alles, was ihm der Vater zu lernen und zu erfüllen vorlegte.

So kam endlich die Zeit, wo der Prediger sagte, daß der Sohn nun Alles könne und wisse, was ihm zu können und zu wissen noth thäte, und daß er nun in eine Lehranstalt hinaus ziehen müsse, um die eigentlichen Brotfächer zu treiben, und sich darin zu vollenden. Die Mutter hätte ihr Kind am liebsten bei sich behalten, und hätte sich keine größere Seligkeit denken können, als wenn alle Tage einer nach dem andern gekommen wären, und ihr unschuldiger Knabe immer neben ihr gespielt hätte. Aber, wie sie eine verständige Frau war, die einsah, daß er seinem Stande gemäß hinaus müsse, um zu lernen, und gleich seinem Vater etwas zu werden, und wie ihr ganzes Leben ein Opfer gewesen war, um der Tugend zu huldigen und den Leuten ein Beispiel zu geben; so opferte sie sich auch hier, und ließ ihren Sohn von sich, ohne ein Wort der Einrede dagegen zu sagen. Sie hatte ihn mit allem Möglichen an Wäsche, an Kleidern, an nützlichen Werkzeugen, und guten Lehren versehen, was er nur immer in der Fremde und in der Abgeschiedenheit von seinen Eltern brauchen könnte; man gab ihm noch, was Alles die herjährigen Ersparungen des Hauses vermochten, er nahm Abschied und ging fort, und trug das sinnende Wesen mit, das er von

der Mutter, und die Einfachheit, die er von dem Vater hatte. Die Eltern blieben in der großen Stube sitzen, und sandten ihm ihren tausendfältigen Segen nach.

Als er, den seine Mutter noch immer für einen Knaben hielt, der aber unterdessen ein ordentlicher Jüngling geworden war, in der Universitätsstadt ankam, die man ihm als den Zielpunkt seiner nächsten Laufbahn zugewiesen hatte, war sein erstes, die Briefe abzugeben, die ihm der Vater und der Superintendent, ein alter Schulfreund des Vaters, mitgegeben hatte — ein Schulfreund, den der Vater jetzt fünfundzwanzig Jahre nicht gesehen hatte. Dann bezog er die Wohnung, die ihm von einem Freunde des Vaters in Vorhinein bestellt worden war, und dann ging er daran, sich in seinen nun vorzunehmenden Studien einzurichten. Es war ausgemacht worden, daß er die erste Zeit, wo er noch wenig Bekanntschaften und Empfehlungen hätte, von dem Gelde leben solle, das ihm die Eltern mitgegeben hatten, und daß er dann, wenn er einmal eingewohnt und bekannt geworden wäre, sich durch Lehrstunden den nöthigen Unterhalt verschaffen sollte, wozu der Pfarrer schon das legen werde, was das Pfarrhaus alle Jahre in Ersparung bringen könnte. So hielt er es auch, und er kargte mit dem Mitgenommenen, daß er den Schatz nicht gar so schnell verschleudere, und sich in seinem Gewissen den Vorwurf eines Verschwenders machen müsse. Das sah er bald, daß es mit dem von seinem Vater mitbekommenen Wissensvorrathe nicht so ganz seine Richtigkeit hatte; denn er sah, daß er Vieles von dem Vater nicht gelernt hatte, was er hier brauche, und daß er Vieles gelernt habe, was ihm hier zu nichts nütze sei. Er mußte sich daher, da er einmal Einsicht in die Sache bekommen hatte, einen ganz andern Plan

machen, als der zu Hause entworfen worden war, und vieles nachholen, an dessen Nothwendigkeit man nicht gedacht hatte. Aber es machte auch nichts. Er ging bis zu dem Punkte zurück, von dem er glaubte, daß er da mit Sicherheit ausgehen könnte, und begann seine Lerngegenstände einzutheilen, und sie planmäßig nach vorwärts zu verfolgen. Er ging mit dem größten Eifer darüber und arbeitete mit innigstem Fleiße fort. So wie er zu Hause vom Lernen nur aussetzte, wenn er mit dem Vater spazieren ging, wobei ihn dieser bei der Hand nahm und neben den Saaten hinführte, so saß er auch hier den ganzen Tag bei den Büchern, und nur gegen Abend ging er aus, und ging ein wenig in den Feldern, die um die Stadt lagen, herum, weil ihm aufgetragen worden war, durch Leibesbewegungen auf seine Gesundheit zu schauen. Sein schönes Angesicht, welches roth und weiß war, und die sanften, schwärmenden Augen darinnen fielen schon damals manchem auf, aber er wußte es nicht, daß er sie hatte, und lebte fort. Nach und nach wurde er bekannter unter den Leuten, bekam Anträge für Lehrstunden, nahm sie an, und besorgte sie mit größter Pünktlichkeit. Er füllte von nun an seine Zeit aus, zwischen den eigenen Arbeiten, die ihn in seiner Bahn fördern sollten, und zwischen dem Unterrichte, der Andern beibringen sollte, was sie noch nicht wußten.

Es war zu Hause ausgemacht worden, daß er zur Ersparung des vielen Reisegeldes drei Jahre nicht nach Hause kommen sollte. Ehe das dritte noch ganz um war, konnte er aus eigenen Mitteln die Reise bestreiten, und wollte seine Eltern überraschen. — Und eines Tages im späten Herbste, da schon die meisten Felder der Ebene braun waren, weil man sie geackert hatte, und einige dazwischen schon das blaulich grüne bethaute Dunkel der

Wintersaaten trugen, ging ein schlanker Mann mit einem schwarzsammetnen Rocke, einem schwarzsammetnen Barette, langen, auf die Schultern fallenden Haaren, und einem großen Knotenstocke bei dem hinteren Gitter des Gartens herein, das so wie das vordere niemals zugesperrt war, und ging neben den allerletzten Resten der von den Nachtfrösten schon ganz schlapp gewordenen Astern vorüber gegen das Predigerhaus hin. Der Pfarrer war eben im gewöhnlichen schwarzen Gewande und mit einer langen Pfeife im Gange der viereckigen Säulen, und putzte die Stämmchen der Rosenbäume, die in Töpfen standen, daß sie rein seien, ehe sie in das winzige Glashaus kämen, das er sich in diesen drei Jahren her erspart hatte — und die Mutter sah bei dem Fenster der Speisekammer heraus, da der junge Mann durch den Garten ging — beide erkannten in ihm sogleich ihren Sohn Georg, und es war eitel Freude in dem ganzen Hause. Wenn sich auch seit der Zeit gar nichts geändert zu haben schien, so war doch manches anders geworden: die sehr vielen, unendlich kleinen Fältchen und Linien im Angesichte der Mutter, die sie gehabt hatte, als der Sohn fortgegangen war, waren nun größere und tiefere geworden, und neue, feine und nach allen Richtungen laufende waren zwischen ihnen zum Vorscheine gekommen, auch das Angesicht, das sonst immer mit einem Hauche von Roth überzogen gewesen war, war schier ganz weiß und fast noch feiner geworden als früher — nur die Augen waren so blau und gut geblieben, wie sonst: der Pfarrer hatte spitzere Ellbogen bekommen, sein Gang war nicht mehr so sicher und er selber schien etwas kleiner geworden zu sein: der Knabe, die späte Frucht zweier alternder Eheleute, die sie sich so sehnlichst gewünscht hatten, war ein Jüngling geworden, sein An-

gesicht war dunkler und blühend, und um sein Kinn und um seine Lippen war der reiche Anflug des ersten Bartes zu erblicken.

„Gott grüße dich, mein Sohn Georg," sagte die Mutter, „Gott grüße dich. Hast du dir alle die schönen Sachen, die du da an hast, erst in der letzten Zeit machen lassen?"

„Ja, Mutter," antwortete der Sohn, „nicht nur dieses habe ich mir machen lassen, sondern ich habe noch manches Andere, das aber zu Hause in der Truhe ist, weil ich es auf der Reise nicht brauchte, und weil es nur für die Stadt paßt."

Der Vater wollte wissen, wie sich der Rector befinde, was dieser und jener Pedell mache, wie diese und jene Kneipe emporgekommen, wie sich die Burschenschaften anlassen, und wie dieser und jener Gebrauch geübt werde: aber der Rector war ein griechischer Mann, der Alles auf Hellenenthum bezog, die Pedelle waren gestorben, die Kneipenwirthschaft war in neue Hände gekommen, und die Sitten und Gebräuche und Benehmungsweisen der Burschenschaften waren ganz anders geworden.

Der Sohn blieb so lange zu Hause, als es seine Geschäfte gönnten, und als es die Liebe seiner Eltern heischte, daß er bleibe, ohne deswegen demjenigen, was für seine Zukunft nöthig wäre, Abbruch thun zu wollen. Endlich war die Zeit wieder um, und er mußte fort. Er war erst jetzt daran, in die eigentliche Universität einzurücken, und die Brotfächer, wie sich der Vater ausdrückte, zu beginnen. Er nahm zum zweiten Male Abschied, sie entließen ihn mit Thränen und Segenswünschen, aber nicht mehr mit so vielen guten Lehren, wie das erste Mal, weil er bereits so groß und verständig geworden war, und die alternden Eltern sich nicht getrauten. Er ging wieder über die Ebene zu Fuße fort, wie er gekommen war, und die durch ihn belebte Pfarr-

wohnung war wieder so einsam, wie vorher. Die Einsamkeit war alle Tage die nämliche, so wie die Sonne alle Tage die nämliche und einsame war, welche auf das Dach der Wohnung nieder schien, und Abends stets dieselbe Stelle des Kirchthurmknopfes vergoldete. Jahre um Jahre gingen dahin: der Pfarrer predigte, die Gattin hielt die Habe zusammen, die Bauern führten ihr Getreide in die Stadt, und die Felder der Ebene mit den geringen Wechseln, die die Verlegung der Getreidearten hervorbrachte, hatten das Ansehen, welches sie hundert Jahre her gehabt hatten.

Der Sohn des Predigers war in der Stadt, und hatte indessen alle Studien, die zu dem Stande, der seinem Vater der liebste war, paßten, mit größtem Eifer aufgenommen und fortgesetzt. Er wendete denselben Fleiß darauf an, den er bisher immer angewendet hatte, er ließ kein Fach daneben liegen, von dem er glaubte, daß es ihm einmal in seinem künftigen Stande nützlich sein könnte, er hatte inzwischen noch so viele Zeit gefunden, seinem Hange, der ihn zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften trieb, ein wenig nachzugehen und diese Dinge daneben zu treiben, und er ging endlich seinem Ziele, einmal in die amtliche Wirksamkeit einzutreten, entgegen. Allein seine Eltern erlebten dieses nicht mehr. Wie ein Prediger gewöhnlich schon alt ist, wenn er sein Amt antritt, wie seine Gattin gewöhnlich schon ältlich ist, wenn sie seine Braut ist, weil er sie meistens schon in den Studienjahren kennen lernt, und die Leute in Liebe, Treue und Ergebenheit ausharren, bis sich irgend ein Pfarrplätzchen findet, in das sie einrücken können, wo dann häufig Amtsantritt und Trauung zusammenfällt — da endlich hier auch noch zehn Jahre nach der Vermählung vergehen mußten, bis die Predigerin ihrem Manne den Sohn Georg gebar:

so starben beide Eltern, ehe der Sohn das erreichen konnte, wohin sie ihn gehen sahen. Der letzte Brief des Vaters war noch recht heiter gewesen, und da der Sohn nur die Schriftzüge sah, die die nämlichen geblieben waren, nicht aber die des Antlitzes, die sich in den wenigen Jahren, seit er wieder abwesend war, schnell verändert hatten, so kam ihm die Todesbotschaft zu früh, als ein Ding, dessen Möglichkeit er sich wohl gedacht, dessen Eintritt er aber noch weit in die Jahre hinaus geschoben hatte. Als er die Nachricht bekommen hatte, daß seine Eltern, obwohl sie schon alt waren, doch für ihre Jahre noch zu früh, eines nach dem andern gestorben seien — that er anfänglich gar nichts, er setzte alle seine Studien aus, und lebte eine Weile wie im Müssiggange fort. Dann gab er alle seine bisherigen Bestrebungen auf, und fing an, Mathematik, Naturwissenschaft, mechanische Wissenschaften und Baukunst zu betreiben — und so wie er früher, durch seine Erziehung daran gewöhnt, Ausdauer und unsägliche Geduld hatte, wenn er einmal etwas für recht erkannte, und alle Opfer brachte, um das Angefangene durchzuführen: so machte er es auch jetzt so, und bot alle Kräfte auf, seinem neuen Zwecke näher zu rücken, um so mehr, da ihn dazu seine Neigung zog, und er das Frühere nur aus Liebe zu seinen Eltern gethan hatte. Er ging noch einmal nach Eiserode, so hieß das Dorf, wo seine beiden Eltern begraben waren. Auf ihren Gräbern waren einfache Kreuze, in dem Pfarrhofe waren fremde Menschen, in dem Garten wurden die Dinge umgeändert — und die Ebene, auf welcher die Felder waren, und die grauen Strohdächer des Dorfes, die aus den Weiden und Obstbäumen hervorsahen, und die Sonne, die auf alles das hernieder schien, waren gerade so, wie, da er noch als Knabe unter diesen Dingen herum gegangen

war. Er ging wieder zu Fuße über die Ebene fort, er ging in die Stadt, in welcher er bisher seine wissenschaftlichen Arbeiten betrieben hatte, er blieb jetzt auch nicht in derselben, sondern ging wieder von ihr fort, und kam nach und nach in südlichere Gegenden, die bisher in dem Glanze der dorthin stehenden Sonne recht freundlich zu ihm herüber geschienen hatten. Da er von Kindheit an nur um seine Eltern gewesen war, da sich erst weit von dem Rande der Ebene, in der er aufgewachsen war, wieder eine dichtere Bevölkerung von Menschen befand, da er auch während seiner Studien mit wenigen, man könnte sagen, mit Niemanden Umgang gehabt hatte, sondern immer bei den Büchern gesessen war, und mit den Menschen gleichsam nur wie mit zufälligen Naturgewalten in Berührung gekommen war, die nach ihren inwohnenden, fremden Gesetzen wirken, nicht wie mit lebendigen Wesen, die innerlich sind, wie er, und in Liebe und Haß zugethan und abgeneigt sein können: so hatte er etwas Scheues, Abgezogenes, man könnte sagen, Wildes, bekommen — und da seine Eltern nun todt waren, so erschien es ihm, als sei er der einzige Mensch auf der Welt, und sonst gäbe es keinen. Darum mochte es auch gekommen sein, daß er sich von der Rechtswissenschaft und den Staatslehren abgewandt hatte, welche überall eine Geselligkeit und einen Zusammenstoß von Menschen voraussetzen, die in lebendiger Leidenschaft, in Gunst und Abgunst auf einander wirken, die es für ihn nicht gab. Darum zog sich sein Herz zur Natur, gleichsam zu Dingen, die schon an und für sich da sind, die ihm nichts wollen, und deren Ähnlichkeiten schon gesellig mit seinen Eltern lebten, da er bei ihnen heran wuchs. Darum zog es ihn zur Baukunst, deren Denkmale von Todten aufgeführt, gleichsam in ihren Eigenschaften ebenfalls

selbstständig da stehen, schöne Merkmale zeigen, die als ein Bleibendes auf die Gefühle der Seele des Menschen wirken, und in ihrer düsteren Pracht auf diejenigen weisen, die hinüber gegangen sind und da weilen, wo seine Eltern sich jetzt befinden. Er kam bei seinen Wanderungen nach dem Süden auch in Wälder, deren er keine bei seinem Heranwachsen in der Heimath gesehen hatte, und dergleichen ihm nur, da er sich ferne von der Heimath in der Stadt aufgehalten hatte, wo er seinen ersten wissenschaftlichen Bestrebungen oblag, in sehr unbedeutender und kümmerlicher Gestalt vorgekommen waren. Er liebte diese Wälder sehr, ging gerne in ihnen herum, und suchte nach allerlei Gegenständen in denselben, die er sich aufhob und zu Sammlungen vorbereitete. Auch große Gebirge erblickte er, verweilte in ihnen, und sah ihre Zacken und Mauern und Kronen wie gewaltige Bauwerke an, die in uralter Zeit einst jemand aufgeführt hatte. Da ging er gerne allein neben den strömenden Wässern, die am Fuße dieser Bauwerke in den Thälern dahin rollten. Weil er bei seinen Erlernungen jetzt nicht mehr an gewisse Vorschriften gebunden war, als nur an solche, die er sich selbst gab, weil er keine Prüfungen abzulegen hatte, wo er sich über seine Tüchtigkeit in einem Fache ausweisen mußte, sondern weil ihm nur die Sache als solche oblag, daß er sie in Besitz bekomme und einstens anwende, wie es ihn freue: so richtete er sich seine Studien so ein, wie sie ihm am zweckmäßigsten schienen, und wie er glaubte, daß er am leichtesten zum Ziele gelangen könnte. Er kaufte sich Bücher, wo er sie nur immer für sein Fach bekommen konnte, und untersuchte sie und lernte in ihnen. Er hatte kein anderes Vermögen, als das wenige, was er sich während seiner ersten wissenschaftlichen Laufbahn, die er wieder verlassen hatte, durch Unterricht

geben erwarb, und zum Theile in Ersparung zurück legte. Es war nicht viel, aber bei seiner Art, sehr mäßig zu leben, mochte es schon noch eine Weile reichen. — So wanderte und lebte er fort — und wenn er zu irgend einem im Baue begriffenen Werke kam, an dem sehr viele Menschen gleichsam wie Maschinen arbeiteten, ging er hinzu, verdingte sich bei dem Werke, und arbeitete mit. So war er endlich dreißig Jahre alt geworden — und in dieser Zeit lernte er ein Mädchen kennen, zu dem er eine mächtige Leidenschaft faßte.

Sie war die einzige Tochter einst wohlhabender, ja reicher Eltern. Beide Eltern stammten ebenfalls aus dem nördlicheren Deutschland her, und die Mutter war sogar die Nachbarin des Ländchens, in dem die einsame Ebene und das Pfarrhaus lag, in welchem Georg aufgewachsen war. Diese Mutter hatte das zweifelhafte Geschenk empfangen, das schönste Mädchen der Stadt zu sein, in welcher sie geboren worden war. Es bewarben sich alle heirathfähigen Männer um sie, namentlich aus ihrer eigenen, weit verbreiteten, wohlhabenden Verwandtschaft. Sie würde auch einen derselben genommen haben. Aber da erschien der Vater unseres Mädchens — er war auf der Durchreise begriffen, lernte zufällig die allgemein begehrte Schönheit kennen, und trat in die Reihe der Bewerber. Da seine Reise blos eine zur Lust war, so schlug er sofort seinen Aufenthalt in dem Städtchen auf, und theils seine Wohlhabenheit, theils sein vornehmes Benehmen machte ihn zu dem gefährlichsten Nebenbuhler der andern. Aber doch waren die Eltern des Mädchens der Bewerbung entgegen, weil sie dasselbe nicht gerne von sich und aus der Stadt mit einem fremden Menschen fortgelassen hätten, auch das Mädchen selber war ihm nicht mehr geneigt oder abgeneigt als den andern, ja

vielleicht war sie gegen ihn, als den Fremden, scheuer, als gegen die einheimischen: aber das alles steigerte noch den Wunsch und die Leidenschaft des Bewerbers, daß sie wie mit düsterem Schmerze aus seinen Augen heraus sahen, und der einmal zufällig hingeworfenen Äußerung, daß ihm ohne sie das Leben keinen Werth habe, und daß er es mit Leichtigkeit hinwerfen würde, ein gefährliches Siegel der Wahrheit aufdrückten. Sonderbar, — wie jedes Tiefe und Gefühlte entzündet, so war gerade das, was die Eltern noch mehr zurückschreckte, in die Verbindung zu willigen, geeignet, das Mädchen zu entflammen, daß sie nun erklärte, diesen einzigen wolle sie, und keinen andern. So ward sie seine Gattin, und unter dem Murren aller Verwandten und Bekannten, daß man eine so reiche, schöne Erbin einem Fremden hingebe, von ihm fort geführt. Unter der Reise, da sie noch zärtliche Zweifel an die Beständigkeit seiner Liebe ausdrückte, versicherte er sie und schwur ihr, daß er die Worte des Predigers, die er bei der Trauung an sie gerichtet hatte, ewig vor Augen haben, und sie ewig freundlich, sanft, liebevoll und nachsichtig behandeln werde, wie jetzt. Die Augen der jungen Gattin strahlten vor Freude, und sie dankte Gott in ihrem innerlichsten Herzen, daß sie einen so edlen, herrlichen Mann zum Gatten erhalten habe. Er führte sie weit von ihrem Geburtsorte weg auf seine Besitzung, die nahe an einer großen Stadt war, ja, man könnte sagen, noch in derselben lag, da der Garten in seinen hintern Theilen die Stadtmauer und die Gärten der Vorstadthäuser berührte. Hier richtete er sich ein und schaffte erst nach seiner Ankunft Alles an, was ein eheliches Leben heischte, da er bei seiner Fortreise nur gedacht hatte, daß er eine Reise durch ganz Deutschland machen und keine Ahnung gehabt hatte, daß er eine Gattin mitbringen würde.

Er hatte keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Verwandten waren da, weil er eigentlich vom Rheine herüber stammte und sich erst da angekauft hatte. Er häufte alles an Schmuck und Kleidern nur immer erdenkliche Schöne auf seine Gattin, und wenn er sie zu Freunden und Bekannten in der Stadt herum führte, um sie ihnen zu zeigen und sie mit ihr bekannt zu machen, und wenn sich die unzweideutigsten Zeichen der Bewunderung in den Mienen und Augen kund gaben, war er unsäglich stolz und triumphirte über die Schönheit des Weibes seiner Wahl. Am Ende des ersten Jahres ihrer Ehe gebar sie ihm ein Töchterlein, das die sehr großen, schwarzen Augen der Mutter auf die Welt brachte, und nach wenigen Monaten zeigte, daß es auch die sehr langen Wimpern derselben erhalten werde, und das feine Weiß und Roth des Angesichtes, und den unbeschreiblich lieblichen Mund, auf dem gleichsam alle Holdseligkeit des schönsten Herzens lag. Es wurde mit wahrhaftiger Pracht behandelt, und lag in seinem Bettlein in einem Schneeschimmer von Linnen und in andern Bestandstücken des Geschmackes und der Verschwendung. Das Kind hatte in der Taufe, die nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche vollzogen wurde, den Namen Eleonore Elisabeth Corona empfangen, nach dem Namen der Großmutter — nämlich der Mutter des Vaters — nach dem der Mutter, und endlich nach dem der Pathin. Die Mutter brachte nach zwei Jahren ihrem Gatten auch einen Sohn, aber derselbe starb schon im ersten Monate, und von da an hatte sie kein Kind mehr, so daß das Mädchen das einzige blieb. Auf die Erziehung dieses Kindes verwendete der Vater nun alle seine Sorgfalt und alle seine Mittel. Es war so schön geworden, wie er es sich erwartet hatte, das Antlitz hatte um die ungewöhnlich

großen Augen eine solche Reinheit der Farbe, und es ging ein so zartes Weiß und Rosenroth der Kindheit gegen die Wangen und das sanfte Kinn hernieder, daß es mehrmal geschah, daß Freundinnen der Mutter dieselbe auf die Gefahr aufmerksam machten, die es für die Gesundheit des Kindes haben könnte, wenn sie dasselbe schon so sehr schminkte — worauf die gewöhnliche Antwort war, daß die Mutter das Kind emporhob, ein Tuch nahm, und mit demselben die Wangen und die Stirne des Mädchens rieb, um zu zeigen, daß auf diesen Stellen keine künstliche und gefährliche Farbe angebracht sei, wie man vermuthet hatte, worauf es immer geschah, daß das Roth der geriebenen Wangen in einen noch tieferen, kindlichen Purpur überging, und die unbewußten, großen Augen noch mehr daneben erglänzten. Der Vater kleidete das Mädchen in die schönsten Gewänder, die man für Kinder ersinnen konnte, und wenn es, da es größer geworden war, in ein Sammtröckchen gethan wurde, daraus die Füßlein in kostbaren Stoffen und schönen Stiefelchen hervorsahen, und wenn das zarte Haupt von den dunkelsten Locken, die es bekommen hatte, umwallt war, setzte es der Vater gerne in den Wagen, setzte eine reich gekleidete Wärterin, die es halten mußte, dazu, und ließ es von den schönsten Pferden, die es in der Gegend gab, im Triumphe herumfahren. Es kam mit frischeren Äuglein und gesunderen Wangen von einer jeden solchen sausenden Fahrt zurück. Zur Bedienung und Wartung hatte es eine Amme, die nur zur Oberaufsicht da war; denn gesäugt war das Kind von der eigenen Mutter worden, dann hatte es eine Wärterin und zwei Mägde. Sein Zimmer war mit Allem versehen, was nur immer in jedem Falle der Krankheit oder Gesundheit eines Kindes nothwendig sein könnte. Daneben wurden bereits, da das

Kind noch ganz klein war, zwei andere Zimmer des Gebäudes eingerichtet, die ihm dienen sollten, wenn es herangewachsen wäre. Alle Fächer, Kästen und Tischchen standen in den Zimmern, welche Mädchen brauchen können, um ihre tausend Sachen unter zu bringen und darauf zu legen, eine ausgewählte Büchersammlung war da, auf einem Gestelle lagen bereits die Notenbücher von bis jetzt vorhandenen, von Mädchen am meisten geliebten Musikstücken. In der Ecke stand ein Pianoforte, in der damaligen Zeit ein sehr neues und sehr kostbares Werkzeug; auch eine Harfe mit großem, schwerem Resonanzboden und mit übermäßigen, goldenen Verzierungen, von dem schneeweißen Vorhange des Fensters halb überdeckt und von dem rothseidenen Faltenwurfe desselben an ihrem Fuße umbauscht, stand unter dem Fensterbogen da, und sah in das Zimmer heraus. — Auf dem Ankleidetischchen lagen alle und jede Dinge, die ein weibliches Wesen, wenn es sich schmückt, als Werkzeuge gebrauchen, oder, wenn sie auch unnütz sind, doch wenigstens als daliegend wünschen könnte — der große Spiegel, um die ganze Gestalt sehen zu können, stand daneben, kleinere, um Theile des Körpers zu untersuchen, lagen und hingen zum Handgebrauche herum — die wirklichen Schmuckstücke waren zum Theile schon vorhanden; denn in einem aus Ebenholz und Elfenbein verfertigten Kästchen lagen viele Sammtfächer, in deren jedem ein Juwelenstück war, Edelsteine nach zusammengehöriger Art gefaßt, daß sich die Besitzerin mehrere Male ganz neu schmücken konnte, dann war an feinen Linnen und Spitzen und dergleichen, den Moden nicht so sehr unterworfenen Dingen schon Alles in unverarbeitetem Zustande da, um, wenn die Besitzerin einst eintritt, nur die Schere anlegen zu können: für die andern Dinge und Stoffe,

welche in kleinen Zeiträumen schnell ändern können, sind schon die Kästen und Fächer in Bereitschaft, um am Tage vorher, ehe die Herrin eingeführt wird, hinein gelegt zu werden, und an allen Sachen in Seide, Wolle, Gold- und Silberstickerei, welche die Zeit eben hat, die Räume zu füllen, und die Gebieterin mit keinem Mangel und keiner unwirthlichen Leere zu empfangen.

Als das kleine Mädchen nach und nach heranwuchs, bekam es immer mehr an Bedienung und an Aufmerksamkeiten, und mit allen Sachen, die einem aufblühenden Mädchen von Wichtigkeit sein können, wurde es reichlich umringt. Es bekam die besten Lehrer, die in allen Fächern zu haben waren, und es wurden die besten Mittel zum Unterrichte angeschafft. Als es vierzehn Jahre alt war, wurde es in die oben beschriebenen Zimmer eingeführt, und es wurde seiner Einbildungskraft Alles übergeben, was die zwei vorgerichteten Zimmer enthielten.

Die Mutter des Mädchens war eine ernste, einfache, ruhige Frau, die lieber eine ungekünstelt gute Wirthschaft geführt hätte. Sie schien sehr unglücklich zu sein. Sie wurde krank und ging in dieser Krankheit in den Zimmern herum, und die großen, schwarzen Augen standen jetzt recht gespensterhaft in der Blässe des Angesichts. Endlich starb sie, die Hand auf das Lockenhaupt ihres Kindes gelegt, und die Augen, immer blödsinniger schauend, erbarmend und fest auf sie gerichtet. Der Vater ließ die Verstorbene mit Pracht begraben. Er ließ ihr das schwere, seidene Gewand, das reich mit Gold gestickt war, das er ihr vor mehreren Monaten als eine Ueberraschung gebracht, und das sie kaum einmal auf dem Leibe gehabt hatte, anziehen, damit sie schön da liege, feine Blondspitzen mußten das weiße Angesicht, das jetzt scharf gezeichnet war, und keine Spur der ehemaligen Schönheit

mehr zeigte, umgeben, und die Krause um den Hals wurde vorne von einem Edelsteine, einem unlängst gekauften Rubin, zusammengehalten. So ward sie in das Grab gelegt.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse ließ der Vater seine Tochter zu sich in sein Schreibzimmer entbieten, stellte ihr dort die bisherige Haushälterin, mit der er schon bei Lebzeiten seiner Gattin in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden war, vor, und sagte, diese solle sie nun wie eine Mutter ehren und ihr die Hand küssen, wie sie es der verstorbenen gethan. Die Tochter antwortete in diesem Augenblicke nichts, als sie möchte mit dem Vater allein sein, und da die Haushälterin sich entfernt hatte, sagte das Mädchen, sie sei nun sechzehn Jahre alt, sie selber wolle die Wirthschaft führen, er solle nur einige Monate zusehen, sie werde es so gut machen, wie die Mutter — aber diese Frau müsse er auf immer aus dem Hause geben.

„Das willst du, Corona?“ sagte der Vater, indem er aufstand, zu ihr trat, und ihr in das Angesicht sah, „du wirst gewiß thun, was ich dir befehle.“

„Nein, Vater, ich werde es nicht thun.“

„Ich sage dir, du wirst es thun.“

„Nein, ganz gewiß nicht.“

„Nicht!?“ sagte der Vater. Er nahm sie, ihr in die Augen sehend, mit seiner Hand bei der Schulter und stieß sie zurück, daß sie in das Sopha niedertaumelte. Sie weinte nicht, und sagte kein einziges Wort.

Am anderen Morgen, als der Tag kaum angebrochen war, trat sie, gekleidet wie eine Reisende, zu dem Bette des Vaters, und sagte, daß sie in der Nacht gepackt habe, und daß sie jetzt fortreisen werde.

„Wohin wirst du denn reisen?"

„Zu der Großmutter."

Der Vater versagte es; allein da mehrere Tage vergingen, und das Kind hartnäckig immer dasselbe verlangte — nach mehreren heftigen Auftritten, wo sie immer, wenn sie gefragt wurde: „warum denn?" unausgesetzt schwieg — nachdem er sie noch einmal bei beiden Schultern gefaßt, heftig geschüttelt, und sie ihm nichts als das unveränderliche, ausdruckslose Angesicht entgegen gehalten hatte — und nach unleidlicher Verwirrung im Hause gab er auf einmal nach, und, halb ihre Absicht fördernd, halb sich die Miene gebend, als ahne er nicht, was sie vor habe, ließ er sie ihre Sachen weiter packen — im entscheidenden Augenblicke ritt er gar in den Wald hinaus, und in einem Wägelchen, das sie selber gemiethet hatte, fuhr das Mädchen von dem elterlichen Hause fort. Der Fuhrmann lenkte von der Stadt ab, zielte gegen den Wald hin, und auf der Straße zwischen den grünen Bäumen rollte das Fuhrwerk fort, niemanden auf seinem Sitze enthaltend, als das einsame Mädchen. Sie hatte von den Edelsteinen, die in ihren Zimmern lagen, nur das mitgenommen, was sie bisher getragen hatte: das andere, und alles von der Mutter ließ sie zurück. Der Vater hatte ihr noch Reisegeld und Briefe zugestellt.

Nachdem sie mehrere Tage gereiset war, und sich in Städten, wohin sie Briefe hatte, ein paar Tage aufgehalten, und von den Leuten, denen sie empfohlen war, eine recht freundliche Aufnahme gefunden hatte, kam sie endlich bei der Großmutter an. Sie wurde von dem Wagen, in dem sie in der letzten Nacht, nachdem sie früher auf allerlei Postwägen gewesen war, wieder ganz allein mit dem Fuhrmanne während Regen und Gewitter im Walde

gefahren war, herab gehoben und in ihr Stübchen geführt, da von dem Vater schon vorher ein Brief gekommen war, der ihre Ankunft gemeldet hatte.

Die Großmutter war eine einfache, ehrliche Kaufmannsfrau aus der alten Zeit. Sie hatte ihre Tochter während der ganzen Ehe derselben nicht besucht, und nur einmal einen Besuch von den jungen Eheleuten bekommen, den sie mit großer Pracht abgestattet hatten. Ihr Mann, der früher für die Verhältnisse des Städtchens reich gewesen war, hatte sich dem Spiele ergeben, und war so herabgesunken, daß er kaum mehr wohlhabend genannt werden konnte. Endlich starb er, und Handelsverweser, die ungetreu waren, brachten das Herabgekommene noch weiter herunter, daß zuletzt kaum mit Noth etwas anderes übrig war, als die nackten Mauern des Hauses, und eine dürftige Summe, von deren Erträgniß die bereits sehr alte Frau lebte. Der Handel war ganz aufgegeben. Die andern Verwandten, die Brüder des Mädchens, das einst die größte Schönheit der Stadt gewesen war, und die Geschwisterkinder desselben waren inzwischen reiche Leute geworden, sie trieben sämmtlich bürgerliche Gewerbe und Handel, manche zwei derselben, breiteten sich aus, hatten Häuser und hatten Söhne und Töchter, die sich auch mitunter den Geschäften schon unterzogen und sich selbstständig zu machen suchten Unter diesen Verwandten ging das wunderschöne Mädchen ein paar Jahre herum, war von ihnen gelitten, und wurde öfter bei diesem und bei jenem eingeladen. Sie war anfangs durch ihre ausgezeichnete Kleidung ein seltsamer und fremder Gegenstand unter ihnen gewesen, aber sie gewöhnten sich bald daran. Von einigen wurde sie leise gehöhnt, von andern zum Heirathen begehrt, und als sie es ausschlug, wurde sie von allen gehaßt.

Die Großmutter hielt sie in ihrem Hause, wie es nach den Verhältnissen, die in demselben walteten, möglich war. Der Vater schickte von Zeit zu Zeit Geld — forderte sie aber nicht mehr zurück, und alle die Pracht, mit der er sie zu erziehen angefangen hatte, schien dahin und vergessen zu sein.

Nach einiger Zeit — es war eben im dritten Jahre, seit Corona bei der Großmutter war — blieben die Geldsendungen aus, und da man sich eben darüber zu beunruhigen anfing, kam die Nachricht, daß alle Habseligkeiten und Besitzungen des Vaters von seinen Gläubigern in Beschlag genommen worden seien. Da nun über das, was die Mutter Corona's beigebracht hatte, nirgends eine Urkunde vorhanden war, so leuchtete ein, daß auch dieses verloren sei und sie nie würde Ansprüche darauf geltend machen können. Sofort fingen die Verwandten nun an zu sagen: „Warum hat denn dein Vater das Vermögen deiner Mutter aus unserer Handlung genommen, da wäre es ihm und dir sicherer gewesen, er hat größere Procente gewollt, nun hat er gar nichts, uns hat er damals genöthigt, und hat uns wehe gethan, jetzt zeigt sich's, wie es geworden — warum hat er denn so gewirthschaftet — warum ist denn deine Mutter mit ihm fortgegangen, warum mußte sie denn diesen heirathen, den ihr alle abgerathen haben, nun liegt sie im Grabe, er ist ein Bettler, und du bist zu uns gesendet worden, daß wir dich jetzt erhalten. Aber sie war immer hochmüthig und eigensinnig, und du wirst es auch sein."

Die Großmutter sagte dieses und ähnliches nicht, sie war eine gegen die Welt immer gleichgiltiger werdende, alte Frau, und fuhr fort, dem Mädchen Alles zu geben, was sie in ihrer beschränkten Lage konnte. Diese aber schenkte noch ihre wenigen

Habseligkeiten ihren Verwandten, die sie annahmen, vorzüglich waren die Edelsteine darunter, die sie als Eigenthum von dem väterlichen Hause hatte mitnehmen können, und anderes, was als Schmuck gelten konnte — dann nahm sie von dem, von dem Vater gesendeten Gelde, das die Großmutter, weil sie mit ihrer Enkelin sehr eingeschränkt lebte, zum größten Theile erspart hatte, die Hälfte, und ging fort in die Welt.

Sie war fest entschlossen, Alles, was ihr die Fremde bringen würde, unweigerlich zu tragen.

Durch den Tod ihrer Mutter, durch die unerhörte Veränderung, daß sie ihr Vater mit solcher Pracht und Üppigkeit zu erziehen angefangen, und dann so leichtsinnig unter fremde Menschen gelassen hatte, und durch die Härte ihrer Verwandten war sie jetzt ganz allein auf der Erde. — Aber noch mehr allein war sie, als sie nach mehreren Monaten den nunmehr auch erfolgten Tod ihres Vaters vernahm. Es war dies der einzige Brief gewesen, den ihr ihre Verwandten je geschrieben haben. Vorher hatte sie keinen empfangen, und sie empfing auch nachher keinen mehr. Sie hat aber auch nie einen geschrieben. Von all' denen, die ihr, da sie noch kaum ein den Windeln entwachsenes Kind war, gehuldigt hatten, die sie mit Schmeicheleien und Liebkosungen umringt, und Berge von Ergebenheit auf sie gebaut hätten, war jetzt keiner mehr vorhanden — man beachtete sie entweder gar nicht, oder man wollte sie verführen.

Durch die Kenntnisse, die sie sich in den wenigen Jahren ihrer sorgfältigeren Erziehung durch ihre guten Anlagen erworben hatte, und durch das, was sie während des Aufenthaltes bei der Großmutter und in der Gesellschaft ihrer Verwandten an häuslichen Beschäftigungen und Verrichtungen gelernt hatte, und

endlich durch das, was sie sich bei jeder Gelegenheit in der Zukunft ihres Lebens zuzueignen vor hatte, glaubte sie befähigt und berechtigt zu sein, in Dienste treten zu können. Sie kam, nachdem sie an zwei Orten wegen unzureichender Kenntniß der untergeordneten Dienstverrichtungen entlassen worden war, zu einer alten Gräfin als Gesellschafterin, die sie behielt. Und wenn nun die Gräfin rief: „Aber, mein Kind, wie sind Sie doch ungeschickt — wie haben Sie doch gar keinen Verstand — wie ist Ihre Erziehung vernachlässigt worden — wie albern man doch sein kann — wie erbärmlich das ist —" so hielt sie ihre großen, schönen Augen ruhig und that die Dinge, wie sie die alte Frau wollte. Und wenn sie den großen Arbeitskorb dorthin stellen mußte, weil die Gebieterin es wollte, und gleich wieder weg, weil sie es auch wollte, wenn sie den Schemel wegrücken mußte, dann herzu, dann weg, wenn die Fenstervorhänge zu viel Licht herein ließen, dann zu wenig, wenn es zu heiß war, dann zu kalt, wenn sie die Arbeit auf die befohlene Art machte und dann zertrennen mußte, wenn sie gescholten wurde, weil die Gräfin etwas vergaß, wenn sie verachtet wurde, weil sie etwas recht machte: so sagte sie auch nicht ein einziges Wort — und wenn ihre Gestalt, deren Wuchs so schön geworden war, wie man es sich nur immer hienieden denken konnte, unten in dem Garten stehen mußte, bis es den Möpsen gefällig war, hinauf zu gehen, so sah sie auf das Gras und die darin wachsenden Blumen, bis die Hunde Miene machten, über die sommerliche Treppe hinauf zu laufen — dann wendete sie sich um, ging auch hinein, und das nachwallende Kleid, das die schönsten und reinsten Glieder deckte, verschwand hinter der Schwelle.

Hier war es auch, wo sie der Pfarrerssohn Georg, von dem wir oben erzählt haben, kennen lernte. Er hatte an sehr

verschiedenen Orten bei Bauten gearbeitet, hatte theilweise selber hie und da Arbeiten geleitet, und nach und nach eine Gattung Ruf in Hinsicht seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit erlangt. Einen größeren Bau hatte er in der Nähe der alten Gräfin, die immer auf ihrem Landsitze lebte, ausgeführt. Dies veranlaßte die alte Frau, welche längst schon einen Umbau der sommerlichen Gebäude, die von dem Schlosse einige Flintenschüsse entfernt in dem Garten lagen, eigentlich ein Gartenhaus vorstellten, aber durch die verschiedenen Zubauten der vielen vorhergehenden Geschlechter eine Sammlung von Gartenhäusern geworden waren, und daher unzusammengehörig und ungestaltet dastanden, im Plane gehabt hatte, die Sache nun wirklich ins Werk zu stellen, und den jungen Mann dazu zu gewinnen. Sie schrieb ihm einen Brief in die Nachbarschaft, wo er noch immer beschäftigt war, daß er kommen und das Vorhandene ansehen möchte. Da er es gethan hatte, wurde verabredet, daß er zuweilen herüber kommen, und wie es seine Zeit zuließ, die Pläne nach und nach fertigen möchte. Er hatte mit der Gräfin einen Vertrag gemacht, der vorläufig auf Anfertigung der Pläne ging, die so eingerichtet sein sollten, daß sie das zu erbauende an das bereits vorhandene so anschlössen, oder dasselbe so abänderten, daß das Ganze wie eine einzige, ursprüngliche Baute aussehen sollte. Unter den Bedingungen, welche der Baumeister immer an die Spitze seiner Verträge stellte, und ohne deren Genehmigung er auf die Beredung der folgenden Punkte gar nicht einging, war auch die, daß er von seinem angefangenen Werke in jedem Augenblicke fortgehen dürfe, ohne daß man irgend einen Ersatz, Rechtfertigung oder dergleichen verlangen könne, wenn ihm nämlich die Nebenarbeiter, die ihm an die Hand gehen sollen, oder die Persönlich-

keiten derer, die ihm zugewiesen worden sind, und auf den Bau Einfluß haben, oder selbst die des Bauherrn nicht recht sind, und seine Gedanken in Hinsicht des Werkes beirren, was er dann immer, ehe er ginge, auseinander setzen würde. Die Gräfin wollte anfänglich auf diesen Punkt nicht eingehen, da er aber Miene machte, die Sache sofort abzubrechen, that sie es doch. Er kam nun öfter, wenn er von seiner Beschäftigung abkommen konnte, auf die Besitzung der Gräfin herüber, und war oft stundenlange, wenn er Zeichnungen gebracht hatte, und dieselben beredet wurden, bei ihr in dem Zimmer. Endlich war man mit den Entwürfen fertig und einverstanden. Die Abtragarbeiten begannen, wobei Georg die Menschen größtentheils selbst bestimmte, welche an der Arbeit beschäftigt sein sollten. Als er dann in der Nachbarschaft mit seinem Werke ziemlich zu Ende war, und nur mehr die kleineren Aufputzgeschäfte erübrigten, wobei man ihm auch in eine mäßige Entfernung die Modelle und Zeichnungen nachbringen konnte, zog er ganz zu der Gräfin herüber, und schlug seinen Wohnsitz in dem Schlosse auf, oder eigentlich nicht in dem Schlosse, sondern in einem Nebenbaue, wo, als noch großes Leben in dem Schlosse war, und die Grafen viele Leute und Gesellschaft sahen, der Stallmeister mit den ihm zugegebenen Personen gewohnt hatte. Es waren da mehrere wüste Zimmer, in die er schnellgezimmerte, weiche Tische stellen ließ, um seine Papiere auszubreiten, und Kisten, um sie in dieselben einschließen zu können. Es begann nun der Umbau der Gartenhäuser.

Hier war es, wo, wie wir sagten, er eine mächtige Leidenschaft faßte. Diese Leidenschaft war um so mächtiger, als er bisher immer einsam gewesen war. Er hatte das seltsame Mädchen

öfter gesehen und bemitleidet. Wenn er zur Gräfin mit seinen Plänen gekommen war, war sie gewöhnlich in dem Zimmer gesessen, und hatte gethan, was ihr von der alten Frau befohlen worden war. Jetzt, da er in ihrer Nähe wohnte, hatte er besser Gelegenheit sie zu beobachten, und ihr ewiges Schweigen und ihre Ruhe zu sehen. — Die verödete Größe, die in ihrem Wesen lag, lockte ihn an. Er erkundigte sich um ihre Schicksale, und erfuhr, wenn auch nicht genau die Lage der Sache, doch etwas, das der Wahrheit nicht gar zu ferne lag. Da er nun sah, daß sie so allein sei, wuchs sie immer mehr in sein Wesen, daß er sie durch die dunklen Bäume des Gartens mit sich zu seinem Baue trug, wo er stand, alle Dinge, die da werden mußten, besichtigte, vom Staube umringt war, und aus dem rührigen Getümmel der hundert Hände, die da beschäftigt waren, und aus dem Klopfen der Hämmer, dem Quiken der Schubkarren und dem Ächzen der Aufzüge hervorsah. Er hatte schon viele Wochen auf dem Schlosse gelebt. Da er auch noch anderwärts beschäftigt war, reisete er zuweilen ab, that dort, wohin er ging, seine Geschäfte, und kam dann wieder zurück. — Auch er ist von dem Mädchen nicht unbeachtet geblieben. Der kühne, vereinzelte Mann, der jede Gesellschaft und das ihnen so nothwendig gewordene Geplauder verachtete, und wenn er mit seinen Geschäften fertig war, auf sein Zimmer ging, und dort zwischen Büchern, Zeichnungen und Plänen niedersaß, gewann ihr ihre Ehrfurcht ab; selbst das, was man an ihm tadelte, daß er nämlich von seinem ohnehin nicht vielen Gelde, welches er für seine Arbeiten einnehme, wieder den größten Theil für sehr theure Bücher, Zeichnungen und Kupferwerke ausgebe, steigerte seinen Werth. Ihr gefiel sein Thun, daß er nämlich für seine Beschäftigung so

eingenommen sei, und daß er dann, wenn ihm eine freie Zeit übrig blieb, die Blechbüchse nahm, in den Wald ging, und Moose und Pflanzen in dieselbe sammelte. Da sie einmal mit der Gräfin in sein Zimmer gekommen war, hatte sie seine Steine gesehen: sie glänzten einfach und heiter von der Wand herüber, und auf jeden war ein kleines Zettelchen geklebt, welches den Namen des Minerales angab. Sie waren nur diejenigen, die in der Gegend vorkamen, und die er in jüngster Zeit zusammengestellt. Andere hatte er noch in der früheren Wohnung, wo er gewesen war, ehe er zum Baue der Gräfin herüber gekommen war.

Weil die beiden Menschen gleich scheu und gleich einsam waren, zog es sie zusammen — und wenn im Schlosse Gesellschaft war, um mit Karten zu spielen, oder über die Angelegenheiten ihrer Kreise zu reden, oder sich sonst zu vergnügen, das Mädchen aber draußen auf dem Rasen saß und er allein auf seinem Zimmer; so fühlten sie, daß sie für einander gehörten. Sie behandelten sich achtungsvoll, sie näherten sich — thaten es aber nicht versteckt, sondern offen vor der ganzen Welt — die Blume der Neigung brach hervor, und da beide zum ersten Male empfanden, was gründliche Zuneigung und Liebe sei, so waren zwei Menschen, die bisher allein gewesen waren, es nicht mehr: sie ergänzten sich, und um so fester hielten die Herzen zusammen, als sie ein verschlossener Gegensatz zu der ganzen übrigen Welt waren.

Sie kamen öfter zusammen, sagten sich ihre Neigung — und da war es, wo er ihr einmal eröffnete, daß er eigentlich sonst nichts habe, als das, was er sich durch seine Arbeiten verdiene.

„Ich besitze auch nichts," antwortete sie, „aber, lieber Freund, wir wollen dieser Sache keinen großen Werth einräumen. Wir

haben nichts, aber mit dem festen Willen, nichts zu brauchen, wollen wir zu erwerben beginnen. Was Dinge werth sind und nicht werth sind, habe ich schon einmal Gelegenheit gehabt zu erfahren."

Sie erzählte ihm ihre Geschichte, wie sie sich in den kleinsten Zügen zugetragen hatte, er erfuhr die Sache in manchen Stücken anders, als er sie früher gewußt hatte, und das Bild des Mädchens stand jetzt nur noch fester und noch schmerzlicher in seiner Seele.

So verging eine Zeit, und jeder Tag vermehrte die große, die äußerste Hochachtung, welche diese zwei Menschen für einander empfanden.

Einmal, da er bei der Bauherrin war, und ihr verschiedene Dinge vorlegte, namentlich Einzelnheiten, die früher nicht in den Vertrag aufgenommen worden waren, weil man sie auf eine eigene Berathung verschoben hatte, und da er ihr mehrere Blätter auseinander legte, ob sie ihre Billigung haben, sagte sie zu Corona: „Mein Kind, man schaut nicht so dreist hinein, wenn Jemand etwas zeigt."

Er warf einen Blick auf die Gräfin.

„Gehen Sie auf Ihr Zimmer," sagte diese zu dem Mädchen.

Die Angeredete erhob sich und ging.

Der Baumeister zeigte noch auf einige Dinge, die eben vorlagen, ohne sonderlich in die Sache einzugehen. Er behandelte sie oberflächlich, sagte, das werde man schon noch bereden, packte seine Blätter zusammen, und ging ebenfalls fort. Er ging nun zu Corona. Er fand sie mitten in ihrem Zimmer an dem Tische stehen, die Hand auf ein aufgeschlagenes Buch gelegt, in welchem Kinderbilderchen gemalt waren.

„Corona," sagte er, „ich werde auf der Stelle alle Anstalten machen."

Sie sagte nichts, aber mit der Hand, die auf dem Buche lag, drückte sie heftig die Blätter desselben nieder.

Er faßte sie an beiden Händen, drückte sie und ging gleich wieder fort. Er ging nun zu seinem Baue, ordnete an, was zu geschehen habe, weil er einige Tage abwesend sein würde, gab dem Werkführer seine Aufträge, bestellte sich ein Fuhrwerk, saß auf und fuhr davon. Eine kleine Wegestunde von dem Schlosse der Gräfin war am Ende eines Gartens ein Häuschen, welches einer kinderlosen Witwe gehörte. Ein Landmann, der etwas Handel trieb und daher in der Fremde bessere Dinge gesehen hatte, auch etwas mehr Geld erwarb, als seine Standesgenossen gewöhnlich haben, hatte es sich erbaut, um mit seinen Kindern freundlich zu wohnen. Allein er bekam keine Kinder, starb, als der Bau noch kaum beendigt war, und die Witwe mit einer einzigen Magd lebte blos in der Stube des Erdgeschosses, während die zwei Zimmer des Stockwerkes noch ganz leer standen und vergeblich auf ihre Einrichtungsstücke warteten. Zu dieser Frau fuhr der Baumeister, sagte, er wolle die zwei Zimmer des Stockwerkes miethen, und sie sammt der Küche einrichten, wenn er auch das Recht habe, in dem Garten etwas herum zu gehen, und die Luft und die Schönheit desselben zu genießen. Die Witwe ging freudig Alles ein, und der Vertrag ward mündlich abgeschlossen. Dann fuhr er in den nächsten kleinen Ort, wo ein Schreiner war, bestellte bei ihm Einrichtungsstücke der einfachsten Art, und gab an, in welcher Ordnung sie fertig werden sollen, und bestimmte, sie in das Häuschen der Witwe zu liefern. Von dem Schreiner fuhr er dann in die drei Meilen weit entfernte

Stadt, kaufte dort von seinem wenigen Geldvorrathe dasjenige, was ihm das allernöthigste schien, packte es in einen Koffer, und fuhr am zweiten Tage wieder mit demselben zur Witwe, und ließ ihn in seinen Zimmern, die mittlerweile gescheuert und gefegt worden waren, als erstes Einrichtungsstück stehen. Dann blieb er da, sandte sein Fuhrwerk heim, und leitete die Arbeiten zur Wohnlichmachung der Stuben, und betrieb die Dinge beim Schreiner. Als das Nothwendigste fertig war, ging er zu Fuße auf das Schloß der Gräfin hinüber, stellte sich ihr vor, und sagte, daß er Corona zum Weibe nehmen werde. Die Gräfin machte anfangs Einwendungen, ließ aber dann Alles geschehen. Da Corona zu ihr Abschied nehmen kam, saß sie beim Spiele und reichte ihr die Hand. Das junge Brautpaar setzte sich in den bereit gehaltenen Wagen, fuhr in die Stadt und wurde dort nach der Sitte seiner Kirche getraut. Es war schon sehr spät am Abende, und der Vollmond legte bereits seine Strahlen durch alle Fenster des Häuschens hinein, als sie an demselben ankamen, und zu ihren Zimmern hinauf stiegen. Die Witwe brachte Lichter — und als Corona, da sie allein waren, vor dem Tische von weichem Holze niedersank, um Gott ein kurzes Dankgebet zu sagen, schien sie ihm so unendlich schön neben dem rauhen Holze, daß es ihm unbegreiflich war, daß sie nicht Tausende begehrt haben. Das wußte er nicht, daß man sie für roh gehalten hatte, und daß mancher, der zur Gesellschaft, zum Vergnügen, oder sonst wie in das Schloß gekommen war und Verführungsgedanken gefaßt hatte, sie an dieser Härte und Kälte wieder aufgab. An dem Mauerstückchen zwischen den Fenstern stand ein Tisch, ein kleinerer stand noch im Hintergrunde an der Wand, dann waren zwei Stühle da, und im Nebenzimmer standen die Betten. Das

Andere war noch nicht fertig geworden. Das Vorhandene war alles von weichem, unangestrichenem Holze. Durch die Fenster, an denen noch keine Vorhänge waren, kam das Mondlicht herein, und mischte sich wunderlich mit dem Lichte der Kerzen, die Dinge, die da standen im Doppelscheine beleuchtend. Corona's Koffer war indessen unten vom Wagen abgeschnallt, herauf getragen und im Zimmer niedergestellt worden. Draußen war, da der Frühling kaum vorüber war, eine sehr schöne Sommernacht aufgegangen, in dem weichen, wolkenlosen Himmel stand ein floriger Mond, hin und hin waren Bäume, an denen manchmal ein Laublein glänzte, den Fluß hörte man schwach rauschen, eine Amsel that noch zuweilen einen Schlag darein: Alles war, als wenn gar nichts geschehen wäre — und den zwei Menschen, die in ein neues Verhältniß getreten waren, war es, als hätte die ganze Welt sich geändert.

Am andern Morgen, als noch kaum die ersten Strahlen dämmerten, kauerte Corona an dem Koffer, welchen Georg aus der Stadt hieher gebracht hatte, und suchte die weißen Vorhänge, die wohl im Koffer, aber noch nicht an den Fenstern waren, aus demselben heraus, um sie auf zu machen. Dann beseitigte sie den wenigen Staub, der seit gestern gekommen, dann legte sie die Dinge aus ihrem und Georgs Koffer auf den Tisch und die zwei einzigen Stühle. Dann ging sie in die Küche hinaus, das reinliche Geschirr, welches die Witwe besorgt hatte, glänzte ihr von den Gestellen entgegen, die Wände waren neu geweißt worden, daß die ganze Küche schimmerte, und auf der Bank standen die flachen, aus weichem Holz gebundenen, schneeweiß gescheuerten Gefäße, die bereits das reine, frische, blinkende Wasser enthielten, das zur Wirthlichkeit lud, und von den Quellen der Gegend kam,

die wegen ihrer Güte berühmt waren. Die neu aufgenommene Magd, die auf den Morgen bestellt war, erschien, sie begannen zu wirthschaften, und Corona kochte selber.

Georg ging an seine Arbeiten, deren er mehrere zerstreut hatte, und besorgte ihren Fortgang, indem er sie besuchte, um das Nöthige zu ordnen.

Indessen kamen nach und nach die andern Sachen, sie wurden herum gestellt, ein Tischchen mit Blumen kam an das Fenster, auf die weichen Bettgestelle wurden schneeweiße Linnen gelegt, und ein Tempel der Reinlichkeit empfing Georg immer, so oft er nach Hause kehrte. Die einsame Witwe hatte eine unbegrenzte Freude über die gar so schöne junge Frau. Diese arbeitete aber den ganzen Tag mit aufgeschürzten Armen fort, und wenn er das mit so vieler Üppigkeit erzogene Kind unten am Brunnen stehen sah, mit dem einen Arme an der Stange ziehend, und mit dem andern das Gefäß hin haltend, um das Wasser aufzufangen, so dauerte sie ihn fast. Allein das beinahe holdselig schöne Angesicht glänzte, die Lippen waren frisch, und weiße Zähne blickten heraus. Sie lebten so fort, er hatte sie nirgends aufgeführt, sie bekamen daher auch keine Gesellschaft und wirthschafteten fort. Gleich nach seiner Vermählung hatte Georg an die Gräfin eine Schrift gesandt, in der er ihr die Weiterführung des von ihm unternommenen Baues aufkündete, weil er nach ihrer Stellung zu ihm die Sache nicht mit heiteren Gedanken fortzuführen vermöge. Die Gräfin fing einen Prozeß an, verlor ihn aber in Kürze gegen den zu klaren Buchstaben des Vertrages. Die Arbeiten mehrten sich unerwarteter Weise für Georg. Anfangs hatte der Prozeß Aufsehen gemacht, man suchte den Baumeister aus Neugierde auf, allein nach und nach sprachen

die Arbeiten für sich, seine Wesenheit erschien, die Schönheit seiner Gedanken wurde weit und breit bekannt, und er bekam bald von dieser, bald von jener Seite Zuschriften, die ihn um Übernahme oder Begutachtung oder Änderung eines Werkes angingen. Der Wohlstand und die Behaglichkeit stiegen in dem kleinen Häuschen. Man hatte eine Kammer neben den zwei Zimmern, in der nur immer altes Gerumpel gelegen war, ausgeräumt und zu einem Zimmer hergerichtet, Georg ließ daran noch, wo früher blos öder Dachboden gewesen war, ein viertes bauen, und die Wohnlichkeit lichtete und erheiterte sich immer mehr. Im Erdgeschosse erlaubte die Witwe, daß er sich zwei Stuben für seine Zeichner einrichte, die gegen den Garten hinaus lagen, und sonst nicht gebraucht worden waren, nebst einer Kammer für sich, wo nun Tische gestellt wurden, die großen Papiere ausgebreitet, und all' die Linien und zarten Farben gezogen, die zu großer Verwunderung der Witwe allemal nothwendig waren, ehe ein Bau beginnen konnte. Die Witwe liebte die Leute so sehr, daß sie gleichsam zu ihnen gehörte, und sich in den kleinsten Raum zurückzog, damit sie nur Platz haben, und nicht etwa aus Mangel an Bequemlichkeit wegziehen möchten. Für Corona hatte er noch eine Magd gedungen. Anstatt der früheren Geräthstücke, die sämmtlich aus weichem Holze bestanden und nicht einmal mit einer Farbe bedeckt gewesen waren, waren schon längst nach und nach polirte und in schönster Arbeit gefertigte aus der Stadt gekommen, wo er sie bestellt, und größten Theils nach eigenen Zeichnungen hatte machen lassen. Mit einer Zartheit, die oft einsamen Menschen eigen wird, suchte er ihr bei den Geschenken, die er ihr machte, und auch bei nothwendigen Dingen, die in das Haus mußten, solche Gegenstände der Vornehmheit und Wohl-

habenheit in die Nähe zu bringen, mit welchen sie in ihrer Kindheit umringt gewesen sein mag, damit sie ihr wohl thäten, und sie dieselben nicht so schmerzlich vermißte; aber weil er einen feinen Sinn für Schönheit hatte, so waren die Gegenstände nicht blos Zeugen der Wohlhabenheit und Vornehmheit, sondern sie waren auch schön, und so füllte er seine Wohnung nach und nach mit Dingen, die in ruhiger und edler Würde auf die Seele des Beschauenden wirkten. Corona war schier immer allein, sie suchte nie Gesellschaft, ging fast nicht aus, sondern wirthschaftete für ihn, und mehrte seine Habe, die sie beinahe für anvertrautes Gut ansah. Sie hatte die Gabe empfangen, das Schöne, womit die Wohnung sich allgemach füllte, zu empfinden, und sie empfand es immer mehr, so wie ihr Geist sich übte. Sie ordnete die Dinge nach dem Gefühle, das ihr eigen geworden war, und hörte nicht auf, bis sie am schicklichsten standen.

So lebten die zwei Menschen fort, Georg freute sich immer, wenn er mehrere Tage nach einander zu Hause bleiben konnte, um das Wohlthuende des eigenen Herdes zu empfinden. Er hatte sich da angewöhnt, seine Gattin bei ihrem zweiten Namen Elisabeth zu nennen: er that dies immer, wenn er besonders traulich und freundlich war, weil ihm dieser Name häuslicher und wirthlicher vorkam. Er wolle nicht immer, sagte er scherzhaft, an die Krone erinnert werden, die ihm eher wie seine Beherrscherin, als wie seine Gattin erschiene.

Nur eins fehlte dem Ehepaare zu seinem völligen Glücke: sie hatten keine Kinder. Sie waren bereits im vierten Jahre verbunden, und wenn sie auch nur in völliger Einsamkeit und unter sich dem schmerzlichen Gefühle über diesen Gegenstand Worte zu geben wagten, so ahnete die Witwe mit der den Frauen eigen-

thümlichen Feinfühligkeit die Sache doch, und war häufig unerschöpflich in Erzählungen und Geschichten, wie Leute so und so lange vermählt gewesen waren, ohne mit Kindern gesegnet zu werden, und wie dieselben dann plötzlich und in vielen Fällen reichlich gekommen seien. Diese Geschichten waren meistens aus ihrer eigenen Erfahrung genommen. Die Leute lebten größten Theils noch, und konnten jeden Augenblick um die Wahrheit der Thatsache befragt werden. Freilich hatte die arme Frau bei ihrer eigenen Kinderlosigkeit Ursache genug gehabt, nach solchen Geschichten zu forschen, um ihre eigene, innere Hoffnungslosigkeit zu täuschen, und die schönen, blondlockigen Engelein in der Zukunft zu sehen, die noch dereinst um sie in dem kleinen Hause spielen würden. Allein sie erschienen nicht. Endlich starb ihr Mann, sie heirathete trotz den Anträgen, die sich fanden, nicht mehr, verzichtete, und alle die blondlockigen Engelein, die hätten kommen sollen, sind auf ewig mit ihm in das Himmelreich gezogen. Nach und nach vergaß sie auf dieselben und die Jahre flossen sanft dahin. Aber jetzt in ihrem Alter mußte sie wegen ihrer großen Liebe, die sie zu Corona, trug, dasselbe Spiel ihrer Einbildungskraft wieder spielen, weil sie nicht leiden konnte, daß diese schöne, junge Frau keine Kinder bekommen sollte, und in ihrer Hoffnung, daß sie noch würde gesegnet werden, hatte sie dieselbe Festigkeit der Zuversicht für die Engelein Corona's, wie sie dieselbe für ihre eigenen gehabt hatte.

Es waren wieder ein paar Jahre vergangen, ohne daß die Hoffnung sich erfüllt hätte. Die Geschäfte hielten Georg oft mehrere Wochen von seinem Hause entfernt, sie mehrten sich noch immer, so daß er zuweilen einen Monat auf Herumreisen zubringen, einen andern in einem entfernten Orte verweilen mußte

und erst im dritten ein wenig nach Hause kommen konnte. Er gerieth hierbei immer südlicher in unser schönes Vaterland, und da er die Wälder, das traurige Entbehrniß seines Geburtsortes, so sehr lieben gelernt hatte, so kam es ihm in den Sinn, sich auf Zeitlebens in der Nähe eines solchen anzusiedeln. Es war ein schöner, sanfter Abhang von Wiesen und Feldern — zwei klare Bäche schossen in dichtem Gebüsche über glatte Kiesel an zwei verschiedenen Stellen ab — hinter dem Hange begann ein sachter Wald mit Eichen, Eschen, Ahornen und Haselgebüschen an zu steigen, fast schöne Gartenwege liefen in ihm, und grüne, fette Rasenstellen waren nicht selten. Dann strebte er rascher empor, die Fichte erschien und andere wilde Bergbewohner, die nun weniger Rasen, aber das duftende, blühende Haidekraut zwischen ihren Stämmen hatten. Mehrere Wegestunden ging der Wald fort, dann wurde der Nadelbaum dünner und verkommener, Gerölle lag herum, und zerschund die Rinde der einzelnen darin stehenden Bäume, und endlich ragten blos Felsen empor. Wenn man von dem Rande des Eichenwaldes auf den Felder- und Wiesenabhang zurück sah, und dann das weiter fortlaufende Thal überblickte, so sah man schier wieder einen Wald, einen dichten Wald, aber von lauter Obstbäumen — scheinbar dicht; denn die Entfernung schob die einzeln stehenden Bäume, die auf den Wiesen und zwischen den Feldern zerstreut waren, zusammen, und zwischen all' dem liefen Zäune mit blühenden Gebüschen, und meist mit kleinen, daneben rieselnden Wässerlein, wie es in jenem schönen Lande gebräuchlich ist, dahin, sehr viele Strohdächer sahen in großen Entfernungen von einander aus den Bäumen heraus, und wenn der Abend kam, und die blauen Schatten sich zwischen das Grün legten, stiegen auch viele blaue

Rauchsäulen von den das Abendessen kochenden Herden empor, oder es stand eine dünne, zarte, blaue Schicht über dem feuchten, gesättigten Grün. Eine Strecke des Waldhanges nebst einem kleinen Theile des Eichenwaldes war zu verkaufen. Georg dachte, auf der Anhöhe würde ein Haus recht gut stehen, so würde auch die Feuchtigkeit des Thales, wie in fruchtbaren Gegenden oft der Fall ist, vermieden, und er wünschte die Stelle zu erwerben. Daher verabredete er mit dem Verkäufer, daß er zwei Wochen warten solle, dann würde er eine Erklärung bekommen, und wenn Georg den Platz nicht nähme, so hätte der Besitzer eine festgestellte Summe als Reugeld zu bekommen. Dies wurde angenommen. Nun reisete Georg sogleich nach Hause, nahm Corona zu sich in den Wagen, und fuhr wieder mit ihr zu dem Waldhange hin, um ihr die Stelle zu zeigen und zu fragen, ob sie ihr gefiele. Nach dem Wohnlichkeitssinn, der beiden eigen war, hatten sie es schon seit längerer Zeit, als ihre Wohlhabenheit sich zu mehren anfing, zu ihren Lieblingsplänen gezählt, sich einmal an einer Stelle, die ihnen gefiele, anzubauen, sich da, wie es nur immer ihrem Herzen zusage, einzurichten, und das ganze Leben hindurch zu verschönern und zu ordnen, bis es Gott gefiele, zuerst das Eine von der Seite des Andern, dann das Andere von dem Platze überhaupt abzuberufen. Diesem Plane schrieben sie unzerstörliche Gewißheit und Wahrhaftigkeit zu, wenn sie nur lebten, da es ja blos von ihnen abhing, ihn heute oder morgen zu verwirklichen, wie es ihnen beliebte. Nun stand Corona auf der Stelle, die Georg ausgesucht hatte, die ihm gefiel, und die, wenn sie es wünschte, ihr Eigenthum werden konnte. Wie wenig hatte sie einst verstanden, da sie Felder, Wälder, Berge, Güter zu erben hatte, was Eigenthum sei — und wie war sie

jetzt, da sie auf dem Platze stand, ergriffen, fast erschüttert, da sie wußte, wie schwer der Erwerb sei, wie der ihrige nur das zufällige Ergebniß des glücklichen Talentes ihres Mannes sei, und wie langsam es gedeihe, bis man zu einer Stelle dieser Erde sagen könne: diese ist mein Freund, und diese ist meine Heimath. Ihr gefiel der Platz fast noch mehr als ihrem Gatten, und da die Wünsche zusammen stimmten, wurde die Sache ins Reine gebracht, und der Preis erlegt. Dann fuhren sie wieder nach Hause, und es begannen sofort die Pläne. Er hatte bei seinen Arbeiten nie die Gewohnheit gehabt, ihr Papiere zu zeigen, sie hatte es auch nie verlangt, obwohl sie die Schönheit des endlich ausgeführten Gedankens stets zu empfinden und zu würdigen verstand. Jetzt aber, da er mit den Zeichnungen der Baupläne fertig war, ging er zu ihr in ihr Zimmer, legte Alles auseinander, und fragte, ob es ihr gefiele. Sie verstand nicht jedes sogleich, ließ es sich erklären, und als sie über das Ganze einen Blick erlangen konnte, gab sie nach unbedeutenden Einwendungen, deren Giltigkeit er wieder einsehen mußte, ihre große Freude und ihr großes Wohlgefallen zu erkennen. Er nahm seine Papiere zusammen, machte die kleinen Abänderungen, und ging nun daran, sogleich zu beginnen, und mit den einzelnen betreffenden Werkleuten Verträge zu schließen. Die Vorarbeiten auf dem Platze hatten gleich nach dem Ankaufe angefangen, und über die Gewinnung und Beischaffung der Stoffe war schon damals verfügt worden.

Sogleich begannen nun die Ausmessungen der Linien, die Erdarbeiten warfen ihre Wälle aus, Gerüste stiegen, und in Kurzem hämmerte und werkte es aus dem Innern heraus, und die Mauern stiegen über die Erde empor. Georg hatte zu den

vielen Arbeiten, die er überschauen mußte, nun auch den Bau des eigenen Hauses zu führen. Ehe es noch fertig war, nahm er oft Corona mit sich, daß sie das Gedeihen besehe, und sie ging zwischen den rohen, nassen Mauern, auf schwanken Brettern und neben Kübeln mit schwimmendem Mörtel dahin.

Zwei Jahre verflossen, ehe das Werk fertig war, weil er nicht nur gut bauen, sondern auch zur Schonung der Gesundheit die Mauern gut austrocknen lassen wollte. Die Gerüste wurden schon früher abgenommen, und die Landleute sahen mit Wohlbehagen auf das weiße Haus mit dem lieblichen, rothen Ziegeldache hinauf, das da entstanden war, und von dem dunklen Waldhange auf das Grün der Wiesen und Obstbäume herab grüßte. Endlich war die Zeit gekommen, wo Alles doch so weit fertig geworden war, daß man übersiedeln konnte. Er hatte die Sache zwar nicht großartig gemacht, aber auf Freundlichkeit und Bequemlichkeit gesehen. Es war ein Säulengang im Hofe, wie er bei seinem Vater gewesen war, und wie ihn Corona sehr liebte; es waren die Zimmer; selbst für Freunde, wenn einmal solche kämen, oder aus sonst einer Ursache die Bewohnerschaft sich vermehrte, war gesorgt; dann war die Küche, gleichsam ein Tempel, wo sie gerne wirthschaftete; dann Gänge, Nebengebäude und Alles, was sich gebührte. Sonst war das Ganze klein und heiter beisammen. Der Garten sollte bis zu dem Walde zurückgehen, in den er sich unkenntlich verliere. Zu einem kleinen Gewächshause wurden die Anlagen gemacht. So war es, da die Übersiedlung begann. Corona hatte schon lange vorher zu packen begonnen. Georg hatte eine große Anzahl fester Kisten machen lassen, in welche die Dinge einzeln und zusammen gepackt werden sollten, daß man die Kisten dann werfen und legen dürfte, wie

man wollte, ohne daß die Sachen Schaden leiden könnten. Corona arbeitete den ganzen Tag, wickelte ein, packte, veränderte und packte wieder — und wie das Häuschen der Witwe nach und nach leerer wurde, häuften sich die Kisten auf dem Gange und in den Räumen des Vorhauses. Nun erschienen die Wägen, auf die sie geladen wurden, und mit denen eins nach dem andern abfuhr. Endlich, gleichsam als das letzte Gut, setzten sie sich auch in ihren Wagen, und fuhren den andern Gütern nach. Die einsame Witwe, in deren Häuschen sie bisher gewohnt hatten, und die so sehr an die zwei Leute angewachsen war, daß sie sich nicht trennen konnte, fuhr mit ihnen, gleichsam als Gesellschafterin und freundliche Dienerin Corona's, wie sie es bisher gewesen war. Sie hatte auf Georgs Rath ihr Häuschen, das sie anfangs verkaufen wollte, blos verpachtet, und kehrte ihm voll Freuden den Rücken.

Als sie ankamen, und Georg gleich wieder auf eine entfernte Baustelle fort mußte, begann ein Auspacken und Ordnen, wobei Corona die Oberaufsicht übte, und die ihr beigegebenen Arbeiter leitete. Da Georg wieder kam, und mehrere neu angeschaffte Sachen mit ihm, ging es erst an das ordentliche Einrichten und Stellen. Vom frühesten Morgen bis spätesten Abend war Corona beschäftigt. Sie wählte, verwarf, wählte wieder, und nach und nach ging ein Raum nach dem andern aus ihren Händen vollendet hervor, bis Alles wohnlich geworden war, und den ersten rohen und ungastlichen Anblick verloren hatte, mit dem es die Ankömmlinge empfangen hatte, aber viele Wochen hindurch mußte noch bald dort ein Thürchen angebracht, bald hier eine Lücke verbaut, bald dort ein Balken weggenommen, bald da eine Grube ausgefüllt werden, bis sich die Rohheit und Neuheit ver-

wischte und das Besitzthum und Bewohnerthum sich verwuchs, als wäre es immer so gewesen. Der Garten, in welchem die ohnedem auf dem Platze stehenden Obstbäume und andere gelassen worden waren, begann ebenfalls aus seinem Urzustande herauszutreten, hie und da Blumen und Anlagen zu zeigen, wie sie Corona liebte, und wie sie gut standen. Die Gemüse zogen schöne und bunte Tafeln hinaus, und nach dem ersten Jahre funkelte das vollendete Glashaus in die Lüfte. Es wurde Alles fast so gemacht, wie es in dem kleinen Häuschen der Witwe gewesen war, nur großartiger, weil hier mehr Raum war, und kostbarere und reichere Sachen angekommen waren. Er stellte Sammlungen auf, und sie ordnete die anderen Dinge, daß ein luftiger, heiterer Tempel des Geschmackes und der Ordnung erschien. — Es ist ein lieblicher Gedanke, wenn man das irdische Gut dazu hat, seine Sachen auf einen Platz niederzulegen, und zu sagen: „Hier wirst du leben und sterben — das gehört dir!"

Anfangs, da so Vieles zu thun war, war ihnen die Zeit schneller vergangen als sonst, und zwei Jahre verflossen, ohne daß sie wußten, wohin; aber dann, da einmal Ordnung eingekehrt war, ging Alles sanfter und gemäßigter hin. Sie walteten, wie sie es früher gethan hatten. Georg mußte ab- und zureisen, er war oft lange in seinen Geschäften abwesend, oft konnte er wieder auf einige Zeit zu Hause sein. Sie lebten auch hier sehr einsam, nicht einmal seine Zeichnungsstuben hatte er in seinem Hause, um dessen ländliche Ruhe nicht zu stören, sondern er hatte sie in dem Lande herum zerstreut — sie hatten nie Gesellschaft, und was die Leute sagten, war ihm gleichgiltig — er ging nie mit ihnen um, sie gehörten eigentlich nur einander an. Immer mehr ordnete sich das Haus, immer mehr saßen sie in

ihrem Besitzthum in Fülle, und sah auf die wunderschöne Welt hinaus. Aber ein Wunsch ging nicht in Erfüllung, der allem Andern die Krone aufgesetzt hätte, oder der sie alle entbehrlich gemacht hätte: sie hatten noch immer keine Kinder.

Die Habe mehrte sich, selbst allerlei Kunstwerke kamen ins Haus, eine Bildsäule von weißem Marmor stand unter den sanften Hallen, Gemälde von großem Werthe zierten manche Zimmer, und was zwischen kinderlosen Eheleuten so oft der Fall ist, wenn er nach Hause kam, da er länger abwesend gewesen war, oder bei andern Gelegenheiten, die er ergreifen konnte, brachte er ihr Geschenke nach Hause, sei es ein kostbares Tuch, ein Schmuckgegenstand, ein Silbergefäß, sei es ein künstlich gefertigtes Einrichtungsstück, bis sie von einer Menge Gegenständen und Spielereien umringt war, daß sie oft nicht wußte, wie sie dieselben nur unterbringen oder aufstellen sollte. Dafür empfing sie ihn immer, wenn er von seinen Reisen zurückkam, mit einer Reinlichkeit seines Hauses, mit einem Schimmer und Glanz desselben, daß er sich sagen mußte, wenn manche Menschen prachtvoller wohnen, so sei doch kein Haus so unbedingt rein und klar und Alles ordnungsgemäß umfangend, wie das seine. Kein Stäubchen, kein Flecken, kein Hauch, einer Unordnung war durch alle Zimmer zu sehen. Sie ordnete immer, und die schönen Geräthe oder Kunstsachen, wie etwa Geschirre, Gemälde und dergleichen reinigte sie stets selbst; denn sie hegte zum Beispiele ihre Tische so, daß die Schönheit der Platte auch nicht einmal durch die kleinste Ritzung geschändet werden durfte. Georg war jetzt viel öfter und länger zu Hause; da er nur mehr die vorzüglicheren und größeren Arbeiten übernahm, weil er sich Ruhe gönnen wollte, und die andern durch einen jüngeren, eben so

aufstrebenden Menschen besorgen ließ, wie er selber einstens aufgestrebt war.

So lebten die zwei Menschen fort, und entbehrten, was ihnen versagt war. Aber desto schmerzlicher wurde die Entbehrung, als sich auf dem dunkeln Haupte Georgs manch' ein einzelnes weißes Haar zeigte, und in dem schönen Angesichte Corona's manch' eine feine Linie, die den allmäligen Beginn des Alterns verkündete.

Einmal waren sie in einem Hause eingeladen, wo man sie zwar nicht mehr liebte oder haßte als in einem andern, wo man aber vielleicht aufrichtiger gegen sie gesinnt war, als sonst wo der Fall gewesen sein mochte. Georg, der viel mit Menschen in Geschäften verkehrte, sonst aber sich von ihnen zurück hielt, ging doch zuweilen irgend wohin, wo er geladen wurde, weil er mußte. Corona schier nie, und dieses Haus war das einzige, wohin sie ihn schon ein paar Mal begleitet hatte, wenn er in Jahren einmal einer Einladung Folge leistete, weil er eben zu Hause war, und die Arbeiten sich ein wenig minder dicht drängten. Sie fuhren gegen Abend hin. Auf Corona's noch so schönem Halse prangte ein Smaragd, der einen zweiten und eine Perle trug, das Ganze mit einem feinen Goldkettchen um den Nacken geschlungen, von dem es sich in mattem Scheine schnitt, so wie die dunkle Glut des Steines sich von dem Halse in würdigem Spiele weg hob. Sonst hatte sie ein schwarzes Seidenkleid an. Sie traten schier die letzten in den Saal, man erhob sich und empfing die einsame, schöne Frau. Es saßen noch mehrere andere da, von Gruppen schwarzgekleideter Herren umgeben, Schmuckstücke, schier so kostbar wie Corona's oder kostbarer, glänzten auf ihren schönen Kleidern, oder funkelten von bloßen Armen und Nacken — aber

ein anderer kostbarer Schmuck, den Corona nicht haben konnte, stand gegen die Thür des zweiten Saales an kleinen Tischchen: eine Gruppe vielzähliger, aufwachsender Mädchen, untermischt mit eben so vielen noch ganz kleinen, die sich an sie drängten. Man betrachtete sie noch nicht als Jungfrauen, das Haar war noch knabenhaft geschoren, keine hatte einen Schmuck, als die lebhaften Augen, und eine ein falsches Kettchen um den Hals; unter den unscheinbar geschnittenen und leicht verzierten Linnen des Halses schlug ein junger Busen, und unter den schlichten Kleidchen blühten junge Glieder. Sie redeten alle durcheinander, und fragten sich um allerlei und freuten sich, daß sie so bei einander seien. Man gab verschiedene Erfrischungen herum, und das kleine Volk, wie man sich ausdrückte, bekam seine Sachen auf die kleinen Tischchen, bei dem es stand, und um die es sich dann lärmend niederließ. Besonders waren zwei Mädchen dabei, die sich auszeichneten. Sie waren sonst etwas sorgfältiger gekleidet als die andern, aber doch noch in den Jahren, wo ihnen Kleider noch nichts sind; sie waren größer, und unter die unbedeutende Freude des Kindes mischte sich schon die sanftere Gewalt der Jungfrau. Eine war blond und zart, sie war schon jungfräulicher, die andere stärker gebaut und dunkel, aber in Ausdruck, Kleidung und Haarschnitt noch knabenhafter, als die Schwester. Sie waren zwei mutterlose Waisen, die ihr Vater, ein sehr ernster Geschäftsmann, jetzt gleichsam Mutterstelle vertretend, gerne zu solchen Gelegenheiten führte, wie sie heute waren. Es sollten sich die Kinder mit einander freuen, und nebenher war es bestimmt, daß sie Musik machen würden. Zu den herumsitzenden Frauen kam bald das eine, bald das andere der Kinder, bald eine ganze Schaar gelaufen, und rief: „Mutter,

wie ist denn das? — Mutter, wo ist denn jenes?" Die betreffenden Mütter, sich die Dinger vom Halse schaffend, gaben Auskunft, gaben Rede, und ordneten nebstbei etwas an dem verschobenen Gewändchen. Der Vater der zwei Mädchen gab ihnen auch, wenn sie gelegentlich zu ihm kamen, Anweisung, wie sie sich zu benehmen hätten. Corona saß vereinsamt und vereinzelt da und schaute zu. Nachdem die Geschirre und die andern Vorrichtungen, die zur Einnahme der Erfrischungen da standen, weggeräumt worden waren, nachdem von den Männern ein Gespräch über Staatsangelegenheiten eingeleitet worden war, welches ziemlich lebhaft werden wollte, standen die Kinder schon zu einem Chore gerüstet, und warteten nur, bis die Herren aufhörten, daß sie anfangen könnten. Durch die Frauen bedeutet und aufmerksam gemacht, brachen die Männer ihr Gespräch ab, und setzten sich in die Stellung, den Kindern zuzuhören. Diese führten ein holländisches Volkslied aus, das von Störchen handelt, und immer im Chore die Worte Klapp, Klapp, Klapp — Klapp, Klapp, Klapp enthält, was die Sänger sehr freute. Dann kam Verschiedenes, was theils im Chore, theils zu zweien, theils von einem gesungen wurde. Jetzt setzte sich das dunklere von den zwei oben benannten Mädchen an das Clavier, welches Instrument damals noch viel seltener und weitaus nicht in der Vollkommenheit gespielt wurde, wie heut zu Tage. Das Kind zeigte keine Verlegenheit, sondern, wie Kinder thun, die ihre Aufgabe aufsagen können, schaute es mit den fröhlichen, pechschwarzen, etwas großen Augen freudig umher, gleichsam Aufmerksamkeit und Stille heischend. Die schwarzen, kurz geschorenen Haare ließen den schöner werdenden Nacken sehen, und hoben das weiter unten auf den Schultern liegende Linnen hervor. Der Lehrer des Kindes setzte

sich zu ihm, und das Spiel begann. Es war sonderbar: über all' das Frühere, was die Kinder vorgetragen hatten, hatte man sich gefreut, weil sie es konnten, wie man es gewöhnlich verlangt; taktrichtig und schier mit keinem einzigen falschen Tone. Auch über das, was dieses Kind jetzt vortrug, freute man sich anfangs; denn es spielte so vorzüglich gut, es rollte die Töne so bestimmt, und, wie die Kenner sagen, so perlartig aus seinen Händen hervor, es schlug fast so klar an, wie ein Mann, daß sich das Bauwerk der Musikdichtung gesetzmäßig entfaltete: — aber wie die Leute, von solcher Fertigkeit überrascht, wirklich mit innerlicher Aufmerksamkeit zuhörten, und das Kind von dieser Aufmerksamkeit und von der Stille, die herrschte, erfreut, immer mehr Sorgfalt auf das Spiel verwendete und auch immer besser spielte; so fing sich in ihm ein Geist, den es vielleicht noch wenig kannte, zu regen an: es verstand auf einmal die Musik; denn in dem Spiele war Seele, und das Angesicht, das früher nur roth und weiß gewesen war, war jetzt anders: es war gleichsam freudig, und doch auch leidend — denn die Musik war traurig — und man glaubte, jetzt und jetzt sollten Thränen ausbrechen. Als es gleich nach Vollendung dieses Spieles noch eine sehr schöne Arie sang, war das nämliche vorhanden, und es zitterte ihm seine unschuldige Stimme. Als es dann gänzlich fertig war, trat es zurück und mischte sich beschämt unter die andern Kinder. Welche Gewalt des Gefühles für eine einstige Zukunft ahnete man durch diesen Zufall in dem noch unentweihten, unentwickelten, gegen sich selber noch hilflosen Körper! Alle waren erfreut und alle riefen Beifall zu; denn selbst solche, welche sich um ähnliche Dinge wenig bekümmern, waren fast ergriffen; denn es lag hier ein Stück Reinheit und

Schönheit menschlicher Seele gleichsam nackt und unwillkürlich da. Der Vater saß in der Nähe der Eingangsthür auf einem zurückgeschobenen Stuhle, war selig, und dachte vielleicht an die verstorbene Gattin. Es wurde noch manches vorgetragen, und gut ausgeführt, wie es fleißige und geschickte Kinder ausführen. Als nach Beendigung der Musik die Tische wieder gedeckt, an einander geschoben und geordnet wurden, um ein Abendmahl aufzusetzen — als auch die kleineren Tischchen geordnet, und ebenfalls wie die großen gedeckt und beschickt waren, nur mit der einzigen Ausnahme, daß keine Weinflaschen auf denselben standen — als man sich um die Tische gesetzt hatte, und auch um die kleineren wieder das kleine Volk saß: war das Mädchen, welches durch seinen Vortrag so erfreut hatte, darunter, und war wieder ein Kind: es redete allerlei mit den Umgebenden, es lachte und aß — das Angesichtchen war wieder roth und weiß, und die kurz geschorenen Haare standen wieder zu dem Gesichtchen. Als spät Nachts Alles aus war, und die betreffenden Mütter ihre Kinder um sich sammelten, die von denselben hierhin und dorthin gelegten Kleiderstücke zusammen suchten, ihnen anpaßten, und hie und da etwas an den Körperchen verwahrten, daß sie sich nicht verkühlten — als dann ein allgemeines Abschiednehmen war, und ein Fortfahren von dem Hause der Unterhaltung: so saßen Georg und Corona auch in ihrem Wagen, und fuhren allein in demselben nach Hause. In ihren finstern, sehr schön eingerichteten Zimmern wurde, da sie ankamen, Licht gebracht, sie legten die Kleider und den Schmuck auf die gehörigen Stellen, und begaben sich zur Ruhe.

Am andern Tage war wieder ein Tag, wie viele gewesen sind, und wie sie immer sein werden, bis sie sterben.

Sie waren jetzt im dreizehnten Jahre vermählt.

Als einige Zeit, ungefähr mehrere Wochen, nach jenem Abendfeste, dem sie beigewohnt hatten, vergangen waren, kam einmal Corona an einem Nachmittage zu Georg in eins seiner Zimmer, wo er die Steine hatte, und wo er eben vor dem Tische, auf welchem mehrere zu ordnen lagen, saß, und sie betrachtete. Es war dies eine ungewöhnliche Stunde, daß sie zu ihm kam; denn meistens war er um diese Zeit in seinem Arbeitszimmer und zeichnete — nur heute hatte er sich — man weiß keinen Grund — von der Arbeit weg begeben, und war zu seinen Steinen gegangen. Er hob daher sein Haupt empor, und sah auf Corona hin, da sie eintrat, gleichsam fragend, ob ihr etwas fehle, daß sie zu so ungewöhnlicher Stunde komme.

„Georg, störe ich dich?" sagte sie, „ich möchte gerne etwas mit dir reden."

„So rede, Corona, du störst mich nicht," antwortete er, „wenn ich auch beim Zeichnen wäre, so würde ich aufhören, wenn du mit mir reden wolltest."

„Aber es ist lange, Georg."

„Wie es auch sei, Corona, ängstige mich nicht, und rede. Wann hätte ich dir denn je eine Zeit verweigert, die du in Anspruch genommen hast. So ist es nicht, daß ich nicht ein Stückchen Arbeit verschieben könnte, wenn sich etwas Anderes ergibt, das meine Aufmerksamkeit erheischt. Zudem siehst du ja, daß ich mir ohnehin einen Feiertag gemacht habe, und da sitze, und gleichsam mit diesem Steine da rede. So sprich also."

„Du mußt mich aber bis zu Ende anhören, Georg, du mußt nicht antworten, mir nichts darein reden, bis ich selber sage: jetzt antworte."

„So rede nur, du machst mich sehr unruhig — ich verspreche dir, bis zum Ende ohne Antwort zuzuhören.“

„Nun also, Georg, ich bin heute zu dir herein gekommen, dir die Scheidung unserer Ehe anzubieten.“

„Corona!!“

„Siehest du, du redest darein. Ich habe es ja gewußt, daß es so kommen werde. Höre mich nur zu Ende, und dann rede, was du immer willst.“

„Aber, Corona, was ist dir denn widerfahren?!“ wie kannst du denn meinen, daß ich einem solchen Dinge mit Ruhe werde zuhören können. Sage, welch' ein Unglück ist dir zugestoßen?“

„Höre mich doch an, Georg, ich habe es dieser Tage her, und wohl manchmal auch früher, sehr reiflich überlegt, und bin mit dem Gedanken nicht eher zu dir gekommen, als bis ich glaubte, daß ich ihn so ausgebildet habe, daß er mir als recht erscheint, und daß ich ihn dir werde auseinander setzen können. Der Mensch lebt nur ein einziges Menschenleben. In demselben soll er vor seinem Gotte den ganzen Kreis menschlicher Pflichten und menschlicher Freuden erfüllen. Das erste ist ja doch immer, daß der Mensch in der vollsten Bedeutung Mensch sei. Was ihr oft so hoch setzt: Amt, Würde, Geschäft, ist in vielen Fällen nur ein Mittel — bei dir, Georg, ist es nicht so — sich Geld und Gut zu erwerben, um mit diesem Gelde und Gute dann seinen Trieben und Neigungen zu dienen: in wenigen Fällen ist das Geschäft Sache des Berufes, wo nämlich Kräfte nach einer Richtung hin stärker gegeben sind, in dieser Richtung hin stärker auf Erfüllung bringen, und in dieser Richtung hin den ganzen andern Menschen mitnehmen. Besser wäre es, wenn der Mensch unbeschadet seines Berufes auch in andern Kräften stark genug

wäre, ihnen Erfüllung zu geben, und im Einklange aller ganz ein Mensch zu sein. Du bist es fast, Georg, du bist deinem schönen Drange gefolgt, hast dich aber nie den Menschen verkauft, und bist neben deiner Kunst ein starker, freier, guter Mensch geworden, ein Mensch, der seine Augen auch irgendwo anders hat, als in seinem Berufe: darum habe ich dich gleich so lieb gewonnen — du bist fast ein ganzer Mensch, Georg, außer, wo die Verhältnisse es dir versagen — — aber vielleicht nur so lange, als wir selber wollen. Zu einem der ersten, vielleicht zu dem allerersten Rechte und zu der holdesten Pflicht der Menschen gehört es, Kinder zu haben; darum hat Gott die beiden Geschlechter mit solcher Freude an einander gebunden, außer der es nichts Freudenreicheres gibt, wenn nicht das Gefühl der Eltern noch süßer sein mag, und die Pflicht derselben noch mehr in das Herz gewachsen; denn wir sehen ja die rohesten Menschen, wenn sie Kinder bekommen haben, alles andere in dieser Welt bei Seite setzen, und den Kindern dienen — ja, in der Gefahr das eigene Leben dahin werfen, um das der Kinder zu retten, so herrlich und allmächtig ist der Trieb, daß das junge Leben fortlebe und das alte vergehe, das junge hervorgerufen und seinen Zweck erfüllt habe. Darum ist die Welt so schön, daß sie jeder Neue neu geputzt finde, und wenn er lebt, nicht anders meine, als das ganze Leben beginne überhaupt erst jetzt. Und wenn er alt wird, will er Kinder, in deren Aufblühen und Anfangen er auch aufblüht und anfängt — das Leben beginnt er wieder neu, wenn es ihm unbewußt aufhört und er stirbt. Siehst du, Georg, ich habe gesagt, daß du ein ganzer Mensch seist, außer wo die Verhältnisse es versagten, und daß dies vielleicht nur so lange währe, als wir es selber wollen. Wir sind jetzt über zwölf Jahre

verbunden und haben keine Kinder bekommen. Es ist sehr oft der Fall, daß zwei Menschen keine Kinder haben, und wenn sie beide andere Verbindungen eingehen, werden sie beide mit Nachkommenschaft gesegnet. Es ist eine hohe, eine gewichtige, eine heilige Pflicht, daß der Mensch, der nur das eine Leben hat, es voll anwende, und darin auch die menschlich und göttlich gesetzlichen Mittel ergreife, die Welt in einem kleinen Theilchen durch seine Kinder fort blühen zu machen. Darum glaube ich, hat ja unsere Kirche festgesetzt, daß in ihr die Ehe löslich wird, damit ein mißgeschlungenes Band zu nichte gemacht, und wieder ersetzt werden könne, was gefehlt wurde. Und ich glaube, daß der höchste Zweck dieser Einrichtung nicht darin bestehe, daß Menschen, welche leichtsinnig ein Band geschlungen haben, wenn sie ihre Herzen nicht kannten, wenn die Mittel des Lebens nicht da sind, und hundert andere Fälle, es wieder auflösen können, wenn sie sich nicht vertragen, wenn das Band eine Bürde wird — sie hätten ja das vorher wissen und vermeiden können. Ihretwillen kann das Gesetz nicht allein da sein. Ein viel höherer Zweck desselben muß sein: wenn zwei Menschen alles Edle und Gute, was der Verstand und das Herz eingeben, vor der Verbindung anwendeten, damit sie eine heilige und echt menschliche werde, wenn sie das wird, und doch durch einen Umstand, den keines vorgus berechnen konnte, die Ehe eine Scheinehe wird: daß sie dann gelöset werden kann, daß freiwillig und in Güte und Liebe die Verbindung getrennt werde, die vor Gott eine unmögliche gewesen ist. Wir sind beide in dem Falle. Es ist nicht mehr denkbar, daß wir noch den Segen eines Kindes erleben werden. Was wir auch durch unsere Verbindung erreichten, was wir uns auch gegenseitig gegeben haben, ein Zweck, ein hauptsächlicher, ist nicht erreicht

worden: darum, Georg, ist mein Vorschlag, daß wir uns aus freien Stücken trennen, daß jedes wieder ungebunden sei, und, wenn es ihm dünke, ein neues Bündniß eingehen könne, was ihn vielleicht noch mit dem bisher entbehrten Gute belohne. Ist es auch dann nicht der Fall, dann sind beide von der Verantwortlichkeit frei. Denn wir haben gethan, was uns menschliche Voraussicht zu thun eingegeben hat, jeder Erfolg liegt in der Hand eines mächtigeren Richters. Mir scheint die Handlung nicht blos erlaubt, sie scheint mir recht. — — Und nun, Georg, bin ich fertig — jetzt antworte mir."

„Ich weiß nicht, Corona, was ich dir antworten soll — ich bin nicht gefaßt — ich habe auf diese Handlung noch gar nie gedacht — was werden die Leute sagen?"

„Sie werden sagen, es sei nicht recht — weil sie schwach sind. Sie werden den wahren Grund nicht wissen, ja, wenn er ihnen gesagt würde, werden sie ihn nicht glauben, und in einem von uns iene geheime Schuld suchen, die das andere fortgetrieben hat. Auch wenn ihnen der eigentliche Beweggrund bewiesen wird, werden sie noch sagen, es sei nicht recht, weil sie nur allein an einem einzigen Dinge hängen, an ihrer Sinnlichkeit, die sie nicht verlassen können. Wer mit seinem Weibe Jahre lang gelebt hat, gewöhnt sich an sie und ihre Gesellschaft, wie an ein Stück seines eigenen Lebens, er findet sie als Bestandtheil in allen seinen Vorstellungen, ihre Thätigkeit greift in ein Leben ein: das heißt er Liebe, das ist es, was er nicht entbehren kann, darum kann er sich von seinem Weibe nicht trennen, es ist ein Sinnliches, ein Selbstsüchtiges — und das ist keines stark genug zu opfern, darum begreifen sie es an Andern auch nicht. Sie müßten ein neues Leben beginnen, einen neuen Kreis von Vorstellungen

anfangen, und das ist sehr schwer, weil sich die ganze verzweigte Verwandtschaft der vorhandenen Vorstellungen dagegen sträubt. Daraus erklärt sich auch die Thatsache, warum ein Mann, der den Tod seiner Gattin aufrichtig mit tiefstem Schmerze betrauert, der meint, er könne nun gar nicht mehr leben, doch sehr bald darauf wieder eine neue Verbindung schließt, weil er seine eigene bisherige Gewohnheitsweise nicht aufgeben kann, und eine neue Ehe das leichteste Mittel ist, das Alte wenigstens annähernd wieder herzustellen; denn er braucht nur die Person zu verwechseln, und dann bleibt Alles beim Alten. Darum hört man in solchen Fällen das so oft, was ich von einem sehr alten Manne, der fünfunddreißig Jahre in einer sehr glücklichen Ehe gelebt hatte, und nach dem Tode seiner Gattin alsobald wieder eine neue Ehe einging, bei meiner Gräfin sagen gehört habe: er kann seine Häuslichkeit nicht entbehren. Wir wollen sie entbehren, Georg, wir wollen sie des höheren Zweckes willen entbehren, wir wollen die Freuden, die wir einander in täglichem Umgange gewährt haben, opfern, — diese Freuden waren bei uns größer, als bei Andern, weil wir beide einsam waren, weil wir beide niemand andern hatten, als uns — aber wir wollen sie doch entbehren, wir wollen wieder sein, wie früher, wollen anfangen, wo wir angefangen, als ich von meinen Verwandten, und du nach dem Tode deiner Eltern von Eiserode fort in die Welt gingest. Es ist dies nicht das Höchste und das Einzige des Lebens, was wir dahin geben, es kann sich neu wieder finden; was wir aber jetzt entbehren, ist ein Höheres, Uneigennützigeres, und ist eine heilige Pflicht — — ja, eine Ehe, die eines ihrer Hauptzwecke entbehrt, däucht mir eher Sünde — — darum wollen wir sie lösen; was wir ohne unsern Willen nicht erreichten, wollen wir betrauern,

und was nicht sein konnte, obwohl wir es beide wünschten, wollen wir nicht erzwingen wollen, sondern den Dingen gemäß handeln, die das Erstrebte auf dem Wege, der uns der süßeste wäre, versagt haben. Ich glaube, es ist überall das rechte, wo ein Ding, das wir anstreben, verweigert wird, es rasch ändern, und den Weg einschlagen, den die Gesetzmäßigkeit der Dinge vorschreibt. — — Und nun, mein Georg, was sagst du?"

„Corona — mein Weib" — antwortete der Baumeister — „ich weiß nicht, was ich sagen soll — das ist seltsam, was du sprichst. — — Es ist nicht so, es ist doch nicht so."

Bei diesen Worten schob er langsam seine Steine, die er vorher bei sich gehabt und betrachtet hatte, zurück, und sah lange, gleichsam mitleidig auf dieselben hin.

„Corona," sagte er dann wieder, „nein, es ist doch nicht so, wie du sagst. Wir sind beide betheiligt, ich muß bei meiner Antwort auch deiner gedenken, ich muß errathen, was dir frommt. — — Aber es ist gewiß nicht so, wie du sagst. Ich empfinde das tief. Lassen wir heute die Sache. Corona, ich werde mit dir reden, wenn eine Zeit vergangen ist — hörst du — lasse die Wohlthat einer Zeit dahin gehen — denn über dieses Gespräch muß Zeit vergehen. — — Lassen wir es, hörst du?"

„Ja, Georg, denke daran. Fange an, darüber nachzudenken, wie ich schon seit Langem her darüber nachgedacht habe. Und wenn du, wie du einmal gesagt hast, den Knaben des verstorbenen Zimmergesellen an Kindesstatt annimmst, so bedenke, daß angenommene Kinder keine eigenen sind. Wer eine Pflicht übernimmt, ohne die Grundlagen der Pflicht erzeugen zu können, der macht ebenfalls ein Mißverhältniß der Dinge, das sich in den Folgen rächt. Thue ihm Gutes, versorge ihn, aber verlange

nicht, daß er dein Sohn sei. Ich habe diese Gedanken schon lange gefaßt, wenn ich dich öfter sah, wie dein Auge auf dem schönen Knaben ruhte, der gerne in unserem Hofe spielte, wie du manchmal fort gingest, und noch unter der Hausthür auf ihn zurücksahest. Er kann nicht sein Sohn werden, dachte ich. Ein Kind, Georg, kannst du nur auf dem Wege erhalten, den ich dir angegeben habe."

„Nur eins noch, Corona, dann schweigen wir aber über die Sache: daß du von dem Elternhause fort gingest, warst du ein Kind, da ich einsam in die Wälder ging und in abwechselnden Zeiten wieder in großartigen, verödeten Bauwerken studirte, war ich nicht viel mehr als ein Kind — die aufstrebenden Kräfte sind feurig, allmächtig, sie werfen den Widerstand um — — jetzt sind wir älter; der Bogen steigt nicht mehr so rasch hinan, wer weiß, ob er sich nicht schon sanft gegen die andere Seite hinüber zu krümmen beginnt: sage, werden wir auch können, was wir ausführen möchten? — wirst du es können, Corona?"

„Ich glaube," sagte die Gattin.

„Nun, so brechen wir ab," sagte der Baumeister, „lassen wir es. Wenn die Labung der Zeit dahin geflossen ist — wollen wir unsere Gedanken wieder fragen."

Sie schwiegen jetzt über diesen Gegenstand. Er nahm einen seiner Steine her, und legte ihn wieder hin. Er schob mehrere vor, und schob sie wieder zurück. Er führte Corona dann in den Garten. Sie gingen an den Blumen dahin, sie gingen neben dem sanften Glanze des Glashauses dahin, neben dem Springbrunnen, den Georg durch den Wasserdruck, der hoch oben in dem zurückgehenden Walde in den innern Lockerheiten der Berges nieder lastete, zu Stande hatte bringen lassen, sie gingen an dem

Kohle vorüber, der da stand, und dessen blauliche, kräftige, strotzende Blätter an Corona's Kleid streiften, sie gingen an den Pflaumenbäumen, an dem neuen Geländer, das er erst hatte machen lassen, an dem Zwergobste, an den Apfelbäumen, die im Frühlinge aus Frankreich gekommen waren, vorüber — und zuletzt an dem Neubruche, auf welchem gerade die Taglöhner arbeiteten, daß er gereinigt, von Steinen befreit und hergerichtet werde, um im künftigen Jahre dem Garten einverleibt zu werden, damit derselbe sich wieder ein wenig größer und reicher entfalte. Dann ist der Abend gekommen, — endlich die Nacht — und sie legten ihr Haupt auf die Kissen der Ruhe.

— — Wie viele Zeit nach diesem seltsamen Gespräche vergangen ist, wie viel noch in der Sache gesprochen wurde, was der Inhalt dieser Gespräche war, vermögen wir nicht anzugeben — nur das Ergebniß der Zeit, die noch nach dem Vorschlage Corona's verflossen ist, können wir erzählen: Georg willigte ein, er erhob sich zu Corona's Gedanken. Es wurde beschlossen, daß sie sich ohne einen Auftritt des Weinens oder der Klage trennen wollen, daß jedes in der Zukunft streben wolle, den Segen der Kinder in einer neuen Verbindung zu erringen, daß sie sich nie sehen, einander nie schreiben wollen, daß sie für einander nicht mehr da sind. Als dieses beschlossen war, ging Georg daran, das vorhandene Vermögen zu theilen. Er gab Corona die Hälfte, welche hinreichte, ihr ein sehr schönes, mehr als wohlhabendes Leben für alle Fälle der Zukunft zu sichern, und die andere Hälfte, wozu das Haus gehörte, behielt er für sich. Dann, um alle Unannehmlichkeiten zu Hause zu vermeiden, wurde ausgemacht, daß man seine Sachen zusammen richten, mit einander fortfahren, die Angelegenheit bei der Behörde in Ordnung bringen

und sich dann in der Entfernung trennen wolle. Corona packte ihre Sachen in der Stille zusammen. Es wurden ein paar Koffer und einige Kisten fortgeschickt, was nicht auffiel, da der Baumeister mancherlei Dinge für entfernte Häuser oder Schlösser zu besorgen hatte, und dieselben gewöhnlich zuerst zu ihm kamen, von wo er sie dann wohlverpackt an den Ort ihrer Bestimmung abgehen ließ. Endlich, an einem trüben, mit Regen kämpfenden Sommermorgen fuhren sie selber ab, da man eben den nun fertig gewordenen Neubruch einplankte, und zu dem Garten schlug. Mit der geistlichen Obrigkeit, weil beide Theile einig waren, wurde das Anliegen bald erledigt, und die Trennung folgte dann schnell. Corona fuhr in einem Wagen, dessen Pferde sie sich schon selber bestellt hatte, durch den Thorweg des Gasthauses hinaus. Der Wagen fuhr die Gasse entlang, beugte dann um eine Ecke und konnte dann nicht mehr gesehen werden. — Sie war jetzt wieder mit ihrem Herzen allein. — Georg stand in dem Zimmer des Gasthofes, das sie bisher, da die Angelegenheit im Gange war, mit einander bewohnt hatten, und schaute vor sich hin. Es war nun in seinen Augen kein eheliches Gemach mehr, sondern eines jener unzähligen Gasthauszimmer, wie er sie während seiner jugendlichen Herumwanderungen so oft in ihrer Öde über Nacht oder auf kurze Tage bewohnt hatte. Kein einziger Mensch hatte in dem Gasthause geahnet, was zwischen diesen zwei Leuten vorgehe, und auch nicht gewußt, als die Frau fortfuhr, welch' ein Fortfahren das sei.

Die seltsame That war nun gethan — und beide konnten jetzt dem Plane gemäß frisch und frei an den Bau des noch übrigen künftigen Lebens gehen, als wäre es ein anfangsfähiges, ursprüngliches, gerade aus der ersten Hand des Schicksals gegebenes.

Georg reiste nicht nach Hause, sondern er ging zu einem sehr entfernten Baue, und leitete dort die Arbeiten fort. Er schrieb an die Witwe, welche auch sonst gerne in der Abwesenheit der Gatten das Hauswesen besorgt hatte, sie möchte nur Alles sorgsam verwalten wie früher, er habe sich von seiner Gattin geschieden, wisse nicht genau, wann er nach Hause komme, und werde dann schon beschließen, was mit der Besitzung zu geschehen habe.

Die Witwe war ganz überrascht, und traute ihren Augen kaum. Sie wollte sich dann, als sie die Sache begriff, fast zu Tode weinen, und dachte, was muß denn geschehen sein — wie können sich denn zwei so liebe, gute, treuherzige Menschen scheiden! Sie ging wie eine Verlassene und Verlorene in dem Hause herum, wischte die schönen Sachen ab, und schaute trübselig auf dieselben hin.

Die Leute wunderten sich, als das Gerücht die Erzählung daher trug, daß der Baumeister an einem entfernten Baue sehr fleißig arbeite, und daß er sich, während er vom Hause weg sei, von seinem Weibe geschieden habe. Sie theilten es einer dem andern mit, und erschöpften sich in Ergrüblung des Dinges, das da vorgefallen sein müsse.

3.

Am Waldrande.

Wir haben nur noch sehr wenig zu berichten. Es ist genau dasjenige geschehen, was nach der Schönheit und dem Eigensinne des menschlichen Herzens geschehen mußte.

Wir sind genöthigt, einen großen Raum von Jahren zu übergehen, weil von dem, was sich in demselben begeben hat, keine Einzelnheiten vorliegen. Wir können nur das Allgemeine angeben, was schier alle Menschen wußten, bis wir dann am Schlusse wieder ein Einzelnes zu erzählen vermögen, was nicht alle wußten.

Georg hatte sein Haus, das er mit so vieler Freude gebaut hatte, verkauft. Es wirthschafteten jetzt fremde Menschen darinnen, welche ebenfalls eine große Freude an dem Besitzthume hatten, wie sie Georg und Corona gehabt hatten. Die Witwe wohnt wieder in ihrem kleinen, weißen Häuschen, worin Georg und Corona ihr eheliches Leben begonnen hatten. Der Baumeister baute fort, sein Wohlstand mehrte sich neuerdings, er kam durch Aufträge in fremde Gegenden, lernte verschiedene Menschen kennen — und bekam, wie es in dem Plane der Trennung gelegen war, auch wieder eine Gattin. Aber nicht nur eine Gattin bekam er, sondern sie gebar ihm auch Kinder, zwei Knaben, welche fast so schön waren, wie er in seiner Kindheit gewesen ist. Die Gattin hieß Emilie, sie liebte ihn und behandelte ihn

freundlich. Die zwei Knaben blieben die einzigen Kinder. Da mehrere Jahre vergangen waren, da die Kinder heranwuchsen, dachte er neuerdings darauf, wie einst in schönen Tagen, sich wieder ein Haus zu bauen, und sich fest niederzulassen. Er war jetzt bereits alternd, sein Vermögen war genüglich hinreichend, er beschloß daher, sich von den Aufträgen, die noch immer kamen, zurück zu ziehen, und seine Kräfte, die schon öfter zu ermatten begannen, zu schonen. Er liebte noch immer die Wälder, hing an Naturgegenständen, und zog seine Sehnsucht halb heimlich, halb bewußt nach diesen Dingen hin. Er wollte daher, wie einst, einen Platz zu seinem Besitzthume auswählen, und sich ihn so suchen, daß er den Gegenständen seiner Liebe, die nicht alterte, nahe wäre, und in Gemächlichkeit seinen Sammlungen, seinen Betrachtungen und seinen Empfindungen nachgehen könnte. Er näherte sich auf seiner Reise, auf welcher ihn sein Weib und seine Kinder begleiteten, dem waldigen Gebirge, weil es von ferne so aussah, wie der sanfte, blaue Hang, auf dem er sein erstes Haus gehabt hatte, obwohl dieser Hang viele, viele Meilen weit von dieser jetzigen Gegend war. Es war jetzt gerade wieder dreizehn Jahre, seit er sich von Corona getrennt hatte. Als er dem Waldgebirge näher gekommen war, überraschte ihn immer mehr und mehr die Ähnlichkeit desselben mit seinem einstigen schönen Walde, der mit Eichen und Haselgebüschen von seinem Garten angefangen hatte, dann durch Eschen, Ahorne und Birken zu der Fichte, und von der zu Felsen emporgestiegen war. Er reiste, da er endlich nahe genug war, den weiter gehenden und größer werdenden Ähnlichkeiten nach, bis er eines Abends in ein Thal kam, das dicht mit Obstbäumen besetzt war, das ein frisches, feuchtes Grün hatte, von dem einzelne, weit von einander

entfernte Strohdächer herausblickten, in dem blaue, von den das Abendmahl kochenden Herden aufsteigende Rauchsäulen waren, und weiter draußen eine dünne, zarte, blaue Schicht auf dem feuchten Grün stand — von dem Thale zog sich eine Anhöhe mit Wiesen und Feldern hinauf, und am Rande desselben begann ein Laubwald fort zu steigen, der von ferne wie Eichenbildung aussah. Mitten im Thale war ein kleiner Flecken mit einem rothen Kirchthurmdache. Georg kehrte nicht in dem Flecken, sondern in einem etwa eine Viertelstunde davon entfernten, an der großen Straße liegenden Gasthause ein. Er gedachte hier mehrere Tage zu verweilen, und durch ein gutes Angebot etwa einen der Eigenthümer der am Waldrande liegenden Höhe zur Abtretung eines Stückes zu vermögen, wie er es brauchte. Er zog daher schon am ersten Tage alle Erkundigungen bei dem Wirthe ein, und nahm sich vor, noch weiter zu forschen.

Am zweiten Abende seines Aufenthaltes ging er mit seinen zwei Knaben allein spazieren. Er schlug einen Pfad durch das Thal ein, welcher mit Obstbäumen gesäumt war, und einen Zaun neben sich hatte, der mit frischem Wassergebüsche umwachsen war, und richtig auch zu seinen Füßen das klare, schießende, über Kiesel rollende Wasser hatte — gerade so wie ein Pfad gewesen war, an dem er sehr gerne mit Corona gegangen war, da sie noch mit einander das Haus am Waldhange bewohnt hatten. Als er um eine Gruppe hoher, kleinblättriger Birnbäume bog, wo ein hölzernes Gitter war, und der Pfad in zwei Theile auseinander ging, wandelte eine dunkel gekleidete Frau ihm entgegen — er erkannte sie — es war Corona. In dunkle Kleider gekleidet, wie sie wohl auch früher geliebt hatte, ein Häubchen, wie früher, nur viel bescheidener, auf dem Haupte, und eine

Tasche, wie früher, nur etwas größer an ihrem Arme tragend. Das Antlitz war so schön wie sonst — aber es war alt geworden. In den geliebten Zügen, die einst so seine Freude gewesen waren, waren sehr viele kleine, klare und deutlich geprägte Fältchen, auch war sie blasser als gewöhnlich, wie es ja das heranrückende Alter mit sich bringt. Sie blieben beide stehen, und blickten einander an.

„Corona," sagte er.

„Georg," antwortete sie.

Sie reichte ihm die Hand — er faßte sie, und meinte, er könne gar nicht mehr loslassen.

„Geht es dir wohl, Georg?"

„Wohl, Corona — dir auch?"

„Ja, Georg. — — Das ist eine schöne Gegend, nicht wahr?"

„Ja, sie ist schön — — sehr schön — — bist du lange hier, oder reisest du blos durch?"

„Ich lebe schon mehrere Jahre in dem kleinen Städtchen dort — du reisest wohl eben hier durch?"

„Ich bin in dem einzelnen Gasthause über Nacht."

„Reisest du dann wieder weiter?"

„Ja."

„Georg — — sage — ich möchte fragen: sind diese deine Kinder?"

„Ja, Corona."

„Wie alt sind sie denn?"

„Der eine ist neun, der andere zehn Jahre alt."

„Es sind freundliche Kinder. — Weil du nur Kinder erhalten hast."

„Bist du auch vermählt, Corona?"

„Es haben sich Anträge gefunden."

„Also bist du vermählt?"

Sie wurde sehr roth und sagte: „Ich habe es nicht vermocht."

Er antwortete kein Wort — nicht ein einziges Wort sagte er auf diese Rede. — — Nach einem Weilchen reichte er ihr die Hand hin, und sagte: „Gute Nacht, Elisabeth."

„Warte noch ein wenig," antwortete sie, dann suchte sie in ihrem Täschchen, das sie am Arme trug, herum, brachte zwei Äpfel heraus, und gab jedem der Knaben einen.

Dann gab er die Hand hin, sie reichte ihm die Rechte, an der sie, wie es auch früher gewöhnlich der Fall war, keinen Handschuh hatte, er drückte die Hand, in welcher die seinige so oft geruht hatte, beide wandten sich ab, und gingen ohne ein Wort die verschiedenen Wege fort. Die Knaben bissen in die rothen Äpfel und aßen sie auf dem Heimwege.

Georg entkleidete sich bald, ging auf sein Zimmer — — und der achtundfünfzigjährige Mann weinte die ganze Nacht.

Jetzt erst stand die Größe der Sünde vor ihm, die er begangen hatte — jetzt bereute er, daß er nicht mit ihr getragen und geduldet hatte, die größer war als er. Das arme Weib hatte diese Gegend aufgesucht, die Ähnlichkeit mit dem Waldhange hatte, wo sie sonst gelebt, und sie war, durch die Ähnlichkeiten gelockt, immer weiter bis an diesen Punkt gekommen. Hier lebte sie nun, weil sie die Erinnerung der Vergangenheit nicht wegthun konnte, in einem Theile dieser Vergangenheit, wie ja auch er von weitem zu diesem Walde hergezogen worden war, um an ihm, wie an seinem früheren Waldhange ein Haus zu bauen. Dies alles, weil er Corona so gut kannte, empfand er jetzt auf seinem schlaflosen Lager. — Am andern Morgen ließ er seiner Gattin keinen Schmerz merken, war gut wie immer, und sagte,

daß er doch nicht da bleiben, sondern wieder weiter reisen werde. Sie hatte gestern mit dem Diener und der Magd Alles zu längerem Aufenthalte eingerichtet gehabt, weshalb sie nicht hatte mitspazieren gehen können — heute packte sie wieder zusammen, sie zog ihre Knaben, die bei ihr im Zimmer schliefen, während, wie es in dieser Ehe Gewohnheit war, er in seinem Studierzimmer schlief, reisefertig an, und gegen Mittag schwankte der Reisewagen auf der entgegengesetzten Straße aus dem Thale, als wo er herein gekommen war.

Was weiter geschah? — Georg konnte zu keiner Stätigkeit kommen. Die Kinder wurden groß und gingen fort. Der unbändige Hang zielte nach keiner Vergangenheit, ja, er fragte nicht einmal nach einer, als wäre sie nicht gewesen, wie Georg es als Waldgänger in dem Gleichnisse der strebenden Pflanzenäste zu dem Hegerbuben sagt. Einer dient zu Schiffe, ist auf allen Meeren, und schreibt alle zwei, drei Jahre einen Brief; der andere, durch Lust an Naturgegenständen überwältigt, warf sich auf Zeichnen und Malen, und ging, da sich eine Gelegenheit bot, voll Freude nach Südamerika, von wo er fast gar nicht schreibt. Die Mutter der Knaben ist gestorben — und Georg ist wieder allein, wie er es ja, wenigstens von den erstrebten Kindern aus, sein mußte — der rückgelassene, verdorrte Ast, wenn die neuen voll Kraft und Jugend zu neuen Lüften emporwachsen, in ihr Blau, in ihre Wolken, in ihre Sonne emporschauen, und nie zurück auf den, woraus sie entsprossen. Diese Söhne werden gerade so einst Briefe bekommen, daß ihr Vater gestorben sei, wie dieser Vater, als er in seinen Studien begriffen war, erfahren hatte, daß er keine Eltern mehr habe, und beide in der Erde begraben liegen. — Und so wird es fort gehen, wie es von seinen Eltern her fort

gegangen ist, wie es bei seinen Söhnen fort geht, und wie es bei dem Hegerbuben fort gehen wird, er mag sich nun zu einer Handarbeit, zu einem Gewerbe gewendet haben, oder zu dem Meere der Wissenschaft, auf dem er fortsegelt, bis auch er wieder von seinem Sohne verlassen ist, und allein auf dem Schiffe steht, da es sinkt.

Im hohen Alter, da sein Weib gestorben war, seine Söhne ihn verlassen hatten, hätte er gerne Corona aufgesucht, allein er schämte sich, auch wußte er nicht, ob sie nicht auch, wie er, aus dem Thale geflohen ist, da sie sich begegnet hatten. — Er hing sich an den Hegerbuben, bis auch dieser fort ging — und er selbst wieder die Gegend um die Kienberge und um Hohenfurth verließ.

Wir wissen nicht, wo der alte Waldgänger jetzt ist. Er mag noch irgend wo leben, er mag gestorben sein — wir wissen es nicht. Von seiner Gattin Corona wissen wir auch nichts. Lebt sie noch, dann ist sie uralt, und gewiß so allein, wie dazumal, da sie von ihrem Vater gegangen ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt bei keinen Verwandten ist, und daß damals ein Anfang vor ihren Augen lag, jetzt ein nahes Ende. — — Wo sie auch sind, und wenn sie noch sind: Gott wird sie gewiß bald rufen.

Die zwei Menschen, die sich einmal geirrt hatten, hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: „Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr Weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode.“

Der fromme Spruch.

1.

Dietwin von der Weiden hatte die Gepflogenheit, an jedem vierundzwanzigsten Tage des Monates April gegen den Abend in das Gut seiner Schwester einzufahren. So geschah es auch diesmal wieder, daß an dem genannten Tage um fünf Uhr Nachmittags sein Wagen durch das Thor des Schlosses rollte. Er wurde von der Dienerschaft empfangen, und in seine zwei wohlbestellten Zimmer geleitet. Dort kleidete er sich mit der Hilfe seines Kammerdieners sorgsam um, während der andere Diener die Gepäcksachen von dem Wagen heraufschaffen, und der Kutscher die zwei Schimmel in dem Stalle gehörig versorgen ließ. Als der Kammerdiener erklärt hatte, daß nichts mehr an dem Anzuge fehle, ging Dietwin zu seiner Schwester. Diese saß in einem schwarzseidenen Kleide auf einem erhöhten Platze ihres Prunkzimmers, und erwartete ihn. Etwas tiefer saß eine Kammerfrau, die gleichfalls in schwarze Seide gekleidet war. Als sich die Flügelthüren geöffnet hatten, und er hereingetreten war, stand die Schwester auf, und ging ihm entgegen. In der Mitte des Gemaches kamen sie zusammen. Er nahm sie bei der Hand, neigte sich gegen sie, und küßte sie auf die Stirne. Sie behielt seine Hand, erhob sich gegen ihn, und gab ihm den Kuß zurück.

Darauf geleitete er sie zu ihrem Sitze. Zwei Diener rückten für ihn einen Armstuhl auf der Erhöhung dem Stuhle ihrer Gebieterin gegenüber. Dann verneigten sie sich tief gegen beide, stiegen von der Erhöhung, gingen aus dem Saale, und schlossen hinter sich die Flügelthüren. Dietwin setzte sich in den Armstuhl, die Schwester bedeutete die Kammerfrau, welche aufgestanden war, sich wieder zu setzen, und als dieses geschehen war, wendete sie sich zu dem Bruder, und sagte: „Sei gegrüßt, Dietwin."

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete er.

„Erfreust du dich einer vollkommenen Gesundheit?" fragte sie.

„Ich bin frisch und gesund, wie ich es alle Tage meines Lebens gewesen bin," antwortete er, „und kann ich von dir das Gleiche erfahren?"

„So wie mich Gott der Herr noch nie mit einer Krankheit heimgesucht hat," entgegnete sie, „so bin ich auch seit unserem letzten Zusammensein gesund geblieben. Ich habe mein einfaches Leben zur Erhaltung meines Körperwohles fortgesetzt, und nehme eine Krankheit, wenn sie Gott sendet, demüthig an, und trage, was sie bringt."

„An diesen Gesinnungen erkenne ich dich," sagte er.

„Und ist deine Gemüthsruhe nicht gestört worden?" fragte sie.

„Wie es in der Verwaltung von Liegenschaften Verdrießlichkeiten gibt," antwortete er, „und wie ein leichter Unmuth über den Gang der öffentlichen Dinge zuweilen in das Gehirn kommt, so rechnete ich diese Sachen in der letzten Zeit so wenig wie früher, und so glaube ich, daß nichts meinen jetzigen Gleichmuth zu erschüttern im Stande wäre."

„Das ist recht gut," erwiederte sie.

„Und wie ist es mit deiner Seelenruhe beschaffen?" fragte er.

„Da ich immer weniger auf das achte, was Dienstleute und Untergebene gegen meinen Sinn thun," antwortete sie, „da ich immer weniger in die öffentlichen Angelegenheiten eingehe, weil mir ein Urtheil über sie nicht zusteht, und da ich immer mehr alle Vorkommnisse als Schickungen Gottes betrachte, so kommt stets dauernder eine Stille meines Herzens zu mir, die wohl durch nichts mehr einen Abbruch erleiden wird."

„Das ist auch recht gut," sagte er.

„Ist kein Unfall vorgekommen?" fragte sie.

„Ein zerbrochenes Rad, das wieder gemacht worden ist," entgegnete er, „eine kranke Kuh, die wieder gesund ist, und anderes, dessen ich mich nicht mehr entsinne."

„Das ist ohne Bedeutung," sagte sie, „bei mir ist gar nichts vorgekommen."

„So stehen die Sachen vortrefflich," antwortete er.

„Es geht so gut, wie Alles nur immer gehen kann," sagte sie, „und so sei noch einmal gegrüßt, Dietwin."

„Sei gegrüßt, Gerlint," erwiederte er.

Darauf stand er auf, küßte ihre Hand, und verließ den Saal.

Die Geschwister verzehrten diesen Abend noch ein kleines Mahl mit einander.

Als der nächste Tag angebrochen war, und als Dietwin das Frühmahl in seinem Wohngemache eingenommen hatte, ließ er sich noch viel festlicher kleiden als des Tages zuvor. Dann ging er in seinen zwei Zimmern auf und nieder. Nach einer Zeit erscholl die Glocke der Schloßkapelle. Auf dieses Zeichen ging er in die Kapelle und nahm seinen Sitz in einem wohlgepolsterten Stuhle an der linken Seite des Altares ein. Nach ihm kam Gerlint in einem äußerst schönen, aschgrauen Seidenkleide, und

setzte sich in einen gleichen Stuhl an der rechten Seite des Altares. In der Tiefe der Kirche saß die Dienerschaft und saßen die Leute Gerlints, es saßen der Kammerdiener, der Diener und der Kutscher Dietwins, und es saßen noch dicht gedrängt viele andere Menschen. Alle waren festlich angethan. Nach der Ankunft Gerlints wurde ein feierlicher Gottesdienst in der Kapelle gehalten.

Nach dem Gottesdienste ging Dietwin in seine Wohnung. Dort nahm er ein großes, breites, flaches Fach von dunkelblauem Leder aus einer Schublade, und ging mit dem Fache in den großen Saal des Schlosses. In dem Saale war ein kostbarer Teppich auf den Marmorboden gebreitet, auf dem Teppiche stand ein sehr geräumiger, rothseidener Armstuhl, und in dem Armstuhle saß in ihrem aschgrauen Seidenkleide Gerlint. Sonst war kein einziger Mensch in dem Saale. Sie stand auf, da Dietwin herein getreten war. Er ging zu ihr, und die Geschwister küßten sich. „Gottes Heil mit dir, Gerlint," sagte er, „und möge dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

„Gottes Heil auch mit dir, Dietwin," sagte sie, „möge auch dir dieser Tag noch recht oft wiederkehren."

Als diese Worte gesprochen waren, öffnete er das Fach, das er in der Hand hielt. Ein ebener, blaßrother Sammet stellte sich dar, und auf dem Sammte lagen vier Reihen großer, gleich makelloser Perlen in ein Halsband geschlungen.

„Diese Perlen sind schwache Abbilder schöner Gedanken," sagte er, „möge deine Schönheit sie erst zieren, und sie werth machen, daß du dich bei ihnen künftig deines heutigen Geburtstages erinnerst."

„Dietwin," sagte sie, „du bist immer gut bei frevelhaften Reden, und diese Perlen sind ein Rittergut."

„Jede ist ein Ritter unseres Hauses," antwortete er, „und seit wir keine Vasallen mehr zur Last haben, können wir solche Ritter leicht stellen."

„Sie werden keine Felonie an unserem Hause üben," entgegnete sie, „und in diesem Verstande nehme ich sie als eine gemeinschaftliche Macht. Ich danke dir herzlich, Dietwin."

Sie nahm das Fach, schloß es, und legte es auf einen Tisch, der neben ihrem Stuhle stand.

Von dem Tische nahm sie ein Fach, das aus braunem Leder war. Sie öffnete das Fach, und auf weißem Sammet stellte sich eine blaßbraune, einfache Brieftasche dar. Sie nahm die Brieftasche heraus, schlug sie auseinander, und auf weißer Seide zeigte sich eine sehr feine Stickerei aus Gold und kleinen Perlen, die einen Lorberkranz bildete.

„Du siehst, wie wir immer die nämlichen Gedanken haben," sagte sie, „du gibst mir zu meinem Geburtstage Perlen, und ich gebe dir zu deinem Geburtstage, den der Himmel auch an dem heutigen Tage beschert hat, ebenfalls Perlen."

„Nur daß du noch eine herrliche Arbeit dazu gemacht hast," antwortete er, „oder ich müßte mich sehr irren, wenn nicht dieser feine Kranz aus deinen sehr kunstgeübten Händen hervorgegangen wäre."

„Ich habe mich bestrebt, ihn so gut zu machen, als ich konnte," sagte sie.

„Und ich kann dir eine Arbeit gar nicht machen," erwiederte er, „es müßte nur ein Gedicht sein, deren ich aber nie andere verfertigte, als uns in der Schule aufgegeben waren, und diese, sagte der Lehrer, seien allemal keine gewesen."

„Die beste Arbeit, die du mir machst, Dietwin," sagte sie,

„ist dein Leben, daran ich mich erfreue. Der Lorberkranz soll dein Kriegsleben bedeuten."

„Das hat keinen Lorberkranz verdient," antwortete er. „Und mein Leben, wenn es dir Freude macht, freut mich auch, sonst ist es ein verwirrtes Stückwerk gegen deine klare Arbeit, Gerlint. Ich danke dir von dem Grunde meines Herzens für deine Gabe."

Dann sagte Gerlint: „Lassen wir jetzt die Leute herein treten."

„Thue es," antwortete Dietwin.

Gerlint schellte mit einer Glocke.

Da öffneten sich die Thüren des Saales, und es traten mehrere Menschen herein. An der Spitze derselben war der Schloßverwalter, neben ihm die Kammerfrau, und hinter den beiden die Dienerschaft; es waren die Knechte und Mägde des Gutes, es waren der Kammerdiener und Kutscher Dietwins, und es waren Leute aus der Gegend, welche früher Unterthanen des Gutes gewesen waren.

Sie stellten sich in eine Reihe.

Da trat der Schloßverwalter etwas vor, verneigte sich vor Gerlint und dann vor Dietwin, reichte Gerlint einen Blumenstrauß, und sagte: „In Gnaden und Huld sind wir vorgelassen worden. Viel Glück und Segen und langes Leben bringen wir im Wunsche. Ich bin zum Sprechen für alle erkoren worden, und ich spreche für alle. Der Wunsch ist doppelt, weil auch das hohe, erhabene, preisliche Geburtsfest ein doppeltes ist. Und also wie die Tulpen und die Narcissen und der Rosmarin und alle die andern Blumen aus verschiedenen Weltgegenden stammen und bei uns aus dem freien Grunde und aus dem Gewächshause in diesen Strauß vereinigt worden sind, so stammen

die Diener und Leute des Schlosses aus verschiedenen Orten, und sind vereiniget worden, hier ihre Pflicht zu erfüllen, und haben sich heute in einen Strauß versammelt, ihre Geistesgaben darzubringen, und wie die Blumen unzählige Blätter haben, und Wohlgeruch und tausendfältige Farben, so soll das Glück unzählbar und angenehm und tausendfältig sein, was wir wünschen. Und wir bitten um die Gewogenheit noch ferner, und diese Leute, welche nicht mehr Unterthanen des Schlosses sind, bleiben doch Unterthanen des Herzens unserer erhabenen Frau, und bringen gleich uns ihre Wünsche dar."

Als er diesen Spruch geendet hatte, verneigte er sich wieder gegen Gerlint und Dietwin.

„Ich danke dir, Adam," sagte Gerlint, „ich danke euch allen, meine Kinder; möge es mir noch gegönnt sein, euch bessere Gaben geben zu können, als ich euch an diesem Tage zu bescheren vermag."

Die Kammerfrau trat hervor, sagte nichts, neigte sich auf die Hand ihrer Gebieterin, und küßte sie.

„Agathe," sagte Gerlint, „du hast einen griechischen Namen, der etwas Gutes bedeutet. Du bist wie der Name. Daure noch ein wenig bei mir aus."

Die Kammerfrau antwortete nichts, und trocknete sich nur die Augen.

Und noch Mehrere traten hervor, und verneigten sich, oder küßten Gerlint die Hand.

Da Alles vorüber war, ging Gerlint zu einem Tische, auf dem ein graues, seidenes Tuch über Gegenstände gebreitet war, hob das Tuch empor, und sagte: „Da sind wieder Kleinigkeiten, die ich an diesem Tage mit meinen eigenen Händen an euch zu

vertheilen mir das Vergnügen mache, um euch für das Liebe meinen Dank zu bezeigen, das ihr mir thut. Adam, diese Dose fühlt sich recht glatt in der Hand, und öffnet und schließt sich leicht und genau. Agathe, in dem Buche sind Gedanken an Gott, wie du sie gerne hast, und die silbernen Spangen weisen auf einen reinlichen Sinn. Mathias, theile deinem Vater von dem Gelde mit, ihr brauchet es jetzt mehr als etwas anderes. Martha, deine Augen schauen noch auf Flitter, an Sonntagen wird dir das Tuch recht gut anstehen. Anna, dieser Latz wird dir auch nicht mißfallen. Sebastian, halte deine Zeit regelmäßig wie die Zeiger dieser Uhr. Katharina, nimm das Linnen, wozu du es brauchen kannst. Eva, lasse dir aus dem Stoffe ein nicht gar zu auffälliges Kleid schneiden. Ferdinand, mir ist das Rauchen in Zimmern und feuergefährlichen Orten sehr zuwider; ich mag dir aber doch gerne eine Freude machen, rauche aus dieser Pfeife nicht an den Orten, die ich genannt habe. Joseph, ich denke, diese Weste könnte dir gefallen, und dir, Maria, diese Bänder, und, Margaretha, dir diese Sonntagschuhe, und euch Andern das andere. So tretet doch näher."

Die Angeredeten, welche etwas weiter zurückgestanden waren, gingen vorwärts, und jedes empfing seine Gabe aus der Hand der Gebieterin.

„Und ihr," sagte sie dann, „welche ihr in der vergangenen Zeit meine Unterthanen gewesen seid, und denen ich mich nicht glaube als eine Herrin bewiesen zu haben, sondern als eine Freundin, werdet wissen, daß ich eure Freundin noch bin, und wenn ihr auch die Steuern nicht mehr auf mein Schloß tragt, so sind doch die andern Bande geblieben. Kann ich jemanden aus euch ein Gutes thun, so komme er und eröffne sich mir.

Jetzt, Kinder, gehet, und genießet des heutigen Tages als eines Feiertages."

„Ich bitte dich, Gerlint," sagte Dietwin, „gib ihnen mir zu Liebe ein Glas guten Weines, daß sie außer deiner Gesundheit auch die meine trinken und die Gesundheit meiner Leute zu Hause, welche alljährlich dieses Fest ohne mich begehen müssen. Eure Geschenke von mir, meine Lieben, sind schon in dem Vorsaale, und jedes hat den Namen."

„Sie haben den besten Tischwein meines Kellers," entgegnete Gerlint, „und sollen ein Glas feinen Nachtischwein bekommen, wie wir ihn selber bei unserem heutigen Mahle haben."

„Und so wäre nun Alles in diesem Saale in Ordnung," sprach Dietwin.

„Ich glaube, Alles," entgegnete Gerlint.

Die Leute drängten sich noch herzu, küßten Gerlint die Hand, oder verbeugten sich, und thaten Ähnliches bei Dietwin.

Dann verließen sie den Saal.

„Geliebte Schwester," sagte nun Dietwin, als er mit Gerlint allein war, „lasse uns jetzt in deiner trauten Kammer das Gespräch pflegen, das wir an diesem Tage gerne über unsere Angelegenheiten führen, ehe die aus der Nachbarschaft kommen, die wieder zahlreich sein werden, weil du sie nach deinem Gebrauche an keinem früheren Tage zum Wunsche zuläßest. Ich habe dir heute Besonderes zu sagen."

„So komme," sprach Gerlint.

Sie nahm das Fach mit den Perlen, er steckte die Brieftasche zu sich, reichte ihr den Arm, und führte sie aus dem Saale in ihr Wohngemach. Dort schloß sie die Perlen in einen Kasten,

und setzte sich dann in einen Armstuhl. Dietwin setzte sich in einen andern, ihr schräge gegenüber.

„Und nun sprich, Dietwin," sagte sie.

„Ich glaube, ich bringe heute gute Dinge," sagte er. „Zuerst kann ich dir eröffnen, daß unser Neffe nun völlig frei ist. Er hat sich ohne Zureden von irgend einer Seite entschlossen, seinen Abschied zu fordern, und vor drei Wochen hat er ihn erhalten. Du weißt, wie wir von der Sache stets gesprochen haben. Er hat sich ausgezeichnet; aber da der Krieg längst aus ist, was hätte er weiter vollbringen können? In der Zeit, die er nun völlig frei in Weidenbach zubrachte, ist er völlig doppelt eifrig geworden, so daß ich glaube, er hat aus Freude an der Sache die Städte und die Waffen verlassen. Das sage ich dir von der Freiwerdung Dietwins, jetzt komme ich zu dem Zweiten. Die lange Waldnase, welche von dem Gute Sebenau in die Gründe von Weiden herein ragte, und den Verdruß und Störefried für mich und meine Vorfahrer, so wie für den Besitzer von Sebenau darstellte, ist für Weiden erworben. Der Lindmayer hat sich plötzlich besonnen, und hat mir endlich, freilich für schweres Geld, sein Waldland, das an den Sebenauerforst grenzt, angeboten. Ich habe, ohne vorher mit dir reden zu können, zugegriffen, daß er nicht wieder reuig würde, und habe das Waldland gegen die Nase vertauscht. Da es doppelt größer ist als die Nase, und da die Sebenauer ihr Gut als Familiengut wohl vergrößern, aber nicht verkleinern dürfen, so ist Julius von Sebenau über den Handel so erfreut wie ich. Wir sind beide nun gerundet, und haben die Ärgerlichkeiten aus Streiten und Übergriffen unserer Leute hinter uns.

Und nun, liebe Schwester, komme ich zu dem Dritten. Ich

sage nur so meine Gedanken, ohne dir etwas einreden zu wollen. Wir könnten jetzt vielleicht das, was wir beide so sehnlich wünschen, mit Gefügigkeit erreichen. Wenn ich an Dietwin zu Weidenbach noch Weiden abtrete, du an Gerlint Biberau, und wenn Dietwin Gerlint heirathete, so hätte das Paar einen Güterverein, wie weit und breit keiner von solcher Größe und von so kurzer Grenze gefunden werden könnte. Ich rede nicht einmal von der Güte des Bodens, der Strotzigkeit der Wälder, der guten Sonnenlage und der Schönheit für die Augen. Wenn ich dann auf Weidenholz ginge, und du nach Bergen, so wären wir unter uns und mit den Kindern Nachbarn, und könnten uns sehr oft besuchen. Etwas Schöneres ist kaum zu denken. Und weil es doch in der Wesenheit der Dinge liegt, daß wir früher sterben können als Dietwin und Gerlint, und weil wir niemanden haben, der uns nahe ist, so fielen nach unserem Tode Weidenholz und Bergen auch zu dem Ganzen, und wenn Steinberg und Tannheim, und wenn die Forste in den Brunnenbergen, weil diese Dinge doch zu entlegen sind, einmal vortheilhaft verkauft werden könnten, und hier etwas Angrenzendes zu erwerben wäre, so bekäme unser Geschlecht beinahe ein völliges Herzogthum, und wenn sie es durch gute Wirthschaft und Ersparungen wieder vergrößerten, so könnten sie mächtig und tüchtig und reich sein in undenkliche Zeiten hinein. Das sind meine Vorstellungen, Gerlint."

„Mein sehr verehrter Bruder," antworte Gerlint, „ich werde dir auch meine Vorstellungen sagen. Biberau ist längst Gerlint zugedacht, und du weißt, daß sie es erhält, wenn sich ein annehmbarer Gatte für sie findet. Ich gehe lieber nach Bergen als an einen andern Ort, und um so lieber, weil wir uns dann so nahe sind, wie es, seit wir das Elternhaus verlassen haben, nie der

Fall gewesen ist. Und wenn Dietwin Gerlint heirathet, so haben sie einen schönen Grundbesitz, der, wie auch das, was sie von uns noch erben, bei unserem Geschlechte bleibt. Das ist sehr schön. Nun aber kommt das Bedenken. Mit den Gütern können wir schalten, aber mit der Ehe nicht. Ich habe einen alten, frommen Spruch gehört: Ehen werden in dem Himmel geschlossen. Es mußten sehr viele Erfahrungen über diese Angelegenheit gemacht worden sein, sonst wäre der Spruch nicht entstanden. Und ich selber bin eine solche Erfahrung. Wer hätte gedacht, daß Erwin mein Gatte werden würde, als er mit der Gräfin Erklam die Brautbesuche in der Gegend machte? Und doch ist er es geworden. Ein wunderbarer Umstand mußte eine frühere, geheime, nie ganz erloschene Liebe des Fräuleins, die sie ihren Eltern zum Opfer bringen wollte, enthüllen, wunderbare Umstände mußten die Verbindung des Fräuleins mit dem früheren Geliebten ermöglichen und Erwin von seinem Opfer erlösen. Eine Schrift mußte in dem langen Rechtsstreite zwischen Erwins und unsern Eltern gefunden werden, die den Streit günstig für uns entschied. Erwin mußte die Schrift bringen, er mußte so zum ersten Male in unser Haus kommen, und das Herz meines Vaters für sich, den armen Mann, rühren, und dann mußten sich erst noch sein und mein Gemüth in Liebe zusammen finden. Und bist nicht du selbst in jener Zeit noch heftig gegen die Verbindung gewesen? Aber sie wurde geschlossen, und ist so glücklich gewesen, daß kaum eine glücklichere auf der Welt sein kann. Ich werde diesen Mann nie vergessen, und werde, so lange ich noch lebe, nie ein anderes Kleid tragen als ein schwarzes oder graues. Und die gute Agathe trägt sie auch mit mir, obwohl sie sich andere und schönere anschaffen könnte."

„Und werden alle Ehen in dem Himmel geschlossen, Gerlint?“ fragte Dietwin.

„Nicht alle,“ antwortete Gerlint; „dann sind sie aber völlig keine Ehen. Als die Eltern Erwins ihn mit seiner Braut verbinden wollten, wäre es eine Ehe geworden, die nicht in dem Himmel geschlossen worden wäre; der Himmel verhinderte sie, und schloß dafür eine andere. Ob nun der Himmel die Ehe zwischen Dietwin und Gerlint schließen wird, weiß ich nicht. Ich habe einige Furcht darüber. Du weißt, wie beide Gemüther heftig sind, und heftige Gemüther sträuben sich gegen einander, weil keines das andere sänftigt und zu sich zieht. Haben sie nicht schon damals, da er ein Knabe und sie ein Kind war, immer gezankt? Sie schrie und tobte mit den Füßlein gegen seinen Willen, und er zerstörte ihre Spielsachen und höhnte sie, wenn sie sich nicht fügte. Da er größer wurde, und sie durch einen Bach trug, setzte er sie plötzlich in das Wasser nieder, weil sie ungebärdig war. Die Kinder der Nachbarn und des Dorfes, die ich gerne zu ihnen gesellte, mußten sich ihm unterwerfen, Gerlint that es nie, und sammelte selber solche um sich, die sich ihr unterwarfen, und wenn zwischen den zwei Schaaren im Spiele ein Kampf war, artete er stets in Ernst aus. Du erinnerst dich des Schreckens, da er das Mädchen einmal bei dem Nacken faßte, es zu Boden warf, und mit dem Haupte so lange in das Gras hielt, bis es sich nicht mehr regte, und wie er es dann los ließ, und wie sie aufsprang, ein Messer von unserem Gartentische nahm, und nach ihm stach, und wie er die Wunde von uns nicht untersuchen ließ, den Hemdärmel zurückstreifte, und den Arm, von dem Blut herunter rann, wie im Kriegsruhme empor hielt. Sie war blaß geworden, er aber ging schweigend davon. Und als einmal im Sommer

Gerlint und die Mädchen eine seidene Schnur über die Brücke zogen, und keinen der jungen Männer hinüber ließen, wenn er sich nicht durch eine Blume oder ein anderes sinniges Zeichen löste, warf er sich in den Kleidern in das Wasser, und schwamm neben der Brücke hinüber. Du nahmst ihn dann zu dir, und gabst ihn später in die Stadtschulen. Ich gab sie in die Anstalt. Und wenn sie dann nach Jahren zusammen kamen, selbst in der Zeit, als er schon in dem Kriege gewesen war, und jeden Mann in unserer Gegend übertraf, und als sie so schön geworden war, daß sich kein Mädchen mit ihr vergleichen konnte, waren sie da jemals anders als schroff gegen einander? Und war das nicht die Ursache, daß ich sie um zwei Jahre länger in der Anstalt ließ, als ihre Erziehung forderte? Nach diesen Erfahrungen habe ich Zweifel, ob da eine Ehe in dem Himmel geschlossen werden wird?"

„Könnten wir nicht dem Himmel ein wenig helfen?" fragte Dietwin.

„Du redest wieder freventlich, mein Bruder, wie manchmal im Übermuthe," antwortete Gerlint; „wie kann ein sterblicher Mensch dem Himmel helfen?"

„Nun, nicht geradezu helfen," erwiederte Dietwin, „sondern uns mit unsern Kräften helfen, daß uns Gott hilft. Unser Hauptmann Grünau pflegte zu sagen: Hilf Gott, daß er dir hilft."

„Du glaubst an meinen Spruch nicht, Dietwin?" sagte Gerlint.

„Ich glaube daran," entgegnete Dietwin, „und will dir gleich die Beweise sagen. Ich habe über die Dinge nachgedacht, von denen du gesprochen hast; ich habe aber auch andere Dinge

entdeckt, durch die der Himmel günstig zu uns redet. Höre an. Unser Geschlecht hat wunderbar lange gedauert. Zur Zeit des ersten Hohenstaufen, Konrad, hat einer der Unsern, Dietwin, der Kardinal, diesen König gekrönt. Dietwin ist immer ein Name in unserem Stamme gewesen, so wie Gerlint. Und der Stamm, wenn er schon im Erlöschen war, hat sich stets wunderbar erneuert. Es ist wunderbar, daß wir zwei, du und ich, an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, nur du um sechs Jahre später. Und heißen wir nicht Dietwin und Gerlint? Und ist es nicht wunderbar, daß die zwei jüngeren Dietwin und Gerlint, wenn sie auch nicht an dem nämlichen Monatstage geboren worden sind, doch gerade auch wieder um sechs Jahre von einander abstehen? Und hat nicht unser Bruder Jakob, da ihm ein Sohn geboren wurde, ihn nach mir Dietwin genannt, zu einer Zeit, da er nicht ahnen konnte, daß dieser Dietwin nach dem Tode seiner Eltern an mir seinen zweiten Vater wird finden müssen? Und ist es nicht mit der Tochter des Bruders Archibald der nämliche Fall, die nach dir genannt wurde, die du der Verwaisten jetzt auch eine Mutter bist? Viel wunderbarer aber ist es noch, daß in den Zügen des Angesichtes und in der Gestalt die Nichte dir und der Neffe mir gleicht. Der Graf Arkan hat ihn neulich für mich gehalten. Wenn da nicht der Finger des Himmels ist, wo ist er dann noch? Und gerade eine Eingebung des Himmels könnte es auch sein, daß du die verwaisten Kinder zuerst in deinem Schlosse Biberau erzogen hast, daß dann der Knabe bei mir und das Mädchen bei dir war, und daß in uns der nämliche Gedanke entstand, sie einmal mit einander zu verheirathen, welchen Gedanken wir lange heimlich trugen, ehe wir ihn einander mittheilten. Ich will noch von einem Umstande

reden. Du bist in deinem Leben nie krank gewesen, ich bin nie krank gewesen, und Dietwin und Gerlint sind auch nie krank gewesen, und mögen sie es nie werden, bis sie unser Alter erreicht haben, ja, darüber hinaus sind. Und was die Heftigkeit der beiden jungen Leute anbelangt, so weißt du wohl, daß in unserem ganzen Stamme fast ohne Ausnahme die nämliche Eigenschaft besteht, bei Männern wie bei Frauen. Unser Leben hat drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung herrscht die Heftigkeit, dann kommen allerlei Einbildungen, und dann erscheint eine große Sanftmuth und Gutmüthigkeit, die bis ins hohe Alter andauert. Sind wir beide doch auch nicht von dem Schicksale unseres Geschlechtes ausgeschlossen gewesen. Ich rede nicht davon, da ich ein junger Soldat war; ihr habt mich genug getadelt. Dann, als ich das Schwert weglegte, machte ich einen Plan, den ewigen Frieden zu gründen, und machte Reisen in aller Herren Länder, um ihn ins Werk zu setzen. Und nun glaube ich endlich in die dritte Abtheilung eingerückt zu sein."

„Ja, lieber Bruder," sagte Gerlint, „du bist jetzt sanft und gut, verschenkst Rittergüter und Perlen."

„Rittergüter und Perlen verschenke ich nur an gute Schwestern und hoffnungsvolle Neffen," antwortete Dietwin. „Und was dich betrifft, theure Schwester, verbrachtest du auch ein Weilchen in den ersten zwei Abtheilungen unseres Stammes und bist jetzt, obgleich um so viel jünger als ich, in der dritten Abtheilung, und verschenkst auch Güter und kostbare Sachen."

„Nun, ich bestrebe mich, so gütig und einfach zu sein, als es möglich ist," sagte Gerlint, „nehme meinen Verstand zusammen, und hoffe, so zu bleiben. Güter und Kostbarkeiten verschenke ich auch nicht an alle Menschen. Ich habe auch an die Dinge, von

denen du gesprochen hast, schon sehr oft gedacht, und habe ihre Merkwürdigkeit gefunden. Wunderbar sind die Namen der Kinder, wunderbar ihr gleicher Alterunterschied, wunderbar die Verhältnisse, die sie zu uns gebracht haben, wunderbar ihre Ähnlichkeit mit uns, und am wunderbarsten, daß wir beide unabhängig von einander den Gedanken ihrer Verehlichung faßten. Weil nun die Sache diese zwei Seiten hat, was meinst du denn, daß wir thun sollen, um nach dem Spruche deines Hauptmannes Gott zu helfen, daß er uns hilft. Sollen wir etwa die Kinder einander empfehlen?"

„Du scherzest, Gerlint," antwortete Dietwin, „das wäre eine Ehe, die nicht in dem Himmel geschlossen ist, und wäre wie bei uns Soldaten ein Gebet auf Befehl. Ich glaube, ich bin unvermählt geblieben, weil man mir so viele Mädchen so sehr empfohlen hat."

„Siehst du also," sagte Gerlint, „wie mißlich es ist, dem Himmel helfen zu wollen. Und darum kann ich mich auch mit dem Gedanken gar nicht befreunden. Oder meinst du, daß wir die Empfehlung nur so, wie man zu sagen pflegt, auf Umwegen versuchen sollen?"

„Die werden bemerkt," entgegnete Dietwin, „und dann ist es erst recht nichts mit der Sache. Ich meine nur so: Dietwin ist jetzt in Weidenbach, er kommt sehr oft zu dir nach Biberau und sehr oft zu mir nach Weiden. Gerlints Erziehung ist, wie du sagst, vollendet; es ist nun nichts natürlicher, als daß sie zu dir unter deine mütterliche Aufsicht kommt. So sehen sich die jungen Leute dann sehr oft. Das genügt für den Anfang. Wer weiß es, wie sie sich jetzt betrachten. Beide sind von Bedeutung, und müssen es bemerken. Dietwin scheint schon in die zweite

Abtheilung unseres Stammwesens eingetreten zu sein; er glaubt alle Erdstellen, unter denen Quellen verborgen sind, zu kennen, und hat in seinem Verwalter einen großen Musikgeist entdeckt. Gerlint wird auch allerlei Sänftigungen und Milderungen aus der Anstalt mitgebracht haben. Und wenn er in der Abtheilung der Einbildungen ist, so nützt uns das; denn es bedarf nur eines Funkens, und er setzt alle seine Einbildungen für Gerlint in Flammen, und wenn Gerlint auch gelassener ist, so muß sie den Unterschied zwischen ihm und andern Männern sehen, und es können mannigfaltige Gedanken in ihr Herz kommen. Und so lassen wir die Dinge gehen, und erwarten, was sich ereignen wird."

„Wenn nur dein Neffe nicht schon Einbildungen hat," sagte Gerlint; „es ist ein Gerücht zu mir herein gekommen, er habe eine Herzenskönigin, der er es nicht sagt, und zu der auch kein Anderer sein Auge erheben darf."

„Ich habe auch davon gehört," antwortete Dietwin, „glaube es aber nicht, wenn er mir es nicht selber sagt. Und wenn es ist, so ist es in der ersten Abtheilung gewesen, und solche Schäume zerstäuben und zerrinnen; denn sonst hätte ich jedes Mädchen, für das ich mich vielleicht geschlagen hätte, auch heirathen müssen. Die Zeit bringt neue Dinge, und so könnte wohl auch Neigung aus Abneigung hervorgehen, die übrigens bei Dietwin und Gerlint nicht so arg gewesen sind; denn du erinnerst dich, daß, wenn irgend jemand einem von ihnen gegen das andere helfen wollte, sie es nicht litten."

„Weil sie beide herrschsüchtig sind, und die alleinige Macht haben wollen," sagte Gerlint.

„Nun, das werden sie an einander achten, und das wird sie

reizen, daß jedes versucht, das andere zu unterwerfen, und so werden sie beide unterworfen werden," sagte Dietwin.

„Nun, ich will Gerlint kommen lassen," antwortete die Schwester; „es ist ja ohnedem nöthig, daß ich ihre Erziehung fortsetze, soweit es meine Gaben vermögen. Wenn aber dann die Kinder anders als sich gegenseitig wählen, und die Wahl eine vernünftige ist, dürften wir ihnen nicht entgegentreten."

„In Gottes Namen, dann sind diese Ehen im Himmel geschlossen," sagte Dietwin.

„Ja, dann sind sie in dem Himmel geschlossen," erwiederte Gerlint.

„Und so ist denn auch, wenn du mir nichts mehr zu eröffnen hast, unser Frühlingsreichstag geschlossen," sagte Dietwin.

„Er ist geschlossen," sprach Gerlint, „und habe Dank dafür, geliebter Bruder, daß du auch heute wieder gekommen bist, den Tag mit mir nach meiner Weise zu feiern. Du bist ja immer gut und lässest mich nach meiner Art leben, und schenkest mir manchen Tag und manche Stunde."

„Ich ehre dich und deine Art zu leben," sagte Dietwin, „wenn sie auch in manchen Stücken anders ist als die der Andern."

„Manche werden sie auffällig finden," erwiederte Gerlint, „und manche werden sie tadeln. Aber mir thut es wohl, in der Vergangenheit zu leben, und die Weise in Ehren zu halten, die unsern Vorfahren würdig und sinnvoll erschienen ist. Vielleicht werden auch die, die nach uns kommen, sie ehren; vielleicht aber werden auch sie ihren Blick mehr nach den Gestaltungen der Zukunft richten. Mögen sie es, und mögen jene Gestaltungen der Zukunft nur eben so würdig und sinnvoll sein, wie die der Vergangenheit es waren."

„Möge es so sein," sagte Dietwin.

Dann standen die Geschwister auf, und küßten sich noch einmal recht herzlich.

Hierauf schellte Gerlint mit einer Glocke.

Ein Diener trat ein.

„Ist etwas zu berichten, oder ist jemand gekommen?" fragte sie.

„Der junge Herr Baron wartet schon lange, und ein Brief und ein Päckchen von dem Fräulein ist da," sagte der Diener.

„So bringe den Brief und das Päckchen, und sage dem Herrn Baron, er möge noch ein wenig Geduld haben," befahl Gerlint.

Der Diener ging fort, kam bald wieder, und brachte auf einem silbernen Teller einen Brief und ein Päckchen in grauer Seide.

Gerlint nahm beides, und der Diener entfernte sich.

Die Geschwister setzten sich wieder.

„So vergißt denn das gute Kind seine Wünsche und seine Gaben nie, und immer treffen sie zu gleicher Stunde ein," sagte Gerlint; „nun, ich hoffe, im nächsten Frühlinge wird sie persönlich an dem Feste Theil nehmen, und stets hat sie die Zartheit, meine Farbe zur Einhüllung zu wählen."

„Möge sie dem nächsten Feste schon als Gattin nach unserem Wunsche beiwohnen," sprach Dietwin.

„Das wäre rasch," sagte Gerlint.

„Alle Himmelsgaben erscheinen rasch," entgegnete Dietwin.

Gerlint öffnete den Briefumschlag, und nahm zwei Briefe heraus.

„Da ist der an dich," sagte sie zu dem Bruder.

„Ich lasse dem deinen wie gewöhnlich den Vorzug," sprach Dietwin.

„So höre," sagte Gerlint, und las den Brief.

„Hochverehrte, geliebte Tante! Nimm auch heuer wieder meine schwachen Worte zu dem Feste, zu welchem ich, an die Satzungen der Anstalt gebunden, nicht eilen kann. Philipp wird sie um zehn Uhr übergeben. Zuerst muß ich berichten, daß ich heute wieder im heiligen Gottesdienste für dich gebetet habe. Ich habe Gott um alles Gute für dich gebeten, dessen nur immer ein Mensch in deiner Stelle theilhaftig werden kann. Ich habe auch wieder das Gelübde gethan, daß ich dir jedes Opfer bringen werde, das nothwendig sein sollte. Dann sage ich dir abermals meinen tiefsten Dank für die unaussprechliche Mutterliebe, die du mir schon so lange zuwendest, und ich könnte meinen Dank nicht besser erweisen, als wenn mein Gelübde wahr würde. Ich suche mich deiner ferneren Liebe immer würdiger zu machen, und bin ich deiner so großen Liebe auch nicht werth, so gib sie mir, ich bitte, als Geschenk, wie du sie mir bisher als Geschenk gegeben hast. Lege das kleine Ding, welches in dem Päckchen mitfolgt, zu anderen ähnlichen Sachen, und habe eine kleine Freude daran. Ich habe es selber ganz allein gearbeitet. Denke in einer Minute dieses Tages an mich, die alle Minuten desselben an dich denkt. Und alle Minuten aller Tage, die für mich noch folgen werden, bleibe ich die dich liebende und verehrende und dir dankende Gerlint."

„Nun höre mich," sagte Dietwin, und las:

„Herzlieber Oheim! Ich sende dir wieder in dem Päckchen der Tante den Brief. Nimm ihn freundlich an. Ich bitte den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne und bewahre, daß er es eine lange Reihe von Jahren erhalte, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Ich lebe in die Erkenntniß deiner Güte hinein, und

danke dir mehr, als ich dir in den früheren Jahren zu danken vermocht habe, weil ich unvernünftiger war. Gib mir auch in der Zukunft deine Neigung, die ich erst verdienen muß. Ich will dies zu erreichen ernstlich bestrebt sein. Nimm die Arbeit, welche ich dir verfertigt habe, wieder gütig an, und denke dabei unter deinen vielen Sorgen auch zuweilen an deine in Liebe ergebene Nichte Gerlint."

„Nun, die Briefe sind wieder artig," sagte Dietwin.

„Wie sie das in der Anstalt lernen," sagte Gerlint. „Aber ich bin nur die hochverehrte, geliebte Tante, und du bist der herzliebe Oheim."

„Närrchen, mit welchem Dinge ist man denn die geliebte als auch mit dem Herzen?" sagte Dietwin. „Mache nun das Seidenpäckchen auf!"

Gerlint öffnete das Päckchen. Zwei sehr kleine Gegenstände kamen aus der Seide. Der eine war ein Stückchen schmales Seidenband, oder eigentlich waren es zwei Seidenbänder, die über einander befestigt waren: ein schwarzes und ein aschgraues. Auf dem schwarzen war ein winziges, hinlaufendes Rosengeschlinge, auf dem grauen eines aus Vergißmeinnicht. Beides war Seidenstickerei. Ein Papierstreifen sagte: der lieben Tante.

„Das habe ich noch nicht in dieser Kleinheit und Feinheit gesehen," sagte Gerlint, „und diese Geduld von dem heftigen Mädchen."

„Aber wozu denn dieses Streifchen Band?" fragte der Bruder.

„Es ist unter allen Gaben, die sie mir je geschickt hat, die zarteste," sagte die Schwester, „es ist ein Schlüsselbändchen für den Schlüssel des Ebenholzkästchens, das in der Wand meines

Zimmers ist, und in dem alle meine andern Schlüssel hängen. Du weißt, ich trage das Schlüsselchen, um es nicht zu verlegen, immer mittelst eines Bandes an meinem Kleide befestigt, und da hat sie zu ihrem Bande sinnvoll die graue und schwarze Farbe je nach der Farbe meiner Kleider gewählt. Ich will heute noch die graue Seite zu meinem grauen Kleide tragen."

„Thue das, Schwester," sagte Dietwin, „und zeige mir nun auch das andere Ding."

Gerlint wickelte aus feinem Papiere ein Geldtäschchen heraus, auf dessen einer Seite unter Glas auf weißer Seide ein sehr kleiner Lorberkranz war, eben so zart in Gold gestickt wie die Blumen auf dem Bande in Seide. Ein Papierstreifchen enthielt die Worte: „Dem lieben Oheime."

„Da muß man völlig betroffen sein," sagte Gerlint, „sie hat keine Ahnung von dem gehabt, was ich dir zu deinem heutigen Geburtstage bestimmt hatte. Welches merkwürdige Zusammentreffen!"

„Gib das Sächelchen," sagte Dietwin, „siehe, so niedlich, und die Lage der Blätter wie bei dir. Ist das nicht wieder ein Zeichen?"

„Möge es sein, und möge Alles gut enden," sagte Gerlint.

„Es wird, es wird," versetzte Dietwin, „wir werden uns bei dem Mädchen schön bedanken, und nun lasse den Sausemann kommen, sonst wird er vollständig unwirsch."

Gerlint schellte mit der Glocke, ein Diener kam, und sie sagte: „Wir lassen den Herrn Baron in mein Wohnzimmer bitten."

Der Diener ging, und gleich darauf kam Dietwin, der Neffe, in das Gemach. Einer seiner Leute, festlich gekleidet, trug ihm

ein längliches Kästchen aus Palisanderholz auf dem Arme nach. Der Neffe winkte, der Mann stellte das Kästchen auf einen Tisch, und verließ das Zimmer.

Dann näherte sich der Neffe ehrerbietig der Tante, küßte ihre Hand, und faßte dann mit gleicher Ehrerbietung die Hand des Oheims. Hierauf trat er ein wenig zurück, und sprach: „Weil es schon der Brauch in dem Schlosse Biberau ist, daß zum Geburtstags-Glückwunsche der Herrin des Schlosses und zum Geburtstags-Glückwunsche ihres Bruders, der den gleichen Tag mit ihr in dem Schlosse feiert, niemand früher vorgelassen wird, als an dem Tage selber, auch der leibliche Neffe nicht, so bin ich beim Anbruche des Tages von Weidenbach weggefahren, um der erste hier zu sein, und ich bin der erste gewesen, nur ein Brief meiner lieben Muhme Gerlint hat mir den Rang abgelaufen. Hochverehrte Tante, hochverehrter Oheim, alles Glück, allen Segen, alles Heil bringe dieser Tag, und es sollen ihm lauter solche Tage folgen. Er ist kein gewöhnlicher Geburtstag, heute ist er ein Abschnittsgeburtstag, der fünfzigste des geliebten Oheims. Mögen noch weit mehr als fünfzig kommen, und möge Tante und Oheim in traulicher Eintracht fortan beglückt sein, wie ihre Bilder traulich in dem Saale neben einander hängen. Mir ist von beiden unverdiente Güte zu Theil geworden, und wird mir noch zu Theil, ich sage den tausendfachen, aber verdienten Dank dafür. Ich werde alle Mühe anwenden, meine Fehler zu verringern, daß ich vor künftiger Güte nicht erröthen darf."

Nach diesen Worten küßte er wieder der Tante die Hand, und reichte dem Oheim seine Rechte.

Hierauf sagte Gerlint: „Ich danke dir für deinen Wunsch,

Dietwin, ich weiß, daß du mir alles Gute zuwenden möchtest. Es ist aber schon einiges genug, und in ein ganzes Jahrhundert hinein zu leben, wie du in Aussicht stellst, dürfte für mich alte Frau eher eine Strafe als ein Glück sein."

„Die in solcher Schönheit blüht, ist mit hundert Jahren noch nicht alt," unterbrach sie der Neffe.

„Gewöhne dir nur nicht die frevlen Reden deines Oheims an," sagte Gerlint, „und was deine Muhme anbelangt, so haben wir ihren Brief zuerst vorgenommen, weil er abgethan sein muß, ehe die Leute kommen, und von den Leuten bist du immer der erste und wirst in meiner Wohnstube empfangen. Ich sage dir noch einmal den herzlichsten Dank für alle deine Wünsche."

„Ich sage dir auch vom Grunde des Herzens meinen Dank," sagte der Oheim, „und es freut mich, daß du deine Fehler verringern willst, und unsere Güte gegen dich wird nicht aufhören, sie ist größer, als du glaubst. Und das weißt du auch, daß ich heute fünfzig Jahre alt bin?"

„Ich habe sie gezählt," sagte der Neffe.

„Poche nicht, du wirst auch so alt werden, ehe du es denkst," entgegnete der Oheim.

„Wenn ich nur dann auch so sehr einem Dreißiger ähnlich sehe, wie du, Oheim," sagte der Neffe.

„Trinke nicht viel Wein, enthalte dich der Leidenschaften, und sei mäßig, dann wird es bei dir auch so sein," sprach der Oheim, „unser Geschlecht hat Ausdauer und Kraft."

„Ich trinke, wie du weißt, nicht viel Wein," antwortete der Neffe, „bin auch sonst mäßig, habe gar keine Leidenschaften, nur Gefühle, und da sind die für dich und die Tante die mächtigsten."

„So wirst du sehr alt werden, und mußt dann die Tante oder mich heirathen," sagte der Oheim. „Und im Übrigen danke ich dir auch noch einmal von ganzem Herzen für deine Wünsche."

„Möge es dir gefällig sein, das Kästchen zu öffnen, liebe Tante," sagte der Neffe, „ich habe es gewagt, dir auch ein Angebinde zu bringen."

Mit diesen Worten reichte er der Tante ein kleines Schlüsselchen. Dann rückte er eines ihrer Arbeitstischchen vor sie, und stellte das Kästchen darauf. Gerlint drehte den Schlüssel, schlug den Deckel empor, löste das weiße, feine Papier auseinander, das sich zeigte, und rief: „Ach, die unvergleichlichen Edelmarderbälge!"

„Es ist nicht etwa der oberste der schönste, wie Geschäftsleute die Dinge gerne legen," sagte der Neffe, „sie sind alle gleich."

„Ich habe nie so schöne gesehen," sagte die Tante.

„Es ist nicht leicht möglich, sie im Verkehre zu bekommen," antwortete der Neffe, „ich habe sie in der Zeit gesammelt, und aus hundert Stücken diese zwanzig für dich ausgelesen, daß du von ihnen wieder nur die vornehmsten Theile zu einem Pelze für dich verwendest."

„Zwanzig sind zu viel," sagte die Tante.

„Es sind eben zwanzig, und nimm die zwanzig," sagte der Neffe.

„Ich nehme sie," antwortete die Tante.

„Und nun legte man die Stücke heraus, und betrachtete sie. Dieselben waren wirklich alle gleich und herrlich. Und nach vielfacher Bewunderung legte man sie wieder zierlich in das Kästchen.

„Das ist ein adeliges Geschenk," sagte die Tante, „der edle Stoff in dem edlen Gefäße. Was werde ich dir geben können?"

„Ich fordere etwas sehr Hohes," antwortete der Neffe, „die Dauer deiner Neigung zu mir."

„Die hast du ja ohne die Bälge, du unvernünftiger Mensch," sagte die Tante.

„So bleiben die Bälge ein Überschuß," entgegnete der Neffe. „Was ich dir gebracht habe, theurer Oheim, konnte ich nicht in die Stube tragen lassen, die Tante hätte es nicht zugegeben. Es sind die zwei Rappenfüllen, an denen, wie du neulich gesagt hast, kein weißes Härchen ist. Ich habe sie für dich auferzogen, und habe mich ein wenig mit ihrer Erziehung abgegeben. Und damit die Gaben zu dem heutigen Tage doch in dem Schlosse vereinigt sind, stehen sie unten in dem Stalle der Pferdejugend. Habe eine kleine Freude an ihnen."

„Eine große habe ich, du Narr," sagte der Oheim, „du machst heute Geschenke, wie die Herzoge und Könige der alten Zeit: Pferde und Pelzwerk. Und verlangst du von mir auch die Neigung als Gegengeschenk?"

„Freilich, mein verehrter Oheim," antwortete der Neffe.

„Nun, die hast du, und meinen Dank dazu," sagte der Oheim, „und es wird sich schon sonst auch noch etwas finden. Die Pferde freuen mich, du wirst sehen, wie die werden eingeschult sein, und Leiber werden sie haben, wie die feinsten Schlangen."

„Das glaube ich," antwortete der Neffe, „ich werde indessen die Braunen heranziehen, und wir werden wetteifern."

„Und wer die beste Erziehung geliefert hat, führt mich mit dem neuen Pelze im Schlitten," sagte die Tante.

„Die Füllen müssen wir auch besehen wie die Marderfelle," sagte der Oheim, „lasse sie in den Hof bringen."

„Ich führe sie vor," rief der Neffe.

Er nahm seinen Hut, und eilte aus dem Zimmer.

Die Geschwister gingen in den großen Schloßhof hinab.

Als sie dort angekommen waren, führte der Neffe an purpurrothen, silberverzierten Zäumen die zwei schwarzen Pferdlein hervor, und führte sie vor Oheim und Tante.

„Sie sind wahrhaftig weit schöner geworden, als sie waren, da ich sie zum letzten Male sah," rief der Oheim.

„Und manierlich sind sie und sittig wie Pagen," entgegnete der Neffe.

Er ließ sie Bewegungen machen, wie sie solchen Thieren in solchem Alter angeboren und angebildet sind."

„Es ist schon gut," sagte der Oheim, „und ich danke dir noch einmal. Das ist ein fünfzigster Geburtstag! Lasse dich umhalsen, du heilloser Flederwisch."

Nach diesen Worten nahm er den Neffen bei dem Haupte und küßte ihn auf den Mund und auf die Wange.

„Nun fort mit ihnen, da kommen sie schon in hellen Haufen," sagte er dann.

Man hörte ein entferntes Wagenrollen gegen den Hügel des Schlosses heran.

„Komme, Gerlint," fuhr er fort, „steige zu dem Saale empor, und rüste dich, die Huldigungen zu empfangen."

Er reichte seiner Schwester den Arm, sie nahm ihn, und er führte sie die Treppe in das Schloß hinan.

Dietwin, der Neffe, gab die Zügel der Pferdchen dem Reitknechte und folgte den beiden Geschwistern.

Sie gingen jetzt in den großen Saal. Hier betrachteten sie noch ein Weilchen die zwei Bilder der Geschwister, die neben einander an der Wand hingen, sehr schöne Gestalten, in den

Gewändern der früheren Zeit gemalt. Die Tante schüttelte lächelnd den Kopf, der Oheim war sehr zufrieden.

Dann setzte sich Gerlint in ihren großen Prunksessel, und die beiden Dietwin nahmen auf anderen Stühlen ihre Plätze ein.

Sofort hörte man auch das Wagenrollen im Schloßhofe, und die Diener meldeten bald darauf die, welche angekommen waren.

Sie wurden angenommen, und traten durch die Flügelthüren herein. Kurze Zeit darauf wurden auch andere gemeldet, und kamen in den Saal; diesen folgten wieder mehrere, und so ging es eine Weile fort. Es waren die Bewohner der umliegenden Gegenden, die ihr größerer Grundbesitz und ihre Lebensweise geeignet machten, mit der Herrin des Schlosses Umgang zu pflegen. Sie sagten ihre Wünsche zu dem Geburtsfeste zuerst der Schloßfrau, und dann dem Bruder derselben. Dann nahmen sie auf Stühlen, die in mehreren Kreisen herum standen, Platz, und es wurden nun Gespräche über verschiedene Gegenstände, und man theilte sich allerlei mit, was man der Mittheilung werth erachtete.

Einige fuhren bald wieder fort, andere blieben bei dem Festmahle, zu dem an diesem Tage jeder, der sich einfand, ein geladener Gast war.

Da die Eßglocke tönte, gingen die Anwesenden in den Speisesaal, und verzehrten ein heiteres Mahl.

Für alle die Dienerschaft war in der großen unteren Schloßhalle gedeckt, und es fehlte nicht an dem feinen Weine, um den der Oheim für sie gebeten hatte.

Nach dem Mahle erging man sich theils in dem Garten, theils in den Wirthschaftsgebäuden, theils in dem Schloßwalde, theils brachte man die Zeit auch wieder in dem großen Saale zu.

Als die Abenddämmerung kam, hatten alle Gäste bis auf den Oheim und Neffen Abschied genommen.

Des andern Morgens schickte der Oheim die Füllen nach Weiden. Dann besahen die Geschwister und der Neffe die Dinge im Schlosse und in seiner nächsten Umgebung, und besprachen sich, wie man in den nächsten Tagen das Entferntere besuchen, und wie man in die am weitesten gelegenen Werke und Gebreite fahren wolle. Die Ausführung des Besprochenen nahm fünf Tage in Anspruch.

Nach dem Verlaufe derselben fuhr der Oheim mit seinen Schimmeln gegen Weiden, der Neffe mit seinen Braunen gegen Weidenbach zurück.

2.

In Folge der Verabredung mit ihrem Bruder schrieb Gerlint, die Tante, an die Vorsteherin der Anstalt, in welcher sich Gerlint, ihre Nichte, befand, so wie auch an die Nichte selber. Und am letzten Tage des Monates Mai kam die Nichte in das Schloß Biberau.

Zwei sehr schöne, dunkelgraue Pferde zogen den Wagen in den Schloßhof. In dem Wagen saß Gerlint, an ihrer Seite saß ein Kammermädchen, und auf dem Rücksitze saß Adam, der Verwalter. Als sie ausgestiegen waren, reichte der Verwalter Gerlint den Arm, und führte sie die Schloßtreppe hinan. Das Mädchen folgte. Sie gingen in das Prunkgemach der Tante, in welchem diese ihren Bruder an dem beiderseitigen Geburtstage empfangen hatte. Sie saß im schwarzen Seidenkleide auf dem nämlichen Stuhle wie damals, und hatte das Schlüsselblümchen ihrer Nichte mit der schwarzen Seite nach auswärts an dem Kleide.

Die Kammerfrau Agathe saß etwas unterhalb ihr, und trug ebenfalls ein schwarzes Seidenkleid.

Als Gerlint das Zimmer betreten hatte, erhob sich die Tante. Gerlint näherte sich ihr, neigte sich auf ihre Hand, und küßte sie.

„Komme an mein Herz, du liebes Kind," sagte die Tante, „sei willkommen, und möge dein Eingang gesegnet sein."

Sie umarmte das Mädchen, und küßte es auf die Wange.

„Ich danke dir, Adam," sprach sie weiter, „daß du mir das Kind wohlerhalten gebracht hast. Eure Reise ist doch glücklich gewesen?"

„Wie eine Fahrt durch unsere Wiesen," antwortete der Verwalter.

„Du hast ja ein schwarzes Seidenkleid an, wie ich, liebe Gerlint," sagte die Tante.

„Ich wußte, daß du entweder schwarz oder grau trägst," antwortete Gerlint, „und so wählte ich auf gutes Glück schwarz."

„Und siehe da, ich trage heute schwarz," sprach die Tante, „vor vierundzwanzig Jahren wäre ich eben so schmuck in einem solchen dagestanden, wie du heute. Du wirst die traurigen Farben schwarz und grau zur Genüge hier sehen. Aber wie zart auch dein Gedanke für deine Ankunft ist, so muß er ein Gedanke nur für die Ankunft bleiben, und du mußt künftig zur Blüthe der Jahre die Blüthe der Farben tragen, und mußt mir einige Heiterkeit in mein einfarbiges Schloß bringen. Der Schnitt des Kleides ist aber vortrefflich."

„Wir lernen in der Anstalt das selber entwerfen," sagte Gerlint.

„Das ist gut," antwortete die Tante, „so seid ihr nicht von dem Ungeschicke anderer Leute abhängig. Und so sei noch einmal willkommen, und es sei dein Eingang gesegnet. Ich versage mir es nicht, dir selber deine Stube zu zeigen, und dich in sie einzuführen. Folge mir."

Sie trat von ihrer Stufe herab, und ging zu einem Eben-

holzgetäfel der Zimmerwand. Sie sperrte mit dem Schlüsselchen, das sie an ihrem Bande trug, das Getäfel auf, und man sah in das Innere eines Kästchens, in welchem ganze Reihen von Schlüsseln hingen. Sie nahm einen, schloß das Kästchen wieder zu, und gab den Schlüssel in die Hand Adams. Dann ging sie gegen die Thür. Die andern folgten ihr. Adam öffnete die Thür, und sie schritt hinaus. Sie ging den hohen Schloßgang entlang, und blieb vor einer der großen Eichenthüren, die den Gang säumten, stehen. Adam sperrte die Thür auf. Die Tante wendete sich um, trat vor Gerlint, und machte ihr ein Kreuz auf die Stirne.

„Das ist deine Stube," sagte sie, „tritt ein."

Sie nahm Gerlint an der Hand, und führte sie in das Innere.

Man gelangte in ein geräumiges Vorzimmer. Links an demselben waren zwei Gemächer für die Dienerinen Gerlints, rechts drei Zimmer für sie selber, ein Empfangsgemach, ein Wohngemach und ein Schlafgemach. Die Geräthe waren nicht neu, sondern solche, wie sie die Bewohner des Schlosses zu verschiedenen Zeiten gehabt hatten; aber sie waren kostbar, und an ihnen haftete ein Stück Geschichte des Schlosses.

„Hier kannst du wohnen, wenn es dir gefällt," sagte die Tante, „und hieher kannst du gehen, wenn du in dem gemeinschaftlichen Gesellschaftszimmer nicht sein willst, und irgend eine andere Stelle nicht vorziehst. Hier bist du unbeschränkte Herrin. Sonst ist auch jeder Raum des Schlosses, seiner Umgebung, seiner Gärten, seiner Fluren für dich offen. Du kommst nun in einen neuen Abschnitt deines Lebens. Du bist an den Umgang deiner Gespielinen in der Anstalt gewöhnt. Sie werden sich wohl

auch zu den Ihrigen zerstreuen, manche werden dich besuchen, und manche werden dir schreiben, bis auch diese Verhältnisse allmälig in andere übergehen. In diesem Schlosse verkehren nicht viele Menschen, wie in einem Stadthause. Es kommen Nachbarn, und wir besuchen sie, es kommen Menschen aus der Stadt, und wir kommen auch zuweilen in die Stadt. Deinen Hauptumgang werden folgende Menschen bilden: ich, dein Oheim Dietwin in Weiden, dein Vetter Dietwin in Weidenbach, dann die gute Agathe, dann Adam und unsere anderen Leute. Ich werde deine Freundin sein, ich darf wohl sagen, deine Mutter. Wenn dir mein Wort, mein Rath, und vielleicht auch mein Beispiel von Nutzen sein kann, wird es mich sehr freuen. Der Umgang mit dem Oheime wird angenehm und fördernd sein. Das Zusammenkommen mit dem Vetter wird die Verwandtschaftsbande stärken. Agathe wird dir freundlich sein, wie sie es mir ist. Adam wird dir mit seiner Erfahrung beistehen, und die andern Leute werden dir dienlich sein, und werden dich lieben. Und der entferntere Umgang mit denen, die uns hier auf dem Lande ähnlich sind, kann auch manches Ersprießliche bringen. Ich wünsche von ganzem Gemüthe, daß du in der Zeit, in der du hier bist, nur Gutes erlebest, bis der Tag kommt, der dich, der Bestimmung der Frauen gemäß, in dein eigenes Haus als Gebieterin desselben und als Gattin eines rechtlichen Mannes führt. Und so richte dich in deiner Wohnung zurecht, wie du vermagst, und so zeichne ich noch einmal das Kreuz auf deine Stirne."

Und sie machte nach diesen Worten wieder das Zeichen des Kreuzes auf Gerlints Stirne.

Gerlint antwortete auf die Rede ihrer Tante: „Meine geliebte, hochverehrte Mutter. So nenne ich dich, und so werde

ich dich immer nennen, weil du es gewesen bist, seit die, welche ich vermöge meiner Geburt Vater und Mutter hätte nennen sollen, und welche ich kaum gekannt habe, in dem Grabe ruhen. Du nimmst mich nun noch näher an dich, als ich es bisher gewesen bin. Ich danke dir innigst dafür, ich werde willig und gehorsam sein, und streben, jedes Gute von dir in mich aufzunehmen. Den Oheim werde ich öfter sehen als bisher, und ihm meine Liebe mehr beweisen können. Der Vetter Dietwin wird in unserem Kreise wohl immer willkommen sein. Mit den Nachbarn hoffe ich in gutes Einvernehmen zu gelangen. Agathe wird mit meiner Unerfahrenheit Nachsicht haben, von Adam werde ich jede Belehrung dankbar annehmen, wie ich ihm für seine Sorge und Mühe auf der Herreise schon sehr dankbar bin, und die Zuneigung der Schloßleute will ich mir erwerben. Und so nimm mich, liebe Mutter, und lasse mich bei dir, und rede von keiner Zeit, in der ich dich verlassen soll, diese Zeit wird niemals kommen."

Es quollen Thränen bei diesen Worten aus Gerlints braunen Augen. Sie nahm die Hand der Tante und küßte sie, und warf sich dann an ihre Brust und schluchzte laut.

Die Tante legte ihre Arme um sie, streichelte dann ihr braunes Haar an der Stirne, und sagte: „Beschwichtige dich, und sei beruhigt, mein liebes, mein theures Kind."

„Stoße mich nur nicht zu einem fremden Manne," sagte Gerlint.

„Närrlein, bleibe bei mir, so lange du willst, ich freue mich deiner," antwortete die Tante; „aber das Fräulein von Weiden wird ohne ihren Willen die Strahlen in das Land senden, und Fremdes herbei ziehen, und vielleicht für Eines hold leuchten."

„Mögen die Strahlen eher abhalten und wegwenden," sagte Gerlint, „bei mir ist es so, daß das, wovon du sprichst, nie geschehen kann, so lange ein Hauch in meinem Leben ist."

„Handle genau, wie du willst," antwortete die Tante, „Zwang und Willkür herrscht nicht in unserem Stamme."

„Ich weiß, ich weiß," sagte Gerlint.

„So sind wir hierin einig," sagte die Tante.

Darauf reichte Gerlint Agathe die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, Agathe, nimm mich als neuen Hausgenossen."

„Sei gegrüßt, Gerlint," antwortete Agathe, „ach Gott, ich sage du, als ob du noch das Kind wärest."

„Ich bin es," antwortete Gerlint, „und spiele mit mir wieder wie mit einem Kinde."

Dann reichte sie Adam die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, Adam."

„Das hochgeborne Fräulein blüht schöner als die Rosen von Jericho, die in unserem Garten sind, und werde es hier gehegt, daß es noch immer schöner und alleweile bei uns blühe," antwortete Adam.

„Lasse mir die gute Sophie hier, liebe Mutter," sagte Gerlint, „die mir schon einige Jahre zur Seite war."

„Sophie ist ja auf meine Veranlassung zu dir gekommen," antwortete die Tante, „sie wird noch das gute Mädchen sein, wie sonst, und soll bei dir bleiben, so lange ihr euch zusammen wünscht. Sei willkommen bei uns, Sophie."

Das Mädchen küßte der Tante die Hand.

„Nun, Kinder, lasset den Wagen abpacken, und richtet euch hier ein."

„Ich habe den Befehl schon gegeben," sagte Adam, „und die Sachen werden bereits in dem Gange harren."

„Ich verlasse dich, Gerlint," sagte die Tante, „wen du noch zu deiner Bedienung brauchst, und was du in dieser Hinsicht wünschest, darüber werden wir morgen eine Wahl treffen. Für heute wird dir Sophie genügen."

„Sie genügt für immer," sagte Gerlint.

Die Tante wendete sich nun zum Gehen, Gerlint und Agathe begleiteten sie, Adam verließ auch die Zimmer, nur Sophie blieb in denselben zurück.

Nach einer Weile kam Gerlint wieder. Sie ging rasch durch das Vorzimmer und durch das Empfangzimmer. Im Wohngemache nahm sie den Hut ab, legte ihn auf einen Tisch, warf sich auf ein Sopha, und rief: „So sind wir hier, und es sei, wie es will. Sophie, lasse unsere Habseligkeiten hereinbringen, und beginne sie ein wenig zu ordnen."

Sophie entfernte sich, und mit Hilfe von Dienern wurden Koffer und Fächer und gestickte Säcke und lederne Säcke und Päckchen und dergleichen in die Zimmer gebracht. Als dieses vollendet war, und die zwei Mädchen sich allein befanden, kniete Sophie vor Gerlint nieder, legte ihr Haupt in ihren Schooß, und blieb eine Weile so.

Dann stand sie auf, ging zu einem Koffer, sperrte ihn auf, und legte die Dinge heraus. So that sie mit den andern Koffern und mit den übrigen Fächern, und entledigte alles Gepäcke des Inhalts. Dann suchte sie die Gegenstände in den Geräthen, die in den Zimmern waren, unterzubringen. Gerlint schaute zu, und sprach nichts.

Als die Dinge nothdürftig geordnet waren, setzte sich Gerlint

vor ein kleines Spiegeltischchen, und Sophie brachte ihr die braunen Haare wieder mehr in Ordnung. Das schwarze Seidenkleid der Reise wurde mit einem andern, aber auch schwarzen Seidenkleide vertauscht. Es reichte bis zum Halse, und denselben umschloß ein feiner, weißer Streifen. Auf das Haupt wurde ein blaßgelber Strohhut gesetzt.

So ging Gerlint zur Tante, und nach einiger Zeit sah man die zwei schwarzen Gestalten, Tante und Nichte, in dem Garten des Schlosses lustwandeln. Gegen den Untergang der Sonne kamen sie in das Schloß zurück. Am Abende war ein feierlicheres Mahl als gewöhnlich, und der Verwalter und seine Gattin waren dazu geladen. Dann wurde Gerlint in ihre Wohnung geleitet, und die erste Nacht ging über die neue Schloßbewohnerin dahin.

Am nächsten Morgen kleidete sie Sophie nach dem Frühmahle in ein dunkelveilchenfarbenes Seidenkleid. Dann wurde sie zu der Tante in den großen Saal gerufen.

Sie ging in denselben.

Dort saß die Tante in aschgrauem Seidenkleide in ihrem gewöhnlichen, feierlichen Armstuhle. Der Oheim Dietwin und der Neffe Dietwin saßen neben ihr. Die zwei Männer standen auf, als Gerlint eingetreten war; die Tante aber blieb sitzen, und sprach: „Dein Oheim und dein Vetter sind gekommen, dich zu begrüßen.“

Der Oheim ging gegen Gerlint, und rief: „Es ist doch toll, welche Gedanken oft über einen Menschen kommen; aber sie kommen wie ein Sturmwind, und man muß sie sogar sagen, und mein holdes Töchterlein wird es schon erlauben: So wie die Füllen des Neffen da, die kleinen Räpplein, seit ich sie zum letzten

Male gesehen habe, weit schöner geworden sind, so ist das Mühmlein noch unendlich schöner geworden, seit ich das kleine Küchlein in die Anstalt getragen habe."

„Das sind ja freilich tolle Worte," sprach die Tante, „wenn man eine demüthige Nichte gleich bei ihrer Ankunft mit Rappen vergleicht."

„Die demüthige Nichte verzeiht es, es ist mir plötzlich eingefallen," sagte der Oheim, „komme her, mein liebes, schönes, demüthiges Nichtchen!"

Und er nahm Gerlint bei den Schultern und küßte sie auf den Mund und auf die Wangen.

Gerlint schlang die Arme um seinen Nacken, küßte ihn auf den Mund, und rief: „Du lieber, lieber Oheim."

„Nun, so ist es recht," sagte der Oheim, „wenn man uns vor der ganzen Welt küßt, sind wir nicht mehr gefährlich. Liebes, gutes Kind, jetzt bist du unter den Deinigen. Es wird dir da immer wohler werden. Sie haben doch nur das rechte Herz für dich. Da ist nun deine Tante, deine Mutter, du kannst dein Herz aus ihrem Herzen nähren. Da bin ich, der dich wahrhaftig ungemein liebt, und da ist einer, der dich auch nicht mit Feuer und Schwert verfolgen wird. Er ist zu deinem Gruße herbei gefahren."

Der Oheim schwieg.

Dietwin, der Neffe, aber ging gegen Gerlint, reichte ihr die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, meine sehr liebe Base Gerlint."

Gerlint reichte ihm auch die Hand, und sagte: „Sei gegrüßt, mein sehr lieber Vetter Dietwin."

„Möge es dir in deiner neuen Lage sehr wohl gefallen, und mögest du sehr glücklich sein," sagte Dietwin.

„Ich werde es sein, wenn man mich ein wenig liebt," sprach Gerlint.

„Wir werden schon auch für allerlei Annehmlichkeiten sorgen," sagte der Oheim, „vielleicht ergötzt dich Verschiedenes, das in den Vorkommnissen unserer Güter liegt, es ist in diesen Dingen viel mehr enthalten, als manche glauben. Junge Gemüther lieben die Zerstreuungen, es wird nicht ganz daran fehlen. Da sind mannigfaltige Menschen um uns, die mit dir Kinder waren, sind nun auch große Leute, die andern sind älter geworden. Sie sind so ziemlich alle gut, die Unterschiede wirst du schon selber sehen. Und die Städte sind ja dann auch nicht außer der Welt, und wir nicht gar arme Fremdlinge in ihnen. Was du von sehr ernsthaften Beschäftigungen da unter uns beginnen willst, davon rede ich nicht, das versteht ihr, die Tante und du, besser als ich. Mich mußt du schon öfter hier in den Kauf nehmen. Die Tante fordert mich selber hiezu auf; denn sie hat meine Wohnung erweitern lassen. Du darfst mir aber nicht etwa den Hof machen, sondern wir leben ohne Zwang so fort. In meinem Hause in Weiden bist du nach der Tante die zweite Herrin. Richtet euch dort Alles nach Wunsch zusammen. Und wenn wir nach Weidenbach kommen, so wird dein Vetter doch wohl auch die Sachen so zu richten verstehen, daß seine Frauen nicht so großes Ärgerniß an seiner Junggesellenwirthschaft nehmen. So, du hoffnungsvolle Nichte, wir haben dir unsere Aufwartung gemacht, mache uns du nun auch bald die deinige."

„Wie ich die hochverehrte Tante mit Ehrerbietung in Weidenbach aufgenommen habe, wenn sie mich besuchte," sagte Dietwin, „so werde ich meine Base Gerlint mit Zuneigung empfangen, wenn sie in Weidenbach einen Zuspruch macht."

„Und ich werde dir mit Zuneigung danken, lieber Vetter," sagte Gerlint.

„Und nun, meine Kinder, höret mich an," sprach die Tante. „Alle Glieder des Stammes derer von der Weiden, die sich auf dieser Erde befinden, sind in diesem Saale versammelt. Sie haben sich eingefunden, um sich zu begrüßen, weil sie nun in einem kleineren Raume bei einander leben werden, als dieses in früheren Zeiten hatte geschehen können. Möge das Zusammenleben ein glückliches und heiteres sein. Und weil mir mein Bruder, wenn ich auch nicht die älteste des Stammes bin, doch als der Besitzerin des Hauptgutes manche Vorrechte eingeräumt und mir Manches anzuordnen überlassen hat, so sage ich euch hinsichtlich des Grußes: Ihr beiden Dietwine, Bruder und Neffe, seid wie vorher nicht Gäste, sondern wie Eigenthümer und Mitbesitzer dieses Schlosses. Du, Gerlint, bist das Kind des Hauses und ein bedeutsames Mitglied des Stammes. Und weil dieser Stamm durch Jahrhunderte seinen Werth und seine Würde bewahrt hat, so ist es mir wohl nicht zu verdenken, wenn ich den Wunsch ausspreche, mögen wir, die wir jetzt die einzigen des Stammes sind, nicht die letzten sein. Und so sei nun jedes von uns sich und seiner Zeit wieder zurückgegeben."

Nach diesen Worten erhob sich die Tante von ihrem Sitze und näherte sich den Flügelthüren des Saales, und die Andern folgten ihr.

Man geleitete sie bis zu ihrer Wohnung, und verabschiedete sich dort.

Dann geleiteten die zwei Männer auch Gerlint zu ihrer Wohnung, und verabschiedeten sich auch von ihr.

Nachdem Gerlint eine kurze Zeit in ihrem Wohnzimmer

gewesen war, kam ein Diener zu ihr, und sagte, die Frau Baronin lasse das Fräulein bitten, auf einige Augenblicke zu ihr zu kommen.

Gerlint leistete Folge.

Sie traf die Tante in ihrem Wohngemache. Diese wies ihr einen Platz neben sich an, und sagte dann: „Ich muß dich noch einmal plagen, liebes Kind, es werden aber diese ersten Unbequemlichkeiten doch wohl bald vorüber sein."

„Was du wünschest, ist mir keine Plage, theure Mutter," sagte Gerlint.

„Es betrifft dich," antwortete die Tante. „Ich habe dir gestern gesagt, daß wir heute eine Wahl über das treffen werden, was du noch zu deiner Bedienung brauchst. Du hast dich heute über die Nacht mit deiner Sophie allein behelfen müssen. Ich schlage dir vor, daß du noch Martha dazu nimmst. Du warst ja mit ihr immer zufrieden, wenn du bei mir warst. Sie ist ein junges Ding, liebt schöne Kleider und Tändeleien; aber sie ist gutwillig und stets heiter, und wird deiner Jugend neben deiner Sophie wohl anstehen. Sie soll mit Sophie die zwei Dienstgemächer theilen. Ist dir diese Anordnung genehm?"

„Du bist immer so gütig gegen mich, wie sollte sie mir nicht genehm sein?" antwortete Gerlint.

„Für Alles, was schwerere Arbeit in deiner Wohnung braucht, ist Judith angewiesen. Du darfst nur die Schelle dreimal nach ihr ziehen. Sie ist ein Schatz unseres Hauses, und gewältigt so vieles unscheinbar, indem sie die andern Leute richtig anleitet. Sie war einmal in einer besseren Lage. Ihr Gatte war ein Weber, und arbeitete mit zehn Gesellen. Sein Handgeschäft wurde durch die neuen Erfindungen immer schlechter. Zuletzt

arbeitete er nur mehr allein, und es meldete sich die Noth im Hause und endlich die Hilflosigkeit. Da raffte sich Judith auf, that schwere und grobe Arbeit jeder Art, weil sie Anderes nicht verstand, und ernährte den Mann und die Kinder. So kam sie in mein Haus, und hat jetzt, glaube ich, eine gesicherte Stellung. Vor solchen Menschen muß man Achtung haben. Sie thut ihre Arbeit fröhlich und lachend, die ihr untergeordnet sind, lieben sie, und du wirst sie, und sie wird dich lieben."

„Ich achte Judith, und werde mir ihre Neigung zu erwerben suchen," sagte Gerlint.

„Zu Sendungen habe ich dir Mathias und Ferdinand befohlen," sprach die Tante, „und irgend eine gelegentliche Verrichtung ist dir jeder meiner Diener und jede meiner Dienerinen schuldig. So, meine ich, ist für das Bedürfniß und für die Würde gesorgt, und ich bitte dich, sage mir, ob du die Sache anders wünschest."

„Du sorgest reichlicher für mich, als ich es bedarf, meine vielgeliebte Mutter," sprach Gerlint, „ich wünsche nichts mehr. Und dann habe ich ja noch eine Dienerin, die schaffen und schalten wird."

„Nun?" fragte die Tante.

„Mich selber," antwortete Gerlint.

„Ich weiß, du ergriffest Alles, da du ein Kind warst, und suchtest es zu überwinden," sagte die Tante, „du wirst jetzt auch deine Zeit mit deiner Thätigkeit erfüllen, wie es dir deine Einsicht gebietet. Diese Mauern sollen dir die Mittel geben, wie sie es nur vermögen, und nicht blos die Mauern, sondern auch Wald und Flur und Feld, die zu uns gehören, und die Nachbarschaft soll Zeuge dessen sein, was du wirkest, den Ruhm und Werth unseres Hauses zu erhöhen."

„Ich werde die letzte nicht sein, den Werth des Stammes zu bewahren," antwortete Gerlint.

„Ich glaube es dir," sagte die Tante, „und nun gehen wir in deine Wohnung, daß dir die Leute vorgestellt werden."

Und die Tante erhob sich, und Gerlint auch, und sie gingen in das Wohngemach Gerlints.

Die Tante schellte, und als ein Diener erschienen war, sagte sie: „Die sollen kommen, welche in der Halle warten."

Der Diener ging fort.

„Setze dich, Gerlint," sagte die Tante.

Gerlint setzte sich, die Tante auch.

Nach kurzer Zeit kamen Sophie, Martha, Judith, Mathias und Ferdinand.

„Stellt euch in eine Reihe," sagte die Tante.

Sie thaten es.

Dann sprach die Tante: „Das Fräulein von der Weiden, meine geliebte Nichte, hat genehmigt, daß ihr die Dienste bei ihr thut, zu denen ich euch angewiesen habe. Ihr steht vor dem Angesichte eurer jungen Herrin. Küßt ihr zum Zeichen eures Diensteintrittes die Hand."

Jedes von den Angeredeten näherte sich, und küßte Gerlint die Hand.

„Nun entferne ich mich," sagte die Tante, „eure Herrin wird euch noch sagen, was ihr gut däucht. Lebe wohl, Gerlint, und bringe deine Zeit bis zum Mittagmahle hin."

„Ich werde dich bis zu deiner Wohnung geleiten," sprach Gerlint.

„Es freut mich," antwortete die Tante.

Und sie gingen zur Thüre hinaus.

Nach Kurzem kam Gerlint wieder zurück, und sprach zu den Leuten: „Meine lieben Kinder, ich habe euch nicht viel zu sagen. Ich hoffe, daß wir mit einander gut sein werden. Thut mir manchen Gefallen, ich werde nichts Unbilliges fordern."

„Ich werde jeden Befehl erfüllen," sagte Sophie.

„Ich auch, ich auch," riefen die Andern.

„Und nun könnt ihr euch entfernen," sprach Gerlint.

Die Leute küßten ihr noch einmal die Hand, und gingen fort.

Gerlint aber setzte sich auf ihr Sopha.

Als sie dort eine geraume Zeit gesessen war, schellte sie.

Sophie kam.

„Sophie," sagte sie, „suche mir das leichte, graue Tuch hervor, ich werde allein in den Garten gehen. Richte dich indessen mit Martha in den zwei Zimmern zurecht. Seid verträglich und zankt nicht."

„Ich werde gehorchen," sagte Sophie.

Nach diesen Worten nahm sie ein weiches, silbergraues Tuch aus einem Fache, und legte es ihrer Herrin um die Schultern. Dann wurde noch ein Hut aufgesetzt, und ein leichter Schirm genommen.

Hierauf verließ Gerlint das Zimmer.

Sie ging über die große Schloßtreppe in den Hof hinunter, und von dem Hofe durch einen Bogen in den Garten. Zuerst war ein dichtes Wäldchen von wilden Kastanien. Unter den Bäumen standen Tische und Stühle. Sie schritt durch das Wäldchen. Außerhalb desselben waren dann links die Gewächshäuser, rechts ein Blumengarten, untermischt mit Zwergobst und Gemüsen. Sie erwiederte freundlich den Gruß des Gärtners und seiner Gehilfen, die da arbeiteten. Weiter hin ging sie durch den

Gemüse- und Obstgarten. Dann kam ein Wald von Bäumen des verschiedensten edlen Obstes. Sie ging durch den Wald dahin. Hierauf gelangte sie auf grünen Rasen, auf dem zerstreute Bäume standen. Es waren Obstbäume, es war edles Laubholz, darunter manches aus entfernten Erdgürteln, es waren Nadelbäume, besonders alte, mächtige Weimuthskiefern. Sie ging unter den Bäumen dahin, dann kam sie auf einen ganz freien Rasenplatz, welcher sich links zu einem sanften Hange erhob. In der Mitte der Dachung dieses Hanges stand eine einzige Eiche, die als gewaltiges Gebilde die geneigte Fläche beherrschte. Auf diese Eiche ging Gerlint zu. Als sie sich ihr näherte, sah sie Dietwin, den jüngeren, von der Eiche weg gegen den Rand des Hanges gehen. Sie blieb ein Weilchen stehen. Dann ging sie wieder weiter gegen die Eiche. In einer angemessenen Entfernung von derselben blieb sie stehen, legte ihre Arme vor der Brust über einander, und betrachtete den Baum. Sein Schaft ging schlank empor, und man hätte dessen Mächtigkeit nicht erkannt, wenn nicht von ihm die untersten Äste in der Dicke zweier Männer in die Breite gegangen wären. Und von ihnen bis zum Wipfel empor waren die Äste an Stärke abnehmend rings um die tragende Säule in gleichförmiger Gefälligkeit verbreitet. An ihren tausend Ausläufen war das strotzige, kraftvolle Laub. Gerlint sah lange auf die Gestalt dieses Baumes. Dann ging sie in einem Kreise um ihn herum, und betrachtete ihn von allen Seiten. Als sie ihre Betrachtung geendigt hatte, ging sie langsam gegen den Rand der Höhe hinan. Sie ging zu einer Stelle, auf welcher ein großer Fels auf dem grünen Rasen lag. Da sie bei dem Steine war, sah sie wieder Dietwin auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin gehen. Sie aber

blieb bei dem Steine stehen. Er war der einzige ringsum, er ragte ein wenig schief wie ein länglichter Würfel aus der Erde empor. Gerlint sah den Stein an. Er war ein Granit von ernster, grauer Farbe, es waren die tausend Zeichnungen des trockenen, grauen Mooses auf ihm, und die Bäche des Lichtes der Sonne gossen sich auf seine Fläche. Gerlint blieb bei dem Steine lange, wie früher bei der Eiche, stehen. Dann ging sie auf dem Rande des Hanges in der Richtung gegen Morgen dahin, in welcher sie Dietwin hatte gehen gesehen. Der Rand des Hanges wurde breiter, er war endlich mit Wald bestanden, und begann, sachte aufwärts zu steigen. Die Bäume des Waldes waren Eichen, Eschen, Fichten, Föhren, und es war Gestrüppe niederen Ranges. Gerlint ging auf einem Pfade des Waldes fort. Der Pfad war anfangs eben, dann erhob er sich, und zuletzt klomm er steil hinan. Auf der Höhe war eine Blöße, die gegen Mitternacht von hohem Baumwuchse gesäumt war, und gegen Mittag einen Überblick über den Wald und die Gegend bot. An dem Rande der mitternächtlichen Bäume lief eine lange Reihe steinerner Bänke dahin. Gerlint ging zu einer der Bänke, und setzte sich auf dieselbe. Sie sah in der Richtung gegen Mittag hin. Zu ihren Füßen war die Blöße, dann strich der Blick über die Wipfel des Waldes dahin, dann traf er Gebäude mit Feldern, Wiesen, Wäldchen, Obstbeständen, zerstreuten Meierhöfen, Ortschaften, Kirchthürmen und Schlössern, und endete mit dem Gürtel des blauen Gebirgszuges, der den glänzenden Himmel schnitt. Gerlint blieb eine geraume Zeit auf dieser Bank sitzen. Dann ging sie über die Blöße hinunter, bis sie wieder der Wald umfing. Sie ging in dem Walde abwärts, und gelangte endlich auf ebenen Boden, der mit lauter Eichen besetzt

war. Gerlint wandelte unter den Eichen dahin, und schaute öfter in die Äste empor, die sich nach allen Seiten verschränkten. Sie wich manches Mal von dem Pfade ab, und ging auf dem dunkeln, grünen Rasen. Der Wald endete mit starken Stämmen an einem großen Teiche, der klares Wasser enthielt, und in dem Fische gehegt wurden. Gerlint ging an dem Saume des Wassers dahin in der Richtung gegen das Schloß zu. Neue Eichen empfingen sie am Ausgange des Teiches. Als sie unter diesen durchgegangen war, lag eine breite Wiese vor ihr. Auf dieser Wiese sah sie zum dritten Male Dietwin. Er ging über die Wiese dem Schlosse zu. Wo die Eichen die Wiese begrenzten, standen mehrere Tische und Bänke und Stühle. Sie hatten nichts Besonderes an sich, und waren, wie derlei Geräthe in den meisten Gärten sind. Dann ging Gerlint über die Wiese zu dem Schlosse. Sie kam jetzt gegen die Vorderseite desselben, ging durch das Hauptthor hinein, stieg die große Treppe hinan, und begab sich in ihre Wohnung. Sie setzte sich in ihrem Gemache auf ein Sopha. Da ihre Dienerin Sophie herein gekommen war, bedeutete sie dieselbe wieder fortzugehen. Sie blieb lange auf dem Sopha sitzen.

Als es gegen den Mittag ging, schellte sie um Sophie, und kleidete sich mit Hilfe derselben zu dem Mittagessen.

Dann, als die Glocke ertönte, ging sie in den Speisesaal. Hier fand sie den Oheim und Dietwin.

Gleich darauf trat die Tante herein. Sie war in ihrem aschgrauen Seidenkleide, und an demselben hing das Bändchen Gerlints nieder mit der grauen Seite nach auswärts.

Man setzte sich zu Tische. Obenan saß die Tante, zu ihrer Rechten saß der Oheim, zu ihrer Linken Dietwin, und neben

dem Oheime saß Gerlint, und neben Dietwin Agathe. Sonst war niemand bei dem Mahle.

„Ich habe ein kleines Ankunfts- und Verbindungsmahl veranstaltet," sagte die Tante, „es ist so bei uns der Gebrauch, liebe Gerlint. Ich habe dir das Mahl zweiten Ranges zugeordnet mit dem Silber, den Blumen, den Früchten, den Speisen und der Dienerschaft im zweiten Range. Die Mahle ersten Ranges sind in dem großen Speisesaale bei Vermählungen, Verlobungen und andern Gelegenheiten hoher Feier. Dann sind noch die Mahle dritten Ranges und unser gewöhnliches Speisen. Du wirst schon alle Ordnungen dieses Schlosses kennen lernen, wenn du länger hier gewesen bist."

„Meinem lieben Oheime und meinem lieben Vetter kommt wohl eine Auszeichnung zu," sagte Gerlint, „ich bedeute aber noch nicht viel."

„Der Eintritt eines Mitgliedes unseres Geschlechtes in unsere nähere Verbindung und in unseren näheren Umgang muß gefeiert werden," sprach die Tante.

„So ist es," sagte der Oheim.

Dann begann das Mahl, und hatte seinen Fortgang.

Während desselben waren verschiedene, aber gewöhnliche Gespräche. Man sprach über die Ankunft Gerlints, über Vorkommnisse und Veränderungen in den Gütern der Tante, des Oheims, Dietwins, über die Nachbarschaft, über Zeitereignisse. Dietwin sprach wenig, Gerlint beinahe nichts. Nach dem Mahle wurde auf dem breiten Söller des Schlosses der Kaffee aufgetragen.

Am Nachmittage gingen alle gemeinschaftlich durch den Garten, durch Felder, über Wiesen und durch Wäldchen des Gutes

Am Abende war ein einfaches Abendmahl in dem gewöhnlichen Speisezimmer, und dann konnte jedes seine Nachtruhe suchen.

Nach dem Frühmahle des folgenden Tages kam die Tante zu Gerlint in ihr Zimmer, setzte sich zu ihr, und sagte: „Ich habe dir noch eine Eröffnung zu machen, Gerlint, die dich vielleicht freuen wird. Auguste von Schilden kommt. Du wärest ja unter uns gar so einsam. Ich habe ihr geschrieben, und habe sie eingeladen, doch wieder eine Weile bei uns zu sein. Sie hat freundlich geantwortet; aber vermöge unserer unerquicklichen Botenverhältnisse hat der alte Kajetan den Brief eine Woche bei sich vergessen, und hat ihn mir heute Morgens gebracht, und so trifft Auguste fast zugleich mit ihrem Briefe ein. Ich erwarte sie jeden Augenblick. Weil bis gestern kein Brief eingetroffen war, habe ich dir von der Sache gar nichts gesagt. Jetzt aber eröffne ich sie dir, daß du auf diese Ankunft gefaßt bist. Wenn auch Auguste gewöhnlich nicht lange bei ihren Verwandten verweilt, so hoffe ich doch, daß sie nicht gar kurze Zeit bei uns bleiben wird."

„Du bist in Allem so besorgt, geliebte Mutter," antwortete Gerlint," daß ich dir auch für diese Güte wieder sehr zum Danke verpflichtet bin. Ich werde bestrebt sein, deine Zufriedenheit mit mir in jedem Stücke nach allen Kräften zu erringen. Ich freue mich der Ankunft Augustens, und freue mich, daß sie eine Weile bei uns sein will."

„Ich verlasse dich, und sehe der Ankunft Augustens entgegen," sagte die Tante.

Dann entfernte sie sich aus Gerlints Zimmer.

Ungefähr zwei Stunden nach diesem Gespräche kam Auguste in dem Schlosse an.

Gerlint und Dietwin empfingen sie an dem Wagen, und führten sie in das Zimmer der Tante, wo diese und der Oheim ihrer harrten.

Man begrüßte sie auf das Herzlichste, und tauschte gute, verwandtschaftliche Worte aus.

Darauf geleiteten sie alle in ihre Wohnung, die neben der Gerlints war.

Dort verabschiedeten sich die Männer.

Auguste aber küßte die Hand der Tante, und sagte: „Wie danke ich dir, theure Muhme, daß du mir erlaubst, die erste Zeit, die Gerlint in diesem Schlosse zubringt, mit ihr theilen zu dürfen."

„Ich habe dir hier eine kleine Wohnung zurecht richten lassen," antwortete die Tante, „möge sie dir nicht mißfallen."

„Du weißt ja, wie gerne ich seit dem Tode meiner theuern Eltern bei dir war," sagte Auguste, „und ich bin jetzt wieder gerne bei dir und Gerlint, und was du anordnest, muß ja jedem Menschen gefallen."

„Du schmeichelst mir wieder," sprach die Tante, „nun, ich will die Schmeichelei zu verdienen suchen. Du und Gerlint waret euch zugethan, da Gerlint ein Kind war. Vielleicht ist jetzt die Neigung noch da, und wird wachsen."

„Sie ist ja da, und bedarf nicht zu wachsen," sagte Auguste.

„Liebe Auguste," rief Gerlint.

Und die beiden Mädchen schlossen sich in die Arme, und küßten sich.

„So lasse mich einen Augenblick bei dir ausruhen," sagte die Tante, „was ich sehe, gefällt mir."

Sie setzte sich mit diesen Worten auf ein Sopha. Die beiden Mädchen setzten sich ihr dicht gegenüber, und faßten sie an den Händen.

„Du bist um einige Jährlein älter, und wirst mir die häßliche Gerlint da schon ein wenig leiten," sagte die Tante.

„Und ich werde gehorchen," sagte Gerlint.

„Wir werden uns beide lieben," sagte Auguste.

„Nun, wir werden schon auch für einige Vergnügungen in dem Schlosse sorgen," sprach die Tante, „wo zwei so zierliche Gestalten wohnen, dahin werden wohl auch die Nachbarn gerne kommen."

„Meinetwegen kommt keiner," sagte Auguste.

„Frevle nicht, Mühmlein," sprach die Tante, „du hast doch Seufzer auf deinem Gewissen, die du nicht erhöret hast."

„Sie waren vielleicht nicht Ernst, weil ich sie nicht verstanden habe," entgegnete Auguste.

„Ehen werden in dem Himmel geschlossen," sagte die Tante, „und wenn es der Himmel fügt, wirst du die Seufzer schon verstehen. Und nun, meine Kinder, lasset mich, und thut, was ihr in den ersten Augenblicken eures Beisammenseins für ersprießlich erachtet."

Sie befreite ihre Hände von denen der Mädchen, und verließ das Zimmer.

Die Mädchen aber gingen daran, mit Hilfe der Dienerinen die Wohnung Augustens in Ordnung zu richten.

An diesem Tage war auch ein Mahl zu Ehren der Ankunft Augustens.

Dann wandelte man herum, wie an dem vorherigen Tage.

Und so wurden vier Tage in gegenseitigem verwandtschaftlichem Umgange und Verkehre zugebracht.

Am fünften Tage nahm Dietwin nach dem Frühmahle von der Tante, von Gerlint und Auguste Abschied, weil er nach Weidenbach zurückkehren wollte.

Darauf wurde ein Wagen, der mit Silber verziert war, aus dem Wagenbehälter in den Hof geschoben, und zwei braune Pferde in silberbeschlagenen Geschirren davor gespannt. Hinter den Staatswagen wurde der leichte Wagen Dietwins gestellt, und zwei junge, goldlichte Pferde vor denselben gespannt.

Dann stiegen die drei, die Tante, der Oheim und Gerlint, in den Staatswagen, und Ferdinand und Joseph sprangen hinten auf das Brett desselben.

Dietwin setzte sich auf den Bock seines Wagens, und sein Kutscher setzte sich hinein.

Auf diese Weise fuhren sie eine ziemliche Strecke auf der Straße von dem Schlosse weg.

Dann aber lenkte der erste Wagen rechts in einen Seitenweg ein, und ging auf demselben fort. Dietwins Wagen fuhr auf der geraden Straße weiter, daß der Staub empor wirbelte, und daß man die Räder kaum zu sehen vermochte.

Der Staatswagen kam nach einer Zeit vor das Schloß Wengern.

Der Oheim und die Tante stellten Gerlint dem Herrn und der Frau des Schlosses und ihren Angehörigen als eine neue Mitbewohnerin von Biberau vor.

Nach einer kurzen Zeit fuhren sie wieder weiter.

Gerlint wurde an diesen und an den folgenden Tagen noch in mehreren andern Schlössern vorgestellt.

Darauf begannen die Besuche der Nachbarn in dem Schlosse Biberau.

Es kamen reiche Grundbesitzer, es kamen solche, die in einem Schlosse wie einst Ritter in ihrer Burg hausten, und es kamen auch Leute ohne Adel, mit denen aber ihrer Stellung wegen die von der Weiden stets Umgang gepflogen hatten. Vielfache Unruhe wurde dadurch in dem Schlosse bereitet, und seine Gastfreundschaft in mancherlei Weise in Anspruch genommen. Der Oheim war in dieser Zeit immer in Biberau, weil er mit seiner Schwester die Nichte Gerlint bei den Leuten vorgestellt hatte. Dietwin fuhr zuweilen unvermuthet mit seinen goldhellen Pferden in das Schloß, und that sich unter den Bewohnern und Besuchern herum. Hierauf fuhr er wieder von dannen. Er lenkte die Pferde immer selbst.

Die Feierlichkeitsbesuche der Nachbarn endeten zuletzt, nachdem alle da gewesen waren, zu denen die Geschwister Gerlint geführt hatten.

Man konnte jetzt erst recht daran gehen, sich in dem Schlosse und in den neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Die Tante, welche bisher an dem einen Tage ein schwarzes, an dem andern ein aschgraues Seidenkleid getragen hatte, ging nun fortwährend in einem schwarzen. Gerlint und Auguste konnten die verschiedenen Festkleider, welche die Besuche geboten hatten, in die Laden legen, oder von den Schäden, die ihnen etwa verursacht worden waren, heilen lassen. Der Oheim packte manches aus seiner Wohnung ein, und fuhr eines Tages mit seinen Schimmeln nach Weiden. Gerlint begann ihre Wohnung, wie sie es in ihrem Sinne meinte, zu ordnen. Es stand ein sehr kostbarer Flügel in ihrem Empfangszimmer, und obwohl das Spiel auf dem Flügel

zu den Unterrichtsgegenständen der Anstalt, in welcher Gerlint gewesen war, gehört hatte, und obwohl die Briefe der Vorsteherin vielfach nach Biberau gemeldet hatten, daß Gerlint darin hervorrage, sperrte sie doch mit dem Schlüssel den Flügel zu, und bat die Tante, daß sie nicht zürne, wenn sie selber auf dem Flügel nicht spiele, und auch nicht gestatte, daß es sonst jemand thue.

„Ich habe dir gesagt," erwiederte die Tante, „daß du in deiner Wohnung die Herrin bist, und thun kannst, wie es deine Einsicht gebietet."

„Und ich habe geantwortet," sagte Gerlint, „daß ich nicht die letzte sein werde, den Werth des Stammes zu wahren."

„So sind wir einig," entgegnete die Tante.

In den Zimmern Gerlints waren auf Tischen vor Spiegeln oder auf andern Plätzen allerlei kleine Dinge von Porzellan, oder Glas, oder Holz, oder Metall, und darunter menschliche Gestalten in verschiedener Weise. Alle diese Dinge stellte Gerlint der Tante wieder zur Verfügung, und die Tische und die Plätze, auf denen sie gewesen waren, blieben leer.

Dann entfernte sie alle Bilder und Kupferstiche von den Wänden, und ließ die Wände leer. Von ihrem Bette ließ sie die Vorhänge wegnehmen, und das Bett so stellen, daß sie beim Erwachen durch die großen Fenster in den Himmel sehen konnte. Die Spiegel wurden alle bis auf einen, der zum Ankleiden dienen sollte, aus der Wohnung entfernt. An den Fenstern legte sie die Stoffe, die zu Vorhängen dienten, in Falten, wie sie ihr gefielen, befestigte die Stoffe an den Seiten der Fenster, und ließ sie nicht zuziehen. In das Wohnzimmer und in das Empfangzimmer wurden Gewächse gestellt. An dem Haupte ihres Bettes standen zu beiden Seiten Bücherschreine, und in der Nähe des Fensters

des Schlafgemaches stand ein großer Schreibtisch. Von Geräthschaften zu weiblichen Arbeiten, Stickrahmen oder dergleichen, war nichts zu erblicken, auch konnte man keine Vorrichtungen für Musik oder irgend eine andere Kunst entdecken. Die Geräthe, mit denen die Tante die Zimmer hatte versehen lassen, stellte sie, wie es ihr passend schien, und gab auch Einiges, was ihr überflüssig däuchte, der Tante zurück. Hierauf entwarf sie mit der Hilfe Augustens Zeichnungen zu verschiedengestaltigen Thongefäßen, die als Untersätze für die Gewächse ihrer Zimmer dienen sollten, und die sie wollte verfertigen lassen. Ingleichen wurden auch Zeichnungen zu Gewächsgestellen gemacht.

Als alles dieses geschehen war, wurde die Tante davon verständigt, und um ihre Billigung gefragt.

Die Tante antwortete: „Unsere Vorfahrer sind ihre eigene Wege gegangen; aber jeder den rechten. Darum wurde nie einer von einem andern getadelt, und darum hat auch meine ganze Billigung, was du gethan hast."

Als die Wohnung vorläufig so geordnet war, begann das gewöhnliche Leben.

Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren in einem geräumigen Wagen durch die Besitzung. Adam fuhr in einem leichten Wägelchen hinterdrein. Die Tante besah die Zustände, zeigte dieselben Gerlint und Auguste, besprach sich mit ihnen und mit Adam, und ordnete an. So lernte Gerlint nach und nach die Bestandtheile ihrer Besitzung und die Zweige ihrer Verwaltung kennen. Sie kam bei diesen Gelegenheiten mit den Leuten zusammen, die in der Besitzung arbeiteten.

In den Garten und in die nächste Umgebung des Schlosses ging man zu Fuße.

Wie die Tagesordnung und die sonstige Ordnung in dem Schlosse sei, lernte Gerlint schon nach einer kurzen Zahl von Tagen kennen. Denn die Tante hatte hierin nicht nur eine sehr große Einfachheit, sondern auch eine sehr große Pünktlichkeit.

Um fünf Uhr des Morgens verließ Gerlint ihr Bett. Sie brachte die Stunde bis sechs Uhr an ihrem Schreibtische zu. Dann ging sie zu Auguste, oder Auguste kam zu ihr, und sie lasen aus irgend einem Buche bis sieben Uhr. Um sieben Uhr tönte das Zeichen zu dem Frühmahle. Gerlint und Auguste gingen in den Kleidern, die man zu dem Frühmahle gewöhnlich hatte, in den kleinen Speisesaal, und in demselben wurde gemeinschaftlich unter Gesprächen das Frühmahl eingenommen. Nach einer Stunde verließ man den Saal. Gerlint geleitete meistens die Tante in ihr Gemach, und sprach noch Verschiedenes mit ihr. Nach dieser Zeit ordnete sie mit ihren Mädchen an, was diese an dem Tage thun sollten. Hierauf ging sie entweder mit der Tante, die in ihren Geschäften war, herum, oder sie ging allein in den Garten oder in eines der Wäldchen, oder in die Felder und Wiesen. Sie besuchte zu dieser Zeit auch bisweilen mit der Tante eines oder das andere Haus der Umwohner des Schlosses. Auguste war manchesmal mit der Tante und ihr, oder mit ihr allein; meistens aber brachte sie diese Zeit allein zu. Um zwölf Uhr kleidete man sich festlich zu dem Mahle an. Um ein Uhr tönte die Speiseglocke, und es wurde in dem kleinen Saale das Mittagmahl eingenommen. Nach demselben war Gerlint mit Auguste und Agathe eine Weile bei der Tante. Dann brachte sie wieder eine Stunde an ihrem Schreibtische zu. Sie blieb in der wärmeren Tageszeit in ihrer Wohnung. Dann war sie wieder viel im Freien. Die Zeit nach dem Abendmahle brachte man

öfter in dem Gemache der Tante zu. Es war aber dies keine Regel, und jedes durfte diese Zeit auch verwenden, wie es wollte.

Gerlint lernte, was die Tage in der Verwaltung des Gutes brachten, immer genauer kennen, und die Tante und Adam und der Gärtner waren ihre Lehrmeister. Ihre Thätigkeit, die anfangs unbestimmter war, wurde immer geregelter, und die Tante ließ sie an Manchem Theil nehmen, und ließ ihr in Manchem freie Hand.

Der Oheim kam öfter in das Schloß, öfter kam Dietwin, öfter kamen sie mit einander.

Gerlint und Dietwin waren sehr höflich gegen einander, aber gemessen. In ihren Meinungen war oft Streit, und er wurde mit Kraft geführt.

Die Tante besuchte mit Gerlint und Auguste und Agathe ihren Bruder und auch Dietwin, und Alles wurde auf den Gütern derselben genau besichtigt.

Zuweilen kamen Besuche der Nachbarn nach Biberau, zuweilen fuhren die Tante und Gerlint und Auguste zu den Nachbarn, und der Oheim und Dietwin gesellten sich manchesmal dazu.

Indessen waren die Gefäße zu den Blumen und die Gestelle nach den Zeichnungen fertig geworden. Gerlint schmückte nun ihre Wohnung mit Gewächsen, die Tante gab ihre Genehmigung hiezu, und der Gärtner lieferte aus, was Gerlint verlangte.

In dieser Zeit verschrieb Gerlint die schönsten und auch alle neuesten Rosen. Sie mußten sämmtlich aus Reisern auf Hagebuttenstämme gepfropft sein. Als die Bäumchen angekommen waren, legte sie an einer Stelle des Gartens, die ihr geeignet schien, und die sie mit Hilfe des Gärtners hatte zurichten lassen,

ein Rosengehege an. Sie pflegte die Stämmchen selber, und Judith war hiebei ihre Handlangerin. Dietwin kam eines Tages, und besah diese Anlage sehr genau; sprach aber kein Wort darüber. Eben so sagte er nichts über die Gewächsanordnung in der Wohnung Gerlints, als er einmal mit dem Oheim von der Tante zu Gerlint geführt worden war.

Unter den Besuchern, welche zuweilen in das Schloß kamen, waren auch junge Männer, und manche wendeten Gerlint Aufmerksamkeiten zu. Sie aber war gegen alle gleich. Auf dieselbe Weise war es auch, wenn die Bewohner von Viberau und der Oheim und Dietwin auf irgend ein Gut zu einer Festlichkeit oder bei einer andern Gelegenheit geladen wurden.

So kam nach und nach der Herbst.

Im Anfange des Aufenthaltes Gerlints in Viberau kamen sehr viele Briefe von Freundinen, die mit ihr in der Erziehungsanstalt gewesen waren, an. Diese Briefe wurden gegen die späte Jahreszeit seltener, und Gerlint hatte also auch seltener zu antworten.

Der Herbst ging mit seinen mannigfaltigen Beschäftigungen, die er gebracht hatte, vorüber, und es ging der Winter nach mancher häuslichen Arbeit, die man sich auferlegte, nach manchen Zusammenkünften, die man pflegte, nach manchen Belustigungen, die man im Zimmer, dann im Freien auf Spaziergängen, auf dem Eise, auf Schlittenfahrten veranstaltete, vorüber.

Als der vierundzwanzigste April in dem Schlosse Viberau gefeiert wurde, und als der Oheim und die Tante ihr alljährliches Zwiegespräch in der Stube der Tante hielten, sagte sie: „Du hast gemeint, lieber Bruder, Dietwin werde stürmischer verfahren als Erwin verfahren ist, und nun zeigt sich noch gar nichts.“

„Es ist eben die Zeit noch nicht gekommen, in welcher der Sturm seinen Anfang nehmen sollte," antwortete der Oheim.

„Das ist wahr," sagte die Tante, „und er wird vielleicht noch lange nicht, oder vielleicht auch gar nie anfangen."

„Wer kann das wissen?" fragte der Oheim.

„Dietwin sieht so viele schöne, gesittete, wohlgebildete Mädchen," antwortete die Tante, „und er sieht sie, als ob sie gemalte Bilder wären, nein, nicht einmal so, denn die gutgemalten Bilder würde er bewundern. Gerlint ist auch so gegen die jungen Männer, und gegen einander sind sie beide, wie sie immer gewesen sind."

„Das muß ich sagen," sprach der Oheim, „schneller als er wäre ich in meinem einundfünfzigsten Jahre noch; aber siehe zu, eines Tages wird er mit der Thür in's Haus fallen."

„Erwarten wir, welcher Art der Fall sein wird," sagte die Tante.

„Der rechten Art, wie kraus er auch aussehen mag," sprach der Oheim.

„Gebe es Gott," erwiederte die Tante.

„Der Himmel schließt ja die Ehen," sprach der Oheim.

„Er schließt sie, wenn eine rechte zu schließen, oder wenn überhaupt eine zu schließen ist," antwortete die Tante.

„Vielleicht schließt er mehrere," sagte der Oheim, „da bist ja du in dem Schlosse, dann Gerlint, Auguste, die Kammermädchen, Agathe. Nur für Judith hat er die Ehe schon geschlossen."

„Führe heute nicht Frevelreden," entgegnete die Tante, „warten wir, was uns die Geschicke bringen werden."

„Warten wir," sagte der Oheim, „wir können warten.

Dietwin und Gerlint sind noch jung genug. Und selbst, wenn sie einander nicht wählen, so werden sie gewiß so wählen, daß wir auch zufrieden sein können. Ich weiß überhaupt noch nicht, sind die beiden noch in der ersten Abtheilung unseres Geschlechtes oder in der zweiten."

„Sind sie wo immer," sprach die Tante, „sie haben einen hohen Sinn, und eine Wegwerfung ist nicht zu befürchten."

„Sie ist nicht zu befürchten, und würde nicht geduldet," sagte der Oheim.

So schloß an diesem Tage die Verhandlung, weil nichts mehr da war, das verhandelt werden konnte.

Der Frühling ging nach dieser Zeit immer rascher in das Land, und wurde immer heißer.

Gerlint sorgte für ihre Rosen, die in Üppigkeit dastanden, sie sorgte noch für allerlei andere Blumen und Gewächse, die sie in ihre Aufmerksamkeit genommen hatte, sie half der Tante in der Verwaltung von Feld und Wiese und Wald, sie wendete ihre Augen auch all den Thieren des Schlosses zu, sie kaufte Bücher und las allein oder mit Auguste in ihnen, sie ritt oft auf ihrem schwarzen Pferde herum, und zuweilen so rasch wie der Vetter Dietwin, und sie gab den jungen Männern der Nachbarschaft und der Stadt keine zuvorkommenden Blicke.

Und als die Zeit der Rosenblüthe gekommen war, sandte die Tante ohne Gerlints Wissen Boten an ihren Bruder, an Dietwin und an zahlreiche Nachbarn, daß sie kämen, und die Rosen Gerlints bewunderten. Sie kamen und bewunderten die vielen, in der Gegend größten Theils noch unbekannten Rosen, die so reichlich dastanden, daß das Ganze ein Wäldchen von Rosen war. Der Oheim setzte sich sogleich nieder, und schrieb an die vorzüg-

lichsten Pflanzenhändler nach England, um seiner Nichte noch vielleicht Rosenschätze zu verschaffen, die sie nicht hatte.

Zwei Tage nach dem Abschiede von Biberau kam ein Bote von Dietwin, und lud die Bewohner von Biberau nach Weidenbach ein, dort etwas zu besehen. Die Tante, Gerlint, Auguste und Agathe fuhren hin. Sie fanden den Oheim dort und viele Menschen aus der Nachbarschaft. Als auserlesene Erfrischungen dargeboten worden waren, führte Dietwin die ganze Gesellschaft in den Garten. Sie kamen vor ein Gitter, hinter dem eine grüne Wand von Haselnußgesträuchen war. Dietwin öffnete mit einem Schlüssel die Thür des Gitters, und die Gäste traten ein. Nachdem sie einen kurzen Gang in dem Gebüsche zurückgelegt hatten, öffnete sich ein großes, ebenes Feld, auf dem lauter Rosenbäume standen. Waren Gerlints Rosen ein Wäldchen, so waren Dietwins Rosen ein Wald. Das sah man auch gleich, daß sie in Gruppen und nach Farben geordnet waren. Nach allen Richtungen gingen Wege, daß jeder Stamm betrachtet werden konnte. Fast alle waren in Blüthe, und der Anblick machte eine berauschende Wirkung.

„Da hast du ja alle Rosen, die wir in Biberau gesehen haben," rief der Oheim, „nur in größerer Zahl, und noch andere dazu, vielleicht schon die, welche ich aus England verschrieben habe."

„Es sind mir aus England, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien und aus der Türkei Rosen gesendet worden," sagte Dietwin.

„Und das hast du geheim gethan," sprach der Oheim.

„Es ist eine grüne Mauer um das Feld, und das Gitter war immer gesperrt, damit die Überraschung gelinge," sagte der Neffe.

„Bei mir ist sie dir gelungen," antwortete der Oheim.

„Bei mir auch," sagte die Tante.

„Bei Allen, bei Allen," riefen fast die sämmtlichen Anwesenden.

Und man konnte der Bewunderung kein Ende finden.

Dietwin führte die Tante durch alle Gänge, und zeigte ihr und erklärte ihr alle vorzüglichen Blumen. Die Gäste zerstreuten sich, und betrachteten, was jedem der Betrachtung am würdigsten erschien. Es durfte aber keine Blume abgeschnitten werden. Nur der Tante band Dietwin einen Strauß der schönsten Rosen zusammen.

„Wenn mein schönes Mühmchen Gerlint den einen oder den andern Stamm für ihre Sammlung bedarf und wünscht, so gebiete sie nur darüber," sagte er.

„Wenn ich Stämmchen bedarf, so werde ich meinen guten Vetter darum ersuchen," antwortete Gerlint.

Außer den Rosen wurde von den Gästen darauf der ganze Garten besehen, dann auch die Wirthschaftsgebäude, selbst nahegelegene Felder, und endlich das Schloß. Große Bewunderung erregten zwei herrlich gebildete, schneeweiße Kühe, an denen kein anderes Härchen war, und ein Feld mit so schönem Weizen, wie man noch nie einen in der Gegend gesehen hatte.

„Ich hoffe endlich alle meine Rinder in allen Farben in der trefflichsten Zucht und alle meine Getreide so schön und schöner als diesen Weizen hier zu haben," sagte Dietwin.

Ein ausgesuchtes Mahl folgte auf die Beschauung, und nach demselben verließen die Gäste das Schloß. Nur die von Biberau und der Oheim blieben über die Nacht in Weidenbach, und fuhren des andern Tages nach Hause.

Der Sommer verging, wie der vorige vergangen war, und der Winter verging auch so, nur daß in demselben schon die Zuchten des Paares schwarzer Pferde des Oheims und des Paares brauner Pferde des Neffen vor Schlitten wetteifern konnten. Die Tante hatte wirklich aus den Marderfellen nicht früher einen Pelz machen lassen, als bis die Pferde erzogen waren, und nun saß sie in dem untadeligsten, weitfaltigen Marderpelze bald in dem Schlitten ihres Bruders, bald in dem ihres Neffen, und der außerordentlichste Pferdekenner hätte nicht unterscheiden können, welchem Paare der Vorzug gebühre, so fein und ebenmäßig und kraftvoll waren die Körper, und so feurig und ehrgeizig und sanft waren die Geister der Thiere. Der Oheim und der Neffe waren so gerecht, selber keinen Unterschied in den Thieren finden zu können; aber jeder suchte die Vorzüge der seinigen, wenn er einen edlen Gast in dem Schlitten hatte, in das rechte Licht zu stellen.

Bei der nächsten Rosenblüthe waren die Rosenwälder Gerlints und Dietwins noch größer geworden, besonders Gerlints; sie hatten sich an Arten und Schönheit vermehrt, aber man konnte, wie bei den Pferden des Oheims und des Neffen, nicht unterscheiden, welchem man den Vorzug geben sollte.

„Dem muß gesteuert werden," sagte der Oheim, „wenn es so fortgeht, so sind bald die Gründe von Weidenbach und Biberau ein einziger Rosenstrauch."

„Die Grenze wird sich wohl finden," sagte der Neffe.

Aber zwei Dinge waren es, in denen Gerlint heuer Dietwin übertraf: in einer eigenen Abtheilung des Stalles von Biberau standen zwei Kühe von dem alleredelsten Baue, von milchweißer Farbe mit rabenschwarzen Köpfen und schwarzen Wedeln, beide

ganz gleich, und auf Feldern neben dem Schlosse war Weizen und Korn, so schön, wie es noch nie erlebt worden war, und wie es im vorigen Jahre und heuer bei Dietwin nicht gesehen wurde.

Die Festlichkeiten und Zusammenkünfte waren wie sonst, und eher noch mehr, und wie sich die Aufmerksamkeiten von jungen Männern gegen Gerlint steigerten, so blieb ihr Anstand gegen jeden derselbe und ihre Kälte blieb dieselbe. Dietwin ritt jetzt sehr oft nach Biberau, wie er früher gefahren war, und man bemerkte, daß er meistens sehr schnell ritt. Auch an Gerlint bemerkte man, daß ihr Reiten jetzt etwas viel Schnelleres und Hastigeres habe als früher.

Um diese Zeit näherte sich der junge Graf von Steinheim auf zarte Weise Augusten, und Auguste schien ihm nicht abgeneigt.

Gegen den Herbst ereignete es sich, daß der Sohn des Herrn vom Schlosse Wengern an seinem rechten Arme verwundet wurde. Er lag eine Zeit im Bette, und trug den Arm dann in der Schlinge. Es hieß, daß er sich mit seinem eigenen Gewehre, als er in dem Walde ging, verwundet habe. Allein es schlich auch ein Gerücht, er habe sich mit Dietwin geschlagen. Den Grund konnte niemand auch nur vermuthungsweise angeben. Als dieses auch der Oheim erfuhr, sprach er mit Dietwin darüber. Dietwin aber antwortete: „Darüber, was ich von dieser Geschichte weiß, lieber Oheim, habe ich zu schweigen versprochen.“

Diese Antwort überbrachte der Oheim seiner Schwester, und es wurde in dem Schlosse Biberau jetzt nicht weiter von dieser Angelegenheit geredet.

Der Herbst und der Winter vergingen, wie der frühere Herbst und Winter vergangen war. Als wieder der vierundzwanzigste

April gekommen war, gab Dietwin der Tante ein ganz besonderes Geschenk, ein Bild, welches einer der ersten Meister gemalt hatte. Es stellte das Schloß Biberau vor, und wurde auf tausend Thaler geschätzt. Gerlint gab dem Oheime Vorhänge für die Fenster des Saales in Weiden, auf denen täuschend Glasmalerei nachgeahmt war. Die Tante und der Oheim hatten an den Geschenken eine außerordentliche Freude.

Als das Zwiegespräch dieses Tages zwischen dem Oheime und der Tante vorüber war, als alle Bewohner des Schlosses Biberau sich in ihre Schlafgemächer zurückgezogen hatten, saß die Tante in dem ihrigen an dem Tische, und hielt ihr Haupt in den beiden Händen. Und als sie dann ihre Zofen gerufen, und sich hatte entkleiden lassen, und als sie in ihrem Bette lag, und die Sterne durch manchen Theil der Fenster, der durch die Vorhänge nicht bedeckt war, herein schienen, konnte sie den ersehnten Schlummer nicht finden.

3.

Da am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen war, da man das Frühmahl verzehrt hatte, da in einer Zeit darauf der Oheim und Dietwin einen Spaziergang angetreten hatten, und Gerlint auf ihrem schwarzen Pferde rasch in die Felder ritt, ließ die Tante Auguste zu sich in ihr Gemach bitten. Als diese gekommen war, und man zwei Plätze an dem Tische eingenommen hatte, sagte die Tante: „Meine geliebte Auguste, meine Auguste, die mir immer theuer gewesen ist, erfülle mir heute eine Bitte, sei ganz rückhaltlos offen, du thust es zu keinem schlechten Zwecke."

„Meine geliebte, verehrte Base," antwortete Auguste, „ich weiß, daß du immer gütig gegen mich gewesen bist, daß du mich ohne mein Verdienst geliebt hast, ich habe es gefühlt, ich habe die Empfindungen der größten Dankbarkeit gegen dich gehegt, und ich habe dich deiner Eigenschaften willen im höchsten Maße verehrt und geliebt. Wenn du mir nun eine Gelegenheit gibst, dir dies Alles durch die That beweisen zu können, so gewährest du mir ein Glück, für das ich dir wieder dankbar bin. Ich werde dir mit allen meinen Kräften zu Diensten sein, wenn ich es nämlich kann."

„Vielleicht kannst du es nicht, mein Kind," sagte die Tante, „vielleicht kannst du es nur wenig, wir wollen es versuchen, höre mich an. Gerlint ist nicht in dem Zustande, in dem sie war, als sie dieses Schloß betreten hatte. Sie ist sehr thätig, oft zu sehr, sie ergreift die fernsten Dinge, belehrt sich über Wirthschaftszweige, wie sonst Männer, kümmert sich um Angelegenheiten mancher Bewohner der Gegend, und ist wieder ernst, als schwiege sie immer, sie macht schnelle Ritte, und von Allen, die ihr Aufmerksamkeiten erweisen, kann keiner sagen, daß er einen ermunternden Blick erhalten habe. Du, meine Auguste, hast gewählt, du wirst ein gutes Glück finden, und hast unsern Segen dazu."

Auguste stand bei diesen Worten auf, und küßte der Tante die Hand.

Diese aber schloß sie in die Arme.

Darauf fuhr die Tante fort: „Mein Bruder und ich haben über Gerlint gesprochen. Wir möchten gerne helfen, und wenn du etwas Genaueres weißt, und mittheilen darfst, so sage es, und erhöhe die Mittel, wodurch vielleicht zu helfen ist."

„Meine theure, meine hochgeehrte Base," sagte Auguste, „Gerlint ist so lieb und so freundlich und so offen mit mir wie eine Schwester, wir theilen unsere Bestrebungen einander mit, wir theilen, was wir in Büchern lesen, wir theilen, was wir empfinden, und es ist nie die Bedingung gestellt worden, daß etwas verschwiegen werde. Ich darf dir also Alles sagen, was ich von Gerlint weiß. Aber ich weiß nichts von ihr, als was du, und was der Oheim, und was Alle sehen, und Alle wissen. Ich denke schon einige Zeit, daß Gerlint in einem befangenen Gemüthszustande ist; aber nie hat die leiseste Äußerung etwas kundgethan. Als ich einmal von ihren Anbetern sprach, und von

den jungen Männern, die das Haus besuchen, und auf eine ferne Verbindung deutete, sah sie mich mit ihren großen Augen ruhig an, und schüttelte später kaum merklich das Haupt. Ich redete nie wieder von dergleichen Dingen. Mir ist, als habe sie einen Wunsch über die Möglichkeit der Erreichung hinaus. Sonst geht sie strenge ihren Geschäften nach, du weißt, wie sie ihre Zeit verwendet, in der sie schreibt, in der wir lesen, in der sie ihren Mädchen die Anweisungen gibt, in der sie nach ihren Blumen sieht, in der sie sich dir und den Angelegenheiten des Gutes hingibt. Selten kommen Nebendinge, daß sie zu einer ungewöhnlichen Zeit lustwandelt, oder, was öfter geschieht, in den Saal geht, und das Bild des Oheims betrachtet. Am widrigsten scheinen ihr größere Besuche, die kommen, oder wenn wir solche machen müssen. Das, meine hochverehrte Base, ist Alles, was ich weiß."

„Wir müssen nun in Geduld warten," sagte die Tante, „was noch wird; sie geradezu fragen, wäre ein Fehler."

„Thue es nicht, Tante, ich bitte dich, thue es nicht," sagte Auguste.

„Ich thue es nicht," antwortete die Tante, „lassen wir die Sache, und stellen wir sie Gott anheim. Wenn ihr unser Beistand nöthig sein sollte, wird er nicht fehlen, und du wirst ihr immer eine Freundin sein."

„Du wirst ihr am besten beistehen, Tante," sagte Auguste, „Alle werden ihr beistehen, und ich bin ihre Freundin und ihre Schwester, wie ihre Seele und ihre Liebe zu mir es verdient."

„So pflege deines Amtes, du guter Anwalt," sprach die Tante, „und lasse dich die Zeit nicht gereuen, die du in meinem Hause lebst.

„Sie ist die schönste meines Daseins," antwortete Auguste.

„Ich glaube es dir, mein Kind," sagte die Tante, „jetzt gehe zu deinen Beschäftigungen, von denen ich dich abgehalten habe."

Beide erhoben sich. Auguste küßte die Hand der Tante, die Tante küßte sie auf die Stirne.

Einen Monat nach diesem Tage kamen der Oheim und die Tante in dem Gemache der letzteren zu einer Berathung zusammen.

„Lieber Bruder," sagte die Tante, „es muß doch einmal von dem geredet werden, wovon geredet werden muß."

„So rede, liebe Gerlint," antwortete der Oheim, „wovon, wie du meinst, geredet werden muß."

„Mein herzlieber Bruder Dietwin," sagte die Tante, „mein lieber Bruder, es ist sehr seltsam und sonderbar; aber es ist nicht unerhört; allein es ist auch nicht gewöhnlich, und ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Ich meine, Gerlint trage eine heimliche Liebe in dem Herzen, und zwar zu dir, mein Bruder."

„Aber, Gerlint, Gerlint," antwortete der Oheim, „das wären ja krause Dinge, die da zusammenträfen. Es ist ja fast unglaublich. Hast du denn auch recht bedacht, was du sagst, liebe Schwester? Gerlint, das beginnende, blühende Leben, und ich, der den Jahren zugeht, wo man nicht sich, sondern den Sohn oder die Tochter vermählt. Liebe Schwester, sage, wie wäre denn das möglich?"

„Es ist eine Verirrung der Natur," sagte die Schwester, „und es ist nicht gewöhnlich, aber es kommt dennoch vor. Gerlint ist jetzt in den Jahren, wo das Herz das Bedürfniß fühlt, die Stütze des Mannes zu suchen, aber ihr Herz ist zu stolz, sich einem Manne gefangen zu geben, der nicht höher steht als sie

selbst. Dich verehrt es, und es fällt ihm leicht, sich dir zu unterwerfen. Die eine Liebe, die dir als dem Oheim und zweiten Vater gebührt, besitzest du von jeher; so, in ihrer Hilflosigkeit, gibt sie dir auch noch die andere, halb aus Furcht, ein Anderer könnte sie ihr rauben. Es ist eine Verirrung, aber sie kommt zuweilen vor, und bei Gerlint, fürchte ich, ist sie da."

„Aber woraus erkennst du denn, liebe Schwester, daß sie da ist," fragte der Oheim.

„So höre mich," sagte die Tante, „denke an den Brief vor zwei Jahren. Ich bin in der Aufschrift nur die hochverehrte, geliebte Tante, du bist der herzliebe Oheim, in der Unterschrift ist sie die mich liebende und verehrende und mir dankende Gerlint, dir ist sie die in Liebe ergebene Nichte Gerlint. Im Briefe bittet sie den Himmel, daß er dein liebes Haupt segne, und daß er dir gebe, was dir lieb ist. Mir verspricht sie nur, jedes Opfer bringen zu wollen, das mir zur Freude gereichen kann. Zudem sagt sie, daß sie in die Erkenntniß deiner Güte immer mehr hinein wachse, und dir mehr dankt, als sie danken konnte, da sie noch unvernünftig war. Ich habe damals ohne Ahnung schon den Unterschied hervorgehoben, und ich glaube, daß schon damals etwas in ihr war, dem ähnlich, was jetzt in ihr ist. Dann kam sie hieher. Wie sie dir anhing, weißt du, wie sie sich freute, wenn wir uns auf den Weg nach Weiden begaben, weiß ich, daß jetzt etwas in ihrem Herzen ist, können fast Alle, die ihr näher sind, bemerken, und Auguste, mit welcher ich vor einiger Zeit von der Sache sprach, hat, wenn sie sich auch scheute, dich zu nennen, doch fast mit Bestimmtheit auf dich hingedeutet. Gerlint ist unstät trotz ihrer Ordnung, sie ist viel ernster, als Mädchen ihres Alters zu sein pflegen, ihre Beschäftigungen führt sie mit

einer Art Übertreibung, sie reitet sehr heftig, als triebe sie eine Empfindung, die sie, wie einen unerfüllbaren Wunsch, mit Gewalt unterdrücken möchte, denke, was sie dir für ein kostbares Geschenk zu deinem letzten Geburtstage gab, sie mußte die Ersparungen einiger Jahre darauf verwendet haben, bedenke dann ihren unbegreiflichen Abscheu vor allen jungen Männern, und bedenke endlich, daß sie sehr oft in den großen Saal geht, und lange, lange dein Bild anstarrt."

Darauf sprach der Oheim: „Ja, es muß von dem geredet werden, wovon geredet werden muß. Höre mich. Unser Neffe Dietwin hat auch eine Liebe im Herzen. Lasse mich zu Ende reden. Er ist ebenfalls unstät, er treibt ebenfalls seine Geschäfte nicht mehr folgerichtig, wie in der ersten Weidenbacher Zeit, er überstürzt Alles. Erst ritt er noch viel heftiger als Gerlint, und jetzt fährt er mit seinen Pferden wie verrückt, er hat sich geschlagen, das ist nun wohl sicher, und kein Mensch weiß, weshalb, er haßt die schönsten Mädchen der Welt, und die andern auch, dafür kommt er sehr oft nach Biberau, er hat dir zu deinem letzten Geburtstage das Bild dieses Schlosses gegeben, ein Bild um hohen Preis, das Bild deines Wohnortes, und er geht ebenfalls sehr oft in den Saal von Biberau, und schaut lange, lange dein Bild an."

Der Oheim schwieg.

Die Tante sprach: „Das wäre ja — wenn es wäre — das ist — ich weiß es nicht, sage es mir, das wäre merkwürdig."

„Ich habe ihn beobachtet, ich bin in dem Saale gewesen, und es ist so," antwortete der Oheim.

„Ich habe auch Gerlint beobachtet, wie es mir nur möglich war," sagte die Tante.

„Das ist," sagte der Oheim, „es kommt zuweilen einmal vor, aber hier zweimal, es wäre, wie du sagst, merkwürdig."

„Das Herz des Menschen hat oft wunderbare Fügungen," antwortete die Tante. „Und in unserm Geschlechte ist etwas Stätiges, so daß sich immer Alles gleich bleibt, und fast Alles sich wiederholt, was schon einmal gewesen ist; und doch ist es bei uns wieder ganz anders als bei andern. Hat nicht Dietwin, der Neffe des Kardinals, der bis in sein zweiunddreißigstes Jahr unvermählt blieb, sich, als er aus Italien zurückkehrte, mit seiner Tante vermählt, die damals gerade um zwei Jahre älter war als ich jetzt. Und es entsproßten dieser Ehe ein Sohn, der sich in den nachmaligen Kriegen so hervorthat, und zwei Töchter, von denen die eine zwar als Kind starb, die andere aber ein so hohes Alter erreichte, daß an ihrem letzten Geburtstage, der so wie der unsere in den April fiel, sechsundvierzig Kinder, Enkel und Urenkel um sie versammelt waren."

„Sie gönnte in der That keinem aller jungen Männer einen Blick, und gegen Dietwin war sie beinahe noch mehr zurückhaltend als gegen die Andern," sagte der Oheim.

„Und er wendete an Frauen und Mädchen fast nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit," sprach die Tante.

„Das muß übrigens viel genauer untersucht werden, liebe Gerlint," sagte der Oheim.

„Setzen wir die Beobachtungen fort, daß wir zu triftigerer Einsicht gelangen," sprach die Tante.

„Ich denke, Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „wenn wir etwas thäten, das weniger Zeit in Anspruch nimmt."

„Ja," sprach die Tante, „und was könnte das sein?"

„Ich meine," sagte der Oheim, „du redest mit Dietwin von

seiner einstigen Vermählung, und hörest, was er sagt, und ich thue das Gleiche mit Gerlint."

„Das ist ein schwieriges Gespräch," antwortete die Tante, „und Alles kommt auf die Verfahrungsweise an."

„Aber wir könnten da einen tieferen Blick thun," versetzte der Oheim. „Du, liebe Gerlint, wirst die rechte Verfahrungsweise schon finden, und ich werde bestrebt sein, nicht gar weit irre zu gehen."

„So versuchen wir es in Gottes Namen," sagte die Tante, „und möge der Himmel seinen Segen geben."

„So spreche ich auch," entgegnete der Oheim, „und möchte, daß das Ding vorüber wäre."

Nach diesen Worten stand er auf, und sagte: „Ich spreche jetzt von andern Angelegenheiten nichts mehr. Wenn eine Entscheidung nöthig wird, vereinigen wir uns wieder."

„Möge es bald sein," sagte die Tante, und geleitete den scheidenden Bruder bis zur Thür.

Fünf Tage nach diesem Gespräche waren die Geschwister wieder in dem Gemache bei einander, und setzten sich zu demselben Tische.

Der Oheim sagte: „Nun, Gerlint, rede."

„Rede du zuerst, Bruder," sagte sie.

„Also, weil du es wünschest, rede ich," antwortete der Oheim. „Ich bin mit Gerlint an der großen Eiche gewesen. Da habe ich nun auch endlich gesagt: „Gerlint, diese Eiche sieht weit in das Land hinein, wir können fast alle Gründe und mitunter auch die Schlösser darin erblicken, deren Bewohner mit uns bekannt sind, und in Gastlichkeit leben. Aber auch von dorther wird die Eiche weit und breit gesehen, und weil sie ein so mächtiger Baum ist,

leicht von andern unterschieden. Und darum wird mancher, der an dich denkt, auf diese Eiche schauen, und doppelt an dich denken. Wann wird uns denn unsere liebe Nichte einmal mit einem recht artigen, schönen, tüchtigen Gemahle erfreuen? Sie aber schlang den Arm um mich, und küßte mich mit Heftigkeit und rief: „Oheim, wünschet mich nicht fort, sondern lasset mich mit euch leben, wie ich lebe, hin und hin, und redet nicht mehr von solchen Dingen.“ Ich antwortete darauf: wenn du nicht selber sehr gerne gehest, wünschen wir dich nicht fort, Gerlint, wir wünschen dich in alle Zukunft sehr in unserer Nähe und in traulichem Umgange mit uns, und ich werde von dieser Sache nicht mehr reden. Darauf sagte sie nichts, wir schlugen den Heimweg ein, und da wir in die Nähe des Schlosses kamen, sprach sie von Bäumen und Gesträuchen und von solchen Dingen. Das ist nun mein Bericht, liebe Schwester, jetzt bringe du auch den deinen.“

„Nun, mein guter Bruder,“ sagte die Schwester, „ich habe mit Dietwin geredet. Da er wieder in dem Saale war, ging ich hinein. Er schritt mir entgegen, und wollte mich zu einem Sitze führen; ich lehnte es aber ab, und wir betrachteten die Bilder. Du kannst wohl denken, geliebter Bruder, daß ich nicht ungehörig gesprochen habe; als wir aber deine und meine Eltern und die Großeltern und die Urgroßeltern und deren Eltern angeschaut hatten, redete ich von dem Glücke der Familie, die so geschlossen fortgeht, und das Ihrige hin und hin auf liebe Glieder forterben kann. Und da sagte ich auch, daß es uns freuen wird, wenn er sich einmal eine holde Gattin wählt. Er antwortete sehr schnell: „Tante, Tante, Tante, diese Puppen, nie, nie, nie. Ich werde zu keiner Puppe herabsteigen, nein, niemals, und ich bitte dich, Tante, rede nicht davon, ich bitte dich, rede nicht davon.“ Ich

erwiederte: nun, ich rede nicht davon. Und wir gingen an ein Fenster und sahen auf die Landschaft, und verließen bald darauf den Saal. Und so ist es, wie ich sage."

„Und was sagst du nun weiter, Gerlint?" fragte der Oheim.

„Was ich weiter sage, lieber Bruder, will ich dir offenbaren," antwortete die Tante. „Ich habe in der letzten Zeit her immer an das gedacht, was sich jetzt ereignet. Du weißt, daß ich um Erwin Trauer angelegt habe und die trage ich lebenslang. Es ist seit seinem Lebensende kein anderes Kleid auf meinen Körper gekommen als ein schwarzes oder ein graues, und so wird es bleiben. Eine Frau aber, welche Trauer trägt, schließt keine Ehe. Es haben sich mir ja Männer genähert, darunter waren edle und gute, und du weißt, wie ich jedes Werben abgelehnt habe. Ich bin noch nicht in den Jahren, in denen eine Ehe zu den Seltenheiten gehört; aber ich denke nicht daran. Und mit Dietwin wäre es gar vom Übel. Wenn auch viele Verbindungen, bei denen das Alter der Frau größer ist als das des Mannes, glücklich ablaufen, so ist doch etwas nicht ganz Natürliches in der Sache. Dietwin, wie ich sein Wesen kenne, würde mit mir nicht glücklich. Zudem erscheint der Welt eine solche Verbindung stets lächerlich, ob mit Recht, untersuche ich nicht; aber ich mag nicht unserem Stamme eine, wenn auch thörichte, Lächerlichkeit anhängen, wie ich keinem der Mitglieder desselben irgend eine Unbill zufügen möchte. Das sind meine Gedanken, Bruder, über diese Sache."

„Ich erkenne an, was du sprichst," sagte der Oheim, „und werde nun auch dir, wie du mir gethan, offenbaren, was ich von meiner Seite glaube. Es kommt nicht selten vor, daß Männer

in meinen Jahren sich noch verehelichen, es geschieht öfter als bei Frauen, und meistens wählen sie auch junge Mädchen. Und solche Verbindungen sind auch öfter glücklich als die Verbindungen älterer Frauen mit jüngeren Männern. Bei mir kommt noch ein Gutes dazu, daß ich nie eine Gattin gehabt habe, also um keine traure, und daß kein Vergleich zwischen einer frühern und einer spätern angestellt werden könnte. Aber dessenungeachtet denke ich an keine Verbindung. Sie hat auch bei mir wie bei dir etwas nicht Passendes. Und das Schiefe der Sache mag auch ich dir und unserem Geschlechte nicht anthun. Und so bleibe ich wie ich bisher gewesen bin. Dieses ist meine Meinung über mich."

„So sind wir in dieser Hinsicht eines Sinnes," sagte die Tante.

„Wir sind wieder eines Sinnes, wie wir es so oft gewesen sind," antwortete der Oheim.

„Was ist aber nun weiter zu thun?" sagte die Tante. „Es ist ein Glück, daß die Leute ihre Gefühle bisher noch nicht deutlicher dargelegt haben."

„Sie empfinden etwas Ungeheuerliches in der Sache, das zeigt die Spannung, und sie wagen sich nicht vorwärts. Aber die Lösung muß gefunden werden," sprach der Oheim.

„Wäre das," sagte die Tante.

„Weil es nur ein Irrthum ihrer verwandtschaftlichen Gefühle ist," antwortete der Oheim, „so wird durch den rechten Weg die Aufhellung gewiß kommen."

„Werden wir den rechten Weg ergründen?" fragte die Tante.

„Versuchen wir es," antwortete der Oheim. „Sie dürfen keine Gegenneigung ahnen."

„Aber wie werden wir die Verwandtenneigung und die andere Neigung abwägen?“ fragte die Tante.

„Nun, du hast dein Ansehen und deine Würde ja immer im Stande gehalten, und ich werde bestrebt sein das Gleiche zu thun,“ antwortete der Oheim.

„Und dann?“ fragte die Tante.

„Ich denke auch an eine zeitliche Trennung,“ erwiederte der Oheim.

„Wohl,“ sagte die Tante, „aber wie?“

„Der Neffe ist in der Verwaltung seines Gutes, er hat sich für diese Zeit jetzt eingelebt, wir können ihn nicht, ohne daß er auf den Kern der Sache käme, entfernen. Eben so kann kein Grund aufgefunden werden, die Nichte von dir zu geben. Also müssen wir beide von dem Platze fort. Ich meine, wir rüsten uns, und machen eine Reise,“ sagte der Oheim.

„Das war mir auch schon in dem Herzen,“ sprach die Tante, „obgleich ich schon lange her an keine Reise mehr dachte.“

„Ich habe auch nie an eine Reise gedacht,“ sagte der Oheim. „Siehst du, Gerlint, wie du, als ich dir einmal zu dem Geburtstage Perlen gab, und du mir desselben Tages zu dem Geburtstage Perlen gabst, gesprochen hast, daß wir immer die *nämlichen Gedanken haben, so haben wir sie.*“

„Die Reise müßte aber bald angetreten werden, und länger dauern,“ sprach die Tante.

„Sobald du mit deinen Vorbereitungen fertig bist, mag sie beginnen,“ sagte der Oheim, „ich kann jeden Tag gehen.“

„Meine Vorbereitungen werden nicht viele Zeit in Anspruch nehmen,“ antwortete die Tante.

„Und was die Dauer anbelangt,“ sagte der Oheim, „so

können wir sie nach den Umständen länger oder kürzer machen. Wir werden wohl erfahren, wie es zu Hause steht, zum Theile auch aus den Briefen der Beiden selber, die wir aber durch Verzögerungen der Antworten zu seltenen machen müssen."

„Wenn nur Alles fruchtet," sprach die Tante.

„Unsere Nichte Gerlint," antwortete der Oheim, „hat sich in die Geschäfte deines Gutes eingeübt, daß du ihr beruhigt die ganze Verwaltung übertragen kannst. Ich werde Dietwin die Oberleitung von Weiden geben. Sie können sich schicklicher Weise nur sehr selten besuchen, sind also viel allein, viel beschäftigt, und das wird wirken. Und weil ihre Empfindungen etwas Unnatürliches haben, und weil die Natur nach dem Natürlichen drängt, so ist vielleicht die Lösung leichter, als wir ahnen."

„Nun, so machen wir in Gottes Namen die Reise," sagte die Tante. „Du mußt sie den Beiden ankündigen."

„Ich werde es morgen thun," antwortete der Oheim, „weil Dietwin in dem Schlosse bleibt."

„So erfüllen wir unsere Pflicht," sprach die Tante.

„Weil wir nur so einig sind," entgegnete der Oheim.

„Der Himmel erhalte die Eintracht der Geschwister, sie ist ein großes Gut," sagte die Tante.

„Sie ist eines," sprach der Oheim, „und sie wird auch dauern. Und also, lebe wohl, Gerlint, und morgen nach dem Essen reden wir etwa davon, wohin wir denn reisen wollen."

„Denke darüber nach," sagte die Tante, „ich werde es auch thun. Und lebe wohl."

Nach diesen Worten erhoben sie sich von ihren Sitzen, und der Oheim verließ das Gemach.

Als des andern Tages nach dem Frühmahle noch Alle bei

einander saßen, sagte der Oheim: „Meine lieben Kinder, wir beide, meine Schwester und ich, haben vor, in Kurzem eine Reise zu machen. Wenn sie länger dauern soll, könnte Gerlint die Verwaltung von Viberau übernehmen, und du, Dietwin, würdest mir wohl eine Zeit die Oberaufsicht über Weiden führen. Doch das Nähere wird sich erst gestalten, und wir werden schon noch davon reden."

Alle schwiegen, da er diese Worte gesagt hatte.

Endlich sprach die Tante: „Und würdest du denn meine Stelle hier vertreten, liebe Gerlint, und was sagst du denn, wenn ich dir davon gehe?"

„Geliebte Tante," sagte Gerlint, „es wird sehr einsam sein, wenn du fort bist, es wird mir sehr schmerzlich sein, dich zu missen, und den Wagen des lieben Oheims lange nicht mehr in das Schloß hereinfahren zu sehen; aber es geziemt mir nicht, gegen deinen Willen zu sprechen, und ich habe ihn nur zu verehren. Und wenn du mir Geschäfte in deiner Abwesenheit überträgst, so wünsche ich nur, daß ich die Einsicht und Kraft habe, sie verrichten zu können."

„Du hast die Einsicht und Kraft," sagte die Tante, „und wirst Alles recht machen. Und Auguste und Agathe bleiben bei dir, und sprechet manchesmal von uns, und schreibet uns. Es wird mich immer freuen, wenn du mir den Stand der Dinge in Viberau kund gibst, und ihr Vorwärtsschreiten auseinander setzest."

„Und du," sagte der Oheim zu Dietwin, „was redest du?"

„Sage, Oheim, was soll ich reden?" sprach Dietwin. „Ihr habt euern Willen, und wenn euer Wille nach einer Reise steht, so ist es meine Pflicht, ihn zu achten, wenn auch meine Gefühle

sehr gegen ihn wären. Was du mir über Weiden aufträgst, werde ich nach bestem Gewissen zu erfüllen bestrebt sein."

„Du wirst es gut erfüllen," sagte der Oheim, „und wir werden schon noch über die Angelegenheiten sprechen."

„Und Auguste wird wohl bei Gerlint bleiben," sprach die Tante, „und Agathe auch, und ihr werdet euch wohl über unsere Abwesenheit hinüber helfen."

„Ich bleibe gerne in Biberau," antwortete Auguste, „und was dir, hochverehrte Base, und deinem hochverehrten Bruder Freude macht, das macht mir auch Freude, wenngleich das liebliche Zusammenleben hier, das unserem Herzen wohl that, unterbrochen wird, und wir die Unterbrechung tragen müssen. Möge euch die Reise Alles gewähren, was ihr erwartet."

„Und du, Agathe?" fragte die Tante.

„Ich werde Gerlint zur Hand sein, wie sie es wünscht," sagte Agathe, „und möge der Himmel die Reise segnen."

Man redete noch einiges Gleichgiltige, und zerstreute sich dann wie gewöhnlich nach dem Frühmahle.

Etwa zwei Stunden nach dem Mittagessen ging Gerlint in den großen Saal, stellte sich vor das Bild des Oheims und betrachtete es.

Nach Kurzem kam auch Dietwin in den Saal. Er ging einige Schritte auf und nieder, und stellte sich dann vor das Bild der Tante.

Sie sprachen nichts.

Nach einer Weile sagte Dietwin: „Das sind herrliche Bilder."

„Ja," sagte Gerlint.

„Sie sind weit trefflicher gemalt als alle andern in dem Saale," sprach Dietwin.

„Ja," entgegnete Gerlint.

„Es hat sie ein Meister gemacht, der zu jener Zeit sehr berühmt war," sprach Dietwin, „und man verehrt ihn jetzt noch."

„Ich weiß es," sagte Gerlint.

„Darum werden diese Bilder ihre Geltung haben, wenn auch viele Jahre vergangen sind, und wenn selber eine Zeit käme, in der man gar nicht mehr wüßte, wen sie vorstellen," sprach Dietwin.

„Ich meine auch, daß es so ist," erwiederte Gerlint.

Dietwin ging nun gegen ein Fenster, dann ging er gegen die große Thür, dann ging er wieder in dem Saale vorwärts, dann sagte er: „Der Oheim und die Tante werden eine Reise machen."

„Sie werden eine Reise machen," antwortete Gerlint.

„Du wirst hier auf dem Schlosse Besuche empfangen," sagte Dietwin.

„Ich werde die empfangen, die sich für mich ziemen," erwiederte Gerlint.

„Gerlint," rief Dietwin, „ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf irgend einen Mann blickt."

Gerlint wendete sich um, und rief: „Dietwin, ich kann es nicht ertragen, wenn dein Auge auf ein Weib blickt."

„Gerlint," rief Dietwin.

„Dietwin," rief Gerlint.

Und plötzlich faßten sie sich in die Arme, umschlangen sich, und küßten sich auf den Mund.

„Dein Auge blickt auf mich als Gattin, Gerlint," sagte Dietwin.

„Und deines blickt auf mich als Gatte, Dietwin," sprach Gerlint.

„Ich will dich auf den Händen tragen, Gerlint," sagte Dietwin.

„Ich werde dir ein treues, gehorsames Weib sein," antwortete Gerlint.

„Wir werden gemeinsam schalten und wirken," sagte Dietwin.

„Und nur in der Liebe wetteifern," erwiederte Gerlint.

„Du hast an dem ersten Tage deines Hierseins die Plätze unserer Kindheit besucht," sagte Dietwin.

„Du bist auch an diesen Plätzen gewesen," sprach Gerlint.

„Du bist lange auf der Stelle gestanden, wo —" sagte Dietwin.

„Wo ich nach dir gestochen habe. Es war deine Macht, Dietwin, über mich," sprach Gerlint.

„Ich bin auf die Mauer des Gartens eurer Erziehungsanstalt geklettert," sagte Dietwin.

„Du bist es gewesen?" rief Gerlint.

„Ich," antwortete Dietwin, „kein Mann sollte seine Gedanken zu dir erheben."

„Als du," sagte Gerlint.

„Und nun sind unsere Gedanken ein Gedanke," sprach Dietwin.

„Sie sind ein Gedanke," sagte Gerlint.

„Und Alles muß rasch in's Werk gesetzt werden," sprach Dietwin.

„Wie es dein Wille ist, Dietwin," entgegnete Gerlint.

„Nun den Kuß als Bräutigam," sagte Dietwin.

„Als Braut," antwortete Gerlint.

Und sie gaben sich den Verlobungskuß.

„Erlaube mir, dich zu geleiten," sagte Dietwin.

Sie gab ihm den Arm, und er geleitete sie zu der Thür ihrer Wohnung.

Dann ging er zur Tante, küßte ihr die Hand, und sagte: „Meine hochverehrte, geliebte Tante, ich hätte eine Bitte an dich und den Oheim.“

„Soll ich meinen Bruder, der eben von mir ging, nachdem wir von unserer Reise gesprochen hatten, wieder holen lassen?“ fragte die Tante.

„Wenn es dir genehm ist, so thue es,“ antwortete Dietwin.

Die Tante schellte nach einem Diener, und ließ durch denselben ihren Bruder zu sich bitten.

Als er gekommen war, und als ihm Dietwin die Hand gereicht hatte, sagte sie: „Unser Neffe will uns um etwas ersuchen.“

Dietwin sagte: „Hochverehrte Tante und hochverehrter Oheim. Meine Bitte geht dahin, ob es euch gelegen sei, mich morgen um eilf Uhr in dem großen Saale von Viberau in einer feierlichen Angelegenheit zu empfangen. Wenn ihr ja sagt, fahre ich sogleich nach Weidenbach, und fahre morgen wieder herüber.“

„Sprich, Bruder,“ sagte die Tante.

„Du bist die Herrin des Schlosses und empfängst die Besuche,“ antwortete der Oheim, „und wenn ich als Gast auch mit empfangen darf, so sage ich: es ist mir jede Stunde gelegen.“

„So komme, Dietwin, du wirst uns schon in dem Saale finden,“ sagte die Tante.

„Ich danke, und verabschiede mich,“ sprach Dietwin.

Er küßte der Tante die Hand, reichte dem Oheime seine Rechte, und verließ den Saal.

Wenige Augenblicke darnach sah man ihn durch das Thor des Schlosses hinaus fahren.

Des andern Tages um eilf Uhr saß die Tante in schwarze Seide gekleidet auf einem Prunkstuhle, der einen kostbaren Teppich unter sich hatte, in dem großen Saale von Biberau. Ihr Bruder saß auf einem zweiten Prunkstuhle neben ihr. Am unteren Ende der großen Treppe stand Adam mit Dienerschaft in Prunkkleidern. Als noch die Klänge der Thurmuhr zur eilften Stunde tönten, fuhr der schwere Prachtwagen Weidenbachs durch das Thor herein. Der Kutscher saß im Silbergewande auf dem Bocke. Zwei Jäger standen silberschimmernd auf dem Brette. Der Wagen hielt, und Dietwin stieg aus demselben. Adam und die Diener geleiteten ihn die Treppe hinan zu dem großen Saale. Seine zwei Jäger folgten ihm bis zur Saalthür. Dort blieben sie stehen. Adam öffnete die Flügelthüren des Saales, und Dietwin trat allein in denselben.

Dann schlossen sich wieder die Thüren, und Dietwin ging zu der Tante und dem Oheim vorwärts, blieb vor ihnen stehen, verneigte sich, und sprach: „Ich, Dietwin von der Weiden, bringe vorerst meiner hochverehrten Tante, Gerlint von Bergen gebornen von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und so auch meinem hochverehrten Oheim, Dietwin von der Weiden, meinen ehrfurchtsvollen Gruß, und bitte Beide um geneigtes Gehör und um Vergunst einer Bitte."

Die Tante sagte darauf: „Ich grüße dich auch, Dietwin von der Weiden, geliebter Neffe, und weil es mein Schloß ist, in dem du die Bitte stellest, so antworte ich zuerst, und sage: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Der Oheim sagte: „Auch ich grüße dich, geliebter Neffe,

und weil ich in dem Schlosse meiner Schwester auch eine Antwort zu geben die Ermächtigung habe', so sage ich: wir hören dich, sprich deine Bitte aus."

Nach diesen Worten sagte Dietwin: „Weil ihr mir Beide Gehör gebt und Vergunst einer Bitte, so werbe ich in Zucht und Recht um die Hand Gerlints von der Weiden, der Nichte meiner hochverehrten Tante, der Frau von Bergen, gebornen von der Weiden, und der Nichte meines hochverehrten Oheimes, des Herren Dietwin von der Weiden, daß ich ihr ein rechtschaffener und treuer Gatte sei zeitlebens, und daß sie mir eine rechtschaffene und treue Gattin sei zeitlebens, und ich bitte, haltet meine Werbung genehm."

Die Tante und der Oheim schwiegen einen Augenblick.

Dann sagte die Tante: „Dietwin von der Weiden, mein geliebter Neffe, weil du — weil du bei mir wirbst, ich bin gewisser Maßen die Mutter Gerlints, die keine Eltern hat, und sie ist in meinem Schlosse, und sagt zu mir Mutter, — und weil du wirbst, so spreche ich: in unserem Stamme von der Weiden ist die Sitte, daß auf eine Werbung nach einer Bedenkzeit die Antwort gegeben wird. Diese Bedenkzeit gestehe zu. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Darauf sagte der Oheim: „Dietwin von der Weiden, lieber Neffe, weil du auch bei mir wirbst, und weil Gerlint auch unter meiner Obhut steht, so sage ich, du wirst auf deine Werbung nach der gewöhnlichen Bedenkzeit die Antwort erhalten. Achte diese Zeit. Deine Werbung gereicht dem Stamme von der Weiden zur Ehre."

Auf diese Antworten sagte Dietwin: „So bedanke ich mich in unterthäniger Gebühr des Gehörs, bedanke mich der

Anerkennung meiner Werbung, verabschiede mich in Ehrbezeigung, und harre in meinem Schlosse Weidenbach der Entscheidung."

Er verneigte sich wieder wie bei seiner Ankunft, verließ den Saal, stieg mit seinen Jägern, von Adam und den Dienern geleitet, die Treppe hinab, setzte sich in den Wagen, und fuhr durch das Thor des Schlosses hinaus.

Als die Geschwister in dem Saale allein waren, sagten sie eine Weile gar nichts.

Dann rief die Tante: „Dietwin, Dietwin, Dietwin!"

Der Oheim sprach: „Das ist nun freilich anders, als wir gedacht haben, wir müssen es hinnehmen, daß wir gedacht haben, was wir gedacht haben."

„Ja wohl müssen wir es hinnehmen," sagte die Tante.

„Meine liebe Schwester Gerlint," sagte der Oheim, „nun ist die größte Sorgfalt anzuwenden, daß niemand erfahre, welche Gedanken wir gehabt haben."

„Ich werde sie niemanden offenbaren," sagte die Tante.

„Ich auch nicht, antwortete der Oheim, „wenn nur nicht jemand durch Ahnungen, Deutungen und dergleichen darauf kommt."

„Das wagt niemand zu denken," sagte die Tante.

„Nun, nun, nun," sprach der Oheim. „Siehe, ich habe gesagt, daß die Lösung etwa leichter sein wird, als wir ahnen: nun ist sie in der That leichter geworden."

„Und es erfüllt sich ja, was wir gewünscht haben," sagte die Tante.

„Wir haben nun wirklich Gott bei der Bewerkstelligung dieser Ehe geholfen," entgegnete der Oheim, „durch die Ankündigung unseres Reiseplanes ist die Sache beschleunigt worden."

„Siehst du, der Himmel schließt die Ehen, und hat unerforschliche Wege," sagte die Tante.

„Nun, wir haben nur nicht recht geforscht," erwiederte der Oheim, „denke nur, Gerlint, unsere Bilder sind schon vor einer Reihe von Jahren gemalt worden, ist nicht sie dir, und ist nicht er mir ähnlich, und haben sie nicht einander in unsern Bildern betrachtet?"

„So wird es sein, so wird es sein, Dietwin," sagte die Tante.

„Und wie ist mir denn," sprach der Oheim, „hat nicht der junge Wengern freundliche Augen auf Gerlint gerichtet?"

„Ja, das hat er," sagte die Tante.

„Und dann ist die Verwundung beim Jagen und das Gerücht eines Zweikampfes gekommen," sprach der Oheim.

„Ja, ja, ja," sagte die Tante.

„Und in dem schönen Gemälde des Schlosses Biberau hat er die Wohnung darstellen lassen, in der Gerlint ist," sprach der Oheim.

„Und wie ist es denn nun mit der Reise?" fragte die Tante.

„Nun, jetzt muß sie wohl wegen der Verlobung aufgeschoben werden," antwortete der Oheim, „und dann wegen der Vermählung, und nach derselben sind die allerlei Einrichtungen wegen der Güter, es werden Übersiedlungen bevorstehen, und dann kann es von der Reise ganz sein Abkommen haben, oder wir machen eine kleine."

„Wie es sich fügt," erwiederte die Tante.

„Die Zukunft wissen wir nicht, wie wir sie jetzt nicht gewußt haben," sagte der Oheim. „Nun werden hinlängliche Geschäfte emporsteigen. Der Tag ist da, an welchem der Sturm von Seite

Dietwins beginnt. Geworben hat er schnell genug, und wenn die Bedenkzeit vorüber ist, wird er die Behebung des Hindernisses wegen der Verwandtschaft betreiben, und die Verlobung und die Vermählung und Alles. Und selbst nach der Hochzeit wird unser Rath und unsere Mitwirkung nöthig sein."

„Es ist nur gut," sagte die Tante, „daß ich schon seit vielen Jahren zur Ausstattung gesammelt habe, und daß nicht jetzt die ganze Gewalt hereinbricht."

„So thun gute Mütter immer, und solche, die Mutterstellen gut vertreten," sagte der Oheim, „und besonders thun es verständige Frauen, wie du eine bist, Gerlint. Ich habe übrigens auch manch ein Ding im Verschlusse, das euch bei diesem Vorkommnisse jetzt sehr zu statten kommen wird."

„Daß du nicht unvorbereitet sein wirst, wenn das, was wir wünschen, zu Stande kommt, habe ich mir immer gedacht," sagte die Tante.

„Ich bleibe jetzt bei dir in dem Schlosse Biberau," sprach der Oheim, „wir müssen mit Gerlint sprechen, und einmal fährst du mit mir nach Weiden, und nimmst die Dinge in Augenschein, und das Verzeichniß gebe ich dir mit, und, wenn du willst, auch die Gegenstände selber."

„Das wird sich finden," antwortete die Tante, „und mit Gerlint wird leicht zu sprechen sein; denn er muß volle Sicherheit haben."

„Er hat volle Sicherheit," sagte der Oheim, „und wir, meine liebe Schwester Gerlint, werden nun auch doch in die dritte Abtheilung unseres Stammes einrücken."

„Du hast immer Frevelreden, selbst an einem solchen Tage," sagte die Tante, und stand auf.

Er stand auch auf, reichte ihr freundlich und ehrerbietig den Arm, und führte sie aus dem Saale in ihr Gemach.

Als der Abend gekommen war, sagte die Tante zu Gerlint, daß sie und der Oheim sie morgen um eilf Uhr feierlich in dem großen Saale empfangen werden.

„Ich bin zu eurem Willen," sagte Gerlint.

Und als es am andern Tage eilf Uhr war, ging Gerlint in festlichem Schmucke in den großen Saal. Die Tante und der Oheim, gekleidet wie bei der Werbung Dietwins, saßen auf ihren Stühlen. Gerlint ging zu ihnen und küßte jedem die Hand, dann blieb sie vor ihnen stehen.

Da sprach die Tante: „Gerlint, mein liebes Kind, ich habe dich hieher bescheiden lassen. Wir werden dich nun etwas fragen, antworte frei und ohne Rücksicht auf irgend ein Ding in dieser Welt als auf dein Herz und dein Gewissen."

„Ich werde es thun, wenn die Antwort in meiner Macht liegt," sprach Gerlint.

„Sie liegt in deiner Macht," entgegnete die Tante. „Höre mich an. Dietwin von der Weiden, unser Neffe und dein Vetter, hat bei mir in der Hinsicht, daß ich die Stelle deiner Mutter vertrete, und bei deinem Oheime in der Hinsicht, daß er die Stelle deines Vaters vertritt, feierlich um deine Hand geworben, daß er dir, wie er spricht, ein treuer, rechtschaffener Gatte sei, und daß du ihm eine treue, rechtschaffene Gattin seiest. Wir fragen dich nun: bist du gesonnen, diese Werbung anzunehmen, oder bedingst du dir eine Zeit, in der du die schweren Pflichten des neuen Standes überdenkest, um dann deine Zustimmung oder deine Weigerung anzukündigen?"

„Du kannst frei handeln, liebe Gerlint," sagte der Oheim,

„überlege, und thue, wie du willst, wir werden deinen Ausspruch in Betracht ziehen."

Gerlint antwortete darauf: „Hochverehrte Mutter und Tante, hochverehrter Vater und Oheim, ich kenne Dietwin von der Weiden, euren Neffen und meinen Vetter, ich habe über die Pflichten des Ehestandes reiflich und ernstlich nachgedacht, und sage: ich nehme die Werbung Dietwins von der Weiden an, daß ich ihm mit dem Beistande Gottes eine rechtschaffene und treue Gattin sei, und daß er mir mit dem Beistande Gottes ein rechtschaffener und treuer Gatte sei. Eine Bedenkzeit heische ich nicht, sie wäre eine Lüge."

„Und so bist du zu diesem Bündnisse entschlossen?" fragte die Tante.

„Ich bin dazu entschlossen," antwortete Gerlint.

„Also werden wir, dein Oheim und ich, deinen Ausspruch, wie er sagt, in Betracht ziehen, und du bist jetzt aus diesem Saale entlassen."

Gerlint küßte der Tante und dem Oheime wieder die Hand, und entfernte sich.

Am Nachmittage dieses Tages sah man Gerlint mit Augusten zu einer Zeit, in der sie es sonst nie gethan hatten, im Garten spazieren gehen, und der Spaziergang dauerte sehr lange.

Gegen den Abend ging Gerlint zu der Tante in das Wohngemach. Sie blieb vor ihr stehen, und sah auf ihr Angesicht. Die Tante schloß sie in die Arme, und küßte sie auf die Stirne und auf den Mund. Gerlint schlang ihre Arme um den Nacken der Tante, sprach aber nicht.

Dann ging sie zu dem Oheime.

Als sie in das Zimmer getreten war, legte sie den Arm um seinen Hals und rief: „Lieber, lieber Oheim!"

Und er küßte sie sehr herzhaft auf den Mund, und aus seinen Augen quollen Thränen hervor.

Gerlint ging wieder in ihre Wohnung.

Als nach diesem Tage noch zehn Tage vergangen waren, wurden Adam und zwei reichgekleidete Diener in einem schönen Wagen mit einem Briefe zu Dietwin nach Weidenbach geschickt. In dem Briefe war die Einwilligung zur Eheverbindung mit Gerlint enthalten. Dietwin war die ganze Zeit ununterbrochen in Weidenbach gewesen. Er bewirthete die Abgesandten köstlich, und entließ sie mit reichen Geschenken. Zwei Tage darauf fuhren die Tante und der Oheim im Prunke zu Dietwin nach Weidenbach, und fünf Tage nach diesem Besuche war die feierliche Verlobung in Biberau.

Nun begann die eifrigste Thätigkeit von allen Seiten. Adam reichte die Schrift zur Behebung des Verwandtschaftshindernisses in der zierlichsten Art, wie solche Schriftstücke verfaßt werden, ein. Arbeiterinen wurden nach Biberau berufen, um in zwei Gemächern in allem möglichen Flitter beschäftigt zu sein. Jeder Bewohner des Schlosses bis auf die Frau Judith herab mußte bei den Vorbereitungen helfen. Die Tante und der Oheim fuhren wiederholt in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Dietwin ließ in Weidenbach abbrechen und herstellen, um die junge Gattin würdig empfangen zu können. Er fuhr auch öfter in die Stadt und war in Briefwechsel mit der Hauptstadt. In Weiden suchte der Oheim eine niedliche Wohnung für Besuche des jungen Ehepaares herzurichten. In kurzen Zwischenzeiten wurden auch Brautbesuche bei Nachbarn gemacht.

Mitten in diese Dinge fiel die Bewerbung des Grafen Steinheim um Augusten. Es wurde die gewöhnliche Bedenkzeit gefordert.

Unter diesen Dingen sprachen die Tante und der Oheim von ihrer Reise nicht mehr, und sonst redete auch niemand davon.

Dietwin begab sich auch in die Hauptstadt, und kam nach einiger Zeit wieder zurück.

Die Tante und der Oheim fuhren ein paar Male nach Weiden, um von den dortigen Dingen das Geeignete auszuwählen.

Nachdem die Bedenkzeit in Bezug auf die Werbung des Grafen Steinheim abgelaufen war, wurde an ihn und die Seinigen die bejahende Antwort eingesendet. Bald darauf kamen der Vater und die Mutter desselben zum feierlichen Besuche nach Biberau, und die Tante und der Oheim erwiederten den Besuch in Steinheim. Nach einigen Tagen war die Verlobung in Biberau.

Es kamen nun zu dem, was ohnehin vorzukehren war, noch die Vorbereitungen zu der Vermählung Augustens, und wurden auf das Eifrigste betrieben. Auch die Brautbesuche dieses neuen Paares wurden inzwischen auf die herkömmliche und entsprechendste Weise gemacht.

So nahte endlich der Tag, der zu der Vermählung Dietwins und Gerlints festgesetzt worden war.

Die Vermählung wurde mit jener Festlichkeit, die in dem Geschlechte derer von der Weiden gebräuchlich war, in der Kirche von Biberau vollzogen. Der greise, weißlockige Pfarrer von Biberau hielt an das Brautpaar eine Anrede, die durch seine

eigenen Thränen und durch sein Schluchzen unterbrochen wurde. Die Kirche war von Menschen gedrängt voll, und manche von denen, welche herbei geströmt waren, mußten außerhalb derselben stehen bleiben. Die Wägen der Gäste und sonstiger Besucher standen in drei Reihen fast bis zu dem Schlosse hin. Gerlint hatte an der Haftstelle ihres Schleiers die Diamanten, welche Dietwin aus der Hauptstadt gebracht hatte. Nachdem die kirchliche Feierlichkeit vorüber war, erhielt jede der Freundinen Gerlints, welche in weißen Seidenkleidern das Fest mitgefeiert hatten, ein auserlesenes Schmuckstück, die jungen Männer empfingen edle Gaben, und die Zeugen wurden mit werthvollen Erinnerungszeichen bedacht.

Der Oheim sagte: „Gott sei Dank, jetzt ist die Grenze für die Rosen gefunden, daß sie nicht das ganze Gebiet unserer Güter bedecken."

Am Nachmittage war ein Mahl, wie es seit den ältesten Zeiten in dem Geschlechte gebräuchlich gewesen ist, für die Gäste, für die Besucher, für die Dienerschaften, für das Volk.

Am nächsten Tage zog das junge Ehepaar nach Weidenbach, eine lange Reihe von Wägen fuhr mit, an allen Stellen, die nur irgend paßten, waren Empfangsfeierlichkeiten, und Dietwin und Gerlint wurden von den Verwandten, von den Freunden und von den Leuten des Gutes in ihre Wohnung geleitet.

In der Zeit, die nun nach diesen Festlichkeiten kam, fuhr an manchen Tagen ein Frachtwagen von Biberau oder von Weiden nach Weidenbach, mit Brautgütern beladen, bis das ein Ende hatte.

Nachdem auch die Zeit vorüber war, die bis zur Vermählung Augustens mit Steinheim vergehen mußte, wurde diese

Vermählung gleichfalls mit aller Pracht in der Kirche und in dem Schlosse von Biberau vollzogen und gefeiert. Als das Fest geendigt war, begab sich das Ehepaar nach Steinheim.

Nun begannen die Geschäfte wegen der Übertragung des Eigenthums von Biberau und Weiden an Dietwin und Gerlint. Die Übertragung erfolgte bald; aber der Rest des Herbstes und der Winter wurden in diesen Schlössern noch in der alten Weise zugebracht. Als im Frühlinge die Geburtstagsfeier der Tante und des Oheims vorüber war, begann allmälig die Übersiedlung. Nach derselben wohnte der Oheim in dem Schlosse Weidenholz, die Tante in dem Schlosse Bergen. Dietwin und Gerlint wohnten in Weidenbach. Und zwischen allen diesen und denen in Steinheim begann ein sehr freundlicher und herzlicher Verkehr, und die Tante sagt jetzt öfter als je: „Die Ehen werden in dem Himmel geschlossen.“

Der Kuss von Sentze.

In einem Waldwinkel liegen drei seltsame Häuser oder Schlösser.

Das eine Haus liegt an dem Abhange eines Berges. Es ist aus einem röthlichen Steine erbaut, der hie und da eine sanfte Rosenfarbe hat, an den Ecken stehen große, runde Thürme, und die Fenster und Thore haben den Rundbogen und sind mit einem schneeweißen Steine eingefaßt. Von dem Hause geht ein Garten nieder, der allerlei Bauwerk hat und in einer Art Verwüstung ist. Unterhalb des Gartens spaltet sich der Hauptberg in zwei Nebenberge, gleichsam zwei grüne Kissen, die gegen das Thal hinabgehen. Und auf der Wölbung dieser Kissen liegen die zwei anderen Häuser. Sie sind genau wie das obere gebaut, nur kleiner, und das eine ist ganz aus dem weißen Steine, das andere ganz aus dem rothen.

Diese drei Häuser heißen die Sentze. Das weiße heißt die weiße Sentze, das rothe die rothe Sentze, und das obere die gestreifte Sentze. Sonst sind keine Häuser vorhanden. Rückwärts geht der Waldhang empor, vorwärts senken sich die Bühel vollends hinab, zwischen ihnen und an ihren Seiten rauschen Bäche in die Tiefe, und unten ist das Thal mit Gebüsch erfüllt. Weiter draußen links, wenn man von den Sentzen kommt, beginnen die Häuser von Wermelin, das der Volksmund Werblin nennt.

Von der alten Zeit sind die Nachrichten über die Häuser spärlich. Ein Mann soll einmal, da noch der wilde Wald war, die alte Burg gebaut haben. Er hatte zwei Söhne, die in beständigem Hader lebten. Da sagte er einmal: „Durch einen Kuß hat Judas den Heiland verrathen, und das ist die schlechteste That gewesen, die auf der Erde verübt worden ist. Ihr solltet euch einmal küssen, und von da an sollte keiner dem andern ein Leid thun, weil sonst noch ein Judaskuß auf der Welt wäre."

Die Brüder küßten sich zu einer guten Zeit und hatten dann eine solche Furcht vor dem Judaskusse, daß sie fortan nicht mehr haderten, ja sich oft zu der nämlichen guten Handlung vereinigten. Die Sache wurde in dem Geschlechte der Sentze forterzählt, da es unter den Nachkommen manche Streitbare gab, sie wurde wiederholt, sie wurde endlich bräuchlich und zuletzt gar eine Satzung. Die Streitenden konnten den Kuß verweigern, dazu hatten sie das Recht; hatten sie ihn aber einmal gegeben, dann mußten sie Frieden halten. Man hat später die Veranlassungen zu dem Kusse aufgeschrieben, und wenn wieder solche kamen, hat man das Aufgeschriebene vorgelesen, oder zu lesen gegeben. Es sind keine Nachrichten vorhanden, ob einmal einer von Sentze die Verpflichtung aus dem Kusse gebrochen hat.

Im Laufe der Zeiten war einmal nur ein Vater mit zwei Söhnen von dem Geschlechte übrig. Die Söhne waren uneinig; sie gaben sich aber den Gewährkuß, und als der Vater gestorben war, wollte keiner der Söhne die Burg bewohnen, um den andern nicht zu beleidigen. Der eine baute sich die rothe Burg, nach dem Vorbilde der rothen Farbe des alten Hauses, und der andere die weiße nach dem Vorbilde der weißen Einfassung. Das alte Haus aber besaßen sie gemeinschaftlich. In einer anderen

Zeit war nur ein Junker von einem Zweige des Stammes vorhanden, und ein Fräulein von einem andern Zweige. Sie gaben sich den Kuß, haßten sich dann nicht, ehelichten sich sogar, lebten in sehr großer Liebe, und von ihnen kommen wieder zahlreiche Sentze, die sich in zahlreiche Zweige vertheilten. Weil nun der Kuß nicht blos den Streit verhindern, sondern auch Liebe erzeugen konnte, so theilten ihn die Sentze in zwei Arten ein. Den Liebeskuß nannten sie den Kuß der ersten Art, oder schlechtweg den ersten Kuß, den Friedenskuß nannten sie den Kuß der zweiten Art, oder schlechtweg den zweiten Kuß. Die Sentze behaupteten, sie stammen von dem uralten Geschlechte der Palsentze, oder sie seien eigentlich dieses Geschlecht selber, und jener Huoch de Palsentze, welcher am 24. April des Jahres 1109 den Stiftbrief des Klosters Seitenstätten als Zeuge unterschrieben hat, sei einer ihrer Vorfahrer gewesen, ja dieser Huoch sei der nämliche gewesen, der als Huoch de Palsentze zugleich mit seinem Bruder Noudpret im Jahre 1110 eine Schenkung des edlen Mannes Rapoto de Movsilischirchen an das Hochstift Passau unterschrieben hat, und diese Brüder seien jene Brüder gewesen, welche zum erstenmale den Kuß von Sentze gegeben haben. Später sei durch Mißbrauch des Wortes der Name Palsentze zu Sentze verstümmelt worden, was wieder geordnet werden müsse. Wie dem auch sei, eines ist richtig: in dem Geschlechte der Sentze kommen die Namen Huoch, Rupert, Walchon, Erkambert, Itha, Hiltiburg, Azela, wie sie bei den alten Palsentzen gewesen waren, immer wieder vor, was aus den zahlreichen Schriften zu ersehen ist, die sich in den drei Häusern bis auf unsere Zeit angesammelt haben. Die Sentze sind wohlhabend gewesen oder geworden. Sie besitzen jetzt außer den drei Häusern mit den zu ihnen gehörigen Ländereien noch andere

Güter, die sie durch Kauf oder Tausch oder auf andere Weise erworben und mannigfaltig verändert haben. Sie lebten in neuerer Zeit bald in den Stammburgen, bald in andern Schlössern, oft in einer angenehmen Stadt, oft auf Reisen.

Wir theilen aus der letzten Schrift des weißen Hauses Folgendes mit:

Am dreizehnten Tage des Monates April des Jahres 1846 hatte ich meinen fünfundzwanzigsten Geburtstag, den Tag meiner Mündigwerdung. Ich kleidete mich am Morgen in meinem Schlafzimmer sorgfältig an und ging in mein Wohnzimmer. Der mit Laubwerk eingelegte Tisch war in der Nacht ohne mein Wissen mit einem braunen Sammettuche überlegt worden. Auf dem Sammet lagen sehr schön gebundene Bücher. Sie waren eine Sammlung aller altdeutschen Dichtungen. Joseph kam herein und sagte, der Vater lasse mich zum Frühmahle bitten. Ich ging in die Stube des Vaters. Er war festlich gekleidet. Er stand auf, da ich eintrat, ging mir entgegen und küßte mich auf die Stirne. Seine Augen waren feucht geworden. Ich trocknete mir die meinigen und küßte seine rechte Hand. Dann nahmen wir das Frühmahl ein, während dem wir fast immer schwiegen. Nach demselben sagte der Vater: „Komme um zehn Uhr, wenn es zu dieser Zeit möglich ist, in das Empfangzimmer, ich möchte Einiges mit dir sprechen."

Ich antwortete: „Ich werde kommen."

Darauf trennten wir uns.

Um zehn Uhr ging ich in das Empfangzimmer. Von den Geräthen waren die Überzüge und Decken weggenommen, und sie standen in ihrer Ursprünglichkeit da. Der Vater kam gleich nach mir herein. Er setzte sich in den großen Prunksessel und wies mir einen andern an. Da wir saßen, sprach er: „Du bist heute

fünfundzwanzig Jahre alt, und nach dem Brauche unseres Hauses mündig geworden. Du hast dich gegen diese Zahl der Jahre nicht gesträubt, die in den Gesetzen nicht begründet ist. Wenn wir die Feier des heutigen Tages beendiget haben, werde ich dir die Habe, über die du jetzt schon gebieten kannst, einhändigen und dir die Rechnungen übergeben, die ich als dein Vormund geführt habe. Jetzt muß ich ein anderes Wort mit dir sprechen. Seit Walchon und ich das nämliche, schöne Fräulein zu ehelichen gewünscht, seit wir uns den Friedenskuß gegeben und ihn so gehalten haben, daß keiner mehr das schöne Fräulein begehrte, seit wir unsere Gattinnen in das Grab gelegt haben, ist oft der gleiche Spruch über unsere Lippen gegangen: „Wie einst nur mehr ein Jüngling und eine Jungfrau aus unserem Geschlechte übrig gewesen waren, wie sie sich geehelicht haben und eine Blüthe des Stammes daraus hervorgegangen ist, so sind nun unsere zwei Kinder die letzten des Stammes; wenn es doch wieder würde wie damals, und noch einmal eine Blüthe emporkeimte. Mein Sohn, ich bitte dich, gehe in diesem Jahre zu der Base Laran nach Wien und besuche Hiltiburg. Ihr seid als Kinder recht gut mit einander gewesen, vielleicht seid ihr es jetzt nach langer Trennung wieder, vielleicht werdet ihr es noch mehr und es erfolgt eine Eheverbindung, was der schönste Wunsch eurer Väter ist. Dann besuche einmal Walchon. Er ist in der grauen Sentze und betreibt seine Lieblingswissenschaft, die der Moose. Das ist, um was ich dich bitten wollte."

Der Vater hatte seine Rede geendigt, und ich antwortete: „Ich werde gerne zu Hiltiburg und gerne zu ihrem Vater gehen. Wenn Hiltiburg und ich uns gut sind, wenn wir uns noch mehr gut werden, wenn aber jene Neigung nicht entsteht, die zu einer

Ehe nothwendig ist, wirst du und Walchon dann noch die Verbindung wünschen?"

„Nein, mein Sohn," sagte der Vater, „das wäre das Judasthum, das in unserem Stamme so verhaßt ist. Wenn es wird, wie du sagst, dann bleibt liebe Verwandte und sucht euch Herzgespielen nach eurer Art, es werde daraus, was will. So würde auch deine Mutter denken, wenn sie noch lebte."

Nach diesen Worten sprachen wir noch von verschiedenen unbedeutenderen Dingen und trennten uns dann.

Ich aber trug die Worte des Vaters mehrere Tage mit mir in Gedanken herum. Dann schrieb ich an Hiltiburg: „Geehrtes Fräulein, liebe Base! Ich werde Dich in dem Winter, der da kommen wird, in Wien besuchen. Unsere Väter wünschen, daß wir eine Neigung zu einander fassen, aus welcher eine Eheverbindung wird. Wenn ich die Neigung fassen kann, wenn Du auch zu mir diese Neigung zu fassen vermagst, so werde ich sehr erfreut sein. Denke Dir aber nicht, daß ich in dem Sinne nach Wien komme, Dich durchaus heiraten zu wollen, Du hast die Freiheit, wie wenn ich Dir fremd wäre und Du nie etwas von mir gehört hättest. Ich schreibe Dir dieses, daß zwischen uns völlige Klarheit sei. Im Sonstigen bin ich Dein zugeneigter kleiner Rupert, der aber jetzt ein großer geworden ist."

Nach sieben Tagen erhielt ich die Antwort: „Kleiner, guter Rupert! Es ist bei mir immer die Klarheit, daß ich nach meinem Erkennen thue. Es wäre Dein Brief nicht nöthig gewesen. Er freut mich aber. Du hast eine sehr schöne Handschrift bekommen. Ich erwarte Deine Ankunft und bin im Übrigen Deine zugeneigte kleine Hiltiburg, die jetzt auch eine große geworden ist."

Ich legte den Brief in die Schublade.

Darnach verging der Sommer und der Herbst.

Am zwölften Tage des Monates Dezember verließ ich unsere Wohnung in der Stadt Nürnberg und reiste nach Wien.

Ich ging dort in das Haus, in welchem die Base Laran wohnte, bei der Hiltiburg war. Die Base sagte zu mir: „Sei gegrüßt, mein Vetter. Es freut uns, daß du gekommen bist, uns zu besuchen. Bleibe nur recht lange bei uns. Es ist auch recht schön, daß du gerade heute gekommen bist, morgen haben wir ein kleines Abendfest bei uns, zu welchem ich dich lade. Du wirst doch kommen?"

„Ich werde kommen," sagte ich.

Dann schellte sie mit einer Glocke nach einer Magd und verlangte, daß sie die Kinder rufe.

Die Magd entfernte sich, und nach einer Weile traten die Töchter der Base, Mathilt und Ada, in das Zimmer.

Sie waren sehr schöne Mädchen geworden. Mathilt hatte ein rosiges Angesicht, ungewöhnlich große, braune, schimmernde Augen und sehr feine, braune Haare. Ada hatte noch feinere blonde Haare, ein zarteres Angesicht und eben so große, aber sanfte, blaue Augen.

Die Mädchen reichten mir die Hände, wir begrüßten uns, wir sprachen unsere Freude aus, daß wir uns nach manchen Jahren wieder sehen und redeten von uns zunächst gelegenen Dingen.

Dann fragte ich nach Hiltiburg.

Die Base sagte: „Als ich die Kinder verlangte, war auch Hiltiburg einbegriffen. Ich werde aber noch einmal nach ihr senden."

Sie sendete die Magd, und es kam die Antwort zurück: „Ich habe am heutigen Morgen gesagt, daß ich mich zu dem Feste vorbereite, und daß ich den ganzen Tag Niemanden empfangen werde; was ich gesagt habe, muß ich halten. Den kleinen Vetter werde ich morgen sehen."

Ich ging also an diesem Tage in meine Wohnung zurück, ohne Hiltiburg erblickt zu haben.

Am Abende des nächsten Tages ging ich später zu dem Feste der Base, als man gewöhnlich zu thun pflegt. Ich erinnere mich der Ursache nicht mehr, welche meine Verspätung veranlaßte. Da ich von dem Kleiderzimmer in das anstoßende Gemach trat, stand in demselben unter mehreren Menschen ein Mädchen, das auffälliger Weise ein schwarzes Seidenkleid an hatte. Von dem Kleide stand an dem Halse eine kleine weiße Krause empor. In den dunkeln Haaren war gar kein Schmuck, an der Brust aber glänzte ein vorzüglicher Diamant. Die Augen des Mädchens waren sehr groß und glänzten noch mehr als der Diamant. Sie mochten, wie die Beleuchtung zeigte, braun sein. Die Haare waren dunkelbraun. Das Angesicht war so schön, wie ich nie ein schöneres in meinem Leben gesehen habe, und die Gestalt war fast noch schöner als das Angesicht. Das Mädchen sah mich an. Es war Hiltiburg. Obwohl ich sie, da sie noch ein Kind war, zum letztenmale gesehen hatte, erkannte ich sie gleich.

Ich sprach nichts.

Hiltiburg aber sagte zu mir: „Sei mir gegrüßt, mein kleiner Vetter und Bräutigam, lebe nun neben mir, und siehe, wie es mit uns wird."

„Sei gegrüßt, Hiltiburg," sagte ich.

Die Basen Mathilt und Ada kamen herzu. Die Mädchen

waren gleich den andern zum Feste gekleidet. Mathilt hatte zu ihren braunen Haaren ein blaßblaues Kleid mit dem weißen Durchschimmer eines Überkleides, und Ada hatte zu ihrem Blond ein schwach rosenrothes Kleid mit weißem Übergewande. Die Base und die Mädchen begrüßten mich herzlich. Sie nannten gleich meinen Namen mehreren Männern und Frauen, die herumstanden, und riefen andere herzu, denen sie mich vorstellten.

Dann wurde ich in den Festsaal geführt.

Es war ein großes Zimmer mit grauen Wänden, die in dem Lichte zahlreicher Kerzen schimmerten. In einer Ecke stand ein Klavier, an dem ein Mann saß, unter dessen Händen die Töne in den Saal strömten. Junge Mädchen und Männer führten Tänze auf, die ruhiger und vielleicht auch lieblicher waren, als man sie jetzt sieht. Die Mädchen waren entweder weiß oder farbig gekleidet. Die weißen hatten ein farbiges, die farbigen ein weißes Übergewand. Sie waren mit Blumen, Schleifen, selbst auch Juwelen geschmückt. Die Männer waren alle im schwarzen Anzuge. Es waren schöne Mädchen da, es waren sehr schöne Mädchen da, es waren außerordentlich schöne Mädchen da. Als aber Hiltiburg in den Saal trat, sah man, daß von dem schönsten Mädchen zu ihr noch ein hoher Abstand emporging. Unter den jungen Männern waren feine Gestalten und manche einnehmende Gesichtszüge. An den Wänden des Zimmers saßen Mütter, Basen, ältere Schwestern oder Andere aus dem weiblichen Geschlechte herum und sahen dem Tanze zu. Ich that es auch eine Weile, wurde aber dann von meiner Base und Andern in das Vergnügen hineingezogen.

Hiltiburg tanzte nicht. Sie hatte das durch die Wahl des schwarzen Kleides erklärt, und wer es nicht verstand, dem sagte

sie es. Man wußte den Grund nicht, und sie gab keinen an. Sie saß in einer Ecke in einem rothen Sessel und sah die Dinge vor sich.

Ich ging nun auch in die andern Zimmer. Neben dem Tanzsaale war ein Gemach zu Gesprächen. Ich redete dort mit einigen Anwesenden und ging dann weiter. In dem nächsten Gemache waren grüne Tische, an denen Männer saßen und mit Karten spielten. Dann war der Speisesaal, in welchem gedeckt war, um zu einer gewissen Stunde ein Abendessen einzunehmen.

Hierauf ging ich wieder in den Tanzsaal zurück.

Ich beschäftigte mich jetzt auch mit Hiltiburg.

Viele Männer, jüngere und ältere, waren um sie und brachten ihr Huldigungen dar. Sie sah mit den großen Augen auf sie und sprach mit ihnen. Ich konnte aber nicht erkennen, daß sie einem von ihnen einen Vorzug gab. Ich redete auch mit ihr, aber kurz. Ich hielt mich überhaupt an diesem Feste ziemlich ferne von ihr, damit sie nicht glaube, daß ich Rechte geltend machen wolle.

Nach Mitternacht war das Essen, dann waren noch einige Tänze, dann war das Fest aus, und ich verfügte mich in meine Wohnung.

Von dem Tage an entwickelte sich zwischen mir und dem Hause der Base Laran ein Verkehr, wie er bei Verwandten gebräuchlich ist. Ich miethete mir, um der Unruhe eines Gasthofes zu entgehen, zwei freundliche Zimmer in einem gewöhnlichen Wohnhause, und ging von dort, zwar nicht alle Tage, aber so oft zur Base, als es sich schicken wollte. Ich lernte bei ihr Menschen kennen; denn sie versammelte gerne zu Zeiten größere oder kleinere Kreise um sich, und Freunde und Freundin-

nen des Hauses gingen stets ab und zu. Ich wurde auch zu andern Menschen eingeführt, und wir machten gelegentlich mancherlei Besuche. Sonst beschäftigte ich mich in meinem Zimmer, oder suchte mich über das Wesen der Hauptstadt besser zu unterrichten, als es mir bei früheren Aufenthalten möglich gewesen war, oder ging mit einigen Männern um, mit denen ich mich zusammen gefunden hatte.

In Wien war damals ein großer Aufwand und ein Prunk in Wohnungen, Geräthen und Kleidern, obwohl er gegen das, was jetzt ist, bescheiden genannt werden konnte. Aber alle übertraf in diesen Dingen die Muhme Hiltiburg. Was ich bei der Base Laran, oder bei andern Menschen, oder auf den Straßen und Plätzen der Stadt, oder an öffentlichen Orten, oder bei Festen, oder bei feierlichen Aufzügen, oder sonstigen Gelegenheiten sah, blieb weit hinter dem zurück, was ich an der Muhme Hiltiburg erblickte. Wie schon bei dem Tanzfeste der Base Laran ihr Kleid, wenn es auch nur von schwarzer Seide war, doch alle andern an Schwere, Pracht und Fülle übertraf, und wie ihr Diamant der schönste war, so überglänzte sie fortan Alles durch ihre äußere Erscheinung. Die Stoffe ihrer Kleider waren stets sehr kostbar, und der Schnitt und die Anordnung derselben war in der hervorragendsten Weise des eben herrschenden Gebrauches. An Gold- und Edelsteinen hatte sie einen großen Wechsel. Sie zog fast jeden Tag ein anderes Kleid an, und an einem Tage wechselte sie oft mehrmals. Wenn sie ausging oder in dem Wagen der Base Laran fuhr, was ihr diese gerne gestattete, so blieben die Leute stehen und sahen ihr nach. In ihren Zimmern waren die Wände des einen mit rother, die des andern mit blauer Seide überzogen. Die Geräthe waren von schwerem Sammt. Es war

auch eine Harfe da, ich habe sie aber nie darauf spielen gehört. In einem Kasten hatte sie hinter Vorhängen Bücher, von denen man sagte, daß sie in ihnen lese, sie zeigte aber nie eines. Die Base Laran ließ ihr ihren Willen. Viele junge Männer brachten ihr tiefe Aufmerksamkeiten dar, und suchten ihre Neigung zu gewinnen; aber ihr Blick war stets ruhig, ja fast kalt.

Ich sprach zu verschiedenen Zeiten gegen die Hoffart und ihre Folgen.

Eines Tages aber redete ich geradezu über diese Dinge mit Hiltiburg und tadelte ihre Lebensweise.

Sie antwortete: „Vetter, ich handle nach meinem Willen, wie ihr alle thut. Mein Vater ist in fremden Ländern gewesen, ich bald an diesem, bald an jenem Orte, bis ich zu den jetzigen guten Leuten kam. Du hast mich in meiner Kindheit gesehen, und dann nicht mehr. Und die sich zu ihrem Vergnügen an mich drängen, mögen daran ihr Vergnügen haben."

Ich sagte von nun an nichts mehr; aber ich konnte mein Gefühl nicht unterdrücken, es kam etwas wie Verachtung gegen Hiltiburg in meine Seele.

Ich wäre gerne von Wien fortgereist; aber des Vaters willen blieb ich da.

Von der Base Laran wurde ich recht liebreich behandelt. Die einsame, alternde Frau war mir wie eine Mutter. Mathilt, um die sich der junge Herr von Helden bewarb, für den sie sich aber noch nicht entschieden zu haben schien, war freundlich und traulich gegen mich, und Ada sah mich mit den großen, unschuldigen, blauen Augen oft recht fromm an. Auch an Hiltiburg bemerkte ich, daß sie zuweilen nach mir sah, aber in ihren Augen leuchtete etwas wie Haß.

Ich schrieb endlich meinem Vater die Lage der Dinge, und er antwortete, daß er mich in meinen Handlungen nicht beirren wolle.

Ich blieb auch noch den folgenden Winter in Wien.

Da kamen im Monate März die Unruhen, die damals durch halb Europa gingen.

Die Base Laran beschloß, die Stadt zu verlassen, und mit ihren Töchtern und mit Hiltiburg auf ihr Gut am Steine zu gehen.

Sie lud mich ein, sie dort zu besuchen.

Ich antwortete: „Ich muß in den Begebenheiten, die da kommen werden, handeln, gedenke aber doch eine Zeit zu finden, einen Besuch in dem Steinschlosse zu machen."

Die Base zog mit den Ihrigen bald fort.

Ich ging nach einiger Zeit zu meinem Vater in die weiße Sentze, in die er zurückgekehrt war.

Dann wollte ich auf kurze Zeit mein Wort lösen, und ging in das Schloß am Steine.

Die Base hatte sich in dem alten, weitläufigen Gebäude eingerichtet. Ich fand einen Verwalter mit Amtsleuten da, und einen Forstmeister mit Forstgehilfen. Diese Männer besorgten die Angelegenheiten des Gutes. Sie gingen auch sonst in Allem, was die Zeitläufe fordern mochten, der Base mit Rath und That an die Hand. Der Verwalter hatte eine sehr angenehme, wohlgebildete Frau und zwei Töchter von großer Schönheit. Die Gattin des Forstmeisters war von einnehmendem Wesen, und ihre Tochter fast so schön wie die Töchter des Verwalters. Diese Leute versammelten sich fast alle Abende mit der Base und den Ihrigen in dem Saale des Schlosses. Da waren denn nun die

Ereignisse der Zeit beinahe immer der ausschließliche Gegenstand der Gespräche. Man verhandelte eifrig hin und wieder.

Eines Tages, da man sehr angelegentlich geredet hatte, sagte ich: „Die Freiheit als die Macht, unbeirrt von jeder Gewalt, das Höchste der Menschheit zu entwickeln, ist das größte äußere Gut des Menschen. Der rechte Mensch ist frei von den Gelüsten und Lastern seines Herzens, und schafft sich Raum für diese Freiheit, oder lebt nicht mehr. Wer so nicht frei ist, kann es anders nicht sein. Das Andere ist die Freiheit des Thieres, das nach seinen Trieben thut. Ich hoffe, daß bei uns Männer sind, diese Freiheit zu fördern, und ihr einen Weg in das Staatsleben zu bahnen, daß sie in ihrer Schönheit erblühe. Wie lange es bis dahin dauern wird, weiß ich nicht. Die meisten derer, die jetzt nach Freiheit rufen, sind noch in den Banden ihrer Gier nach Herrlichkeit, Nutzen und Gewalt, und sind gegen die Unterdrückung Unterdrücker, wie der Dichter vor Langem gesagt hat: „Um den Vortheil der Herrschaft stritt ein verderbtes Geschlecht, nicht würdig, das Gute zu schaffen". Bei uns thut es noth, daß das Reich nicht wanke, und wenn es fest steht, dann mögen in ihm die rechten Männer den Pfad der Freiheit suchen, und wir vorerst dazu die rechten Männer finden. Weil ich aber in den Rath nicht tauge, gehe ich zu dem Feldherrn, der jetzt das Reich vertritt, und diene ihm. Ich werde ohne Abschied von hier fortgehen, und einmal nach einer finsteren Nacht nicht mehr da sein. Der Herr Verwalter wird zum Öffnen des Pförtchens die Stunde wissen und sie nicht verrathen."

„Nein, nein, das darf nicht sein," rief die Base, „du mußt Lebewohl sagen."

„Das führt zu Weitläufigkeiten oder Rührungen und Stö-

rungen," sagte ich, „so etwas muß frisch gethan sein, und einmal komme ich, und sage: ich bin da. Endlich kann mich zu einem Abschiede Niemand zwingen, wenn ich keinen nehme."

Man stritt noch mit halbem Willen fort, und gab es mit halbem Willen zu.

Dann kam das Gespräch erst recht auf meine Worte, und wurde mit Lebendigkeit über Freiheit, Staatswohl, Volksvertretung, Regierungsart und derlei Dinge geführt. Alle betheiligten sich daran, nur Hiltiburg nicht.

Wir gingen spät in der Nacht auseinander.

Ich machte nun bald Anstalten zur Abreise.

Ich sagte am Abende vor der dazu bestimmten Nacht dem Verwalter die Stunde, in der er mir die Pforte offen halten sollte. Christoph trug zu dieser Stunde meinen Mantelsack hinab, um ihn auf das Bauerwägelchen zu laden, das ich vor das Schloß bestellt hatte. Ich folgte ihm dann. Ich ging mit unhörbaren Schritten, daß ich Niemand erwecke, über den finstern Gang. Da streifte etwas an mich, wie ein Frauenkleid, zwei weibliche Arme umschlangen mich, und plötzlich fühlte ich einen Kuß auf meinen Lippen. Dieser Kuß war so süß und glühend, daß mein ganzes Leben dadurch erschüttert wurde. Die Gestalt wich in die Finsterniß zurück, ich wußte nicht, wie mir war, und eilte auf dem Gange fort, über die Treppe hinab, durch das geöffnete Pförtchen hinaus, auf dem Wagen zur Post, auf dem Postwagen in der Richtung nach meinem Reiseziele dahin, und konnte den Kuß nicht aus dem Haupte bringen. Ich bin später bei Wachtfeuern gewesen, auf der Vorwacht in der Finsterniß der Nacht, auf wüsten Lagerplätzen, in Regensturm und Sonnenbrand, in schlechten Hütten und in schönen

Schlössern, und immer erinnerte ich mich des Kusses und dachte, welches der Mädchen mußte das Ungewöhnliche gethan haben. Das erkannte ich, daß der Kuß ein Geheimniß sein sollte, ich forschte nicht und sagte keinem Menschen ein Wort davon.

Der alte Feldherr hatte mich sehr freundlich aufgenommen und mich zu seinen Männern eingetheilt. Ich fand alte Bekannte und erwarb neue, und Kameradschaft und Freundschaft erneuerte sich und gründete sich. Was auch Einer für eine Muttersprache redete, wir fragten nicht darnach, deutsch konnte ein Jeder, und in der deutschen Sprache, gut oder schlecht, selten nach der Schrift, sondern meist nach der Landessitte des Einzelnen, plauderten wir und schlossen den Bund, in Noth und Tod mit einander zu gehen. In den Gefilden, die ich einmal, da sie ruhig und blühend waren, durchwandert hatte, war nun der Krieg und mancherlei Elend und Verwirrung. Aber für uns kamen immer günstigere Tage. Wir gingen vorwärts und vorwärts, der Ehrenglanz der Waffen wuchs, eine That gelang, die zweite wurde gewagt, und nach vielerlei Ereignissen und mancher Unterbrechung kam der letzte Sieg, der den Frieden brachte.

Meine Absicht war nun zunächst erreicht, ich verabschiedete mich auf Zeit und Wiederbedarf, ließ ein Stück meines Herzens bei den Freunden und trug das andere über die Alpen in die Heimat zurück.

Ich ging nicht in das Steinschloß, obwohl es in meiner Richtung lag, sondern zu meinem Vater in die weiße Sentze.

Er begrüßte mich sehr liebevoll und sprach in der ersten Zeit gar nicht über die Vergangenheit.

Ich fand ihn in voller Arbeit. Er vergrößerte den Garten, er verbesserte das Waldland und die entfernten Meierhöfe, er

unterstützte die Bewohner der Gegend, suchte gute Volksbücher zu verbreiten und ordnete und reinigte das Schloß. Dem Allem gegenüber war es mir ein unangenehmer Anblick, daß die rothe Sentze so verfiel.

Als ich mich eingerichtet hatte und meinem Vater in Manchem beistand, sagte er einmal: „Wir müssen doch über das Geschehene reden. Wie wir beschlossen haben, hast du die Sache ausgeführt. Ich danke zuerst Gott, daß er dich wohlbehalten zurückgebracht hat, dann danke ich ihm, daß wir an der That haben mitwirken können. Die an festem Besitze und an Ausbildung hervorragen, müssen Säulen des rechtlichen Bestandes sein, je nach den Kräften, Einige weniger, Andere mehr. Wir von Palsentze mehr. Wie wir schon an Macht bedeutender sind, und diese Macht auf Vereinbarungen, Ausgleichungen und Zusagen ruht, so haben wir die Gewähr des Palsentzekusses, die die Heiligkeit des gegebenen Wortes noch mehr erhärtet. Und in dem gegebenen Worte und dem daraus entsprungenen Rechte liegt die Möglichkeit menschlichen Besitzes und menschlicher Reiche. Wenn ein Reich nehmen dürfte, was ihm gut ist, dürfte es Jeder und Keiner wüßte, ob das Kleinste sein ist, und wir wären im Thierstande. Verbessert soll immer werden, aber in Vereinbarung Aller, wo zu verbessern ist. So wirst du auch einmal im Rathe wirken, wenn du berufen werden wirst."

„Ich werde es thun," antwortete ich, „wenn ich die Gaben habe."

„Und das Übrige, was wir in unserem Stamme gewünscht haben," sprach er weiter, „lassen wir ruhen. Du wirst anders glücklich sein, wie ich mit deiner Mutter glücklich gewesen bin, wenn ich auch nicht ursprünglich mein Augenmerk auf sie gerichtet

hatte. Wenn du gewählt haben wirst, wirst du mir es sagen. Oder hast du gewählt?"

„Ich habe nicht gewählt, mein Vater," antwortete ich, „und werde wohl in kurzer Zeit auch noch nicht wählen."

„Wie du das für gut hältst, mein Sohn," sagte er, „obwohl ich gerne vor dem Schließen meiner Augen noch das Fortblühen unseres Geschlechtes gesehen hätte, und mir auch die Liebe einer kleinen Nachkommenschaft wohl gethan hätte."

„Du blühest ja selber noch, Vater," sagte ich, „und wirst blühen, wenn das eingetreten ist, was du jetzt wünschest."

„Das steht in Gottes Hand," erwiederte er, „es kann sein, daß es so ist, es kann sein, daß es auch nicht so ist. Erwarten wir, was er sendet. Und zum Letzten, mein Sohn, daß ich auch davon rede — da es zwischen Hiltiburg und dir so geworden ist, wie es ist, so wird es nothwendig sein, daß ihr euch, damit nicht Haß und Feindschaft entstehe, den Friedenskuß unseres Stammes gebet. Hiltiburg wird dann ihr Wort halten."

„Ich gebe gerne dieses Pfand," sagte ich, „und werde unverbrüchlich darnach handeln."

„Ich weiß es, und so wäre das abgethan," entgegnete er, „dein Besuch bei Walchon ist durch deinen Feldzug sehr hinaus geschoben worden."

„Er wird mir nicht zürnen," antwortete ich.

„Er ist mit Allem einverstanden, was geschehen ist," sagte der Vater.

Und so endete dieses Gespräch.

Einige Zeit darnach trat ich die Reise zu dem Vetter Walchon an.

Ich fuhr in einem Wagen bis an den bairischen Wald.

Dort nahm ich einen Führer, der mein Ränzlein trug, und ging auf einem Pfade über die Wasserscheide. Jenseits derselben schickte ich in dem Orte Sonnberg den Führer zurück, ließ mein Ränzlein da, und sagte, daß es abgeholt werden würde. Ich wollte allein zu dem Vetter kommen. Ich ging aus der Vertiefung gegen die Höhen empor und gelangte endlich in ein Gehege, auf dem ein Trümmerwerk von grauen Granitsteinen begann, zwischen denen hie und da eine Krüppelföhre stand, bis zuletzt ungeheure, häusergroße Granitblöcke lagen und sich rückwärts zu einem Giebel emporthürmten, hinter dem erst wieder der Wald hinan stieg. In ihm standen die schönen Bäume, die gerne auf einem solchen Boden gedeihen: Tannen, Fichten, Föhren, Buchen, Ahorne, Birken. Mitten in dem Steingetrümmer stand ein Haus. Es war aus Holz gezimmert und hatte ein flaches Dach, auf welchem wieder graue Steine lagen. Es mochten durch lange Zeit Regen und Sonnenschein darauf niedergegangen sein, denn sein Holz war ebenfalls grau geworden. Um das Haus war in einiger Entfernung ein Zaun aus Föhrenknitteln. Ich ging auf einem Pfade, der kaum merklich kennbar war, gegen den Zaun und das Haus. Ich ging durch das offene Thürchen des Zaunes hinein. Da kam mir Wilhelm entgegen, der sehr alt geworden war, und sagte: „Seid ihr doch der Vetter Rupert?"

„Ich bin es, und du bist Wilhelm," antwortete ich.

„Ja," sagte er, „und seid gegrüßt, ihr müßt warten, der Herr wird erst in einer Stunde kommen."

„Ich werde warten," entgegnete ich, „sei mir auch du gegrüßt, Wilhelm."

„Was die Zeit vergeht," sagte Wilhelm, „und ich habe Geschäfte, setzt euch nur in dem Hause auf einen Stuhl."

„Thue deine Geschäfte," antwortete ich, „gehe in das Haus, ich werde hier im Freien warten."

„Nun, so thut, wie ihr wollt," sagte er.

Nach diesen Worten ging er in das Haus; ich aber setzte mich in ein Stück Schatten, das von dem Überdache auf die Bank vor dem Hause herabfiel.

Nach einer Stunde, da die Strahlen der heißen Mittagsonne in die grauen Steine niedersanken, kam der Vetter langsam gegen das Haus und gegen mich. Er hatte einen Rock an, der so grau war, wie die Steine. Er hatte ein Beinkleid von derselben Farbe und an den Füßen starke Stiefel. Auf dem Haupte trug er einen grauen Hut mit einem schwarzen Bande, und um die Schultern hatte er an einem Riemen ein flaches, viereckiges Fach, das mit braunem Leder überzogen war. Er hatte eine Gestalt, wie ich sie noch an seinem Vater und an meinem Großvater gesehen hatte. Sein alterndes, bräunliches Angesicht mit dem grauen Stutzbarte war fast so schön, wie bei meinem Vater. Hinter ihm ging ein gelblich-weißer Wolfshund von ungewöhnlicher Größe. Ich stand auf; er aber sagte, da er bei mir war: „So besuchst du mich in meiner Waldburg. Sie ist aus Holz, wie die des alten Königs Etzel, nur ist sie kleiner und steht nicht auf einer grauen Haide, wie die seinige, sondern unter diesen grauen Steinen. Gehe herein."

Er beschwichtigte den Hund, der einige Mißtöne gegen mich gab, und wies mit der Hand gegen die Thür. Ich ging durch dieselbe ein, er folgte mir und führte mich dann in eine Art Saal, dessen Wände mit röthlichem Leder überzogen waren, auf welchen in Metallrahmen Bilder seiner Vorfahren hingen. Sie waren offenbar Nachbilder. Sonst hingen noch Waffen von der

ältesten Zeit bis in die neue da. Die Geräthe waren mit dem Leder der Wände überzogen. An den Fenstern waren seidene Vorhänge von der gleichen röthlichen Farbe zurückgeschlagen, und die nämliche Seide bedeckte den Tisch, der mitten in dem Zimmer stand. Wir legten unsere Hüte auf den Tisch. Da sah ich, daß die reichlichen Haare meines Vetters braun gewesen sein mochten, wie die meines Vaters, daß sie aber jetzt stark mit Grau gemischt waren. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sprach zu mir: „Das ist der Burgsaal. Ich grüße dich als Gast, iß das Stückchen Brot mit mir, das ich zu bieten habe."

Er reichte mir die Hand, ich faßte sie.

Dann sagte er: „Nun folge mir weiter."

Wir nahmen unsere Hüte, und er führte mich durch einen Gang in ein Gemach, dessen zwei Fenster gegen Mittag gingen. Die Geräthe waren aus Birkenholz gemacht. Es war zum Schlafen und Wohnen eingerichtet.

Er sprach zu mir: „Das ist das Birkenzimmer und gehört dir, so lange du da bist. Folge mir wieder weiter."

Er führte mich neuerdings durch den Gang in ein Zimmer. Dasselbe war mit braunem Leder überzogen, wie das Fach, das er trug, und die Geräthe zeigten dasselbe Leder. Das Zimmer war gleichfalls zum Wohnen und Schlafen bestimmt. An den Wänden hingen zahlreiche Bilder von Pflanzen. Auf einem Tische lagen sehr große Bücher oder Mappen, die mit Bändern zu binden waren. Sonst befanden sich auch noch mannigfaltige kleinere Bücher in dem Zimmer, dann noch Waffen und in einer Ecke war etwas wie eine Presse.

Er sagte zu mir: „Das ist das Pflanzenzimmer und mein Wohngemach. In demselben kannst du mich besuchen."

Nach diesen Worten nahm er das Fach von den Schultern und legte es auf einen Tisch.

Dann sagte er: „Folge mir nun wieder weiter."

Er führte mich abermals durch den Gang in ein Zimmer, das ich als Speisezimmer erkannte. Ein Tisch von braungewordenem Tannenholze war mit Linnen gedeckt und es standen Speisegeräthe für fünf Personen auf ihm. Um den Tisch waren Stühle von altem Tannenholze.

Er sagte zu mir: „Wir werden hier unser Mittagmahl verzehren, lege deinen Hut ab und setze dich zu meiner Rechten."

Wir legten die Hüte auf ein Nebentischchen, er setzte sich an das obere Ende des Speisetisches, und ich setzte mich rechts von ihm an die Langseite desselben.

Sogleich wurde auch das Mahl hereingetragen. Ein kleiner, alter Mann, den ich nicht kannte, brachte auf einer Schüssel Rinderbraten. Dann brachte er eine Flasche mit Wein und eine mit Wasser. Hierauf setzte er sich selber an den Tisch. Ein Mann in mittlerem Alter, ganz weiß gekleidet, kam herein und setzte sich zu uns. Das Nämliche that der alte Wilhelm. Wir fünf Männer verzehrten nun den Rinderbraten, und aßen gutes Roggenbrot, und tranken Wein und Wasser dazu. Der Hund bekam seine Nahrung von unserem Tische in einem irdenen Troge, der auf der Erde stand. Diese eine Speise war das Mittagmahl.

Nach dem Essen sagte der Vetter zu mir: „Hier ist Wilhelm, der Seneschall unserer Waldburg, hier ist Adalo, der Koch, und hier Dietrich, der Truchseß. Das ist die Besatzung. Sie wird dir von manchem Dienste sein, wenn du es bedarfst. Von Menschen ist sonst nichts hier. Der Hund Witun ist unser Wächter und Beschützer, die zwei Saumpferde bringen uns den Bedarf,

und die paar Kühe geben uns Milch. Das sind die Thiere, die wir hegen. Die andern sind freiwillig da: die Käfer, Fliegen, Eidechsen, Falter, Mäuse. Du wirst Alles und den Brauch dieses Hauses kennen lernen. Jetzt trennen wir uns, und pflege Jeder seiner Zeit.

Er nahm seinen Hut, grüßte mit der Hand und entfernte sich mit dem Hunde aus dem Speisegemache. Ich nahm gleichfalls meinen Hut und folgte ihm. Ich sah ihn in das Pflanzenzimmer gehen, und ich ging in das Birkenzimmer. Wohin sich die Andern begaben, beachtete ich nicht.

Ich setzte mich in meinem Zimmer auf einen Stuhl und blickte eine Zeit durch das Fenster auf den entfernten Wald, der im Mittage stand.

Als ich dann meinen Vetter mit seinem großen Hunde durch die Verzäunung hinausgehen sah, erhob ich mich, verließ gleichfalls mein Zimmer und das Haus, und weil ich nicht wußte, wen ich um mein Mänzlein schicken sollte, ging ich selber nach Sonnburg hinunter und nahm dort einen Mann, der es mir herauf trug. Ich brachte dann meine Habseligkeiten in dem Birkengemach unter. Gegen den Abend wandelte mein Vetter mit seinem Hunde wieder durch die Gesteine herein. Als die Sonne untergegangen war, holte mich Dietrich zum Abendessen. Es bestand aus einem kalten Rehbraten, und wie am Mittage aus dieser einzigen Speise. Der Hund aß wieder neben uns auf der Erde. Nach dem Essen sagte mein Vetter eine gute Nacht, die Andern thaten desgleichen, und man zerstreute sich. Ich ging in mein Zimmer, las noch lange in einem meiner Bücher, und legte mich erst zur Ruhe, als schon die tiefe Nacht unter all diesem Gesteine war.

Beim Aufgange der Sonne holte mich Dietrich zum Früh-

mahle. Dasselbe bestand aus Milch und Brot. Da es vorüber war, verließen wir wieder das Speisezimmer. Ich blieb zwei Stunden in meinem Gemache und las und schrieb. Dann kleidete ich mich sorgfältig an und stattete meinem Vetter den ersten Besuch ab. Er schien mich erwartet zu haben; denn er war besser gekleidet als gestern, und war noch in seinem Zimmer. Er saß vor einem Tische, auf dem er einige Hände voll Moose hatte, und suchte in ihnen herum. Er stand auf, da ich herringekommen war, führte mich zu dem Ruhebette, lud mich mit der Hand zum Sitzen ein, und da ich es gethan hatte, setzte er sich zu meiner Linken. Der Besuch war kurz, wir sprachen von allgemeinen Dingen, und ich entfernte mich wieder. Nach einer Stunde kam er sehr schön gekleidet zu mir und blieb einige Augenblicke da.

Die feierlichen Ankunftsbesuche waren nun abgethan, und der Vormittag war bald vorüber.

Nach dem Mittagessen ging ich in die Umgebungen des Hauses. In der Nähe konnte man in gebrochenen Richtungen zwischen den Steinen durchgehen, weiter rückwärts hätte man sie übersteigen müssen, und an den Giebel hätte wohl kaum der geschickteste Kletterer emporkommen können. In der entfernteren Richtung gegen Abend lagen sie loser, und es kamen Erlengebüsche, Wachholder- und Haselgesträuche. In den Wäldern, die gegen Mitternacht empor gingen, waren sie auch zerstreut, und zwischen ihnen standen die hohen Bäume, und unzählige Moose und schöne Farrenkräuter.

Gegen den Untergang der Sonne kehrte ich wieder in das Haus zurück. Ich lernte bald die Gepflogenheiten desselben kennen. Dietrich ging öfters mit einem oder dem andern Saumrosse in die Ortschaften hinunter, um zu holen, was man brauchte.

Adalo bereitete die Speisen, und Wilhelm besorgte die andern laufenden Geschäfte. Gleich nach dem Aufgange der Sonne war das Frühmahl, um zwölf Uhr das Mittagmahl und nach dem Untergange der Sonne das Abendessen. Des Morgens hatte man immer Milch und Brot, des Mittags und Abends Verschiedenes, aber stets nur eine Speise. In seinem Thun wurde Niemand beirrt. Mein Vetter ging fast immer im Freien herum. Ich war zuweilen in seiner Gesellschaft. Wir machten uns nämlich gelegentlich Besuche in unsern Zimmern, oder ergingen uns auch ein wenig in der Nähe des Hauses. Er sprach nur von gewöhnlichen Dingen. Über Angelegenheiten unseres Geschlechtes oder über Mitglieder desselben redete er gar nicht. Ich suchte auch nicht irgend einen Gesprächsgegenstand aufzubringen. Welcher Art die Bücher waren, die ich in seinem Zimmer sah, strebte ich nicht zu ergründen, fand ihn aber öfter in einem lesen. Sonst war sein Benehmen ruhig und gleichmäßig. Ich bemerkte, daß er in seinem ledernen Täschchen, ohne welches er gar nie ausging, sehr oft Moose nach Hause brachte, daß er dieselben ordnete und daß ihm bei diesem Geschäfte alle seine Mitbewohner behilflich waren. Ich machte daher eines Tages eine Tasche aus starkem Papier, ging mit derselben einen ganzen Nachmittag in dem Walde herum, füllte sie mit Moosen, die mir besonders gefielen, und brachte ihm dieselben. Er leerte sie auf einem Tische aus und sagte: „Morgen nach dem Frühmahle werden wir sie untersuchen."

Am andern Tage ging ich nach dem Frühmahle mit ihm in sein Gemach. Er las die Moose Stämmchen für Stämmchen auseinander und legte sie in eine Reihe. Dann sagte er: „Du hast eine gute Meinung, Vetter, aber du kennst die Sache noch nicht. Ich habe die Verwunderlichkeit dieser kleinen Dinge zu

ergründen gesucht, und bin noch lange zu keinem Ende gelangt. Ich habe es besonders von diesem Hause aus gethan, ich habe hunderte von Arten gesammelt, ich habe die Bücher, die von ihnen handeln und habe mir den Gehalt derselben angeeignet; aber die Bücher und ich sind nicht vollkommen. Die Dinge wollen ihre eigene Weise. Wenn es dir gefällt, meine Anstalten zu betrachten, so thue es. Hier sind die Fächer, in denen die Moose nach ihrer Ordnung eingelegt sind, und hier ist das Buch, nach dessen Weisung die Einlage gemacht worden ist. Andere Bücher schlagen andere Weisen vor. Du kannst in sie hineinsehen und dann urtheilen, was du für zweckmäßiger hältst. Fast besser noch als die Einlage ist das Pressen. Wir pressen die Moose auf Papier ab und sie geben ihre Gestaltungen erstaunlich schön, wenn gleich die Farbe nicht, die aber auch in den Einlagen absteht. In den Mappen hier findest du die Abdrücke. Willst du dich aber mit diesen Dingen gar nicht befassen, so bist du auch in deinem Recht, ich gebe dir nur die Erlaubniß dazu."

„Ich werde diese Erlaubniß benützen," antwortete ich, „wenn du gestattest, Vetter, daß ich öfter dieses Zimmer besuche."

„Du darfst es besuchen," sagte er, „und darfst dir auch Bücher oder Mappen in dein Gemach hinüber tragen."

„Ich werde es thun," sagte ich.

Und nun blickte ich öfter in die Bücher und suchte mich zu unterrichten, daß ich einsichtiger verfahre, wenn ich ihm wieder Moose brächte. Es entstand endlich in mir sogar ein Antheil an der Sache. Ich sah in den Einlagen eine solche Zahl von Moosen, die ich nicht für möglich gehalten hätte; ich sah Verwandtschaften, Verbindungen und Übergänge. In den gepreßten Blättern sah ich die Verschwendung der Gestalten und erstaunte über

die Schärfe und Eigenthümlichkeit. In den Büchern fand ich die Bestrebungen, den Verwicklungen beizukommen, vertiefte mich in die Bestrebungen, und neigte mich bald zu dieser, bald zu jener Ansicht. Ich hatte oft mehrere Bücher oder Fächer oder Mappen meines Vetters in meinem Zimmer. Ich fand nun auch wirklich manches seltene Stämmchen, das der Vetter für seine Sammlungen brauchen konnte, ja ich fand einmal eine Art, die er noch gar nicht hatte.

„Siehst du," sagte er, „diese Wälder sind ergiebiger an Moosen als andere, du wirst schon noch weiter gelangen."

So war nun ein Band zwischen uns gefunden.

Von dieser Zeit an sprach er nun auch über andere Dinge, von denen er früher nicht gesprochen hatte.

Er fragte mich um die Ereignisse des abgelaufenen Krieges, um den Feldherrn, um die Führer, um meine Freunde. Er lobte meine Handlungsweise und erging sich in den Folgen derselben. Er sprach mit Hochachtung von meinem Vater.

Eines Tages zeigte er mir das Innere des Hauses, und als ich meine Verwunderung aussprach, daß dasselbe so viele Räume habe, da es doch so unscheinbar aussehe, antwortete er: „Es ist nur unter den großen Granitsteinen so klein. Ich habe das Haus, das ich die graue Sentze nenne, zu einer Zeit erbaut, da etwas eingetreten war, das ich nicht verwinden zu können gemeint hatte. Ich habe es aber verwunden und habe wieder in die Zeit fortgelebt. Das Haus ist zu manchen Überwindungen gut, und ich habe es öfter besucht. Alle Dinge, die ich seit meiner Jugend zu Gutem und Großem unternommen hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Ich habe mich gefügt und habe abermals in die Zeit hinüber gelebt. Nur die Naturdinge sind ganz

wahr. Und was man sie vernünftig fragt, das beantworten sie vernünftig."

Er gab mir später ein ledernes Täschchen für die Moose, wie er eines hatte.

So lebten wir wieder eine Weile dahin.

Als ich einmal spät am Nachmittage nach Hause kam, sah ich innerhalb der Umzäunung eine weibliche Gestalt zwischen den Steinen stehen. Sie hatte ein Linnengewand an, das mit einer matten, blauen Farbe bedruckt war. Auf dem Haupte hatte sie einen runden, gelben Strohhut. Neben der Gestalt stand der Hund meines Vetters. Er war ruhig und schien sogar freundlich. Aus der Anwesenheit des Hundes schloß ich, daß mein Vetter in dem Hause sein müsse. Ich ging daher auf dasselbe zu. Da die Gestalt an dem Wege stand, mußte ich ihr nahe kommen. Sie wandte sich um, es war Hiltiburg.

„Du bist da, Hiltiburg," sagte ich.

„Ja, Vetter, ich bin da," antwortete sie, „um meine Pflicht zu thun. Mein Vater ist in der Einsamkeit, sie haben mir nichts davon gesagt; ich habe nur seine Rückkehr aus Egypten gewußt; ich habe mir aber Kenntniß verschafft und bin gekommen, bei ihm zu sein, und er hat mein Hierbleiben gestattet."

„Ich glaube, du handelst gut, Hiltiburg," sagte ich.

„Es ist blos recht," antwortete sie.

Ich wendete mich zum Gehen, sie blieb mit dem Hunde an ihrer Stelle zurück.

Ich fand meinen Vetter in dem Pflanzengemache und übergab ihm meine Ausbeute. Er legte die Pflanzen neben einander und sagte dann: „Du bist auf dem Riegelsteine gewesen, ich wüßte nicht, wo diese Dinge sonst vorkommen."

„Ich bin auf dem Riegelsteine gewesen," antwortete ich.

„Du hast schon ein gutes Auge," sagte er, „wir werden einlegen und pressen. Hiltiburg ist gekommen und wird hier bleiben. Wir haben jetzt in dem hölzernen Hause um zwei Bewohner mehr, um sie und ihre Dienerin."

„Ich denke, daß sie es mit gutem Grunde that," sagte ich.

„So ist es," antwortete er.

Am Abende saßen um zwei Gäste mehr an unserem Tische, und zwar um zwei weibliche.

So war es auch beim nächsten Frühmahle.

Dann hörte ich Hiltiburg mit Wilhelm im Hause herumgehen.

Nach und nach bemerkte ich, daß es in dem Hause, in den Gängen, in den Wohnungen und in der Umgebung reinlicher sei. Zu unsern Speisen gesellten sich nach und nach Zuthaten, und wir hatten Morgens Milch, Thee, Kaffee, Butter und kalten Braten, Mittags Suppe, Rindfleisch, Gemüse und noch irgend eine Speise und des Abends die Speisen wie des Morgens, nur noch einen warmen Braten dazu. Wenn Walchon von einer Speise zweimal nahm, kam sie öfter auf den Tisch. Alle gewöhnten sich an die neue Ordnung, es wurde nichts mehr darüber gesprochen. Auch eine Magd kam noch in das Haus.

Ich konnte nicht gleich nach Hiltiburgs Ankunft fortgehen, weil es aufgefallen wäre. Ich blieb also da.

Hiltiburg ging immer in einfachen Linnenkleidern, die mit irgend einer Farbe und Zeichnung bedruckt waren. Auf dem Haupte hatte sie stets den runden Strohhut, und an den Füßen starke Stiefelchen. Sie trug auch oft ein graues Kleid wie ihr Vater, und wenn sie zu einer Zeit im Walde oder in der Gegend herumging, hatte sie auch ein Ledertäschchen um ihre Schulter

hängen. Man sah sie öfter, und nach und nach immer länger mit ihrem Vater gehen. Wenn es spät Abend wurde, oder auch selbst in der Nacht, hörten wir die Töne ihrer Harfe aus ihrem Zimmer.

Ich sprach nun öfter mit Hiltiburg. Ich zeigte ihr die Bücher der Moose und unterrichtete sie ein wenig. Ich belehrte sie auch über andere Pflanzen, die ihrem Vater angenehm sein konnten. Ich zeigte ihr auch meine Bücher, in denen ich las, und lieh ihr einige auf ihr Verlangen.

So lebte ich dahin.

Ich las oft in einem meiner Bücher, oder saß auf einem Steinblocke und betrachtete das Dämmern der fernen Wälder, oder sah Hiltiburg nach, wenn sie aus der Umzäunung hinaus ging, und wenn sie zurück kam, heftete sie die Augen auf mich. Meinem Vetter suchte ich Aufmerksamkeiten und Freude zu bereiten, wie ich nur immer konnte.

Als der tiefe Herbst eingetreten war, sagte eines Tages mein Vetter zu mir: „Rupert, du weißt, welchen Wunsch dein Vater in Hinsicht der zwei jüngsten und einzigen Zweige unseres Geschlechtes hatte, in Hinsicht deiner und in Hinsicht Hiltiburgs. Ich hatte den nämlichen Wunsch. Weil aber dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen konnte, so ist jetzt ein anderer an seine Stelle getreten. Aus dem Verhältnisse zwischen Hiltiburg und dir glauben wir die Veranlassung zu erkennen, daß ihr euch den Friedenskuß der Palsentze gebet, welcher das Versprechen enthält, daß Eines dem Andern kein Übel zufügen werde. Dein Vater hat mir geschrieben, daß du zu dem Kusse eingewilligt hast. Ich habe mit Hiltiburg gesprochen, sie hat auch eingewilligt. Ist es dir genehm, so zeige mir den Tag an, mit welchem du die Vorberei-

gen dazu beginnen willst. Du weißt, daß diese Vorbereitungen darin bestehen, daß man drei Tage mit einem Gebete, mit Betrachtungen über den Schwur und mit Lesung der Schwurschriften hinbringe. Hiltiburg wird an dem nämlichen Tage die Vorbereitungen antreten. Ich habe von den vorhandenen Schwurschriften zwei Abschriften in dem Hause. Eine werde ich dir, eine Hiltiburg geben. Und am Morgen nach dem dritten Tage leistet ihr in dem Saale, ohne einen einzigen Zeugen, als Gott, wie es vorgeschrieben ist, das Versprechen."

Ich antwortete auf diese Rede: „Lieber Vetter, wenn nichts dagegen ist, so werde ich morgen die Vorbereitungen beginnen, frage Hiltiburg über die Angelegenheit noch einmal."

„Ich werde sie fragen," antwortete er.

Gegen den Abend sagte er zu mir: „Hiltiburg ist nicht dawider, und so beginnt."

Er gab mir ein Päckchen Papiere, das mit seidenen Bändern umwunden war.

Dann kam das Abendessen, es war stille, und wir trennten uns bald.

Am andern Morgen that ich, da ich völlig angekleidet war, ein sehr ernstes Gebet zu Gott. Dann dachte ich, was ich mir wohl schon lange klar gemacht hatte, an den Inhalt des Versprechens. Dann löste ich die seidenen Bänder von den Papieren, die mir Walchon gegeben hatte, und begann zu lesen. Meine Speisen brachte mir Dietrich in mein Zimmer.

So vergingen die drei Tage.

Am Morgen des vierten kleidete ich mich festlich und ging in den Saal. Er war noch leer. Gleich darauf trat Hiltiburg herein. Sie war wieder in Linnen gekleidet, aber in weißes, und hatte

keinen Hut auf dem Haupte. Ich ging ihr entgegen, und wir grüßten uns stumm. Dann blieben wir einen Augenblick stehen, dann trat ich in der Mitte des Saales zu ihr, und sagte: „Hiltiburg, hast du die Schriften gelesen?"

„Ich habe sie gelesen," antwortete sie.

„Ich habe sie auch gelesen," sagte ich.

Dann sprach ich wieder: „Weißt du das Wort?"

„Ich weiß es," antwortete sie.

„Ich weiß es auch," sagte ich.

Dann fragte ich: „Soll ich das Wort sprechen?"

„Sprich es," antwortete sie.

Sie stand, da sie dieses sagte, vor mir und hatte ihre beiden Arme an dem Körper nieder hängen. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern und sagte leise: „Hiltiburg, mit Gott."

„Rupert, mit Gott," antwortete sie noch leiser.

Darauf neigte ich mein Angesicht gegen das ihrige, sie neigte das ihrige gegen mich, und wir drückten die Lippen aneinander.

Da es geschehen war, rief ich: „Hiltiburg, ich kenne den Kuß."

Sie wendete sich plötzlich ab, ging gegen das Fenster, und blieb dort mit dem Rücken gegen mich stehen, als wollte sie in die grauen Steine hinaussehen.

Ich ging hinter ihrem Rücken gegen sie, dann ging ich gegen die Thür, dann ging ich wieder gegen sie.

Dann sagte ich: „Hiltiburg, ist das nur ein Kuß des Friedens gewesen?"

Ich hörte, daß meine Stimme zitterte, als ich die Worte sprach.

Sie wendete sich um, auf den rosenrothen Wangen war die Glut des Himmels, und die wundervollen Augen leuchteten wie das Licht der Sonne.

„Rupert!“ rief sie.

„Hiltiburg!“ rief ich.

Und mit Eins hatten wir uns in den Armen und faßten uns und drückten die Lippen wieder aneinander, so fest und innig, als sollten wir sie immer und ewig nicht mehr von einander trennen. Sie begann zu schluchzen, ich fühlte mein Wesen erbeben, und schluchzte auch wie in tiefster Reue.

Immer drückten wir uns wieder an das Herz und drückten die Lippen aneinander.

Wir sagten nur die Worte: „Hiltiburg, Rupert.“

Endlich, da ihre Augen noch in Thränen schimmerten, nahm ich ihre reine, schöne Hand. Sie ließ sie mir willig. Ich führte sie an der Hand zur Thür des Saales, bei der Thür hinaus und über den Gang zum Vater in das Pflanzengemach.

Als wir vor ihm standen, blickte er uns an, sagte kein Wort, und ein Strom von Thränen brach aus seinen Augen.

Dann rief er: „Nach fünfundvierzig Jahren!“

Dann sagte er wieder nichts.

Dann sprach er: „Ich muß deinem Vater schreiben.“

Er ging an den Schreibtisch. Wir setzten uns auf Stühle nieder. Er schrieb auf ein Blatt mehrere Zeilen, dann siegelte er es und schrieb eine Aufschrift. Dann klingelte er. Als hierauf Dietrich gekommen war, sagte er: „Sattle ein Pferd, und reite mit diesem Briefe auf die Post.“

„Ich werde es thun,“ sagte Dietrich.

Als Dietrich das Zimmer verlassen hatte, sagte Walchon zu uns: „Kinder, Kinder, lasset mich jetzt allein, gehet jedes in eure Kammer und danket Gott!“

Wir verließen das Gemach.

Als ich in meinem Zimmer saß, kam Wilhelm herein und sagte: „Ihr sollt euch zur Abreise richten, ich muß mit dem andern Pferde auf die Post reiten, und einen Wagen für euch und den Herrn und das Fräulein auf morgen früh nach Sonnberg bestellen."

„Ich werde mich richten," sagte ich.

Er verließ das Zimmer, und ich hatte meine Sachen bald gepackt. Den ganzen Nachmittag waren Vorbereitungen zur Reise.

Am andern Morgen gingen Walchon, Hiltiburg und ich nach dem Frühmahle nach Sonnberg. Wilhelm war schon dort und hielt den Wagen in Bereitschaft. Wir stiegen ein, und fuhren in der Richtung gegen die weiße Sentze ab.

Am zweiten Tage Mittags kamen wir dort an. Der Vater empfing uns an dem Thore, und geleitete uns in den Saal.

Da führte Walchon Hiltiburg vor ihn und sagte: „Sie ist so schön, wie Eveline. Sie ist nicht so, wie wir dachten, sie ähnelt meinem Großvater Erkambert, deinem Ahnherrn, der gegen die Menschen unwirsch gewesen ist, und ihnen Gutes gethan hat."

Mein Vater blickte den Vetter an und sagte: „Mein geliebter Walchon!"

Dann faßten sich die zwei Männer in die Arme, und küßten sich herzlich auf die Lippen.

„Walchon," sagte darauf mein Vater, „das ist doch ein Liebeskuß gewesen."

„Ja, es ist ein Liebeskuß gewesen," entgegnete Walchon.

Dann näherte sich mein Vater Hiltiburg, neigte seine Lippen gegen ihren Mund und sagte: „Erlaube, schöne Base!"

Hiltiburg bot ihm den Mund, und er küßte sie.

„Nimm diesen Kuß auch als einen Liebeskuß, meine rechtschaffene, meine gute Base," sagte der Vater.

„Ich nehme ihn, mein hochverehrter Vetter," antwortete Hiltiburg, „und werde ihn zeitlebens im Gemüthe tragen."

Dann näherte sich der Vater mir, und schüttelte mir treuherzig die Hand.

„Ich habe es geahnt, als du mir die Briefe schriebst, Walchon," sagte er dann. „Ihr habt mich mit eurer Ankunft überrascht, aber in der Sentze ist immer für ein Mittagmahl gesorgt. Folgt mir in das Speisezimmer."

Wir thaten es, und nach kurzem Harren ward uns ein Mittagessen vorgesetzt.

Nach demselben wurde alles Gepäcke, mit Ausnahme des meinigen, in die rothe Sentze gebracht. Boten wurden sogleich an Taglöhner, Maurer, Zimmerer, Schreiner und andere Gewerbsleute gesendet, daß sie des folgenden Tages Arbeiten in der rothen Sentze beginnen sollten. Wilhelm wurde beauftragt, nach drei Tagen wieder in die graue Sentze zu reisen, dort Alles in Ordnung zu räumen, das Haus zu sperren und alle, die dort sind, hieher zu bringen.

Walchon und Hiltiburg lebten nun in der rothen Sentze, mein Vater und ich in der weißen.

Hiltiburg, die früher ihr Herz an Kleider gehängt, war jetzt einfach, aber schön, und hängte ihr Herz an Walchon, an meinen Vater und an mich.

Der zwanzigste Tag des Monates November wurde zur Vermählung festgesetzt.

Zur Base Laran, welche jetzt nicht mehr in Wien wohnen mochte, reiste ich selber in das Steinschloß, um die Einladung zu

machen. Ich fand sie und ihre schönen Töchter heiter, und fand auch zwei junge Männer, den Sohn des Verwalters und den des Forstmeisters als Besuchende da. Ich blieb drei Tage und reiste dann wieder nach Hause.

Und am zwanzigsten Tage des Monates November war vor allen näheren und ferneren Verwandten die Vermählung in der Kapelle der rothen Sentze.

Als wir nach der Feierlichkeit uns in dem Saal versammelt hatten, ich in der schweren Kleidung der Palsentze und Hiltiburg in einem reicheren Schmucke, als sie je einen gehabt, und als wir uns auf den Befehl unserer Väter den Kuß der Ehe gegeben hatten, rief mein Vater: „Das ist ein Liebeskuß der Palsentze, möge nie mehr in dem Geschlechte noth sein, daß ein Friedenskuß gegeben werde."

Hier hört die Schrift der Sentze auf.

Wir können aber berichten: Die gestreifte Sentze wird immer stattlicher und wohnlicher, und der Garten immer blühender; die rothe Sentze ist fast schon so rein und klar wie die weiße; die graue Sentze ist in ihrem Innern noch ansehnlicher und prunkender als früher ausgerüstet. Hiltiburg und Rupert sind in einem Glücke, wie jenes einzige Fräulein und jener einzige Junker des Geschlechtes der Palsentze gewesen waren, und es scheint auch von ihnen die Folge ausgehen zu wollen, wie von jenem Paare.

Die Väter leben in so gutem Einvernehmen, als hätten sie sich viermal den Kuß von Sentze gegeben.

Zuversicht.

Es war einmal in einer großen Gesellschaft von der französischen Revolution die Rede, und es wurden sittliche Urtheile über manche ihrer Charaktere gegeben. Der Stoff war anziehend, die vereinzelten Theilgespräche verstummten nach und nach, und — was so selten in großen Gesellschaften geschieht — alle Anwesenden verwickelten sich endlich in ein und denselben Gegenstand.

Man legte diese und jene Handlungen vor, und suchte ihre Beweggründe und moralischen Räthsel zu lösen.

Es wurde aber nicht in die Frage eingegangen, wer Recht oder Unrecht habe, sondern man suchte Erscheinungen, die plötzlich an Charakteren hervorgesprungen sind, von denen man ganz andere erwartet hätte, auf ihre Ursprünge zurückzuführen, und in dem menschlichen Seelenleben zu erklären. Hauptredner war ein junger Mann, der sich das Studium der Revolution zur Lebensaufgabe gemacht haben mußte; denn er brachte eine Menge Dinge aus Quellen zu Tage, die man früher nicht gewußt, oder wenigstens in dieser Innerlichkeit nicht gewußt hatte.

Nachdem man sich lange an den verschiedenen Thatsachen, die er gab, verwundert oder gegraut hatte und das Gespräch

endlich darauf hinauslief, daß es ein Unglück sei, daß gerade diese merkwürdige Zeit auf Menschen getroffen sei, die in ihrer entsetzlichen Gemüthsart dieselbe verdrehten und ihr einen so abscheulichen Stempel aufdrückten, daß sich jedes Gefühl davon abwenden müsse; nahm plötzlich ein alter Mann mit schlichten, weißen Haaren, der bisher nicht eine Silbe darein geredet hatte, das Wort und sagte:

„Ich glaube kaum, daß man die Sache so ausdrücken dürfe, daß die Zeit auf die Charaktere getroffen sei; mir scheint vielmehr, daß sie dieselben gemacht habe. Mancher, der einen ganzen Berg von Thaten gethürmt hat, und zuletzt davon erdrückt worden ist, wäre zu einer andern Zeit ein harmloser Mensch und ein guter Hausvater gewesen."

Man bestritt ihm diesen Satz und sagte, daß dort, wo nicht schon eine tigerartige Anlage sei, die Zeit keinen Tiger hervorrufen könne.

„Ich gehe noch weiter," sagte er, „wir Alle haben eine tigerartige Anlage, so wie wir eine himmlische haben, und wenn die tigerartige nicht geweckt wird, so meinen wir, sie sei gar nicht da, und es herrsche blos die himmlische, darum beurtheilen wir die Charaktere stürmender Zeiten so ganz unrecht, weil sie in einem kranken Zustande, z. B. des Fiebers, handelten; wir aber diese Voraussetzung in uns nicht finden, und daher ihren Handlungen unsern gesunden Zustand unterschieben, und sie also nicht begreifen. Der größte Mann — ich meine den Tugendhaften darunter — widersteht nur dem geweckten Tiger und läßt ihn nicht reißen, während der Schwache unterliegt und rasend wird. Wir Alle können nicht wissen, wie wir in den gegebenen Fällen handeln würden, weil wir nicht wissen, welche

unbekannten Thiere durch die schreckliche Gewalt der Thatsachen in uns empor gerufen werden können; so wenig wir wissen, was wir im Falle eines Nervenfiebers reden oder thun würden."

„Sie vertheidigen also die Männer der Schreckenszeit?" rief ein Anderer.

„Nein, ich vertheidige sie nicht!" sagte der Alte. „Ich schiebe nur die sittliche Zurechnung auf einen andern Standpunkt, als auf dem wir sie haben, wenn wir ruhig und unschuldbewußt auf dem Sopha sitzen."

„Aber es gibt doch gewisse Dinge," sagte eine Dame, „von denen man gewiß weiß, daß man nie fähig wäre, sie zu begehen, und es gibt so abgrundvolle Charaktere, wie wir nie werden können, z. B. der wahnsinnige Marat."

„Sie nennen ihn selber wahnsinnig," erwiederte der Mann. „Ich weiß nicht, wie es in diesen Dingen ist; aber ich denke allemal, wenn von ihnen geredet wird, daß ich meinem Gott danken müsse, der mich so nebenher mit meinen kleinen Stürmen und Leidenschaften fertig werden läßt, da ich nicht ergründen kann, welche fürchterliche in meinem Herzen schlafen geblieben sein mögen, die mich vielleicht unterjocht und zu Entsetzlichem getrieben hätten. Ich bescheide mich, und es fällt mir allemal unheimlich der alte, gebrechliche Sprachmeister ein."

„Wer ist denn der alte, gebrechliche Sprachmeister, was ist es denn mit ihm, erzählen Sie!" riefen die Damen.

„Nun, es ist der kleine, französische Sprachmeister, der immer den tabakbraunen Rock an hat, und so in den mittleren Bürgershäusern gesehen wird. Er ist ein lebendiger, herumwandelnder Beweis meines Satzes."

„Der" — riefen ein paar Herren — „der ist ja der demüthigste, harmloseste Mensch, den es geben kann!"

„Er ist freilich harmlos," entgegnete der alte Mann — „aber er ist die Ruine und das Überbleibsel eines fürchterlich untergegangenen Hauses."

„Als die Revolution ausbrach, lebte in den Ardennen ein alter, ehrenfester Mann, der einzige Stammhalter eines einst bedeutenden Hauses, mit seinem Sohne, Mark Emil; — der Familienname thut hier nichts zur Sache. Vater und Sohn liebten sich so, daß sie zum Gespräche des Landes wurden. Sie konnten schier Keiner ohne den Andern sein. Der Vater ließ den Sohn auf dem Schlosse erziehen, hielt ihm die vortrefflichsten Lehrer, und nahm ihn, wo er ging und stand, immer mit sich."

„Der Sohn vergalt es durch Fleiß und sanfte Sitten, namentlich aber durch eine Aufmerksamkeit gegen den Greis, welche von einer Tochter nicht schöner erwartet werden konnte. Sie lebten ganz allein auf dem alten Schlosse, denn die Mutter war schon lange gestorben, und Verwandte kamen keine, weil keine mehr übrig waren. Emil schlief in einem Zimmer neben dem des Vaters."

„Die Thüre stand offen, und wenn der Greis sich regte, im Traume stöhnte, oder dergleichen, so stand der Jüngling auf, ging an das Bette und sah lange auf die geliebten, schlummernden Züge, ehe er wieder hinausging und seine Schlafstätte suchte."

„Der Vater, als Emil einmal krank war, saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte selbst die Arznei und wachte so lange, bis die Gefahr vorüber und der Anfang der Genesung eingetreten war."

„Wenn der Vater in den Wald gehen wollte, stand Emil mit dessen Jagdzeuge zurecht; wenn er ausfahren wollte, spannte Emil selber die Pferde ein; er holte ihm den Wein aus dem Keller, rückte seine Teppiche und prüfte gar mit eigener Hand die Weichheit seiner Kissen. Kaum konnte der Vater so viele Liebe des Sohnes vergelten; denn dieser bat nie etwas, heischte nie etwas, hatte keinen Wunsch, und wie auf dem Schlosse gelebt wurde, so war es ihm recht."

„Nur in einem einzigen Dinge wurden sie uneins, und diese Uneinigkeit führte Alles herbei, was später geschah. Emil hatte nämlich, da ihn die Jugend öfter auf weitere Ausflüge herumtrieb, wo ihm der Vater nicht folgen konnte, ein Mädchen bürgerlicher Eltern kennen gelernt, und in Kurzem liebten sich die jungen Leute."

„Emil, nach seiner sanften und abgezogenen Gemüthsart, gab sich der Schwärmerei dieses Gefühles hin und hielt es sehr geheim; das Mädchen, in ihrer Unschuld, folgte dem Zuge zu dem schönen Manne, war auch froh, wenn das Geheimniß gehütet wurde, und litt es, daß man bald in dem Garten, bald im Walde, bald sogar in der Ruine des alten Schlosses heimliche Zusammenkünfte hielt."

„Die Seligkeit, die sie verborgen mit sich herumtragen mußten, erfüllte sie ganz, daß sie kaum auf etwas anderes denken konnten, und band sie hinwieder desto näher zusammen, da sie die Einzigen waren, die sich dieselbe mittheilen konnten. Emil hatte keine Vorstellung, daß irgend Jemand etwas gegen diese Sache haben könnte."

„Im Sommer des zweiten Jahres fühlte sich das Mädchen Mutter, und nun überwand Emil seine Scham und sagte dem

Vater Alles, und verlangte sie zum Weibe. Aber der Vater gerieth in die äußerste Entrüstung, rannte in dem Zimmer herum, raufte sich die Haare, und sandte noch an demselben Tage, damit er aus den Banden gerissen würde, seinen Sohn nach Paris."

„Eben war dort der erste Taumel und die Entzückung über die Republik. Emil sollte in Familien und in das Leben der Welt eingeführt werden; aber die Stürme der Zeit verwirrten Alles, rückten die Dinge in andere Fugen, trennten den Briefwechsel zwischen Vater und Sohn — und so geschah es, daß Emil, von dem Geiste der Jugend und von der Verzweiflung ergriffen, in dem Heere des Generals Dumouriez gegen die Emigranten stand."

„In einem ganz unbedeutenden Gefechte, wo er, mit der Schärpe eines Offiziers angethan, ein muthiges Pferd ritt, hatte er zufällig einen Greis, ebenfalls zu Pferde, gegenüber bemerkt, welcher etwas ihm Bekanntes hatte. Er ritt näher gegen ihn und erkannte mit Entsetzen seinen Vater. Dieser erkannte ihn auch, riß seinen Degen aus der Scheide und drang auf ihn ein. Da Emil dieses sah, wendete er sein Pferd und floh."

„Die Franzosen hatten eigentlich gesiegt, und begriffen nicht, wie ihr Führer hinter dem Rücken seiner Schwadron fliehen könne, von einem einzigen Manne verfolgt; denn der Vater war hinter dem Sohne her; er ritt ein fast eben so gutes Pferd, und Emil konnte das Schnauben des verfolgenden Thieres hinter seinem Rücken hören."

„Plötzlich stand er vor einem Graben, der zu tief und breit war, um ihn übersetzen zu können. In dem Augenblicke wendete er sich um, riß sein Pistol aus dem Halfter und schoß den

Greis mitten in die Brust, daß dieser taumelte und vom Pferde sank."

„Die Sache geschah so schnell, daß Emils Leute noch nicht gefaßt waren, ob sie ihrem Führer zu Hilfe kommen, oder was sie sonst thun sollten. Im Augenblick des Schusses aber flogen sie herbei und sahen, daß bereits keine Gefahr mehr sei, indem der feindliche Reiter todt am Boden lag. Auch andere Schwadronen ritten an die Stelle hin, und ein Obrist klopfte Emil auf die Schulter und sagte: „Das hast du gut gemacht, daß du den Alten hieher gelockt und abgethan hast."

„Emil aber stieg vom Pferde, nahm sein anderes Pistol aus dem Halfter und zerschmetterte sich damit die Stirn."

„In der Brusttasche des Greises, von dem Blute seines eigenen Herzens befleckt, fand man das Concept eines Schreibens an Emil, worin er ihm ankündigte, daß das Mädchen einen schönen Knaben geboren habe, daß er sie selber kennen gelernt, daß er sie öfter besucht habe, und daß er einwillige, daß Emil sie zu seiner Gattin erhebe. Am Schlusse waren liebreiche Vorwürfe, warum er schon zwei Briefe unbeantwortet lasse, und weshalb er nicht komme, für die gute Sache und für die Gesetzlichkeit an seiner Seite zu stehen."

„Die Kameraden Emils waren über dessen That auf's Äußerste erstaunt und wußten dieselbe nicht zu begreifen. Erst spät klärte sich das ganze Räthsel, und Jeder bedauerte das Schicksal des Hauses. Der alte, gebrechliche Sprachmeister ist der uneheliche Sohn Emils. Die Güter des Geschlechtes wurden vom Convente verschleudert, und heute denkt kein Mensch in Frankreich mehr an die Habschaften und an den Namen dieses Hauses."

Als der Alte seine Erzählung geendet hatte, war eine Weile ein Schweigen, weil Jeden der Dämon des Vatermordes mit düsteren Augen ansah — dann redete man von dem Sprachmeister, und dieser hatte ihn da, jener dort gesehen; man wußte diesen und jenen Zug von ihm und hatte ihn schon lange gekannt — aber endlich wendete sich das Gespräch auch von dem Sprachmeister weg, und gerieth auf andere Dinge, die gleichgiltig waren.

Da die Stunde der Trennung gekommen, sagten sie sich schöne Dinge, gingen nach Hause, lagen in ihren Betten und waren froh, daß sie keine schweren Sünden auf dem Gewissen hätten.

Zwei Witwen.

Es ist eine sehr einfache Geschichte, welche ich hier erzähle, und sie mag sich recht oft ereignet haben; aber ihre Folgen mögen nicht immer gewesen sein wie hier.

Im Waldlande lebten zwei Witwen. Beide waren noch nicht alt, die eine noch nicht vierzig, die andere etwas über vierzig Jahre. Beide waren schöne Frauen, beide waren so wohlhabend, daß sie in der einfachen Waldgegend sehr anständig leben konnten, beide hatten ihr Vermögen nicht in liegenden Gründen, sondern in einer wohlangelegten Geldsumme, so daß sie nicht Gesinde und Arbeitsleute brauchten, sondern in einer reinlichen Wohnung ihren selbstgewählten Beschäftigungen, von einer einzigen Magd unterstützt, nachgehen konnten; beide hatten nur ein einziges Kind, beide hatten Männer gehabt, die dieses Kind gut erzogen, und beide waren sehr eingezogene und gewissenhafte Frauen.

Nun hören aber die Ähnlichkeiten auf. Die erste Ungleichheit war, daß die eine Ludmilla, die andere Creszentia hieß; die fernere, daß die ältere, Ludmilla, einen Sohn von sechsundzwanzig, die jüngere, Creszentia, eine Tochter von zwanzig Jahren hatte; dann, daß jede ihr Kind für weit schöner und besser hielt,

als das der andern; und endlich, daß sie sich immer, wenn sie zusammen kamen, widersprachen. Eine Gleichheit war wieder darin, daß ihre Kinder wirklich sehr schön waren, daß sie einander liebten, und Mann und Weib werden wollten. Und hierin widersprachen sich die beiden Witwen zum erstenmale nicht, daß sie es aus Liebe zu ihren Kindern zugaben. Ludmilla's Sohn hatte ein Zimmermannsgewerbe aufgerichtet, das in guten Schwung kam, und Creszentia's Tochter wattete als Hausfrau belebend in dem Gewerbe; des Glückes war um so mehr die größte Fülle, als beide junge Leute sehr heftige Herzen hatten, die die Gefühle der Zuneigung ungemein mehr umfaßten als andere Menschen. Noch höher wuchs die Freude, als nach dem ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein und nach dem zweiten ein Töchterlein geboren wurde, welche so schön waren, wie kaum Engel sein können. Nun aber endete für die Eltern das Glück; denn als der Knabe zwei Jahre, das Mädchen ein Jahr alt war, starben die Eltern in kurzer Zeit nach einander an einer hitzigen Krankheit, die eines dem andern mitgetheilt hatte. Das Zimmermannsgewerbe fiel auseinander, und die Kindlein waren hiflos da. Jede der Witwen wollte nun beide Enkel haben, bis der Pfarrer und die Nachbarn den Vergleich zu Stande brachten, daß Ludmilla den Knaben, Creszentia das Mädchen zur Erziehung erhielt. Ja, die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter gelobten sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht nur ihre Enkel sehr lieben wollen, was ohnehin der Fall war, sondern daß sie in Einigkeit und Friedseligkeit einander unterstützen wollen, das zeitliche und ewige Glück der armen Geschöpfe zu gründen.

So war das Beste im Willen und in der Aussicht.

Der Knabe Otto war in die reinliche Wohnung Ludmilla's gebracht worden, in welcher er ein schönes Kämmerlein und in demselben ein schönes Bettlein und niedliches Gewand und Spielzeug erhielt. Ludmilla hütete ihn mehr als den Apfel ihres Auges. Sie wurde durch ihre Magd bedient; der Knabe aber erhielt seine Pflege durch sie selber. Er liebte die Großmutter in Kurzem so, daß er alle Augenblicke seine kleinen Ärmlein mit Heftigkeit um ihren alternden Nacken schlang. Das Mädchen Clara erhielt in Creszentia's Wohnung und Schlafstube ein Bettlein, es erhielt alles Nothwendige, daß sein Körperchen warm und reinlich war, und es wurde von der Großmutter gepflegt und ernährt. Wenn das kleine Ding ein Bedürfniß hatte, wurde darauf geachtet und dasselbe gestillt; wenn es aber gesättigt war, in frischen und warmen Röckchen und Deckchen stack, und dennoch aus langer Weile oder aus einer andern Ursache mit Geschrei unbekannte Dinge verlangte, oder um des Schreiens willen schrie, legte Creszentia das Ding auf den Boden ihrer Stube, wandte ihm den Rücken zu, setzte sich nieder, und ließ es liegen und schreien. Es schrie noch heftiger und furchtbarer, wurde aber dann verdutzt, und schwieg endlich. Wenn es nach langem Schreien wieder aufgehoben wurde, lächelte es dankbar, weil es sich in seiner Hilflosigkeit erleichtert fühlte.

Ludmilla sagte, das sei hart, man müsse den Kindern nur Liebe zeigen, bis sie vernünftiger würden, und eine gute Lehre einsähen. Creszentia aber sagte, das sei nicht wahr. Clara gewöhnte sich an, nichts mehr zu verlangen, was die Großmutter verweigert hatte, weil das Verlangen doch fruchtlos blieb. Als Clara reden konnte, erzählte ihr die Großmutter schöne Dinge

und lehrte sie kleine Arbeiten. Sie führte sie viel in die freie Luft, daß sie sehr ermüdet wurde, gab dem Körper, was er brauchte, suchte ihm kleine Vergnügen zu bereiten, verlangte aber Arbeit und beugte sich nie vor Trotz.

Als Otto reden und gehen konnte, wurde er vor bösen Buben bewahrt, und schier immer zu Hause gehalten. Weil er wie seine Eltern heftig war, wurde er geschont, daß ihm der Zorn nicht schade. Er hatte die schönsten Kleider und Spielsachen, und die Wohnung der Großmutter war sein Bereich. Er liebte sie immer mehr, zeigte es ihr, und wußte sich oft vor Empfindung nicht zu fassen. Aber er folgte doch seinem Willen, nicht dem ihrigen. Wenn er zu dem Schwesterlein kam, herzte er es oder schlug es.

Als die Kinder in die Schule gingen, erhielten sie die Schulgeräthe. Clara ein schwarzes ledernes Täschchen, in welchem ihre Sachen waren, Otto eine rothe Tasche mit einer gestickten Blume, unter welcher seine Schuldinge bewahrt wurden. Clara hatte ein sauberes Röckchen zum Schutz und zur Wärme, Otto die schönsten Kleider unter den Schulkindern. Clara bekam nichts zum Essen mit in die Schule, weil sie zu Hause aß, Otto erhielt jeden Tages ein Stück Geld, um sich etwas zu kaufen, Clara ging allein nach Hause, Otto wurde jedesmal von der Magd geholt. Clara fürchtete den Lehrer, und machte ihre Schulaufgaben sehr ängstlich und genau, so gut sie es konnte. Otto liebte den Lehrer, antwortete oft sehr gut, aber nicht immer, und machte zuweilen seine Aufgaben nicht. Der Lehrer fing nach und nach an, gegen die Großmutter zu klagen, und als es die Großmutter Otto sagte, versprach er Besserung. Da aber die Klagen des Lehrers immer mehr wurden, und die Großmutter in Otto drang, nahm er sie um den Hals, küßte sie, weinte,

strich sich dann die Locken von dem wunderschönen Angesichte, richtete die blauen Augen auf sie, und sagte, wie sehr er ringe, er könne sich nicht helfen, er könne nicht alle die Dinge so thun, wie sie der Lehrer verlange.

Als die beiden Kinder zur Firmung gingen, war Clara mit einer Muhme ihrer Großmutter in einem weißen Kleidchen mit einer weißen Rose in der Kirche; Otto mit dem ältesten Sohne des Richters in einem Gewande, welches das schönste in der Gegend war.

Als die Schulzeit vorüber war, kam Clara in eine Arbeitschule, in welcher sie nähen, stricken und andere häusliche Dinge in größerer Vollkommenheit lernte. In der Zwischenzeit mußte sie zu Hause arbeiten, und sich sogar im Garten beschäftigen. Otto lernte zeichnen und rechnen, er kam mit vielen Freunden zusammen, sie zeigten ihm Spiele, er ging auf die Kegelbahnen, sie tanzten oft mit Mädchen in Gartensälen oder anderen Orten, er kaufte sich Pfeifen, Spazierstäbe, Ketten und verabsäumte seine Lernstunden, und da ihn die Großmutter dieser Dinge wegen mit Hunger strafen wollte, schlug er auf sie. Clara hörte er nicht an, wenn sie ihn bat, anders zu sein.

Er kam zu einem Baumeister, dann in ein Zimmermannsgewerbe, dann in ein Eisengewerke, dann wieder zu einem Baumeister und blieb nirgends lange. Er lernte geistige Getränke trinken, er lernte wetten und spielen, er suchte Tänze und Lustbarkeiten auf, er liebte die Gesellschaft seiner Freunde und die Scherze loser, schöner Mädchen. Da ihm die Großmutter Vorstellungen machte, da sie einmal im Jammer ihm zu Füßen fiel, und ihn bat, von seinem Treiben zu lassen, so flammte sein schönes Angesicht, er sagte, er könnte sich selber vor Wuth zer-

reißen, daß er diesen Dingen nicht ausweiche; aber er komme allemale wieder hinein.

Als er achtzehn Jahre alt geworden war, als ihm die Großmutter, welche immer seine Schulden gezahlt hatte, und welche sich in eine einfache, arme Kammer hatte ziehen müssen, nichts mehr geben konnte, gesellte er sich zu einem alten Weiblein, welches über das Gebirge ging, schlug das alte Weiblein an einer einsamen Stelle des Gebirges nieder, daß es als todt da lag, und raubte ihm vierzehn Guldenstücke, die es in einem groben Säcklein eingenäht hatte.

Die That wurde bekannt, Otto kam in die Gerichte und von ihnen in das Strafgefängniß. Clara lag in Thränen und Schmerzergüssen vor dem Bilde der gebenedeiten, schmerzhaften Mutter Maria in der Kirche, und flehte um Rettung und Besserung ihres Bruders. Ludmilla verkaufte ihre letzten besseren Kleider und ihre letzte sonstige Habe, um den Erlös dem alten Weiblein, das am Leben erhalten worden war, zu geben, um demselben überhaupt eine Erleichterung zu gewähren. Sie war dadurch selbst eine Bettlerin geworden. Aber Creszentia und Clara ließen sie nicht betteln gehen, sondern gaben ihr, was sie brauchte.

Ludmilla war das Augenmerk des ganzen Kirchspieles geworden, wenn sie abgemagert und in ihrer einfachen Kleidung täglich in die Kirche ging, dort die Messe hörte und noch fast den ganzen Vormittag da blieb, bis die Kirche gesperrt wurde.

Indessen war langsam und allgemach, aber endlich doch ganz die Zeit vergangen, die Otto in der Strafe hatte zu-

bringen müssen. Als er zurückgekehrt war, als ihm Creszentia die Mittel anbot, in ferner Gegend zu leben, um sich zu einem anderen Wandel zu schwingen, als er seine Großmutter sah, als er das Weiblein sah, das er niedergeschlagen hatte, als er die Spottblicke und das Hohnlächeln seiner Freunde und das Abwenden der Augen anderer Leute sah; kaufte er sich von dem Gelde, das ihm Creszentia zur Anschaffung der ersten Bedürfnisse gegeben hatte, eine Pistole und schoß sich auf dem Felde eine Kugel durch das Gehirn.

Ludmilla fiel in eine Krankheit, sie hielt während derselben fast unausgesetzt die nackten, abgemagerten, runzelvollen und vor Jammer fast bleigrau gewordenen Arme und Hände gegen den Himmel, und flehte, daß ihr Enkel von Gott doch nicht ganz verdammt werden möge, und so fuhr sie in die Grube. Creszentia ließ sie wohl bestatten, und fast alle Bewohner des Kirchspieles geleiteten sie zur Ruhe. — Creszentia und Clara widmeten ihre Zeit der Arbeit und dem brünstigen Gebete für alle ihre Dahingeschiedenen. — Clara zog sich ganz zurück, weil das Geschehene wie eine dunkle Wolke auf ihrem Gemüthe lag. Sie suchte Buße zu tun für die Sünden, die begangen worden waren. Alle Menschen liebten sie, und der Schatten des Schmerzes wurde allgemach lichter. Ein wohlhabender, gelassener und edler Mann kam eines Tages in ihre Einsamkeit, und bat sie demüthig, seine Gattin werden zu wollen. Sie willigte ein, sie lebten glücklich mit einander, hatten zahlreiche Kinder, und Clara erzog sie mit Hilfe ihres Mannes so, wie sie selber von Creszentia erzogen worden war, und sie geriethen in größerem und kleinerem Maße alle.

Crescentia starb im höchsten Alter mit Lächeln, und umgeben von ihrer Enkelin und deren Gatten und von ihren Urenkeln, den Kindern der beiden.

Möchten doch nicht oft ähnliche Geschichten erzählt werden können; ist das Ende nicht immer fürchterlich, so ist es doch nie erfreulich.

Die Barmherzigkeit.

Das kleine Mädchen Vita ist sehr krank gewesen.

Mehrere Tage lang lag es mit dem rothen Gesichtchen im Bette, die Augen standen in dem Gesichtchen auf die Mutter gerichtet, und kannten sie nicht. Dann schlief sie immer, zuckte mit den Händchen, und richtete oft Mund und Wänglein ein wenig empor, wie sie sonst that, wenn sie recht schön bitten wollte. Die Mutter saß Tag und Nacht an dem Bette, reichte Alles, schickte sogar den Schmerz fort, daß er sie nicht hindere, bis die rothen Wänglein blaß geworden waren, die blauen Äuglein matt, aber kühl im Haupte standen, sich leise regten und nach den Dingen im Zimmer sahen. Dann that sich der Mund auf und redete gerade wieder von den Sachen, von denen er geredet hatte, als er krank geworden war. Eines Tages aber, als schon Spielzeug auf dem Bette lag und eben ein schöner Morgen in das Zimmer schien, wurde die kleine Vita stille, sann nach, und fing dann bitterlich zu weinen an. Die Mutter neigte sich über sie, strich die Locken und fragte, warum ihr liebes Englein so weine.

„Weil ich schwer, schwer gesündigt habe."

„Wo hast du denn gesündigt, liebe Vita?"

„Ich habe damals Gott recht gebeten, er möchte den großen Wagen wegthun, der mir immer auf den Füßen gestanden ist,

und du hast gesagt, um was man den lieben Gott recht bittet, das thut er auch, aber den Wagen that er doch nicht weg, und er blieb immer, immer stehen. Da aber der Wagen doch jetzt weg ist, so sehe ich, daß du ihn weggethan und die schönen Puppen und Kleidchen hergelegt hast. Da dachte ich, Gott ist gar nicht barmherzig, und ich werde ihn auch gar nicht mehr anbeten. Da wird er mich nun strafen und doch sterben lassen."

Die Mutter sagte zu dem schluchzenden Kinde:

„Höre mich an, Vita, ich werde dir etwas erzählen, und dich um etwas fragen. Weißt du noch, wie das heiße Wasser auf deinen Arm rann, und er recht schrecklich schmerzte?"

„Ja."

„Was haben wir denn damals gethan?"

„Es ist der große Doktor gekommen und hat dir etwas gesagt."

„Und was habe ich denn dann gethan?"

„Du hast mich in das Bett gelegt, hast ein Tuch um den Arm gebunden, und hast mir recht, recht schöne Dinge gegeben."

„Und wie ist denn dann morgen oder übermorgen der Arm geworden?"

„Nun, gut ist er geworden."

„Hat er denn lange, lange noch geschmerzt?"

„Gar nicht mehr hat er geschmerzt."

„Als neulich das schöne Glasstängelchen abgebrochen war, mit dem du immer gespielt hast, wenn wir es auch mit einem Tuche eingebunden, und in das Bett gelegt hätten, wäre es auch wieder gesund und ganz geworden?"

„Nein," sagte das Kind, durch die Thränen lachend.

„Warum denn nicht?"

„Nun, weil — weil — Mutter, warum denn nicht?"

„Siehst du, weil in deinem Arme ein Fleisch ist, das wachsen kann, und ein lebendiges Blut, welches rieselt und das Wachsen befeuchtet. Und wenn ein Schaden kommt, und eine Wunde, so geht das Fleisch herzu und wächst zusammen, und das Blut kommt auch und befeuchtet es, damit es wachse. Das arme Glasstängelchen, wenn es einmal entzwei ist, muß so bleiben, und kann gar nie zusammen wachsen, weil es nicht lebendig ist."

„Ja, Mutter."

„Wer hat denn nun dem Fleische die Gnade gegeben, daß es wachsen kann, und dem Blute, daß es befeuchtet und heilet?"

„Gott."

„Wer hat uns denn das Herz so gemacht, mir und dem Vater, daß wir dich so lieb haben, und dir Alles geben müssen, was du brauchst, damit du leben kannst und damit du noch dazu recht viel Freude habest?"

„Gott, Mutter."

„Siehst du nun, Vita, wie Gott barmherzig ist. Weil er selber nicht überall hingehen und gleich helfen kann, da er zu majestätisch ist und in dem Himmel wohnet, so hat er alle Menschen so gemacht, daß sie es nicht sehen können, wenn ein anderer leidet, sondern daß ihnen das Herz zerspringt, und sie gleich hingehen und helfen müssen. Weißt du, wie du geschrieen hast, als sich das Kätzchen bald an der rothen Schnur erhängt hätte, wie du es herabgenommen, wie du es gestreichelt hast, bis es maulig wurde, und in deinem Schoße einschlief?"

„Ja, Mutter."

„Und dem großen Doktor hat es Gott in das Haupt gegeben, daß er die Eigenschaften der Kräuter und der Dinge kennen

lernen kann, damit er eine Salbe mache, wenn die Leute krank sind, oder einen Trank, damit sie wieder gesund werden. Und dem Feuer hat es Gott gegeben, daß es wärme, dem Wasser, daß es naß ist, der Sonne, daß sie scheine, dem Brote, der Milch, den Früchten, daß sie uns ernähren, und uns hat er den Verstand gegeben, daß wir diese Dinge immer besser einsehen und immer besser gebrauchen lernen. Überall schickt er die Menschen wie Schutzengel hin, daß sie helfen, und auch zu mir ist er in der Nacht gekommen, und hat gesagt, daß ich dir den großen Wagen wegthun soll. Siehst du es nun, Vita?"

Das kranke Kind hatte die klaren Äuglein immer hingerichtet, und aufmerksam zugehört, aber endlich fielen ihm die Lider zu, als wollte es schlafen, wie das gestreichelte Kätzchen. Es war längst schon überzeugt, und eine solche Beruhigung lag in dem Angesichtchen, als wäre Gott selber da gewesen, und hätte es gesagt; denn die Kinder glauben Alles, was die Eltern sage Die Mutter aber ging in das Zimmer daneben, und weinte sich dort aus, bis keine einzige Thräne mehr in ihr war. Sie wußte nicht, hatte sie aus Freude geweint oder aus Schmerzen.

Als sie nach einer Weile wieder heraus kam, schlief das Kind recht fest, die Wänglein waren wieder roth, aber nun von Gesundheit, auf dem Stirnlein standen kleine, lichte Tröpflein, und die Puppen lagen herum auf dem Deckchen und rührten sich nicht, daß der heilende Schlaf nicht unterbrochen werden möge.

Zwei Parabeln.

Der späte Pfenning.*)

Und es traten Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, welches Früchte trage für alle künftigen Tage und Jahre, es werde ein Haus des Herrn, wir wollen dann seine Jünger rufen, daß sie kommen und ihm sein Lob singen zu allen Zeiten des Tages, daß unter ihren Äxten sinke die dichte Pracht der Wildniß, die jetzt noch über alle diese Berge liegt, und der lieblicheren der Menschenhände weiche, daß sie dann hingehen und in ihrer Kirche die sanfte Lehre predigen, damit die Menschen kommen und horchen und gesittet werden, wie es vordem auch die Wildniß wurde, und daß sich eine Gemeine sammle, und von ihr der neue Wandel ausgehe in die Länder und in die Zeiten und so immer fort und immer fort." — — — —

„Und ich," sagte der Gründer des Werkes, „werde mein Gemüth aufthun, und gebe Grund und Boden und Berg und Thal und Wälder und Wässer, daß sie jagen und fischen."

*) Zum Besten der durch Brand am 26. Okt. 1841 verunglückten Bewohner von Spital am Pyhrn in Oberösterreich wurde ein „Album aus Österreich o. d. Enns" herausgegeben. Stifter konnte wegen einer Krankheit seiner Gattin die größere Arbeit, die er versprochen hatte, nicht liefern, und es erschien nur die vorstehende Parabel „als Nachtrag". Bei dem Brande hatte auch die schöne Stiftskirche großen Schaden gelitten. D. Herausg.

„Und ich," sagte sein Freund, „werde die Hand aufthun und mehr als tausend Goldgulden geben, daß sie ihr Haus und das des Herrn aufrichten und bestellen mögen."

„Und ich gebe auch, und ich auch, und wir alle!" riefen die Andern, und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander, und das Werk war beschlossen.

Und wie nun in der Stille der Wälder der Lärm begann von den stürzenden Bäumen und den Schlägen der Äxte, und wie die Gerüste emporstiegen, und die Lieder der Baulente klangen, und an dem wachsenden Gemäuer hundert Hämmer klopften, da ging der Ruf von dem neuen Wunderwerke in die Welt, und in deren Herzen schon der Same des Heiles Christi war ,die kamen Alle, Einer um den Andern, und brachten Gaben zu dem Werke, große und kleine, wie es Jeder vermochte, und baten, daß man sie nehme und in irgend einem Gliede des Ganzen einbaue, daß sie Theil hätten an dem Werke Gottes und ein Gutes thäten für die Ewigkeit.

In derselben Zeit lebte ein armer Mann in den Bergen, dessen nur ein Bogen und eine Haue war, zu jagen im Walde und zu graben auf dem Felde, daß er den Seinen Nahrung erwürbe. Auch zu ihm in die Öde verlor sich der späte Ruf des Dinges, was man weit draußen in dem schönen Thale bereite. Er hing den Bogen an die Wand seiner Hütte, die Haue aber gab er seinem Sohne und lehrte ihn, was er zu thun habe und zu graben, dieweil er ferne sei — er aber schnitt im Morgengrauen einen Stab aus dem Haselgebüsche und wanderte fort, da er früher ein Säckelchen von Pfenningen in seinem Gewande verborgen. Des Weges aber war es sehr weit und mühselig, und zuletzt ergriff ihn noch Krankheit, daß er seine Pfenninge alle bis

auf einen dem harten Wirth darreichen mußte, der ihn verpflegte. Und als er endlich sein Ziel erreicht hatte, so sah er das große, schöne, heilige Haus fertig vor seinen Augen glänzen, und eine Menge Volkes war versammelt, und staunte und betete, ihm aber wurde es sehr schwer um das Herz — aber der Pfenning in seiner Tasche war Gottes angelobtes Eigenthum und mußte übergeben werden, sonst wäre der Mann alsogleich umgekehrt und nach Hause gegangen; so sehr schämte er sich selbst und der Gabe. Mitten im Volke, stattlich und hoch zu Rosse, hielt der Herr, der Gründer des Werkes, und sah strahlenden Antlitzes umher — da trat ihn der arme Mann bescheiden an und sagte die Worte: „Herr, ich habe hundert Pfenninge genommen, und gelobt, was mir davon nach demüthiger Weggehrung überbleibe, dem neuen Gotteshause zum Opfer zu bringen, daß ein Steinchen davon das meinige sei und der Herr darauf mit Wohlgefallen sehe, — allein der Engel der Krankheit hat mich unterwegs heimgesucht, und alle die Pfenninge gingen hin bis auf einen, er ist Gottes, und ich bin noch den Weg eines Tages gegangen, um ihn zu übergeben. Herr, zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr aber sah ihn an und sagte: „Sei gegrüßt, und sei bedankt für deine Gabe, das Haus ist zwar fertig, aber es glänzen noch nicht alle seine Fenster; für deinen Pfenning wird eine der Scheiben gesetzt werden — Gott segne dich, mein Sohn."

„Amen!" sagte der arme Mann, „nun aber, Herr, lasse mir aus deinem weltlichen Eigenthume eines deiner Brote reichen, daß ich zurück zu den Meinigen könne, der Trank quillt mir überall aus den Bergen."

Der Herr und Gründer des Werkes empfing den Pfenning, und legte ihn andächtig zu den Schätzen des Gotteshauses, dem Wanderer ließ er aber Brote und Fische, Wein und Fleisch reichen und Anderes, was seine Speisekammer vermochte, damit er sich mit Wegzehrung belade — der Mann aber nahm nur ein einziges der Brote, betete an der Schwelle des neuen Hauses, schnitt einen neuen Stab aus dem Haselbusche und wanderte heimwärts.

Und Tage und Wochen vergingen, das Werk stand fertig da, blank, als wäre es mit einem Winke gegossen worden, die Stimmen der Brüder ertönten darinnen zur Ehre Gottes, und wenn es Abend wurde, erglänzte die ganze Fensterreihe in Purpur und Gold, und darunter die Scheibe des armen Mannes so rosig und hold wie die andern, so von Fürsten und reichen Leuten gesetzt wurden.

Und tausend Tage sind vergangen und wieder tausend und tausend — der Gründer und der arme Mann waren längst todt, ja ganze Geschlechter hatten gewechselt und waren vergangen, ja, nicht einmal mehr die alten Bäume standen auf den Bergen, sondern ihre Enkel und Urenkel, dünner und sparsamer; denn sie waren besiegt von einem unscheinbaren, schwachen Halme, der aber allmälig und siegreich ist über alle Wildniß der Erde — dem schönen, wallenden Korne — andere Zeiten und andere Sitten waren gekommen: siehe, da gefiel es dem Herrn, den Engel der Prüfung zu senden über sein Haus und dessen Diener, er entfaltete sein goldenes, funkelndes Panier, das wunderbare Feuer, über den Dächern, und sie wurden weggezehrt unter seinem Hauche, und weggezehrt wurde Alles, dahin nur eine Falte des Paniers zu wallen vermochte, und die Trauer-

kunde drang in die Länder, und es waren Viele, die da trauerten um das, was vergangen, und die da trauerten um das, wie es wieder sollte gutgemacht werden.

Und es traten ihrer Etliche zusammen, und sagten: „So lasset uns ein Werk gründen, das da fruchte für alle künftigen Tage und Jahre; es sind ihrer, die nicht Gold und Silber haben, es niederzulegen an dem Hause des Herrn, aber in ihrem Haupte sind allerlei liebliche Gedanken und in ihrem Herzen Gefühle, die sie auszusprechen vermögen, daß die Andern, die es nicht können, sich daran erfreuen — lasset uns nun ein Werk der Gedanken errichten, daß die Gaben dafür niedergelegt werden an dem geschädigten Hause." Und dann schlug man zur Bekräftigung die Hände in einander und das Werk war beschlossen.

Es erging nun der Ruf, und wie vor den tausend und tausend Tagen, kamen auch jetzt die Gaben, große und kleine, wie jeder es vermochte. Unter ihnen aber lebte wieder ein armer Mann, dessen nichts war, als der Drang seines Herzens, zu Zeiten auszudrücken, was er empfinde, daß sich hie und da ein Einzelner daran erfreue. Der Mann nun suchte emsig in der geringen Habe seines Hauses, nicht um Gold und Silber, das ihm nicht eigen, sondern um wenigstens hundert Pfenninge zu finden, auf daß er sie sende: aber da lag das Eheweib des Mannes in schwerer Krankheit, und er saß zu ihren Häupten und mußte immer in ihr Antlitz sehen, und da verging die Zeit, und der Pfenninge wurden immer weniger, bis auf einen; denn das kranke Antlitz verzehrte alle seine Gedanken. Diesen einen Pfenning nun, als angelobtes Eigenthum Gottes, brachte er dar und sagte: „Herr, lasse dir dieses angelobte Blatt, das ich hier bringe, gefallen, und setze dafür wieder die Scheibe jenes armen

Mannes, welche im Feuer zersprungen, und zürne nicht deines Knechtes."

Der Herr des Werkes aber war freundlich, und legte andächtig den Pfenning zu den andern Schätzen, welche die Fürsten und Reichen gegeben: „Ziehe hin," sagte er, „das Werk ist zwar fertig, aber für deine Fensterscheibe ist noch Raum, und möge sie im Abendrothe nicht minder hold glänzen, wie die jenes armen Mannes, wenn in deinem Herzen dasselbe Gold der Absicht ist, wie in jenem deines Vorgängers."

„Amen, es ist so," sagte der arme Mann, und schied getröstet von dannen.

Der Tod einer Jungfrau.

Ein Kind, ein Mädchen, wuchs in heiterer Fröhlichkeit heran. Das Mädchen wurde zur Jungfrau, welche in gütevoller Unschuld fort blühte. Ehe das zweite Jahrzehent ihres Lebens um war, mußte sie sterben — und alle künftigen Jahre voll blühender Himmel, voll geträumter Hoffnungen, voll erwarteter Freuden — das ganze, lange Leben, mit schönen Handlungen angefüllt, etwa an der Seite des Gatten, in der Mitte lieblicher Kinder, in dem Walten des Hauses, wo sie als Muster der Güte und Tugend vorleuchten konnte, in dem hohen Alter, wo sie wieder von den dankbaren Kindern und Enkeln gepflegt wird — Alles, Alles ist abgeschnitten und dahin. Was die Eltern, selber nun einsam über den schon hinabsteigenden Bogen der Lebensbrücke wandelnd, an dem Kinde zu sehen hofften, das erst freudig die ersten Stufen jener Brücke hinauf zu gehen anhob — ist dahin. Was auch die andern Kinder, die geblieben sind, bringen mögen: aus dem Kranze der Freuden ist eine Blume dahin, und der Schmerz — wenn es auch irrig wäre — sagt immer: „Die verlorene Blume wäre die schönste gewesen."

Die Mutter der gestorbenen Jungfrau, eine stille, gute Frau, die sich so gerne ergeben hätte, wenn nur der große

Schmerz und die Ergebung zu vereinigen gewesen wären, wenn nur nicht die Seele alle Dinge sagte, welche den Schmerz nähren — wie gut die Verstorbene war, wie sanft, wie liebreich gegen die Eltern, wie schonend gegen die Leiden der Mutter, wie milde fühlend gegen die Krankheit des Vaters, den sie so lieblich und besorgt führte, wie werth sie aller künftigen Belohnungen des Lebens gewesen wäre, und wie arm sie nun sei, daß sie in dem kühlen Grabe liegen müsse — die Mutter des Mädchens, die alles das fühlte, und noch viel mehr, was sie nicht sagen konnte, saß eines Tages in der Abenddämmerung in ihrem Stübchen, und weinte, und klagte den grausamen, furchtbaren, häßlichen Tod an, daß er so viel hinweg nehmen könne, was keine Wiederkehr erlebe, und sagte sich die schmerzenreichsten Dinge, die ihr die heißesten Thränen aus dem Herzen in die Augen trieben, immer wieder und immer wieder vor. Als es auf diese Weise dunkler und dunkler geworden war, und nur der Schein der schmalen Mondessichel, die an dem Himmel stand, auf die Geräthe der Stube fiel — denn die Frau hatte vergessen, ein Licht anzuzünden — stand mit einem Male ein sehr schöner Engel vor ihr. Seine Haare flossen so licht und lieblich von der Stirne über den Nacken hinab, seine Augen waren so groß und so sanft und so trauernd, seine Gestalt war einfach, klar und licht, daß nicht eine einzige, auch nicht die kleinste Makel an ihr war.

„Ich bin von deiner Tochter gekommen," sagte der Engel, „um welche du immer weinest. Gott hat ihr Ziel erfüllt. Ihre Aufgabe auf dieser Erde ist gewesen, ein gutes, folgsames Kind zu sein, eine reine, unschuldige Jungfrau zu werden, dieses Bild der Güte in dem Herzen der Ihrigen zu hinterlassen, und zu sterben. Ihr hat sich das schönste Loos entfaltet. In der Jugend,

wo alle die schönen Engel in das Herz des Menschen einziehen und es mit holder Freude erfüllen — der Engel der Tugend mit der sanften Befriedigung, der Engel der Hoffnung mit dem Morgenrothe lieblicher Zukunft, der Engel der Schönheit mit dem Spiegel des Herzens, in dem sich Alles spiegelt, was groß, erhaben, freudenreich, sittlich, sanft und holdselig ist — in dieser Zeit, wo der einzigste und innigste Schein der Freude um das menschliche Herz liegt, ist sie hinweg genommen worden, und alle Dornenwege des Lebens sind ihr erspart worden; denn die Engel der Jugend bleiben nicht immer in dem Herzen, sie zeigen ihm das Schöne, und gehen dann fort, es ihm überlassend, ob es dasselbe ausführen will oder nicht, dann kommen, ach! wie oft, ganz andere, manchmal böse Engel — die Sorge, das Unglück, die Qual, der Irrthum, und wie oft, wie oft auch die Sünde mit dem Gefolge des Schmerzes und der Reue, und oft der Zerstörung. Diese harten Stufen, die die Menschen zu übersteigen haben, ehe sie in ein anderes, nicht gekanntes, nicht geahntes, nicht begriffenes Leben eingehen, sind ihr erspart worden; auf weichen Flügeln ist sie hinüber getragen worden in das Leben, dessen Seligkeit noch in kein irdisches Auge gekommen ist, und auch von keinem irdischen Auge gefaßt werden könnte. Du hast gesagt und gedacht, daß sie für ihre Güte belohnt werden sollte — und dieser Lohn ist ihr gekommen. Weißt du denn nicht, daß schon in der alten Heidenzeit, wenn eine Mutter um den höchsten Lohn für die höchste Tugend ihres Sohnes bat, der Tod für diesen höchsten Lohn angesehen wurde?"

Die Mutter des gestorbenen Mädchens, welche immer geglaubt hatte, sie träume, aber doch die Augen von dem Engel

nicht abwenden konnte, gewann die Kraft, ihre Lippen zu öffnen, weil der Engel gar so sanft, gut und milde war — und sie fragte: „So hat meine Tochter jetzt gar keinen Schmerz mehr?"

„Weil keinem Erdengebornen der Schmerz erspart werden kann," antwortete der Engel, „und weil keine Geburt ohne Schmerzen ist, so ist es auch nicht die Geburt zum andern Leben, und deine Tochter mußte daher die lange Krankheit vor ihrem Tode überstehen. Jetzt aber hat sie keinen andern Schmerz, als nur den, daß sich ihre Eltern und Geschwister zu sehr um sie grämen. Sie ist eine der Seligen. Sie hat nichts verloren, sondern gewonnen. Nur die auf Erden zurückgeblieben sind, haben verloren. Sie haben die Hoffnungen, die sie an sie geknüpft, verloren, sie haben die Freuden verloren, die sie an ihr erlebt hätten, sie haben das Bild der Güte und Liebe verloren, das sie ihnen täglich vor Augen gestellt hätte. Um den eigenen Verlust trauern ist desto sündhafter, je mehr man an sich selbst denkt — jene Trauer darfst du nicht haben. Aber der edle, sanfte Schmerz ist erlaubt, den man darüber hat, daß das liebe, holde Beispiel der Güte und Unschuld in den Tagen nicht mehr um uns ist, die wir noch zu leben haben. Dieser Schmerz macht besser und reiner, und ist ein schönes Opfer, das man Gott bringen kann. Habe ihn, und er ist ein Kleinod deiner Seele und deines Heiles; daß du aber mehr hast, und dich ihm hingibst, mischt sogar Trauer in die Seligkeit deiner Tochter, die im Himmel ist."

„Hast du sie getröstet?" fragte die Mutter.

„Ich habe sie schon getröstet," antwortete der Engel,

„als ich sie durch die dunklen, süßen Blumen des Todes führte."

„Wer bist du denn?" fragte die Mutter, „daß du so sanft, freundlich und so schön bist?"

„Ich bin der Todesengel," antwortete er.

„Du bist der Todesengel," sagte sie, „und bist so lieblich? Führst du denn alle Menschen von hinnen?"

„Alle," antwortete er.

„So wirst du auch uns hinüber führen?" fragte sie.

„Ich werde auch euch," antwortete der Engel, „wenn eure noch übrigen Tage aus sind, zu ihr, der Vorausgegangenen, hin führen, daß keine Trennung, kein Leid, keine Irrung ist."

„O gehe auch zu dem Vater, und zu den Geschwistern," bat sie, „und tröste sie."

„Ich kann ihnen nicht erscheinen," antwortete der Engel, „weil ihre Herzen nicht so vorbereitet sind, aber gehe hin, und erzähle ihnen, was du gesehen hast, und sie werden getröstet werden."

Der Engel verschwand. Die verwaiste Mutter saß in dem Gemache, der freundliche, schmale Mond legte glizzerndes Silber in die Ecke ihrer Fensterscheibe, und traf in sanftem Glanze die Dinge des Zimmers — und in dem Herzen der Mutter war es, als käme in den großen, großen Schmerz, der in demselben war, ein Tropfen süßer Seligkeit von dem Himmel herab, in welchem ihre Tochter nun wohnte.

Gedichte.

Die Gründung von Kremsmünster.

Wo jetzt die Kremse fette Wiesen tränkt,
Und still durch saatenreiche Felder wallet,
Wo jetzt der Schnitter seine Sichel schwenkt,
Und frohes Läuten durch die Gegend hallet,

Wo freundlich, in der Bäume Grün gehüllt,
Auf Hügeln reiche Meierhöfe prangen,
Wo jede Flur ein reges Leben füllt,
Wenn kaum der Vögel Morgenlieder klangen;

War noch vor mehr als tausend Jahren Wald,
Verworren, unabsehbar ausgebreitet,
Für wilde Thiere nur ein Aufenthalt,
Und Tod war dem, der ihn betrat, bereitet.

Da hausten Wölfe, Bären, Eber nur,
Und wüstes Heulen streifte durch die Öde,
Da fand man nimmer eines Menschen Spur,
Da tönte nie die süße Menschenrede.

Hieher kam einst, nach seiner Jugend froh,
Nicht ahnend, daß ihm hier ein Grab bereitet,
Der Sohn des Bayerfürsten Thassilo,
Prinz Gunther, von Begierd zur Jagd geleitet.

Von Lorch, das dazumal auf kurze Zeit
Sein Vater sich zum Aufenthalt gewählet,
Durchstreift er diese Forste weit und breit,
Von Thatenlust und frischer Kraft beseelet.

Der Freund' und Jagdgefährten achtet er
Gering; er eilt voran im Kampfesmuthe,
Und manchen Eber trifft sein sich'rer Speer,
Und manchen Bären streckt er hin im Blute.

So immer weiter treibt ihn die Begier
Nach Beute fort; doch als der Tag entflossen,
Da rufen ängstlich ihn, bald dort, bald hier,
Zur Wiederkehr die Hörner der Genossen.

Und wie sie harren, sieh', da kommt sein Hund,
Verlechzend fast und weit den Rachen offen,
Und macht durch ungestümes Winseln kund,
Daß den Vermißten Schreckliches betroffen.

Bei Nacht noch brach der Vater auf,
Als er nach Lorch die Schauerpost vernommen,
Und jagte hin in vollem Rosses Lauf,
Woher des Prinzen treuer Hund gekommen.

Als sich'rer Führer lief das Thier voran,
Und brachte sie zu einer kleinen Quelle.
Hier trafen sie im Blut den Jüngling an,
Doch war entfloh'n ihm Leben schon und Seele.

O trauervoller Anblick! Ach, hier liegt
Des Vaters Trost, die Hoffnung seiner Lande,
Da liegt er bei dem Feind', den er besiegt,
Bei einem Eber schmählich in dem Sande.

Da liegt er, dessen Herz so edel schlug,
Der feurigkühn nach großen Thaten glühte,
Der hohen Sinn im jungen Herzen trug,
Der schön und stolz im Kreis der Seinen blühte.

Da liegt — doch wer vermöchte das Gefühl,
Das gräßlich nun den Vater preßt, zu schildern!
Das tiefste Leid, die höchste Freude will
Nicht ausgesprochen sein in eitlen Bildern.

Als sich der Fürst dem ersten Schmerz entwand,
Da blickt er auf im stillen Kreis der Seinen,
Der stumm und schaudernd um den Todten stand,
Und spricht mit leisem, unterbroch'nem Weinen:

„So sollen denn die theuren Reste hier,
In diesem Wald', die Grabesruhe finden?
So soll den heißgeliebten Sohn mit mir
Kein Zeichen der Erinnerung verbinden?"

Er spricht's, und sieh'! in dunkler Nacht erschien
Ein blendend weißer Hirsch mit hellen Lichtern
Auf dem Geweih; die Diener sehen ihn
Und stummer Schrecken staunt auf den Gesichtern.

Doch ruhig steht der edle Herzog da,
Es füllet tröstlich seine Brust die Ahnung,
Daß sich in Segen wandle, was geschah,
Und laut verkündet er die inn're Mahnung:

„Sein Grab sei hier, ein Denkmal steig' empor,
Doch nicht ein Mal, das Wettersturm vernichtet,
Es gehe Trost und Heil daraus hervor,
Und für die Ewigkeit sei es errichtet.

Die Wildniß soll ein Sitz für Menschen sein,
Und Freude blüh'n, wo meine Thränen flossen,
Aus meines Gunthers moderndem Gebein
Soll Leben vielen Tausenden einst sprossen!"

So ward dem Grab der theure Leib vertraut
An jener Stelle, wo der Hirsch erschienen,
Und schnell von Holz ein Kirchlein aufgebaut,
Daß es her Stätt' als Zeichen möge dienen.

Doch statt des Kirchleins mußt' in kurzer Zeit
Ein hoher Dom die Grabesstätt' umfangen
Daß Freude jedem Herzen ward, wenn weit
In's Land hinaus der Glocken Töne drangen.

Des Benedictus Ordensbrüder dann
Bracht' zum Altar der Fürst hieher aus Bayern,
Und wies die ganze Gegend ihnen an
Zum Unterhalt und Gottesdienst zu feiern.

Von ihren Äxten krachend bricht der Wald,
Dem heit'ren Lichte weicht der dumpfe Schatten,
Es sprießt die Saat, der Lerche Lied erschallt,
Und lustig grünt es auf den jungen Matten.

Und wie um's Kloster her der Menschen Zahl
Sich mehrt, erhebt sich manches Thürmleins Spitze,
Vergoldet von des Morgens frühem Strahl
Und von des Abends letztem Sonnenblitze.

Und an dem hohen Münster gründen sie
Der Tugend eine Stätte und dem Wissen,
Daß beides in des Jünglings Herzen glüh',
Und er zu hoher That werd' fortgerissen.

So steigt ein segensreicher Tag herauf,
Und ruht mit sanftem Lichte auf den Fluren,
Es bringet jeder neue Tageslauf
Der beff'ren Menschheit neue Segensspuren.

O Heil dem Stifter heute noch! Wir weih'n
Ihm unsern Dank am Denkmal seiner Trauer,
Wo sich aus Staub, aus moderndem Gebein
Ein strahlend Werk erhob von ew'ger Dauer.

Für die Abgebrannten.

Der Lenz mit glänzendem Gefieder,
An Liedern und an Blumen reich,
Er stieg auf's neu' vom Himmel nieder
Und macht die Erde sanft und gleich.

Da gibt's ein lustiges Gedränge,
Es strebet Keim um Keim hervor,
Und hoch mit trillerndem Gepränge
Steigt Lerchengottesdienst empor.

Durch uns're Fenster schau'n die Lüfte
So himmelsmild und dunkelblau,
Durch uns're Fenster zieh'n die Düfte
Von Garten, Feld und Wald und Au.

Und auch in Menschenherzen ziehet
Ein neues Frühlingswehen ein,
Und auch im Menschenherzen blühet
Ein süßer, lichter Blumenhain.

Drum reichen sie sich gern die Hände
Und freu'n sich gerne im Verein.
So schließen heut' auch diese Wände
Ein solches Freudenkränzchen ein.

Ich seh' kein Aug' in diesem Saale,
Aus dem nicht Lieb' und Freude blickt,
Aus dem es nicht vom Herzen strahle,
Wie Lust und Leben ihn entzückt.

Da drüben stehen schwarze Mauern,
Kein Dach, kein Balken ist darauf;
Sie stehn auf grünem Feld mit Trauern
Und sehn zu blauer Luft hinauf.

Ihr kennt ihn ja, den Ort der Freuden,
Den gern der Städter sonst besucht,
Er stehet nun, ein Ort der Leiden,
Von schwerem Schicksal heimgesucht.

Um eine Spende wird man bitten,
Leg' jeder gütig etwas ein;
Soll denn in schönen Frühlings Mitten
Das einz'ge Dörfchen traurig sein?

Des Todes Wiegenlied.

Geht, laßt sie schlummern süß und mild,
Laßt mir der Mutter Ebenbild!
Ihr dürft um sie nicht bange sein,
Ich wiege alle Kinder ein.

Still, Liebchen, weine nun nicht mehr,
Des Himmels Vater liebt dich sehr,
Er will dich von dem Schmerz befrein,
Du sollst ein schöner Engel sein.
Nicht wahr, du bist so matt und müd'
Und deine Rosen sind verblüht,
D'rum nimm dafür den Rosmarin,
Er soll in Freud' und Leiden blühn.
Kann dich ein Spielchen noch erfreun?
Es soll zu deinem Dienste sein,
Mohnblume, Sense, Stundenglas;
Du kannst dir wählen dies und das.
Doch still, mir scheint, sie hört mich nicht,
Hört, was sie noch im Schlummer spricht:
„Ach, Vater, Mutter, Gott mit euch!
Ich gehe in das Himmelreich."
Seht, wie das holde Äuglein bricht,
Sanft schläft sie nun, o weckt sie nicht.
Sie ging in ihres Vaters Haus,
D'rum lösch' ich meine Fackel aus.

Leben.

Es steht ein grünes Stäudlein,
Ein schönes Pflanzenkind,
Auf einem kleinen Weidlein,
Wo Gras und Kräuter sind.

Zwei Häslein sitzen drunter,
Eins schwarz, das andre weiß,
Sie nagen dran ganz munter,
Sie nagen dran mit Fleiß.

Strebt jedes, daß es nage,
Damit es werd' vollbracht;
Das eine nagt am Tage,
Das andre bei der Nacht.

Das Stäudlein immer spendet
Dem Häslein neues Grün;
Doch einmal war's geendet,
Das Stäudlein war dahin.

Freundesliebe.

Wenn sich die Zeiten öfter wenden,
Und manches Glück von uns entweicht,
Und dann der Tag mit Launenhänden
Uns wieder große Freuden reicht:

Ist uns ein Faden mitgegeben
In lieben Freundes Bruderherz;
Er zieht durch dieses ganze Leben
Und über Gräber himmelwärts.

Im Traume.

Ich kannte zwei schwarze Augen,
Und liebte sie gar so sehr.
Wohl hab' ich sie längst verloren,
Doch vergessen hab' ich sie nimmermehr

Und heut' im Traume sah ich sie wieder
Das süße Paar, es war traurig und trib,
Und schaute mich an so freundlich,
Als hätt' sie mich wieder lieb.

Sie hielt mich fest an ihren Händen,
Und Geigen erschallten rings so laut,
Und ihr Vater war da und Mutter und Schwestern
Und sagten so freundlich: sie sei meine Braut.

„Du tanzest so gut, mein Lieber!"
„„Lieb' Mädchen, denkst noch zurück?""
Und leis' erstanden die alten Worte
Und schüchtern Lieben und neues Glück.

Und Schwesterchen kommt geschritten
Und fordert mich auf zum Tanz,
Und walzte wie ehe mit mir, und sagte:
Bist doch noch der Alte ganz.

— — — — —

Der Tag ist wohl gekommen,
Die Sonne scheinet wieder klar:
Und alte Lieb' ist wieder entglommen,
So heiß sie einst im Herzen war.

* * *

Noch einmal möcht' ich sie sehen,
Die nie mein Herz vergißt,
Wie sie mir einstens gut war —
Ob denn noch etwas übrig ist.

Ich sah' sie nur von ferne,
Ob sie noch die alte blieb,
Und thät ihr nimmermehr sagen,
Wie sehr ich sie noch lieb'.

Trümmer.

Stehst noch immer da, o Fichte,
Düstergrüner Baum,
Stehst im feuchten Mondeslichte,
Rührst die Zweige kaum.

Denkst du noch — vor vielen Jahren
Ging ein Paar vorbei,
Herz in Herz so selig waren,
Ob's in Eden sei.

Und so tausend Himmel winkten
Jahr um Jahr hinab.
Und so glüh'nde Sterne blinkten
Bis an's ferne Grab.

Denkst du noch — da ging's hinüber,
Wo die Erle steht,
Von dem Hügelsaum herüber
Nur ihr Kleid noch weht.

Und hinunter zu dem Flusse,
Wo die Welle rauscht,
Und im heiligen Erguſſe
Wird der Schwur getauſcht.

Und die Tanne weicht zurücke,
Und der Fels beugt aus,
Wie ſie gehn mit ihrem Glücke
In dem Waldeshaus.

Tröſtung.

Und wölbt ſich nicht da oben
Der Himmel überall,
Und wandern nicht die Globen
So golden in dem All.

Und Regen träufelt nieder
Auf Stein und Fels ſo mild,
Aus Thränen blickt dann wieder
Das warme Sonnenbild.

Dann ſind die ſchönen Wälder,
Und manches liebe Thal,
Und tauſend bunte Felder
Und Quellen ohne Zahl.

Hat nicht all' das gegeben
Der Herr an deine Brust?
Warum, du thöricht' Leben,
Ist sie nur deine Lust?!

Abschied.

Nun sind sie vorüber, jene Stunden,
Die der Himmel uns'rer Liebe gab,
Schöne Kränze haben sie gebunden,
Manche Wonne floß mit ihnen ab.

Was der Augenblick geboren,
Schlang der Augenblick hinab;
Aber ewig bleibt es unverloren,
Was das Herz dem Herzen gab.

An die österreichische Besatzung zu Rastatt.

Seid hoch gegrüßet, Ihr Helden der Pflicht,
Gegrüßet, Ihr Helden der Treue!
Was lebt und was gut ist, vergißt sie nicht,
Die That Eurer herrlichen Weihe.

Euch nennet der Bruder im wälischen Land,
Und schickt Euch den Gruß seiner Liebe,
Euch nennet, was kämpfet am Donaustrand,
Und beseelt ist von ähnlichem Triebe.

Euch nennet, was immer sich stark vereint
Um Recht und um Pflicht und um Sitte,
Es jubelt, daß Keiner es schlecht gemeint,
Nicht Einer aus Euerer Mitte.

Und wer auch die Anderen wendete ab,
Der führet sich selbst zu Gerichte,
Er trägt sein eigenes Werk zu Grab
Und macht sein Beginnen zu nichte.

Denn, was nur als groß auf Erden besteht,
Besteht durch Sitte und Treue,
Wer heute die alte Pflicht verräth,
Verräth auch morgen die neue.

D'rum wird Euch nennen das Buch der Welt,
Die Geschichte, als Treue und Retter;
Ihr steht, wenn das Gute den Klang behält,
Auf einem der goldenen Blätter.

Zum siebenzigsten Geburtstag.

(An Zedlitz.)

Wie die Zeiten rollen,
Werden wir gewahr,
Wenn wir zählen wollen
Rückwärts Jahr um Jahr.

Da erscheint es eben,
Wie in kurzer Frist
Wieder ein Stück Leben
Hingegangen ist.

Und so kommt das Ende
Manchem ganz und gar,
Ehe seine Hände
Fassen, was es war.

Nur dem goldnen Sänger
Fließet nicht die Zeit,
Ihm steht dieser Dränger
Fest als Ewigkeit.

Wenn vom Haupt' ihm leuchtet
Mattes Silberweiß,
Wenn das Aug' ihm feuchtet,
Wie er ward ein Greis:

Kommt zu ihm in Schaaren
Einstiges Gefühl,
Wie die Tage waren
Drängt sich's im Gewühl,

Und wie liebe Kinder
Schauen sie ihn an,
Linder stets und linder
Schmiegt es sich heran.

Und es weichet nimmer,
Was das Herz ihm schwellt,
Und es wirft den Schimmer
Rings auch auf die Welt.

Klarer stets und klarer
Wird, was er gethan,
Wahrer stets und wahrer
Sehn's die Menschen an.

Und wenn Völker sanken
In das dunkle Grab,
Leuchten die Gedanken
Wie ein Stern herab.

Wie der Mensch auch handelt,
Stehet fest der Stern,
Wie die Welt sich wandelt
Glänzt er mild und fern.

Auf das Grab einer Mutter.

So ruh' im Frieden nun bei deinen Kindern,
Die Gott vor dir sich nahm als junge Saat,
Nichts konnte deine Sorge um sie mindern,
Bis er zu ihnen dich gerufen hat.
Und uns, die wir an euern Gräbern weinen,
Den Gatten und den Sohn, den er noch gab,
Auch diese wird er einst mit euch vereinen,
Und dann ist keine Trennung und kein Grab.

Zur goldenen Hochzeit.

(Die zwei Enkelkinder überreichen im Brautkleide der Großeltern einen goldenen Kranz und einen Blumenstrauß.)

Wir bringen einen goldnen Kranz,
Dem goldnen Tag zum Zeichen,
Doch muß des Kranzes goldner Glanz
Dem Gold des Tages weichen.

Auch diese Blumen bringen wir,
Wer kann sie schöner malen?
Doch können dieses Tages Zier
Auch sie nicht überstrahlen.

Und nur das Kleid aus alter Zeit,
In dem wir heute prangen,
Das lassen wir zur Festlichkeit
Als besten Schmuck gelangen.

Seitdem es ward zuerst gesehn,
Da kam so viele Freude
Für Manche, die um uns hier stehn,
Und so auch für uns beide.

Elisabeth*).

3. April 1868.**)

Sei gegrüßt, Du holdes Kind,
In dem neuen Licht,
Das vom Himmel sanft und lind
In Dein Äuglein bricht.

Sei gegrüßt im zweiten Licht,
Das die Kirche bringt,
Das Dich einem Bund verflicht,
Der zum Himmel bringt.

*) Erzherzogin von Österreich.
**) Tag der Taufe.

Blüh' in diesem Doppelschein
Freudig nun empor,
Und Dir geh' aus dem Verein
Jedes Heil hervor.

Werde Deiner Eltern Bild,
Deren Aug' Dich wahrt,
Gehe gut und sanft und mild
Durch die Erdenfahrt.

Und Die Deinen Namen trägt,
Einstens hier begrüßt,
Und im Herzen noch gehegt,
Werde, wie Sie ist.

Du gehörst dem Stamme an,
Der mit Herz und Macht
Schon so viel auf langer Bahn
Großes hat vollbracht.

Und es glänzen klar und echt
Sterne nah und fern,
Werde in dem Hochgeschlecht
Auch ein solcher Stern.

An meine Gattin.

Mit einem Granatarmbande zum 10. Juli 1866.

Wenn in jüngstvergangener Zeit
Oft nach diesen kleinen Dingen
Deine sanften Augen gingen,
Liegen sie nun hier bereit.
Und wie klein ihr Rang auch ist,
In dem Reich der Edelsteine
Glänzen sie im höchsten Scheine,
Wenn Du ihnen freundlich bist.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Der Waldgänger	1
Der fromme Spruch	121
Der Kuß von Senpe	219
Zuversicht	257
Zwei Witwen	267
Die Barmherzigkeit	277
Zwei Parabeln	283
Gedichte	297

Adalbert Stifters Werke.

III.

Vermischte Schriften.

Erster Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.
1870.

Vermischte Schriften

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

JOHANNES APRENT.

Erster Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1870.

BIBLIOTECA
DE LA
UNIVERSIDAD

Pest, 1870. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Vorwort.

Bei der Auswahl des für die vermischten Schriften reichlich vorliegenden Materials zeigte sich die Nothwendigkeit, dem anfänglich beabsichtigten einzigen Bande noch einen zweiten hinzuzufügen. Die aus der letzten Bearbeitung der „Mappe meines Urgroßvaters" aufgenommenen Stücke ausgenommen, sind die hier zusammengestellten Aufsätze beschreibend oder reflektirend, die meisten beides zugleich. Sie gehen neben den größeren Arbeiten des Dichters einher oder füllen die Zeiten zwischen denselben aus, und geben so in ihrer Gesammtheit den Eindruck eines in vielseitiger Thätigkeit sich erfüllenden Lebens.

Linz, im December 1869.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Die Mappe meines Urgroßvaters	1
Ueber Kunst im Allgemeinen	187
Dramatische Dichtung und Darstellung	203
Kirchliche Bauwerke	233
Gemälde	267
Die Poesie und ihre Wirkungen	307

Die Mappe meines Urgroßvaters.

Bruchstücke

aus dem

unvollendet gebliebener Werke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbemerkung.

„Die Mappe meines Urgroßvaters" erschien zuerst in der Wiener Zeitschrift, Jahrgang 1841 und 1842, und später wesentlich umgearbeitet in den Studien. Aber schon während des Druckes dieser zweiten Bearbeitung entstand in dem Dichter der Gedanke an eine vollständige Entwicklung der dem Werke zu Grunde liegenden Idee, und er beschäftigte ihn auch in der Folgezeit neben seinen übrigen Arbeiten. In den letzten Jahren seines Lebens begann er, was auf diese Weise in seinem Geiste zu künstlerischer Durchbildung gelangt war, wirklich niederzuschreiben; er kam damit aber nur bis über den Anfang des zweiten Bandes hinaus. Hier machte der Tod ein Ende.

Idee und Anlage des Ganzen sind jedoch aus dem, was vorliegt, mit ziemlicher Sicherheit zu erkennen. Der Dichter wollte ein allmählich zu innerer Klarheit und Festigkeit, und zu schöner, friedlicher Übereinstimmung mit der Außenwelt gelangendes Menschenleben zur Anschauung bringen. Das Werk steht also seiner Intention nach dem „Nachsommer" ziemlich nahe. Während aber im „Nachsommer" die Menschen im Genusse alles dessen, was im Laufe der Zeiten als edelste Frucht menschlicher Kultur zur Reife gekommen, völlig unbeengt, in schöner, würdiger Freiheit sich bewegen, sollten in der „Mappe" die einfachsten und ursprünglichsten Verhältnisse: der dämmernde Wald, die armen Bewohner desselben, das stille Vaterhaus, und vor allem die ernste Erfüllung eines ernsten Berufes, ihre men-

schenbildende Kraft bewähren. Wie in der Mappe der „Studien", so ist es auch in der neuen Bearbeitung wieder der Doctor, der in schlichten Worten seine einfachen Erlebnisse erzählt. Um aber einen größern Reichthum von Beziehungen zu gewinnen, hat der Dichter neben ihn, gewissermaßen als seinen Gegensatz, den am liebsten in seiner selbstgeschaffenen Welt lebenden, vor jeder Berührung mit der gemeinen Wirklichkeit scheu zurückweichenden Eustach gestellt. Die Beiden sind auf der hohen Schule zu Prag Freunde geworden, Eustach weiß sich einer ihm drohenden Verlegenheit nicht anders als durch heimliches Verlassen der Stadt zu entziehen, und alle Bemühungen des Freundes, eine Spur von ihm zu finden, sind vergebens. Doch taucht der Verlorene im Verlaufe der Dinge allmählich wieder auf, und es ist kein Zweifel, daß der Dichter die Absicht hatte, die beiden Freunde wieder zusammen zu führen, um in beiden die ausgleichende und mildernde, jede einseitige Richtung eindämmende Macht des Lebens zur Erscheinung zu bringen.

Die neue Mappe sollte zwei Bände umfassen. Der erste Band mit den Kapiteln: „die Alterthümer", „das Gelöbniß", „von den zwei Bettlern", „von dem ersten Kranken, der bei mir durch Gottes Hilfe gesund ward", „Margarita", „der sanftmüthige Obrist", „von unserem Hause", und das erste Kapitel des zweiten Bandes: „von meinem Hause" sind von dem Dichter vollendet und druckfertig gemacht worden, und wir theilen im Folgenden die Abschnitte, die in den Studien nicht enthalten sind, mit. Wenn gleichwohl manches schon Bekannte vorkommt, und Anderes mit schon Bekanntem sich nicht gut vereinigen läßt, so möge der geneigte Leser bedenken, daß der Dichter nicht eine bloße Erweiterung, sondern eine neue Bearbeitung der Mappe im Auge hatte.

Der Herausgeber.

Von den zwei Bettlern.

Ich habe diese Angelegenheit schon früher aufgeschrieben, als ich noch ziemlich jünger war. Der Anfang und mehreres Andere stand auch in der lustigen und ernsten Stadtchronik gedruckt, aber mit räthselhaften Namen, daß Andere sie nicht verstehen konnten. Da mir aber die Sache sehr tief ins Gemüth gegangen ist, so will ich jetzt hier Alles nach der Ordnung eintragen, und auch die Beweisstücke und Aushilfen dazu legen, damit man Alles finden kann, wenn es etwa einmal nöthig ist.

In der hohen Schule der alten, ehrwürdigen Stadt Prag war ein Schüler, der Augustinus hieß. Er lernte die Arzneikunde. Er hatte das zwanzigste Jahr überschritten, war aber noch nicht weit über dasselbe hinaus. Er trug einen schwarzen Sammetrock, wie sie gebräuchlich waren, und ein schönes schwarzes Sammetstutzhäubchen. Oft trug er an der Seite einen scharfen Schläger in der Scheide, und wenn er keinen Schläger trug, so hatte er einen Stock in der Hand, der wie eine Keule war. Er ging gerne schnell und scharf. Unter der schwarzen

Sammethaube gingen hinten halblange, braune Haare nieder, und vorne sahen braune Augen unter derselben heraus. Er wohnte in der Tischlergasse. In der hohen Schule der alten, ehrwürdigen Stadt Prag war auch ein anderer Schüler, der Eustachius hieß. Er lernte die Rechtswissenschaft. Er war auch schon ein wenig über das zwanzigste Jahr hinaus. Er trug einen braunen Rock, der schlecht war, an seiner Seite trug er nie einen Schläger und in der Hand nie einen Stock, sondern manchesmal nur beschriebene Papiere, die er in die Schule mitnahm. Er ging gerne stille und langsam. Er hatte halblange, fast blonde Haare und ganz schwarze Augen. Er wohnte ebenfalls in der Tischlergasse. Weil beide Schüler oft des nämlichen Weges gingen, so grüßten sie einander. In der Tischlergasse war eine Schenke, die der graue Hahn hieß. Augustinus saß oft mit vielen seiner Kameraden dort, und aß und trank, Eustachius war auch zuweilen an einem kleinen Tischlein. Da redete einmal Augustinus mit ihm, und fragte ihn, ob er auch aus der Entfernung herbei gekommen sei, und in der Stadt niemanden habe, dem er angehöre. Eustachius antwortete, er sei zwar nicht weit hergekommen, habe aber gleichwohl in der Stadt niemanden, zu dem er gehöre. Augustinus stieg dann einmal mit ihm fünf Treppen hinauf, weil er gesagt hatte, daß seine Miethfrau sehr schöne Hemden mache, und weil Augustinus sich Hemden bestellen wollte. Eustachius führte ihn in das Stübchen seiner Miethfrau, und sagte zu ihr: „Jungfrau Cäcilia, dieser junge Herr will sich Hemden bestellen."

„Ich werde sie ihm machen, daß er zufrieden sein soll," antwortete Cäcilia.

Augustinus bestellte sich Hemden.

Dann führte ihn Eustachius über den Gang in sein Stübchen. Dasselbe war neben dem Cäcilia's, und hatte zu ihm eine Verbindungsthür, die jetzt ein Kleiderschrein war. Eustachius wollte für Augustinus einen hölzernen Stuhl abwischen, aber Augustinus setzte sich auf einen Koffer, der da stand. Eustachius sagte: „Cäcilia ist nun schon über fünfzig Jahre alt, sie lebt reichlich von einer kleinen Rente eines kleinen Vermögens, und macht für die Leute schöne Sachen. Gegen mich ist sie sehr sorglich. Ich wohne hier recht gut. Da sind viele Giebel, Dächer, Schornsteine und Dachfenster. Ich habe sie schon alle gezeichnet."

Augustinus führte Eustachius auch einmal in seine Stube, und zeigte sie ihm.

Eines Tages, als Augustinus in die Schule ging, sah er in der großen Halle des Karolins, wie sie die Schule von ihrem Gründer hießen, unter den vielen Schülern, die sich da trieben, ein Wesen, welches einen grünen Rock und ein gelbes Wamms an hatte, und an den Beinen eine graue, bauschige Hose trug, wie sie zu Ende des dreißigjährigen Krieges waren. Dann kamen röthliche Strümpfe, und diese stacken in großen Schuhen. Augustinus, der gerne auf einen schönen Anzug hielt, besonders auf einen feinen dunkeln, wie sie damals die jungen Herren trugen, ehe die bunten aufkamen, ging mit andern Leuten dem Wesen nach, und hörte sagen: „Wir haben nunmehr das aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert angeschnitten, und schon ein Stück davon verzehrt, und dieser betet zu den verplunderten Götzen."

Augustinus sah, wie sich immer mehrere an das Wesen drängten, und ging selber zu dem Wesen hinzu, und schlug beide

Hände zusammen, es war Eustachius. Sofort nahm er ihn unter dem Arme, und sagte: „Jetzt gehe mit mir."

Er führte ihn dreimal in den Hallen auf und nieder, dann schwenkte er seitwärts, ging mit ihm durch die Thür des Gebäudes hinaus, und führte ihn in seine Wohnung.

Des andern Tages ging Augustinus in demselben Anzuge, nur noch vermehrt durch einen starken Schläger an seiner Seite, in den Hallen hin und her. Er ging nach oben und nach unten und nach links und nach rechts, und sah alle an. Und da er nirgends einen Anlaß zu einem Spane mit irgend jemanden fand, so ging er von dem Karolin wieder fort.

Man mußte ihn damals für einen Anführer neuer Dinge gehalten haben; denn nach Kurzem kamen bei sehr jungen Leuten bunte Anzüge vor.

Eine Zeit nach diesem Ereignisse saß er einmal bei Eustachius in der Stube desselben, und fragte ihn: „So sage einmal, du Taube der Arche Noahs, wie es denn war, da du neulich wie ein Zeisig auf dem Karolin herum gegangen bist?"

„Ach, das ist verwickelt, lieber Augustinus," entgegnete der andere. „Ich bin in Friedland, fünfzehn Meilen von Prag, geboren worden. Aber alle sind gestorben, mein Vater, meine Mutter, meine Großeltern, meine Geschwister, meine Vettern und Muhmen. Mein Vater ist ein Tuchmacher und ein guter Mann gewesen. Er borgte allen Leuten, bis er selber nichts mehr besaß. Nach seinem Tode hatte ich auch gar nichts. Der Schneider Franz Lind, der etwa ein sehr weiter Verwandter des Vaters ist, jedenfalls aber von ihm stets Tücher gekauft hat, und ein alter Mann ohne Weib und Kind war, gab mir zu essen, und da sie sagten, daß ich in der Schule sehr fleißig lerne, nahm er sich mit seinen geringen

Mitteln meiner an, daß ich in die lateinische Schule kam, und von Jahr zu Jahr in ihr weiter gelangte. Als die lateinische Schule aus war, sagte er: „Du mußt jetzt nach Prag," und dann sagte er, er werde mir einen sehr vornehmen Anzug machen, in welchem ich mich schon zeigen könne; aber ich müsse ihn mit der äußersten Vorsicht schonen, da er sehr theuer und fein von Stoffe sei. Er machte nun den grünen Rock, das gelbe Wamms und die grauen Hosen. Die rothen Strümpfe kaufte er, und die Schuhe hatte er selber, ein ganz neues Paar. Dann schrieb er in seinem Stüblein einen Empfehlungsbrief an den einzigen Mann in Prag, von dem er wußte, an den Kaufherrn Emerich Waldon. Er kannte ihn selber nicht, aber er ließ sich von ihm seit dem Tode meines Vaters das Tuch schicken, dunkles und buntes, wie er es brauchte. Auf einen Kunden, meinte er, werde der Kaufmann Emerich Waldon schon schauen. Dann wurde der Koffer durch den Frächter zu dem Knechte des schwarzen Rosses nach Prag gefördert, ich erhielt ein ledernes Beutelchen mit Geld, und ging dann die fünfzehn Meilen nach Prag. Der Kaufmann Emerich Waldon wußte gar nichts von dem Schneider Franz Lind in Friedland, und erst aus einem großen Buche lasen sie ihn heraus, daß er Tuch kaufe, und baar bezahle. Der Kaufmann lud mich zeitweilig zum Mittagessen ein. Ich fand hier oben Unterkunft, und der Schneider Franz Lind schickt noch zuweilen etwas. Den Anzug habe ich so geschont, daß ich ihn nun zum ersten Male trug."

„Und warum hast du ihn denn nicht noch weiter geschont," fragte Augustinus, „und bist nicht weiter im braunen Rocke gegangen?"

„Es war der Namenstag meines Wohlthäters," antwortete Eustachius.

„Gut, und du hast ihn gefeiert," sagte Augustinus. „Das Gefieder darfst du nicht mehr aufstecken. Wenn ich es auch zu Ehren gebracht habe, da ich es auslieh und anzog, so gilt das nur von mir. Dein Schneider Lind ist ein Biegeldreifuß, wie gut er sonst auch sein mag. Du mußt dir nach und nach schönere Sachen anhängen. Nimm feines Schwarz, einen weißen Kragen, dann die Haare zurückgekämmt, ein witziges Häubchen darauf, und kecke Augen. Das ist ein junger Ritter, und gewinnt alle Mädchen. Nun, die willst du nicht gewinnen, weil du nicht kannst."

„Das wäre kläglich, wenn man sie mit Kleidern gewänne," sagte Eustachius.

„Durch was denn?" sprach Augustinus. „Ich muß das wissen, ich habe mit tausenden gesprochen, du mit keiner. Was innerhalb ihrer Stirne ist, mit dem ergründen sie nichts, nur mit den Augen, die außerhalb sind, langen sie umher, und kleben etwa an einem Lappen oder an schönen Locken oder braunen Wangen. Ein Schläger an der Seite ist immer auch sehr gut, und was sie sonst wissen, und was sie freut, das Erste ist, man muß ihnen gefallen."

Eustachius sprach kein Wort mehr von den Mädchen. Er verhieß nur, daß er das bunte Gewand nicht mehr anziehen wolle.

Von dieser Zeit ab leitete Augustinus den Eustachius an, wie er in allerlei Dingen Unterricht geben, und sich Geld erwerben könne, und er verschaffte ihm Gelegenheiten zu diesem Unterrichte. Eustachius bekam allgemach einen schwarzen Sammetrock, er trug ein schwarzes Sammetstutzhäubchen, und hatte die Locken zurückgestrichen. So gingen die zwei Menschen mit einander herum, ihre Schulzeit floß dahin, ja sie war eines Tages ganz

aus, und sie hatten sich nur mehr auf ihre Doctorprüfungen vorzubereiten.

Einmal kam Augustinus zu Eustachius, und sagte: „Du Bräutigam der Gerechtigkeit, du mußt jetzt mit mir trinken gehen. Ich habe ein Geld, welches ich mir nicht erbettelt, sondern mannhaft erworben habe. Dieses Geld will ich ehren, und einen feinen Trunk thun; aber ich will nicht allein trinken, du mußt es mit mir thun, und wenn uns einer, mit dem wir es vom Karolin her gut meinen, in die Falle kommt, trinkt er mit uns."

„Das ist schon gut," sagte Eustachius, „ich gehe mit; „aber wie meinest du denn das mit dem Betteln?"

„Du bist selber ein Bettler," sagte Augustinus, „du bist noch ein ganzer, ich nur mehr ein halber. Einmal bin ich gar keiner gewesen, dann bin ich ein ganzer geworden, jetzt nur ein halber. Steh' nur nicht, und lege dein Gewand an, ich werde dir schon Alles sagen."

Eustach that seinen Rock aus der Zwischenthür, zog ihn an, setzte sein Häubchen auf, sie gingen die Treppen hinunter, zogen durch die Stadt, und wanderten in das Dorf Nusle hinaus.

Dort war eine Schenke, und eine große Linde und Brettertische.

Augustinus und Eustachius setzten sich nieder, und tranken rothen Wein, wie er an der Elbe wächst, und aßen gute Dinge, die vorher in der Stadt bereitet worden waren.

Da sprach endlich Eustachius: „Sage nun das von den Bettlern."

Augustinus antwortete: „Die Verachtung wird eingetheilt in die grobe und feine. Die grobe wirft dem Manne Brocken oder Heller hin, und schaut ihn nicht an. Diese genießen die

Thürenbettler und die Straßenbettler. Die feine haben die Menschen innerlich gegen die, welche ihnen vorher etwas geben, dafür man den Lohn stets zu groß hält. Da sind die Komödienspieler, Gaukler, Pfeifer, Marktschreier, Thierabrichter, Hanswurstzeiger, Riesen, Zwerge und solche. Da sind die, welche in die Häuser gehen müssen, um ein wenig Erziehung und Unterricht darzureichen, und sich dann wieder von hinnen zu begeben. Und wenn eine Zeit um ist, bekommst du dein Geld, und niemand kümmert sich um dich. Und wenn dich dein Herz überkommt, und du aus ihm zu dem Schüler redest, und dann aufstehst, und in Demuth Abschied nimmst und fortgehst, und wenn er an dem Fenster steht, und auf den Scheiben trommelt, und dich unten weggehen sieht, von Wägen, die da fahren, mit Koth bespritzt, dann däucht er sich mehr zu sein als du, und die Seinigen denken auch so. Und ist das nicht Hunde tanzen lassen, Dudelsack pfeifen, Unthaten singen, den Hanswurst zeigen, und dann mit der Papierdüte sein Geld sammeln gehen? Mir ist es schon lange bis zur Kehle. Und bist nicht du so, und bin nicht ich so? Siehe, du Mann des Rechtes, ich bin viel weiter her als du aus deinem Friedland. Ich bin in dem Walde geboren, der so groß ist, wie kein einziger des Landes, der tausend Hügel hat, tausend Rücken, und eine Million frischer Quellen. In diesem Walde hat mein Vater Eberhard ein Haus. Das Haus hat Waldwiesen, Waldfelder, Holz, einige Hausthiere, Waldfrüchte, aber wenig Geld. Ich sagte zu meinem Vater: Ich werde nach Prag gehen, und werde dort die Schule der gelehrten Männer besuchen. Der Vater antwortete: Wer wird dann nach meinem Absterben das Haus besorgen? Dein Bruder Kaspar hat nicht den Kopf dazu, und deine Schwester Anna kann ihm nicht

helfen. Ich antwortete: Kaspar wird es schon treffen, und ich werde ihm, wenn ich zurück komme, helfen, und Anna wird auch ihr Fortkommen finden. Und als ich dann in dem Rocke von dem groben grauen Tuche, das wir selber im Hause machen, und das auch der Vater und Kaspar trägt, mit den Viehtreibern nach Prag ging, so langsam, als das Vieh schreiten konnte, und als wir in dreizehn Tagen Prag erreichten, und als ich draußen in Podol ein winziges Stübchen hatte, und von ihm alle Tage den weiten Weg in die Schule machte, und immer den groben Rock trug, und mir von dem Mehle, den Erbsen, den Linsen, den Rüben, dem Kohle und dem Brote und Rauchfleische, das mir die Viehtreiber zu Zeiten von Hause brachten, meine Nahrung bereitete, und von dem allwenigen Gelde, das auch von Hause kam, Bücher kaufte, und sonstiges bestritt, und da ich dieses durch mehrere Jahre that, und selber im Schnapsacke, wenn ich in die Ferien nach Hause ging, meine Kost mit trug: so war ich kein Bettler, sondern ein König in meinem Wesen und in meiner Macht; denn seinen Bedarf von seinem Hause und Vater beziehen, ist nicht betteln. Aber da kam der Satan über mich, und ich wurde ein Unterrichtsmensch, ich kaufte dann schöne Röcke, einen Schläger, schöne Stöcke, zog in die Stadt, aß beim Garkoche bot den Meinigen nach Hause, sie hätten nicht mehr nöthig, mir, etwas zu schicken, und lenkte, da ich in den Wald und nach Hause kam, und dort stolzirte, die Bewunderung auf mich, und erschien endlich schon lange nicht mehr zu Hause, und wußte gar nicht, daß ich von einem Könige zum Bettler gesunken bin. Jetzt aber sehe ich den Schnack. Als dein Schneider dir zu essen gab und dich ausstattete, warst du kein Bettler; denn er ist dein Ziehvater geworden, und hat die Schuldigkeit eines Vaters über-

nommen. Als du aber thatest wie ich, bist du ein Bettler geworden. Du bist noch ein ganzer, ich nicht mehr. Höre mich an: Du kennst die Wittwe des alten Hauptmanns, der in der Heuwaggasse wohnte, und so oft zum grauen Hasen kam, weißt du, die so gerne die großen Blumen auf ihrem Gewande hat."

„Du hast sie mir gezeigt, Augustinus," sagte Eustachius.

„Nun, die hat bei dem Kaufherrn Just geklagt," fuhr Augustinus fort, „daß ihr Kätzchen krank sei. Ich sagte, ich wolle dem Kätzlein kraft meines Amtes, der ich ein Arzt im Entstehen bin, helfen. Es war ihr genehm, ich ging zu ihr, und half dem Kätzlein, sie sagte es weiter, und ich hatte noch bei andern Wittwen und alten Frauen drei Katzen und zwei Hunde zu heilen. Und heute sind für die ärztliche Hilfe an den Thieren die ersten Zahlungen eingegangen, und neue flehentliche Ansuchen sind wieder gemacht worden, meine geschickte Hand an andern erkrankten Thieren zu versuchen. Ich bin also jetzt einmal ein Thierarzt, und ein glücklicher, und das Geld, das dafür kommt, ist ehrenhaft in landgebräuchlichen Diensten erworben, und wir vertrinken einen Theil davon. Für dieses Geld bin ich nun also kein Bettler mehr, nur für das andere; darum bin ich nur mehr ein halber. Dieser rothe Wein ist wie für den Kaiser und den Churfürsten. Stoße an."

Sie stießen an, und leerten die Bechergläser.

Dann sagte Eustachius: „Das hast du gut ausgesonnen, Augustinus, es hat den Schein, als pfiffen wir den Dudelsack und sängen Unthaten."

„Gut; es hat nicht den Schein, ihr Himmelslichter," sagte Augustinus, „wir pfeifen und singen in Wahrheit und Wirklichkeit, und ist auch einer, der uns den Groschen mit Erkenntlichkeit

gibt, so sind wieder zehne, die uns den Silberling hinwerfen als Schluckern."

„Es werden aber doch manche anders sein," sagte Eustachius; „denn siehe, der Kaufherr Emerich Waldon besitzt schöne Bücher und Bilder und Zeichnungen, und ehrt sie, es sind oft schöne Musiken bei ihm, er hat Achtung vor der Gelehrsamkeit, ist freundlich gegen mich, und würde solche Dinge erkennen, wenn ich sie ihm leistete."

„Nun ja, der Christine kannst du keinen Unterricht geben," sagte Augustinus, „er mag einer sein mit dem Groschen; aber was ist das gegen die tausend mit dem Silberlinge. Ich kenne alle. Da ich den schönen sammetnen Rock anthat, und weiße Krausen hatte, und den Schläger führte, da erhielt ich Freunde, der eine hing sich hier an und der andere dort, der dritte führte mich am Arme vom Karolin fort, und der vierte stieg in meine Stube hinauf, und sie zogen mich zu ihren Eltern und Oheimen und Muhmen und zu deren Freunden und Bekannten. Und wenn es ein Fest und einen Tanz gab, da war der Herrlichkeit und Freude das Maß voll. Aber die Dinge haben in der Welt ein Angesicht, daß jeder ein Geschäft haben muß, davon er sein Geld bezieht, wie es im Brauche ist, dann gilt er, selbst wenn er Würste macht; aber der Stubenunterricht ist keine Zunft, du bist außerhalb, keiner denkt an dich, und du bist nichts. Man muß nur wieder einen finden, der ist wie wir selber, so wie ich dich gefunden habe. Oder man trifft einen getreuen Sinn unter denen, die mit uns beim Hasen oder beim Rosse trinken, und oft halb Lumpen, halb gute Menschen sind. Stoßen wir wieder mit den Gläsern an."

Sie stießen an.

Eustachius sagte: „Es ist recht gut, Augustinus, wie du sprichst, du wirst es besser wissen, und gute und bedeutsame Menschen werden selten sein, weil sie gute und bedeutsame sind, und es wird nicht leicht sein, sie zu finden.“

„Am leidlichsten ist es noch bei den Mädchen,“ sprach Augustinus. „Sie sehen weniger auf den Beruf, und glauben leichter Worten, Mienen und Kleidern, wie ich dir gesagt habe. Als ich den grauen Rock hatte, und ein König war, kümmerte sich keine um mich als die kleine Lidwina meiner Zimmervermietherin, welche meinte, ich könne Alles, was man nur zu erdenken vermöge. Aber selbst bei den Mädchen, ich weiß es nicht, wenn einer unserer Zunft ein tieferes Bündniß errichten wollte, und strebte, daß er einst eine als Ehefrau heim führte, ob sie's wagen würde. Du hast Augen, Eustachius, die so schwarz und groß und schön sind, daß sie den Mädchen gefallen müßten; aber du weißt nichts mit ihnen anzufangen, du trägst sie in deinem Kopfe, als hättest du sie ausgeliehen, und müßtest auf sie Acht geben.“

„Meine Augen sind so, wie sie sind,“ sagte Eustachius.

„Gut,“ entgegnete Augustinus, „sie sind, wie sie sind, und werden so bleiben. Wenn wir aber auch in unserm Stande sind, wie wir sind, so will ich doch über den Roßmarkt schreiten als wäre es gar nicht wahr, daß von all den Häusern um ihn herum keines mir gehöre, ich biete Trotz sowohl den Erkern und Giebeln, den großen Thoren und Fenstern, als auch den schönen Augenwarinnen, nein, nein, denen biete ich nicht Trotz, sondern ich will des Bürgermeisters Jakoba, wenn sie herab schaut, durch Zurückstreichen meiner Haare und durch Hinaufrichten meiner Augen beglücken. Dann gehe ich weiter, und pfeife mir ein Liedlein. Nicht einmal ein reicher Mann will ich unter diesen Leuten

werden. Sondern ich werde zu den Meinigen nach Hause gehen, und allen helfen, die es bedürfen und mich achten. Thue desgleichen."

Eustachius antwortete: „Seit mein Ziehvater gestorben ist, habe ich niemanden zu Hause. Vielleicht gehe ich mit dir, wenn sie mich in dem Walde brauchen können."

„Just in dem Walde nicht viel," antwortete Augustinus, „aber nahe bei ihm. Das wäre recht schön, stoße an."

Sie stießen an.

Es kamen jetzt einige Kameraden des Augustinus, die erfahren hatten, daß er in Nusle sei und trinke. Es kam Lodron, Emeran, Bleischlein, Zirder und Kuno. Sie setzten sich um den Brettertisch unter die Linde. Man trank und schwatzte und trieb Possen, bis die Nacht kam, und auch wohl ein wenig in die Nacht hinein. Augustinus bezahlte Alles. Darauf zogen sie gemeinschaftlich in die Stadt.

Ein Jahr darnach ging Augustinus einmal über den Roßmarkt, und gerade um die Ecke der Wassergasse kam Eustachius heraus. Er schaute auf kein Fenster, und schaute auf keinen Erker, und ging gerade gegen Augustinus los. Als ihn dieser hervor kommen sah, rief er ihm zu: „Was bist du denn so vergnügt, als hättest du den Altstädter Ring gestohlen, und bist doch nicht einmal im Stande, des Krämers Wildon Tochter zu christlich erlaubter Liebe zu verführen, und issest doch so oft mit ihr an ihres Vaters Tische. Sie sagen ohnehin auf dem Karolin, sie häusle dich."

„Sei gegrüßt, Augustinus," sagte Eustachius, „du weißt ja ohnedem, daß ich nicht mehr viel in das Karolin gehe. Und Christine ist ein Mädchen, das ihres Vaters werth ist."

„Nun, so nimm ein Schwert, und haue einem in die Rippen oder in die Schultern, daran er gerade nicht stirbt," sagte Augustinus.

„Es wird auch ohnedem anders werden," entgegnete Eustachius.

„Es wird ohnedem anders werden, wenn du fort bist," sagte Augustinus, „aber wo wolltest du denn hin, da du mir begegnetest?"

„Ich komme von der lustigen und ernsten Stadtchronik," antwortete Eustachius, „und wollte dich auf die Schützeninsel abholen, daß wir Melniker trinken."

„Melniker," sprach Augustinus, „ja, sage, hast du wirklich den Altstädter Ring gestohlen?"

„Nein, aber ich habe Hirngespinnste gemacht," sprach Eustachius, „und nun habe ich einige verkauft, und da dies das erste Geld ist, welches ich mir mannhaft erworben habe, wie du von deinem Katzengelde gesagt hast, und da ich nun auch nur mehr ein halber Bettler bin, so will ich dieses Geld auch ehren wie du, und will einen Theil vertrinken, aber du mußt mit mir trinken, wie ich mit dir getrunken habe."

„Hirngespinnste verkauft, Melniker trinken," erwiederte Augustinus, „sage, hast du nicht etwa schon Melniker getrunken?"

„Nein," antwortete Eustachius, „aber entschließe dich nur, ich werde dir Alles erzählen."

„Gut," entgegnete Augustinus, „ich bin des Melnikers wegen gar nicht abgeneigt."

„So gehen wir," sagte Eustachius, „und die Goldstücke, die wir nicht vertrinken, werde ich dir zum Aufheben geben."

„O du Thor, ich verthäte sie dir," sagte Augustinus, „wenn

ich einmal Goldstücke bekäme, so gäbe ich sie dir aufzuheben, doch dir stehlen sie dieselben wieder, und nun gehen wir."

Sie gingen, um auf die Schützeninsel zu kommen. Sie ließen sich überfahren, und als sie angekommen waren, setzten sie sich an ein kleines Tischchen mitten in dichtes, grünes Laub, das angenehm flüsterte. Die Flasche mit dem Weine wurde gebracht, Gläser wurden gebracht, sie schenkten ein und tranken. Sie saßen sehr abseits in dem Gebüsche, daß von andern Menschen nur manchesmal ein Ruf hinein tönte, oder das Rasseln vom Kegelspiele.

Da sagte Augustinus: „Nun, wie ist denn das mit den Hirngespinnsten?"

Eustachius antwortete: „Ich habe an das, was du von den Bettlern gesagt hast, immer gedacht. Ich habe dir einmal gesagt, daß ich Dächer und Häuser und Thürme von meinem Fenster aus gezeichnet habe. Ich habe auch Büsche und Bäume und den Garten und das Haus des Kaufmanns Waldon gezeichnet. Ich wollte von diesen Zeichnungen etwas verkaufen; aber es kaufte niemand etwas."

„Hast du dem Kaufmanne Waldon Zeichnungen angeboten?" fragte Augustinus.

„Nein, dem habe ich sie nicht angeboten, und dem biete ich sie auch nicht an," erwiederte Eustachius.

„Gut, so erzähle weiter," sagte Augustinus.

„Ich habe noch etwas anderes gethan," sprach Eustachius. „Wenn der Mond schien, oder auch, wenn es in der Nacht stürmte und toste, oder wenn recht viele Sterne waren, schrieb ich in meiner Stube manches auf, das mir in mein Herz gekommen war. Ich schrieb recht vieles auf. Und wenn ich mich in

meinem Berufe abgearbeitet hatte, und wenn ich noch so allerlei anderes hatte thun müssen, so waren diese Dinge jetzt mein Eigenthum, und ich schrieb wieder neue hinzu. Da ging ich nun in die Stube der lustigen und ernsten Stadtchronik, und zeigte ihnen etwas von dem Geschriebenen. Sie lasen es, druckten es dann mit einem fremden Namen voran, und gaben mir mehrere Goldstücke. Siehst du, Augustinus, du weißt, daß in meiner Stube ein Koffer steht, der mit einer Dachshaut überzogen ist. In demselben sind gar keine Linnen oder Kleidersachen, sondern die Päcke der Dinge, die ich geschrieben habe. So ist die Sache."

Augustinus sprang auf, nahm den Freund bei dem Halse, und küßte ihn so herzhaft in das Angesicht, wie er kaum die Lippen Jakoba's geküßt hätte. Dann rief er: „Du machst ja Augen wie einer, der glücklich ist, mich aber, mich packt die Angst, ob nur das Geschriebene auch etwas werth ist."

Eustachius antwortete: „Sei stille, Augustinus, das habe ich mir selbst schon gedacht. Aber wenn ich von den Leuten in meine Stube kam, so war es mir, als sei das Ding doch etwas werth."

„Es ist auch etwas werth," rief Augustinus, „das heißt, dein Herz ist etwas werth, und wenn du dein Herz aufgeschrieben hast, so sind, ich rufe Gott und alle Heiligen, die Schriften auch etwas werth."

„Es kann sein, Augustinus," sagte Eustachius.

„Und gar zu toll wäre es," sprach Augustinus, „wenn du noch ein Dichter wärest, wie etwa Homeros oder Torquato Tasso."

„Nicht Homeros, nicht Tasso," sagte Eustachius, „wenn ich schrieb, habe ich nicht an Homeros und Tasso gedacht."

„Gut, du bist auch nicht Homeros und Tasso," sprach Augustinus.

„Nein," sagte Eustachius.

„Und du hast diese Dinge so in deinem Kopfe?" fragte Augustinus.

„In dem Kopfe," antwortete Eustachius.

„Und in dem Koffer?" fragte Augustinus.

„Sorglich eingepackt, daß nichts naß und staubig wird," antwortete Eustachius.

„Gut, aber die Wäsche und Kleider zwischen den Doppelthüren werden muffig und staubig," sagte Augustinus.

„Lasse die," sagte Eustachius, „und gewöhne dir, Augustinus, das abscheuliche Sprichwort ab, zu sagen: gut, wenn etwas schlecht ist."

„Gut, ich werde mir es abgewöhnen," sagte Augustinus, „das ist eine närrische Geschichte, aber sie ist, wie sie ist. Ich bin so freudig, da steht ein Wein, der herrlicher ist als der in Nusle war, in dem Keller ist noch mehr, wir wollen Gott, der ihn erschaffen hat, dadurch preisen, daß wir ihn trinken. Da lege ich ein großes Silberstück auf die Tischecke, das werden wir noch ganz vertrinken, ehe wir fortgehen. Ich habe die Leute in den Verruf gethan. Ich könnte augenblicklich hingehen, und den Bürgermeister einen Esel heißen; aber ich thue es nicht, weil ich fröhlich bin. Schreibe du Hirngespinnste, ich will Kröten, Hunde und Katzen heilen, bis wir fortgehen. Vorher will ich noch übermüthig sein, alle schönen Mädchen lieben, und die gewaltig schöne Christine werde ich aus drei Gründen küssen': erstens, weil sie den Schreiber nicht will, der um sie tänzelt, zweitens aus Rache, weil sie gegen alle Männer spröde ist, und drittens, weil du sie nicht küssest. Alle lustigen Bettler sollen hoch leben!"

Eustachius sagte: „Es wäre doch gut, wenn du weniger tränkest, Augustinus."

„Gut," sagte Augustinus, „sitze ich nicht wie ein Eichstamm hier?"

„Ja," entgegnete Eustachius.

„Also," sagte Augustinus.

Sie blieben sitzen, und sprachen allerlei und machten Pläne, was sie in dem Walde thun wollten, wenn sie einmal dort wären. Und es kam auch Lachen und Scherzen, bis die Sonne schon sehr schief durch die Bäume schien. Dann standen sie auf, und gingen so fröhlich von dannen, als hätten sie auf der Insel, wie einst jene drei Römer, die Welt getheilt.

Sie schlenderten mehrere Male über die Brücke hin und her, dann gingen sie durch die Gasse, wo Jakoba wohnte, dann noch durch allerlei Gassen, in denen Staub und Abendröthe war, und erst, da schon die Sterne, von denen Eustachius gesagt hatte, am Himmel waren, trennten sie sich an der Treppe zu Eustachius' Stube.

„Gute Nacht, Eustachius," sagte Augustinus.

„Gute Nacht, Augustinus," sagte Eustachius.

Eustachius rannte die Treppe hinauf, Augustinus ging in der Gasse gegen seine Wohnung hin.

In der nächsten Zeit las er nun in der lustigen und ernsten Stadtchronik, was Eustachius geschrieben hatte. Er konnte aber nicht erklügeln, wie groß oder närrisch das Ding sei.

Die Geschichte der zwei Schüler hatte aber nicht den Ausgang, den sie sich gedacht hatten. Da sie ihrer letzten Prüfung schon sehr nahe waren, kam eines Tages am frühesten Morgen ein junger Gerichtschreiber zu Augustinus, und sagte ihm, er

habe erfahren, daß der Doctorandus Eustachius heute Nachts flüchtig geworden, und daß man eben auf dessen Wohnung die Pfändung vornehme Schulden halber. Er bringe die Nachricht, weil er, der die entfernte, aber schmeichelhafte Hoffnung habe, des Kaufherrn Emerich Waldon Tochter Christine als Braut zu gewinnen, den jungen Mann zuweilen bei seinem verhoffentlichen Schwiegervater gesehen habe, und da er wisse, daß Augustinus auch Antheil an ihm nehme, so könnten sie zusammenhelfen — —"

Augustinus aber ließ ihn nicht ausreden, sondern rief: „Du Angesicht, hebe dich von hinnen. Eustachius hat gar keine Schulden."

Der junge Gerichtschreiber ging fort. Augustinus aber kleidete sich schnell an, und lief gegen Eustachius' Wohnung.

Da er dort angekommen war, stand auf dem Gange Cäcilia, und weinte entsetzlich. Als sie den Augustinus sah, rief sie: „O lieber Herr! das ist ja ungeheuer betrübt, alle die blüthenweißen Hemden, die ich selber gemacht, und von denen ich ihn noch keines habe anziehen lassen, und die andern, und die Kleider, Alles, Alles."

„Gut, und was ist es denn?" fragte Augustinus, „und ist jemand in seiner Stube?"

„Nein, sie sind schon alle fort," sagte Cäcilia.

„Nun gut, so sage nur, was es ist?" fragte Augustinus.

„Ich habe ihn nie leiden können," sagte sie, „wenn er so um den guten Eustachius schmeichelte."

„Karschiß?" fuhr Augustinus los.

„Ja," antwortete sie, „er war immer da, seit mein armer junger Herr das viele Geld bekommen hatte, und da war Eusta-

chius heute die ganze Nacht nicht zu Hause, und am Morgen kamen die Herren vom Amte, und brachten ein Papier ins Haus, auf das er seinen Namen gesetzt hat, und nun wollten sie Geld oder seine Sachen. Ich begriff nun, warum er gestern so verwirrt gewesen ist, mehr als sonst immer. Wie sie nun das Leinenzeug und die Kleider heraus rissen, so wollte mir das Herz im Leibe zerspringen, ich hatte selbst alles geglättet und geordnet, weil er nichts schonte, und da fiel mir in der Angst ein, wie er seinen Koffer immer gesperrt hielt, und ich sagte, da sei vielleicht das Geld; aber, o lieber Herr, als sie den Koffer erbrochen hatten, war nichts darin, als lauter beschriebenes Papier, mit rothseidenen Bändchen in Päcke gebunden, die Herren warfen das Papier heraus, und als endlich der nackte Boden des Koffers erschien, aber kein Geld, nahmen sie das Papier wieder in die Hand, lösten einige Bändchen, und fingen zu lesen an. Dann aber legten sie die Papiere neben den Koffer, die andern Sachen warfen sie in denselben, und versiegelten ihn. Ich bitte euch, Herr, redet dem Eustachius zu, daß er wieder Ordnung mache."

„Ja, weißt du denn, wo er ist?" fragte Augustinus.

„Das wird wohl in dem Briefe stehen, den ich euch geben soll," sagte sie.

„O heiliger Gott im Himmel," rief Augustinus, „die hat einen Brief, in dem Alles enthalten sein wird, und gibt ihn nicht her."

Er entriß ihr den Brief, lief in Eustachius' Stube, zerriß das Petschaft, und las die Worte des Briefes.

Die Worte aber lauteten: „Lieber Augustinus, ich übergebe Dir alle meine Schriften. Lese sie, Du darfst Alles wissen. Zwei Päcke, auf denen 1 und 2 steht, lasse drucken, das wird Alles bezahlen; aber die andern nimm zu Dir in Deine Wohnung. Im

achten Packe sind Briefe versteckt. Du darfst sie lesen; aber verschweige sie. Ich habe für einen Freund gebürgt, der reiste aber ab, und kam nicht zu rechter Zeit zurück. Ich werde kommen, wenn ich es mit Ehre kann, und kränke Dich nicht zu sehr, Augustinus."

Dieser kränkte sich aber, er heulte laut auf, daß Cäcilia, die ihm ins Zimmer nachgegangen war, erschreckt davon lief. Er rannte dann in der Stube auf und ab, und wußte nicht, was er denn zertrümmern solle. Dann setzte er sich auf den Koffer, und wollte sich die Haare ausraufen. Dann schlug er die Hände gegen einander, und rief: „O du verruchter Freund, o du verruchter Freund!"

Dann rief er wieder: „Jetzt wird er verzagt sein, und seinen Namen werden sie verunglimpfen. Aber bei allen heißen Teufeln, dem letzten ist abzuhelfen."

Und eine Freude kam in sein Herz, und er rief: „Ich bringe etwas, das besser ist als alle griechische Weisheit."

Und so ging er auf den Gang hinaus, lachte der Cäcilia ins Angesicht, daß diese jetzt über sein Lachen noch mehr erschrack als früher über sein Heulen, er nahm sie beim Arme, und sagte: „Gespenst, warum hast du den Brief nicht gestern gebracht — schweig', ich weiß alles, wie dumm du bist. Jetzt sperre das Zimmer zu, und laß niemanden hinein, sonst zerschlag' ich dich auf zweitausend kleine Trümmer, und wenn einer kommt, so sag' ihm, er solle das Geld auf dem Gerichtshause holen. Aber weißt du etwa, wie viel es ist?"

„Fünfundsechzig Thaler, lieber Herr!" sagte Cäcilia.

„Gut," rief Augustinus.

Und nun lief er die Treppe hinab, und Cäcilia sagte: „Der wilde, abscheuliche Mensch."

Augustinus hörte es, aber das Weib ging ihn nichts an, und er lief in das Gerichtshaus. Da er dort angekommen war, verschaffte er sich Gehör, und sagte, Eustachius sei abgereist, er müsse für ihn fünfundsechzig Thaler erlegen, und er sei zu spät gekommen, da man gepfändet habe. Die lieben Herren möchten eine Stunde warten, dann werde er das Geld hieher bringen.

„Ist das so?“ fragte ein junger Rathsherr.

Augustinus sah ihn wild an.

Da trat ein alter Herr hinzu, und sagte: „Wenn die Zahlung geleistet wird, so ist das Übrige dem Gerichte einerlei.“

„Sie wird geleistet werden,“ sagte Augustinus.

Dann mußte er Namen und Wohnung angeben, und wurde entlassen.

Er ging fort. Dann zerrte er einen Gassenjuden in seine Stube, nahm dort eine Rolle Thaler aus einem Fache, legte sie vor den Juden, und sprach: „Hier siehst du Thaler genug, ich habe sie in Jahren zusammen gespart, um damit die Auslagen für mein Doctorpergament zu bestreiten. Jetzt brauche ich aber einige Thaler, ich will sie von hier nicht nehmen, sondern dir etwas verkaufen. Willst du mich betrügen, so borge ich von hier, und nehme das Pergament später.“

„Ich werde nicht betrügen,“ sagte der Jude.

Augustinus verkaufte ihm nun von seinen Habseligkeiten so lange, bis er fünfundsechzig Thaler hatte, dann jagte er ihn fort.

Der Jude hatte den Augustinus doch betrogen, dieser wußte es, nahm aber das Geld, trug es auf das Gerichtshaus, erlegte es dort, und verlangte, daß Eustachius' Stube frei gemacht werde. Es geschah, und Augustinus ließ dessen Habschaft in seine Wohnung bringen.

Die guten Gedanken kamen nun nach einander. Er ging zu einem Pferdeverleiher, dessen Kunde er war, lieh auf Borg einen Klepper, ritt gelassen davon, so lange ihn der Pferdewucherer sehen konnte, dann aber schnell, so sehr der Klepper zu laufen vermochte, dem nächsten Stadtthore zu. Draußen ritt er weiter, und legte sich auf Fragen und Forschen. Bei jedem Hause, bei jeder Schenke, bei jedem begegnenden Wandersmanne, bei jedem an der Straße sitzenden Mütterlein heischte er Kunde, ob sie nicht ein Ding gesehen, wie er ihnen den Eustachius beschrieb. Alle antworteten: Nein. So ging es noch mehrere Meilen auf der Straße hin. Des andern Tages that er auf einer andern Straße eben so, des folgenden auf einer dritten, und so auf allen Straßen, ja zuletzt auf allen Fußwegen, und überall sagten sie: Nein. Er fragte auch alle Schiffeigenthümer und Schiffführer, ob jemand wie Eustachius in ein Schiff gestiegen sei, und sie antworteten: Nein. Nun fing er an, am Strome zu forschen, ob er keine Leiche ausgeworfen, und nach Berichten und Befundzetteln zu suchen, ob nicht an diesem oder jenem Orte ein ertrunkener Mann gefunden worden sei; aber auch das blieb zu Augustinus' Freude über einen Monat vergeblich. Er mußte die Hoffnung fahren lassen, den Eustachius aufzufinden, und er fügte sich der Erwartung, ob der Vermißte nicht selber einmal komme. Aber er kam nicht.

Augustinus rief: „Du thörichter Freund, deine Bürgschaft galt nicht, weil du nicht großjährig bist. Für dich handelt dein Vormund; aber wo hast du einen Vormund, wenn nicht ich es bin, der selber minderjährig ist, und unter seinem Vater steht? Nach Vormund und Vater fragte bisher freilich niemand, und was wir schuldig waren, mußten wir zahlen."

Nach einer Zeit ging Augustinus daran, die Schriften des Eustachius anzusehen, was denn in den vielen Päcken stehen möge. Zuerst nahm er jenen angezeigten achten Pack vor, und löste das Band und den Umschlag. Da fiel ein ganzer Stoß von Briefen heraus, alle auseinander gefaltet, der Reihe nach geordnet, in schöne himmelblaue Seide gewickelt. Er hatte aus Eustachius' Briefe die Erlaubniß sie zu lesen, zögerte aber, und wollte sie bis zu des Freundes Zurückkunft aufbewahren. Aber da kam ihm der Gedanke, in den Briefen möchte ein Aufschluß über den Flüchtling zu erhalten sein, und er beschloß, von ihrem Inhalte Kenntniß zu nehmen. Er legte die himmelblaue Seide auseinander. Da lag oben ein Brief, der noch zusammengefaltet war, der also der Sammlung noch nicht einverleibt, und daher wahrscheinlich der jüngste sein mußte. Er entfaltete, und las ihn. Er lautete:

„Lieber, theurer Eustach! Beruhige Dich, es kann nie geschehen, und wenn er hundert Jahre freite. Du mißachtest mich, wenn Du nur so lange zweifelst, als man ein Auge zu schließen und zu öffnen vermag. Ich achte sie nicht, die da ihren Leib in Seide hüllen. Wem ich mein Herz einmal aus freier Wahl gegeben, dem bleibt es auch in Ewigkeit. Du thust Dir Unrecht, wenn Du Dich nur ein winzig Theilchen Zeit mit solchen in Vergleich setzest. Und, lieber Eustach, lasse mich hier die Frage thun: Sollte denn jener Augustinus das Gold Deines Herzens und die Gewalt Deines Geistes erkennen? Es thäte mir weh, wenn es nicht so wäre. Es lebt ein Mensch auf dieser Erde, der Dich kennt. Dieser kennt Dich ganz. Lebe wohl, komme bald, bringe aber nicht so erschütternde Dichtungen, wie das letzte Mal.

Christine W."

„Hexe!“ rief Augustinus,“ „besser als Du kennt er das Gold! Und der Eustachius! Nun schau die heilige Sanftmuth den Eustachius an.“

Dem Augustinus fiel das Blatt fast aus der Hand. Er sah wie ein Zerrütteter in die Stube. Dann schleuderte er die Seide, die ihm in den Händen geblieben war, weg, nahm den Pack, und riß die Briefe heraus, um nach den Unterschriften zu sehen „Christine, Christine, Christine,“ alle von ihr, und eine ganze Menge!

„Nun, so soll ich denn jetzt närrisch werden,“ rief er, „aber vorher will ich alle diese Briefe lesen.“

Allein sie waren ihm bei dem Auseinanderlegen und dem Forschen nach den Unterschriften durcheinander gekommen, und da er beim Ordnen sich überhastete, wurden sie immer wirrer, und die Zahlen, mit denen sie bezeichnet waren, sprangen, statt sich zu reihen, stets wilder durcheinander, so daß er alles hinlegte, und las, wie es lag.

Zahl 9. „Küssen Sie in Zukunft Briefe aus unserem Hause erst, wenn es unsere Magd nicht mehr sieht; aber besser ist es, sie zu zerreißen wie neulich, und die Stücke den Winden zu geben. Ich soll Sie auf morgen zu Tische bitten.

Christine.“

Zahl 13. „Der Vater bittet Sie auf heute zu Mittag, und ich, daß Sie uns wieder solche Dinge lesen.

Christine.“

Zahl 19. „Es kann sein, es kann nicht sein. Lassen Sie künftig die Hefte weg. Darin ist ein seltsamer Mensch. Oder bringen Sie doch wieder die Hefte. Reden Sie nicht mehr solche Dinge, wie Sonntags in dem Garten, und kommen Sie bald, der

Vater wünscht es. Doch mich empört es, falsch zu sein, es empört mich meinetwegen und Ihretwegen, ich will aus Stolz nicht falsch sein. Sie schreiben die Hefte, und Christine wünscht, daß Sie bald kommen. So ist es, und nun läugnen Sie, wenn Sie dürfen.

Christine."

„So, so," sagte Augustinus, „und am Ende kennt sie ihn doch. Lasse weiter sehen: Zahl 7, Zahl 5, Zahl 10 Einladungen, das ist nichts. Zahl 22, da steht mehr."

Zahl 22. „Ich habe Ihr Blatt in meinen Schrein gelegt, und mir däucht, ich habe eine glühende Kohle hinein gelegt. Verstehe ich das Blatt, und soll ich darauf antworten? Was enthält es? Nichts. Was enthält es? Alles. Da schwebt ein Ding in dem Raume! Sie sagen nichts, und doch stellten Sie es hin. Ahne ich es? Ahne ich es nicht? O, berühren Sie es nicht, es schwebe zwischen uns. Fürchten Sie die Zukunft. Ich zittere. Entweder muß ich hier abbrechen, oder ich schreibe gleich einen Bogen voll wie Sie. Gott sei mir gnädig, ich berühre es am Ende selber. Ein selig Angstvolles baut sich zwischen uns, ich soll, ich muß Sie tadeln, denn Sie sind es, der es baute. Es ist, wie es alle Tage her war, und doch ist es nicht so. Wir sprechen wie alle andern Leute; aber es ist, als wären es nicht diese Worte. Ihr Brief spricht dieselbe Sprache, und bei meinem heiligen Gotte, Sie verstehen die Sprache, und ich, ich verstehe sie auch. Lassen Sie Alles schweben, gehen Sie um keine Messerschneidebreite weiter, ich bitte Sie, wenn Sie mich — Lassen Sie Alles, ich flehe darum, ich weiß nicht, warum mir so todesängstlich ist, als wäre dann ein Abgrund geöffnet. Leben Sie recht wohl, mehr wohl als Ihre

Christine."

N. S. Dieses Schreiben soll Sie auf Sonntag in unsern Garten einladen. Ch.

Augustinus suchte nun mit Angst und Hast nach der Zahl 23.

Zahl 23. „Theurer, einziger Freund! Es mußte so kommen. Aber da das Wort gefallen ist, das ich so gefürchtet, und lasse mich es sagen, nach dem ich so geglüht habe, so gelte es nun auch mit all der furchtbaren Innigkeit unsäglich für Zeit und Ewigkeit. Sage, wie ist mir denn? Als mit jenem Worte alle die starre Vergangenheit hinweg zuckte wie ein Blitz, so steht eine Zukunft da, als wäre sie dunkel selig; aber, ach, ich begreife sie noch nicht, und zage dem Glücke entgegen. Es mußte so kommen. Schon Wochen und Tage her war es mir immer, daß es so kommen werde. Das Herz, vor dem ich anfangs bangte, so rein, so schön, so gut und so sprühend, erst sah ich es dunkel träumend, dann klar in sich ruhend, dann, wie es entzückt war, da es an mich heran wuchs, so sachte, so innig, und immer mehr, und immer mehr, an mich, die ich voll und ahnungsreich bebend war, bis die Himmelsfrucht dicht vor meinen Augen hing. Ach, Eustach, Du wirst es sehen, wenn Du wieder kommst, in den Flammen meiner Wangen

Christine."

Dem Augustinus wurde es fast schwindlig vor den Augen, und er legte das Blatt weg, und sah vor sich hin. Seine Stube, ihre Wände und Fenster, drehten sich vor ihm.

„Das ist ja ganz unaussprechlich, das ist unaussprechlich," rief er. „Eustachius! Eustachius! Wo wird er denn jetzt sein, und wo wird er denn sein!"

Dem Augustinus war es, wenn er nur den Eustachius auf

eine Stunde da hätte. Es war ihm so unerträglich, allein zu sein. Er ging einige Male in der Stube hin und her, dann setzte er sich wieder nieder, um weiter zu lesen.

Und immer tiefer und immer zärtlicher wurden Christinens Briefe, daß Augustinus ausrief: „Die ist doch anders. Und nun möchte ich die Briefe des Eustachius lesen."

Dann las er weiter.

Zahl 36. „Theurer Freund! Es ist nicht möglich, Du mußt Dich aufreiben. Schreibe nicht mehr in der Nacht. Ich bitte Dich darum. Seit jenem ersten Abende, da die Blätter in dem Laubgange raschelten, und die Musik des Vaters gedämpft aus dem Gartenhause herüber schallte, und Deine Worte wie brennende Funken in meine Seele fielen, seit „jener Flamme um unsern Mund", wie Du es nanntest — o Eustach, nicht einmal ein weiblicher Mund hat noch den meinen berührt — seit jenem Abende habe ich ein Recht, daß Du Dich schonest, und heiter und glücklich seiest. Ich habe Deine Nachtgedanken gelesen. Ach, ich liebe Dich ja, und möchte nichts, als in Ewigkeit fort von Dir geliebt werden. Du hast ein sonderbares Herz, und so habe ich es von Kindheit auf gewollt und geträumt: ein Herz, das tiefer ist als die ganze Welt, müsse mein sein mit einer Liebe ohne Grenzen, und nun ist es mein, lasse mich tauchen in seinen Abgrund, Seele um Seele, Herz um Herz, daß keine Welt mehr ist, nicht einmal die Sterne. Nur den leisen Schmerz, der manchesmal um Deine Züge ist, verscheuche, er ist sonst nicht Deines Wesens, und Deine schönen Augen hatten nie etwas davon gesagt. Bist Du denn nicht glücklich? was Besitz? was Ehe? Nicht ein einzig herzlich Wort soll die Männerschaft von mir erlangen, Du blickst ein ander Mädchen kaum an, wie solltest

Du auch, wie kann sie Dich denn so lieben wie ich? Und so laß uns bewahren das süße Geheimniß, laß uns selig sein im süßen Geheimnisse, und so immer fort, immer fort, mögen Zeiten um Zeiten kommen, ich flehe nichts, als daß sie sich nicht ändern, und so immer fort eine einzige seelenvolle Gegenwart und Ewigkeit. Ich werde nie eines andern Mannes, Du nie eines andern Weibes. Du willst Werke herausgeben. Wie ist mir denn? Wird nicht der holde Duft der Dichtungen verweht werden, die uns vereinten? Thue, wie Du es erkennst. Du willst ein Amt haben, und dann um mich werben. Thu' es oder thu' es nicht; das ändert an meinem Herzen nichts. Bist Du stark und demüthig in Deinem Muthe, so bin ich stark und demüthig in meiner Liebe. Der Himmel segne und schütze Dein liebes Haupt. Lebe wohl.

Christine."

Und so und noch heißer waren alle Briefe.

Dem Augustinus öffnete sich ein weiter, weiter Raum. Es war ihm, als sei auch schon ein Wesen da, dem er mit solcher Liebe anheim fallen werde.

Dann legte er die Briefe wieder in der Ordnung zusammen, umwickelte das Päckchen mit der himmelblauen Seide, und legte es in einen Schrein.

Desselben Tages ging er am Abende auf den Schloßberg, schaute auf die schwarze Stadt hinab, und dachte an Christine.

An den folgenden Tagen las er auch, wenn seine Arbeitszeit aus war, in den Päcken des Eustachius; aber er sagt es nicht, und will es nicht sagen, was in ihnen steht.

Er forschte nun, in welche Kirche Christine gehe, und erfuhr, daß sie mit ihrem Vater an jedem Sonntage und an jedem

Festtage dem großen Gottesdienste in der Teinkirche beiwohne. Er ging nun auch jedesmal in diesen Gottesdienst, und sah nach Christinens Augen. Dieselben waren groß und dunkelbraun. Es war aber in ihnen gar nicht zu erkennen, was in ihrem Gemüthe vorgehe. Sie blickte ruhig entweder gegen den Priester oder in ihr Buch. Sie saß mit ihrem Vater jedesmal in einem eigenen Stuhle. Man konnte leicht bemerken, daß manche junge Männer ihretwillen in der Kirche waren, und jeder mochte schon den beneiden, dem sie einstens angehören werde. Auch den Augustinus zieh man der Liebe zu ihr, er machte sich aber nichts daraus.

Er fing auch an, allerlei Geschichten zu ersinnen, und in die lustige und ernste Stadtchronik zu setzen, die so abgefaßt waren, den Eustachius zu locken, daß er sie verstehen solle, und daß er wisse, Alles sei auf das Beste ausgegangen. Aber Eustachius gab kein Zeichen, und kam nicht.

Augustinus arbeitete nun noch viel eifriger als sonst.

Endlich machte er seine letzte Prüfung, legte seine Thaler hin, und erhielt sein Pergament. Nun packte er seine Habseligkeiten zusammen, und sandte sie mit dem Frächter fort. Darauf kündete er seine Wohnung. Als dieses Alles geschehen war, forderte er den Mann Karschitz auf Schläger. Der Platz war ein Gebüsch des Laurenzberges. Bei Augustinus war Ladron, bei Karschitz der Mann Greuten. Augustinus erstach beinahe den Karschitz. Ladron und Greuten untersuchten denselben, und sagten, man könne ihm schon wieder aufhelfen. Darauf ging Augustinus gar nicht mehr in die Stadt, sondern seines Weges in die Welt.

So war es mit den zwei Bettlern.

Seitdem sind Jahre vergangen.

Augustinus sitzt im Hause seiner Väter. Auch über ihn ist ein Schein aufgegangen, und dann ist es wieder finster geworden. Erstachius blieb verschollen. O Eustachius, dort im Schreibgerüste liegen alle deine Päcke, in dem Ebenholzkästchen, das eigens gemacht worden ist, liegen die Briefe Christinens. Dein Zeisiganzug ist da, dein braunes Gewand ist da, in dem du zuerst in Prag herum gegangen bist, die neuen Hemden, die Cäcilia gemacht hat, und Alles. Du könntest in der großen Stube oben sitzen, und Bergeslasten von Hirngespinnsten schreiben, oder an das Juwel denken, das du verschleudert hast. Oder du könntest auch manchesmal mit deinem Freunde auf den Reutbühel steigen, und ihm hinüber schauen helfen auf das weiße Haus am Buchenstande, in welchem das andere Kleinod ist, das der andere Bettler verschleudert hat.

Margarita, süßes, sanftes Perlenlicht, ich segne dich, wenn du noch mein gedenkest, ich segne dich auch, wenn du schon auf mich vergaßest.

Von dem ersten Kranken, der durch Gottes Hilfe bei mir gesund ward.

Ich will jetzt auch dieses hier eintragen, und das, was sich zugetragen hat, da ich von Prag fortging.

Als ich den Karschitz beinahe umgebracht hatte, und als mir Ladron gesagt hatte, er werde wieder aufkommen, ging ich von Prag in der Richtung gegen Mitternacht fort. Ich ging gegen Mitternacht, weil ich dachte, die Scherzen könnten mir gegen Mittag als den Weg nach meiner Heimat folgen. Es ist auch so geschehen, wie mir kund geworden ist. Ich ging auf einem Pfadlein zwischen Wiesen und Feldern, und da bald die Nacht kam, ging ich die ganze Nacht hindurch, und aß ein Stück Brot, das ich zu mir gesteckt hatte. Am Morgen zechte ich in einer Bergschenke, und ging dann wieder weiter. Ich ging nun den ganzen Tag, und manches Stück Nacht. Ich war mit nichts zum Tragen belastet. Ich hatte mein alltägliches Gewand an, und den Schläger an meiner Seite. Ich ging auf Fußwegen nach Schlan, von da durch den Wald nach Mies, dann auf Fußwegen nach Taus, und von da in den baierischen Ort Fürth.

Von Fürth ging ich auf baierischem Grunde am Saume des großen Waldes mittagwärts bis zu dem Orte Freiung. Von Freiung ging ich wieder mittagwärts bis zu dem wilden, ausgebreiteten, unwirthbaren Walde, der an der Mihel ist, und dort anfängt gegen Morgen zu gehen. Da ist ein Ort, der den Namen Klafferstraß hat. Dort miethete ich mich in einer Schenke ein. Ich stieg nun alle Tage in den hohen Wald hinauf, und untersuchte seine Kräuter und Pflanzen, und strebte, wie er sie hat, sie kennen zu lernen. Die ich gepflückt hatte, legte ich zwischen weiches Papier in Päcke. Oft kam ich in der Nacht nicht nach Hause, sondern war bei Holzschlägern oder allein unter einer Tanne, an der ich ein Feuer angezündet hatte. Als nach fünf Wochen von Ladron die Nachricht kam, Karschitz gehe wieder als alter Schüler auf dem Karolin herum, nahm ich meine Pflanzenpäcke an einer Schnur um die Schulter, und wanderte über den Wald in meine Heimat hinüber. Und als ich an dem Hause meiner Voreltern angekommen war, stand schon der Vater da, und der Kaspar und die Anna auf der Gasse. Ich grüßte alle. Sie hatten eine große Freude, und grüßten und herzten mich. Und der Knecht und die Mägde und der Stallbube kamen auch heraus, und unter den Thüren der Nachbarhäuser standen Leute, und sahen von ferne her.

Der Vater sagte: „Wir haben dich schon sehr lange erwartet, deine Truhe, die du von Prag gesendet hast, steht bereits in dem zweiten Monate im Hause, und es ist dir auch nachgefragt worden.“

„Es ist etwas dazwischen gekommen,“ sagte ich.

„So gehen wir in die Stube,“ sprach der Vater.

Sie führten mich hinein. Von der Stube aber führten sie

mich gleich in die Kammer daneben. Sie hatten mir die Kammer zur Wohnung hergerichtet, wie ich sie immer, wenn ich in schulfreien Zeiten von Prag nach Hause kam, hatte. Den ungeheuren Schrein, der seit Menschengedenken in der Kammer gestanden war, hatten sie in das sehr geräumige Vorhaus geschafft, und an die lange Wand, die nun frei wurde, ein Bettgestelle mit weißen Linnen gethan und zwei kleine Schreine mit Laden. Der Ahorntisch war näher an das Licht gerückt, die Fenster hatten weiße Vorhänge, und dann waren noch sechs Buchenstühle da. Den Fußboden hatten sie gescheuert und mit feinem weißen Sande bestreut, und darauf stand mein Koffer mit der Schweinshaut. Ich legte meine Pflanzenpäcke auf den Fußboden und meinen Schläger auf den Koffer, und wir setzten uns auf Stühle.

„Was hast du denn in den Päcken?" fragte der Vater, „und könnte nicht jemand die Dinge heraus nehmen, und in eine Lade ordnen?"

„In den Päcken sind Kräuter," sagte ich, „und ich werde sie schon selber ordnen."

„Zum Heilen?" fragte der Vater.

„Zum Heilen und zum Wissen," sagte ich.

„So, so," sagte der Vater.

Und als ich nach einer Weile den Koffer öffnete, und zuerst den Zeisiganzug des Eustachius heraus nahm, dann sein braunes, altes Gewand, dann die neuen Hemden, die Cäcilia gemacht hatte, und sonstiges Linnen, dann die Päcke Hirngespinnste und die Briefe Christinens, und da ich das alles mit Anna's Hilfe in die Lade eines Schreines legte, sahen mir der Vater und Kaspar zu. Es blieb nun, wenn ich meine wenigen Bücher, dann die Hefte, die ich mir in der Arzneischule zusammengeschrie-

ben hatte, und die Doctorwerkzeuge, die ich mir schon als Schüler erworben hatte, wegrechnete, so wenig in dem Koffer übrig, da ich von dem Juden so schmählich ausgekauft worden war, daß ich diese Habseligkeiten leicht in ein Tuch hätte binden, und den Bündel mit dem Schläger über der Schulter hätte forttragen können. Ich warf das alles in einen Schrein, und rückte den leeren Koffer in einen Winkel.

Es war indeß einige Zeit vergangen.

Die Anna begann nun mit den Mägden den Tisch in der großen Stube mit weißen Linnen zu decken, und mit Tellern und Eßgeräthen zu versehen. Es sollte, obwohl es noch lange nicht Abend war, zum Abendessen sein. Man hatte es ausnahmsweise, weil ich angekommen war, und etwa hungrig und durstig sein könnte, früher gerichtet. Wir wurden bald gerufen, auch der Knecht, die zwei Mägde und der Stallbube mußten herzu, und wir setzten uns an den Tisch. Ein großer, rosenfarbener, gebratener Schinken prangte mit gesäuertem Weißkohle auf ihm. Ein Krug mit Bier stand daneben. Für mich und den Vater waren noch zwei junge gebratene Hähne mit Kresse und ähnlichen Dingen, und eine große Flasche mit funkelndem Weine vorhanden. Der Vater hatte eine Anzahl wohlverpichter Flaschen mit Wein auf meine Ankunft zusammengespart. Wir thaten den trefflichen Dingen die wirksamste Ehre an, wenn wir sie auch nicht zu bewältigen vermochten. Dann saßen wir noch in Gesprächen, die stets fröhlicher wurden, eine Weile beisammen, und gingen endlich, obschon die lange Sommerabenddämmerung noch nicht vorüber war, zur Ruhe. Und so legte ich mich denn zum ersten Male als Mann eines Berufes in meinem väterlichen Hause nieder, in dem ich nun lange zu weilen gedachte.

Am andern Tage ging ich nach Pirling zu dem Grabe der Mutter. Dann besuchte ich den Pfarrer.

Als ich auf dem Heimwege in unser flaches Thal gekommen war, das in der Richtung zwischen Abend und Mitternacht von Pirling in den Wald hinein geht, und schier selber ein Wald ist, betrachtete ich unsere Häuser von Thal ob Pirling, in denen eine Bürgerschaft so zerstreut lebt, daß sie sich nicht beirren, und doch so nahe, daß sie im Verkehre sind. Unser Haus leuchtete von seiner Höhe, so wie die andern Waldhäuser, Bürgerhäuser, Kleinhäuser, daß es auf seine Wiesen und Felder sieht, mit seiner weißen Mauer und seinen weißen Steinen auf dem flachen Dache gegen mich herüber. Da, dachte ich, wirst du deine Wirksamkeit beginnen. Wird sie zum Heile derer sein, die dir vertrauen, und zu deinem Heile?

Als ich bei den Meinigen angekommen war, sagte der Vater, er werde mich in dem Hause herum führen.

Ich wußte nicht, warum er das thue, da mir das Haus ohnehin ganz bekannt war. Aber ich folgte ihm aus der großen Stube in die Hofstube und Hofkammer, in die Kammer der Knechte und Mägde, und in die große und kleine Vorrathskammer. Dann stiegen wir zur Zierstube empor, die unter dem Dache zwischen zwei Schüttböden war, und in der sich schöne Geräthe, manches Bild, ein geschnitztes Schaustück, die schönen Kleider und die Werthdinge befanden. Hierauf gingen wir in den Keller und in die Anbauten. In dem Stalle waren die Rinder und Zugochsen. In der Scheune war das leere Stroh und waren die Plätze, in welche das körnerschwere gethan werden konnte, wenn es geerntet sein würde. In der Wagenlaube, daneben das Einfahrtsthor war, befanden sich Wägen und Acker-

zugwerke, und an der hintern Wand war das Brennholz aufgeschlichtet. Wir gingen auch in den Garten hinaus, der Gemüsebeete, etwas Blumen und Rasen hatte, darauf Obstbäume standen, wie sie in der Waldgegend gediehen. Vom Garten weg gingen wir gegen Mitternacht des Hauses auf die Wiese, auf welcher nahe an der Hausmauer eine große gezimmerte Kufe stand, in die frisches, lebendiges Wasser rann, zu dem man durch das kleine Brunnthürlein heraus kommen konnte.

Als wir wieder in der Stube waren, sagte der Vater: „Augustinus, du hast nunmehr wiederum Alles gesehen, es ist in deinem letzten Fortsein nicht weniger geworden, wenn wir es auch nicht haben mehr machen können. Die Felder, die Wiesen und die Waldtheile kennst du, die zu dem Hause gehören, sie sind die nämlichen geblieben. Du kannst sie auch morgen anschauen. Wenn du nun Alles übernehmen willst, so nimm es, du bist der älteste. Ich komme in die Jahre, und dann bin ich auch einer der Gemeindeältesten und Geschworenen, und habe darin Pflichten, und wenn auch der Kaspar arbeitet, wie ich es nicht anders sagen kann, und die Anna, und wenn auch der Knecht und der Stallbube und die Mägde zu zählen sind, so würde ich doch einmal sehr mangeln, wenn ich nicht mehr könnte. Du dürftest dich wegen des Hinauszahlens des Antheiles an Kaspar und Anna nicht kränken. Anna hat bisher das Haus nicht verlassen wollen, wenn sich auch Freier gemeldet haben. Und soll sie einmal fortgehen wollen, so wird sich auch Alles vermitteln lassen, und wegen des Kaspars werdet ihr in keine Feindschaft gerathen, er ist sehr gut und willig."

„Vater," sagte ich, „ich kann das Haus nicht übernehmen, weil ich hieher gekommen bin, die Leute zu heilen, die krank

werden, und mich begehren, und wenn ich einmal auch noch ein Gemeindeältester würde, so hätte ich gar drei Pflichten. Gebt das Haus in Gottes Namen dem Kaspar, wenn ihr es einmal übergeben wollt. Ich werde hier wohnen, wenn es euch genehm ist, und ihm mit Rath, wenn er ihn braucht, und mit der That, wenn ich kann, beistehen, ihr führt jetzt noch die Aufsicht und die Leitung fort, so lange ihr könnt, und übergebt ihm dann Alles. Und die Anna kann mir beistehen, wenn etwas am Feuer zu bereiten ist, oder sonst ein Ding nothwendig wird, das in ihrem Geschäfte liegt, ich will ihr es nach Kraft vergelten, und wenn sie einmal fort will, so wird sich Alles, wie ihr sagt, vermitteln. Wer weiß, was für Umstände kommen können, und so werden wir die Dinge nach unserer Einsicht und nach unserm Vermögen weiter bringen."

„Da müssen nun auch die andern Geschwister ihre Meinung sagen," antwortete der Vater.

„Der Bruder wird es schon wissen," sagte Kaspar, „und mir ist Alles recht."

„Ich thue dir jeden Dienst umsonst, Bruder," sagte Anna, „und richte mit dem Vater und Kaspar die Sache, wie ihr wollt."

„Also wirst du bei uns wohnen, Augustinus," sagte der Vater, „das freut mich und wird deine Geschwister freuen. Ich will das Haus führen, wie du sagst, so lange ich kann, und werde es dann vor Gericht dem Kaspar übergeben. Ihr werdet ihn mit eurer Einsicht nicht verlassen. Die Eintheilung in unserem Hause ist dann auch recht leicht zu machen. Du bleibst in der Kammer, Augustinus, dann ist die große Stube, in welche die Leute kommen können, die von uns oder von dir etwas wollen,

und in welcher wir essen, und sonst auch manchmal sind. Ich bin seit Langem schon in der Hofstube. Die Himmelbetten mit den Vorhängen, die meine und deiner Mutter Ehebetten waren, standen seit jeher in ihr, dort seid ihr geboren worden, dort ist sie von mir weggestorben, dort schlafe ich in einem der Betten, und von dort werde ich ihr nachsterben. Anna schläft in der Hofkammer neben mir. Die Mägde sind in der Mägdekammer, und Kaspar und der Knecht und der Stallbube schlafen ohnedem schon lange nicht mehr im Hause, sondern in der Sölde zur Sicherheit derselben, weil sie sonst seit dem Absterben des Söldners Mathäus leer stünde, und so kann es bleiben, und so wird es recht sein."

„Es ist gut, es ist recht, und ich habe eine große Freude," rief Anna.

„Und ich bin auch voll Freude," sagte Kaspar.

„So schlagt ein, und wir sind in Ordnung," rief ich.

Sie reichten mir die Hände, ich ergriff sie, und wir schüttelten sie uns.

„So lebt geschwisterlich mit einander, das wird das Beste sein," sagte der Vater.

„Ja, das Beste, das Beste," rief die Schwester.

Und mit diesen Worten war die Sache abgethan.

Nach einer Weile stand ich vor dem Hause, und sah herum. Da war in der Richtung gegen Abend hin der Wald, und hinter ihm wieder ein Wald. Rückwärts des Hauses war der Wald, gegen Morgen ein Wald, und nach Pirling hin Bäume wie ein Wald.

Da dachte ich: Augustinus, da willst du wirken, unter diesen Leuten, die nicht einmal wissen, was ein Arzt ist, geschweige ein

Doctor mit der geregelten Einübung der Heilkunde? Haben sie nicht bisher nur von Weibern, die erfahren zu sein glaubten, Mittel gegen Schäden genommen? Oder von einem Bauer oder einem Bürger, der ein Gewerbe trieb, und helfen zu können versprach? Und ist nicht manchesmal mit einer Tragbahre ein Tiroler gekommen, der Fläschchen mit Dingen und Säften hatte? Und haben sie nicht von ihm gekauft, und die Sachen für alle Fälle, die in dem Jahre vorkommen können, in den Wandschrein gestellt? Und hat nicht einer, der an dem Bache wohnte, und das Heilen als Geschäft betrieb, alles andere daneben gethan? Haare geschnitten, Bärte geschert, geweissagt, Diebe gebannt, Quellen gefunden, Zeichen gebrannt?

Und gerade da will ich wirken, sagte ich mir.

Und nach diesen Worten ging ich wieder in das Haus.

Ein Kästchen, das in der großen Stube bisher gedient hatte, daß Nägel, Bohrer und dergleichen darin lagen oder hingen, wurde in die Kammer gebracht, damit ich Arzneifläschchen und Büchschen hinein stellen könnte. Wir breiteten ein dunkles Tuch auf den Ahorntisch, und stellten das Kästchen darauf. Dann legte ich meine Hefte auf diesem dunkeln Tuche des Tisches zurecht. Ich hatte sie alle selber geschrieben, alle Krankheiten standen darinnen, die wir auf der Schule gesehen hatten, und alle anderen auch, die in den Büchern enthalten sind. Und die Mittel standen bei den Krankheiten. Neben die Hefte legte ich alle meine Bücher. Neben die Hefte und Bücher legte ich auch das Fach mit den Werkzeugen des Arztes, damit ich es gleich bei der Hand hätte. Und herwärts von allem diesem stellte ich ein großes Dintenfaß, schnitt viele Federn, und legte sie daneben. Dann noch einen großen Pack weißes Papier, damit ich darauf schreiben

könnte, was nöthig wäre, insonderheit, welche Kranken ich habe, was ich jedem gegeben, und wie ich ihn behandelt habe, damit, wenn die Menge etwa groß würde, ich einen schnellen Überblick hätte, und nicht Wirrungen machte.

Ich bestellte mir noch desselben Tages einen groben, grauen Rock, dergleichen Unterkleider und schwere, dicke Lederstiefel, wie man Alles in der Gegend trug, dann noch einen grünen Waldhut. In Prag bestellte ich Arzneien, die ich bezeichnete.

Von dem Tage an ging ich in der Gegend herum, die Leute sahen mich an, ja, sie traten unter die Thüren, wenn ich vorbei ging, und sahen mir nach; aber ich wurde zu keinem Kranken gerufen.

Der Vater, der Kaspar, die Anna, der Knecht, die Mägde, der Stallbube thaten ihre Geschäfte, und ich konnte ihnen zuschauen, und die Dinge kennen lernen, wie ich es gethan hatte wenn ich in schulfreien Zeiten von Prag hieher gekommen war.

Der neue Anzug wurde fertig, und mir in unser Haus geschickt. Ich zog nun die grobe graue Beinbekleidung an, und die schweren Stiefel, die mit Nägeln beschlagen waren, und das grüne Wamms, und den grauen Rock, steckte eine blaue Taubenfeder auf den grünen Hut, der nun mein Haupt bedecken sollte, und legte mir einen starken Kreuzdornstock zurecht, den der Kaspar geschnitten hatte. Mit diesen Dingen wollte ich alle Wege begehen, die es in der ganzen Gegend gibt, um sie auf das Allergenaueste kennen zu lernen, damit ich nicht durch Wegunkunde gehindert wäre, wenn ich nach allen Richtungen zu meinen Kranken gerufen würde.

Die Kistchen und Ballen mit den Arzneidingen kamen endlich auch mit dem Frächter von Prag an, und ich ging mit den

Meinigen daran, alles auszupacken und zu ordnen. Ich stellte die Fläschchen, in denen Flüssigkeiten waren in das Kästchen; allein sie fanden darin nicht Platz, und ich mußte eine Anzahl derselben auf das dunkle Tuch um das Kästchen stellen. Dazu stellte ich auch die Gläser, in denen Pulver oder andere feste Gegenstände waren. Die Päckchen mit Kräutern und dergleichen brachte ich in der oberen Lade eines Schreines unter. Der Vater und die Anna freuten sich über die Dinge, und der Kaspar bewunderte die Farben, die in den Gläsern waren. Es kam auch die Kiste mit den Tiegeln und Schalen und Geräthen. Ich legte diese Sachen in die zweite Lade des Schreines, den ich schon zu meinem Berufe erkoren hatte. Die kleine Wage stellte ich auf das dunkle Tuch des Ahorntisches.

Nun schritt ich rüstig und wacker Wald aus, Wald ein, Berg auf, Berg ab, Thal aus, Thal ein. Ich begann auch, wenn ich zu Hause war, eine Zeichnung zu einem Arzneischreine zu entwerfen.

Auch etwas anderes that ich. In unsern Gehöften und an sonnigen Plätzen und an Steinwänden wuchsen Kräuter, welche in der Arzneipflege angewendet werden. Ich sammelte davon, und trug nach Hause, was ich konnte, und an Sonntagen wurden die Mägde, denen ich die Kenntniß solcher Kräuter beigebracht hatte, hinaus geschickt, zu pflücken, zu graben und zu bringen, was sie fänden. Die Blätter, die Wurzeln, die Stengel wurden entweder getrocknet, oder in Säfte gepreßt, und im Weingeiste aufbewahrt.

Ich knüpfte Bekanntschaften mit Menschen wieder an, die ich früher gekannt hatte, und lernte neue kennen. In Pirling steht ein Haus, welches alle andern übertrifft. Wenn geurtheilt

würde, so wäre es der König, und die andern das Volk. Es steht mit seiner Vorderseite gegen den Marktplatz, hat einen schön geschweiften, zierathreichen, hohen Giebel von zwei Stockwerken. Von dem, der das Haus gebaut hat, und der nicht mehr lebt, hat mir mein Großvater viel erzählt. Er war ein Mann, der in dem Walde geboren war, und alle Leute des Waldes kannte. Er begann Weibern und alten Mütterlein, die spannen, ihre Gespinnste, so weit seine Mittel reichten, abzukaufen, Linnenweben anfertigen zu lassen, selbe zu bleichen, zuzurichten, und in entfernte Gegenden zum Verkaufe zu fördern. Da fingen sie an, Flachs zu bauen, und er gedieh in dem feuchten Waldboden besser als in andern Gegenden. Der Mann machte Gewinn, konnte sich ausdehnen, hielt aber den Gewinn nicht für sich zurück, sondern ließ ihn auf die, welche ihm lieferten, überfließen, wie das Maß es gebot. Er hob sie, und ermunterte sie und andere. Manche Stellen des Waldes wurden gereutet, und mein Großvater sagte, daß man damals auf manchen Hochwiesen im Grün weiße, schimmernde Streifen sehen konnte, welche bleichende Leinwand waren. Er baute sich das Haus, führte darin eine bürgerliche Wirthschaft, und hinterließ alles seinem Sohne. In dieses Haus war ich schon als Schüler der Hochschule gekommen, und kam jetzt auch in dasselbe, und wurde freundlich aufgenommen. Der Sohn setzte die Handlungsweise seines Vaters fort, andere ahmten ihn nach, und so sah ich auf meinen Streifereien jetzt auf mancher grünen Höhe, in manchem grünen Thale die weißen Leinwandstellen glänzen, hörte an mancher Hütte, an der ich vorbei ging, den Webstuhl klopfen, und sah auf manchem Waldfelde die schöne blaue Blüthe des Flachses. Es war eine wirthliche Gattin in dem Hause, ein Sohn, der wie

sein Vater und Großvater Mathias Ferent heißt, und zwei Töchter, Franziska und Josepha. Man machte, wenn ich kam, ein wenig Musik, oder zeigte Bilderbücher vor, oder sprach etwas; wenn noch andere da waren, wurde oft ein Menuet getanzt, und zweimal gingen wir auch ein ganzer Zug auf den Waldstern, und in der Nacht mit Fackeln durch den Tannenwald herab. Ich dachte schon zuweilen, ob mir denn Gott nicht eines der zwei Mädchen etwa zu meinem Eheweibe bestimmt hat, vielleicht die heitere Franziska mit den dunkeln Augen und den lichten Blicken.

Dann hatte sich der junge Krämer Geran ein recht frisches kleines Haus in der untern Gasse von Pirling gebaut, hatte sich mehr Gegenstände zum Verkaufe angeschafft, als sein Vater gekannt hatte, und rief mich jedesmal an, wenn ich an sein Haus kam, und vorüber gehen wollte. Seine junge Ehefrau setzte auch immer eine Kleinigkeit zum Naschen und Nippen auf den Tisch.

Dann war die Hammerschmiede in Rohren. Gerhard Rohr hatte die Waldwässer im Rohrthale in seine Tannenschlotte gefangen, und leitete sie auf Räderwerk, das ihm Bälge und Hämmer und anderes trieb, mit denen er in Verbindung mit vielen Arbeitern Eisen zu Sensen, Sicheln und dergleichen hämmerte. Er hatte einen Garten, darin er viele Rosen pflegte, sein Eheweib ging mit einem Schlüsselbunde herum, seine drei Söhne hatten Hakenbüchsen zu allerlei Vergnügen, er hegte einigen guten Wein im Keller, und gab gerne aus dem großen Behälter frischen Wassers, den er zur Speisung seiner Werke angelegt hatte, Forellen auf den Tisch.

Dann stand drei Stunden von dem Hause meines Vaters entfernt im Tussiwalde die Glashütte des Glasmeisters Johannes

Blach, der in Stampfwerken, die der Waldbach trieb, den Kies der Gegend stampfte, ihn in Glühöfen, denen der Wald das Holz gab, schmolz, und Glastafeln, Schalen, Trinkgläser, Flaschen und anderes machte, und die Glasgegenstände in Werken schleifen, und feine Zierathen in sie schneiden ließ. Es kamen manche Gäste in dieses Haus, auch von ferne her, wohin er seine Waaren sendete, um seine Ansiedlung im Walde zu sehen. Es war fröhlich in diesem Hause. Die Ehefrau war heiter, die vier Söhne desgleichen, und die einzige, blonde, zwanzigjährige Tochter mit den schönen blauen Augen, obgleich stilleren Wesens und mit zierlichen Arbeiten beschäftigt, dämpfte nicht die Fröhlichkeit, sondern zierte sie vielmehr. Ich war in dem Hause heiter, und es entstanden Schnurren.

Dann hat der Herr Paul Küfner am Kirwalde eine Meierei errichtet, in der er das schönste und schwerste Waldvieh hegt, Rinder dunkelbraunen Schlages, oder schwarz, oder schwarz und weiß gefleckt. Er und seine Gattin und seine Tochter Ludmilla empfingen mich freundlich.

Dann war Hermann Löff, der gegen das Land hinaus schönen Getreideboden erworben und zusammengerundet hat, und sich daran ergötzte.

Dann war der Schmied im Thaugrunde nahe bei uns, zu dem sie bringen, was beschlagen werden muß, und was Eisen bedarf.

Dann war der Hermüller und der Grundmüller und der Aumüller, die ihre Werke an Waldwassern hatten.

Dann waren viele Wirthe, zu denen ich kam, Wirthe in Ortschaften, Wirthe in Einschichten auf einem Hügel, an einem Kreuzwege, Waldwirthe, oder solche, die nur zeitweise etwas ausschenken.

Und dann ist manches Haus oder Häuslein, in das ich kam, wo sie Landwirthschaft treiben, oder ein paar Kühe haben, oder der Besitzer ein Holzknecht ist, oder Schwellen, Tröge und dergleichen aus Waldsteinen haut, oder feste Schuhe und Stiefel für Waldgänger, oder Rechen und Feuerschwamm macht, oder Ähnliches.

Mit manchem Mütterlein redete ich, das mit blöden Augen nur mehr einen groben Faden durch die Feder auf ihre Spule laufen lassen kann.

Aber niemand hat mich zu einem Kranken gerufen, der Heil von mir begehrt hätte.

Es ging schon gegen die Ernte, während, da ich gekommen war, kaum das Korn geblüht hatte.

In unserem Hause ging das Hauswesen so fort, wie es vor meiner Ankunft gegangen war. Der Vater leitete Alles, und arbeitete überall als Vorgesetzter der Leute mit. Kaspar that immerfort das, was der Vater gesagt hatte, fragte ihn stets um Weisung, und plagte sich auf eine Art, wie kein anderer neben ihm. Sie hatten das Heu trocken und schönfärbig in die Futterräume gebracht. Zu der Heuarbeit waren die Mägde mitgegangen, und Anna hatte ganz allein zu Hause das Essen besorgt. Dann wurde das Brennholz im Walde gerichtet und geschlichtet. Zum Holze ging nur die gröbere Magd mit, und es wurden in der Zeit zwei Taglöhner gehalten. Der Vater ging an den Tagen, wann eingesagt worden war, in die Gemeindesitzung, und half dort berathen. Öfter kamen Leute, einen Dienst von ihm zu erbitten, oder um einen Rath zu fragen. Er empfing sie in der großen Stube, und ertheilte das Gebetene in dem Maße, wie er es für rathsam erachtete.

Er verkaufte in der Zeit eine Kuh, und sagte zu mir, er wolle mir einiges Geld leihen, daß ich etwas in der Tasche hätte, wenn sich ein Erforderniß einstellen sollte.

Ich nahm es an.

Ich hatte nun alle Wege erforscht, die im Waldlande bestanden, sie mochten von was immer für einer Art sein: die Fahrwege, die Fußwege, welche von Ort zu Ort führten, die Steige von einem Hause zum andern, auf ebenem Boden, über Hügel und Kämme, scharfes Gerölle hinab, an Wässern und durch Sümpfe und Schlamm, über Wurzeln, durch Farrenkräuter und Brombeergestrüppe. Selbst die Wegefurchen durch Viehtrieb, alle kannte ich sie jetzt.

Die weißen Papiere zu Krankenbemerkungen waren unbeschrieben, die Schwester hatte an dem Feuer nur die Speisen zu kochen, der Inhalt der Arzneigläser minderte sich nur durch Verderben, und die getrockneten Kräuter neigten sich dahin, Staub zu werden.

Indessen war die Ernte gekommen, das Korn, die Gerste, selbst der Haber war in die Scheuer gebracht.

Ich aber harrte meiner Zeit.

Nur Eines war böse in meinem Herzen. Zuweilen saß ich auf einem Steine, und seufzte: „O du schrecklicher Eustachius! o du schrecklicher Eustachius!"

Einmal gesellte sich einer zu mir, da ich über die Felder jenseits des Thaugrundes gegen das Haus meines Vaters ging. Er kam mir nach, grüßte mich, und ich grüßte ihn. Er war gekleidet wie ich, und fragte, ob ich noch weit des Weges gehe.

„Ins Thal hinauf," antwortete ich.

„Da könnten wir bis über den Thaubach mit einander gehen, wenn es erlaubt ist," sagte er, „ich gehe in die untere Astung."

„Mit allem Fuge ist es erlaubt," antwortete ich.

„Da es schon Abend wird, ist es kurzweiliger, eine Ansprache zu haben," sagte er, „als so allein auf den langen Feldern zu gehen."

„Es ist überall kurzweilig, Gespräche zu führen," sagte ich, „draußen im Lande aber sind die Feldflecke wohl fünfzigmal, wohl hundertmal länger als hier. Es ist überall kurzweiliger zu sprechen, als allein zu sein, und sich höchstens etwas zu denken."

„Und wenn man sich immer das Nämliche denkt," antwortete er. „Wir haben heuer eine schöne Zeit gehabt."

„Eine schöne Zeit," entgegnete ich.

„Alle haben ihre Wünsche erreicht," sagte er.

„Haben das alle?" fragte ich.

„Das Heu ist so schön eingebracht worden, wie seit zehn Jahren nicht," antwortete er, „das Getreide noch schöner, das Korn schüttet an, und ist mehlreich. Der Meilhauer hat Holzäpfel, die nie so rothe Wangen gehabt haben, er macht Äpfelwein daraus, der in mehreren Jahren wie Wein wird. Aus den süßen Äpfeln des Löff draußen wird kein guter Obstwein, und er hält sich auch so nicht lange. Die Johanna des Löff wird in die Glashütte hinauf heirathen, den ältesten Sohn des Glasmeisters, der dann auch einmal das Werk übernehmen wird. Das sind Herrichtungen, wie man sie nie gesehen hat."

„Nun, da wird Jubel und Freude sein," sagte ich.

„Ja," entgegnete er, „heute mir, morgen dir. Uns hat es heuer hart getroffen."

„Was ist euch denn widerfahren?" fragte ich.

„Nun, die Felder drüben sind ohnedem nicht lehmhaltig," antwortete er, „und die unsrigen gehen gegen den Schwentberg

hinan, es ist da lauter Sandfurche und Kies, und die warme Sonne hat uns die Wurzeln angegriffen, und hat uns ein kurzes, dünnes Korn gemacht mit kleinen Ähren. Und die Gerste ist auch so und alles, wir haben keine so gute Ernte gemacht, wie die da unten. Und im Frühlinge ist uns eine Kuh beim Kalben umgekommen. Und mein Bruder ist krank geworden. Er hat die Kleinmuthskrankheit gehabt. Er ist zornig geworden, wenn ein Hase auf dem Wege war. Mit Wachholderbeerensud hat er sehr geschwitzt, und ist besser geworden. Aber bei dem Habermähen hat es ihn mit Frost ergriffen, er hatte dann Hitze, und lag und schlief, und öffnete zuweilen die Augen, und dann schlief er wieder. Endlich wurde er besser, und aß, und wurde wieder übler, und jetzt schaut er so ängstlich."

„So fragt den neuen Doctor, welcher in der Gegend ist," sagte ich.

„Ach, der Doctor," antwortete er, „wer wird denn zu dem Doctor gehen?"

„Warum denn nicht?" fragte ich.

„Ach nein," sagte er, und schüttelte den Kopf.

„Aber einen Grund müßt ihr doch haben," sagte ich.

„Der Grund ist, daß wir nicht zu dem Doctor gehen," sagte er.

„Nun, so geht nicht zu dem Doctor," sprach ich.

„Ja, ja, da habt ihr Recht," antwortete er, „wir gehen nicht zum Doctor."

„Vielleicht wird er auch ohnedem gesund," sagte ich.

„Freilich," antwortete er; „denn er nimmt ja immer heilsame Sachen."

Wir kamen nach und nach in den Thaugrund, und gingen über den schmalen Steg des Thaubaches. Er sagte: „Da muß

ich nun links bei des Meilhauers Hause und der Schmiede vorüber gehen, ihr geht rechts in das Thal hinauf. Es ist doch recht vergnüglich gewesen, daß wir mit einander gesprochen haben. Kommt gut nach Hause."

„Ihr auch," antwortete ich.

Wir trennten uns, er ging links gegen die untere Astung hinüber, ich rechts nach Thal ob Pirling.

Endlich bekam ich meinen ersten Kranken. Eines Tages kam der Bettler Tobias zu uns, da schon an den Morgen starke Herbstreife auf den Wiesen lagen. Ich hatte schon in meiner Kindheit den Bettler Tobias in seinem weißen Rocke, mit dem rothen Angesichte und den weißen Haaren herumgehen gesehen. Er kam zuweilen zu uns, blieb einen Tag da, bekam Herberge und Nahrung, schlief eine Nacht bei uns, und ging dann weiter. Dieses Mal kam er gegen den Abend. Er aß seine Suppe nicht so tüchtig wie sonst, was mein Vater bemerkte. Seine Schlafstelle erhielt er in dem frischen Heu der Sölde. In der Nacht kam Kaspar zu dem Hause herunter, klopfte, und da ihm aufgemacht worden war, ging er zu dem Vater, und sagte ihm, der Tobias stöhne und ächze in dem Heu, daß es einem Unmenschen das Herz brechen müßte. Der Vater sagte es mir, wir kleideten uns an, und gingen mit einer Laterne zu der Heustelle des Bettlers. Er lag angekleidet in dem Heu, Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne, und er krümmte sich wie unter entsetzlichen Schmerzen. Ich ließ ihn durch Kaspar und den Knecht in die Stube tragen, und ihm aus des Kaspars und des Knechtes Bett ein drittes Bett bereiten. Er wurde hinein gelegt.

„Ach, Herr Augustinus," sagte er, „muß ich denn sterben, ich bin auf der Welt so glücklich gewesen."

„Nun, Tobias," sagte ich, „wo thut es denn weh?"

Er wies auf den Unterleib.

Ich fragte ihn nun kurz über alles, was bei uns in der Schule gefragt worden war, und da er geantwortet hatte, wie sie öfter bei uns in der Schule geantwortet hatten, und da ich ihm, wie in der Schule geschah, den Puls, die Stirne, die Brust befühlt, den Bauch an verschiedenen Stellen angegriffen, und die Hitze des Athems untersucht hatte, deckte ich ihn, besonders unten, mit Hüllen warm zu, und sagte, sie sollen ihn so lassen, ich werde gleich wieder kommen. Ich ging in das Haus hinab. Auf dem Wege begegnete mir Anna, ich wendete sie um, nahm sie mit hinab, und sagte, sie solle sogleich Feuer auf dem Herde machen, und Wasser zu demselben stellen. Ich ging in meine Kammer, nahm meine Hefte, steckte sie zu mir, nahm Arzneifläschchen in eine Tasche, nahm Kräuter, ging zu Anna, gab sie ihr, sagte, sie solle einen Thee daraus bereiten, und ihn heiß in die Sölde bringen, sie solle die Mägde wecken, es müßten wollene Tücher hervor gesucht werden, und in der Küche der Sölde müsse man ein Feuer machen, daran man die Tücher wärmen könnte, und Töpfe und Schalen und Ähnliches müßte hinauf gebracht werden, wenn etwas zu kochen wäre. Dann ging ich wieder in die Sölde, ging zu dem Kranken, reichte ihm auf einem Löffe etwas von einer der mitgenommenen Arzneien, strich dann sanft mit meiner Hand von außen über die schmerzende Stelle, und gab ihm, da Anna gekommen war, zeitweilig von dem warmen Tranke. Indessen hatten die Mägde Feuer in der Küche gemacht, die Wolllappen wurden gewärmt, und ich strich mit denselben über den Bauch des Kranken, und zeigte es dem Knechte, daß er es dann verrichten konnte. Ich ging nun zu dem Tische, breitete

bei einem Lichte dort die Hefte aus, suchte in denselben nach dem gegenwärtigen Falle mich zurecht zu finden, und mischte aus mitgenommenen Stoffen dann eine Arznei, die am Feuer gekocht werden mußte. Da sie fertig war, gab ich dem Kranken in Zeitabschnitten etwas davon.

Anna hatte nun doch einen Heiltrank am Feuer gekocht.

Ich blieb bei dem Kranken, sah ihn von Zeit zu Zeit an, untersuchte ihn, rieb ihn, oder nahm sonst etwas vor, las wieder in den Heften, und ging dann wieder an die Behandlung. Der Vater half mir, und Anna war auch da geblieben, wenn sie etwa nöthig sein sollte.

Der Bettler ließ alles mit sich geschehen, was man nur immer vornahm, und schluckte alles hinunter, was ich ihm in den Mund gab. Ich weiß nicht, ob er es gewußt hat, daß ich ein Doctor sei.

Gegen den Morgen hin besserte sich sein Zustand. Ich wechselte die Arznei, und da es licht geworden war, befand er sich wohl, und fiel in einen Schlaf, der mit einem warmen, heilenden Schweiße bis zum Mittage dauerte. Ich blieb bei ihm, und betrachtete die Krankheit. Am Nachmittage waren alle Schmerzen verschwunden, und Abends konnte ich ihm schon einige Löffel voll Suppe geben. Des nächsten Tages war Tobias gesund. Ich ließ ihn aber nicht aus dem Bette, und damit er nicht gegen mein Verbot aufstehe, blieb ich bei ihm. Ich gab ihm wohlthuende Speisen. Am Tage darauf stand er auf, wurde aber noch an diesem und dem folgenden Tage bei uns verpflegt. Da aber der nächste Tag gekommen war, hatte er schon am frühen Morgen seinen Stab in der Hand, um weiter zu gehen. Wir hinderten ihn nicht mehr daran.

Er reichte meinem Vater die Hand, und sagte: „Schönen Dank, Eberhard, das war eine längere Herberge.“

„Du hättest auch noch länger bei uns bleiben können, Tobias,“ sagte mein Vater, „und wir ließen dich überhaupt nicht von hinnen, wenn mein Sohn, der Doctor, nicht gesagt hätte, du kannst ungefährdet deinen Weg fortsetzen, es werde dir eher heilsam sein.“

Der Bettler schaute mich an, und sagte: „Es ist noch kein Doctor bei mir gesessen, wenn ich krank war. Ich bin aber auch nie krank gewesen. Das ist also ein Doctor. Gott vergelte es euch.“

„Geht im Namen des Herrn, Tobias,“ sagte ich, „und hütet euch vor Verkühlung.“

„Nun, wie es ist,“ antwortete er, „was unser einem nie geschadet hat, schadet doch einmal. Vergelt' es Gott.“

Und mit diesen Worten ging er fort, und wir sahen ihn gegen den Thaugrund hinab wandeln.

Nach einer Zeit kam einer zu mir, der eine unheilbare Krankheit hatte. Kurz darauf kam wieder einer, und dann mehrere, lauter solche, die untilgbare Schäden hatten, und an denen Salben und Tränke und Wunder vergeblich gewesen waren. Ich sah die widerwärtigsten Krankheiten. Ich gerieth in ein Wirrsal von Hoffnungslosigkeit, und wußte nicht, was nun zu beginnen sei. Und wenn ich meine Bücher und meine Hefte durch und durch berieth, und vorne und rückwärts las, so half alles nichts. Meine Kranken standen darin, aber ohne Rettung. Wir hatten sie alle auf der Schule gehabt; aber keiner von allen war geheilt worden. Diese werden, dachte ich, nun die Verkünder deiner Unmacht werden. Ich sagte einem jeden, daß es schwer

sei, eine Krankheit zu fassen, die schon so lange daure, man müsse Geduld haben, die Anwendung von Mitteln müsse längere Zeit geschehen, man müsse gewissenhaft die Mittel gebrauchen, und nichts anderes darunter mischen, was schaden könnte. Ich gab nun einem jeden die Arznei und die Anweisung seines sonstigen Verhaltens, wie sie in den Heften, in den Büchern und in der Schule als lindernd, wenn auch nicht heilend, gelehrt wurden. Was kommen würde, mußte ich erwarten.

Diese Kranken gingen auch alle mit der Arznei und dem Rathe fort, ohne dafür etwas zu zahlen oder nach einer Schuld zu fragen. Da ich erkannte, daß es wirklich so sei, und sie mit einem „Vergelte es Gott" danken, deutete ich an, daß man für das, was ich gebe und rathe, gerade so wie für die andern Dinge, die im Verkehre sind, etwas zahlen müsse. Nun antwortete jeder, Tobias habe gesagt, daß er nichts habe zahlen dürfen. Sie sagten auch, Tobias habe erzählt, er hätte in dem Hause des neuen Doctors sterben müssen, der Doctor habe ihn aber in einer Nacht geheilt. So verkündete also Tobias auf seinen Wanderungen meinen Namen.

Von denen, die arm waren, nahm ich auch fürder nichts, die übrigen gaben aber von nun an ein Geringes.

Der erste Kranke, der nicht zu mir kam, sondern zu dem ich gerufen wurde, war der Knecht des Meilhauer. Weil das Haus des Meilhauer rechts vom Walde des Thaugrundes das nächste Bauernhaus bei Thal ob Pirling ist, so standen Meilhauer und mein Vater in genauer Bekanntschaft. Da der Knecht erkrankte, kam der Bauer selber herauf, und bat mich, zu Hilfe zu kommen. Ich steckte Arzneien, die in der Schule am öftesten vorkamen, in meine Taschen, nahm den grünen Hut und den Kreuzdornstock,

und ging mit dem Bauer in sein Haus. Der Kranke lag in einem Fieber, das er sich durch Verkühlung zugezogen hatte. Ich fragte und untersuchte nach der Regel, und gab ihm, was wir in der Schule in einem solchen Falle immer gegeben haben, und was ich schon bei mir hatte. Die Menschen des Meilhauerhauses standen alle um mich herum, da ich bei dem Kranken war, und schauten mich an, da sie nie einen Doctor bei einem Kranken gesehen hatten. Dieser nahm gerne ein, was ich ihm gab.

Ich ging nun in unser Haus zurück, und schrieb auf die weißen Papiere die ersten Krankenbemerkungen.

Den nächsten und die folgenden vier Tage ging ich täglich zweimal zu dem Knechte, dann jeden Tages einmal. Nach zwei Wochen war er gesund. Der Meilhauer kam selber herauf, um nach der Schuldigkeit zu fragen. Ich forderte, was ich für billig und recht erachtete. Er entrichtete es.

In Thal ob Pirling wurde ein Kind von Frieseln befallen, man holte mich, und nach der gehörigen Zeit war das Kind genesen.

Im Hag war auch ein Fall, welcher sehr schnell zu Gutem verlief.

Und so hatte ich nun mehreres zu thun, so daß ich täglich zu Kranken gehen mußte.

Größer aber war die Zahl der Siechen, die zu mir kamen, um in dem einen oder dem anderen Dinge meinen Rath und meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich ließ sie in die große Stube kommen, und nahm jeden einzeln in meiner Kammer vor.

Der Vater hatte Freude, und ging mit einem hellen Angesichte in dem Hause herum. Von der Schwester Anna kam es

mir vor, als habe sie schönere Gewänder an, als sie sonst in dem Hause zu tragen pflegte.

Als der Winter kam, ließ ich das Linnenzeug des flüchtigen Eustachius durchwaschen, und seine Kleider lüften und bürsten. Ich erzählte meinem Vater und Anna das Fortgehen des Eustachius, und daß er mir seine Habseligkeiten aufzubewahren gegeben habe. Von Christinen sagte ich nichts. Die Mägde bewunderten die neuen, schönen Hemden, das Werk Cäcilia's, die, ohne getragen zu werden, vor lauter Liegen in die Lage kämen, gewaschen werden zu müssen. Aber noch mehr bewunderten sie mit freudigem Erstaunen den Zeisiganzug.

Da schon hoher Schnee im Walde lag, wurde ich mit einem Schlitten, darauf sich Pelze und Decken befanden, in die Glashütte abgeholt. Die Tochter des Herrn Johannes Blach, Agnes, das blondlockige Mädchen, war erkrankt. Es richtete die blauen Augen auf mich, da ich an das Bett trat, als verlangten sie Hilfe. Ich rief alles, was ich an Wissenschaft und Kenntniß in mir finden konnte, auf, um den Fall zu ergründen, und ihn behandeln zu können. Ich gab etwas, und ordnete das Verhalten an. Man führte mich in dem Schlitten wieder in unser Haus zurück. Und täglich wurde ich nun mit dem Schlitten geholt. Ich schrieb genau auf, was ich in der Krankheit bemerkt und gegeben hatte, suchte in allen Büchern, die ich hatte, und in meinen Heften nach, wie die Sache sei, und nahm alle Arzneistoffe in den Schlitten, die etwa nothwendig sein könnten. Agnes wurde wieder gesund.

Auch die siebenzehnjährige, braunäugige Tochter des Herrn Mathias Ferent in Pirling, Josepha, wurde krank. Man bat mich um Hilfe, ich ging täglich nach Pirling hinunter, berieth

mich fleißig mit meinen Büchern, gab strengstens, was sie anwiesen, und Josepha wurde gesund.

Auch sonst hatte ich tüchtig in der Gegend herum zu gehen. Ich ließ mir einen ledernen Sack für meine Arzneien machen, den ich umhängen konnte, bestellte mir einen zweiten, landesüblichen Anzug und wärmere Winterkleider. Und so ging ich dann gewöhnlich rasch im grauen Anzuge mit dem grünen Hute, auf dem noch immer die blaue Taubenfeder stack, mit dem Kreuzdornstocke und mit dem ledernen Arzneisacke die schneeigen Pfade dahin.

Die Unheilbaren, die ich gefürchtet hatte, waren auch zu meinem Wohle. Sie spürten Linderung, und priesen den neuen Doctor, oder sie wichen von meinen Anordnungen ab, und wenn sich eine Verschlimmerung zeigte, sprachen sie, der Doctor hat es gesagt, daß es so kommen würde, wenn ich nicht folge. Ein Schuster, welcher zwanzig Jahre halb taub war, und zwanzig Jahre dagegen Mittel genommen hatte, war bei mir gewesen, und ich hatte ihm etwas gegeben. Da er dann besser hörte, wurde er wüthig, wenn jemand behauptete, er höre noch immer nicht.

Dem Vater konnte ich die Schuld, die mir aus der verkauften Kuh erwachsen war, noch vor Eintritt des neuen Jahres erstatten.

Obwohl Eustachius wissen mußte, wo ich jetzt sei, machte ich doch Anstalten, ihm bekannt werden zu lassen, wohin er kommen könne. Ich schrieb zuerst an Ladron und an Schreier und an Galub, erzählte ihnen meine Besorgnisse, und fragte, ob sie nichts von Eustachius wüßten, ob er nicht nach Prag zurückgekehrt sei, und ob seine gewesene Miethfrau Cäcilia nichts sagen

könne. Dann schrieb ich Neuigkeiten aus dem Walde, fragte um Neuigkeiten in Prag, fragte um des Bürgermeisters Jakoba, um andere Mädchen, und nebenbei um des Kaufherrn Emerich Waldon Tochter Christine. Ich schrieb an alle drei, damit doch einer antworte, wenn etwa die andern nicht mehr in Prag wären, oder mit der Antwort säumten. Ich nannte in jedem Briefe neben Christinen nicht die nämlichen Mädchen, daß, wenn etwa zwei Briefe oder gar alle drei verglichen würden, nicht die Mädchensache ein Ansehen gewänne. Es antworteten mir aber alle drei. Jeder sagte, daß Eustachius nicht in Prag sei, und daß er nichts von ihm wisse. Galub und Ladron waren bei Cäcilia gewesen. Sie habe sehr von Eustachius gesprochen, der ein gutes Blut sei, und jetzt nicht komme. Sie habe einen alten Musikus auf ihrer Miethstube, der immer geige, und nicht folge. Über Christine sagte Galub gar nichts, Schreier sagte, sie sei schöner als je, und Ladron sagte, sie werde aus Hochmuth eine alte Jungfrau werden, wenn sie nicht etwa auf mich warte, der ich zu oft in die Teinkirche gegangen sei. So hatte ich nun die Antworten.

Ich ging nun daran, etwas anderes zu thun. Ich verfaßte eine Erklärung, worin ich sagte, daß ich, nachdem ich das Heildoctorpergament erhalten habe, von Prag abgereist sei, daß ich mich zu Thal ob Pirling, nicht weit von dem landesherrlichen Marktflecken Pirling, im Mittage des Königreiches, als Arzt befinde, und daß ich alle aufrufe, die etwa eine Forderung, einen Aufbewahrungsgegenstand zu holen, oder sonst ein Anliegen an mich hätten, sich dahin zu verlautbaren. Diese Erklärung sendete ich nach Prag und Friedland, dann in alle größeren Städte des Landes zur Kundmachung. Ich erhielt bald die Antworten zurück.

Die einen sagten, die Erklärung ist gerichtlich hinaus gegeben worden, die andern meldeten, sie ist an die Mauern geklebt worden, und aus Pilsen berichteten sie, daß dieselbe bei Trommelschlag verlautbart worden ist. Auch Briefe bekam ich um ärztlichen Rath, darunter drei närrische, darin einer des Zipperleins wegen angefragt, ein anderer wegen verkrümmter zwei Finger, und wieder einer wegen Kahlköpfigkeit. Ich beantwortete alle. Sonst war es, wie vorher.

Ich schickte nun auch wieder in die lustige und ernste Stadtchronik kleine Geschichtlein, wie ich es früher gethan hatte, und nahm mir vor dieses fortzusetzen.

Oft im Winter, wenn ich in harten Frösten herum ging, sagte ich zu mir: So ist denn das die heilloseste Geschichte, die ich wie einen bösen Schatten nicht von mir bringe.

Als der Hornung kam, wurde die Hochzeit zwischen Johanna, der Tochter des Landwirthes Herrn Hermann Löff und Johannes Blach, dem ältesten Sohne des Herrn Glasmeisters Johannes Blach, gefeiert. Ich war durch den Hochzeitsbitter mit einem sehr schönen Einladungspapiere betraut worden. Des Hochzeitstages fuhr ich vor dem Morgengrauen mit dem Goldfuchs des Wirthes an dem Rothberge in seinem grünen Schlitten zu meinen dringendsten Kranken, die andern ließ ich bei Seite. Als die Sonne aufgegangen war, kamen geschmückte Schlitten aus der Glashütte nach Thal ob Pirling gefahren, einer nahm mich ein, und alle fuhren wir über Pirling und Rohren nach dem Weißbache in den Hof des Herrn Löff. Der steinerne Rundbogen des großen Einfahrtsthores war mit Tannenreisern und rosenfarbenen Seidenbändern bekränzt, im Hofe, der voll Schlitten lag, hingen Tannenreiserbögen von Fenster zu Fenster, von

Sims zu Sims. Es kam der Brautvater, die Brautmutter und eine Menge von Leuten heraus, uns zu empfangen. Der Hochzeitbitter begrüßte den Bräutigamsvater und die Bräutigamsmutter mit einem Spruche, und leitete sie in das Haus, der Brautführer richtete einen Spruch an den Bräutigam, und geleitete ihn hinein, und der Lustigmacher krähte Sprüche an die Brüder und die Schwester des Bräutigams, daß sie noch ledig seien, und sich sehr zu schämen hätten. Mich nenne er gar nicht, sagte er, und dann jagte er uns mit einem rosenfarbenen Stabe in das Haus. Die große Stube war mit Bändern und gefalteten Vorhängen geziert, die Brauteltern und Bräutigamseltern grüßten sich, Braut und Bräutigam mußten aber entfernt von einander stehen. Auf dem Tische standen Speisen und Getränke, man erquickte sich, und der Kirchenzug wurde gerüstet. Die Schlittenreihe fuhr nach Rohren vor die Kirche, und die Trauung wurde an dem Hochaltare um eilf Uhr vollzogen. Dann fuhren alle wieder mit Einschluß des Pfarrers und Schullehrers an den Weißbach in den Hof des Herrn Löff. Es wurden auf den Feldern neben uns Büchsen abgeschossen, Hüte in die Luft geworfen, und Wünsche gerufen. Alle Zimmer in dem Hofe des Herrn Löff waren geöffnet, geheizt und mit Wohlgerüchen erfüllt. In der großen oberen Stube und in den zwei daran grenzenden waren die Tafeln gedeckt. Es war der Richter von Rohren mit seiner Ehefrau da und mit Sohn und Tochter, der Pfarrer, der Schullehrer, der Wirth, der Müller und der Krämer von Rohren, der Förster des Gutes von Tannberg mit seiner Ehefrau, zwei Söhnen und zwei Töchtern, der Richter von Pirling, Herr Mathias Ferent von Pirling mit seiner Ehefrau Theresia, seinem Sohne Mathias und den Töchtern, der schwarzen Franziska

und der braunen Josepha, Herr Friedrich Geran, der Krämer aus Pirling mit seiner jungen Ehefrau Wallburga, der obere und der untere Wirth in Pirling mit den Ehefrauen und drei Töchtern, Herr Gerhard Rohr, der Hammerschmied aus dem Rohrthale, mit seiner Ehefrau Lucia und den drei Söhnen, Herr Paul Köfner aus dem Kirnwalde mit seiner Ehefrau Appolonia und der schönen, blonden Tochter Ludmilla, dann die Wittwe Kreßtan vom Kirnwalde mit drei braunhaarigen, schönen Töchtern, und noch viele andere. Nach dem Mahle wurde bald die Stube geräumt, Pfeifen und Geigen ertönten, und es wurde zum Tanze geschritten, die Menuette des Brautvaters mit der Bräutigammutter und des Bräutigamvaters mit der Brautmutter machten den Anfang, dann kamen Braut und Bräutigam allein, dann wir alle. Es wurde immer fröhlicher, als einmal die Lichter brannten, und in der späteren Zeit wurde jeder Schlitten, der nach Hause fuhr, mit einem Musikschalle begrüßt. Die meisten Gäste aber blieben bei der Festlichkeit. Ich forderte die schöne schwarze Franziska zum Tanze und dann Agnes und Josepha und Ludmilla und Susanna und Katharina und wie sie hießen, auch Frauen und ältere Frauen, und kehrte öfter wieder zu Franziska zurück, weil sie so zierlich tanzte. Ich suchte alle Tanzkünste, die ich in Prag gelernt hatte, sei es auf Tanzböden oder in Häusern, wohin ich geladen war, zu zeigen, und erntete Lob. Gegen den Morgen fuhren Ferent und Geran und Rohr mit den Ihrigen in Schlitten davon. Ich blieb, bis es Tag war, und fuhr dann mit dem Zuge, mit dem ich gekommen war, nach Thal ob Pirling, besuchte meine Kranken, und wurde am Abende mit einem Schlitten in die Glashütte abgeholt, und blieb die Nacht dort, wo wieder Festlichkeiten waren. Des Morgens

brachte mich ein Schlitten nach Hause, worauf ich zu meinen Kranken ging, und dann die hörte, die in unser Haus gekommen waren.

Wie manchesmal in Prag, hatte ich jetzt zwei Nächte nicht geschlafen. Es focht mich nicht an.

Nun waren noch öfter Festlichkeiten und Tänze in der Glashütte, wozu mir immer ein Schlitten geschickt wurde. Man sagte mir sofort in Pirling, die blauen Augen der Agnes seien schuld, daß ich so oft hinauf müsse.

In Pirling hatten wir vier große Tänze, wovon drei mit vorhergehender Schlittenfahrt und mit Mummerei verbunden waren. Einmal tanzten wir Nachmittags auf dem Eise. Sonst waren kleine Gelegenheitstänzlein oder lustige Spiele und dergleichen im Hause des Ferent oder anderswo. Ich gab öfter ein nicht gutes Beispiel, wenn ich in Hitze und Schweiß meinen Überwurf nahm, und in der Nacht durch die Buchen und den Thaugrund in das Haus meines Vaters hinauf ging.

Es war ein sehr milder Winter. Der Schnee lag hoch genug zu Bahnen und schönen Pfaden, aber nicht so hoch, daß er unbequem gewesen wäre, oder gar Bahnen und Pfade durch Verwehungen verlegt hätte. Es war oft wochenlang kein neuer Schneefall, und die Kälte war nie empfindlich. Ich konnte oft im langsamen Gehen meine Hefte herausnehmen und gehend lesen.

Ich legte ein Verzeichniß der Kräuter an, die ich brauchte und im Walde finden konnte, daß, wenn der Frühling und überhaupt ihre Zeit käme, keine Säumniß wäre, und sie gepflückt werden könnten. Von Prag bestellte ich wieder Arzneistoffe, die mir nöthig geworden waren.

Endlich kam der Frühling. Ich ging da zu dem Schreiner Felix nach Pirling, zeigte ihm die Zeichnung des Arzneischreins, die ich gemacht hatte, und sagte, er möge diesen Schrein versuchen. Derselbe müßte aber von Lindenholz sein. Er versprach es, und nach sechs Wochen wurde der Schrein in meine Kammer gestellt. Anna schaffte sich eigene Kochgeräthe an, die sie zu meinen Verordnungen brauchte.

Ich bestellte Weiber, die mir Wurzeln und Kräuter suchen mußten.

Im Sommer minderten sich die Krankheiten, und ich entschloß mich, und fuhr mit dem Goldfuchs des Wirthes am Rothberge in die Stadt Budweis, und von derselben mit dem Wagen des Frächters nach Friedland und Prag. In Friedland fragte ich um Eustachius. Aber seit auch der Schneider Kodan todt war, mochte sich niemand mehr um Eustachius gekümmert haben. Er war wohl nie mehr in Friedland, viele erinnerten sich seiner gar nicht, andere wußten nur, daß er nicht da sei.

In Prag ging ich zuerst zu Cäcilia.

„Ach, du lieber Herr Augustinus, und mein Gott," sagte sie, da ich in ihre Stube trat, „jetzt ist doch Alles gut."

„Sei gegrüßt, Cäcilia," entgegnete ich. „Was ist denn gut? Ich komme weit her zu dir."

„Ich weiß es, weil ihr so lange gebraucht habt," sagte sie, „nun will ich gleich eine Änderung machen. Er flucht auch, und ein solches Lasterleben kann nicht gut enden."

„Wer flucht?" fragte ich.

„Der in meiner Kammer," sagte sie, „er trinkt auch, und von dem Trinken stammt das Fluchen. Jetzt muß er fort, Eustachius, wenn der kein großer Herr geworden ist, soll er wieder auf meine

Miethstube gehen, ich will Billigkeit üben, will noch besser für ihn sorgen, und ihn betreuen, daß ich nur einen guten Miethsmann habe."

„Ja, hast du irgend ein Papier, den kleinsten Abriß eines Zettels, ein Streifchen, ein Faserchen gefunden, darauf ein Wort steht, wo er ist?" fragte ich.

„Ja, habt ihr ihn denn nicht gebracht?" fragte sie entgegen.

„Gebracht? wenn ich ihn nicht weiß," antwortete ich.

„Habt ihr ihn denn nicht gesucht?" fragte sie.

„Heißt das nicht suchen," entgegnete ich, „wenn ich meine Kranken verlasse, und den weiten Weg nach Prag mache?"

„Habt ihr ihn die ganzen langen anderthalb Jahre, die ihr fort seid, in einem fort gesucht?" fragte sie.

„Nein, ich sage dir ja, daß ich Arzt in meiner Heimat bin," antwortete ich.

„Er hat euch alles geglaubt und vertraut. Ihr hättet ihn suchen sollen und dann Arzt werden," sagte sie.

„Du hast am Ende recht," antwortete ich. „Wie wir doch nach dem Herkommen verfahren und nicht nach dem Rechtthun. Aber ich hatte kein Geld."

„So hättet ihr gebettelt," sagte sie.

„Du hast wieder recht," entgegnete ich. „Du hast höhere Gedanken von der Freundschaft als andere. Weib, ich achte dich völlig. Aber er will gar nicht gefunden werden."

„Weil er die Sache nicht versteht," antwortete sie, „und welche die Sachen nicht verstehen, für die müssen solche sorgen, die sie verstehen."

„Höre auf, du hast in einem fort recht," sagte ich. „Aber jetzt ist es, wie es ist, Pflicht gegen Pflicht, ich bin ein Arzt, und

habe das Vertrauen aller, die um mich in dem Walde wohnen, herausgefordert. Aber nun merke auf meine Worte. Das Suchen ist verschieden. Ich habe in der ersten Zeit auf allen Wegen, die von Prag fortgehen, gesucht und gefragt, ich habe an der Moldau gesucht, ich habe die Schiffer und Fischer gefragt, ich habe die Unglückszettel gefragt, ich habe die Vermeldungszettel gefragt, ich habe die Neuigkeitsträger gefragt, und wenn ich so fort gethan hätte, wenn ich in dem Lande und in der Welt von Haus zu Haus, von Thür zu Thür gegangen wäre, so hätte ich das Alter aller jüdischen Vorfahren erreichen können, ohne ihn zu finden, und wäre vielleicht ein Narr gewesen wie er. Bei jedem Suchen muß man zuerst ein Merkmal finden, das den Weg des Suchens angibt. Ich habe alle seine Schriften gelesen, und es ist in ihnen kein Merkmal. Dann habe ich in den gedruckten Blättern, die viele Leute lesen, und die er etwa auch liest, Dinge bekannt gemacht, aus denen er die Kenntniß schöpfen kann, daß alles in Prag gut ausgegangen ist. Darauf habe ich durch Gerichte und Ämter im ganzen Lande kund machen lassen, wo ich jetzt bin, und wer ich bin, daß sich jeder an mich wenden könne, der eine Forderung oder ein Anliegen habe. Und jetzt bin ich zu dir gekommen. Du hältst auf Reinlichkeit, du wirst die Stube, die er verlassen hat, bis ins Kleinste geordnet haben, und da kam mir in den Sinn, dich zu fragen, ob du denn gar nichts gefunden hast, das unbedeutendste Ding, aus dem sich ein Merkmal des Suchens machen ließe."

„Da habt ihr recht geredet," antwortete sie, „wenn man eine Stube vermiethen will, muß man sie in Ordnung halten. Ich habe die Stube des Herrn Eustachius nach seiner Abreise gereinigt, und als er nicht kam, habe ich sie wieder gereinigt.

Aber ich habe gar nichts gefunden, nicht einmal einen Bindfaden. Ihr habt ja Alles fortgenommen."

„War nicht ein Papier da?" fragte ich, „auf welches er die andern Papiere legte, wenn er schrieb, oder sonst ein noch so winziges Stückchen?"

„Die Papiere habt ihr ja alle selber genommen," antwortete sie, „und habt in ihnen lesen können."

„Wenn ich dir aber sagte, daß in ihnen gar kein Merkmal steht," erwiederte ich.

„So haben wir kein Merkmal," sagte sie.

„Jetzt nicht," antwortete ich; „aber hast du denn auf jedes Ding genau geachtet, als du die Stube reinigtest?"

„Seht, Herr Augustinus," sagte sie, „da liegen die schönsten Linnen herum, man bringt mir Arbeit, und da brauche ich die feinsten Nadeln, und wenn eine auf die Erde fällt, kann ich sie nicht im Stiche lassen, und ich kehre Alles sauber zusammen, und hebe die Nadeln und Fädchen wieder auf. Und so habe ich es bei dem Herrn Eustachius gemacht, und habe gar nichts gefunden."

„Und erinnerst du dich nicht aus seinen Reden, daß er irgend eine Gegend oder Leute besonders lieb gehabt habe?" fragte ich.

„Er hat mich immer geachtet und geehrt, wie ein Miethsmann es thun soll," antwortete sie; „aber die Bevorzugung hat er mir nicht angethan, daß er mir etwas gesagt hätte, das er euch verschwiegen hat. Vielleicht weiß der Herr Waldon etwas, der ihm viele Briefe geschrieben hat."

„Nun also, so ist es bei dir, Cäcilia," sagte ich, „nun rede ich von etwas Anderem. Du hast eine Zeit mit deiner Stube auf Eustachius gewartet, und sie an niemand andern vermiethet."

„Ja, ich habe auf ihn gewartet," entgegnete sie.

„Wie lange?“ fragte ich.

„Das wird in meinem Büchlein stehen,“ sagte sie.

„Und du hast in dieser Zeit kein Miethgeld bekommen,“ sprach ich.

„Ich habe freiwillig gewartet,“ antwortete sie.

„Wie viel beträgt das Miethgeld für jene Zeit?“ fragte ich.

„Das würde recht leicht aus dem Büchlein zu entnehmen sein,“ antwortete sie.

„So entnimm es,“ sagte ich. „Eine Wohnung, die nicht heimgesagt ist, muß gezahlt werden, wenn man sie auch nicht benützt, bis der Vermiether sie an jemand andern gibt. Ich besorge alle Angelegenheiten meines Freundes Eustachius, und werde das Geld in deine Hände legen.“

„Habe ich euch denn nicht gesagt, daß ich freiwillig gewartet habe,“ entgegnete sie.

„Und ich zahle freiwillig das Geld,“ sprach ich.

„Da sorgt ihr schlecht für die Angelegenheiten des Herrn Eustachius, wenn ihr mit seinem Gelde etwas bezahlt, was er nicht schuldig ist,“ erwiederte sie.

„So zahle ich es mit meinem eigenen Gelde,“ sagte ich.

„Habt ihr denn so vieles Geld, Herr Augustinus,“ fragte sie, „daß ihr es so leichthin ausgeben könnt?“

„Nicht zu wenig und nicht zu viel,“ antwortete ich; „aber die Sache ist so: an Eustachius darf keine Makel sein, es muß Alles berichtigt sein, was auch nur ein Schein von Forderung ist, und dafür müssen wir sorgen, du auch, Cäcilia, wie er selbst gesorgt hätte.“

„Das ist wahr,“ entgegnete sie, „es thut ihm gut, wenn ich erzählen kann: bei mir ist alles in der rechtesten Ordnung. Er

hätte selber für die Wartezeit gezahlt, wenn er zurückgekommen wäre, und er wäre zornig geworden, wenn ich ihm das Geld hätte schenken wollen."

„Also," sagte ich.

„So nehme ich die Zahlung, und ihr werdet mit dem Herrn Eustachius schon in Ordnung kommen," entgegnete sie.

„Ich werde mit ihm im Reinen sein," sagte ich.

„Und ich habe zu den zwei jungen Herren, die ihr zu mir geschickt habt, gesagt, ihr sollet den Herrn Eustachius suchen," erwiederte sie.

„Nun ja, ja," entgegnete ich, „wie ich es kann und verstehe, und wie einen Verbrecher soll man ihn doch nicht suchen?"

„Nein, nein, wie etwas Verlorenes," sagte sie.

„Gut," sprach ich, „und es freut mich, daß du solchen Antheil an ihm nimmst."

„Ich habe den Antheil immer genommen," sagte sie. „Dem Jobal kündige ich doch die Miethe, weil er trinkt und flucht und mich verachtet. Es ist eine schwere Sache mit dem Vermiethen. Die jungen Männer verspotten mich, die alten trinken, und die Frauen vertreiben mich mit ihrem Kochen von meinem Herde. Der Herr Eustachius war sanftmüthig, und mischte sich in nichts. Die schönen Hemden müßt ihr waschen lassen, sonst zerfallen sie, und seinen schönen Anzug müßt ihr in Ordnung halten."

„Gut, Cäcilia, das geschieht ja," sagte ich, „und weil du mir schon Hemden gemacht hast, und weil ich so schöne Linnen bei dir sehe, so werde ich dir eine Waldleinwand schicken, die beste, wie wir sie haben, und du sollst mir wieder zwölf Hemden machen; aber sie müssen genau so sein wie die, welche du für Eustachius verfertigt hast, wenn du dich ihrer noch erinnerst."

„Wie sollte ich denn vergessen, was ich gemacht habe," sagte sie, „ich weiß das alles, und habe die Vorbilder bei mir. Ihr könnt die Hemden mit denen des Herrn Eustachius vergleichen, und werdet keinen Unterschied entdecken."

„So brauche ich dir kein Vorbild, wie du es nennst, zu schicken," entgegnete ich. „Die Linnen werde ich zur Erinnerung an Eustachius tragen, und du wirst mir immer neue machen. Ich werde dir, ehe ich von Prag fortgehe, einen Zettel bringen, auf dem steht, wem du die Hemden übergeben sollst, und auf dem auch steht, wohin du mir sogleich Nachricht schicken sollst, wenn du etwas von Eustachius erfährst."

„Ich werde sogleich die Nachricht schicken," sagte sie, „bringt nur den Zettel. Über den Preis meiner Arbeit werdet ihr auch jetzt nicht klagen, und sie wird nicht schlecht sein. Man gibt mir Brautarbeit, und ihr werdet sehen, daß ihr mir auch eine solche geben könntet, wenn ihr die schöne Christine heirathet."

„Aber, Irrlicht, ich denke ja gar nicht daran, Christine zu heirathen," sagte ich.

„So wird es eine andere sein," entgegnete sie, „und ihre Eltern werden eine Ausstattung machen lassen."

„Sie mögen es thun," sagte ich, „jetzt aber bewahre den Zettel sehr gut, den ich dir bringen werde, und mache nur die jetzigen Hemden sehr gut. Schreibe auch auf ein Papier, was für die Wartezeit in Bezug auf die Miethe zu entrichten ist, daß ich das Geld, wenn ich wieder komme, erlege. Jetzt aber muß ich gehen."

„Den Zettel werde ich aufbewahren," entgegnete sie, „und das andere werde ich aus meinem Büchlein heraus suchen, und

die Hemden werden schon recht sein, daß nur der Leinwand auf dem Wege nichts geschieht."

„Dafür werde ich sorgen," sagte ich, „und du wirst sie bald bekommen, und wenn ich von Eustachius etwas erfahre, werde ich es dir sogleich melden."

„Thut das, thut das, lieber Herr," sprach sie.

„Und so gehabe dich wohl," sagte ich.

„Gehabt euch wohl," sprach sie.

Nach diesen Worten stand ich von meinem Stuhle auf, ging an all ihrem Linnen vorüber, und bei der Thür hinaus.

Sie geleitete mich, blieb an der obersten Stufe stehen, und sagte, da ich hinab stieg, wieder etwas, das man verstehen konnte. Dieses Mal waren es die Worte: „Ein wenig hat er sich doch geändert."

Mein zweiter Gang in Prag war zu dem Bürgermeister.

Ich suchte denselben in seiner Amtsstube; allein er war nicht da. Als ich gesagt hatte, daß ich ein Fremder sei, wies man mich in seine Wohnung. Er ließ mich dort zu sich in sein Schreibgemach kommen. Ich nannte meinen Namen.

„Soll ich wohl den Tänzer meiner Jakoba nicht kennen?" sagte er, und führte mich zu einem Stuhle.

Als wir uns gesetzt hatten, fragte er: „Worin kann ich Ihnen denn dienstlich sein, Herr Doctor?"

„Vor etwas mehr als einem Jahre," antwortete ich, „bin ich zur Ausübung meines ärztlichen Berufes in meine Heimat gegangen. Einige Zeit früher aber ist ein junger Rechtsmann, der mein Freund war, von Prag abgereist, ohne daß man wußte, wohin."

„Ich kenne die Angelegenheit," sagte der Bürgermeister.

„Er hat mir damals seine Habschaften anvertraut, für die ich noch verantwortlich bin," fuhr ich fort. „Auch beruhte seine Abreise auf falschen Voraussetzungen. Darum hielt ich es für meine Pflicht, nach ihm zu forschen. Ich machte sogleich viele Versuche, die aber alle vergeblich waren. Ich hoffte, er werde doch einmal zu mir kommen; aber da nun schon so viele Zeit ohne Erfüllung meiner Hoffnung vorüber gegangen ist, fange ich an, besorgt zu werden. Wenn Sie, hochverehrter Herr, in Ihrem Amte oder in Ihren sonstigen Beziehungen etwas von ihm wissen, oder erfahren werden, oder zu seiner Ergründung mit Schonung etwas thun können, so würde ich die inständigste Bitte einlegen, mir behiflich zu sein, was eben der Grund ist, weshalb ich Sie um dieses Gespräch habe bitten lassen. Da ich noch ein Schüler war, wagte ich mich in der Sache nicht zu Ihnen. Heute ist es der Mann in einem ehrenden Berufe, der Sie bittet."

„Ich ehre Ihren Beruf und ehre Ihre Bitte," antwortete er. „Von dem Aufenthalte des jungen Mannes weiß ich jetzt nichts. Für die Ämter ist kein Grund vorhanden, nach ihm zu forschen. Ich werde aber mit der Rücksicht, die in der Sache nothwendig ist, nach Kunde trachten, und Ihnen, wenn mir eine zu Theil wird, dienlich sein. Wir müssen aber den Willen des Abwesenden, entfernt zu sein, beachten."

„Ich beachte auch diesen Willen," sagte ich, „in so ferne er nicht ein anderer wäre, wenn er wüßte, wie die Dinge sind."

„Ich erkenne Ihre Ansicht," sprach er, „und bitte Sie daher, lassen Sie mich wissen, wohin ich meine Nachricht senden soll."

Ich gab ihm meinen Aufenthaltsort auf ein Papier geschrieben.

Er legte das Papier in eine Mappe.

Dann fragte er noch um allerlei in meiner Heimat und um verschiedene Verhältnisse in jenem Striche des Landes.

Hierauf sagte er: „Da Sie einmal hier sind, müssen Sie doch auch zu meinen Frauen kommen."

„Es wird mich ehren, zu ihnen kommen zu dürfen," antwortete ich.

„So folgen Sie mir," sprach er.

Wir standen auf, und er geleitete mich durch ein Vorzimmer in ein Gemach, in welchem seine Gattin Hildegard und seine Tochter Jakoba waren. Hildegard saß an einem Nähtische und Jakoba an einem Stickrahmen.

„Ich bringe hier einen Verbrecher," sagte er, „der nun in Haft sein und büßen soll. Vorher aber möge er noch ein wenig auf einem Stuhle bei euch sitzen."

Ich verneigte mich vor den Frauen. Sie standen auf, und grüßten mich. Dann setzten wir uns auf gelbseidene Stühle, deren Füße mit feiner weißer Farbe bestrichen waren.

„Zuerst hat er," sprach der Bürgermeister wieder, „dem Gerichte gerichtlich, um seinen Freund weiß zu waschen, eine Unwahrheit gesagt, dann hat er im Zweikampfe eine völlige Mordthat begangen, und endlich ist er vor allen, die ihn gekannt haben, flüchtig geworden."

„Sie haben sehr großmüthig gehandelt, junger Herr Doctor," sagte Hildegard. „Wir haben gar nicht gewußt, wenn Sie so fröhlich waren, und mit den Mädchen tanzten, daß Sie auch mit dem Schwerte so darein hauen können. Haben Sie es mit nach Prag genommen?"

„Es ist in meines Vaters Hause ich weiß nicht in welchen

Winkel gelegt worden, wenn sie es nicht etwa zum Abschlagen der Krautköpfe verwenden," sagte ich.

„Sie haben es also ganz abgeschworen?" fragte sie.

„Für alle Fälle, in denen ich es nicht dringend brauche," antwortete ich.

„Der alte Schüler hat sich von der Lehre, die Sie ihm gegeben haben, wieder erholt," sagte der Bürgermeister, „und macht noch immer seine letzten Prüfungen auf dem Karolin. Der Fall ist um so leichter zugedeckt worden, weil er ein gar so übler Geselle ist. In Ihrer Heimat, wo sie nicht unter Sausewinden sind, werden Sie ähnliche Gelegenheiten nicht leicht finden."

„Was sich fügen soll, mag sich fügen," sagte ich.

„Dem Arzte würde es schwerer nachhängen," sprach der Bürgermeister, „wenn er sich so herum schlüge wie auf der Schule."

„Hoffen wir auch auf das Wachsen der Vernunft," sagte ich.

„Und so fort zu gehen, ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen," sagte Hildegard.

„Es freut mich, wenn ich mehr Freunde habe, als ich ahnte," erwiederte ich, „und ich werde jede Güte ehren, die mir unverdient zu Theil wird. In jenem Falle aber mußte ich wohl ein wenig schnell fortgehen."

„Sie hätten ja zuerst Abschied nehmen, und sich dann schlagen können," sagte sie.

„Aus meinem Abschiednehmen hätte er die Nähe meiner Abreise vermuthet, die Dinge vor derselben hätte er gefürchtet, und wäre sicherlich nicht in Prag gewesen, wenn ich ihn gebraucht hätte," antwortete ich.

„Das ist wahr," sagte sie.

„Und daß ich nicht auf immer fort ging, beweist ja, weil ich jetzt hier bin," entgegnete ich.

„Und ich hoffe, Sie werden Prag öfter besuchen," sagte sie.

„Nach Möglichkeit vielleicht jährlich," antwortete ich.

„Dann wünschen wir, daß wir Sie auch in solchen Fällen sehen, in denen Sie nicht eben Geschäfte bei meinem Gatten haben," sagte sie.

„Diese Worte sind eben so ehrenvoll für mich, als ich ihnen getreulich nachkommen will," entgegnete ich.

„Ist es schön in Ihrer Heimat?" fragte Jakoba.

„Ich will sie Ihnen ein wenig beschreiben," antwortete ich. „Da ist Wald und Wald und Wald. In demselben sind Föhren, Fichten, Tannen, Buchen und Birken in Menge. Alle andern Bäume und Gesträuche sind auch da. Dann sind rauschende Wässer und graue Steine. Dann sind hellgrüne Wiesenflächen und verschiedenfarbige Felder. Dann sind braune Holzhäuser mit Steinen auf dem Dache und glänzenden Fenstern, dann sind weiße Kirchthürme und lustige Marktflecken und solche ungeschlachte Menschen, mit grobem grauem Gewande, wie hier einer vor Ihnen sitzt."

„Das ist wohl die Sitte der Gegend," sagte sie.

„Es ist zweckmäßig," antwortete ich, „der starke Rock widersteht dem starken Walde. Mit meinem schönen Schüleranzuge aus Prag haben sie mich angestaunt, als einen Waldbewohner würden sie mich damit auslachen. Wenn ich aber wieder nach Prag komme, werde ich schon in einem gehörigen Stadtdoctorenanzuge erscheinen. Sollten Sie einmal unsere Gegend selber sehen wollen, so kann ich Ihnen und Ihrem Vater und Ihrer Mutter jetzt eine gastliche Waldbürgerhausstube geben und ein

gutes Waldbürgeressen und ein sehr freundliches Angesicht von mir, von meinem Vater, von meiner Schwester und von meinem Bruder und, ich glaube auch, von unserm Knechte, unsern Mägden und unserm Stallbuben."

„Das ist ja viel zusammen," sagte Jakoba.

„Kommen Sie später," entgegnete ich, „so hoffe ich Sie schon in wirthlicheren und größeren Räumen beherbergen zu können, da ich unser Haus vergrößern will, die Freundlichkeit kann aber nicht mehr größer werden."

„Das ist sehr schön," sagte Jakoba, „haben Sie Waldfrüchte?"

„Je nachdem Sie zu einer Zeit kommen," antwortete ich, „Erdbeeren, so würzig, wie keine in euern Gärten wachsen, vom Heumonate bis zum Herbstmonate, Himbeeren im Erntemonate, die frisch vom Walde einen Duft haben, den ihr hier nicht kennt, die kleinen rothen und schwarzen Waldkirschen in demselben Monate, gewürziger als alle Kirschen, von den Heidelbeeren rede ich nicht, die in Millionen Zentnern wachsen, weil sie nur hauptsächlich für den Tisch unserer Waldthiere sind, dann im Spätherbste die Brombeeren von dem vornehmsten Adel und die starken Preißelbeeren, die in rothem Weine und Zucker nicht ihres gleichen haben, oder wenn Sie noch wollen die sauerfeine, korallenfarbige Moosbeere essen, oder die süße, blaue Moorbeere mit dem weißen Fleische, dann die Wachholderbeeren mit dem blauen Reife, die zu saurigem Safte eingesotten werden, dann die Holzäpfel, die zwar abscheulich zum Essen sind, aber einen dauerhaften und mit der Zeit immer milderen, heilkräftigen Obstwein geben, dann im Christmonate die Hagebutten, fein und lieblich. Das Obst, welches bei euch gut wächst, ist bei uns saurer, und die Ebereschen, das Manna der Vögel, würden Sie

zu keiner Jahreszeit essen können. Außer den Früchten würde ich Ihnen Waldblumen zeigen können, denen Sie Ihr Lob nicht versagen würden, wenn sie auch in keinem Stadtgarten sind."

„Ach, das ist ja eine Menge," sagte Jakoba. „Der Vater bemerkte öfter, Berge und Thäler kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen."

„So bewirken Sie, daß der Vater Menschen zusammenkommen macht," sagte ich, „und wenn unsere Stuben nicht so schön sind wie Ihre Säle, so sind unsere Tänze doch fröhlich, wenn auch nicht so fein wie die euern; die Waldmusik der Vögel aber haben wir wieder allein, die könnt ihr nicht aufbringen."

„Man meint ja, man müsse gleich hin," sagte Jakoba.

„Je eher, desto besser," antwortete ich.

„Wir sind durch viele Dinge gehemmt," sagte der Vater, „und der Mensch könnte an harmlosen Gegenständen viele Freude haben, wenn er sich nicht selber die Freude verdürbe. Wir wollen der Zukunft vertrauen."

„Und so junge Mädchen stellen sich Alles leichter vor," sprach die Mutter.

„Ich kann es auch nicht als schwer erkennen," sagte ich, „von Prag einmal in einen schönen Wald zu fahren, in welchem man sehr willkommen ist."

Wir sprachen noch eine Weile von Stadtdingen, dann verabschiedete ich mich, und schritt aus dem Hause.

Im Fortgehen dachte ich mir: Jakoba ist doch viel schöner geworden, als ich sie früher gekannt habe.

Gegen den Abend ließ ich bei dem Kaufherrn Emerich Waldon anfragen, ob ich ihn besuchen dürfe, und wann. Er antwortete, es könne gleich geschehen, oder zu welcher Zeit ich wolle.

Ich ging gleich zu ihm.

Er war schon in seinem Hause, welches in Smichow steht. Ich ging hinaus, und gelangte an ein grünes Eisengitter, welches den Vorgarten vor dem Hause schloß. Ich läutete an der Gitterglocke. Da kam eine ältliche Frau, und ließ mich ein. Sie führte mich dann durch den Garten in das Haus. Im Hause führte sie mich über eine breite Treppe in einen großen Vorsaal hinauf. Dort wies sie mich an eine Thür. Ich öffnete die Thür, und kam in ein kleines Zimmer, in dem sich niemand befand. Auch in dem nächsten Zimmer, dessen Thür offen stand, war niemand. Aus dem dritten Zimmer kam der Kaufherr Emerich Waldon in einem einfachen schwarzen Rocke, wie man sie trägt, zu mir heraus, und führte mich in das Zimmer hinein. Es war ein Bücherzimmer. An den Wänden standen Schreine, welche vorne Glastafeln hatten, und mit lauter Büchern angefüllt waren, die die Rücken herauskehrten. Sonst waren grüne Geräthe in dem Zimmer. Der Kaufherr Emerich Waldon geleitete mich zu einem Tische, der mit grünem Tuche überzogen war, rückte einen grün gepolsterten Sessel zurecht, und lud mich zum Sitzen ein. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, fragte er mich, was mein Begehren sei.

Ich nannte meinen Namen.

„Der ist mir bekannt," sagte er, „und ich glaube auch den Gegenstand Ihres Besuches zu kennen."

„Eustachius," sagte ich.

„Das war meine Vermuthung," antwortete er.

„In Ihrem Hause war er freundlich aufgenommen," sagte ich, „und durfte es öfter besuchen. Ich bin sein Freund, war über seine Entfernung sehr betrübt, habe Versuche gemacht, ihn aufzufinden, bin jetzt Arzt im Mittage des Landes, und bin

nach Prag gekommen, um wieder nach ihm zu fragen, und da habe ich auch die Bitte gestellt, Sie besuchen zu dürfen."

„Es freut mich sehr, daß ich nun mit Ihnen in diesem Zimmer spreche," antwortete er, „Ihr Wesen war mir lange durch Ihren Freund bekannt, der manche Stunde mit uns in diesem Zimmer verbracht hat. Es mußte sich so fügen, daß Sie nun an seiner Stelle sitzen. Sie sind mir sehr willkommen. Er zeigte immer große Liebe gegen Sie, und Sie müssen dieselbe auch verdienen, weil sie sonst nicht vorhanden gewesen wäre. Wir wußten, daß Sie Arzt in Ihrer Heimat sind. Es freut mich, daß Sie wieder nach Prag und zu mir gekommen sind. Seien Sie mir noch einmal willkommen, und so oft Sie Ihr Weg wieder in diese Stadt führt, lassen Sie sich auch die Schritte zu diesem Hause nicht gereuen."

„Nein, die sollen mich nicht gereuen," antwortete ich, „da Sie mir eine freundliche Aufnahme bieten, und da mir dieses Haus bedeutend geworden ist."

„Wir haben Sie schon früher erwartet," sagte er.

„Ich hatte von Eustachius einen Auftrag," entgegnete ich, „und ich scheute mich, seine Angelegenheiten weiter zu berühren, als sie meine Freundschaft betrafen. Aber da die Lage jetzt viel ernster geworden ist, so bin ich gekommen."

„Wenn er etwas zu mir gesagt hätte," fuhr er fort, „so wäre der Fall nicht eingetreten, oder wenn ich ohne sein Zuthun zur Kenntniß gekommen wäre, so hätte sich Alles geändert. Wir erfuhren die Sache erst, da sie durch Sie geschlichtet war. Aber wenn er nicht zu Ihnen und zu uns geschwiegen hätte, so wäre er nicht der, der er ist. Wir haben Jahre gebraucht, um zu erfahren, wie viel an ihm vorhanden ist."

„Ach, und ich auch," entgegnete ich.

„Es ist schon recht, und es ist, wie es eben ist," sagte er.

„Wenn er nur nicht so in allen äußern Dingen gehandelt hätte, wie er gehandelt hat," sprach ich.

„Lassen wir das jetzt," antwortete er.

„Er hat mir durch einen hinterlassenen Brief seine Habe anvertraut," erwiederte ich, „und darum meine ich außer meiner Freundschaft zu ihm noch ein ferneres kleines Recht zu haben, daß ich frage, ob Sie denn gar nichts von seinem Aufenthalte wissen."

„Ich weiß nichts," antwortete er. „Wir haben es gedacht, daß er Ihnen das Seinige wird übergeben haben, und darum werden Sie wohl auch der erste sein, dem er eine Nachricht zukommen lassen wird, sobald er es für gut findet. Wenn er Ihnen ohne die Bedingung der Geheimhaltung etwas offenbart, so berichten Sie es uns doch. Ich werde das Gleiche thun."

„Gut, so ist es recht," antwortete ich.

„Wenn Sie noch länger in Prag sind," sagte er, „so besuchen Sie dieses Haus öfter. In jedem Falle kommen Sie noch einmal."

„Ich nehme die gütige Einladung an," entgegnete ich.

„Wo wohnen Sie denn?" fragte er.

„Ich bin in dem Gasthofe des schwarzen Rosses," antwortete ich.

„Gut," sagte er. „Und nun noch etwas anderes. Ich habe seit dem Tode meiner Gattin einen Freund und Rathgeber, der mit meinen Dingen vertraut ist. Mit diesem müssen Sie noch ohne Zeugen sprechen. Ich bitte Sie, folgen Sie mir."

Er stand bei diesen Worten auf, und ich auch. Er führte

mich aus dem Zimmer, aber nicht auf dem Wege, auf dem ich herein gekommen war, sondern in ein anderes Zimmer, dessen Wände mit lauter Kupferstichen bedeckt waren, die sich in Rahmen und hinter Glas befanden. Von diesem Zimmer gingen wir in ein ferneres, das kleiner war, und an dessen Wänden Gemälde hingen. Hier führte er mich zu einer braunen Thür, faßte die Klinke derselben, und sagte: „Diese Thür führt zu meiner Tochter Christine."

Ich erröthete heftig, und sah ihn an.

„Treten Sie nur ein," sagte er, und öffnete die Thür.

Ich trat ein, er machte die Thür zu, und blieb draußen. Ich stand vor Christine. Sie stand an einem Tische, der eine graue Marmorplatte hatte, und eine ihrer Hände ruhte auf dieser Platte. Sie hatte ein tiefgelbes seidenes Kleid an, und die großen, dunkelbraunen Augen waren auf mich gerichtet.

„Seien Sie mir willkommen," sagte sie.

„Ich bin Ihnen also nicht ganz fremd?" fragte ich.

„Nein," antwortete sie. „Ich habe Sie schon früher gekannt, und mein Vater hat mir heute gesagt, daß Sie zu uns kommen würden. Setzen Sie sich auf einen dieser Stühle, und gönnen Sie mir einige Worte."

Sie wies auf einen Stuhl, der mit Seide gepolstert war, welche fast die nämliche Farbe hatte wie ihr Kleid. Ich setzte mich darauf. Dann setzte sie sich an eine andere Seite des Tisches auf einen gleichen Stuhl. Ich sah jetzt, daß die Fenster des Zimmers auf einen großen Garten gingen, der hinter dem Hause war. An den Seiten der Fenster hingen zusammengefaltete Vorhänge nieder, welche von derselben Seide waren, die die Sessel hatten. Im Garten sah ich einen Laubgang dahin

gehen, fast durch die ganze Länge des Gartens, den Laubgang, in welchem seine Worte wie glühende Funken in ihre Seele gefallen waren. Sie schwieg noch eine Weile, da ihre Augen mich immer anblickten, und sagte dann: „Sie wollen über Eustachius mit mir sprechen."

„Es freut mich, wenn ich über ihn mit Ihnen sprechen kann," sagte ich.

„So reden Sie," antwortete sie.

„Er ist mein Freund gewesen," sagte ich, „und ich glaube, er ist es noch, und darum dürfen wohl einige Worte über ihn aus meinem Munde kommen."

„Daran kann niemand zweifeln," entgegnete sie, „er ist oft zu uns gekommen, und hat es gesagt, wie sehr er Sie achtet."

„Er ist fortgegangen, ohne mir zu sagen, wohin er geht," sprach ich.

„Und Sie haben sich seiner angenommen," erwiederte sie, „und haben ihn auch mit dem Degen vertreten."

„Das hat sich so ergeben gegen den Mann, welcher ihn durch Arglist in das Übel geführt hat," entgegnete ich.

„Und Sie haben nach ihm geforscht, was Ihre Kräfte vermochten," sagte sie.

„Ich habe die Wege ergriffen, die mir mein Sinn eingegeben hat," antwortete ich.

„Und dann sind Sie in Ihre Heimat gegangen, und sind dort Arzt," sagte sie.

„Ich bin in meine Heimat gegangen," erwiederte ich, „habe stets nach ihm geflügelt, und bin jetzt in Prag, um wieder Nachfrage nach ihm zu halten."

„Und da sind Sie auch zu meinem Vater gegangen," sagte sie.

„Ich bin zu Ihrem Vater gegangen," entgegnete ich, „weil Eustachius oft in seinem Hause war, und dieses Haus sehr geehrt hat."

„Und mein Vater hat Ihnen über seinen Aufenthalt nichts sagen können," erwiederte sie.

„Er hat mir keine Auskunft zu geben vermocht," sagte ich.

„Und nun wünschen Sie auch mich zu fragen, ob nicht ich etwas weiß," sagte sie.

„Es ist das in Wirklichkeit meine Bitte," antwortete ich.

„Mir ist auch wie meinem Vater nichts bekannt," entgegnete sie.

„Auch Ihnen nicht?" sagte ich.

„Er hat mir nichts entdeckt," antwortete sie, „ich habe nicht im geringsten geforscht, und wenn sich was immer für eine Spur geboten hätte, von ihm Kenntniß zu erhalten, so hätte ich sie nicht verfolgt."

„Er hat mir seine Habschaften zum Aufbewahren übergeben," sagte ich.

„Ich habe das geahnt," entgegnete sie.

„Er hat mir all sein Besitzthum übergeben," sagte ich.

„Das habe ich geahnt," sagte sie.

„Er hat mir Ihre Briefe an ihn zur Verwahrung gegeben," sagte ich.

„Auch das habe ich geahnt," entgegnete sie, „er wollte dieselben nicht Zufällen aussetzen, und Sie werden sie gut verwahren."

„Sie sind im festen Schreine verschlossen," antwortete ich,

„und da unser Haus auf seiner Diele einen fußtiefen Estrich hat, so sind sie auch vor Feuer gesichert."

„Ich danke Ihnen," sagte sie.

„Hochverehrte Jungfrau Christine," sagte ich nun, „er hat mich ermächtiget, die Briefe zu lesen, und ich habe sie auch gelesen."

„Hochverehrter Herr Doctor," sagte sie, „auch das habe ich geahnt. Und nun erlauben Sie mir, die einigen Worte zu sprechen, um welche ich Sie bei dem Beginne unserer Unterredung gebeten habe. Ich habe mich mit Eustach auf ewig verbunden. Er ist von Prag weggegangen, ohne mir oder jemanden, mit dem ich in Verbindung bin, zu sagen, wohin er gehe. Daher geziemt es mir, ohne sein Thun zu beirren, auszuharren, bis er Nachricht gibt, oder kommt."

„Und wenn er nun immer nicht kommt?" fragte ich.

„So werde ich immer harren," antwortete sie.

„Und wenn er den Bund mit Ihnen als zerstört betrachtet, weil er sich für beschimpft hält?" fragte ich.

„Dann wird er mir es wissen lassen. Bis dahin besteht der Bund," antwortete sie.

„Und wenn er aus Zagheit die Ankündigung der Auflösung unterließe?" sagte ich.

„Das darf ich von ihm nicht voraussetzen," entgegnete sie.

„Und wenn ihn der Tod hinrafft, ehe er irgend eine Nachricht senden kann?" sagte ich.

„So wird er sterbend jemanden mit der Botschaft betrauen," antwortete sie.

„Der Tod könnte ihn unvermuthet überfallen, ehe er Nachricht zu geben vermag," sagte ich.

„Ich werde das erst glauben, wenn ich sehr alt geworden bin, und mir stets keine Nachricht von ihm gekommen ist," antwortete sie.

„Hochverehrte Jungfrau," sagte ich, „da ich von meiner Heimat nach Prag reiste, dachte ich daran, daß ich mit Ihnen über Eustachius reden werde, und daß wir vielleicht eine Einigung treffen könnten, was wir in Hinsicht seiner thun sollen. Und da habe ich auch den Brief mitgenommen, welchen er mir bei seiner Entfernung hinterließ. Ich überreiche Ihnen denselben. Lesen Sie ihn."

Ich übergab ihr den Brief, sie las ihn, und gab ihn mir zurück.

Dann sagte sie: „Hochverehrter Herr Doctor, in dem Briefe stehen auch die Worte: Ich werde kommen, wenn ich es mit Ehre kann. An mich hat er bisher die Worte nicht gerichtet, weil er weiß, daß sie nicht nöthig sind."

Ich schwieg auf diese ihre Rede, und sah ihr in das schöne Angesicht.

Sie aber fuhr fort: „Und da wir sprechen, muß ich Ihnen sagen, daß Sie seine Handlungsweise sehr verwirrt haben. Er hat es nicht vermocht, zu jemanden etwas zu sagen, und ist fortgegangen. Ihnen hat er geschriebene Worte hinterlassen, deren einige lauteten, daß Sie Papiere, die er bezeichnet hat, drucken lassen sollten, damit daraus die Zahlung erfolge. Sie hätten auf die Zeilen des Briefes als auf eine Weisung zeigen können, in der die Deckung enthalten ist, Sie hätten in die Druckerei gehen können, ob man Ihnen nicht gleich das Geld gebe, oder hätten es selber vorschießen können, oder sich können vorschießen lassen. Anstatt dessen aber gehen Sie auf das Gericht, sagen dort etwas, das man Ihnen nicht geglaubt hat, zahlen die Schuld aus Ihrem

Eigenen, und beginnen dann so heftig nach Eustach zu forschen, daß Sie dadurch erst recht den übeln Schein auf sein Fortgehen warfen, dann tödteten Sie endlich beinahe seinen Widersacher im Zweikampfe, wurden selber flüchtig, und machten, daß jetzt ganz Prag und die Umgebung von der Sache sprach. Sie setzten allerlei Dinge in die Stadtchronik, die ich verstand, die Eustach auch verstand, Sie ließen in Prag und andern Städten Ihren Aufenthalt bekannt machen, was ich verstand und was Eustach auch verstand, und dennoch ließ er keine Nachricht an Sie oder an uns gelangen, was deutlich seinen Willen darthut, unentdeckt zu bleiben. Er vermag jetzt nicht zu kommen, oder Nachricht zu senden, und an uns ist es, zu harren."

„Aber wenn er unzweckmäßig und unter falschen Voraussetzungen handelt, so müssen wir ihm doch helfen," sagte ich.

„Es ist besser, unzweckmäßig als gegen ein schönes Gefühl handeln," entgegnete sie.

„Aber es hat ja Alles gut geendet," antwortete ich.

„Es hat nicht gut geendet," sagte sie, „und er weiß es."

„Sie werden also gar nichts zu seiner Erforschung thun?" fragte ich.

„Gar nichts," entgegnete sie.

„Und Sie wünschen, daß auch ich nichts thue?" sprach ich.

„Es ist dies mein Wunsch, und es wäre mein Rath," sagte sie.

„Sie denken von mir, daß ich Ihre Überzeugung ehre," sprach ich.

„Das denke ich," sagte sie.

„So ehren Sie auch meine Überzeugung," entgegnete ich.

„Das thue ich," sagte sie.

„Meine Überzeugung ist nun, daß ich mit der größten Vor-

sicht, damit nichts verwirrt werde, zu forschen fortfahren solle," sprach ich.

„So thun wir beide nach unserer Überzeugung," sagte sie.

„Wenn Sie ohne Ihr Zuthun Kunde erhalten, werden Sie mir etwas mittheilen?" fragte ich.

„Das werde ich thun, wenn ich darf," antwortete sie.

„Und ich sage das Nämliche zu Ihnen," sprach ich.

„So sind wir einig," sagte sie.

„Einig, einig," sprach ich. „Wenn nur das letzte Ende dieser Sache gut wird."

„Es wird gut sein," sagte sie.

Nach diesen Worten stand sie in ihrem schweren Seidenkleide auf, und reichte mir die Hand über den Tisch herüber.

Ich nahm sie, und drückte dieselbe.

Dann sprach sie: „Erlauben Sie, daß ich Sie zu dem Vater zurück geleite, der mein Thun billigt."

Ich zeigte mich bereit, sie öffnete die Thür, führte mich durch das Gemäldezimmer, und durch das mit den Kupferstichen in die Bücherstube, in welcher der Vater war. Er stand auf, da wir eintraten, und ging uns entgegen. Ich sagte nur die Worte: „Ich danke für die herzliche Aufnahme, und bitte, mich jetzt verabschieden zu dürfen."

„Gott geleite Sie," antwortete er, „kommen Sie sehr bald wieder, kommen Sie morgen, kommen Sie alle Tage zu uns."

„Ich werde der freundlichen Einladung folgen," sagte ich.

Dann verbeugte ich mich gegen Christine, welche die Verbeugung erwiederte.

Hierauf geleitete mich der Kaufherr bis zur Treppe, wo wir uns verabschiedeten.

Als ich in das Freie gekommen war, sah ich, daß die Abenddämmerung schon sehr weit vorgeschritten sei. Ich ging eine Zeit in der Stadt herum, trank dann ein wenig Wein, und suchte, ohne etwas zu essen, mein Gemach.

Des andern Tages ging ich am frühesten Morgen in die Judenstadt. Ich wollte den Koffer des Eustachius, der mit der Dachshaut überzogen ist, und welchen ich vor meiner Abreise von Prag dem Juden Manassa verkauft hatte, wieder zurückkaufen. Als ich in den Trödelgängen des Juden Manassa war, und um den Koffer fragte, antwortete er: „Ich kann nicht wissen, welchen Koffer Ihr meinet, hoher Herr, ich habe gute, brauchbare Koffer."

„Den ich dir verkauft habe, Manassa," sagte ich, „da du im vorvorigen Jahre in der Tischlergasse in einem wohlbekannten Hause in dem letzten Stocke bei mir warest, wo du mir viele Monate vorher um sehr lumpiges Geld meine besten Sachen abgekauft hast."

„Ich habe bei den Dingen viel verloren," sagte er, „sie waren schon nicht mehr im Gebrauche. Ihr seid mir Ersatz schuldig, mein hoher junger Herr, wenn wir wieder in Verbindung kommen. Und die Truhe mit der Wildhaut hättet ihr mir nicht geben sollen, sie war ja verfallen, und wem sollte ich sie verkaufen mit der rissigen Haut?"

„Du kennst den Koffer schon," sagte ich, „den bringe."

„Ich werde ihn bringen," entgegnete er, „ich werde ihn bringen."

Dann gab er einem in der Tiefe des Ortes kauernden Judenbuben einen Auftrag.

Dieser brachte den Koffer hervor.

„Ich habe ihn ganz neu herrichten lassen, ich habe ihn ganz verbessern lassen," sagte Manassa.

„Ich bin ja oft auf diesem Koffer gesessen, um nicht alles zu wissen," sagte ich.

Es war der Koffer des Eustachius. Gerade an einigen Rissen der Haut, von denen der Jude gesprochen hatte, war er am kennbarsten. Er war weder verbessert noch verschlechtert worden.

„Und was soll der Koffer kosten, Manassa?" fragte ich.

„Es liegt mir viel Geld darauf," sagte Manassa, „zwei Gulden."

„Du sollst zwei Gulden für den Koffer haben, Jude," sagte ich.

Ich reichte ihm zwei Gulden, und ließ mir den Koffer an den Eingang stellen.

„Wenn ihr wieder so eine Rolle Thaler habt," sagte Manassa, „so kauft mir schöne Sachen ab, ich habe schöne Sachen."

Er brachte lederne Fächer herbei, in denen goldene Ketten, Schaumünzen und Edelsteinkleinodien waren.

Ich sagte ihm, daß ich keine Frau habe, und goldene Ketten auf meinem grauen Waldrocke schlecht stehen würden. Auch habe ich alle Thaler der Rolle für mein Doctorpergament hergeben müssen. Ich fand aber einige Bücher in seinem Trödel, die ich brauchen konnte. Auch standen zwei schmale, sehr alte Schreine da. Ich fragte um den Preis der Bücher und der Schreine. Er nannte einen übertriebenen, ging aber mit Begierde in den Handel ein, da ich herab zu mindern begann. Ich ersah, daß ich Gegenstände ergriffen habe, die er gar nicht oder schwer zu

verkaufen gehofft hatte. Jetzt drückte ich ihn, daß er die Dinge um den geringsten Zins, den ein Jude noch nehmen kann, ablassen müsse, und hatte meine Freude daran. Ich kaufte sie um eine Kleinigkeit, und bezahlte sie.

„Fürchtet ihr nicht den Herrn Karschitz?" fragte er.

„Weißt du auch um die Geschichte?" sagte ich.

„Wer sollte von einem so feinen und tapferen jungen Herrn nicht wissen?" antwortete er.

„Nun, ich fürchte ihn nicht," sagte ich.

„Nein, ihr fürchtet ihn nicht, ihr fürchtet ihn nicht," antwortete er.

Dann ließ ich den Koffer, die Schreine und die Bücher in mein Gemach in dem Gasthofe des schwarzen Rosses bringen, und packte die Bücher und andere Dinge in den Koffer des Eustachius.

Gegen Mittag kam der Kaufherr Emerich Waldon zu mir in mein Gemach, um mir einen Besuch zu machen. Er lud mich auf den nächsten Tag zum Speisen ein.

Ich ging um die bestimmte Stunde hin. Es war außer mir kein Fremder da. Das Speisezimmer war im Erdgeschosse gegen den Garten hinaus. An dem Tische saßen der Kaufherr und seine Tochter Christine, dann eine ältliche Frau, welche die Beschließerin des Hauses schien, dann eine jüngere Frau, die irgend ein Amt des Hauses verwaltete, dann fünf Männer sehr verschiedenen Alters, welche die Gehilfen des Kaufherrn in seinem Berufe waren. Ich wurde an die rechte Seite des Kaufherrn gesetzt, seiner Tochter gegenüber. Nach dem Essen verabschiedeten sich die anderen Leute. Der Kaufherr ging mit mir und Christinen in das Gartenhaus, auf dessen Tisch Wein und feines

Backwerk gestellt wurde. Hier, dachte ich, mochte damals die Musik gewesen sein. Wir gingen dann in dem Garten herum, und gingen in dem Laubgange hin und wieder, dessen Blätter jetzt nicht um uns raschelten, sondern ruhig seitwärts von uns und über uns an ihren Zweigen hingen.

Ich ging nun alle Tage, welche ich noch in Prag verlebte, in das Haus des Kaufherrn Emerich Waldon.

Am nächsten Tage wurden die Kisten fertig, in welche ich die zwei alten Schreine packen ließ. Ich gab sie unserem Frächter mit, und gab ihm auch einen Brief, welcher den Goldfuchs des Wirthes am Rothberge auf einen bestimmten Tag in die Stadt Budweis bestellte.

Ich kaufte alle jene Arzneidinge, welche dem Verderben nicht unterliegen, auf eine längere Zeit hin, auch was mir an Berufsgeräthen noch wünschenswerth schien, suchte ich zu erwerben. Dann ging ich daran, die Geschenke auszulesen, welche ich den Meinigen und in Häuser, in welche ich oft komme, bringen wollte. Darauf besuchte ich alle meine einstigen Lehrer. Zu dem Bürgermeister der Stadt Prag ging ich auch noch einmal, und bat ihn, jeden Versuch, meinen Freund Eustachius zu erforschen, aufzugeben, da die Umstände sich geändert hätten. Man behielt mich wieder eine Zeit im Gespräche mit Hildegard und Jakoba. Die Abende brachte ich jetzt öfter mit Kameraden in fröhlicher Weise zu.

In jenen Tagen besuchte mich auch einmal der Kaufherr Emerich Waldon mit seiner Tochter Christine. Die Aufwärter des Gasthofes sahen ihm nach, als er mit der schönen Gestalt aus dem Thore trat, und die Straße dahin ging.

Ehe ich Prag verließ, ging ich noch zu Cäcilia, brachte ihr den versprochenen Zettel, und bezahlte das rückständige Mieth-

geld. Sie erzählte mir, daß sie dem Jobal sogleich die Wohnung gekündet habe, und daß sie in Ergebung warten werde, welche Miethperson ihr Gott schicken werde. Die Hemden werde sie zu meiner Zufriedenheit machen, etwas größer, da ich stärker geworden sei. Die Leinwand für die Hemden soll sehr gleiche Fäden haben. Als ich fort ging, rief sie mir noch auf die Treppe hinab nach, daß ich jetzt gar keine Ruhe mehr geben solle, bis ich den Eustachius gefunden hätte.

Als meine Zeit in Prag zu Ende war, verabschiedete ich mich an allen Orten, an denen ich es nöthig erachtete, setzte mich in den Wagen des Frächters, der am schnellsten ging, und fuhr gegen den Mittag des Landes.

In der Stadt Budweis fand ich jemand aus unserem Hause. Man hatte den Stallbuben Thomas mit dem Goldfuchse des Wirthes am Rothberge geschickt. Der Knecht des Wirthes sei krank, und seufze nach mir. Unser Knecht Kajetan sei zu ungeschickt für ein so schnelles Pferd, und da sei er gefahren. Ich hatte zu seinem Geschicke auch nicht ein gar großes Vertrauen, und nahm mir vor, nach Gestalt der Dinge selber die Zügel zu ergreifen.

Ich packte von meinen Sachen, was ich konnte, in das Wägelchen des Wirthes, das andere übergab ich dem Frächter nach Pirling, und wir fuhren mit dem Morgengrauen von dannen. Thomas that seine Sache so gut, und war so besonders aufmerksam, daß ich keine Ursache hatte, mich in die Leitung des Pferdes zu mischen, ich hätte es auch kaum so gut zu führen gewußt wie er. Der Goldfuchs griff so rasch aus, daß wir nach zweimaligem Einkehren um die vierte Nachmittagsstunde vor dem Hause meines Vaters ankamen.

Ich mußte mit dem Goldfuchse gleich zu dem kranken Knechte des Wirthes am Rothberge, und dann mit einem andern Pferde des Wirthes zu anderen Kranken, die schon lange nach mir geharrt hatten, so daß ich erst tief in der Nacht nach Hause kam. Es waren noch alle wach. Ich mußte zuerst ein Nachtmahl einnehmen. Dann öffnete ich den Koffer des Eustachius, und nahm die schwarze, schöne Sammthaube heraus, die für den Vater war, und setzte sie ihm auf, ich nahm den feinen, blauen Wollstoff heraus, der einen faltenreichen Rock für Anna liefern sollte, dann die Reihe silberner Gupfknöpfe für das rothe Wamms Kaspars, dann die hellrothen Tücher für die Mägde, und die blauen Stoffe zu Wämsern für den Knecht und für Thomas, dem ich noch einen silbernen Peitschenstielring versprach, weil er so gut gefahren ist. Es war eitel Freude, und wir suchten erst spät unser Lager.

Mehrere Tage hatte ich mit Kranken so zu thun, daß ich an nichts anderes denken konnte. Endlich minderte sich die Sache, daß ich doch bei manchem, bei dem es nicht so nöthig war, an manchem Tage den Besuch unterlassen konnte. Ich ließ zuerst meine zwei Schreine aus ihren Verschlägen packen, und stellte sie in meiner Kammer auf. Der Vater und Anna schienen beim Anblicke dieser Dinge dieselben Gefühle zu haben, wie alle die Leute, welche dem Juden Manassa die Schreine nicht hatten abkaufen wollen. Sie fragten mich, warum ich diese Dinge gebracht habe. Ich zeigte ihnen, daß sie viel schöner seien als der Arzneischrein daneben, den ich doch nach einer Zeichnung, die ich selber entworfen hatte, neu habe machen lassen, und bei dessen Anfertigung ich immer mit Rath zur Hand gewesen sei. Sie glaubten es nicht. Mir gefielen aber die zwei schlanken Schreine

in meiner Kammer sehr wohl. Die Bücher stellte ich nach ihrer Art zu den andern. Der Ahorntisch mit dem dunkeln Tuche schien mir schon zu klein zu werden, und ein Bücherschrein wird, dachte ich, in Kürze auch nothwendig sein.

Des nächsten Tages ging ich nach Pirling, und brachte der schwarzen Franziska und der braunen Josepha die Reisegeschenke, der schwarzen Franziska einen rothen Sammethalbmond, am Sonntage auf das Gebäude der Haare zu stecken, der braunen Josepha einen blauen. Die Mutter Theresia erhielt ein Kästchen mit zwei goldenen Heften, und der Sohn Mathias einen Frosch, darin vier Hemdkragenknöpfe waren. Der jungen Frau Wallburga brachte ich eine Zitterblume in die Haare, daran sich ihr Eheherr Geran, der Krämer, nach Kräften freute.

Des Tages darauf suchte ich mit meinen Obliegenheiten früher fertig zu werden, und ging dann in die Glashütte, und gab der Agnes und ihrer Mutter und den Söhnen, was ich ihnen gebracht hatte. Ich blieb bis nach Mitternacht, und sie ließen mich dann in einem Wägelchen in das Haus meines Vaters fahren.

Da ich wieder ein wenig Muße hatte, las ich aus dem Vorrathe des Herrn Mathias Ferent zwei Stücke der allerschönsten Waldleinwand aus, kaufte sie ihm ab, und sendete sie an Cäcilia nach Prag.

Der Knecht des Wirthes am Rothberge wurde sehr bald gesund.

Gegen den Herbst, als die Schüler, die aller Orten in höheren Schulen waren, auf schulfreie Zeit nach Hause kamen, und mehrere von draußen in dem Walde zum Besuche von Mitschülern eintrafen, veranstaltete ich ihnen ein Fest, wie wir öfter

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

in Prag gehabt hatten, aber ganz anderer Art. Es war nämlich damals ein bewegliches Leben in Pirling in dem Hause des Herrn Mathias Ferent. Agnes aus der Glashütte war als Gast in dem Hause, dann zwei Mädchen aus dem alten Städtchen Krumau und zwei aus Rosenberg. Zwei junge Vettern des Herrn Mathias aus der hohen Schule in Wien waren auch eingetroffen. Junge Leute aus der Nachbarschaft kamen herzu, und da gab es oft Tanz, Kegelspiel, Mummerei und Herumjagen. Ich sagte also eines Tages, da ich Nachmittags schon nach Pirling gekommen war: „Junge Brut, heute geht alles ins alte Waldschloß Witikohaus, ich habe Imbiß bei der Frau Richterin bestellt, die Fackeln sind auch schon oben, und Nachts ist ein Fackelzug durch den Wald herab."

Ich fand Beifall, alles, was jung war, sammelte sich, und in einer Stunde waren wir schon auf dem Wege in das Waldschloß. Wir kamen dort an, kletterten in den Trümmern der alten Burg der alten Herren von Rosenberg herum, tanzten auf dem grünen Rasen zwischen den grauen Steinen, bewarfen uns mit Moos, mit Waldschwämmen, und was wir erreichen konnten, aßen und tranken dann irgend etwas Unbedeutendes in der Hütte der Frau Richterin der Waldhäuser, warteten geflissentlich, bis es Nacht wurde, zündeten dann die Fackeln an, und reihten uns so, daß an der Spitze ein Fackelträger war, dann ein Mann, der ein Mädchen führte, dann ein Fackelträger, dann wieder Mann und Mädchen, und so fort. Ich warf mich zum Führer auf. Der Forstgehilfe Tomsch mußte mein Fackelträger sein, und die schwarze Franziska meine Begleiterin. Hinter uns kamen die andern. So gingen wir in die Tannennacht. In einer Weile sagte meine schwarze Franziska: „Der Weg scheint mir so seltsam."

„Das ist närrisch," sagte ich, „oder ihr seid verwirrt, weil ihr mit mir geht."

„Ihr hättet wohl noch viel nöthig, Herr Doctor, um mich in Verwirrung zu bringen," antwortete sie.

„Hollah, hollah!" rief ich, und stimmte ein lustiges, allbekanntes Waldlied an. Alle sangen mit.

Da es endete, riefen sie von hinten: „Es ist gefehlter Weg, wir gehen nicht recht."

Ich rief zurück: „Waldgeister und Höllenteufel, das ist nun einerlei, es ist einmal ein Weg. Wenn wir umkehren, so können wir in die Tiefe des Waldes gerathen, der Weg führt abwärts, also muß er irgendwo hinaus kommen, unsere Fackeln sind so lang, daß wir bis Frauenberg mit ihnen gehen könnten. Also, Tomsch, nur vorwärts."

Tomsch schritt hastig mit seiner Fackel dahin, ich zog meine jammernde Franziska mit, und wenn in einer Menschensäule die vorderen Theile gehen, so folgen die hinteren von selbst. Auch schienen sie meine Gründe einzusehen. Der Weg wurde länger und länger, der Wald dichter, und alle Mädchen riefen Angstworte. Ich drang nach abwärts, rief einen fröhlichen Spruch, und sang ein Lied. Wir gingen abwärts und abwärts. Endlich war eine Wiese da und in ihr ein Haus mit Lichtern.

„Der Waldheger Weigun," rief ich, „wir sind eine Stunde oberhalb Pirling.

„Gott sei Dank," riefen die Mädchen, „daß wir dieses Haus erreicht haben."

Es war nun ein Drängen, die Paare kamen beinahe in ein Laufen, alles stürzte dem Hause zu, und hinein. Die große Stube des Hegers Weigun und seine Kammer waren mit Kerzen

beleuchtet, weißgedeckte Tische standen da, auf ihnen waren Speisen und Wein, und die Mädchen fanden ihre warmen Überkleider. Ein allgemeines Jauchzen der jungen Männer folgte, und die Mädchen schlugen mit Fächern, mit Tücherknäueln, und was sie sonst erhaschen konnten, auf mich und Tomsch, als auf die Haupträdelsführer dieses Streiches.

Es wurde gegessen, getrunken, und auch etwas ungeschickt um die Tische getanzt, dann an den Aufbruch gemahnt. Die Fackeln wurden wieder angezündet. Wir gingen über den Rest der Wiese dem Stege zu, der über die Moldau führt. Allein am Ufer der Moldau waren eine Zahl Kähne, und auf dem größten eine Musik, die uns lärmend empfing. Die Mädchen mußten einsteigen und die Sitze einnehmen. Die Männer folgten. Die Fackeln wurden in geflochtene Holzringe, die außen an den Schiffen waren, gesteckt, und der Zug fuhr ab. Es war ein Schiffsfackelzug. Die Musik und die Gesänge, welche die Gesellschaft in den Schiffen anstimmte, wechselten ab. Als wir die Lichter von Pirling erblickten, tönte ein allgemeines Jauchzen. Da wir uns der Brücke näherten, unter welcher wir durchfahren mußten, stand auf ihr alles, was in Pirling fähig war, eine Trompete zu blasen, und blies, aber auch alles andere stand darauf: Frauen, Männer, Mädchen, die nicht mit waren, Kinder, Greise, und ich weiß nicht, wie viel Hunde. Die Gesellschaft aus den Schiffen und die Gesellschaft von der Brücke zogen nun zu dem untern Wirth, der Tanzboden war erleuchtet, die Tische gedeckt, und es wurde getanzt, und einige tanzten bis zum Morgen.

Ich ging, als der Tag graute, nach Hause, nahm andere Kleider, und ging dann zu meinen Kranken.

Am Abende machten mir die jungen Männer, die als Gäste da waren, ein Singständchen vor unserm Hause.

Wir gingen dann zu dem Wirthe in Thal ob Pirling, und hatten einen Abend, wie wir sie oft hatten, da ich noch auf dem Karolin war.

Ich bedauerte damals, daß ich nicht in unserer großen Stube Gäste aufnehmen konnte, und bestellte mir sogleich Wein aus dem Wienerboden, den ich, da er kam, in unserem Keller einlagerte.

Auch eine andere Veränderung nahm ich mit Bewilligung meines Vaters in unserem Hause vor. Ich ließ von dem großen, viereckigen Ofen mit grünen Tafeln in meiner Kammer, und von dem noch größeren viereckigen Ofen mit blauen Tafeln in der Stube einen Theil der Vorderseite heraus nehmen, und große, mit durchbrochenem Gitterwerk versehene Heizthüren einsetzen. Die alten Heizöffnungen, die von außen waren, ließ ich vermauern. Die Ofenbänke, die sonst ringsherum waren, befanden sich jetzt zu beiden Seiten der Heizthüren. Ich hatte nun das lustige Feuer in den Gemächern flackern, und der Windzug durch die Gitter nach aufwärts reinigte die Luft.

Die jungen Gäste gingen im Spätherbste fort, und es kam der Winter.

Zum Christfeste schickte Cäcilia die zwölf aus der Waldleinwand gemachten Hemden sammt dem Reste Leinwand, der übrig geblieben war. Anna und die Mägde bewunderten auf's äußerste die Arbeit. Wir nahmen die Hemden des Eustachius hervor, um die meinen mit ihnen zu vergleichen. Cäcilia hatte wahr gesprochen. Die Arbeit war genau die nämliche, nur daß meine Hemden noch roh waren und eine schönere Leinwand hatten. Ich gab sie an Anna zum Waschen und zum Einräumen in den

Schrein, die des Eustachius ließ ich wieder an ihre Stelle legen. Der Cäcilia schickte ich ihren Lohn.

Von Eustachius ist kein Wort eingetroffen.

Ich gab meine Sendungen an die lustige und ernste Stadtchronik auf. Einmal erhielt ich einen Brief, weshalb denn der Mitarbeiter jetzt so stille sei? Ich gab eine unwirsche Antwort, und es war aus.

Der Winter war strenger als der vorige. Des Tanzens, des Schlittenfahrens, der Eisvergnügungen und der geselligen Abende beim Weine waren aber noch mehr als im vorigen. Und eben so waren meine Arbeiten mehr. Es waren sehr viele Kranke, und ich wurde auch in die fernsten Striche gerufen. Ich hatte mir sehr starke Stiefel mit dreifachen Sohlen machen lassen, ich trug immer Steigeisen in dem Riemen meiner Arzneitasche gehäkelt mit, weil ich oft steile, eisgepanzerte Hügel empor zu klimmen hatte, und in dem Kreuzdornstocke war eine dicke und scharfe eiserne Spitze. Und so wanderte ich dahin.

Im Frühlinge hielt ich mit meinen Angehörigen Rath, und dann änderten wir unser Haus. Das Dach wurde abgetragen, die Mauern wurden erhöht, die Fenster wurden größer und höher gemacht, der Giebel wurde zierlich empor gemauert, und es wurde das flache Dach schöner gesetzt. Zu dem Feste des Lattenschlagens kam die nächste und entfernteste Nachbarschaft herbei, und es war ein feierlicher und fröhlicher Tag. Als wir Alles fertig gemacht hatten, war unser Haus das schönste in Thal ob Pirling, und die Meinigen und ich hatten eine Freude daran.

Die zwei alterthümlichen Schreine ließ ich neu bohnen, und bestellte mir nach einer Zeichnung, die ich gemacht hatte, einen Bücherschrein.

Wir brachten in diesem Sommer die Ernte aller Dinge unserer Wiesen und Felder besonders gut und ergiebig in das neue Haus. Ich war bei allen Arbeiten, wenn ich von meinem Berufe nach Hause gekommen war, zugegen, und leitete sie mit dem Vater gemeinschaftlich.

Gegen den Herbst hin erweiterten wir unsern Garten in der Richtung nach Mitternacht, und ich suchte mir die Plätze aus, auf welche ich mir allerlei Kräuter pflanzen wollte, die ich zu meinem Berufe brauchen konnte. Ich setzte einen kleinen Waldkirschenbaum, der am Saume unseres oberen Kirnwaldantheiles gewachsen war, und der insonderheit gute Kirschen trug, auch an eine neue Stelle des Gartens.

Von unserem Nachbar Allerb konnte ich eine Wiese kaufen. Sie war ihm feil geworden, weil er sich mit dem Gelde auf einer andern Seite bequem erweitern konnte. Uns paßte die Wiese sehr gut, und die Grenze unseres Besitzthumes wurde angemessener.

Eines Tages kam ich vor das Wirthshaus am Rothberge. Ich nahm einen Trunk, redete mit den Leuten, die da waren, und fragte dieses und jenes von dem Wirthe, unserem Vetter Martin. In unserem Walde sind endlich alle, wenn man eine lange Zeit zurück geht, verwandt. So sind wir auch mit Martin, dem Wirthe, verwandt, wenn gleich niemand mehr den Grund der Verwandtschaft angeben kann. Die Vetterschaft aber wird aufrecht erhalten. Auf der Gasse saßen an einem hölzernen Tische in der warmen Herbstsonne der Josikrämer und der Sägmüller. Ich setzte mich zu ihnen, und der Wirth gesellte sich zu uns. Wir sprachen von den Ergebnissen dieses Sommers und andern Dingen, und kamen dann auch auf meine Kranken und

die vielen Wege, die ich zu machen habe. Da sagte der Wirth am Rothberge: „Herr Vetter Doctor, das geht nun nicht mehr so, ihr könnt die Sache auf die Zeit hin nicht bezwingen. Ihr müßt euch ein Pferd und ein Wägelchen anschaffen, um auf den fahrbaren Wegen fahren zu können, es bleiben noch immer Pfade genug übrig, denen man nur durch das Gehen beikommen kann."

„Ach, der Herr Doctor und ich, wir können beide noch rüstig gehen," sagte der Josikrämer.

„Nur daß es einerlei ist, ob du dein Bänderwerk um eine Stunde später verkaufst, aber auf den Doctor schon einer wartet, der seiner Hilfe bedarf," sagte der Wirth.

„Der Doctor und ich gehen unter allen Menschen am meisten herum," sagte der Josikrämer, „wenn ich mit meinem Packe auf allen Wegen bin, so sehe ich ihn auch, wie er durch den Wald oder in den Feldern geht, und seinen Stock in den Sand stößt."

„Aber man wird müde," sagte ich. „Weißt du noch, Jost, wie wir einmal neben einander auf einem Steine gesessen sind, den Pack neben dir, und wie du mir erzählt hast?"

„Ja, ja," sagte Josi.

„Nein, nein, ich glaube schon auch, daß ein Pferd nothwendig ist, wenn man bald rechts und bald links sein muß," sagte der Sägmüller.

„Nun, mit allem euerm Rathe," sagte ich, „so verkauft mir den Goldfuchs, Vetter Martin, und sendet ihn morgen mit Rüstung und Geschirr zu mir hinab."

„Den Goldfuchs verkaufe ich ja gar nicht," sagte der Wirth. „Wenn ich ihn aber einmal verkaufe, so verkaufe ich ihn euch, Doctor Vetter."

Und nun ergab sich aus einem Worte das andere, und in einer halben Stunde hatte ich den Goldfuchs erhandelt.

„Morgen wird er mit seiner Ausstattung zu euch hinab geführt werden," sagte der Wirth.

„Nun eine Kanne Wein zum Kauftrunke," sprach ich, „dann muß ich wieder weiter. Ich muß noch ins Astung. Ich war heute im Buchenhage. Das wäre der schönste Platz für eine Ansiedlung."

„Das ganze Hag ist gekauft, und ein Haus wird dort gebaut werden," sagte der Wirth, „es soll ein vornehmer, reicher Mann sein, der mit dem Freiherrn von Tannberg verwandt ist."

„Nun gut," sagte ich, „es ist recht."

Und der Kaufwein wurde mit dem Wirthe, mit Jost und mit dem Sägmüller getrunken, und ich ging dann meiner Wege weiter.

Des andern Tages wurde der Goldfuchs mit allem Geschirre, das zu ihm gehörte, zu mir gebracht, und in den Ochsenstall, so gut es ging, eingestellt. Es wurde sogleich die Einrichtung zu seiner gehörigen Unterbringung getroffen, und sofort auch in Pirling um ein Wägelchen gefeilscht.

In Kurzem fuhr ich mit meinem Goldfuchse, ein passendes Peitschlein in der Hand, kreuz und quer im Lande herum.

Wenn ich viel in Seitenpfade zu gehen hatte, wurde der Bube Thomas mitgenommen, der dann fuhr, und den Fuchs betreute.

Zu Kajetan wurde noch ein Knecht in das Haus genommen.

Von unserem Hause.

Ich legte mich in meiner Kammer zu zwei Stunden Schlaf auf meinen großen Lederpolster.

Als die zwei Stunden vorüber waren, stand ich auf, und sagte zu meinem Vater, ich wolle an unserem Hause eine große Grube anlegen, in welcher das ganze Jahr hindurch Eis aufbewahrt werden könnte. Ich brauche das Eis zu meinen Heilungen. Wir müßten die Anstalten machen und Arbeiter suchen, daß im Herbste Alles fertig wäre. Er war einverstanden.

Dann aß ich mein Frühmahl.

Hierauf fuhr ich zu dem Erlebauer. Er saß auf seiner Hausbank im Scheine der Morgensonne, und sah mich freundlich an, da ich vor ihm stand. Ich hatte nichts anzuordnen, als daß ich die Fehler nannte, die er jetzt gegen seine Wiedergenesung machen könnte. Er versprach, sie zu meiden.

Dann fuhr ich zu Krings am Rothberge. Ihm hatte der Ast einer fallenden Buche einen Fuß gebrochen. Ich hatte ihm denselben gleich im Thaugrunde in Schienen gelegt, und hatte den Mann dann auf einer Bahre in sein Haus tragen lassen. Das

Übel ging schon seiner Heilung entgegen. Ich empfahl ihm, daß er in seiner bisherigen Ruhe beharre.

Von dem Anwesen des Bauers Krings fuhr ich durch den langen Wald des untern Rothberges in die Friedsamleithe hinüber zu der alten Taglöhnersfrau Mechthild Korban, die noch in ihrem sehr hohen Alter eine schwere Nervenkrankheit glücklich überstanden hatte. Sie saß wie der Erlebauer auf dem grauen Holzbänkchen der Hütte in der Sonne, und spielte mit ihren Urenkeln. Ich befragte sie um ihr Befinden, gab ihr etwas Stärkendes, und redete dann ein Zeitchen mit den Gattinnen ihres abwesenden Sohnes und ihres abwesenden Enkels.

Dann fuhr ich in die Ahornöd zur Haidelis hinaus. Sie ist eine Nähterin, und lag an einem üblen Fieber schwer darnieder. Sie hatte sich verschlimmert. Ich tröstete, und ließ ihr vom Bisamthiere zurück.

Dann fuhr ich zu den zwei Knaben des Bauers Dofer in die untere Dubbs hinab, welche beide an den rothen Flecken lagen. Sie waren in sanfter Wärme, ich konnte gute Versicherungen geben, und ordnete das Nöthige an.

Hier ließ ich den Fuchs durch Thomas erquicken.

Von der Dubbs fuhr ich den Sandberg in das Gehäge hinauf zu der sechzehnjährigen Tochter des Steinhauers Bachan, die an einem hitzigen Fieber litt. Ich konnte den Eltern einige Hoffnung geben. In dem Gehänge war auch der Zimmerer Trepp, welcher sich mit der Bandhacke am Fuße verwundet hatte. Die Wunde schloß sich schon rein und klar durch die Hilfe des kalten Wassers.

Dann fuhren wir zu dem Märichbauer, den ein Pferd geschlagen hatte. Dann zu dem Knechte des Bauers Fehn, der

sich durch einen Stein die kleine Zehe zerquetscht hatte. Beide waren besser.

Der hundertjährige Auszügler des Alighofes, der nicht krank war, aber an seinen Jahren zu sterben begann, war erfreut, da ich kam, und sagte, er wisse wohl, daß es mit ihm zum Ende gehen müsse; aber ich erhalte ihn noch immer fort. Ich gab ihm einige Stärkung.

Dann fuhren wir zur Gattin des Meiers in Bergpirling, die sich überarbeitet hatte. Sie erholte sich durch Ruhe und die anbefohlene Nahrung. Dann ging ich in Bergpirling noch zu zwei anderen Kranken.

Hierauf fuhren wir in das Reut von Bergpirling, wo die Gattin des Reuthammer entzündete Augen hatte. Ich konnte den Umschlag schon wegnehmen.

Von Reutbergpirling fuhr ich durch den untern Ausgang des Sillerholzes zu dem Hause des Aschacher. Die Wunde des Mannes war, wie sie nach den Vorkehrungen sein mußte, und ich begann, Freude zu schöpfen. Ich befahl fortzusetzen, was bisher geschehen war. Wie lange das sein müsse, würde ich später schon bestimmen.

Vom Aschacher fuhr ich nach Hause.

Der Knecht Thomas war an diesem Vormittage besonders aufmerksam gegen mich gewesen.

Anna brachte mir zu dem Mittagmahle jene Speisen, von denen sie wußte, daß sie mir die liebsten wären.

Nach dem Essen berieth ich mich mit dem Vater über die Eisgrube. Wir suchten den Platz zu derselben aus, und er sagte, er wolle sogleich Arbeiter bestellen, daß man etwa morgen schon beginnen könne. Ich war einverstanden.

Am Nachmittage fuhr ich zu meinen andern Kranken.

Als ich zurückgekommen war, sprach ich mit denen, die im Hause auf mich warteten, und reichte ihnen Mittel.

Dann fuhr ich noch einmal zum Aschacher hinunter.

Endlich war das Tagewerk vollbracht. Ich befahl, daß der Fuchs ja recht gut versorgt werde, und ging dann in meine Kammer.

Und so wie dieser Tag vergangen war, vergingen seine Nachfolger.

Ich fuhr zu allen meinen Kranken, und vergaß keinen einzigen an irgend einem Tage. Zum Aschacher fuhr ich täglich dreimal. Sein Übel war wunderbar. Auch die Haidelis und die Tochter des Steinhauers schienen mir nicht mehr in Gefahr zu sein.

An der Eisgrube wurde vorerst gegraben, bis ich mir die ganze Sache genau zurecht gelegt haben würde. Wenn ich einige Zeit hatte, widmete ich sie den Angelegenheiten unseres Hauses. Ich ging auch oft zu den Feldarbeiten unserer Leute. Gerne betrachtete ich meine schwarzen Pferdchen, wie sie so trefflich gediehen, und freute mich schon der Zeit, wann sie würden kleine Dienste thun können.

Eines Tages kam der Obrist zu mir herunter, um, wie er sagte, mir meinen Besuch zu erwiedern. Er erkundigte sich um meinen Vater, um Kaspar und Anna, und um unsere Leute. Er sprach von meinen Kranken, und besah dann die Veränderungen, die in unserem Hause noch immer vor sich gingen. Ich redete mit ihm von der Eisgrube, und sagte, wie sehr Eis nothwendig sei. In dem Walde kommen die Verwundungen durch Holzarbeiten sehr häufig vor, und die Leute können noch lange

nicht veranlaßt werden, Eis zu sammeln, weil das Ding außer ihrer Betrachtung liegt, und sie auch erst den Raum dazu graben müßten. Ich fragte ihn um seine Eisgrube. Er antwortete, daß der Raum sehr groß sei, daß er im Winter Vorrath für zwei Jahre sammeln werde, und daß er dann den Leuten gerne davon ablassen wolle. Ich sagte ihm schon für die Zukunft meinen Dank. Er besah unsern Thierstand, und verweilte länger bei den jungen Pferden, die er wieder untersuchte. Dann sprach er lange mit dem Vater über das, was in der Wirthschaft des Hauses eben vorging, und wie es eingerichtet sei. Dann ging er seines gewöhnlichen, ruhigen Ganges, wie er gekommen war, wieder gegen das Haghaus empor. Ich begleitete ihn bis zu den Eschen.

Nach einer Zeit ließ ich von unserer großen Haussichte, vor welcher Margarita gestanden war, das Bänklein wegnehmen, ließ einen großen, schönen, grünen Platz um den Baum mit schlanken, silbergrau angestrichenen Latten einfassen, und ließ an seinem Stamme eine sehr schöne Bank und vor ihr einen sehr schönen Tisch herrichten, beide von derselben silbergrauen Farbe wie die Latten. Damit aber, wenn man an dem Tische schriebe, oder läse, oder äße, nicht die Nadeln auf ihn fallen könnten, ließ ich die Einrichtung machen, daß man mit dem Zuge einer Schnur ein starkes Linnentuch wie ein Dach über ihn spannen, und es nach dem Gebrauche wieder in einen Streifen zusammenschieben konnte. Als Alles fertig und wohl getrocknet war, saßen wir nun recht gerne unter dem Baume.

Der Aschacher ging ohne irgend eine andere Hilfe als durch die des kalten Wassers seiner Genesung entgegen, was wie ein Wunder gepriesen wurde. Ich sagte, mit Eis im Wasser wäre es noch sicherer gewesen, sie sollten Eis sammeln, und im Sommer

unter der Erde aufbewahren. Die Haidelis und das Töchterlein Bachans waren in keiner Gefahr mehr.

Eines Nachmittages ging ich in den Lidkessel, um mich zu ergehen, was ich jetzt lange nicht hatte thun können. Es führt kein Pfad hinein, und wenn jemand nicht eine Arbeit dort hat, wird er wohl nicht hinein gehen. Ich aber ging hinein. Ich ging auf den vielen Steinen, die im engen, seichten Wasser zwischen den Waldwänden liegen, und zum Theile auch in dem Wasser mit meinen guten Stiefeln dahin. Über das Grau der Felsen, die sich sehr häufig aus dem Grün der Wände hervor drängten, schaute das Dämmern des Kirnwaldes herein. Es verschwand zuweilen, und zeigte sich wieder, je nachdem ich um eine Ecke bog, oder eine Wendung machte. Der Raum wurde immer enger, der Kirnwald verschwand endlich ganz, und ich sah über mir nichts mehr als den einzigen, schwermüthigen Himmel. Am Saume des Wassers waren stellenweise die blauen Scheine des Waldenzians und über den schwarzen Moorstellen die breiten, grünen Augen des Huflattigs. Ich stand eine Zeit an der hohen Tanne und an dem feuchten Fels, wo das Wasser aus der Erde hervor quillt, und die Schlucht zu Ende ist. Dann kletterte ich aber nicht, wie damals, an den Wänden des Lidkessels zu den Obersteinen des Rothberges hinan, sondern ging wieder in der Enge zurück, und ging langsam auf dem Wege, auf dem ich gekommen war, nach Hause.

Gegen den Spätsommer, als die Meinigen den Roggen und die Gerste in das Haus gebracht hatten, wobei ich behilflich gewesen war, so gut ich gekonnt hatte, als ferner in der schönen Zeit die Zahl der Kranken sich sehr gemindert hatte, und unter ihnen kein einziger in einem bedenklichen Zustande war, beschloß

ich, wieder auf einige Tage nach Prag zu reisen. Ich nahm an verschiedenen Orten eigens Wägen für mich, wo solche zu bekommen waren, um schnell an mein Ziel zu gelangen.

In Prag kaufte ich zuerst manche Dinge, die ich nach Hause mitnehmen wollte, besonders was ich zu meinem Berufe brauchte.

Dann ging ich zu dem Kaufherrn Emerich Waldon und zu seiner Tochter Christine. Sie waren beide, wie sie in der früheren Zeit gewesen waren. Sie besuchten mich auch in meinem Gasthofe, und ich speisete einmal bei ihnen in dem Hause an dem schönen Garten.

Ich ging auch zu Cäcilia, und brachte ihr wieder Leinwand zu Hemden. Sie sagte, sie wolle sie machen, daß ich zufrieden sei wie bisher. Dann setzte sie hinzu: „Der arme Eustachius wird vergehen, er wartet, daß ihr ihn rettet, er hat nicht den Muth, sich zu eröffnen, es ist gottvergessen, Herr Doctor."

„Weib, wer lehrte dich meine Gedanken?" fragte ich.

„Niemand," antwortete sie, „das denken alle, die vernünftig sind."

Ich verließ ihre Stube, sie geleitete mich wie immer an die Treppe, und sagte dieses Mal nur, daß sie die Hemden schon recht machen wolle.

Ich ging wie früher auch zu dem Bürgermeister und zu seiner Gattin und Tochter. Jakoba war noch immer unvermählt. Der Bürgermeister sagte, er müsse doch bald sein Amt niederlegen, und dann werde er gewiß einmal zu uns in den Wald kommen, um dort die Leute zu sehen und ihre Erwerbsquellen, und wie sie ihr Leben eingerichtet haben.

Ich besuchte wie gewöhnlich meine ehemaligen Lehrer und Vorgesetzten und meine Freunde. Die Vorgesetzten nahmen mich

herzlich auf, und die Freunde hatten sich in eigene Weisen eingelebt, und setzten diese fort. Ladron war gar nicht mehr in Prag.

Nach fünf Tagen fuhr ich wieder in meine Heimat. Ich reiste auf die nämliche Weise, wie ich hergekommen war, zurück, um bald wieder zu Hause zu sein.

Sogleich nach meiner Ankunft besuchte ich meine Kranken, die ich verlassen hatte, und die, welche neu gemeldet worden sind. Es war keiner von großem Belange darunter.

Dann that ich das Edelweiß, welches mir Margarita gegeben hatte, in das Elfenbeinkästchen mit Türkissteinen, das ich in Prag gekauft hatte, und stellte es neben jenes Kästchen in die Lade, in welchem die Briefe Christinens an Eustachius waren. Dann theilte ich die Geschenke aus, welche ich von Prag gebracht hatte.

Des andern Tages kaufte ich vom Eckmeier im Haslung noch ein Pferd, weil doch der Fuchs die Fahrten, welche immer mehr wurden, nicht mehr zu leisten im Stande sein könnte, und die zwei schwarzen Pferde, die mir in dem Hause heran wuchsen, noch eine geraume Zeit nicht würden dienen können, und dann auch nur in einem Maße, das ihrer Jugend angemessen ist. Das Pferd war ein Schecke, weiß und braun gefleckt, und stark gebaut. Es sollte zu gewöhnlichen Fahrten den Fuchs ablösen. Zu besonderen war der Fuchs immer vorbehalten. Denn er ist ein geschicktes, kluges Thier, das insbesonders die gute Eigenschaft hat, daß es das himmlische Feuer nicht fürchtet; denn ich muß oft den Blitzen, dem Donner und dem Regen entgegen fahren. Und Thomas sagt, es weiß, daß ich mit Arzneien zu den Leuten fahre.

Ich dachte nun daran, was Cäcilia von Eustachius gesagt hatte. Wenn es wahr ist, und ich selber glaubte, daß es wahr sein könnte, so würde ich ihn, wenn ich alle meine Zeit und alle meine Bemühung diesem Zwecke widmete, vielleicht finden; aber dann müßte ich meinen Beruf aufgeben. Oder ich muß bei meinem Berufe bleiben, und Eustachius lassen. Ein Schwanken zwischen diesen zwei Dingen fand bei mir jetzt keinen Augenblick statt. Ich muß in meinem Amte bleiben, er hat sich in seine Lage begeben, und muß sie haben.

Eine Woche nach meiner Zurückkunft ging ich in das Haghaus hinauf. Der Obrist empfing mich recht freundlich, und erzählte mir, daß Margarita nach Wien gereist sei. Er habe sie selber hingeleitet, und sie werde einige Zeit dort verweilen. Sie sei in dem Hause einer entfernt Verwandten, und könne sich noch manches erwerben, das ihrem Wesen noth thäte.

Ich erwiederte auf diese Mittheilung gar nichts.

Als man den Grundstein des Haghauses gelegt hatte, damals hatte der alte Pfarrer von Silleran den Spruch ausgebracht, Margarita möge nur lauter Gutes in dem Hause erleben, und nun bin ich es, der sie dahin brachte, daß sie das Haus ihres Vaters meiden, und ihn allein in demselben zurücklassen mußte.

Der Obrist war gegen mich nicht anders als zu jeder andern Zeit.

Wir gingen in dem Hause herum, im Garten, im Felde und im Walde.

Dann ging ich nach Hause.

Die Leute hatten mir von der Abreise Margarita's nichts gesagt. Wahrscheinlich haben sie mich geschont.

Der Freiherr von Tannberg ist in diesem Sommer mit

seiner Familie auch nicht in den Wald gekommen. Es ging das Gerücht, daß seine jüngere Tochter an einem Seelenleiden sieche.

Die Zeit ging nun dahin.

Meine Eisgrube war fertig geworden. Die Leute kamen sie anzuschauen, weil sie keine Vorstellung davon hatten, daß man Eis sammle, und daß man es im Sommer aufbewahren könne.

Ich ging jetzt zu dem Obrist öfter hinauf als früher, er kam auch öfter zu uns herab.

In meinem Haupte stiegen allerlei seltsame Gedanken empor.

Bin ich Margarita nicht werth?

Ist sie mehr als ich?

Kann ein Weib mehr sein als ein Mann?

Der Mann kann mehr sein als das Weib, er kann um das Unendliche mehr sein.

Wer bin ich bisher gewesen?

Bin ich ein rechter Mensch gewesen oder ein rechter Arzt?

Wer bin ich als Mensch gewesen?

In Prag habe ich hersagen gelernt, was in Büchern, die man uns gegeben hat, geschrieben war. In der Arzneischule habe ich in zusammengenähte Papiere die Worte geschrieben, die uns der Lehrer vorgesagt hat. Ich habe mir schöne Kleider zu erwerben gesucht, und habe in Häusern den Freunden und Mädchen Dinge vorgesagt, die mir auf die Zunge gekommen waren. Habe ich selber etwas erfunden oder hervorgebracht? Nein. Nicht einmal Hirngespinnste habe ich geschrieben, wie mein Freund Eustachius. Habe ich die Dinge, die um mich waren, aufgenommen? Nein. Ich bin in der Gegend daher gestreift, habe Raufhändel gehabt, und habe Trinklieder gesungen. Dann habe ich einen Mann beinahe zum Krüppel gestochen, und bin fortgegangen. Und hier

in meinem Wohnsitze? Habe ich Bücher wie der Obrist? Es ist nicht lange, daß ich gedacht habe, ich wolle eine Bücherei anlegen, wie der Obrist hat. Aber habe ich auf den Inhalt der Bücher gedacht oder auf das schöne Aussehen eines solchen Gemaches? Ich habe auf den Inhalt nicht gedacht. Sind nicht Bücher, in denen verzeichnet steht, was das menschliche Geschlecht für Schicksale gehabt hat, seit es auf dem Runde dieser Erde besteht? Sind nicht Bücher, die erzählen, was unser eigenes Volk gestrebt, gelitten, geduldet, geleistet, gefeiert hat? Habe ich von dem ein anderes Wissen als nur das oberflächlichste? Habe ich mir dieses Wissen anders als durch die mageren Bücher unserer Schule oder durch gelegenheitliches Hineinsehen in andere Bücher erworben? Und hat dieses Wissen mein Wesen gefördert, gehoben, gegeistigt? Sind nicht Bücher, die erzählen, was für Länder, Meere, Völker, Thiere, Pflanzen und andere Wunder diese Erde trägt? Und muß es nicht Genugthuung sein, sich darin zu vertiefen, über die Mannigfaltigkeit zu staunen, Gott zu preisen und andächtiger zu werden? Sind nicht Bücher, die allerlei Wissen enthalten über die Dinge oberhalb der Erde, die am Tage und in der Nacht glänzen, über ihre Wesenheit, ihre Größe, ihre Entfernungen, ihre Wirkungen auf einander? Sind nicht Bücher, in die der Geist des Menschen liebliche Dichtungen gelegt hat, welche das Große und Herrliche in uns wachrufen? Haben nicht uralte Völker ihre Dichtungen auf uns vererbt, sind nicht immer Völker gekommen, die diesen Schatz vermehrt haben? Ist nicht in unserem Volke selber schon in alter Zeit sehr Preiswürdiges entstanden, und entsteht es nicht noch immer? Was habe ich hierin gethan? Bei mir liegen Bücher in der Kammer umher, die nur Abtheilungen der Arzneikunde enthalten, und ich habe sie zudem

noch nicht alle gelesen. Von anderen ist wenig vorhanden. Und wenn ich Pflanzen sammelte, die ich zu meinen Zwecken brauchte, und wenn ich andere kennen lernte, deren Gestalt oder deren Blüthe mich erfreuten, und wenn ich Steine, Muscheln und dergleichen auflas, und die Erden zu meiner Einsicht brachte, die in dem Walde vorkommen, so heißt das doch nicht die Dinge kennen, die unser Erdball trägt. Und was weiß ich von den Sternen? Weiß ich mehr, als man uns zur Ausübung der Heilkunst gegen die Schulbänke hin gesagt hat? Und ist das wichtig? Kümmert sich der Mond um unsere Kranken? Wirkt er anders, wenn wir die ganze Scheibe beleuchtet sehen oder nur Theile? Ziehen die Sterne mit ihren Strahlen unsere Säfte hierhin und dorthin? Und weiß man überhaupt von diesen Himmelslichtern viel? Und die Dichter. Man hat uns in der Jugendschule von den Griechen und Römern des Alterthumes gesagt, und hat uns gesagt, sie seien Muster. Wir mußten manches von ihnen, das in unsern Schulbüchern stand, lesen, und in unsere Muttersprache übertragen; aber es ist damals nicht in mich gedrungen, und hat mir nicht gefallen. Und was habe ich später von Dichtkunst genossen oder getrieben, als höchstens Spottverse auf eine alte Frau gemacht, oder die Burschenlieder gesungen, die gedankenlos von jeher schon immer gesungen worden sind, und an denen das Herrlichste die Fröhlichkeit ist, mit der sie gesungen werden? Ich will nicht von den alten Hebräern und Indern reden, von denen der Obrist manches weiß und es preist, ich wußte früher gar nichts von ihnen. Aber die Namen Homeros, Äschylos, Sophokles, Pindaros, Virgilius, Horatius habe ich gehört. Habe ich mich um sie gekümmert? Nein. Und ich bin ja nicht unempfindlich für das, was solche Männer gesagt haben. Ist mir nicht

manches tief in das Herz gegangen, was ich bei dem Obrist lesen gehört habe, sind es nun Worte eines Dichters gewesen oder andere Dinge? Als mir einmal Eustachius aus den Chören des Äschylos vorlas, und was ich nicht verstand, deutsch sagte, hat mir die Sache nicht sehr gefallen? Habe ich aber dann den ganzen Äschylos für mich gelesen? Nein. Ich habe es dem Eustachius überlassen, der seine Worte oft allein in seiner Kammer rief, daß Cäcilia meinte, er sei doch nicht bei Sinnen. Und sind nicht selbst die Briefe Christinens in meine Seele gedrungen? Und wenn ich von den Büchern nicht rede, habe ich Bilder, wie der Obrist, die sanft in unsere Augen gehen, und das Herz in schöne Höhen heben? Habe ich Dinge, die den Geist erweitern, schmücken, zieren? Suche ich schöne Gewächse zu pflegen, den Boden zu verfeinern, die Zucht der Pflanzen zu regeln, den Wald zu reinerer Anmuth zu führen? Oder strebe ich, die Menschen zu bessern, zu klären, zu berichtigen, zu läutern, und in ihren Beschäftigungen zu Ersprießlicherem zu bringen? Nein, ich thue alles dieses nicht. Und welche Wirksamkeit wäre in dem Walde möglich? In großen Städten sind die Menschen leicht in einige Fächer zu bringen. Da sind, die sich Gebildete nennen. Sie sind alle gleich, gehen mit einander um, und reden von den nämlichen Gegenständen, von Stadtereignissen oder ihren Vergnügungen. Dann sind die Mittleren: Krämer, Wirthe, Werkleute. Sie sind in ihrer Entwicklung weit mannigfaltiger. Dann sind die Dienenden. Sie sind fast wieder ganz gleich, und kaum durch eine Bemühung zu ändern. Dann ist die unterste Schichte. Sie ist meist unverbesserlich. Bei uns in dem schönen Walde gehen die Menschen weit auseinander. Wenn ich von dem Manne beginne, der mit bleicher Lederkappe, schlechter Jacke,

alten, lang dauernden Lederhosen, blauen Strümpfen und schweren Schnallenschuhen auf einem Rückengerüste Glas oder andere Dinge durch den Wald trägt, oder von dem Manne, der mit den Seinigen in tiefer Wildniß ist, in Hütten aus Tannenreisern wohnt, und im grünen Sommer und auch im Winter bei klafterhohem Schnee Kohlen brennt, oder in Löchern oder ungeschlachten Öfen Theer oder Wagenschmiere oder andere Dinge kocht, von dem zu schweigen, der Feuerschwamm oder Wurzeln und Kräuter sammelt; wenn ich von den Leuten rede, welche an dem Holze arbeiten, den Baum umsägen und ihn in Scheiter schlagen, die auf Wägen oder Wässern weiter gefördert werden, oder von den Leuten, welche in einem Steingefilde der Wälder sitzen, und Tröge, Schwellen, Kufen, Platten, Würfel, Bottiche aus Steinen hauen, welche Leute, wie die Holzarbeiter, selten zu den Hütten der Ihrigen hinaus kommen, die schon dort wohnen, wo die Ziegenwirthschaft beginnt, und schon kleine Feldchen und Gärtchen bei den Hütten sind, und wo auch die hausen, welche Reifen für die Faßbinder sammeln, Stäbe für Gärtner, Stangen für den Hopfenbau schneiden, Dauben und Schindeln für den Dachdecker machen, oder Klötze zu Felgen, Naben, Achsen, Grundeln für Wägen und Pflüge herrichten; wenn ich dann zu dem Manne komme, der sein weitläufiges Holzhaus auf sonniger Halde hält, und um sich die vielfarbige Zucht der Rinder gesammelt hat, die er im Sommer in den hohen Wald hinauf treibt, daß man, wenn man die lange Länge des Waldes dahin reisete, überall die Rinderglocken hörte, welchen Rindern das neckische Geschlecht der Ziegen und das sanfte der Schafe beigemischt ist; wenn ich von dem Müller rede, der im Thale sein Wasserwerk hat, und von dem Schmiede, der am Wege unter einem Holz-

vorsprunge sein Gebläse treibt; wenn ich von dem zahlreichen Geschlechte der Waldbauern rede, die ihre Häuser zerstreut in der Mitte ihrer Felder, Wiesen und Wälder haben, davon immer eine Anzahl mit einem Sammelnamen begriffen wird, wie die Dubbs, das Haslung, das Gehänge; wenn ich zu dem Manne komme, der sein Haus stattlich auf dem luftigen Hügel oder auf grünender Wiese oder am Saume des Waldes mit schimmernder Fensterreihe hat, und dort seiner Thiere und seines Feldbaues pflegt; wenn ich in die Ortschaften und in die Märkte gehe, wo die Leute Gewerbe treiben, aber auch Äcker und Wald und Wiesen haben, wo mancher ein schöneres Haus hinbaut, als man bisher gesehen hat, wo sie Blumengärten haben und ein geselliges Leben führen; wenn ich die vielen Pfarrhöfe überblicke, die neben den Kirchen stehen, und in denen meist ältere, oft weißhaarige Pfarrer sind, deren mancher einen jüngeren, aufstrebenden Gehilfen hat, und der durch seine Fenster auf das Schulhaus sieht, in dem sich der Lehrer Jahr aus und Jahr ein mit den Kleinen plagt, und wenn ich zu Männern übergehe, die, wie Johannes Blach mit seiner Glashütte, Mathias Ferent mit seinen Webereien, Spinnereien und Bleichen, Gerhard Rohr mit seinen Eisenwerken, Löff mit seiner Getreidezucht, ein weitverzweigtes Geschäft führen, und wenn ich zu denen gelange, die, wie der Obrist, sich an einer anmuthigen Stelle einen Sitz gründen und dort ihr Leben vollbringen, und wenn ich auf manches Waldschloß schaue, in welchem Leute sind mit Garten-, Feld- und Wiesenbau, mit Wald- und Forstzucht, und wenn ich weiter hinaus zu dem Fürsten gehe, der sich von einem gepriesenen Manne im braunen Hofe einen wundervollen Garten soll haben anlegen lassen: welche Kreise, um auf sie zu wirken, sie zu

fördern, zu belehren, und auf sich wirken zu lassen, und belehrt zu werden. Selbst die Männer in obrigkeitlichen Ämtern, deren sich nicht viele in dem Walde befinden, sind hier, wenn sie da länger verweilen, anders als an anderen Stellen. Wie habe ich nun unter diesen Leuten gelebt? Ich bin nur so unter ihnen gewesen, wie es meine Art ist, wie es mir zufällig in den Sinn kam, und wie so viele hier unter einander leben. Hat nicht der Obrist in der so kurzen Zeit, in der er erst hier ist, schon die Menschen an sich gezogen? Kommen sie nicht zu ihm, um sich Rath zu holen, und ertheilt er ihnen denselben nicht, und leistet er nicht Hilfe, wo er kann? Hat nicht selbst Mathias Ferent durch seine Geschäfte und durch den Umgang mit vielen Leuten diese und selbst die Gegend verändert? Was mag der Freiherr von Tannberg, was mag der Fürst schon gewirkt haben?

Und wer bin ich als Arzt?

Habe ich mit Eifer, habe ich mit einziger Hingabe mich dem Heilzwecke gewidmet? Nein. Ich habe meine Kranken bei Seite gelassen, und bin nach Prag gegangen, und habe dort die Zeit bei dem Bürgermeister, bei dem Kaufherrn, bei Freunden, bei einer Nähterin und in der Verkaufsbude vertrödelt. Bin ich nicht mit Lust zu Hochzeiten, Tänzen, Schlittenfahrten, Waldpilgerungen, Scheibenschießen, Teichfischen, Baufesten, Grundsteinlegen, Lattenschlagen gegangen? Habe ich nicht, weil man wohl bei solchen Dingen unter Menschen sein soll und muß, ihnen weit mehr Eifer gespendet, als noth gethan hätte? Bin ich nicht zu oft als Besucher nach Pirling, in die Glashütte, nach Tannberg und in das Haghaus gekommen? Hat nicht selbst Margarita mein Wesen zu sehr erfüllt? Und wenn ich mein Amt geübt habe, wie habe ich es geübt? Wie wir es in der Schule gelernt

haben. Ich habe die Merkmale eines Leidens abgefragt, habe dann dem Leiden aus meinen Büchern oder Heften einen Namen gegeben, und habe aus denselben Büchern und Heften die Mittel bestimmt. Ist mir je beigekommen, daß die Bücher und Hefte doch nicht immer und allzeit unfehlbar sein könnten? Und wenn aus dem Wissen der erfahrensten und redlichsten Männer die Regeln zusammengetragen worden sind, wo ist ein Wissen, das jeden Irrthum ausschließt? Und pflanzt sich nicht der Irrthum eines hohen Namens gerade am stärksten fort? Bin ich nicht schon oft von meinen Büchern rathlos gelassen worden? Und wenn mir gegen eine Krankheit ohne meine Mittel irgend woher eine günstige Einwirkung gekommen ist, habe ich den Grund davon zu erhellen, und ihn ohne freventliche Versuche anzuwenden gestrebt? Habe ich in geschlossener Ordnung Erfahrungen zu sammeln gesucht? Ich habe es außer der Anwendung des kalten Wassers, dessen Kraft ich aus den frischen Quellen unseres Waldes von Jugend her kannte, nicht gethan. Und ich frage auch weiter: müssen die Heilmittel gar so oft in Dingen sein, die so seltsam, ja ekel, und oft so fremd sind, daß man sie erst nach Jahrtausenden entdeckt hat? Wenn uns Gottes Liebe Alles, was wir bedürfen, so nahe gelegt hat, warum sollte er die Heilmittel so ferne halten? Oder sind sie auch da, daß wir nur darnach greifen? In der allbelebenden Luft, im reinigenden und klärenden Wasser, in dem durchdringenden Lichte, in der wohlthätigen Wärme, in den bildenden und balsamischen Nahrungsmitteln? Womit heilt sich der verwundete Hirsch, der Dachs, der Fuchs? Und würde der Arzt außer dem Heilen nicht noch nützlicher wirken, wenn er zeigte, was zu entfernen ist, daß Krankheiten nicht entstehen? Und wenn die Menschen widerspenstig sind, soll er in

seinen Bemühungen nachlassen? Habe ich über diese Dinge je reiflich gedacht? Nein. Ich bin gewesen wie ein Handwerker, der seine Beschäftigung wie ein Wasserrad stets gleichmäßig betreibt. Der alte Tobias verwaltet sein Amt anders. Hat er nicht gesagt: Ich bettle mich sehr leicht, ich bin der glücklichste Bettler unter Gottes Himmel, alle Leute geben mir etwas, beherbergen mich, kleiden mich, lieben mich, und so geht es fort. Und thut Tobias nicht Dinge, die über seinen Beruf hinaus liegen? Er hat meinen Namen und meine Heilkunde unter die Leute gebracht, er trägt Botschaften, gibt wegen des Viehes Rathschläge, und ordnet die Spiele der Kinder. Ist er daher nicht besser als ich?

Und kann ich nicht alles, was ich denke, vor mich bringen, so kann ich einiges ganz sicherlich, und ich werde thun, was meine Kräfte vermögen.

Ich finde eine Ruhe des Herzens in den Einschreibungen, und habe eine Befriedigung in denselben. Ich freue mich, daß ich den Zeichnenstift und die Farben ein wenig handhaben gelernt habe. Ich zeichne manchen Anfangsbuchstaben, und male ihn mit Farbe schön aus. Es macht mir Vergnügen, wie ja der Mensch ein Vergnügen haben muß, das ihn nach der Übung seines Amtes in die Arme nimmt, und ihn zu neuer Übung stärkt.

Als ich in den kühleren Tagen des Herbstes wieder mehr gehen wollte, vermißte ich meinen Hakenstock. Ich ging, ihn zu suchen. Ich ging in das Lidenholz, kletterte von der Morgenseite auf die Steinwulst, und fand den Stock verrostet auf der Stelle liegen, wo die Steinbrechen, die ich damals hatte pflücken wollen, unbeirrt verblüht waren. Der treue Stock sollte nicht entgelten, daß ich in Verwirrung gewesen war. Ich nahm ihn, kletterte wieder von der Wulst hinab, ging nach Hause, ließ mit Feilen

das Eisen von dem Roste reinigen, und nahm den Stock wieder als Gefährten zu meinen Wanderungen.

Ich dachte in jener Zeit öfter an einen merkwürdigen Mann. Sie haben in Prag erzählt, es lebte vor etwa hundert Jahren in der Stadt Linz, welche die nächste große Stadt an unserem Walde ist, in einer engen Gasse ein Mann, Namens Johannes Kepler, der, kraft seiner Sendung, wie ich glaube, Knaben unterrichten und Landvermessung treiben sollte, der aber indessen stets die Sterne des Himmels betrachtete, um ihr Wesen zu ergründen; denn das wußte er, daß sie eine unendliche Zahl ungeheuer großer Weltkörper sind. Weil er aber weder ein Kaufgewölbe, noch ein Haus, noch Liegenschaften, noch Geld besaß, verachteten sie ihn, höhnten sein Bestreben, und mahnten ihn an seine Pflicht. Er aber blieb bei seinem Vorsatze. Da eine ganze Reihe von Jahren vergangen war, da er die Gesetze der Bewegungen der Wandelsterne auf das Genaueste gefunden hatte und darstellen konnte, rannen ihm die Thränen von den Augen, und er sagte: „O du geliebter Gott, wer bin ich denn, daß du mich würdigst, dir deine Welt nachdenken zu können?" Dann schrieb er die Gesetze auf ein Papier, und machte sie bekannt. Da wurde er wieder verhöhnt, und man nannte ihn einen Narren. Dann kamen die Einsichtigen, forschten seinen Forschungen wieder nach, und sagten, es sei so. Dann kamen die Rechner, rechneten auf einer Tafel mit Zeichen, und bewiesen, daß es gar nicht anders sein könne. Es entstand nun ein Erstaunen über den Mann, und es erhob sich eine Lobpreisung desselben. Er aber lag schon lange unter der Erde.

An die Geduld und an den Starkmuth dieses Mannes dachte ich jetzt recht oft.

Das Geschick fährt in einem goldenen Wagen. Was durch die Räder niedergedrückt wird, daran liegt nichts. Wenn auf einen Mann ein Felsen fällt oder der Blitz ihn tödtet, und wenn er nun das alles nicht mehr wirken kann, was er sonst gewirkt hatte, so wird es ein anderer thun. Wenn ein Volk dahin geht, und zerstreut wird, und das nicht erreichen kann, was es sonst erreicht hätte, so wird ein anderes Volk ein Mehreres erreichen. Und wenn ganze Ströme von Völkern dahin gegangen sind, die Unsägliches und Unzähliges getragen haben, so werden wieder neue Ströme kommen, und Unsägliches und Unzähliges tragen, und wieder neue, und wieder neue, und kein sterblicher Mensch kann sagen, wann das enden wird. Und wenn du deinem Herzen wehe gethan hast, daß es zucket und vergehen will, oder daß es sich ermannt und größer wird, so kümmert sich die Allheit nicht darum, und dränget ihrem Ziele zu, das die Herrlichkeit ist. Du aber hättest es vermeiden können, oder kannst es ändern, und die Änderung wird dir vergolten; denn es entsteht nun das Außerordentliche daraus.

Aus meinem Hause

Ich ging nun öfter, wenn mir eine kurze Zeit gegönnt war, in den Wald, und betrachtete ihn. Und wenn ich in meinem Wagen herum fuhr, und wenn ich von ihm aussteigen, und zu einer Hütte auf einem steilen Hügel hinaufsteigen mußte, oder wenn ich von Hütte zu Hütte, von Hügel zu Hügel zu gehen hatte, sah ich auf das, was mich umgab. Wie schön ist doch die Welt. Wie ernst geht das große Band, auf das wir gegen Abend hinsehen, in weiter Länge von Mittag gegen Mitternacht dahin. In ihm zieht das Granitgestein steil empor, und auf diesem Gesteine steht ungelichtet und von menschlichen Händen wenig berührt der Wald, der ein liebliches Gedämmer hat, über dem an heiteren Tagen der Himmel funkelt. Wie hold gehen an ihm die Kopprippen, die Tarnwirbel und die Samblöcke empor, und sind am Morgen helle und am Nachmittage schwache Streifen. Und von dem Hauptwalde gehen die mächtigen Züge und Höhen und Hügel gegen Morgen hinaus, und in ihnen ist schon manches Fleckchen von lichtgrüner Farbe, und wenn Ernte ist, von goldener sichtbar. Und dieser Flecke werden immer mehr, bis endlich, wo die Ebene sich zu bilden anfängt, wallende Felder hinziehen,

mancher Kirchthurm glänzt, und sich nur mehr schmale Streifen von Gehölzen dahin winden. Und in dem Walde sieht man auch weiße Punkte, die Häuser sind, und von ihnen leuchtet oft in der Sonne weithin wie ein weißer Funke ein Fenster, oder es hebt sich ein Dach von dem Dunkel so hell ab, als läge Schnee darauf.

Wie rührend ist es, was man von der Urbarmachung des Waldes erzählt. Zu den Zeiten der Urgroßväter unserer Urgroßväter war der Wald unentwirrt über alle Hügel und Höhen bis zu der Ebene gebreitet. Sie sagen, daß in Vorzeiten mancher Kriegesfürst oder ein sonstiger großer Herr weite Strecken im Walde für geleistete Dienste erhalten habe, wohin er nun sofort, um Nutzen von seinem Eigenthume zu schöpfen, Leute sandte, die den Wald lichteten, das Holz niederschlugen, und zum Verkaufe für ihn hinaus schickten. Von diesen Leuten blieben nun Einzelne an dieser oder jener lichten Stelle sitzen, und wohnten da. Oder es kaufte ein armer Mann um weniges Geld sich in der Wildniß einen Platz, den er reutete, auf dem er sich anbaute, und von dem er lebte. Oder es erhielt mancher Theerbrenner oder Pechhändler die Erlaubniß, an entlegenen Orten, denen man kaum mit einer gelegentlichen Jagd zukam, seine Beschäftigung zu treiben. An diese Orte heftete er sich dann an, und errichtete eine Siedlung. Oder es gefiel einem Wildschützen, einem Wanderer, einem Vertriebenen ein Plätzchen, auf dem er sich niederließ, und von dem aus er wirkte. Viele von diesen hatten Nachkommen, die sich nicht weit von den Eltern ansässig machten. Und so entstanden die zerstreuten Häuser und Orte und die urbaren Flecke, die sich immer vergrößerten und mehr wurden.

Wie lieb sind die Waldhäuser. Wie oft blickte ich auf das Haus des Wirthes am Rothberge. Wenn ich die knorrigen Wege des Sterwaldes, die nie ein Wagen wird befahren können, auf denen kaum ein Saumthier gehen kann, und auf denen sich höchstens ein Mensch fortzuhelfen vermag, herunter komme, und auf den freien Berg gelange, setze ich mich gerne nieder, wo der Stein aus der röthlichen Erde hervorgeht, und betrachte die stattliche Wirthschaft gegenüber. Die Bretterſäge kreischt hinten in dem Thale, der Bach sprudelt schneeweiß zwischen den schwarzen Waldsteinen hervor, die Erde stürzt zu meinen Füßen schnell ab, und drüben steht das Haus, davor ein großer Platz ist, Bänke laufen an den Wänden hin, Bänke und Tische stehen auf der Gasse, die breiteste und beste Straße des Waldes führt vorbei, und Leute gehen in dem Hause aus und ein, um Geschäfte zu thun. Oft lag der glänzendste Sonnenschein auf der Wirthsgasse, wenn ich so da saß, und beleuchtete die vielen Fenster des Hauses, die auf den Weg heraus schauten und schimmerten. Oft aber stand auch die Sonne schon tief, machte die Holzverzierungen am Wirthshause und die Bänke und die Ranken, die an der Wand hinan gingen, roth, und legte sich schief gegen den Waldrücken hinüber, daß er einen langen Schatten gegen den Rothberg warf. Und in diesem Schatten zogen sich die Waldhäuser wie graue Punkte hinunter. Nach einer Weile ging ich dann über den Steg, trat auf die Gasse des Wirthshauses, trank den Trunk aus dem Glase, das sie mir gebracht hatten, redete mit dem Wirthe oder andern, die da waren, und stieg dann in den Wagen, mit dem Thomas in dem Wirthshause auf mich gewartet hatte.

Wenn ich, was jetzt bisweilen geschah, weit hinaus gerufen wurde, und wenn ich in einem fremden Wagen, den man mir

entgegengeschickt hatte, auf den schönen, fast gerade laufenden Straßen der Ebene wieder zurück fuhr, war es mir beinahe wohl, wenn ich zu unsern engen und krummen Wegen gelangte, wo Thomas mit dem Fuchs in irgend einer Schenke auf mich wartete, und es wurde mir immer wohler, wenn die dunkeln Tannen wieder von den Hügeln herab schauten, manches Bächlein mir entgegensprang, mancher Birkenstamm von den Bergen leuchtete, mancher dorrende Holzklotz an dem Wege lag, die Versammlungen der Bäume sich immer dichter folgten, immer näher an den Weg traten, denselben endlich einengten, und die wehenden Äste über ihn hinüber streckten. Wir fuhren langsam, aber erquickt unserer Heimat entgegen.

Ich las in den Päckchen des Obrists, und nahm mir mit seiner Einwilligung manche in unser Haus. Ich lerne aus diesen Schriften, und werde sie alle lesen.

Ich hatte schon vor längerer Zeit ein großes Buch angelegt, in welches ich täglich einschrieb, was meine Kranken betraf, und wie sie sich änderten. Ich schrieb auch die Beschaffenheit des Wetters und der Wohnung des Kranken dazu. In diesem Buche las ich nun Alles vom Anfange an, und dachte darüber nach, in welchen Beziehungen der Krankheitsgang und meine Verordnungen gewesen sein mochten. Was ich nun da glaubte und vermuthete, schrieb ich in ein eigenes Buch.

Als der Boden schon gefroren war, aber noch kein Schnee lag, machte mir der Obrist den Vorschlag, daß wir, er und ich, den Geröllbühel kaufen und bewalden sollten. Die Gemeinde Thal ob Pirling hatte bisher von dem Geröllbühel gar keinen Nutzen gezogen. Es lagen seit Menschengedenken auf dem Raume, der sich in der Mitte sachte erhob, nur kleine Steine und

Gerölle, und es war dürrer Grund, auf dem einzelnes, kurzästiges Struppwerk, dürres, dünnrispiges Gras, hie und da sehr kleine Himbeeren und mancherlei Kräuter wuchsen. Es konnte nur manchesmal eine arme Frau ihre Ziege mit dem leckeren Maule einige Blätter dort pflücken lassen, und ich konnte hie und da eine Pflanze für meine Heilzwecke brauchen. Weil der Geröllbühel ungefähr gleich weit von unserem Hause und dem Haghause entfernt ist, meinte der Obrist, könnten wir uns gemeinschaftlich um die Strecke annehmen, und sie pflegen. Das sei der Gedanke, sagte er, auf den er, ohne ihn zu nennen, damals in dem Birkenreute, als er mich dort aufgesucht hatte, hingewiesen habe. Er habe durch seinen Knecht auf dem Geröllbühel zur Untersuchung des Grundes Bohrungen und Grabungen machen lassen. Dann habe er Samen der dürrgrundigen Weißföhre in äußerst magere Erde gesät, um Versuche zu machen, und die Pflänzchen an schmale Kost zu gewöhnen. Sie gediehen gut, und werden auf dem Geröllbühel noch besser gedeihen. Auch habe er Föhrensamen vorräthig, und man könne im Frühlinge auch Ansaat auf dem Geröllbühel versuchen. Wachsen die Pflanzen, so werden fort und fort Nadeln fallen, Erde erzeugen, und einst werde auf dem Bühel ein schöner, lieblicher und nützlicher Föhrenwald stehen. Ich willigte in seinen Vorschlag ein, und wir kauften von unserer Gemeinde sofort den Grund zu gleichen Theilen um einen sehr geringen Kaufschilling. Dann wurden die Pflänzchen mit ihren gefrornen Blättchen aus dem Grunde genommen, und auf taugliche Plätze des Bühels gesetzt. Als die Leute erfuhren, daß wir Waldbäume pflanzen, wunderten sie sich, und sagten, es werde sonst der Wald gereutet, daß wir ein milderes Land und urbare Strecken bekommen, und diese

zwei Männer gründen wieder einen Wald, und verschlimmern und erkälten das Wetter. Darauf sagte ihnen der Obrist, an anderen Stellen habe er schon Wald gereutet, und werde noch mehr reuten, und sohin die Sache mehr als ausgleichen. Der Geröllbühel würde, wenn er so bliebe, nie von einem Gebrauche sein, und würde die Gegend desto mehr verunzieren, je mehr sie ringsumher gepflegt und verschönert wurde. Das Ausreuten des Waldes sei bis jetzt gut, und werde gut sein bis zu einem gewissen Maße; dann aber werde eine Zeit kommen, in welcher die Waldstellen zwischen den Feldern als kostbares Besitzthum dastehen werden, und dann wird der Geröllbühel ein sehr zweckmäßiger Föhrenwald sein, und er wird auch schön sein. Es thue zu der Sache nichts, wenn dann der, der ihn jetzt gründe, schon lange in der Erde ruhen werde. Jetzt sehe er ihn wenigstens wachsen und gedeihen. So sagte der Obrist, und mehrere, darunter auch mein Vater, begriffen ihn.

Der Obrist hatte im Herbste Weizen säen lassen. Alle, auch ich, zweifelten, ob der Versuch gelingen werde. Jetzt stand die Saat dunkel und strotzig in dem gefrornen Boden, und viele Menschen, von unserem Hause alle Männer, gingen zum Buchenhage hinauf, die Sache anzuschauen.

„Aber der Schnee bei uns," sagten manche.

„Bei richtig bereitetem Boden schadet der hiesige Schnee so wenig als ein anderer," entgegnete der Obrist.

Weil Gregor am Rietbache, der Sohn der alten Brigittenhanna, in der späten Jahreszeit nicht auf Wiesen oder Feldern beschäftigt war, und seinem Handwerke ganz nachleben konnte, bestellte ich bei ihm Tröge für unsere Rinder. Er hieb sie im Rietwalde an dem Bache aus großen Granitsteinen. Wir wollten

die Fütterung unserer Rinder so einrichten, wie sie der Obrist hat: die Köpfe gegen einander, zwischen beiden Kopfreihen ein breiter Gang, und für jedes Rind eine eigene Steinschüssel, daraus es frißt und trinkt. Reinlichkeit und Pflege der Thiere, sehen wir, gewinnt dadurch sehr. Ich ging manchesmal zu Gregor hinaus, und war ihm zur Hand beim Ausmaße und bei der Abtiefung der Schüsselrunde in den Granitblöcken.

Als nur ein wenig sich die Wässerlein und Wässer mit Eis überzogen hatten, begann ich das Einheimsen desselben. Ich ließ das, welches von klaren Wässern stammte, abgesondert von dem einstellen, das von trüben oder schlammichten herrührte. Zuweilen kamen Nachbarn herbei, die Sache zu betrachten.

Der Obrist wurde im Winter zu Thal ob Pirling unter die Gemeindeältesten gewählt, und nahm dieses Amt auch an.

Wenn ich nach Pirling kam, und in dem Hause des Kaufmannes Ferent war, sah mich seine ältere Tochter Franziska stets sehr freundlich an, und benahm sich herzlich gegen mich, gleichsam als wollte sie mich trösten. Du gutes Mädchen, dachte ich, wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn ich mich dir genähert hätte, wie ich einst gedacht hatte, und wenn ich eine Neigung zu dir gefaßt hätte. Vielleicht wärest du mir auch zugethan geworden, vielleicht hätten deine Eltern in unsere Verbindung gewilligt, und deine sanften schwarzen Augen hätten mir einfach und gütig über mein Leben hinüber geholfen. Jetzt ist alles anders. Möge dir der schöne Forstmann Victor, dem du gewiß zufallen wirst, eine so herzliche Wohnung bereiten, als ich es gethan hätte.

Meine Schwester Anna pflegte auf das Getreulichste des Hauswesens, besonders war das, was die Bereitung der Arzneien betrifft, in der vollständigsten Ordnung.

Allgemach kamen die Bücher, welche ich in Prag, Wien und Linz bestellt hatte. Ich ordnete sie nach ihrem Inhalte, und stellte sie in der Art des Obrists in ihre Fächer, die auch nach denen des Obrists hergerichtet worden waren. Ich begann nun auch, in den Büchern zu lesen, und las mit Vergnügen in solchen, welche verschiedene Kenntnisse enthielten, und las mit erhobenem Herzen und oft mit Rührung in denen, welche die Schönheit des menschlichen Denkens und Empfindens darlegten. Mein Vater betrachtete die Bücher öfters, nahm das eine oder das andere in die Hand, und freute sich seiner schönen Gestalt. Dann las er auch etwas, las immer mehr, und las endlich recht gerne, besonders in Büchern, welche von wirthschaftlichen und von Feld- oder Walddingen handelten, oder kurze und anmuthige Erzahlungen brachten. Manchen Sonntages saßen wir jetzt an dem großen Tische der Stube zu einer Zeit, die wir sonst zuweilen in der Gaststube des Wirthshauses zugebracht hatten, wohin wir jetzt wohl auch manchesmal, aber seltener, zu guten Freunden und Nachbarn gingen, und ich las etwas vor. Selbst Kaspar und endlich sogar Thomas und Kajetan kamen zuzuhören. Ich lernte mich auch wieder mit Wohlgefallen in die alte griechische Sprache hinein, und erfreute mich sehr der alten Dinge, die ich in ihr zu lesen vermochte.

Am Tage des heiligen Valentin kam in einem schönen Gewande und mit einem feinen Waldhute Innocenz, der Sohn unsers Nachbars Isidor, des Prägbauers, der auch die Röthelmühle besitzt, zu welcher von unserm Garten der schöne Weg hinein geht, in unser Haus, und warb bei dem Vater um Anna. Wenn der Vater und Anna nicht dagegen wären, sagte er, so würden dann erst sein Vater und Leonhart, sein Oheim, der Gerber in

Pirling, als Freiwerber kommen, und alle Punkte in das Reine bringen. Mein Vater antwortete, Innocenz müsse ja wissen, daß er gerne in unserem Hause gesehen ist, und daß man ihn gerne in unsere Verwandtschaft aufnehme, es komme nur darauf an, ob auch Anna eben so bereit ist, seine Hausfrau werden zu wollen. Innocenz antwortete, daß er glaube, auf Anna sicher rechnen zu können. Da er aber auch mit mir und Kaspar in guter Schwägerschaft und sonstiger Freundschaft leben wolle, wenn wir nämlich nicht dagegen sind, und da ich jetzt gar stets mehr an Ansehen in der Gemeinde und in dem Waldlande gewinne, so hätte er es gerne, wenn auch wir zwei vorher noch gefragt würden. Mein Vater ließ es mir sagen, und ließ Kaspar aus der Sölde holen. Da wir in der Stube waren, legte er uns die Sache vor, und fragte mich als den Erstgebornen zuerst um meine Meinung. Mir war Innocenz immer sehr lieb gewesen. Er war das einzige Kind des Prägbauers, und wir waren, obwohl ich älter war, als Knaben stets Spielgenossen. Dann hatte er eine geraume Zeit in einem ausgedehnten Mühlenanwesen zugebracht, um die Handhabung eines solchen zu erlernen. Darauf hat er noch andere Städte und Orte besucht, und ihre Art und Weise kennen gelernt. Da er zurückgekommen war, besorgte er die Röthelmühle, half auch sonst in den Dingen des Vaters, war still und bescheiden, hatte feinere Sitten, las öfter in guten Büchern, deren er eine Anzahl besaß, kam am häufigsten zu uns herüber, und war willkommen. Mir war auch die feine Farbe seines Angesichtes neben den dunkeln Haaren und Augen immer ein lieber Anblick gewesen. Ich sagte, daß ich glaube, Anna könne sich einen besseren Gatten nicht wünschen, ich wünsche mir einen besseren Schwager nicht, und werde ihm dauernd

ein guter, treuer Freund und Schwager bleiben. Er erröthete und dankte mir. Als man Kaspar die Frage vorgelegt hatte, antwortete er, das sei närrisch, daß man ihn frage, er habe ja zu Innocenz gesagt, daß er sich Anna aus unserem Hause holen soll.

Der Vater ließ nun Anna rufen.

Sie hatte geahnt, um was es sich handelt, und hatte sich schnell etwas besser angezogen, als sie an gewöhnlichen Tagen war. Auch die Andern begriffen den Besuch. Die Mägde liefen durcheinander, und Thomas und Kajetan hörten wir vom Gange herein sprechen.

Anna stand hochroth vor dem Vater.

Als ihr dieser das Anliegen des Brautwerbers eröffnet hatte, kamen ihr die Thränen in die Augen, und sie antwortete: „Jetzt noch nicht."

Wir waren erstaunt, Innocenz war fast bestürzt, und sagte: „Anna, hast du mir denn nicht erst vor kurzer Zeit gesagt, daß du nie einen andern Mann zum Gatten haben willst als mich?"

„Innocenz," antwortete sie, „jetzt noch nicht. Ja, ich habe es gesagt. Innocenz, jetzt noch nicht."

Der Vater fragte: „Aber wann denn, Anna?"

„Jetzt noch nicht, Vater," antwortete sie wieder.

„Habe ich dir etwas zu Leide gethan, Anna?" fragte Innocenz mit einem schmerzlichen Angesichte.

„Nein, Innocenz," erwiederte sie, „du bist recht gut, und ich liebe dich aus meiner treuen Seele."

Ich trat näher zu Innocenz, und sagte: „Lasse ihr die Zeit für ihr Herz, ich weiß es, ich will selber dazu wirken, daß die Zeit kürzer wird."

Anna sah mich freundlich an.

„Ich will ja nichts erzwingen," sagte Innocenz, „ich habe mich nur geirrt."

„Nein, du hast dich nicht geirrt," sagte Anna, „es wird schon werden."

„So thut, wie ihr es für gut findet," sagte der Vater, „ich willige immer in euer Begehren."

„Anna soll nach ihrem Wohlgefallen entscheiden," sagte Innocenz.

„Es wird schon gut werden," antwortete Anna.

„So ist es eine Einwilligung, und nur die Zeit der Erfüllung ist noch nicht näher bestimmt," sagte ich.

„Es soll so sein," entgegnete Anna.

„So verabschiede ich mich, den Meinigen Nachricht zu bringen," sagte Innocenz.

„Nein, nein, Innocenz," sprach der Vater, „du mußt unsere Hausehre achten."

Anna ging bei diesen Worten aus der Stube, und kam bald wieder mit Apollonia herein, die auf einem Brette unsern besten Wein in einer sehr schönen Flasche, weißes Brot und weißen Kuchen und Gläser trug. Das alles stellte sie auf den Tisch, über den ein feines Tuch gebreitet worden war. Anna füllte Wein in ein Glas, und reichte es Innocenz. Er nahm es und trank von dem Weine. Dann reichte sie ihm Brot und Kuchen. Er nahm von beidem. Hierauf füllte sie erst unsere Gläser, und reichte uns Brot und Kuchen. Wir thaten Bescheid.

So blieben wir eine Weile bei einander sitzen, und sprachen von gewöhnlichen Dingen.

Dann stand Innocenz auf, sich zu entfernen. Wir reichten ihm jedes die Hand, und ich drückte die seinige herzlich. Wir

begleiteten ihn, da er fortging, bis zu dem Garten. Unsere Leute standen in der Nähe, und sahen auf uns. Auch aus manchem Nachbarhause trat jemand unter die Thür oder weiter weg in den Schnee, und schaute zu uns herüber. Anna begleitete Innocenz auf dem geschaufelten Wege durch den Garten, und hatte ihm den Arm gegeben. Er ging durch die hintere Thür auf den Weg nach der Röthelmühle hinaus, sie ging durch den Garten wieder zu uns zurück.

Nach einer Zeit kam Anna zu mir in meine Stube, und fragte, was ich heute zu essen wünsche, oder ob ich sonst ein Anliegen habe. Ich antwortete ihr, daß mir das, was sie mir täglich zum Essen richten lasse, ohnehin immer das Liebste sei, und ein besonderes Anliegen habe ich nicht. „Anna," sagte ich, „ich verstehe dich schon, es ist ja bereits alles gut, und du sollst durch mich nicht aufgehalten werden."

Sie lächelte, brach in Thränen aus, und reichte mir die Hand.

Ich streichelte ihr diese Hand.

Dann sprach ich: „Es ist wirklich alles gut."

Sie schüttelte fast unmerklich das Haupt.

„So wird es bald gut werden," sagte ich.

Sie nickte fast eben so unmerklich.

„Anna," sprach ich, „baue auf meinen Ernst, meine Standhaftigkeit, und auf meine Beschäftigung in Pflichterfüllung."

„Ja, Bruder," sagte sie mit klarer Stimme.

Ich drückte nun recht brüderlich ihre Hände, und sie ging zur Thür hinaus.

Gleich darauf fuhr ich zu meinen Kranken.

Von der Zeit an hieß Anna in Thal ob Pirling und in der Umgebung Innocenz' Braut.

Der Winter war nicht der strengste, aber strenge genug. Ich konnte hinlänglich Eis sammeln. Auch im Haghause wurde Eis eingebracht. In der Glashütte thaten sie das Gleiche. So that auch Ferent in Pirling und der Hammerschmied Gerhard Rohr in Rohren. Die übrigen Leute richteten aber auf dieses Ding kein Augenmerk.

Als der Frühling gekommen war, machte mir der Obrist wieder einen Vorschlag zu einem gemeinschaftlichen Werke: die Wege des Waldes zu verbessern. Unsere Großväter erzählten uns, daß in alten Zeiten in dem Walde mit Blockrädern, die quer aus Baumstämmen geschnitten waren, gefahren worden sei. Ein starkes Brett mit zwei oder vier Achsen, einer Deichsel, Seitenleitern und solchen Blockrädern war ein Wagen. Diesen Wagen zogen Ochsen. Man fuhr anfangs nicht auf eigentlichen Wegen, sondern auf jedem Grunde, der nicht angebaut war, und auf dem man seine Sachen fortschaffen konnte. Die Räder drückten ein Geleise in den Grund, dieser Spur folgten andere Wägen, und so entstanden die Fahrwege. Diese Fahrwege waren noch, als man schon Speichenräder hatte. Weil aber die Räder ungleich in den ungleichen Boden eindrückten, entstanden größere und kleinere Gruben in den Geleisen, und es entstanden Schiefsenkungen. Die größeren Ungleichheiten wurden ausgefüllt, die kleineren blieben, und neue entstanden. Man hatte damals in dem Walde keine Vorstellung davon, daß man sich auf einen Wagen setzen könne, um schneller und bequemer fortzukommen. Es mußte auch beschwerlicher und langsamer gewesen sein als das Gehen. Die Wege wurden nach und nach wohl besser; aber sie blieben Geleisewege. Und so waren sie, als ich zu fahren begann. Auch jetzt bestieg nur manchesmal einer als Gespann-

lenker einen leeren Wagen, und stand auf demselben, namentlich an engen Stellen, wo etwa Morast oder Gestrüppe den Weg säumte. Mathias Ferent in Pirling, dann der Glasmeister Johannes Blach, dann Paul Köfner und Gerhard, der Hammerschmied, hatten wohl leichte Kutschen, mit denen sie auch auf den Waldwegen fortkamen; aber diese Wege wurden darum keine Straßen. In der Ebene, wo Waaren gingen und sonstiger Verkehr statt hatte, vervollkommneten sich die Wege zu Straßen. Besonders trug der Fürst durch Aufmunterung und Beispiel auf seinen Wegen und durch Geldgaben dazu bei. Im Walde mehrten sich auch die Leute, welche für sich Fahrwägelchen hatten: der Wirth am Rothberge, der Wirth in Thal ob Pirling, der Pfarrer in Silleran, der Schmied im Thaugrunde. Die Schlitten waren sehr häufig. Wenn einer in die Ebene hinaus kam, und dort sah, wie große Lastwägen auf der Straße wie auf einem Tische oder einem sanften Gewölbe dahin rollten, als liefen die Thiere ledig, so pries er die Sache, und sagte: das geht bei uns nicht. Der Obrist aber zeigte, daß es geht. Der Fahrweg von seinem Hause bis zur Grenze seiner Besitzung war fast schon eine Straße.

Ich versprach dem Obrist, ihm in seinen Bemühungen, bessere Wege zu erzielen, nach allen meinen Kräften beizustehen.

Er sprach von der Sache im Gemeinderathe, und fand Anhänger. Als man sagte, man habe nicht das Geld dazu, boten wir, er und ich, uns an, einigen Vorschuß zu geben, und der Obrist stellte vor, daß man sehr vieles durch eigene Arbeit zuwege bringen könne. Er sagte, er wolle den Gegenstand immer wieder in der Gemeinde anregen. Und ich versprach ihm, daß ich, wo ich es nur immer für thunlich halte, dafür reden werde.

Ich begann auch, durch Arbeiter den Fahrweg durch unsere Besitzung in vollkommenen Stand setzen, und die Vorarbeiten zur Erweiterung desselben zu einer Straße machen zu lassen.

Von jener Zeit an that ich auch etwas anderes. Ich ließ, wenn ich auf dem Heimwege war, einige kleinere und größere Steine hinter mich in den Wagen legen, und ließ sie, wenn ich zu einer Grube kam, in dieselbe senken. Die kleinen Steine verkeilten die größeren. Weil dieses alle Tage geschah, konnte man es den Wegen endlich anmerken. Die Verzögerung, die ich dadurch erlitt, wurde später reichlich eingebracht, indem der Fuchs auf den verbesserten Strecken schneller laufen konnte. Die Leute sahen mir bei meinem Beginnen zu. Ich ließ mich nicht stören, und fuhr in demselben fort.

Nach einer Zeit machte ich die Bemerkung, daß mancher, der aus Thal ob Pirling hinaus fuhr, gerne das, was von meinem Wege fertig war, benützte, wenn es ihm auch einen Umweg verursachte. Das Nämliche bemerkte der Obrist auf seiner Straße. Auch konnte es nicht fehlen, daß die Leute sehen mußten, wie wir auf unseren Wegen mit denselben Gespannen größere Lasten leichter fortbrachten, als sie auf den ihrigen kleinere. Ich erlebte es noch im Frühlinge, daß der Grundbesitzer in Thal ob Pirling, Murhard, da er einmal Dünger führte, auf dem leeren Wagen bei der Rückfahrt einige Steine hatte, die er in eine Vertiefung des Weges einquikte, und deren Fugen er mit Rasen verstopfte. Ich sah ihm zu, schwieg, und freute mich der Sache.

Indessen war der Weizen des Obrists sehr schön geworden. Er stand dunkel und kräftig da, und versprach, sehr bald in stämmige Halme überzugehen. Es kamen jetzt noch mehr Leute,

ihn anzuschauen. Mein Vater und ich beschlossen, im künftigen Herbste auf unserer Hofmarke auch Weizen auszusäen.

Unsere Föhrenpflanzung auf dem Geröllbühel machte auch n der Lenzwärme Fortschritte. Die Bäumchen, welche wir gesetzt hatten, standen freudig da, und der gesäete Samen keimte aller Orten. Ich lenkte meine Schritte gerne zu der Stelle, wenn ich in der Nähe durch den Wald ging.

Ich nahm nun oft ein Buch in das Freie mit, und saß eine Weile auf irgend einer Stelle, und las. Ich ging gerne in das Birkenrent hinauf, und mancher Stein, mancher Strunk, manche Erhöhung bot mir einen Sitz. Wenn ich dann von dem Buche aufblickte, sah ich die Wand, auf welcher damals Steinchen oder andere Dinge so fürchterlich geglänzt hatten, und auf welcher sie jetzt sanft glänzten, oder ich sah, wie die Stämme wieder, wie ich damals bemerkt hatte, wie silberne Säulen hinter einander zurückgingen. Als ich von dem Hause des Obrists in einer so gewaltigen Aufregung meines Gemüthes fortgegangen war, als ich in das Birkenrent hinauf gekommen war, und dort stand, hatte eine Ammer mehrere Töne gesungen, und es hatte dann eine Grille gezirpt. Jetzt sang zuweilen auch wieder eine Ammer, und zirpte eine Grille, und es war mir wie ein goldenes Stäbchen, mit dem die Thierchen an mein Herz schlugen.

Nun machte ich dem Obrist einen Vorschlag. Die Siller geht auf ihrem Gange vom Sillerwalde zum Thangrunde an dem obern Pufter vorüber, dessen ungemein großer Rücken mit lauter Buchen bestanden ist. Da ließen sie aber aus Nachlässigkeit vor zehn Jahren den Waldsturz mit so vielen Blöcken und Steinen in das Thal niedergehen. Niemand kann an diesem Sillerbruche über den reißenden Bach gelangen, außer, wenn er in

heißen Sommern nur als zahmes Waldwässerlein dahin geht. Zu andern Zeiten rauscht das Wasser in dem Bette nieder, und wenn starke Regen gewesen sind, hadert es gelbtrüb und wild daher, als wollte es Alles zerreißen, und wälzt Steine und Gerölle und Holz und Schlamm. Das kann niemand so gut wissen als ich, weil niemand so oft Gelegenheit hat, an die verschiedensten Stellen des Waldes zu gelangen als ich. Und doch soll und muß man recht oft über diesen Bach, und zwar meist in der Nähe des Sturzes. Die vom Gehäng, vom Haslung, von der Sillerau, von dem obern Astung, dann die Maierbacher, die Erlehöfe, der Obrist und ich selber, so wie viele Bewohner von Thal ob Pirling, wir alle nahmen das Holz von dem oberen Pufter, wir nahmen es gerne, weil dort die allerschönste Weißbuche wächst, das Holz sich in dem Steingrunde zu dem besten Brennstoffe kräftigt, und weil wir es dort um ein Sechstel wohlfeiler erhalten. Alle müssen wir das Holz über den Bach bringen. War das nicht in dem Sommer vor drei Jahren eine Qual, da stets das Wasser hoch ging, da so viel Holz jenseits desselben weithin aufgeschlichtet stand, und nicht herüber konnte? Mußte nicht manches mühselig durchgeschleppt werden? Mußte man es nicht an gelegenen Stellen in einzelnen Stücken werfen? Oder mußte es nicht durch große Umwege weiter gebracht werden? Der Graf draußen, der zur Herstellung einer Brücke an jener Stelle der Siller beitragen müßte, bewies den Umwohnern Jahre lang, daß eine Brücke da nicht nothwendig sei, und weil sie auch zur Brücke hätten beitragen müssen, glaubten sie es. Ich schlug dem Obrist vor, daß wir zusammenwirken und alle Schritte thun sollen, die tauglich wären, eine Brücke zu Stande zu bringen. Er ging sehr bereitwillig auf meinen Vorschlag ein. Wir

beschlossen, uns noch einmal an den Grafen zu wenden, bei einzelnen Männern und bei den Gemeinden, die betheiligt wären, zu wirken, und auch eine Eingabe bei der Obrigkeit zu machen. Wenn nur einmal, sagte der Obrist, die Wege, auf denen jetzt zwei Ochsen ein Bischen von Holz elendiglich auf langen Strecken weiter ziehen, so gut sein werden, daß ordentliche Ladungen gehen können, wird sich die Sache leichter bewerkstelligen lassen.

Im hohen Sommer wurde ich einmal zu einer Frau in die Ebene hinaus gerufen. Man benachrichtigte mich, daß man mir einen Wagen zwei Meilen weit entgegenschicken werde. In der mondhellen Nachmitternacht des folgenden Tages fuhr ich zu meinen Kranken, dann schlug ich den Weg gegen die Ebene hinaus ein. Wo der fremde Wagen auf mich wartete, ließ ich Thomas mit dem Fuchs zurück, bestieg den fremden Wagen, und fuhr sogleich weiter. Die Frau war bedeutend krank, aber eben nicht in großer Gefahr. Ich erkannte, daß es am besten wäre, wenn ich einige Stunden hier verweilte, um die Wirkung meiner ersten Verordnung abzuwarten, und dann die Weisung geben zu können, was man weiter bis zu meiner nächsten Wiederkunft zu thun hätte. In der Nähe war der braune Hof, und ich beschloß, den Garten zu besuchen, den der Fürst angelegt hatte, und den ich schon so oft von vielen hoch preisen, von andern heftig tadeln gehört hatte. Ich fuhr bis zu dem Hofe, ließ dort die Pferde, die man mir zur Verfügung gestellt hatte, unterbringen, und ging durch einen der freien Räume, die zu beiden Seiten des weitläufigen Bauwerkes waren, hinter dasselbe, um in den Garten zu gelangen. An der Rückseite des Gebäudes fand ich Wiesengrund mit Gesträuchen, mit Bäumen, und zwar mit Laubbäumen und Nadelbäumen des Waldes und mit Obstbäumen,

die sich unter den andern befanden, mit Feldblumen, Wiesenblumen und auch mit Gartenblumen, die hie und da sichtbar wurden. Als einen solchen Wiesengrund hatte ich auch den freien Raum vorne und an den Seiten des Gebäudes gesehen. Ich ging auf einem der Wege, die da waren, vorwärts. Als ich nach einer Weile zu einem Kohlfelde gelangt war, auf welchem ein Mann mit einer Haue arbeitete, fragte ich ihn, in welcher Richtung ich in den neuen Garten kommen könnte.

„Ihr seid ja schon drinnen," antwortete er.

Ich erstaunte, und fragte, ob jedermann in den Garten gehen dürfe.

„Ja freilich," entgegnete er, „nur wird er gestraft, wenn er etwas zerstört oder zu Grunde richtet."

Ich ging nun weiter.

Neben dem Kohlfelde war ein Gehege von Waldrosen, die mit ihren fünf Blättern in sanftem Roth und mit den Staubtheilen in lieblichem Gelb zu hunderten blühten. Zwischen ihnen leuchtete an verschiedenen Stellen eine Zahl von Gartenrosen mit ihrem Farbenfeuer und der Pracht ihres Baues hervor. Ich ging vom Kohlfelde weg wieder auf einem Wiesengrunde weiter. Die Wiese war in einiger Entfernung zu meiner Linken von großen Ahornen gesäumt, die sich sachte aufwärts zogen. Manche Tanne streckte die starken, zackigen Äste zwischen ihnen hervor. Es kam mir endlich ein Wasser entgegen, das sich im Bette eines Baches, über Steine und dunkles Moos springend, dem Wege näherte, wie es bei uns die Waldwässer thun. Manche Erle stand neben dem Bache, manches Gebüsch von Weiden, und dann waren auch Äpfelbäume, Kirschbäume und Birnbäume da mit starken, weit auseinander gehenden Kronen. Alle diese

Bäume breiteten sich auf dem Grunde immer mehr aus, so daß ich endlich durch ein Wäldchen ging, in dem ich auch Linden, Ulmen und Föhren gewahrte. Jenseits des Wäldchens grünte ein schönes Feld mit Weizen, an dem eine Planke dahin lief. Dann waren glänzende Wiesen, sanft hinan steigend, auf denen Gruppen von Gesträuchen und Bäumen standen, und auf denen man das Berggestein gesammelt und auf einzelne Stellen zusammengebracht hatte, um die nun seltsame Gesträuche und Erdbeeren und andere Beeren und Ranken sproßten. An die Wiesen grenzten wieder Felder mit verschiedenem Getreide und manchem Baume an ihrem Rande. Und endlich war ein ländliches Haus, das bestimmt war, das Heu der Wiesen und die Frucht der Felder aufzunehmen. An dem Hause waren Gärtchen mit Gemüse und den mannigfaltigen Gartenblumen der Gegend. Vor dem Hause spielten rothwangige Kinder, und auf einer der Wiesen sah ich Männer mit Mähen beschäftigt. Oberhalb des Anwesens, wo eine Wiese schon steiler hinan stieg und in eine Hutweide überging, begann ein Wald. Zuerst war ein Gemisch von großen und kleinen Birken, Föhren und Zitterpappeln, dann folgten Tannen, Fichten, Buchen, Eichen und Ahorne. Der steinige Boden hob sich immer mehr. Als ich auf dem Fahrwege, der unter den Bäumen hinein ging, fortschritt, und hie und da steile Granitrippen jenseits des Baches durch das Grün zu mir herüber schimmern sah, war es mir, als sei ich gar nicht in dem Lande heraußen, sondern als ginge ich bei uns in einem unserer schönen Waldtheile, und der Weg, auf dem ich war, sei der Waldweg, auf dem man Holz oder Waldheu oder Steine zum Bauen herab führen könne. Ich setzte mich ein Weilchen auf einen Granitblock, der zufällig neben dem Wege lag, und ging

dann wieder weiter empor, und hörte das Rauschen des Baches, der, je höher ich kam, desto lebendiger tönte. Und wenn mir eine Gebüschwand sein Rauschen dämpfte, vernahm ich deutlicher wieder das unzähligstimmige Singen und Zwitschern der Vögel, welche in den Zweigen waren. Ich verfolgte stets die Richtung nach aufwärts, obwohl auch Wege seitwärts gingen. Der Berg hob sich jäher, der Bach wurde kleiner, aber hüpfender, eine Felswand, die sehr ernste Flächen und Giebel hatte, und welche ich aus meiner Jugendzeit, da ich öfter in dieser Gegend gewesen war, kannte, erhob sich, und die Bäume wurden stets zackiger und mächtiger. Ich ging lange an der Wand dahin. Der Weg, der zwei Geleise hatte, endigte zuletzt, und ging in einen Fußpfad über, der treppenartig in dem Gesteine in Windungen empor stieg. Ich verfolgte ihn, bis ich endlich auf der Schneide des Berges stand. Ich sah über die Waldlehne jenseits derselben in das Thal hinunter, in welchem ein Bach ging, Wiesenflecke sichtbar wurden, und eine kleine Mühle ihr Dach im Gebüsche zeigte. Weiterhin gingen wieder bebuschte Anhöhen empor, Felder konnten auf ihnen gesehen werden, und hie und da war ein Haus. Dann zogen sich niedere Hügel hinaus. Und endlich waren Meierhöfe zerstreut, Felder und Wiesen glänzten, und Dörfer und Kirchthürme waren zu erblicken.

Neben mir standen die Trümmer eines alten Thurmes, der in das Granitgestein gebaut war, als wäre er mit ihm verwachsen. Die Leute sagten, der Thurm sei der Überrest des braunen Schlosses, in welchem vor uralten Zeiten die Vorfahren des Fürsten, die Ritter von Braunenberg, in Wäldesmitte gehaust haben. Braun konnte das Schloß wohl geheißen haben, wenn es so war, wie der Thurm, das letzte Überbleibsel desselben. Die

Steine, aus denen er gebaut war, und die hie und da eine ungeheure Größe hatten, glänzten in so gesättigter brauner Farbe, als wären sie mit jener Theerflüssigkeit, die die Waldbewohner aus allerlei pechreichen Hölzern zum Schmieren ihrer Wagenachsen bereiten, dünn überzogen worden. An den Seiten des Thurmes war noch allerlei Getrümmer, das zum kleinsten Theile offen lag, zum größten überwachsen war. Sonst war keine Spur einstiger Bewohntheit. Ich ging in das Innere des Thurmes. Da war Alles leer. Eine Seite desselben fehlte ganz, und bestand nur aus ungeschlachtem Hügelwerke, die zwei andern waren staffelartig angehend wie die Saiten einer Harfe, und nur die vierte Wand war ganz. Aber an ihrem Ende lag in einer Ecke Schutt bis zu ihrem Rande empor. Sonst war unebener Rasen, wo einst geglätteter Steinfußboden gewesen sein mochte. Manches zarte Ruthengewächs hob die goldgrün glänzenden Zweige von dem Braun der Mauerwände ab. In dem emporstrebenden Schutte waren Steine und Trümmer zerstreut, die eine zwar ungleichmäßige, aber nicht unbequeme Treppe bildeten. Ich stieg auf derselben empor. Da ich an dem Rande der Thurmmauer angekommen war, sah ich, daß dort der Schutt eine ebene Fläche habe, deren Brustwehr die Thurmmauer war, und an deren Grenze Steine herum lagen, auf welche man sich setzen konnte. Ich erinnerte mich nicht, ob in den Zeiten meiner Jugend der Schutt sich schon an der Mauer befunden habe, und auf ihm die Treppe gewesen sei; aber das wußte ich gewiß, daß ich nie an dem oberen Mauerrande gestanden war; denn das hätte ich nicht vergessen, was ich hier sah. In Weite und Breite ging das schöne Land von mir hinaus. Nicht nur sah ich im Mittage und Abende die blauen und immer blaueren Bänder

des großen Waldes am Himmel dahin gehen, sondern in Morgen und Mitternacht sah ich Hügel und Lehnen und Ebenen und Felder und Wiesen und Wäldchen und Gehöfte und Dörfer und Ortschaften und Silberspiegel von Teichen im Dufte dahin ziehen, bis wo etwa sogar die Gefilde der Stadt Prag sein mochten. Der Berg, auf dem ich stand, war eben nicht sehr hoch; aber er war der letzte, den der Wald gegen die Ebene hinausgeschoben hatte, und hatte keinen gleichen um sich. Ich stand länger auf dem Platze, als ich mir gedacht hatte, und konnte mich nicht satt sehen. Das erkannte ich jetzt deutlich, daß der Schutt zu einer Treppe und zu einer Ausschau hergerichtet worden sei, obgleich Alles den Anschein hatte, als sei es immer so gewesen.

Ich stieg endlich von meinem Standorte nieder, weil meine Zeit zu Ende zu gehen drohte. Ich wendete mich von dem Thurme rechts, und wandelte auf der Schneide des Waldes dahin. Es war da ein Fahrweg, auf dem man mit einem Wagen zum Thurme gelangen konnte. Das Joch des Waldes ging sanft dahin. Ich sah öfter zwischen Baumlücken in das bebaute Land hinaus. Nach einiger Zeit schlug ich einen Seitenweg in der Richtung gegen den braunen Hof ein. Ich ging durch Nadelwald, Buchenbestände, an sehr schönen, großen Kirschbäumen vorüber, und kam auf eine Wiese mit einer Einhegung von Rosen und Hollunder. Dann waren wieder Baumabtheilungen, Ahorne, Birken, Tannen, Linden. Dann kam wieder eine Wiese mit einem klaren Teiche, an dem eine Wucht von Lilien stand. Dann ging ein Abhang sanft hinunter mit zerstreuten Waldbäumen und Fruchtbäumen. Dann waren wieder Felder mit Saaten. Ein Bach floß gegen den braunen Hof hin. Durch eine Lichtung sah der Wald, der im Mittage von Pirling ist, mit den

Trümmern seines Waldschlosses dämmerig herein, daß man meinte, man könne, wenn man in dem Garten immer fort gehe, endlich zu dem Walde gelangen, der Wald gehöre zu dem Garten, und der Garten sei ungeheuer groß. Der schöne Wald, in welchem mein Wohnort liegt, in welchem Orte und Häuser liegen, die Leute beherbergen, die mir theuer sind, ist so herein bezogen worden, daß man ihn bald hier, bald da erblickt, daß sein Blau über dem Grün der Bäume dahin zieht, daß er sich in Einbiegungen sanft erhebt, und daß man sich mit ihm verbunden wähnt, wenn er auch weit entfernt ist, und Felder und Gelände und Ortschaften dazwischen liegen. Ich wendete mich von den Feldern wieder links gegen Gebüsche. Dort traf ich neuerdings einen Fahrweg an, und ging auf ihm fort. Über einen mächtigen Hang zogen sich tiefschattend ungeheure Eichen hinunter, welche ihre mannsdicken, weitgreifenden Äste oberhalb des äußerst breiten Weges verschränkten, den sie säumten, und der gegen sie doch sehr schmal erschien. Sie standen tief hinter einander, gleichsam einen Wald bildend, und säumten doch den weithingehenden Weg, so daß sie mich, obwohl in einem weit großartigeren Maßstabe, an die Lindenallee erinnerten, die in des Kaufherrn Emerich Waldons Garten stand, und in der der arme Eustachius mit der armen Christine gegangen ist. Ich wandelte in tiefem Ernste unter diesen Stämmen dahin, zwischen denen dunkler, dichter, kurzer Rasen war, und die immer fortgingen, daß es einen schauernden Eindruck machte. Endlich gelangte ich aus dem finstern Schatten auf eine kleine Waldwiese hinaus, die von Eichen, Tannen, Fichten, Lärchen und Ahornen umstanden war, und an deren entgegengesetztem Ende ich ein Försterhaus erblickte, wie das schöne, nicht nachgebildete, sondern wirkliche Hirschgeweih an dem Giebel des

flachen Daches anzeigte. Ich ging auf das Haus zu. Eine junge Frau trat in die Thür desselben, nach mir auszusehen. Ich bat sie um ein Glas des klaren Wassers, das aus einem Ständer in eine Kufe vor dem Hause floß. Sie holte ein Glas, ließ es mit Wasser voll rinnen, und reichte es mir. Sie sagte, wenn ich im Herbste käme, würde sie mir auch Obst geben. Jetzt habe sie Milch. Wenn ich eine wolle, möchte ich es sagen. Ich dankte ihr und sagte, daß ich durch das Wasser schon erquickt sei, und daß ich mein Mittagmahl erst später einnehmen werde. Ich reichte ihr das leere Glas, dankte noch einmal, und verabschiedete mich. Sie blieb unter der Thür stehen, um mir, da ich fort ging, nachzusehen. Ich suchte nun die kürzeste Linie nach dem Schlosse zu gewinnen, da ich merkte, daß ich einen großen Umweg gemacht habe. Als ich einen Weg gefunden hatte, der mich aus dem Walde bringen sollte, ging seitwärts über eine Blöße auf einem Fußwege ein Mann gegen mich zu, der grün gekleidet war, einen grauen Hut trug, und dem ein großer, weißer Hund folgte. Als der Mann zu mir herzu gekommen war, erkannte ich, daß es der Fürst sei, und grüßte ihn ehrerbietig.

„Seid mir herzlich willkommen, Herr Doctor," sagte er, „seid ihr auch einmal zu uns heraus gekommen. Wir müßten das Unglück haben, krank zu werden, um euch einmal zu sehen, und das hat sich noch nicht zugetragen."

„Und es möge immer entfernt bleiben, durchlauchtiger Fürst," antwortete ich. „Mein Beruf läßt mir wenig Zeit, irgendwohin zu gehen, oder etwas zu betrachten, oder jemanden zu besuchen, wenn es eine längere Weile in Anspruch nimmt. So habe ich diesen Garten heute zum ersten Male gesehen, obwohl ich schon viel von ihm gehört habe."

„Und hat er euer Wohlgefallen gefunden?“ fragte der Fürst:

„Er hat es gefunden,“ antwortete ich, „er hat viel mehr als Wohlgefallen gefunden. Es war so wie von einem Buche, oder von einem schönen Hause, oder von einer Stadt, oder von Musik, oder von einem Gebirge.“

„Sagt, von einem Kunstwerke,“ erwiederte der Fürst.

„Es mag so sein,“ entgegnete ich, „aber ich weiß es noch nicht. Ich werde es wissen, wenn ich öfter komme.“

„So wird es auch sein,“ antwortete er.

„Ein Garten ist es nicht, wie die Leute einen Garten nennen,“ sagte ich.

„Es ist kein Gemüsegarten, es ist kein Obstgarten, es ist kein Garten mit Laubgängen, geschornen Hecken, grünen Wänden, Springbrunnen und Bildsäulen,“ antwortete der Fürst, „der Gedanke, der hier leitete, ist ein anderer gewesen. Ein Nutzgarten ist eigentlich nur ein Feld oder eine Baumpflanzung anderer Art. Von dem ist hier nicht die Rede, sondern von einem Lustgarten. Wenn sich einer ein Haus baut, das außer der Wohnlichkeit auch schön sein soll, und wenn er an dem Hause einen Theil Grundes hat, den er nicht zum Lebensunterhalte braucht, so verwandelt er ihn in einen Lustgarten, der auch schön sein soll. Und da sind in den Zeiten her verschiedene Bräuche für Häuser und Gärten gewesen, und der Brauch ist oft befolgt worden, ob der Garten mit der Gegend in Einigung oder Widerspruch sei. Das Landhaus muß mit dem Lande zusammenstimmen. Ein anderes gehört zu dem Walde, ein anderes zu dem zackigen Felsgebirge, ein anderes zu dem öden Steinlande, ein anderes zu gedehnten Erdrücken, ein anderes zu Getreidehügeln,

ein anderes zur Ebene, zur Haide, zur Steppe. Und so ist es auch mit dem Garten. Außer dem Gebräuchlichen sucht Mancher auch seine eigenen Gedanken im Garten zur Ausführung zu bringen. Und ist er ein Freund der Künste, die dem Menschen zur Verherrlichung des Lebens gegeben sind, so sucht er die Seele, die in den Künsten wohnt, zur Darstellung zu bringen. Wie der braune Hof zu dem Walde, der doch hier eigentlich beginnt, immer in Eintracht stand, so sollte der Garten zu Hof und Wald in Eintracht stehen. Ein Lustgarten muß die Schönheit, welche die Gegend, in der er ist, überhaupt hat, zu der allerschönsten Gestaltung bringen, wodurch die Annehmlichkeit, die die Gegend gibt, zur Vollendung geführt wird. Darum kann nur in der schönsten Landschaft der schönste Garten sein, darum ist in der gestaltarmen Ebene ein mittelmäßiger schön, ein sehr schöner eher peinigend. Ich kam auf eine seltsame Art zur Klärung der Gedanken, die ich hier ausgesprochen habe. Ich besuchte einmal einen Freund in Mähren. Sein Schloß liegt in einer nicht eben reizenden, doch aber auch nicht unschönen Gegend. Als ich gegen dasselbe hin fuhr, wurde es um mich immer schöner, so daß ich zuletzt, als ich in dem Hause angekommen war, eine sehr angenehme Empfindung hatte. Dies war in früheren Zeiten nicht der Fall gewesen. Ich äußerte mich einmal bei einer Gelegenheit zu meinem Freunde darüber. Er war erfreut, und antwortete, er habe gewartet, ob ich etwas sagen werde. Und nun erzählte er mir, es sei einmal ein Mann in die Nähe gekommen, der sehr schön mit dem Schwarzstifte und mit Farben Landschaften um sich zeichnete. Er verschönerte aber die Landschaft immer mehr, bis sie endlich zwar dieselbe blieb, aber doch eine weit schönere wurde. So that er auch mit der Umgebung des Schlosses. Auch

machte er sehr zierliche Mappen von Landschaften, wie man Mappen von Ländern hat. Mein Freund ging zu dem Manne, weil derselbe solche Dinge verkaufte, und ließ sich die Blätter zeigen. Er sagte endlich, er wolle das, was hier gezeichnet ist, in der Wirklichkeit ausführen lassen. Der Mann antwortete, er wolle ihm die Zeichnungen noch einmal und dazu viel ausgedehntere Mappen machen. So ward es beschlossen, und in nicht langer Zeit waren die Zeichnungen und die Mappen fertig. Der Mann sagte, von der Ausführung verstehe er nichts, und er habe auch keine Zeit, länger hier zu bleiben. Er ging fort, und mein Freund führte mit Hilfe vieler Menschen aus, was auf dem Papiere war. Darnach kam einmal der Mann wieder, besah alles, und zeigte eine kindliche Freude. Mein Freund legte mir die Zeichnungen vor. Sie waren außerordentlich schön. Ich trug sie in meinen Gedanken von dem Schlosse fort. Endlich schrieb ich meinem Freunde um den Aufenthaltsort des Mannes, ich wolle die Umgebung des braunen Schlosses auch so gestalten lassen. Er schrieb mir den Aufenthaltsort, ich reiste zu dem Manne, machte ihm den Vorschlag, er kam hieher, und verfertigte die Zeichnungen und Mappen. Und wie er vor der Ausführung von meinem Freunde fortgegangen war, so ging er auch von mir vor der Ausführung fort. Ich mußte allein mit Leuten, die ich nahm, die Sache ins Werk setzen; und wie er zu meinem Freunde nach der Ausführung gekommen war, so kam er auch zu mir nach meiner Ausführung. Er sah Alles genau an, und hatte eine große Freude. So ist dieser Garten entstanden."

„Es gibt seltsame Gaben," sagte ich. „Und darum hat der Garten auch keine Begrenzung."

„Er kann keine haben," antwortete der Fürst.

„Und daher stammen auch die verschiedenen Urtheile," sagte ich.

„Mehrere meinen," antwortete der Fürst, „es sei nicht viel geschehen, andere sagen, es sei sehr viel umgeändert worden; aber es sei alles gar nicht anders als natürlich, und wie es immer um den braunen Hof gewesen ist, und wie es gegen den Wald hinein ist. Die Zahl dieser beiden Arten der Beurtheiler ist die größte. Wir haben die Bemerkung gemacht, daß solche, die sich über die bloße Natürlichkeit ausgesprochen haben, öfter kommen, und immer wieder kommen, durch den Wald zu dem Thurme hinauf steigen, und in einer andern Richtung wieder herab gehen. Es ist wie mit einem Kunstwerke, von dem Menschen sagen, es sei gar kein Kunstwerk, sondern nur natürlich, und zu dem sie immer wieder gehen, es anzuschauen. Durch ihre Handlung sprechen sie das größte Lob aus. Dann sind wenige, die dem Garten großen Beifall geben; aber diese sagen, es sei kein Garten. Nun, das ist ein Namen, und sie mögen das Ding anders nennen."

Unter diesen Gesprächen waren wir von dem Walde auf die Wiese hinaus gekommen, die hinter dem Schlosse ist, und sahen das Gebäude vor uns liegen.

Wir gingen auf dasselbe zu.

Als wir dort angekommen waren, sagte der Fürst: „Wollt ihr nicht die Zeichnungen besehen, die zu den Anlagen gemacht worden sind? Der Künstler hat Alles zweimal gemacht, eines zur Ausführung, und eines für seine Sammelmappe. Und wollt ihr uns nicht überhaupt einen Besuch gönnen? Die Fürstin würde sich freuen."

„Es wäre eine Ehre für mich, durchlauchtiger Fürst," ant-

wortete ich, „aber ich bin zu einer kranken Frau herausgerufen worden, und habe ihr eine Arzenei gereicht, deren Wirkung ich hier abwarten wollte. Die Zeit ist bald vorüber.“

„So sprecht ein anderes Mal bei uns ein, wenn ihr wieder zu der Kranken kommt, oder erfreut uns mit einem eigenen Besuche,“ sagte der Fürst.

„Ich werde der Einladung folgen,“ antwortete ich.

Dann verabschiedeten wir uns.

Er ging in das Schloß, ich ließ die Pferde herausführen und anspannen, und fuhr zu der Kranken. Die erwartete Wirkung war eingetreten. Ich gab wieder Arzenei, ordnete das Verhalten an, sagte, ich werde morgen wieder kommen, und fuhr dann unserem Walde zu.

Ich fuhr noch zehnmal zu der Kranken hinaus, konnte aber nie mehr den Garten besehen, und nie das Schloß besuchen.

Die Kranke genas, und ihr Gatte kam einmal zu mir in unser Haus, mir für ihre Rettung zu danken.

Gegen den Herbst erlebte ich etwas anderes, was mir Freude machte. Die Gemeinde Thal ob Pirling faßte den Beschluß, mit der ordnungsmäßigen Herstellung der Wege zu beginnen.

So wie Murhard öfter Steine auf seinem Wagen geführt hatte, hatten später auch andere gethan. Ich hatte unsern Nachbar Allerb bei diesem Geschäfte gesehen, dann den Friedmaier und Katerniner an dem Mitterwege, den Erlebauer auf dem Wege gegen Thal ob Pirling herein, den Schmied im Thaugrunde auf dem Wege des Thaugrundes, den Knecht des Herrenwirthes, den Knecht des Färbers, den Bauer Dofer, dessen zwei Knaben ich von den rothen Flecken geheilt hatte, an seinen Feldern, den Mörichbauer ebenfalls an seinen Feldern. Hadmar

Kunter, der Maurermeister, führte einen langstieligen Hammer auf seinem Wagen mit, und wenn er Steine in eine Vertiefung gelegt hatte, verstopfte er ihre Fugen nicht mit Rasen, wie einige thaten, oder legte nicht lose, kleine Steinchen in sie, wie andere pflegten, sondern er verkeilte dieselben mit Steinen durch Hammerschläge wie an Steinmauern, welches Geschäft er mit besonderem Vergnügen zu verrichten schien. Der Grundmüller hatte den Weg zu seinen Feldern vollständig neu zu machen begonnen. Der Weg zur Röthelmühle war ohne Mangel, eben so der des Vaters, und von Innocenz vom Bauerngute gegen die Felder.

Auf diese Weise hatte die Sache Freunde in der Gemeinde und in fremden Gemeinden gewonnen.

Als daher der Obrist die Angelegenheit wieder vor den Rath brachte, wurde nach einigen Verzögerungen und Besprechungen ihre Ausführung beschlossen.

Der Obrist und ich schossen einiges Geld vor, welches man verlangte.

Dann wurden fünf Männer gewählt, darunter der Obrist, welche die Wege untersuchen, und einen Antrag über die Art der Arbeiten machen sollten.

Der Obrist sprach früher mit mir, und fragte mich um meine Meinung. Ich antwortete ihm, daß vor Allem die Erweiterung der Wege an vielen Stellen nothwendig sei. Ich habe selber oft auf eine Wiese oder auf ein Feld hinaus fahren müssen, um einem begegnenden Wagen auszuweichen, und wo wir nicht seitwärts konnten, haben wir nicht selten vor einem beladenen Wagen unser Wägelchen zurückschieben müssen. Auch könnten aus erweiterten Wegen mit der Zeit am leichtesten Straßen werden. Ich war im Stande, dem Obrist sogleich mehrere solche

Stellen zu nennen, und versprach ihm, die andern, so wie überhaupt Erfahrungen aus meinen Fahrten aufzuschreiben.

Als die Untersuchung der Wege vollendet war, wurde wirklich mit der Erweiterung derselben begonnen.

Viele Menschen legten selber Hand an, oder stellten Taglöhner oder Knechte, und schickten zeitweise ihre Fuhrwerke zur Hilfe. Ich ließ öfter den Knecht Kajetan mitarbeiten, oder sendete Taglöhner, und wenn es sein konnte, miethete ich zwei ältere Pferde unseres Vetters, des Wirthes am Rothberge, und ließ sie Zugfrohne thun. Mein Bruder Kaspar leitete da selber gerne die Pferde, und hatte seine Freude an der Sache.

Der Obrist stellte Leute, und reiste dann auf eine Zeit nach Wien.

Da diese Dinge im Gange waren, kam ein Unglück in unser Haus, ein Unglück, das ich zeitlebens als solches benennen und beklagen werde. Mein Bruder Kaspar erkühlte sich beim Forellenfange, und wurde krank. Das Übel war gleich anfangs heftig, und ich hegte Besorgnisse. Ich gab ihm Arzenei, ich ließ ihm Auflagen machen, und ordnete an, was sonst mit ihm zu geschehen habe. Wenn ich zu Hause sein konnte, war ich bei ihm, beobachtete ihn, und nahm Bücher und Schriften zu mir, um in ihnen nachzusehen, ob ich etwas fände, das mir Anhalte geben könnte, mein Urtheil zu ordnen, ob es richtig sei, oder ob ich etwas zu verbessern habe. Anna und der Vater unterstützten mich in Allem. Anna kam gar nicht aus den Kleidern, der Vater entkleidete sich nur, und legte sich zur Ruhe, wenn ich es ausdrücklich als Arzt verlangte. Anna und ich wechselten im Nachtwachen ab, oder vielmehr, wenn ich wachte, so wachte sie in ihrem Bette, und kam oft auf eine unbedeutende Bewegung von mir herbei.

Ich zwang mich zuweilen mit meinem Willen aus Pflicht, zu schlafen, um mich nicht zu sehr zu schwächen. Der hochwürdige Pfarrer von Pirling kam öfter herüber, und tröstete den Kranken, und reichte ihm die heiligen Sakramente. Mein Urtheil über die Krankheit bestätigten die Bücher und Schriften, und ich fand in ihnen, was ich mir gedacht hatte. Als Kaspar fühlte, daß es mit ihm übel sei, verlangte er, seinen letzten Willen zu sagen. Wir, nämlich der Pfarrer von Pirling, der Nachbar Allerb, der Prägbauer und sein Sohn Innocenz, welche zwei letzteren er ausdrücklich verlangt hatte, der Vater, ich und Anna gingen zu ihm in sein Stüblein in der Sölde, welches er sich in der letzten Zeit recht schön hergerichtet hatte, und setzten uns zu seinem Bette. Da er uns eine Weile angeschaut hatte, sagte er, daß er mich zu seinem Erben einsetze, aber ich möchte Anna nicht vergessen.

„Nein, lieber Bruder, ich vergesse Anna niemals," sagte ich.

Er nickte, und ward ruhiger. Ich entfernte die Leute sogleich wieder von dem Bette und aus der Stube. Er blieb ruhig und bei Sinnen bis am nächsten Tage um zwölf Uhr. Da starb er nach einem kurzen und schwachen Todeskampfe. Am Morgen des zweiten Tages darauf wurde er begraben. Seine Krankheit hatte dreizehn Tage gedauert. Wir trösteten nun eines das andere. Anna ließ das Bett, welches sie sich im Nebenstüblein des Krankenzimmers hatte aufschlagen lassen, forttragen, ich räumte alle Sachen, die ich für mich in das Krankengemach besorgt hatte, weg. Dann ließen wir alles, wie es gewesen war, und sperrten die Wohnung Kaspars zu.

So vergingen fünf Tage. Da erkrankte Anna. Sie erkrankte an demselben Übel, an dem Kaspar gestorben war. Die Hitze und die Erregung der Nerven zeigte sich auch gleich anfangs so

heftig, wie bei Kaspar. Ich erschrack sehr, und sandte sogleich den Knecht Kajetan in die Stadt Budweis, er möge mit frischen Pferden, wo er sie immer auf dem Wege bekomme, fahren, was er könne, und mir den Stadtdoctor bringen, daß er mir beistehe. Ich gab ihm einen Brief mit. Gegen den Morgen kam er mit dem Arzte. Er hatte hin und zurück dreimal die Pferde gewechselt. Der Arzt untersuchte die Kranke. Wir berathschlagten dann, und er blieb zwei Tage. Sein Urtheil war wie das meinige. Die Gefahr zeige sich sehr groß. Wir kamen darin überein, wie die Kranke zu behandeln sei, und was gethan werden solle, wenn Erscheinungen kommen, die wir vermutheten. Ich bat ihn, da er fort fuhr, wieder zu kommen. Er sagte es auf den vierten Tag zu, und er werde mit Stadtpferden kommen. Die vier Tage vergingen, und die Krankheit nahm den Verlauf, den sie gleich anfangs gezeigt hatte, dem Tode zu. Am Abende des vierten Tages kam der Stadtarzt. Er untersuchte die Kranke wieder, er befragte mich, was in der Zwischenzeit geschehen ist, und ließ sich von mir erzählen, was ich ohne Befragen sagen wollte. Hierauf zeigte er sich mit meinem Verfahren und mit meiner Meinung einverstanden, und sagte, daß wohl kaum auf Rettung zu hoffen sei. Er blieb in der Nacht da, und fuhr des andern Morgens fort. Auf meine Bitte versprach er, nach jedem vierten Tage auf eine Nacht zu kommen. Anna war sehr ergeben, und dankte mit den Augen für alles Gute, das ihr erwiesen wurde, selbst wenn sie im Irrereden war. Der Vater wurde blaß und hager in der Sorge. Die Mägde thaten alles, was in ihren Kräften war und die Knechte zeigten sich bereit zu jedem Dienste, der etwa nothwendig werden könnte. Der Herr Pfarrer und auch sein Aushilfspriester kamen oft zu ihr heraus, und reichten ihr die

letzten Tröstungen der Religion. Die Nachbarn nahmen großen Antheil. Da der Arzt noch zweimal gekommen war, starb sie sanft und geduldig.

Das Maß war noch nicht voll. Gleich nach der Beerdigung Anna's mußte sich der Vater in das Bett legen. Er bekam die nämliche Krankheit. Mich befiel eine ungeheure Furcht. Wenn die Krankheit bei ihm gleich nicht so heftig auftrat, wie bei den zwei jüngeren, so war sie doch zerstörend, und obwohl der Arzt von Budweis sehr fleißig kam, und obwohl ich auch noch einen dritten Arzt aus der entfernten Stadt Linz hatte rufen lassen, so konnte ihn unsere Mühe nicht retten, und er starb, nachdem er in der letzten Zeit seiner Sinne wieder mächtig geworden war, von mir, unsern zwei nächsten Nachbarn, und von dem Gemeindevorsteher, den er eigens hatte holen lassen, Abschied genommen, und sich mit seinem lieben Gotte versöhnt hatte. Er wurde an der Seite seiner Gattin und nicht weit von seinen zwei Kindern begraben.

Ich hätte mich nun, wie ich erschöpft war, und mein ganzes Wesen nicht mehr empfand, am liebsten niedergelegt, und wäre mit großen Freuden gestorben.

Aber ich mußte zu meinen Kranken, und da ihre Zahl immer wuchs, mußte ich viel herum fahren. Als mehrere Nächte vergangen waren, und der Schlaf meine Augen doch besucht hatte, und als ich wieder stärker geworden war, sah ich, daß es meine Pflicht sei, nicht zu sterben; aber ich meinte, ich müsse mir die Augen aus dem Kopfe weinen, daß das gekommen ist.

Manche Menschen aus der Nachbarschaft gingen zu mir, mich zu trösten.

Auch Innocenz kam. Er sah so verfallen aus, daß ich ihn

kaum erkannte. Er konnte, da er vor mir stand, gar nicht sprechen. Wir reichten uns die Hände, drückten sie, und er ging wieder fort.

Als einmal ein sehr heiterer Spätherbsttag war, und ich etwas Muße hatte, ging ich in das Birkenreut hinauf, zu der Stelle, wo mich der Obrist gefunden hatte, als das Band zwischen mir und Margarita zerrissen war. Ich weiß nicht, warum ich zu dieser Stelle ging, ich weiß auch nicht mehr, was ich dort that. Aber ich blieb lange dort, und ging erst gegen den Untergang der Sonne nach Hause.

Nach ein paar Tagen kam trotz der kühlen Luft in seinem weißen Leinenrocke und mit Holzschuhen der Bettler Tobias zu mir. Er wollte mit mir sprechen. Ich ließ ihn in die große Stube kommen, und wies ihm einen Platz an. Da sprach er: „Ich bin sehr weit hinten im Gestocke gewesen, und da habe ich gehört, daß euch alle eure Angehörigen gestorben sind, und daß ihnen alle Doctoren nicht haben helfen können, und da bin ich gekommen, euch trösten zu helfen."

„Ich danke dir recht von Herzen, guter Tobias," sagte ich, indem ich ihm die Hand reichte.

„Er ist ein sehr guter Mann gewesen, der Eberhard," entgegnete er, nachdem er meine Hand losgelassen hatte, „und ein sehr rechtschaffener Mann, er hat erlaubt, daß ich ihn zuweilen Du nennen durfte, und Kaspar ist auch recht gut gewesen, und Anna ist gut gewesen, und ihr seid auch gut, Herr Doctor."

„Sie sind alle besser gewesen, als ich bin," sagte ich.

„Und wenn ich kam, hatte ich meinen Platz in der Sölde, und sie sind sehr freundlich mit mir gewesen," sagte er.

„Du sollst deinen Platz in der Sölde nicht verlieren, Tobias,"

antwortete ich, „ich werde dir ein Kämmerlein zurecht richten, in welchem du schlafen sollst, und in welchem du Speise und Trank erhalten sollst, so lange es dir gefällig ist, bei mir zu bleiben."

„Es ist nicht dessentwegen," sagte er, „ich bin nicht dessentwegen gekommen. Ich habe es gewußt, wenn ich jetzt nicht gekommen wäre, und wenn ich später gekommen wäre, so hätte ich einen Platz und Nahrung bekommen, weil ihr mich geheilt habt. Und ich kann nicht lange da bleiben, weil ich auch zu andern Leuten muß. Ich bin gekommen, daß ich in der großen Stube, in der er so freundlich gewesen ist, um ihn weine."

Und da er diese Worte sagte, brachen ihm die Thränen hervor, und seine Lippen zitterten.

Ich fühlte auch die heißen Tropfen in meine Augen steigen, ich sagte nichts, und saß bei dem Bettler an dem Tische, und weinte mit ihm.

Nach einer Weile sagte er: „In dieser Stube ist er gewesen, da ihr noch nicht geboren waret, und da ihr ein Kind waret, und da ihr in der großen Stadt Prag waret, und der Kaspar ist in der Stube gewesen, und die Anna ist aus und ein gegangen, da sie eure Mutter in dem Kirchhofe von Pirling begraben hatten, und ich habe ihn zuweilen Du nennen dürfen."

„Guter Tobias," entgegnete ich, „wenn es dir dieses Haus heimischer macht, und wenn du es lieber besuchst, wo du an ihn denkst, so nenne mich auch zuweilen Du."

„Ihr seid ein vornehmer Herr geworden," erwiederte er, „und habt seltsame Geräthe in eure Kammer gestellt, es schickt sich nicht. Weil ich euch aber auch Du geheißen habe, da ihr ein Kind waret, und da euch eure Mutter genährt hat, und da ihr mit den nackten Füßen in dem thauigen Grase herum gesprungen

seid, so könnte es schon sein, daß ich euch auch einmal Du nenne, wenn meine Gedanken irrig würden."

„Nicht wenn sie irrig würden, sondern auch zu anderer Zeit," sagte ich, „und wenn mein Vater länger gelebt hätte, wie er ja nach seinem Alter noch lange hätte leben können, und wenn er, weil du älter bist als er, darauf gesonnen hätte, dir noch manches andere zu geben als Nahrung und Obdach, wenn deine alten Tage hereinbrechen würden, so soll es dir nicht entgehen, weil er im Grabe liegt. Ich werde manches für deine Kleidung thun, und auch sonst für dich sorgen."

„Der Leinwandhändler Mathias Ferent in Pirling," entgegnete er, „läßt manchesmal einen Streifen Linnen für mich mitbleichen, und der Schneider Kund näht ihn, wenn er zugerichtet ist, mit starken Fäden zu einem Rocke zusammen. Ich darf diese Männer nicht zurücksetzen."

„Aber wenn du alt wirst," antwortete ich, „wenn deine Glieder mit dem Linnenrocke nicht mehr reichen, und wenn recht harte Winter erscheinen, so wäre ein Pelz schon wohlthuend, und auch dichte, warme Doppelwollstrümpfe in die Holzschuhe, und auch für die Hände etwas vom Fuchsbalg."

„Wenn einmal ein Pelz nothwendig sein sollte," erwiederte er, „wie ich gar nicht glaube, und ihr einmal aus den alten Fellen, die jetzt in euerm Wintermantel, mit dem ihr in dem Schlitten herum fahrt, neu sind, etwas für mich zusammenflicken lassen wollt, so werde ich es schon nehmen. Die Strümpfe habe ich von der Glashütte. Sie haben weiße und schwarze und braune und scheckige Schafe, und von allen nehmen sie grobe Wolle zu meinen Strümpfen, darum habe ich im Winter immer mischfarbige Strümpfe. Und an den Händen habe ich nie etwas

getragen. Mich friert da nie. Und dann muß ich ja den Stock in der Hand haben, und den Kindern und andern Leuten etwas mit ihm zeigen. Die Handschuhe kann ich nicht nehmen."

„Nun, wie du willst, Tobias," entgegnete ich, „ich werde dich schon zuweilen erinnern, ob du nicht dieses oder jenes brauchst, und du mußt mir antworten."

„Erinnert mich nur," sagte er.

Dann blieb er noch eine Weile in der Stube. Da er von derselben fort wollte, führte ich ihn in die Sölde, und gab ihm dort ein Stüblein, daß er nicht mehr in dem Heu schlafen dürfe; denn jetzt wohnte und schlief gar niemand mehr in der Sölde, und sie stand ganz leer.

Tobias blieb dieses Mal länger in dem Hause als sonst, und ging in und außer demselben herum.

Dann nahm er wieder den Stab, und wanderte weiter.

Nun kamen auch von ferneren Gegenden Leute zu mir, um mir ihre Theilnahme zu bezeigen. Mathias Ferent kam mit all' den Seinigen. Johannes Blach auch. Es kam zuweilen der Pfarrer von Pirling, und dreimal in kurzer Zeit der greise Pfarrer von der Sillerau. Es kamen Leute von Pirling: der Lehrer, der Krämer, der alte Bernsteiner, der Färber, der Tischler und andere. Paul Köfner kam und Gerhard Rohr und Hermann Löff und Wenzel Gladrub. Es kam der beinahe neunzigjährige Zimmermeister Agapitus Klanz mit seinem Sohne, es kam Mechthild Korban, die ich einmal geheilt hatte, die Haidelis, der Erlebauer mit seinem Weibe, und mehrere. Mir that es wohl, und ich schrieb mir die Namen derer, die gekommen waren, beinahe in das Herz.

Endlich kam der Christ. Er war in später Nacht gekommen,

und fuhr des andern Tages zu mir herunter. Ich lief zu dem Wagen hinaus, er stieg ab, und ich führte ihn in meine Kammer. Ich bot ihm einen Sitz an; er aber sagte: „Was ich zu sprechen habe, ist so ernst, daß es wenigstens zum Anfange stehend gesagt werden muß."

Ich willigte ein.

Er sah mir in die Augen.

Dann sprach er: „Ich habe nur zu sagen, theurer Mann: Es ist ein Gott in dem Himmel, und ihr habt Freunde auf der Erde."

Mehr konnte er nicht sprechen, es quollen ihm die Thränen aus den Augen, er breitete die Arme aus, und schloß mich an sein Herz. Wir zwei Männer schluchzten laut.

Nach einer Weile sagte ich: „Ihr dürft so reden nach den Heimsuchungen, die euch geworden sind, was Gott thut, ist wohlgethan, und euch lieben alle Menschen."

„Euch auch, Doctor," sagte er, „die Kinder in dem Walde, die Männer und Weiber, die Greise und Greisinnen, alle lieben euch. Und fern von dem Walde liebt euch auch noch so Mancher."

„Einer gewiß," sagte ich, „wenn er es wüßte."

„Er wird es wissen," entgegnete er, „er müßte nur in solcher Ferne sein, dahin euer Name nicht dringt. Einer aber ist hier, der euch liebt wie einen Sohn."

„Ihr, Obrist," sagte ich.

Und wir schlossen uns noch einmal in die Arme.

Dann führte er mich zu einem Sitze, und wir ließen uns nieder.

„Ich habe das, was euch getroffen hat, sehr spät erfahren," sagte der Obrist. „Die Nachricht kam in das Donauschloß des

Freiherrn von Tannberg, und er schrieb sie mir nach Wien. Margarita sagte: Vater, da mußt du morgen fortreisen. Es ist so, mein Kind, sagte ich, und wir packten schnell, ich machte gar keinen Besuch mehr, und fuhr des nächsten Morgens fort, und fuhr Tag und Nacht, bis ich hier war."

„Guter Mann," sagte ich, und reichte ihm die Hand.

„Meine Tochter Margarita," entgegnete er, „läßt euch durch mich sehr viele Grüße sagen. Sie ist tief betrübt."

„Ich bin in Alles, was geschehen ist, ergeben," sagte ich.

„Das ist die erste Stufe des Trostes," antwortete er, „die Ergebung. Dann kommt die zweite. Durch den Segen, der aus dem Schmerze in die Thaten fließt, kommt die Erwartung eines Heils, und das Heil erscheint in der Empfindung der Thaten."

„Wie oft habe ich an eure Worte gedacht, Obrist," entgegnete ich, „die ihr einmal gesagt habt: Gott brauchte einen Engel im Himmel, und einen guten Menschen auf Erden, darum mußte sie sterben."

„Es ist eine Reihe von Jahren seit dem Tode meiner Gattin verflossen," antwortete er, „und noch immer ist sie um mich. Ich sehe sie lächeln und beistimmen, wenn ich etwas beschließe, und selbst, wenn ich meiner Gesundheit nicht achte, höre ich ihre liebe, warnende Stimme. Jetzt habe ich Margarita, die ist wie ihre Mutter."

„Ihr habt ein Kind," sagte ich.

„Die irdische Liebe, Doctor," sprach er, „die ihr zu den Eurigen truget, hat nun aufgehört. Sie war eine Liebe in die Vergangenheit. Die Liebe der Eurigen zu euch ist nur in eine andere Welt gegangen, und umschwebt euch unsichtbar. Sie umschwebt euch desto sicherer, je mehr ihr in eurem Herzen wachset.

Das leere Haus wird sich wieder füllen, es werden solche um euch sein, die auch nach euch sein werden, und eure Liebe wird auf sie strömen. Das ist eine Liebe in die Zukunft, und sie ist viel tiefer als die Liebe in die Vergangenheit."

„Ihr wißt, daß das nicht geschehen wird," antwortete ich. „Ich werde fremde Menschen in mein Haus nehmen, werde gütig gegen sie sein, und sie werden mir Zuneigung schenken. Aber solche, die mir näher angehören, und auf die eine tiefe Liebe übergehen soll, werde ich nicht haben."

„Ihr werdet sie haben," sagte er, „weil ich manches von dem menschlichen Herzen und manches von den menschlichen Schicksalen kenne."

Ich berührte diesen Gegenstand nicht mehr.

Wir schwiegen eine Weile.

Dann sagte er: „Ihr habt gewiß etwas für eure Kranken zu richten, schiebt es nicht auf, und verlaßt mich, ich werde warten, bis ihr wieder zurückkommt. Oder ist eure ganze Zeit in Anspruch genommen, so sagt es, und ich fahre nach Hause. Ich hätte sollen Nachmittags kommen, wo ihr Muße habt; aber ich wollte nicht länger warten."

„Das ist recht lieb," sagte ich. „Meine ganze Zeit ist nicht in Anspruch genommen. Ich habe nur einiges zu ordnen, und wenn ihr warten wollt, so wird es bald vorüber sein."

„Ich werde warten," sagte er.

Ich ging nun in die Küche, ob Apollonia ihre Sachen richtig gemacht habe. Dann ging ich wieder in die Kammer, und richtete Arzneien zurecht, die ich brauchte, oder die geholt werden sollten. Dann schrieb ich noch einiges Nothwendige auf, und sagte zu dem Obrist: „Ich bin fertig."

„Es ist ein schöner Beruf, leidenden Menschen beistehen zu können," sagte er.

„Wenn es nur immer von Erfolg wäre," antwortete ich.

„Der Erfolg steht in Gottes Hand," sagte er, „wenn die Bedingungen für ihn nicht mehr da sind, kann er nicht eintreten."

„Wir können auch irren," entgegnete ich.

„Wenn man redlich strebt, den Irrthum hintanzuhalten, so fällt er uns nicht zur Last. Es ist nur einer, der nicht irrt," sagte er.

„Es mag so sein," sprach ich.

Dann sagte er: „Ist euer Weizen, den ihr im Herbste versucht habt, schön geworden?"

„Ich glaube," antwortete ich.

„Das habe ich mir gedacht," sagte er. „Ihr gabt da ein schönes Beispiel, das der Gegend nützen kann."

„Das erste Beispiel habt ihr gegeben, Obrist," entgegnete ich.

„Nun ja," antwortete er. „An den Wegen habt ihr auch schon fleißig fortgearbeitet."

„Die Arbeit ist noch immer im Gange," sagte ich.

„Wir werden erst in den nächsten Jahren die Wohlthat recht verspüren," entgegnete er. „Ist wegen der Sillerbrücke etwas von dem Amte herein gelangt?"

„Noch nicht," antwortete ich.

„Der Graf ist noch immer dagegen," sagte er; „aber er kann gegen eine so nothwendige Sache nichts bewirken, wenn wir nur nicht die Hände in den Schoß legen. Aber wie ist es mit euren Schafen? Sind sie schon angekommen?"

„Mein Vater hat sehr sehnlich auf sie gewartet, seit er das Gedeihen der Stücke bei euch gesehen hat; aber er sollte diese Freude nicht mehr erleben," antwortete ich. „In der letzten Zeit ist mir die Sache aus den Augen gekommen. Ich werde aber doch wieder um die Zusendung schreiben."

„Thut das," sagte er. „Die Rinderart, von der ihr mir mitgetheilt habt, und die vortrefflich gedeiht, sehe ich schon hie und da auf Weiden. Es wird ein wohlthätiger Anblick sein, wenn wir diese edle Art immer mehr in unsern Wäldern werden herum gehen sehen."

„Es kann so kommen," sagte ich.

„Ihr habt da in der lieblichen Biegung des Thales ein schönes Anwesen," entgegnete er, „das noch immer schöner werden wird. Es kann weithin auf andere wirken. Ihr habt auch manches wieder verbessert. Wollt ihr wohl die Güte haben, mich ein wenig in eurem Hause und seiner Angrenzung herum zu führen, wenn es eure Zeit erlaubt."

„Dazu ist schon die Zeit vorhanden," entgegnete ich.

Wir standen auf, gingen in die große Stube und von da in alle Räume des Hauses. Sie waren verödet. Dann gingen wir zu den Thieren. Meine zwei schwarzen Pferde hatten ihr Wachsen vollendet, und waren schlanke Thiere. Sie drehten die Köpfe gegen den Obrist, weil er sie immer gestreichelt, und ihnen jedesmal ein Stückchen Zucker gegeben hatte. Sie erhielten ihn auch jetzt, und er lobte sie sehr. Mich blickten sie an, daß mir war, als fragten sie um die andern im Hause. Kaspar hatte sich viel mit ihnen abgegeben. Bei den Rindern freuten den Obrist die steinernen Tröge, und es freute ihn die Reinlichkeit des Stalles und das gesunde Aussehen der Thiere. Den Eisbehälter nannte

er vortrefflich. Wir besuchten den Garten, die Hauswiese, das Hausfeld, dessen Weizen sehr schön war, und den Anger mit der Hausfichte. Er bemerkte alle Veränderungen, und billigte sie, besonders die vollkommene Glättung der Wiese.

Hierauf gingen wir wieder in die Stube.

Dort sagte er: „Ich habe euch heute recht viel Zeit genommen. Kommt recht bald, so bald es euch möglich ist, zu mir hinauf."

„Ich werde kommen," antwortete ich.

„Und nun lebet wohl," sprach er.

„Lebet wohl," antwortete ich.

Wir reichten uns die Hände. Ich begleitete ihn bis zu seinem Wagen. Er stieg ein, und fuhr auf dem Wege gegen Pirling hinunter.

Ich ging in das Haus, und es war mir jetzt wieder schwerer, da er fort war, als wäre noch eines gestorben.

Am andern Tage erhielt ich Briefe von der Familie von Tannberg, von dem Vater, von der Mutter, von den Töchtern und von der alten Frau.

Sie waren freundliche Trostbriefe, und freuten mich.

Ich ging an diesem Tage auch in das Haghaus hinauf. Ich habe später erfahren, daß der Obrist nach dem Besuche bei mir in dem Friedhofe von Pirling auf den Gräbern der Meinigen gewesen ist.

Meine nächsten Nachbarn machten sich jetzt öfter in unserm Hause etwas zu thun als sonst. Sie grüßten mich recht herzlich, wenn ich an einem Hause vorbei ging, oder in eines trat, und von den Hausthüren sahen mir manche lange nach, wenn ich so dahin ging, wie ich es bemerken konnte, wenn ich umblickte.

Meine Leute in dem Hause waren sehr theilnahmsvoll, sie verrichteten jede Arbeit mit der größten Bereitwilligkeit, widersprachen nie, und suchten mir dienstlich zu sein, wenn sie glaubten, mir etwas an den Augen absehen zu können.

Das Haus, welches bisher unser Haus gewesen war, ist nunmehr mein Haus, und ich muß mich daran gewöhnen, es mein Haus zu nennen.

Die Krankheit, an der mein Vater und Kaspar und Anna gestorben waren, breitete sich weiter aus. Unsere Fälle waren die ersten gewesen. Sie war wohl auch früher öfter vorgekommen, aber vereinzelt; jetzt wurde sie so herrschend, daß fast alle andern Übel verschwanden, und in dieses einzige übergingen. Sie war aber auch stärker und heftiger als sonst, besonders im Anfange. Es mußte etwas in der Luft oder im Wasser oder in der Nahrung oder in andern Dingen sein, das sie hervorrief. Kaspar wäre nach seiner Verkühlung nicht in sie verfallen, wenn ihre Ursache nicht schon allgemein vorhanden gewesen wäre. Und die andern wären ihm nicht so schnell nachgefolgt. Ich war außerordentlich in Anspruch genommen, und konnte zu gar nichts anderem mehr gelangen. Zu dem Obrist ging oder fuhr ich nicht mehr hinauf, auch ließ ich ihn bitten, er möge nicht zu mir kommen, eben so ging ich zu keinem anderen Menschen, außer im Krankenbesuche, um das Übel nicht in meinen Kleidern oder sonst wie dahin zu bringen; denn es zeigte sich, daß das Fieber der Nerven, in dem die Seuche besonders hervor trat, sehr ansteckend wirkte. Ich kaufte mir noch ein Pferd und einen leichten Wagen, weil ich sonst die Sache nicht hätte bewältigen können. In Thal ob Pirling bei meinen nächsten Nachbarn war das Übel besonders eingewurzelt. Und jetzt zeigte sich die Wohl-

that eines Eisraumes. Beständig waren Leute zwischen den Häusern von Thal ob Virling und meinem Hause auf dem Wege, um Eis, das ich verordnete, zu den Ihrigen zu bringen. Ich verwendete alle meine Kräfte ganz allein für die Krankheit, und hatte gar keinen andern Gedanken mehr als an sie. Und als sie auf ihrem Gipfel war, zog ich in der Nacht meine Kleider gar nicht mehr aus, sondern legte mich in ihnen auf den ledernen Polster, um, wenn ich in der Nacht gerufen wurde, was sehr oft geschah, gleich in Bereitschaft zu sein. Viele Menschen starben an dem Übel, viele genasen auch, und wenn einer gerettet war, freute ich mich, als hätte ich einen der Meinigen gerettet. Von meinen näheren Freunden ist niemand erkrankt, und ich hatte stets eine große Freude, wenn mir von dem ganz besonders guten Wohlbefinden des Obrists Nachricht zukam.

Als der Winter schon gegen den Hornung neigte, und nach langem Schneefalle und nach nassem und weichem Wetter eine strenge und heitere Kälte eintrat, nahm die Seuche bedeutend ab. Und in wenig mehr als zwei Wochen war sie so völlig erloschen, daß kein einziger Fall mehr neu hinzu kam. Die noch mit ihr behaftet waren, genasen fast alle, und ihr ganzes Wesen war überhaupt jetzt sehr gelinde. Als endlich keine Spur mehr vorhanden war, und ich mich gesammelt hatte, war mir, als sei mir ein Schleier von den Augen genommen, und als sei die Welt jetzt wieder reiner und klarer.

Ich ging, da gar nichts mehr zu befürchten war, zum ersten Male wieder zu dem Obrist, und wurde von ihm mit der allergrößten Herzlichkeit empfangen. Er kam des andern Tages zu mir. Ich besuchte auch manche andere meiner Bekannten in Virling und in anderen Orten. Viele besuchten mich in meinem

Hause, und besonders kamen mit Danksagung zahlreich solche, die entweder selber, oder von denen Angehörige genesen waren.

So wie die Krankheit Betrübniß fast in alle Theile des Waldes gebracht hatte, so folgte, als sie gewichen war, fast überall Lustigkeit. Die gemeinsamen Zusammenkünfte belebten sich, die Spiele wurden beweglicher, die Vergnügungsorte erfüllter. Es erkrankte jetzt fast gar niemand. Es war, als hätte die Seuche alles erschöpft. Ich wurde höchstens zu Verwundungen, Quetschungen oder dergleichen gerufen.

Ich nahm nun mehr Leute in mein Haus. Katharina, eine sehr entfernte, unverheirathete Base von fünfzig Jahren, nahm ich als Haushälterin und als Vorsteherin der Dinge im Innern des Hauses. Aus dem obern Haslung nahm ich noch einen Knecht, einen treuen, willigen Menschen, der den Namen Andreas hatte. Dann nahm ich noch eine Magd, Namens Crescentia. Die Vorstandschaft über die Feldarbeiten und über die Arbeiten im Garten, auf den Wiesen und in dem Walde übertrug ich niemanden, ich behielt sie mir selber vor. Oberknecht war aber Kajetan.

Bei einer unserer Zusammenkünfte sagte mir der Obrist, daß Isabella, die jüngere Tochter des Freiherrn von Tannberg, an einem Übel leide, das im Gemüthe und wie eine gewisse sanfte Schwermuth sei.

Als der Fürst einmal wegen Baulichkeiten in den braunen Hof gekommen war, fuhr ich zu ihm hinaus.

Ich wurde angemeldet, und zu ihm geführt.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungsworten sagte ich: „Durchlauchtiger Fürst, halten Sie die Fragen, um deren Beantwortung ich Sie bitten werde, nicht für eitle Neugierde, sie haben einen tiefen Grund.“

„Fragen Sie, Herr Doctor," erwiederte er, ich werde antworten, wie ich kann."

„Wie heißt denn der Mann, welcher die Zeichnungen zu Ihrem Garten gemacht hat?" fragte ich.

„Er hat uns gesagt, daß er seinen Namen nicht nenne," antwortete der Fürst, „als Zeichner führe er den Namen Ewald Lind. So nannten wir ihn, und so schrieb auch mein Freund an ihn."

„Wie sieht er denn aus?" fragte ich.

„Er ist ein junger Mann mittlerer Größe," antwortete der Fürst, „hat blonde Haare und schwarze Augen, ein feines Angesicht und einen ungemein anmuthigen Körperbau. Er ist einer der schönsten Männer, die ich kenne."

„Und wie ist sonst sein Wesen?" fragte ich.

„Er spricht nicht viel," entgegnete der Fürst, „ist viel allein, und geht herum und betrachtet die Dinge. Er schreibt aber sehr gut. Er las mir, ehe er die Zeichnungen machte, ein kleines Blättchen mit Waldgedanken vor, wie er nämlich das Ganze auffasse. Diese Gedanken waren so lieblich und großartig wie der Wald, und machten mich auf die Zeichnungen erst recht begierig."

„Haben Sie etwas Schriftliches von ihm?" fragte ich.

„Nein," antwortete der Fürst, „auch mein Freund nicht. Er kam auf die Einladungen und Anfragen gleich selber. Auf den Zeichnungen stehen blos verschlungen die Buchstaben E und L."

„Und er war nur kurze Zeit in dem braunen Hofe?" fragte ich.

„In dem braunen Hofe sehr kurze," antwortete der Fürst,

„die Zeichnungen machte er an Ort und Stelle nach der Natur. Am Nachmittage kam er dann in das Haus, und arbeitete noch eine Zeit weiter. In unserem Kreise ist er sehr wenig gewesen."

„Und zu der Ausführung trug er nichts bei?" fragte ich.

„Sie scheint ihm eher zuwider gewesen zu sein," entgegnete der Fürst, „er reiste schnell nach Abgabe der Zeichnungen fort."

„Und dann ist er wieder gekommen?" fragte ich.

„Ja, um den Erfolg anzuschauen, er ist drei Tage hier geblieben," antwortete der Fürst.

„Und wo befindet er sich jetzt?" fragte ich.

„In Italien," erwiederte der Fürst; „wir wissen aber nicht wo. Da Sie einen solchen Antheil an dem Manne nehmen, so werde ich es Sie wissen lassen, wenn er wieder einmal kommt. Und ich glaube sicher, daß er noch einmal kommen wird. Er ergötzt sich zu sehr an dem, was aus seinem Haupte entsprungen ist."

„Es kann einen größern Antheil nicht geben," sagte ich, „wenn der Mann der ist, für den ich ihn halte. Sie sollen den ganzen Zusammenhang erfahren, durchlauchtiger Fürst, wenn sich die Sache gelöst hat."

„Ich forsche nicht," entgegnete der Fürst, „Sie sind mir genug, Herr Doctor. Ich will an Freunde nach Italien schreiben, vielleicht ist er zu erfragen. Um einen Künstler darf man dort ohne Aufsehen fragen."

„Sie sind sehr freundlich in dieser Sache, durchlauchtiger Fürst," antwortete ich. „Darf ich nun auch bitten, mir die Zeichnungen zu zeigen?"

Der Fürst sperrte einen Schrein auf, und ließ eine Mappe aus demselben auf den Tisch legen.

Er öffnete die Mappe selber, und legte mir Blatt für Blatt nach der Ordnung vor. Es waren ziemlich viele Blätter, die meisten davon Mappen. Die Zeichnungen erschienen mir sehr schön, und ich hatte ein ähnliches Gefühl, wie wenn ich den Wald selber betrachtete, den ich nun schon so lange sehe, und der vor mir immer schöner wird. Der Fürst machte mich auf manches aufmerksam, und zeigte überhaupt eine große Freude über die Blätter.

Als ich sie genugsam betrachtet hatte, schloß er die Mappe, und ließ sie wieder in den Schrein legen.

Eustachius hatte in Prag Zeichnungen von Gärten, Hausgiebeln, Dächern, Thürmen, Schornsteinen gemacht; ich erinnerte mich ihrer aber zu wenig, um eine Vergleichung anstellen zu können.

Ich dankte dem Fürsten, und verabschiedete mich.

Er nahm mich bei beiden Händen, und sagte: „Herr Doctor, alle Menschen in der Gegend achten und bedauern Sie, ich achte und bedaure Sie auch."

Ich konnte auf diese Worte nichts antworten, sondern entfernte mich.

Er begleitete mich zu meinem Wagen.

Als ich zu Hause angekommen war, schrieb ich sogleich alles, was ich gehört und gesehen hatte, an Waldon und Christine.

Sie dankten mir in einem Rückschreiben, und meinten, es seien doch noch nicht genug Anhaltspunkte vorhanden.

In kurzer Frist nach diesem Ereignisse trug sich etwas Bedeutendes in meinem Hause zu.

Eines Tages fuhr ein kleines Fuhrwäglein mit einer langen Truhe, über welche Leinwand gespannt war, vor das Haus. Ein

Mann und eine Frau waren neben dem Wäglein gegangen. Kajetan holte mich hinaus. Da sagte der Mann zu mir: „Herr Doctor, seid sehr schön gegrüßt. Ich bin der Bergbauer aus den Birkenhäusern. Wir sind schon gestern den ganzen Tag gefahren und heute am Vormittage. Da ist ein Kranker, daß ihr ihn bei euch heilet."

„Wenn der ganze Berghof darauf geht, wenn er nur gesund wird," sagte die Frau.

„Seid ihr die Eltern?" fragte ich.

„Ja," antworteten beide.

„Ihr hättet mir sollen früher Nachricht geben," sagte ich.

„Dann hättet ihr vielleicht nein gesagt," erwiederte der Mann.

Ich ging zu dem Wagen, lüftete die Leinwand, die über Reifen war, und sah in die Truhe. In derselben lag auf einem Bette ein starker Jüngling, und sah mich mit sanften blauen Augen an. Ich rief die Knechte, und ließ den Kranken sammt der Truhe in das Gemach tragen, in dem der Vater geschlafen hatte. Dort ließ ich ihn auf ein Bett legen, und begann, ihn zu untersuchen. Auf der rechten Brust war eine Erhöhung, die mit Salben und Pflastern überklebt war.

„Da ist das Übel," sagte ich.

„Ja," antwortete der Mann.

„Wie ist es entstanden?" fragte ich.

Der Vater antwortete: „Er ist beim Brotabschneiden mit dem Messer ausgeglitten, und hat sich eine kleine Wunde gemacht. Wir haben ihm ein sehr gutes Pechpflaster auf dieselbe gelegt, dann ein Balsampflaster, dann ein anderes Pechpflaster, und wohlriechende Salben, und dann ist der Schaden so groß geworden."

„Wie lange ist es?" fragte ich.

„Ja wohl viele Wochen," sagte der Mann.

„Hättet ihr reines Linnen mit reinem kalten Wasser aufgelegt, so wäre die Wunde wahrscheinlich in acht Tagen geheilt gewesen," sagte ich.

Die beiden Leute sahen mich verwundert an.

Ich ging nun daran, mit Auflösungsmitteln die Salben und Pflaster zu entfernen, und die Gebilde, die sich zeigten, zu reinigen.

Als dieses geschehen war, sah ich, daß sich eine ziemliche Erhöhung von Afterbildungen erzeugt habe.

Ich untersuchte nun den Kranken in allen seinen Körpertheilen. Sie waren im naturgemäßen Zustande. Ich betrachtete dann sehr genau die Farbe seiner Haut und seine Augen.

Hierauf sagte ich: „Er scheint gesundes Blut zu haben."

„Er ist ja nie krank gewesen," antwortete die Mutter.

Dann fragte ich ihn um seine Lebensweise und seine Schicksale.

Seine Lebensweise war einfach gewesen, er hat nie Seelenerschütterungen erfahren, und nie Unmaß in geistigen Getränken geübt.

Nun sagte ich: „Ich werde den Kranken in Pflege und Heilung nehmen."

„Gott sei gedankt," rief die Frau.

„Betet zu Gott," sagte ich, „daß er seinen Segen gebe. Jetzt nehmt Abschied von euerm Sohne, und entfernt euch aus der Stube, daß die Heilung bald beginnen könne."

„Ich werde bei ihm hier zur Pflege bleiben," sagte die Frau.

„Er bedarf der völligsten Ruhe," sagte ich, „und darf durch keine Mutterempfindung gestört werden. Die beste Pflege erhält er von mir selber. Habt ihr noch Kinder?"

„Drei unmündige," antwortete die Frau.

„So geht zu euern Kindern, daß nicht auch denen ein Unfall zustoße. Sonst könnte ich den Kranken nicht übernehmen," sprach ich.

„So bleibe in Gottes Hut, mein Kind," rief die Frau schluchzend, und suchte nach der Hand des Jünglings.

Ich brachte sie aus der Stube.

Der Mann war mäßiger. Er reichte dem Kranken die Hand, und entfernte sich.

Der Kranke war am wenigsten von dem Abschiede ergriffen. Aus seinen Mienen leuchtete die Zuversicht, daß ihm Hilfe werde. Das war mir sehr lieb.

Ich ließ den Eltern in der großen Stube Speise und Trank geben, und tröstete sie mit freundlichen Worten. Sie wurden ruhiger. Das Pferd war indessen auch versorgt worden. Als sie gesättigt waren, drang ich auf die Abreise. Sie fügten sich meinem Willen unter zahlreichen Bitten und Versprechungen der Dankbarkeit.

Ich hatte in der Zeit ein laues Bad richten lassen. In dieses legte ich den Jüngling, und ließ ihn die Wirkung des Bades genießen. Da er wieder in dem Bette lag, sprach ich eine Zeit mit ihm. Seine Zuversicht trat immer deutlicher hervor.

Ich nährte ihn nun mehrere Tage mit milden Speisen, und brachte täglich einige Stunden bei ihm zu.

So war der Tag gekommen, den ich zur Behandlung des Übels bestimmt hatte.

Am Tage vorher hatte ich meine Krankenbesuche so eingerichtet, daß ich den andern Tag ganz zu Hause zubringen konnte.

Als die Sonne aufgegangen war, brachte ich alle nöthigen Gegenstände in das Krankengemach. Der Knecht Thomas und die Mägde Apollonia und Crescentia bestimmte ich in das Nebengemach, wenn irgend ein Dienst nothwendig würde. Dann ging ich in meine Kammer, schloß hinter mir zu, und that ein Gebet zu Gott.

Darauf ging ich wieder in das Krankengemach, und begann das Werk. Ich entfernte mit dem scharfen Messer die Afterbildungen. Das Messer wurde aber hiebei immer weiter und weiter geführt, daß es mich fast selber schauerte, und daß ich dachte, ob ich denn weiter gehen dürfe. Aber es mußte sein, ich empfahl meine Seele Gott, und that es. Ich war ganz allein, und hatte niemanden, der mir helfen konnte. Der Kranke hielt sich ruhig, und gab keinen Laut von sich. Endlich war ich fertig, und es waren nur reine Gebilde sichtbar. Aber es war eine Fläche blosgelegt, so groß, wie ich mir vorher nicht gedacht hatte, und an einer Stelle war mir, als sähe ich unter dem Häutchen die Lunge wallen. Ich legte Linnen, das vom Eiswasser feucht war, auf die Wunde. Dann rief ich die Mägde, ließ Linnen in Eiswasser tauchen, ausringen, mehrfach falten, und auf das erste Linnen legen. So, sagte ich, müßte in jeder Viertelstunde gethan werden, wenn ich nicht zu Hause wäre. Die Mägde versprachen es.

Ich wich aber mehrere Tage beinahe gar nicht von dem Kranken.

Ich war diese Tage fast zitternd und bebend.

Ich that dem Kranken alle Dienste, daß er sich nicht auf eine schädliche Weise bewege. An Speise gab ich ihm das Wenigste,

daß er nicht erhungere, damit die Gluth der Entzündung nicht zu stark würde, und neue Zerstörungen brächte. Er lag geduldig da, und wenn seine ruhigen Augen, da ich bei ihm stand oder saß, oder an ihm vorbei ging, auf meinem Angesichte hafteten, wußte ich, wie viel meine Miene werth sei, und strebte, sie gelassen zu zeigen.

Kein Mensch wußte, wie die Sache sei; denn ich hatte zu niemanden etwas gesagt. Nur den Obrist führte ich einmal, da er bei mir war, in das Krankengemach, und entblößte ihm die Wunde. Er sah mich sehr ernst an. Ich aber führte ihn, da ich die Wunde wieder zugedeckt hatte, in das Nebengemach. Dort redete ich nichts, damit der Kranke nicht etwas höre, legte meine Hand auf meine Brust, und wies mit der andern Hand nach oben. Der Obrist nickte. Dann entfernte er sich, und ging nach Hause.

Als eine Woche vergangen war, zeigten sich schon, wie ich aus den schönen Lippen des Jünglings, aus den hellen Augen, aus der reinen Haut und andern Dingen geahnt hatte, die ersten Spuren guter Bildungen und beginnender Genesung.

Ich beharrte bei meiner Behandlung.

Als wieder zwei Wochen vergangen waren, zeigten sich die Gesundheitsbildungen so deutlich, daß, wenn nicht ein großer Fehler geschähe, die Genesung als gewiß erkannt werden konnte.

Ich ging wieder in meine Kammer, schloß mich ein, kniete nieder, und dankte Gott.

Als ich dem Kranken gesagt hatte, daß er der Genesung entgegen gehe, brachte es auf ihn keine Wirkung hervor. Er hatte sich die Sache nie anders vorgestellt.

Ich schickte an die Eltern und an den Obrist gute Nachrichten.

Wenn ich auch gegen meine Leute von der Sache nicht gesprochen hatte, war sie ihnen doch im Allgemeinen aus den Umständen bekannt geworden, und als die Gefahr gewichen war, dachten sie erst an dieselbe, und hatten den Muth, mich zu fragen. Sie erzählten wohl auch Andern von dem, was sie wußten, und es entstand Theilnahme an dem Jünglinge. Manche kamen in mein Haus, und fragten um den Kranken, der Obrist war oft bei mir, und freute sich, wenn ich ihm stets bessere Versicherungen geben konnte.

Endlich kehrte allgemach das Roth auf die Wangen des Kranken zurück. Er saß oft in der Sonne vor dem Hause, oder wandelte in dem Garten herum.

Nach einer Zeit war die Wunde geschlossen.

Ich schrieb an die Eltern, daß sie den Genesenen holen möchten.

Sie kamen in einem schönen Sitzwägelchen. Sie dankten mir auf das Inständigste, und sagten, ich möchte meine Forderung jetzt angeben. Ich erwiederte ihnen, sie sollen beruhigt sein, meine Forderung werde nicht groß sein. Heute aber, an dem Tage des glücklichen Wiedersehens, dürfe davon nicht geredet werden, heute sei auch der Tag, an dem sie dem danken müßten, der alles gegeben und ihr Gebet erhört hat. Was mir zu gebühren scheine, werde ich ihnen einmal später in einer Schrift anzeigen. Sie könnten mir es in einer Zeit, die ihnen gelegen wäre, entrichten. Sie aßen bei mir noch ihr Mittagmahl, und richteten sich dann zur Abreise. Der Jüngling hatte, als er mir dankte, nasse Augen, und wollte mir die Hand küssen. Ich duldete es aber nicht. Dankend stiegen die drei Menschen auf den Wagen, und dankend fuhren sie davon. Meine Leute hatten sich auf der Gasse versammelt, als sie

abfuhren, einige Menschen aus Thal ob Pirling waren auch herzu gekommen, andere aber sahen ihnen aus Thüren und Fenstern nach, da sie durch den Ort fuhren.

Ich aber hatte nun den schönen Wald wieder, der mir bisher gleichsam verfinstert gewesen war.

In mein Herz kam eine Freude, wie ich nie geahnt hatte, daß ich eine solche Freude noch auf Erden zu empfinden vermöchte.

Eines Tages sprach ich mit dem Obrist davon, daß ich mein Haus erweitern wolle, und legte ihm ungefähr meine Vorsätze dar.

Er war mit den Gedanken sehr einverstanden, und sagte, ich möge gleich beginnen, und zwar mit sehr vielen Leuten, daß der Bau sich nicht verschleppe. Ich hatte den nämlichen Gedanken. Und so wurde begonnen.

Das Haus sollte an beiden Seiten erweitert und erhöht werden, und ein neues Dach bekommen.

In Kurzem arbeitete an meinem Hause eine große Zahl von Menschen, und ich hatte in meinen Mußestunden vollauf zu thun.

Der Obrist war sehr fleißig bei mir, wir machten Entwürfe für die Eintheilung in dem Innern, und änderten sie wieder, bis einmal alles recht klar auf dem weißen Papiere vor uns gezeichnet war.

Neben der großen Stube in dem oberen Geschoße sollte ein Gemach sein, welches ein Andachtszimmer, eine Art Hauskapelle, wäre. Ich hatte bei mir beschlossen, daß ich für dieses Zimmer ein Standbild der heiligen Margarita bestellen wolle.

Um jene Zeit kam ein Brief von dem Fürsten, der meldete, seine Freunde in Italien wissen nichts von dem Zeichner Lind.

Nur einer schrieb, der Maler Ewald Lind sei in Rom gewesen. Jetzt sei er aber nicht mehr dort.

Ich fuhr zu dem Fürsten hinaus, und dankte ihm.

„Da bei mir und meinem Freunde Sternfeld Anlagen nach seinen Zeichnungen ausgeführt worden sind," sagte der Fürst, „so wird er sehr wahrscheinlich, wie ich schon sagte, mit uns wieder in Beziehungen kommen."

„Gebe es Gott, dann kann alles gut werden," sagte ich.

Wir besuchten auch den Garten, und was der Fürst gesagt hatte', daß die Wirkung immer klarer und bestimmter werde, bestätigte sich an mir, sie war bei mir klarer, bestimmter, aber auch größer.

Ich fuhr wieder nach Hause.

Bald darauf ereignete sich etwas Bedeutsames.

In dem oberen Thaugrunde rieselt ein kleines Wässerlein in die Siller. Die Leute haben seit unvordenklichen Zeiten gesagt, daß dieses Wasser Drüsenanschwellungen, Beulen, Geschwüre, Leberauftreibung heile. Ich hatte es untersucht, und hatte nie etwas darin gefunden, das Heilkraft haben könne. Nun las ich aber in dem Schatzkasten des alten Quadrinus, daß er von einer Quelle spricht, welche frisch gestärktes Linnen blau färbt, und Auftreibungen, Anschwellungen und alte Schäden heilt. Ich ließ Wasser von unserem Bächlein holen, tauchte gestärktes Linnen ein, und es wurde blau.

Ich kaufte nun von dem Gerbauer, in dessen Walde das Wasser fließt, den Streifen Grund zu beiden Seiten des Wässerleins, und zog Schranken, und ließ vorläufig durch Steine ein Becken legen. Ich hatte vor, den Grund eingittern, und eine Steinkufe hauen zu lassen.

Der Weizen vor meinem Hause reifte. Ich ließ ihn bis zum Äußersten stehen. Dann ließ ich ihn schneiden, in der Sonne wohl trocknen, in die Scheuer bringen und dreschen. Als die schönen, goldbraun glänzenden Körner wohlgereinigt auf der Tenne aufgeschüttet lagen, und die Sonne durch das offene Thor auf sie herein schien, stand ich lange dabei, und sah sie an. Ich beschloß, jedem, der da wollte, Samen abzulassen.

Die Seitenmauern meines Hauses waren endlich mit schönen Ziegeln bis zu ihrer Höhe geführt worden, und es konnte das Dach gesetzt werden. Bei dem Feste des Lattenschlagens dachte ich an Kaspar. Ich hatte nie gewußt, daß ich ihn so geliebt habe.

Obwohl ich mit allen meinen Dingen so sehr beschäftigt war, zog es mich doch zuweilen zu einem einsamen Gange in das Freie. Und wenn ich Pflanzen und Steine ansah, oder den fernen Wald mit seinem Blau, aus dem manchmal ein lichter, freundlicher Rauchfaden aufstieg, oder den Himmel, der mir seinen Schmuck zeigte, die Wolken, die am Tage wie Silber glänzten und Abends wie rothbrennendes Gold, so war das alles anders als sonst, und ich ging oft recht schwermüthig nach Hause. Am besten war mir noch anstrengende Arbeit.

Gegen den Herbst starb der Auszügler des Alighofes in sanftem Schlafe. Es hatten wohl wenig Menschen mehr von dem alten Manne geredet. Jetzt, da er gestorben war, redeten sehr viele von ihm, und zwar seines hohen Alters willen. Der Pfarrer hatte in dem Taufbuche nachgesehen und gefunden, daß der Mann nicht gegen neunzig Jahre alt gewesen sei, wie er selber gesagt hatte, sondern drei Monate über hundert fünfzehn Jahre. Alle Menschen erstaunten, und ich dachte, warum denn mein Vater, der um ungemein vieles jünger gewesen war, habe

sterben müssen. Jedoch sterben nicht manche im zwanzigsten Jahre und früher? Gott hat es verfügt.

In dem Innern meines Hauses ließ ich so viele Menschen arbeiten, als nur immer Platz hatten, damit die Eintheilung ausgeführt würde, und die alten Mauerstücke weggenommen werden könnten. Wir behalfen uns mit den unberührten Gemächern, und hatten wohl Platz genug.

Die bestellten Schafe kamen. Es waren sehr schöne Thiere, und ich ordnete ihre Verpflegung und Behandlung an.

Es kamen auch die Obstbäume, die ich bestellt hatte, Zwergbäume und andere. Die Zwergbäume wurden in den Garten vertheilt, die andern, Äpfelbäume, Birnbäume und Waldkirschenbäume, wurden vom Garten weg auf meine Gründe gesetzt, so weit dieselben reichten.

Der Wegbau wurde in unserer Gemeinde und in anderen Gemeinden sehr eifrig fortgesetzt.

Von dem Amte kam die Weisung, daß die Sillerbrücke gebaut werden müsse. Der Obrist erbot sich, damit die Brücke die gehörige Höhe habe, auf dem diesseitigen Ufer aus eigenen Kräften eine Mauer aufführen lassen zu wollen, was mit Freude und Dank angenommen wurde. Er begann sogleich damit, und die Einleitungen zu dem Baue wurden zwischen den verschiedenen Gemeinden gemacht.

So war nun manches im Gange, das die Kräfte hierhin und dorthin in Anspruch nahm, und fördersam wirkte.

Ueber Kunst im Allgemeinen.*)

---

*) Diese, so wie die übrigen in diesem Bande noch folgenden Aufsätze, sind größtentheils für die Linzer Zeitung bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben und in derselben abgedruckt worden. Die Überschriften derselben wurden zu leichterer Sonderung von dem Herausgeber beigefügt.

Die Kunst als ein Merkmal des Kulturzustandes der Völker.

(1853.)

Die Kunst ist eine der größten und wichtigsten Mächte des menschlichen Lebens, sie geht allen jenen Dingen des Daseins, die nur Mittel sind, als menschlicher Selbstzweck voran, und die Völker gelangen einzig durch diesen Durchgangspunkt zu ihrer Kultur. Dies ist so wahr, daß selbst das Höchste, was den Menschen mit Gott verbindet, die Religion, in allen ihren Arten und Abarten des Kultus bis zum Christenthume sich in kein schöneres Gewand zu hüllen vermochte, als in das der Künste, und daß der letzte, höchste Ausdruck des Göttlichen, das Christenthum, auch die Künste in ihrer edelsten Gestalt um sich versammelt, ja, gerade allein die höchsten und bewunderungswürdigsten Blüthen der Kunst aus frommem Herzen erzeugt hat. Selbst die, welche, wie es besonders im vorigen Jahrhunderte der Fall war, aus vermeintlicher Aufklärung alle Bildnerkraft aus dem Religiösen entfernen, und es auf nüchterne Einsicht zurückführen wollten, waren doch wieder gezwungen, die Kunst durch diese oder jene Hinterpforte in die Tempel zu lassen.

Mehrmal haben sich Schwankungen in der Kunst ergeben. Wie sich die Seelen von Völkern erhoben, ging jedesmal die Kunst dem Aufleuchten der andern Geisteskräfte voran, und wie sich die Herzen dem Niederen zuwandten, dem Genusse des erworbenen Reichthumes, der Sinnlichkeit, der zerstreuenden Freude und der lärmenden Vergnügungssucht, so nahm die züchtige Freundin des Menschen, die Kunst, zuerst von ihm Abschied, die Wissenschaften blühten oft noch fort, ja, ihre Blüthe steigerte sich noch, aber da ihnen ihr Boden weggenommen war, das fromme, einfache Herz, der heilige Ernst des Forschens, so blieben sie nach einzelnem Aufblitzen in einzelnen Männern verkommender Jahrhunderte stehen, gingen endlich allgemach verloren, und das Volk verarmte geistig. Es wußte endlich nicht mehr Recht von Unrecht, gut von böse zu unterscheiden, und auch sein Luxus, seine Gewerbthätigkeit schwanden, da sie nicht mehr auf ihrem eigenthümlichen Boden der Rechtschaffenheit und allseitiger Einsicht stehen konnten, und endlich verloren solche Völker sogar die Kraft des Armes, mit der Waffe in der Hand sich vertheidigen zu können, ließen sich von rohen, aber gesunden Barbaren erschlagen, und gingen trotz ihrer Waffenvorräthe, ihrer Überzahl und ihrer besseren Abrichtung zu Grunde. Dieses traurige Bild hat sich oft in den menschlichen Geschlechtern wiederholt, und die düstern Lettern noch bis in unsere Zeit hereinragender Trümmer der Vergangenheit und die Beschreibungen von Trümmern, die selbst schon längst zu Grunde gegangen sind, erzählen oft, daß dieses auf verschiedenen Punkten unseres Erdballes der Fall gewesen sei, und daß es sich viel öfter zugetragen hat, als wir uns zu denken vermögen, oder als uns zu erforschen gelang.

Es ist ein sehr betrübendes Bild menschlichen Schwankens:

aber es ist ein naturnothwendiges, es ist das eiserne Gesetz der Folgerichtigkeit von Sünde und Strafe. Wir sind ihm hingegeben. Wenn unsere Kräfte wachsen, wenn der Geist in Blüthe steht, die Künste glänzen, die Wissenschaft sich regt, die Felder blühen, der Handel seine Wege zieht, die Städte emporsteigen: geben wir uns der Freude hin, dem Entwerfen, dem Übermuthe, dem Genusse, dem Entnerven. Gott hat ein großes, gewaltiges Mittel dagegen in unser Leben gelegt, den Schmerz, das Unglück, die Züchtigung, und der Krieg, der sonst in allen Hinsichten für alle Menschen und ihre Vernunft so entehrend ist, hat das einzige Gute, daß er ein Schreck und eine Läuterung für Völker sein kann, daß sie sich wieder zu erheben vermögen. Aber auch die Menschen haben in sich selber Mittel: die Vernunft, das aus ihr entwickelte Gewissen und die Religion. In Zeiten des Verfalles, wenn er seine ersten Blätter treibt, und fort zu wachsen beginnt, sollen die, denen ein reicheres Maß des Edlen gegeben ist, sich erheben, alle ihre Kräfte gebrauchen, um durch Wort und That Einhalt zu thun, und das Böse wieder in das Gute zu verkehren. Sie sollen rastlos sein in Widerlegung der falschen Apostel, die im Beginnen solcher Zeiten erscheinen, und, durch das eigene schlechte Innere gestachelt, das Volk zu verschlechtern streben, indem sie ihm das Gemeine, das Sinnliche, das Reizende, das Aufregende bieten, weil sie merken, daß das Volk an dem Rande dieser Dinge steht, weil sie selber an diesem Rande stehen, und weil sie Ehre, Preis und Reichthum aus ihrem Beginnen erwarten. Mit diesen Aposteln geht das Volk zu immer Schlechterem, und eilt seinem Abgrunde entgegen. Wir haben das oft gesehen, und sehen es vielleicht auch in der Gegenwart. Alle, denen das Wort des Himmels im Herzen ist, die die Religion nicht im Munde,

sondern in der That hegen, besonders ihre Diener sollen sich in solchen Zeiten erheben, reinigen, und als erneuerter Damm des Göttlichen da stehen.

Nur einmal hat das Christenthum die Welt gerettet — wenn jetzt dieselbe den nämlichen Weg der Entartung ginge, wie zu Anfang unserer Zeitrechnung, wenn das Christenthum seine Kraft verlöre; so ist die Unendlichkeit des Abgrundes gar nicht zu ermessen, der sich da aufthäte, und die Mittel, ihn zu schließen, wären keiner menschlichen Kraft, nur Gott bekannt.

Aber weil es Mittel gegen solche Übel gibt, ist nicht jedesmal ein Volk den Weg des Unterganges gewandelt, wenn sich die Spuren des Sinkens offenbarten, und da die Kunst das erste verschwindende Heiligthum ist, aber auch immer wieder das erste erwachende, so gibt sie das Merkmal ab, an dem wir Sinken und Steigen eines Volkes erkennen können. Und in dieser Hinsicht erfreut es auch, bemerken zu können, daß manches Volk mehr als eine Periode seines sogenannten goldenen Zeitalters der Kunst gehabt hat. So haben wir Deutsche ein solches herrliches Zeitalter der bildenden Künste und zwei der redenden gehabt. Wenn nicht an sich die Kunst schon göttlich wäre, so wäre sie als das Merkmal des Zustandes der Völker schon von unermeßlicher Wichtigkeit, und ihr Steigen oder Fallen sollte von den Augen aller Kenner und Menschenfreunde mit der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet und aufgezeichnet werden.

Einige Ursachen des Verfalles der Kunst in der Gegenwart.

(1863.)

Unter allen Völkern, von denen uns die Geschichte, so weit sie jetzt Vergangenes enthüllt hat, erzählt, und von denen Überbleibsel ihrer Wirksamkeit auf uns gekommen sind, waren in der Kunst die alten Griechen die ersten. Es ist rührend, wenn wir jetzt, wo Wissenschaften und Geschäfte einen ungleich höheren Gipfel erreicht haben und die Mittel uns viel mannigfaltiger und wirksamer zur Hand liegen, ein einfaches, naives, reines Kunstwerk jener Zeit betrachten, in welchem der feinste Sinn vollendeter Menschheit ausgesprochen ist, und daneben die Wucht von Dingen und Erfahrungen sehen, die wir haben, und mit denen wir doch jene einfache Größe weitaus nicht zu erreichen im Stande sind. Es ist rührend und betrübend zugleich. Jener innigste Schönheitssinn war nur einmal in der Welt, und kam seitdem nicht wieder. So tief war dieser Sinn in den Herzen der Griechen, so fein ihr Gefühl für Gesetz und Maß der Gestaltungen, daß sie nicht das Volk, welches schlechtere Staatseinrichtungen, rohere Sitten, grausamere Gebräuche u. dgl. hatte, Barbaren nannten, sondern die, welchen die Gabe, Schönheit dar-

zustellen und zu empfinden, nicht, oder in einem geringen Maße verliehen war. Ihnen erschien der in Staats- und Kriegsdingen große Römer als Barbar, und dort, wo dieses sonst merkwürdige Römervolk die Barbarei von sich abzustreifen bemüht war, ahmte es nur die Griechen nach. Die spätere Welt, wenn die Griechen aus der Zeit des Perikles ein Urtheil über sie abgeben könnten, würden sie wieder Barbaren heißen, und wir müßten es dulden. Wir wollen nicht von der Dichtkunst reden, in derselben hat auch die Nachwelt Großes geleistet, und Einzelnes mag neben, theilweise sogar über griechischen Werken stehen. In der bildenden Kunst aber, in wie weit wir Reste zur Vergleichung haben, sind wir ihnen nicht mehr nachgekommen, und die ängstliche Nachahmung ihrer Gestalten, die einige Zeit an der Tagesordnung war, ist das allerfrostigste geblieben.

Wir wollen nicht zu ergründen suchen, weshalb es so ist, ob geringere Begabung, ob Zeitläufe und Ereignisse die Schuld haben, es wäre dies eine Arbeit über unsere Kräfte, und sie würde nicht sehr großen sachlichen Erfolg haben; sondern wir wollen nur wieder einmal der Kunst das Wort reden, wie wir es schon öfter versucht haben. | Der Standpunkt der Kunst eines Volkes ist immer der Standpunkt seiner Menschlichkeit. Das menschlich Höchste für den Menschen ist nach der Religion die Kunst, die ja in allen ihren Zweigen auch der Religion dient. Selbst das Landschaftsbild ist als das Bild eines göttlichen Werkes religiös, und es wird es desto mehr und desto schöner, je tiefer es göttliches Walten darzustellen im Stande ist. Es gibt keinen Menschen ohne allen Sinn für die Kunst, und wenn er nur bunten Farben und gellenden Tönen nachläuft, so sucht er schon eine Art Kunst. Die Menschen ohne alle Kunst, da sie nicht

höhere Geister werden können, würden nur sehr geschickte Thiere sein; aber auch die höheren Geister müssen eine Kunst, und wahrscheinlich eine höhere als wir, haben, weil die Welt außer allem Großen, was sie ist, auch schön ist. Mögen wir, wenn uns auch der griechische Lastträger, falls er von der Betrachtung des Volkes von Bildsäulen in Athen durch Jahrtausende und viele Meilen zu uns versetzt würde, Barbaren heißt, uns bestreben, diesen Namen immer weniger zu verdienen. Aber leider -- und dies ist der Grund, weshalb wir so oft, und vielleicht von manchem verspottet, unsere Stimme für die Kunst erhoben haben, — leider geht, einzelne verehrungswürdige Bestrebungen ausgenommen, der Sinn für Kunst im Ganzen abwärts, wenn auch noch wie ein verspäteter Blitz einzelnes Großes auftaucht, das Gefühl für das Große schwächt sich ab, und täglich mehr, wie man, wenn man vierzig Jahre diese Dinge beobachtet hat, nicht mehr zu läugnen im Stande ist. „Und was liegt daran?" fragt jener Spötter. Wir antworten ihm: Wenn Völker verkommen, so ist es allemal die Kunst, welche zuerst von ihnen weicht; ehe der Grieche durch Sklaverei geschändet wurde, floh seine Kunst von ihm, und das Entweichen dieses holden Gebildes dürfte der Anfang viel ernsterer und traurigerer Dinge sein. „Und wird dein Wort dies aufhalten?" frägt man weiter. Mein Wort nicht, vielleicht nicht die Worte vieler Menschen; aber dennoch ist es Pflicht, die Worte zu sagen.

Einen Grund der Abnahme des Kunstsinnes glauben wir in einer Zusammenwirkung von Zeitdingen zu erblicken, die sich noch steigern, dann überstürzen, und dann vielleicht das Zerstörte wieder und noch schöner aufbauen können. Die Kunst, wie jedes Hohe, verlangt Sammlung, sie verlangt, daß der Geist, der das

Geistige betrachtet, im Geiste ruht. Wo aber ist heute Sammlung, wo ist Ruhe? Die gesellschaftlichen Ereignisse unseres Welttheils stacheln zur Unruhe an, rufen die Thätigkeit zum Ordnen und Befestigen hervor. Möge dies gelingen, dann wird der Geist, wenn das Haus wieder gebaut ist, in seinen Thaten größer und herrlicher emporleben. Bedenklicher ist ein Zweites. Alle Welt hat die Reise- und Wanderlust erfaßt, alles ist in Bewegung: der Großstädter sucht nicht mehr zur Sommerszeit die ländliche Stille, er reist um das Geld, das er sonst für Landleben ausgegeben, und der stille Bewohner des Landes macht sich auf, die Welt zu sehen, und wird mit dem Großstädter zusammengeworfen. Durch die Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegungen werden die Menschen der fernsten Orte durcheinander gewürfelt. Eindrücke rauschen an ihnen vorüber, der Mensch sieht Menschen, Berge, Thäler, Städte, Theater, Bahnhöfe, Ausstellungen, Verzierungen, Fahnen, Trachten, er sieht bunte Farben, er hört sinnreizende Töne, er ißt feine Speisen, schläft in den Kissen des Eisenbahnwagens, und träumt, wenn er nach Hause gekommen ist, von diesen Dingen, und liest dann in Zeitungen von anderen ähnlichen Eindrücken, die sie in fernen Ländern erfahren haben und beschreiben. Wie soll da ein Versenken in sich selber, wie soll da ein Arbeiten des Geistes in seinen Tiefen über die Menge kommen? Sie wird immer rohstofflicher, sie wird immer sinnlicher. Der Genuß ist das Ziel, wornach gejagt wird, der Genuß, der so leicht ist wie das Fahren auf der Eisenbahn. An Stätten, wo die Kunst am öftesten an die Menge tritt, in Theatern und Büchern sucht man nur die Unterhaltung, und Theater und Bücher bequemen sich dazu, und die hohe Muse, die Freundin des hohen Menschen, die Wohlthäterin

des menschlichen Geschlechtes, verhüllt ihr Haupt und trauert. Es ist möglich, daß sich der Sinnengenuß noch steigert, und daß dann wie gewöhnlich Ekel und Umkehr eintritt. Es ist noch möglicher, daß der Mensch die großartige Erscheinung der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt, und was noch kommen mag, verarbeitet, sie als ein neues Gewicht in sein Leben aufnimmt, durch ihren Gebrauch die Ruhe nicht mehr verliert, vielmehr an ihr eine neue Kraft, gleichsam einen längeren Arm, für seine höheren Bestrebungen gewinnt. Es dürfte aber einige Zeit vergehen, bis dies eintritt. In dieser Zeit lasse sich keiner, dem Gott Kräfte zu künstlerischen Hervorbringungen verliehen hat, entmuthigen, und arbeite in höheren Kreisen, von seinem Geiste beseelt, muthig fort, wenn auch die Anerkennung nur von Eingeweihteren kommt, und der Lohn in seinem Bewußtsein liegt; denn dies gilt mehr, als die Kunst zum Vergnügungsmeister der Menge herabzusetzen, oder Dinge mit ihr in Verbindung zu bringen, die ihr fremd sind. Freilich ist es trostlos, wenn der Kunst die äußeren Mittel fehlen, und sie nach Brot gehen muß. Dann wäre es, wenn es nur irgend möglich ist, besser, der Ausübung einer Afterkunst, zu der man gezwungen ist, zu entsagen, und sein Brot auf anderen Wegen zu suchen. Und die, welche zwar nicht selber die Kunst ausüben, aber in reinem Sinne pflegen und für ferner stehende Kreise vermitteln, mögen nicht verzagen, im Dienste ihrer Sendung ausharren, und nur nach dem Hohen streben; etwa tragen sie doch ein Körnlein bei, jene Zeit, wenn uns noch ein beschieden sein sollte, herbeizuführen, in der wir uns neben di alten Griechen und neben einige Jahrhunderte des Mittelalters stellen dürfen.

Idealismus und Realismus in der Kunst.

(1867.)

In allen jenen Werken, welche im Alterthume und in den darauf folgenden Zeiten von den Völkern als Kunstwerke anerkannt worden sind, ist ein gemeinschaftliches Merkmal das Göttliche, das in ihnen liegt. Dies ist es, was nicht altert, was einer Zeitströmung nicht unterliegt, was jedes Volk und in jeder Zeit wieder erhebt und entzückt, so lange dieses Volk seine sittliche Würde nicht aufgibt, und in Niedrigkeit versinkt, wo dann freilich die Kunst von ihm flieht, oder ihr strahlendes Angesicht, wenn es noch von fernen Zeiten her schimmert, nicht mehr erkannt wird. Das höchste Werk, worin dieses Göttliche ausgedrückt wird, ist die Welt, die Gott erschaffen hat. Und wenn der Mensch das Göttliche durch die Kunst darstellen will, so ahmt er Theile der Welt nach. In der Malerei und in den zeichnenden Künsten ist es zu oberst der Mensch, der als Gegenstand dient, dann landschaftliche Gebilde, Blumen, Früchte, Thiere, ja selbst Erzeugnisse einer anderen Kunst, z. B. Gebäude, oder allerlei Dinge gewöhnlichen Gebrauches, Zimmer, Hallen, Geräthe u. s. w. Für den Menschen ist die bloße menschliche Gestalt die schönste Gestalt der Erde, und sie wird ihm am leichtesten zum Träger des Göttlichen, wenn in ihrem Ausdrucke sich dieses Göttliche spiegelt oder in Handlungen der Menschen zum Vorscheine kommt. Man wende mir nicht ein, daß dann das sogenannte Komische und

Humoristische aus der Kunst verbannt wäre. Im Gegentheile, das Komische kommt nur zu künstlerischer Verklärung durch die Grundlage der sittlichen Tiefe, die als Größtes dem Lächerlichen als Kleinstem gegenüber steht, welcher Gegensatz eben das Lachen hervorbringt. Darum lacht nur der Mensch, weil er ein Sittengesetz hat, das Thier lacht nicht. Ein Mann, der eine hohe Vernunftentwicklung hat, sieht die Gegensätze zwischen den Thorheiten der Menschen und den Forderungen der Vernunft schärfer als andere, er hat also auch ein viel größeres Feld des Lächerlichen und Humoristischen. Ein großer Denker, dessen Name mir zu dieser Sache nicht im Gedächtnisse ist, sagt: „Die Franzosen bringen es nicht zu einem rechten Lächerlichen, weil ihnen der rechte Ernst fehlt." Ich erlaube mir, auf die Abschnitte über das Lächerliche und den Humor in Jean Pauls Vorschule zu verweisen, vielleicht das Tiefste über diese Gegenstände. Schwieriger drückt sich dem Künstler in der Landschaft oder gar in den genannten anderen Gegenständen das Göttliche aus. In der Natur und ihren Gestaltungen, als von Gott ausgegangen, liegt es. Es kommt nur darauf an, es zu fassen und zu bringen. Wenn die Malerei Dinge, die Menschen gemacht haben, darstellt, so hängt der Kunsterfolg häufig schon von dem ab, was der erste Werkmeister als Göttliches in sein Erzeugniß zu legen vermochte.

Aus dem bisher Gesagten würden sich jetzt die landläufigen Ausdrücke in der Kunst: Realismus, Idealismus, Styl erklären. Realismus (Gegenständlichkeit) wird so gerne geradehin verdammt. Aber ist nicht Gott in seiner Welt am allerrealsten? Ahmt die Kunst Theile der Welt nach, so muß sie dieselben den wirklichen so ähnlich bringen, als nur möglich ist, d. h. sie muß

den höchsten Realismus besitzen. Hat sie aber über ihn hinaus nichts weiter, so ist sie nicht Kunst, der Realismus kann dann noch für die Naturwissenschaft Werth haben, für die Kunst ist er grobe Last. Idealismus ist aber jenes Göttliche, von dem ich oben sagte. Ist es in der Kunst dem größten Realismus als höchste Krone beigegeben, so steht das vollendete Kunstwerk da. Wie bloßer Realismus grobe Last ist, so ist bloßer Idealismus unsichtbarer Dunst, oder Narrheit. Jean Paul sagt von solchen Idealisten in der Vorschule: „Sie malen den Äther mit Äther in Äther."

Die Idealisten, welche den Realismus so verachten, sind meist solche, die seiner nicht Herr werden können, und es mag mit ihrem Idealismus auch schwanken, und er dürfte eher nur Empfindelei sein; denn das hohe, gesunde Ideal wird gleich mit der rechten gesunden Gestalt geboren. Nach dem Gesagten ist uns Styl ein überflüssiges Wort, jedenfalls ist es ein gefährlich vieldeutiges, und Unzählige mögen sich darunter jene Darstellungsweise denken, die sie für schön halten, oder gar, an die sie sich gewöhnt haben.

Bisher ist von den Merkmalen des Kunstwerkes an sich gesprochen worden. Es kommt aber noch etwas hinzu. Jeder, der malt, zeichnet u. s. w., legt auch sich in sein Werk, bewußt oder unbewußt, ja oft wider Willen.

Der wahre Künstler bringt ohne Wissen das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. Und je größer und erhabener diese Seele ist, und je mächtiger und majestätischer sie das Göttliche faßt, das sie dann wiedergibt, desto mehr entzückt, erhebt und überwältigt uns das Werk. Der Afterkünstler bringt ebenfalls ohne Wissen Allerlei, nur kein Göttliches, in sein Werk: Verstandklügelei, Räthsel, sogenannte Allegorie, Rohheit, Nied-

rigkeit, selbst Schlechtigkeit, Verstandeslosigkeit, Seichtheit und Leere seines Gemüthes ꝛc. Kleine Gegenstände, Stillleben, sogenannte Genrestücke und dergleichen bedürfen eines besonders innigen, tiefen, heiteren, arglosen oder schalkhaften und humoristischen Gemüthes, weil das Ideal in der Kleinheit des Gegenstandes so schwierig zu finden ist. Daher geht der Afterkünstler solchen Dingen gewöhnlich aus dem Wege, und wählt große Stoffe, hinter denen er sich unbewußt verbirgt, und wählt er den kleinen Stoff, so entblößt die Kleinheit desselben erst recht den kleinen Künstler. Nicht blos in Darstellungen menschlicher Dinge, sondern auch in Landschaften u. s. w. können jene üblen Erscheinungen liegen, von denen ich sagte, und der echte Kunstfreund begreift Pechts Worte sehr gut, der gesagt hat, er habe Franzosen gekannt, die lasterhafte Landschaften gemalt haben. Ist mit solchen Niedrigkeiten, Seichtigkeiten, Anmaßungen u. dgl. ein gewisses und oft großes Geschick der Arbeit verbunden, dann kann der Unwille des Kunstfreundes sich bis zum sittlichen Zorne steigern, nur vor der schuldlosen und harmlosen Thorheit und Unmacht steht man mit verzeihendem Lächeln. Sonst sind eher Mängel der Arbeit zu übersehen, als bei vollendetster Arbeit Mangel des Ideals oder Dasein seines Gegentheils. Wie könnte uns sonst manches altdeutsche Werk mit bedeutenden Arbeitsfehlern so entzücken?

Daß zum Genusse eines Kunstwerkes auch ein eigenes Göttliches gebracht werden muß, wie es jeder mehr oder minder hat, ist begreiflich. Göthe sagt:

„Lebt nicht in dir des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' dich Göttliches entzücken?"

Über die Bedeutung des Stoffes bei einem Kunstwerke.

(1861.)

Der Stoff eines Kunstwerkes ist allerdings nicht gleichgiltig, und seine Großartigkeit hilft in Verbindung mit der entsprechenden Ausführung die Tiefe der Wirkung erzielen; allein bei dem Schwächerwerden der Ausführung verliert der Stoff allmälig seine Bedeutung, und ist bei schlechter Ausführung ganz und gar ohne Werth. Wir glauben diese Bemerkungen um so mehr machen zu müssen, als unsere Zeit, in welcher die stofflichen Angelegenheiten so sehr herrschen, auch in der Kunst geneigt ist, dem ledigen Stoffe zu huldigen, und ihn mit dem Kunstwerke zu verwechseln. Hiebei tritt als folgerechte Beigabe ein, daß der sinnfällige Theil, den jede Kunst als Ausdruck weg haben muß, in seiner Eigenschaft als Reiz auf die Sinne eine zu große Breite gewinnt, und die Schönheit, deren Diener er doch sein soll, verschlingt, daher unsere Zeit in der Malerei so gerne das Färben, in der Musik das Klingen liebt. Höhere Künstler unserer Zeit verschmähen wohl den bloßen Reiz der Sinne, und wenn das sich immer weiter ausbreitet, dann werden auch die Kunstgenießer in den weitesten Schichten sich von diesen Lockungen abwenden.

Dramatische Dichtung

und

Darstellung.

Über die Beziehung des Theaters zum Volke.

(1867.)

Den größten Antheil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung ist es fast ausschließlich die Leibesstärke, welche Bewunderung erregt. Wer große Lasten hebt, wer schwere Dinge weit schleudert, wer starke Gegenstände zerbricht, wer den tüchtigsten Gegner niederwirft, wer wuchtige Glieder seines Körpers daher trägt, wird angestaunt. Dann kommen in ihren Streitigkeiten die Kämpfe der Menschen gegen Menschen, und der durch Kraft den Feind bezwingt, und mit Muth und Zuversicht die Gefahren sucht, wird gefeiert, und es kommen die Heldensagen und die Heldenlieder. Und wie die Dinge zwischen Menschen und Menschen vorwärts schreiten, wird dann nicht nur mehr allein die Äußerlichkeit der einzelnen That betrachtet, sondern der Muth, die Tapferkeit, die Kühnheit, die ihr zu Grunde liegt, erhoben, ja, es wird die List, die Schlauheit, der Betrug, wodurch der Feind in die Falle gelockt und geschädigt wird, von den Angehörigen laut gepriesen. Dann wird die Freundestreue, die Treue der Kampfgenossen, die Treue und Liebe gegen seinen Stamm

als Hohes gelobt und geehrt. Erst spät gelangen die Menschen dazu, auch Großmuth gegen den Feind zu bejubeln. Und wie die Beziehungen zwischen den Stämmen sich mehren, tritt Klugheit in den Einrichtungen des Stammes, Gesetzesweisheit, kräftige Lenkung der Gemeinwesen und Hingabe an diese Angelegenheiten in die Reihe der lobenswerthen Dinge. Und was die Völker an dem Menschen groß achten, das dichten sie in größtem Maßstabe ihren Göttern an, die sie sich machten, und suchen dieses Göttliche wieder äußerlich darzustellen: in Sage, in Gesang, in Tanz, in Gebilden menschlicher Körper, ja in dem Baue ihrer Hütten und Tempel. Und so entstand die Kunst. Sie war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, in so ferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was Anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht. Darum trägt alle Kunst, bewußt oder unbewußt, den Schimmer ihrer Religionen, so assyrische Kunst, egyptische Kunst, indische Kunst, griechische Kunst, christliche Kunst. Und je höher die Menschen in ihrer Vorstellung über Gott und göttliche Dinge gelangten, desto höher stieg die Kunst. Das ganze Innere des Menschen ward in sie einbezogen, und auch alle jene Äußerlichkeiten, von denen oben gesprochen worden ist, behielten ihre Geltung, nur wurden sie in eine Werthordnung eingereiht, deren höchsten Platz die sittliche Größe behielt. Erst spät kamen die Menschen dahin, auch in der Welt des außer ihnen Erschaffenen das Walten des Göttlichen zu erkennen, in der Pracht der Wälder, der Berge, der Wüsten, des Meeres, des Sternenhimmels, und diese Dinge in die Offenbarungen ihrer Kunst einzuflechten. Ja, in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger, und bewundert ihn. So

ist die Kunst nicht nur eines der höchsten Dinge der Menschheit, sie ist ein Theil der menschlichen Bestimmung, des menschlichen Daseins selber. Als die Darstellung des Göttlichen im Reize kommt sie gleich nach dem Höchsten, was der Mensch hat, nach der Religion. Die Wissenschaft, dieses erhabene Gut des menschlichen Geschlechtes, folgt erst nach ihr, und wird desto höher, je mehr sie der Kunst dient, oder selbst Kunst wird. Man lese Humboldts Einleitung zum Kosmos. Die Völker hatten auf ihrem höchsten Gipfel der sittlichen Größe die höchste Kunst, und wenn sie herabsinken und nach dem Rohen zu greifen beginnen und nach dem groben Genusse, dann ist es immer zuerst die Kunst, die ihr Haupt verhüllt, und von dem entwürdigten Geschlechte flieht. Dann tritt die Afterkunst auf und schmeichelt den Lastern, den Begierden, den Niedrigkeiten, und erniedrigt die Erniedrigten noch mehr. Darauf sollten Alle, die Völker oder Theile von Völkern zu leiten haben, sorgsam achten; denn es ist ein Zeichen, daß auch andere Dinge im Verfalle begriffen sind: Sitte, Recht, Pflichtgefühl, Ordnung, Menschlichkeit, und wenn in früheren Zeiten diese Dinge zu Grunde gingen, so gingen Staaten und Völker zu Grunde. Wenn nun die Kunst ein so edles Gut der Menschheit ist, so ist ihre Pflege nicht blos die Pflicht des Einzelnen, sondern sie ist die Pflicht des Ganzen, wie ja immer, wenn Völker in ihrer schönsten Blüthe waren, Fürsten, Staaten und Gemeinwesen die Kunst ehrten und stützten.

Ein Zweig der dichtenden und mitunter der tönenden Kunst ist das Drama, in welchem durch Gespräche menschliche Handlungen, Schicksale, Leiden und Freuden dargestellt werden. Das Drama ist schon in den ältesten Zeiten entstanden. Es gesellte sich ihm dann eine andere Kunst hinzu, die Schauspielkunst,

durch welche von Menschen die Schicksale, die das Drama dichtet, einer Menge von Zuschauern und Zuhörern, wie eben geschehend, vorgeführt werden. Diese Kunst hat sich in neuer Zeit in Europa sehr ausgebreitet, jede größere Stadt hat ihr Schauspiel, in vielen wird täglich gespielt, und in den großen Hauptstädten sind mehrere Schauspielhäuser. Der Besuch des Theaters zum Genusse des Schauspieles ist für die Städter ein Bedürfniß geworden, und selbst die Bewohner des Landes, wenn sie in die Stadt kommen, versäumen in vielen Fällen das Theater nicht. Da nun in dem Schauspiele menschliche Thaten, Gefühle, Meinungen u. s. w. vorgeführt werden, so ist kein Zweifel, daß dies auf das Wesen der Zuschauer Einfluß hat, und bei so häufigem Genusse des Theaters allmälig ihre Lebensrichtungen mehr oder minder bestimmt. Besonders gilt dies von der Jugend, die alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Thaten überträgt, und um so sicherer eine bestimmte Färbung für das ganze Leben in sich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Ansichten und Meinungen, die in einer Zeit herrschen, die ganze Strömung des Zusammenhandelns der Menschen in dieser Zeit hervor geht, und weil die Städte die Mittelpunkte sind, aus denen das geistige Leben rings in das Land abfließt, so ist kein Zweifel, daß das Theater in unserer Zeit eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht so, wie das tägliche Einsaugen von allerlei Darstellungen menschlicher Handlungen, Empfindungen und dergleichen von Seite einer Menge von Menschen, die sich im gedrängten Zusammensein in der Aufnahme dieser Dinge noch wechselseitig steigern. Dies ist auch in früheren Zeiten schon erkannt worden und die gewichtigsten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben, man denke nur an den großen Geist Lessings.

Die Bühne ist vielfach die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Als die Stände von Oberösterreich zu dem Baue eines eigenen Theaters schritten, betonten sie die Nützlichkeit des „durch ein von allen ungereimten und unanständigen Possen gereinigtes Schauspiel der gesitteten Welt verschafften Vergnügens", und bei dem Baue leitete sie die gerechte Anerkennung des wichtigen Einflusses eines geregelten Schauspieles auf moralische Veredlung des Volkes, Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes, und die Würdigung des hiedurch dem Publikum überhaupt, so wie den Fremden zum Vortheile der bestehenden Gewerbe verschafften Vergnügens.

Aber weil das Theater eine Schule der Sitte und Bildung sein kann, so kann es auch eine Schule der Unsitte und Rohheit werden. Welche Richtung nimmt nun das Theater in unserer Zeit? Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geschrieben werden sollte, der sich in den gegenwärtigen Theatervorstellungen befindet. Ich beschränke mich nur auf das Kürzeste. Ein stehender, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellungen ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zu einander. Aber was für eine Liebe! Da sind die Liebenden gegen einander werthlos, sie belügen und betrügen sich, vorzugsweise belügen und betrügen sie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder u. s. w., und wenn sie sich dann heirathen und das Stück aus ist, so ist es ein sehr unterhaltendes Lustspiel oder Schauspiel gewesen. Edle Dichter haben die Liebe, diese holde Blume des menschlichen Geschlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet, und dann ist sie an ihrem Platze; aber hat die Menschheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Ist nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder da, der Kinder gegen die Eltern, der

Geschwister zu einander? Nicht noch Gattenliebe? Was hat schon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten gethan! Ist nicht Freundschaft da? Nicht Treue für seine Genossen, für seinen Stamm, für das Vaterland? Nicht Pflichtgefühl, Heldenmuth, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laster genug, die zermalmt werden sollten; sind nicht Thorheiten genug, die im Lustspiele zu geißeln wären? In neuester Zeit macht sich das sogenannte Volksstück breit. Es ist aber meist alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund seine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer sie für Verirrungen eines bedeutsamen Geistes, der unter besseren Umständen ein großer Trauerspiel-Dichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieser Märchen aufführen sehen, erscheint es uns edel, wahr und natürlich, so über alles Maß tief ist im Allgemeinen (es sind auch Ausnahmen) das Volksstück gesunken, es ist kläglich über jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder gesungen, die weder in der Wesenheit des Stückes, noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Gesang doch fast immer aus der Dichtung und dem Sänger hervor ging. Und derlei Werke werden jetzt am meisten aufgeführt und am meisten besucht. Um Einnahmen zu machen, wird das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselweise. Ich habe hier das schwärzeste Bild aufgerollt, es ist nicht überall gleich; aber meist ist es nicht gut. Das wirklich Dichterische des menschlichen Geschlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte angesammelt, wird viel zu weit zurückgelegt. Und wenn nicht gesteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker

sich empor raffen, so wird es immer schlechter, bis wir in dem baren Schlamme ankommen. Ich rufe mit einem Manne, dessen Name mir eben nicht gegenwärtig ist: „Bessert eure Theater, oder schließt sie alle.“ Da nun aber das Theater einmal ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, so kann das Schließen kaum geschehen, es erübrigt also nur das Bessern, daß wir diesen bedeutsamen Hebel zum Guten nicht verlieren, oder in sein Gegentheil umschlagen sehen. Und weil das Theater ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, und weil seine Folgen, gute und böse, nicht an dem Orte allein haften, in dem das Gebäude steht, sondern über Länder und Reiche fließen, so ist seine Regelung, Besserung, Instandehaltung eine öffentliche Sache, wie andere Dinge öffentliche Sachen sind, und muß durch öffentliche Mittel erstrebt werden. Wenn es geschieht, wenn das Theater seinem Zwecke mehr zugeführt wird, dann werden auch die Dichter nicht fehlen, welche das Rechte bringen, und es werden die Zuschauer nicht fehlen, welche nur das Rechte wollen. Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht, wie es z. B. im Mittelalter an den edelsten Bauten selbst bei geringen Dingen Freude hatte, was Nürnberg beweist, und was in unserem Lande sogar an den schönen Wegesäulen, die man noch oft an den abgelegensten Theilen des Mihelkreises findet, bewiesen wird, während jetzt diese Dinge meist sehr ungeschlacht verfertigt werden. Daß auch anderes mitwirken müsse, um das Publikum auf diese Höhe zu heben, z. B. Erziehung im Elternhause, ist klar. Eine Stadt, die ein treffliches Theater hat, lockt, wenn auch noch andere Annehmlichkeiten damit im Einklange stehen, gebildete Menschen herbei, in ihr zu wohnen, sie wird stets blühender, und ihre Blüthe verbreitet die Vortheile rings in das Land herum.

Auf welche Weise geholfen werden könnte, ist nicht Zweck dieser Zeilen, setzt auch sehr reifliche Erwägungen und Berathungen voraus.

Warum ich alle diese Dinge sage? Sie sind schon oft gesagt worden, und ich sage sie wieder. Und wenn sie sehr oft gesagt werden, so beginnt doch vielleicht allmälig die Heilung. Wenn auch nicht alles auf einen Schlag geändert werden kann, so erfreue den Menschenfreund doch das Beginnen der Änderung und das Streben nach Besserung.

Lucile Young-Grahn als Yelva.

(1856.)

Lucile Young-Grahn ist als Yelva in dem gleichnamigen Stücke in Linz aufgetreten. Es war kein selbstständiges Auftreten eines Theaterabendes, sondern, wie der Zettel sagte, ein Mitwirken. Der große Ruf dieser Künstlerin war dem Schreiber dieser Zeilen bekannt; aber sie selber hat er nie sehen können, da es ihm theils an Gelegenheit fehlte, theils, da ihm einmal in Wien die Gelegenheit geboten war, er in das bestürmte und überfüllte Schauspielhaus nicht dringen konnte. So groß der Ruf der Künstlerin ist, so erschien er durch die gestrige Vorstellung doch weit übertroffen. Ein ähnlicher Ruf ist schon vielen vorangegangen, wenige haben ihn so weit überragt, wie Lucile Grahn in ihrer gestrigen Leistung. Nach meinem Gefühle ist das gestern zur Anschauung gebrachte Kunstwerk nur den Werken eines einzigen außerordentlichen Schauspielers der unlängst vergangenen Zeiten zu vergleichen, denen der großen Sophie Schröder. So wie in allen Zweigen der Kunst die großartige Einheit des Ganzen und die Herrschaft der einen, einfachen, das Kunstwerk beherrschenden Idee das Wesen der Kunst begründet, die den

Menschen adelt und ihn über sich selbst erhebt, so wie diese Einheit überall sehr selten ist, und in neuer Zeit noch seltener zu werden und der bloßen Virtuosität den Platz zu überlassen droht: so sehr war in der Leistung der Lucile Grahn diese hohe, ungetrübte, über alles herrschende Einheit der Kunst vorhanden, wie sie in der schönsten Zeit des Wiener Hofburgtheaters nicht nur in den Rollen einzelner Künstler, sondern auch in dem gerundeten, sich unterordnenden Zusammenwirken aller hervor trat. Nicht die außerordentliche Wahrheit und Tiefe, womit die Künstlerin die einzelnen Züge des Gefühls und des Willens ohne das Mittel der Sprache darzustellen im Stande war, so sehr sie das Herz ergriffen und bewältigten, nicht das Hervorleuchten der einzelnen Blitze des Genies, so sehr sie entzückten, nicht das Aufhüllen des untersten Grundes der Seele durch eine Bewegung der Hand, des Mundes, der Augen, so anstaunenswürdig es war — nicht alles das ist die Kunst der Grahn, das treffen zuweilen auch im Einzelnen andere, oft treffen es auch nur bloße Talente (nur daß sie es nie zum Ganzen gestalten können) — nein, etwas anderes ist und war die Kunst der Künstlerin: die eine, einheitliche, große, starke und doch gute und tieffühlende Seele, mit der sie in der Lieblichkeit ihrer Naivetät auftrat, und die sie im Schmerze ihrer Entsagung, in der Kraft der Duldung und Überwindung der physischen Widerwärtigkeiten, in der Größe der fortgesetzten Selbstverläugnung, in dem erwachenden und steigenden Entzücken der wiedergefundenen Heimat, und in dem zermalmenden Schreck über die Gefahr des Geliebten unbeirrt bewahrte. Kein Zug, auch nicht der leiseste, war falsch, aber alle waren derselben tiefen Größe entstiegen, und bildeten und spiegelten diese Größe wieder. Eine solche

Einheitlichkeit und Einheit der Kunst wird durch keine Mühe und durch kein Studium hervorgebracht, sondern sie liegt in dem großen, weitschauenden Herzen, tritt aus solchem hervor, und findet dann die einzelnen Züge, wie schwierig und steinig die Wege in der Regel wohl auch sind, auf denen man diese Züge sammeln muß. Das rastlose Herz scheut dann nicht Mühe und Entsagung; denn zur Verherrlichung seines Ideales hat es die unsäglichste Geduld. Das ist das Genie, welches nicht Verstand, Vernunft, Wille, Thatkraft ist, sondern das alles zusammen, der ganze, große Mensch, so weit er sich in der darstellenden Kunst äußern kann. Man könnte nun, wenn man die Worte ins Unendliche vermehren wollte (der Stoff wäre dazu da), von den unübertrefflichen Einzelheiten reden: der tiefsühlenden Naivetät des ersten Auftretens, dem Schmerze der Entsagung, besonders beim Verlassen von Paris, dem unbegreiflich rührenden Weinen der Augen, dem Gebrochensein aber nicht Besiegtsein vom physischen Elende, der überragenden Größe selbst in diesem Gebrochensein, wo sie vor Fremden den Schmerz verbirgt, im Alleinsein ihn aber dann offenbart, da sie die aufbewahrte Vermählungsblume zerpflückt, dann wegwirft, und doch wieder nimmt und in dem Busen verbirgt, dem wundersam eindringenden Strahle des Erkennens der heimatlichen Räume, dem die Fesseln der Stummheit auflösenden, die Herzen der Zuschauer zerspaltenden Aufschrei bei Alfreds Gefahr (welchen Aufschrei in dieser Wahrheit nur etwa die Tragikerin Schröder hätte hervorbringen können) u. s. w.: aber das alles malt zuletzt doch nicht das ganze Bild, und kann nicht die Vorstellung von dem geben, was da erreicht wurde. Eines der schönsten dichterischen Gebilde wurde vor uns aufgestellt, welches uns erhob und beglückte, wie sehr es auch den

Schmerz der Seele erregte, und welches, wie alle echte Kunst thut, das gemeine, rohe Leben vor uns vergehen, und das höhere, ideale, rein menschliche vor uns aufblühen ließ. Man muß zu diesem dichterischen Bilde die Ebenbilder in den Werken der großen alten und neuen Künstler suchen, und die Zahl derer, die man gefunden hat, wird nicht groß sein.

Die Bühne unserer Stadt ist geweiht durch ein Werk dieser Art, und so sehr der Schreiber dieser Zeilen oft angeklagt wird, daß er seine Forderungen zu hoch stelle, und über die Kunst hinaus schreite, so gerne und so demüthig möchte er der wahren Kunst die Huldigung darbringen, wo sie ihm entgegen tritt.

Gewiß werden Hunderte der Zuschauer einstimmen, wenn ich sage, daß wir der Künstlerin den größten Dank schuldig sind, daß sie in unserer Stadt, die doch wohl ihrer untergeordneten Verhältnisse wegen keine Ansprüche gehabt hat, aufgetreten ist, und daß ihr Gott noch recht lange ihre wunderbare Gabe, selbst wenn sie nur in diesem einzigen Stücke bestände, zur Freude und zur Beglückung der Herzen bewahren möge, die solche Werke zu empfinden und mit Liebe zu vergelten im Stande ist.

Philippine Welser, von Redwitz.
(1859.)

Es möge mir vergönnt sein, heute eine kleine Bemerkung über dramatische Kunst zu bringen, wozu ich, obwohl ich diese Gedanken schon seit Jahren in mir trage, doch zunächst durch die neuliche Darstellung der „Philippine Welser" von Redwitz angeregt worden bin, auf welches Werk ich am Schlusse meiner Worte zurückkommen werde. Seit die dramatische Kunst in ihrer doppelten Äußerung als Dichtung und Darstellung ein stehendes und in vielen Städten ein tägliches Vergnügen der Menschen geworden ist, dürfte ihr Einfluß auf unser Geschlecht nicht blos als rein künstlerischer und menschlicher Einfluß, sondern auch als Einfluß auf unser gesellschaftliches Leben, auf das Staatsleben und auf das Leben der Völker ein weit größerer geworden sein, als man bei erster Betrachtung glauben sollte, ein größerer, als ihn alle andern Künste zu üben im Stande sind. Darum ist es traurig, daß der Freund der Kunst und der Menschheit, wenn er beide in dem hohen Sinne faßt, der ihnen zukommt, zu dem harten Ausspruche gedrängt wird, daß die dramatische Kunst vielleicht auf allen Bühnen in einer Art Verwilderung begriffen ist. Hiezu mag wohl zumeist der Umstand beitragen, daß eben diese Kunst tägliches Vergnügen geworden ist, und darum aufgehört hat, blos Kunst zu sein, und in Streben nach Vergnügung übergegangen ist. Als Folge davon sind Werke in großer Zahl entstanden, Dichtungen kann man sie nicht nennen, welche auf

Kunst keine Rücksicht nehmen, sondern lediglich die Wirkung auf die Zuschauer vor Augen haben, und diese Wirkung durch jedes Mittel, auf welches kleinere Geister verfallen, zu erreichen streben: durch abenteuerliche Verwicklungen, durch ersonnene Gefühle, durch unwahre Charaktere und, leider in großer Zahl, auch durch Unsitte, die nicht in der Kunst liegt, ja, die ihr ganz fremd ist, da das Wesen derselben als die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes gerade die Sitte ist. Andererseits haben sich auch manche Darsteller von Bühnenwerken, und ihre Zahl dürfte nicht gar gering sein, eben um Wirkung zu erzielen, zum Sklaven der Zuschauer gemacht, sie erlauschen, was etwa Beifall bringt, suchen es öfter vorzuführen, übertreiben es, und zuweilen sinkt einer noch unter die Tiefe der untern Stände hinab, was fast Erbarmen einflößen könnte. Wie da abzuhelfen sei, dürfte schwer sein, wenn nicht eben wieder die Kunst Hilfe brächte; denn sie ist es, deren Wirkungen auf jedermann die bleibendsten sind, wenn es nur gelänge, die Zudringlinge der Unkunst ferne zu halten.

Dies hat uns die Darstellung von Philippine Welser wieder recht lebhaft gezeigt. Der edle Dichter hat die einfachsten menschlichen Verhältnisse in ihrem natürlichen Verlaufe zum Stoffe gewählt. Die Neigung beider Geschlechter zu einander, in der Natur der Menschheit gegründet, ergreift zwei junge Wesen, die sie zur blinden Leidenschaft wachsen lassen, und in Hoffnung großen Glückes und baldiger Ausgleichung aller Mißstände die Schuld auf sich laden, ohne Beachtung der Kluft der Stände und, was noch weit mehr ist, ohne Erlangung des Segens der Eltern, sich ehelich zu verbinden. Die sittliche Folge bleibt nicht aus, und gerade dies gibt dem Werke das Merkmal des Kunstwerkes. Die Kluft der Stände bringt äußere Übel, die beseitigt

werden können und oft beseitigt worden sind, aber der Mangel elterlicher Zustimmung läßt kein Glück erscheinen, und frißt als Wurm ein jedes Labsal von dem Herzen. Der Schmerz der Väter über den schreienden Ungehorsam der Kinder kann nicht so leicht in Ruhe gebracht werden, und das Fügen in das Geschehene fließt nur in den Wellen einer entfernten Zeit heran. Entweder geht nun das Glück des Schuldigen in der Schuld unter, und erhebt und verklärt sich wieder in der Sühnung, was dann tragisch wäre, oder jene Zeitwellen kommen heran, die Väter sehen edle Eigenschaften an ihren Kindern, die Kinder bekennen die Schuld, die Väter verzeihen das Böse wegen des vorhandenen Guten, und der Segen kommt, und mit ihm das Glück. Den letzteren Weg hat die Geschichte und der Verfasser gewählt.

Wenn nun gleich gesagt werden muß, daß der Dichter die menschlichen und künstlerischen Nothwendigkeiten, die in diesem Stoffe liegen, nicht in ihrer gänzlichen Vollständigkeit gefaßt und durchgearbeitet hat, so folgten doch die Zuschauer aller Stände der Entwicklung dieser echt menschlichen Verhältnisse mit spannender Aufmerksamkeit und mit einem hingebenden Gefühle, welches ihnen das Mangelnde verdeckte, da das Gebotene in einer einfachen, oft auch tiefen Sprache gebracht wurde, welche wesentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgestrüppe der Amaranth verschieden ist, was wohl im Schäumen der damaligen Jugend des Verfassers erklärlich ist, aber von der Kunst nicht geduldet wird. Auch unsere Schauspieler waren von der Natürlichkeit des Vorgeführten ergriffen, alle, selbst die in den Nebenrollen, ergaben sich mit sichtlicher Liebe dem Stoffe, und alle erzielten einen um vieles größeren Erfolg, als ihnen ein widerstrebender Stoff zu gewähren im Stande ist.

Und nun fragen wir: Warum wird auf den Brettern, die nach des Sängers Ausspruch die Welt bedeuten, nicht öfter, nicht vorzugsweise, nicht immer Ähnliches geboten? Bleibt die Wirkung aus? Wenn die rechten Werke gewählt werden, ist sie nachhaltiger als bei den geringen Werken. Haben wir Mangel an trefflichen Stücken? Wenn wir unsere Schätze mustern, so zeigt sich ein Reichthum, daß man auf Jahre hin stets Abwechslung hat. Warum nehmen wir den Abhub über den Rhein herüber? und wenn wir alle Zeiten zusammenfassen, so ist unser Mittelmäßiges fast besser als ihr Bestes. Muß man immer Neues bringen? Das Neue muß auch vorgeführt werden, die neuen Kräfte müssen Raum haben, sich vor der Gegenwart entfalten zu können; aber es darf nicht schlechterdings eine Sucht nach Neuem entstehen. Wenn vom Neuen nur das Tüchtige genommen wird, und gerade die letzte Zeit hat uns einige gute Werke geliefert, so werden sich höhere Naturen der dramatischen Dichtung zuwenden, die unberufenen Zudringlichen werden fern gehalten werden, und die Zahl guter Stücke im Ernsten wie im Scherzhaften wird steigen. Nicht eine einzelne Bühne hat den Verfall verschuldet, wir alle haben es; nicht das Streben einzelner Bühnen, welches wirklich vorhanden ist, kann helfen, wir alle können es. Mögen Männer von gewichtigerer Stimme, als die meinige ist, ihr Wort erheben, und es eindringlicher als ich darstellen, was noth thut, mögen sich diese Stimmen mehren, mögen sie ins Volk dringen, und den entsprechenden Geist wach rufen, dann wird allgemach aber sicherer geholfen werden, als es durch Verordnungen oder einzelne Maßnahmen möglich wäre.

Über das Gastspiel der Frau Rettich in Linz.

(1862.)

Wenn die Kunst die Trägerin des Höchsten ist, was den Menschen bewegt, und wenn sie das, was die Religion an sich bietet, im Kleide des Reizes bringt, so ist die Dichtung der Gipfel der Kunst und die dramatische Dichtung eine der Spitzen dieser Kunst. Und ein Werk größter Art dieser reinen Kunst ist Schillers Braut von Messina. Es ist hier nicht der Platz, in die Worte „Schicksalstragödie" und „Unnatur der Chöre" einzugehen. Das Schicksal der Griechen, dem selbst die Götter unterlagen, ist einer der größten Gedanken des menschlichen Geistes, es ist die Empfindung des Sittengesetzes in antiker Art, dem jeder, der dagegen ankämpft, unterliegt, und um wie viel größer seine Kraft ist, die er dagegen anwendet, um so viel größer ist der Fels, den er auf sein eigenes Haupt lenkt. Aberglaube und Leidenschaft, insbesondere Hochmuth, Eigenwille und Herrschsucht bringen in der Braut von Messina das Entsetzliche in ein gewaltthätiges, hohes Fürstengeschlecht, und eben durch dieses Entsetzliche wird die Herrlichkeit des Sittengesetzes, über das man weggehen will, gesühnt, und was groß ist in dem Menschen, geht geläutert aus dem Anschauen dieses Werkes her-

vor. Möchten neue Dichter diese Seele jedes Dichtwerkes besser beachten, und statt des einfachen Unheils das tragische Unheil bringen. Die Chöre des Äschylos und Sophokles gehören zu dem Erhabensten der Kunst aller Völker, und die Einführung derselben in das neue Drama ist nur eine Frage der Geschicklichkeit, nicht der Kunst; denn die Kunst ist blos an das Ewige gebunden, und unterliegt keiner Zeit. Wohl können Menschen einer Zeit unter die Kunst gesun'en sein, dann aber wartet die Kunst, bis wieder andere Menschen kommen. Hat auch Schiller nicht den Chor des Äschylos und Sophokles zu erwecken vermocht, hat er ihn insbesonders zu sehr in die Handlung verflochten, so ist der Chor in der Braut von Messina doch eine der edelsten Gaben der deutschen Dichtkunst, und jeder künftige Chor, auf die Höhe des antiken gebracht, würde die unglaublichsten Wirkungen thun, weil in ihm mehr als irgendwo die übermannende Kraft der Sitte liegt, und in einer Art gebracht wird, die die eindringlichste ins Menschenherz ist, in der Lyrik. Der Mangel der Chöre ist ein großer Mangel des neuen Drama's. Die Hofschauspielerin Rettich hat gestern die Braut von Messina auf unsere Bühne gebracht. Diese Frau gehört noch zu jener Schule von Künstlern, denen ein Ideal gegeben ist, in deren Kunst eben jene Seele der Sitte liegt, von der eben gesprochen wurde. Diese Schule fängt an auszusterben, statt der Seele bringt man den Leib, und die Kunst geht verhüllten Hauptes von dannen. Ein Gemisch von Seelenhoheit, Zärtlichkeit, Herzensreinheit und Leidenschaft, Gemüthsbewegung, Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Gluth und Aberglauben war die Mutter in der Darstellung der Frau Rettich, und diese Mutter muß diese herrlichen und schrecklichen Söhne hervorbringen, die schon längst

vorgebildet in ihrer Seele lagen, sie muß dieses süße Bild einer Tochter bringen, die aus ihrem besten Innern kam, und die doch auch den Eigenwillen und das Feuer ihres Geschlechtes theilt. Diese Mutter mit diesen drei Kindern bringt das Schöne und Schreckliche hervor. Nicht leicht dürfte das Meisterhafte der Dichtung so klar und eindringlich werden, als gerade durch die Meisterschaft der Darstellung, wie wir sie gesehen haben; denn was als Seele der Dichtung angegeben wurde, erschien erst lebendig vor uns wandelnd in dieser Darstellung, deren Vollendung eine leuchtende Ganzheit war. Zu dieser Vollendung wirkte jeder Theil ihrer Darstellung als Diener hin, und beansprucht für sich keine Geltung, als eben dieses eine Ganze machen zu helfen, das als ein größtes und schönstes Kunstwerk vor uns trat. Die bei dieser Vorstellung versammelt waren, wurden auch auf das Lebhafteste von dieser Leistung ergriffen, und erhoben sich zu begeisterter Anerkennung. Die Frau Rettich wurde von den andern Schauspielern auf das Beste unterstützt. Die Söhne faßten ihre Rolle mit Feuer und tiefem Ernst. Die Chöre sprachen gut und würdig zusammen, dem älteren Chorführer muß die tiefste Anerkennung zugesprochen werden, sein Aufruf zur Rache gehört zu dem Größten, was die Schauspielkunst hervorbringen kann. Die äußerst junge Satran, welche ihren ersten Versuch vor unsern Lampen als Beatrice machte, bestand sehr gut in diesem Versuche. Ihr Spiel war rührend naiv und kindlich, ihr unbefangener Sinn kennt noch nicht anders als in der Dichtung die Gefühle, die sie darstellte, man erkennt in der jugendlichen Darstellerin die große Lehrerin, man erkennt das begeisterte Streben der Kunstjüngerin nach den hohen und süßen Früchten der Kunst, und ernstes Studium und reifende Jahre

werden jene Einfachheit, Rundung und Höhe geben, die im Gefolge der schönsten Kunst sind.

In einem kleinen, einaktigen, nach unserer Meinung trefflichen Schauspiele der Frau von Girardin „die Furcht vor der Freude", in welchem die ganze Umgebung einer Mutter, die um ihren getödteten Sohn trauert, in namenlose Angst geräth, als dieser Sohn plötzlich zurückkehrt, wie es denn der Mutter beizubringen sei, daß sie die Freude nicht zu stark ergreife oder gar tödte, und in welchem diese Umgebung nach allen Vorbereitungen und Lügen dennoch durch die Ahnung und den Scharfsinn der Mutter genöthigt ist, mit einem Male in der Sache herauszufahren, hat nach unserem Gefühle die Frau Rettich ein Spiel entwickelt, welches zu dem Allergrößten gehört, das man nur je in der Schauspielkunst erleben kann. Es war nicht mehr Spiel, es war eine wirkliche, hohe, geist- und seelenbegabte, glühend empfindende Mutter, die vor uns stand, deren Wesen, das die größte Tiefe offenbarte, sich stets gleich blieb, und die in dem Sturme der Freude über den wiedergefundenen Sohn und in der Gewalt des Ausrufes: „Man stirbt doch an der Freude nicht", einen Lichtstrom von Empfindung in unsere Brust goß, der, was es auch sonst noch Großes geben mag, doch das Schönste der menschlichen Natur ist, die Liebe der Mutter zum Kinde. Der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, daß er nach der überwältigenden Macht dieses Eindruckes am liebsten aus dem Schauspielhause gegangen wäre, um sich seine Empfindung in die Einsamkeit zu retten. Es konnte nichts Größeres kommen. Wirklich hat die meisterhafte Darstellung der Frau Rettich und

die treffliche aller andern in der lieblichen dramatischen Nachbildung der Erzählung Göthe's „Hermann und Dorothea" von Töpfer die Macht des Gefühles aus der früheren Darstellung nicht zu verwischen vermocht. Es wird wohl auch den Freunden Göthe's begegnet sein, daß sie empfanden, daß man, wie geschickt es auch Töpfer angefaßt hat, doch aus der reizenden, duftvollen Erzählung Göthe's, die in ihren Hexametern wie ein schöner, ruhiger Silberfluß dahin geht, in welchem sich die Dinge im Dämmerlichte des Geschehenen spiegeln, nicht die Unmittelbarkeit und lebendige Gegenwärtigkeit des Drama's heraus zu zaubern vermag, und um so weniger, je trefflicher die Erzählung ist; denn jeder künstlerische Stoff gebiert seine Gestalt mit sich, und sinkt, wenn man ihm eine andere aufzwingt. Der unkünstlerische Stoff nimmt jede Gestalt an. So hold und lieb der Eindruck dieses Idylls in der herrlichen Darstellung der Frau Rettich und in der vorzüglichen der andern war, konnte er doch, wenigstens bei dem Verfasser dieser Zeilen, das Gefühl der früheren Vorstellung nicht verwischen, und die Erinnerung an Göthe nicht austilgen.

Da ich meinem Lebensalter zufolge ziemlich weit in die Schauspielzustände zurück reiche, und das alte Burgtheater in Wien vor sechsunddreißig Jahren kannte, als man es die erste deutsche Bühne zu nennen pflegte, so gestatte ich mir über das Gastspiel der Frau Rettich noch einige Bemerkungen, wobei ich immer zu beachten bitte, daß mich nicht Theaterrecensententhum oder Sucht, mich in solche Dinge zu mischen, leiten, sondern daß ich schon seit vielen Jahren zuweilen, wenn ein Kunstwerk mir eine besonders hohe Freude machte, diese Freude auszusprechen

pflegte, theils, um etwa andern auch durch den Genuß dieses Werkes wieder Freude zu bereiten, theils um das Urtheil eines einzelnen Mannes darzulegen, das vielleicht ein Steinchen beiträgt, das Urtheil der Zeitgenossen über ein Kunstwerk zu bilden. Und für den Schauspieler ist die Gegenwart doppelt wesentlich, da sein Werk nicht auf die Nachwelt gelangt, und das Urtheil nicht verbessert werden kann, wenn etwa die Mitwelt über ihn ungerecht gewesen wäre. In der dargelegten Liebe nicht blos der Kunstfreunde, wie ich, sondern der Besten im Leben und in der Kunst dauert aber der ewig fort, dessen Werk sonst der Augenblick gebar und der Augenblick verschlang. Wären die süßen Töne Orpheus' bekannt, wenn nicht große Griechen über ihn gesprochen hätten? wäre uns Roscius so lieb, wenn ihn nicht Cicero vertheidigt hätte, und wäre unser großer Meister Anschütz vor dem Ruhme jüngerer, emporstrebender Geschlechter so gesichert, wenn nicht Tiecks dramaturgische Blätter wären? Und in der Kunst soll jeder, dem ein Gefühl dafür ward, redlich mithelfen, daß sie in ihrer Ungeschminktheit aufrecht stehe oder errichtet werde; denn sie ist doch das höchste irdische Ding, sie ist ein menschlicher Selbstzweck, während alles, dessenthalb man sich gewöhnlich so müht, die Geschäfte der höchsten Staatseinrichtungen, so nöthig sie sind, doch nur Mittel darstellen, um durch sie das Menschlichste menschlich zu erreichen, selbst die herrliche Wissenschaft ist in so lange nur Mittel, bis sie nicht Kunst wird, und als solche sich zur Kunst und Religion gesellt, wenn sie nämlich ihr Wahres als Schönes und Gutes vorzuführen versteht. Und so sehr einige Kunstzweige in unserer Zeit wieder emporstreben, so neigt die Zeit im Großen doch sehr zum Rohen, zum blos Stofflichen, zum Mittel hin, und beginnt gemach sich selbst ihr Grab zu graben. Insbeson-

dere neigt die Schauspielkunst zum Virtuosenthum, zum Darstellen der schwierigsten Einzelheiten, oder, wenn es höher kommt, zum Materialismus, dem Darstellen der äußern Wirklichkeit, worin es mancher bis zum Widerlichen bringt, und welche von künstlerischer Wahrheit sehr weit entfernt ist; denn sonst müßte, wie Jean Paul sagt, jede Blume in der Dichtkunst so langsam wachsen, wie in der Natur, und noch dazu unter so vielem Grase. Das Sittengesetz, durch den Reiz der Kunst zur Anschauung gebracht, ist der Kern der Kunst, wie es als Gutes das Wesen der Religion, als Wahres das der Wissenschaft ist. Othello darf nicht sterben wie einer, der mit einem Stiche in dem Leibe im nahen Lazarethe seine Seele aushaucht. Wenn er lazarethartig stirbt, stirbt er gewiß anscheinend wirklicher; aber er stirbt künstlerisch wahrer, wenn er den ungeheuren Frevel, zu dem ihn blinde Leidenschaft geführt, sühnend, in Kraftworten dies ausspricht, sich den Dolch ins Herz stößt, und dann uns mit den Zuckungen und Bäumungen verschont, die bei einem solchen Sterbenden sonst vorkommen mögen. Oder ist Mephisto, den Göthe mit der Kraft des Verstandes und mit der Schärfe des spottenden Wortes ausgerüstet hat, damit wir uns, da ihm sonst jede Äußerung des Sittengesetzes fehlt, doch an diesen Dingen als an einer Stärke halten (denn nach demselben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrlose Schwäche, mithin als Glied eines Kunstwerkes völlig unbrauchbar, da er den einfachen Ekel erregte) — ich frage, ist Mephisto noch zu ertragen, wenn der Schauspieler jenen Antheil von Kraft, den ihm Göthe dem anfangs schwachen Faust gegenüber gegeben hat, in den Schatten stellte, und sich durch allerlei häßliche Geberden und ekle Handlungen dem Teufel Jean Pauls zu

nähern bemüht wäre, und ein gemeiner Teufel würde? Ich führe dies an, weil in unsern Tagen vielfach Schauspieler und Schauspielbesucher an bloßer Wirklichkeit, die man sonst auch Realismus zu nennen pflegt, hängen, und diese Sache, die noch dazu die Verführung des Leichteren an sich hat, also die Genielosigkeit anlockt, sich auszubreiten den Anschein nimmt. Die im Sittengesetze liegende Würde und Hoheit des menschlichen Wesens muß in der Brust des Künstlers stärker als in der jedes andern Menschen leben, dann wird er das Ganze des Kunstwerkes, daran er als Schauspieler einen Theil darzustellen hat, erfassen, er wird seinen Theil geistig leben, und dann wird sich auch der Antheil Realismus, der unumgänglich nöthig ist, leicht einstellen, und die Darstellung wird künstlerisch wahrer werden, als wenn sie blos äußerlich wirklich wäre, und wir werden durch diese Innerlichkeit erhoben und bewundernd das Schauspielhaus verlassen, statt durch die Äußerlichkeit blos in Erregung und Verwunderung gebracht worden zu sein. Während meines zweiundzwanzigjährigen Aufenthaltes in Wien lernte ich eine Schauspielschule kennen, die diesem Ziele der Innerlichkeit als dem Höchsten zustrebte, ich kannte noch einen Künstler alter Zeit, der, wenn er seine Rolle nicht zu leben vermochte, sie auch nicht spielen konnte, der aber, wenn er sie lebte, sie äußerlich fast jedesmal anders gab, und jedesmal hinriß*). Ich glaube, daß im Wiener Burgtheater dieses Streben nicht ausgestorben ist. Die Frau Rettich, deren Spiel, kleine Unterbrechungen abgerechnet, ich lange nicht gesehen habe, kann eine Priesterin dieses Strebens genannt werden, und ist, wie ich meine, manche Stufe der Leiter dieses Strebens im Laufe der letzten Jahre emporgestiegen. Ich habe

*) Lange.

einst öfter zu den Tadlern der Frau Rettich gehört, wenn sie, durch ihre tieffühlende Natur hingerissen, der Empfindung ausschließlich Raum zu geben und über die Grenze künstlerischer Rundung hinaus zu gehen schien. Jetzt habe ich sie in einer Reihe von Darstellungen gesehen, und meine, daß sie den Mangel, wenn es einer war, verbessert hat. Ihr Spiel ist groß, einfach, durchsichtig, gerundet und immer aus dem Innersten heraus gebaut, und wie ich schon vor Jahren in manchem, z. B. in der Darstellung der Magaretha im Egmont, sie bewundert hatte, so erstreckte sich bei diesen Darstellungen die Bewunderung jetzt auf alles. Es ist wohl klar, daß die Frau Rettich nicht alle ihre Rollen zur Bewunderung spielen wird, daß sie auch in ihren großen Leistungen nicht in jedem Theile vollständig harmonisch und künstlerisch gerundet sein wird, das wäre ja nicht in der menschlichen Natur; aber sie ist eine große Künstlerin geworden, und ihre besten Leistungen tragen den Stempel künstlerischer Vollendung, wie jeder Meister Werke hat, die seine besten sind. Als Electra hat sie mich in der tiefsten Seele bewegt, und oft erschüttert, wenn mir auch das Spiel in dieser Rolle nicht in allen Theilen so völlig abgerundet erschienen ist, als es die Vollendung eines Kunstwerkes erfordert, aber als Agnes in dem neuen Schauspiele von Putlitz „Waldemar" stellte sie ein so wohlgegliedertes Ganze hin, daß diese Frau wahr, lebendig und groß vor uns stand. Diese Leistung gehört zu dem Größten, was die darstellende Kunst überhaupt zu Stande bringen kann. Wenn die Erinnerung Jahre, welche zwischen Kunstleistungen liegen, auszugleichen im Stande wäre, so würde ich die Frau Rettich in ihren jetzigen besten Leistungen der Frau Schröder an die Seite stellen, die mich in meiner Jugend erfaßt und erschüttert hatte.

Vergleichungen, sagt man, hinken, und es ist wahr, da jedes Große immer ein eigenes Selbst ist; ferner können Vergleichungen nicht immer unmittelbar gemacht werden, vorzüglich wenn, wie hier, zwischen dem Verglichenen so viele Zeit liegt; aber der Mensch ist einmal geneigt, und thut es auch, das, was er liebt, zusammenzustellen und es abzuwägen.

Julie Rettich.

(1866.)

Es sei einem Manne gegönnt, der in langem Siechthume befangen war und dem Wiedergenesung winkt, einer Freundin, welche mit ihm zugleich einem schweren Leiden hingegeben war und in ein besseres Jenseits gegangen ist, einen kleinen Zweig auf das Grab zu legen. Es soll kein Kranz sein, der ihrem Wirken gebührt, keine Blätter, die ihr Leben darstellen, sondern nur ein Wort der Verehrung und des Schmerzes. Julie Rettich ist in Wien begraben worden. Seit dem Tage, da sie als Fräulein Gley in „des Meeres und der Liebe Wellen" alle, denen ein tieferes Wesen in der Seele ist, mit hoher Freude erfüllt hat, ist sie in vielen Jahren als würdevolle Priesterin edelster Kunst im Burgtheater thätig gewesen. Wenn man sagt, daß die Schaubühne ein Tempel der Gesittung und Größe sein kann, und wenn, so die Bühne dieses Ziel nicht erreicht, sie eine Schule des Lasters und der Verderbniß zu werden vermag, ja, wenn der

Menschenfreund in unseren Tagen bitter klagen muß, daß sie auf diesem Wege eilig weiter geht, weshalb ein Mann der Kunst und der Menschheit den Ausspruch that, man suche die Bühne mit allen Mitteln, die sich tausendfach lohnen, zu heben, oder schließe sie gänzlich — wenn es so ist, und es ist so: dann ist die Gestalt der edlen Frau Julie Rettich desto verehrungswürdiger, und die Welt hat einen desto größeren Verlust erlitten. Was man auch gesagt hat, daß sie fehle, daß sie dieses oder jenes anders gestalten solle, daß sie an die Schröder nicht hinan reiche, so war das, wenn es gründlich und wohlwollend war, ein Wink zu ihrem Fortschreiten; jetzt aber ist es unnütz zu reden, was sie nicht war; und wir fühlen nur, was sie war, und selbst ihre Tadler werden es fühlen. Sie ist eine Größe gewesen, deren Ersatz nicht leicht zu finden sein wird. Wenn Darstellungen lediglicher Leidenschaft, tobender Empfindungen, ausschweifender Absonderlichkeiten, roher Wirklichkeiten von dem Haufen beklatscht werden, und wenn selbst Künstler besserer Art nach dem Aftergolde dieses Ruhmes haschen, so that Julie Rettich dieses nie; in ihren Leistungen war immer der Hauch der hohen, reinen, großartigen Menschlichkeit, die uns über uns empor hebt, und uns edler macht, und die die Seele jeder Kunst ist. Ja, selbst durch jene ihrer Gebilde, an denen Einzelnes getadelt werden konnte, und durch ihre Darstellung der erschütterndsten Gefühle ging dieser Schritt der Größe; in jenen ihrer Kunstschöpfungen aber, die vollendet waren, strahlte diese Größe in ganzer Fülle, und wird von denen, die sie in sich aufgenommen haben, nicht vergessen werden. „Flüchtig ist des Mimen Kunst," sagt Schiller, und in der That scheint, wenn der Vorhang herunter ist, das Zauberreich geendet, und das Nichts an seiner Stelle, während

Denkmale der Baukunst Jahrhunderte stehen, Bilder des Pinsels Jahrhunderte blühen, Werke des Dichters in Jahrhunderte hinab klingen. Aber doch ist die Vergänglichkeit der Schauspielkunstwerke auch zum Theile wieder nur Schein; denn wenn große Gemüther das Wunderwerk der Darstellung in sich gesogen haben, geben sie dem Wunderwerke Worte, und diese Worte dauern in die Zeiten. Wer liest nicht heute noch mit Rührung, was Cicero von seinem edlen Freunde, dem Schauspieler Roscius, vor zweitausend Jahren gesagt hat. Andere, wenn sie durch würdevolle Schauspieldarstellungen feiner, höher, edler werden, pflanzen diesen Samen bewußt oder unbewußt in ihre Umgebung, in ihre Freunde, in ihre Kinder, und die Folge geht in unabsehliche Zeiten. Und so hat Julie Rettich auf Tausende gewirkt, und so danken ihr Tausende entweder in ausdrücklicher Erkenntniß oder in dunklem Gefühle in das Jenseits hinüber. Wir aber, die ihr näher standen, und das warme Herz kannten, das sie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendsten Menschen trug, werden dieses Herz verehren, und um dasselbe trauern, bis unsere Herzen selber zu schlagen aufgehört haben.

Kirchliche Bauwerke.

Über den geschnitzten Hochaltar in der Kirche zu Kefermarkt.

(1853.)

In Kefermarkt, einem kleinen Marktflecken zwischen Freistadt und Linz, in jenem hügeligen Hochlande des Erzherzogthumes Österreich ob der Enns, das von dem Flusse Mihl den Namen Mihlviertel trägt, und den Naturfreunden durch seine eigenthümliche, zerrissene, zerklüftete, bald öde, bald höchst anmuthige Beschaffenheit die größte Theilnahme einflößt, befindet sich in der dortigen Pfarrkirche ein Kunstwerk hohen Werthes und Ranges, das, wenn es bekannt wird, zahlreiche Kunstfreunde zu sich locken und mit Freude und Bewunderung erfüllt entlassen wird, und von dem sich die Frage aufwirft: wie ist es in diesen schönen, abgelegenen Thalwinkel, durch den nicht einmal eine Hauptstraße führt, in die ebenfalls ein Kunstwerk der Baukunst darstellende Kirche gelangt, wie sind beide entstanden, und wie konnten beide so lange unbekannt bleiben? Die letzte Frage beantwortet sich aus dem Verfalle jedes Kunstsinnes und jeder Kenntniß der Kunst seit dem sechzehnten Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten, besonders aus der mit dem entweihten Namen „vernünftig" belegten Barbarei des vorigen Jahrhunderts. Einst mußte man

wohl die Schönheit dieses Werkes geliebt haben, sonst wäre es nicht entstanden, wenn man auch seinen hohen Werth inniger Naivetät nicht so gefühlt haben mag, wie ja das naive Kind nicht weiß, daß es naiv ist, wie die Unschuld nicht weiß, daß sie unschuldig ist. Dann kamen Zeiten, in denen der Werth des Kunstwerkes verkannt, ja als Trödel einer beschränkten, bigotten Zeit verachtet wurde, wie die abscheulichen Verbesserungen, die man anbrachte, beweisen. Auf solche Art ging die Kenntniß des künstlerischen Schatzes verloren, und außer einzelnen Freunden der Kunst, die sich an dem Werke zu verschiedenen Zeiten ergötzten und die Überlieferung von demselben auf ihres Gleichen fortpflanzten, war die größere Menge der Menschen mit dem Dasein desselben unbekannt. Leider trug hiezu ein Fehler auch das Seinige bei, mit dem der Österreicher so gerne behaftet ist, von dem man nicht weiß, soll man ihn Bescheidenheit oder Trägheit nennen (vielleicht ist es ein Gemisch von beiden), der ihn verleitet, wenn er etwas Herrliches besitzt oder gethan hat, sich daran zu freuen, weiter aber kein Aufheben davon zu machen, selbst in dem Falle nicht, wo Verbreitung sogar Pflicht für das Schöne und Gute und Pflicht gegen die Nebenmenschen wäre. Die erste Frage wird sich zum Theile im Verlaufe dieses Berichtes beantworten, soweit es mir nämlich bisher möglich ist, Aufklärungen über diese Thatsache zu geben.

Das Kunstwerk aber ist ein aus Lindenholz geschnitzter Hochaltar aus dem 15. oder Anfange des 16. Jahrhunderts.

Das Schiff der Kirche von Kefermarkt hat seine Richtung beinahe von West nach Ost. Im Osten ist das Presbyterium, das zwei Stufen über dem Fußboden der Kirche erhöht und von fünf in einen Halbkreis gestellten Fenstern erhellt ist.

In diesem Presbyterium steht der Altar, der so sehr nach der Kirche gebildet ist, daß er ein untrennbares Ganze mit ihr macht, daß er mit seiner Spitze bis gegen den Scheitel des Gewölbes reicht, daß die Seitenräume im rechten Verhältnisse sind, und daß er im Presbyterium wie in einer zu seiner Verherrlichung zierlich erbauten Glocke oder Nische emporragt. Er hat (wie das bei solchen Werken fast durchgehends der Fall ist) die Gestalt einer Monstranze. Auf den Steinplatten des Presbyteriums steht der Fuß der Monstranze. Dieser trägt einen viereckigen Rahmen, in dessen Innerem drei Figuren von ganzer Arbeit auf Sockeln stehen. An dem Rahmen sind zwei Seitenflügel, gleichsam Thüren, welche zusammen vier Bilder in halb erhabener Arbeit tragen. Auf den Flügeln stehen zwei ganze Figuren und zwischen ihnen baut sich der Giebel aus Ornamenten und Figuren auf. Die Höhe des Altares, so weit die wegen der Hindernisse vorläufig nur mit Schnüren gemachten Messungen Verläßlichkeit gewähren, beträgt 42′ 6″, davon kommen auf den Fuß 10′ 2″, auf das Mittelstück 9′ 9″ und auf den Giebel 22′ 7″. Die Breite des Altares beträgt 20′.

Über die Beschaffenheit der Vorderseite des Fußes kann dieser Bericht keinen Aufschluß geben, weil die ganze Breite des Presbyteriums unmittelbar vor dem Altare bis zum Rahmen des Mittelstückes mit einer schwarzen Bretterwand verschlagen ist, in der sich zwei Thüren befinden, die gestatten, daß man um den Altar gehen kann.

An der Rückseite des Fußes sieht man, daß sein Körper aus mächtigen Steinquadern gebaut ist, um die bedeutende Last des Altares tragen zu können. Wahrscheinlich ist die Vorderseite desselben, wie in allen ähnlichen Werken und wie der nicht verbaute

Theil ahnen läßt, mit Schnitzereien bedeckt. Vor der genannten Bretterwand steht dermalen ein moderner Altartisch mit einem Tabernakel, den der alte Altar nicht hat, weil in früheren Zeiten das Allerheiligste in der Regel in einem eigenen Orte, dem sogenannten Sacramentshäuschen, aufbewahrt wurde. Auf der Bretterwand stehen außerdem noch vergoldete Büsten, die vor der Schnitzerei emporragen und einen Theil derselben bedecken.

Unmittelbar auf dem Fuße steht nun der Rahmen, der den Haupttheil des Altares ausmacht. In ihm befindet sich als Mittelfigur die Gestalt des heiligen Wolfgang im Bischofornate, mit einem Buche und dem Hirtenstabe. Zu seiner Rechten steht der Apostelfürst Petrus mit dem Oberhirtenstabe und dem Schlüssel, und zur Linken der heilige Christophorus mit dem Jesuskinde. Die Figuren mögen etwas über sechs Fuß hoch sein. Sie stehen auf geschnitzten Sockeln, die man aber derzeit nicht genau untersuchen kann, da sie hinter der Bretterwand hinab gehen. Außer den drei Hauptfiguren sind in die Verzierungen dieses Raumes noch 18 kleinere Figuren vertheilt, die Engel und die Gestalten nicht gerechnet, welche an den Sockeln verschlungen vorkommen. Zwischen den Figuren und an ihnen laufen Säulenornamente empor, und über den Häuptern schweben Verzierungs-Baldachine. Der Rahmen ist ebenfalls mit Verzierungen bedeckt, und trägt über sich eine Gallerie von Ornamenten.

Zur Rechten dieses Hauptstückes (vom Altare aus genommen) trägt der Flügel zwei Reliefbilder in Rahmen. Das obere ist die Verkündigung des Engels mit 12 Figuren, das untere das Opfer der heiligen drei Könige mit 9 Figuren. Der linke Flügel mit ebenfalls zwei Reliefbildern hat oben die Geburt Christi mit 13 Figuren (ohne die Hirten im Hintergrunde) und

unten den Tod der heiligen Jungfrau Maria mit 15 Figuren. Die Rahmen der Reliefbilder sind wieder mit Ornamenten bedeckt.

Der Hauptrahmen mit den zwei Seitenflügeln bildet den Mittelttheil des Altares.

Auf dem erhebt sich der Giebel. Derselbe besteht aus der höchsten Mittelsäule und je fünf kleinern Nebensäulen. Diese sind nicht blos einzeln durchbrochen, sondern unter sich wieder durch Ornamente verbunden, so daß alle eilf ein leichtes und schwebendes Ganze ausmachen. Die Mittelsäule hat 3 Figuren, die zwei nächsten schwächeren Säulen haben jede nur eine Figur, und die zwei nach ihnen kommenden, wieder stärkeren Säulen haben jede eine Figur und eine Büste. Die übrigen sechs Säulen sind ohne Figur. Zur Rechten des Giebels steht, wie gesagt worden ist, eine ganze Figur, die Gestalt des heiligen Georg, und zur Linken die des heiligen Florian. Beide sind über sechs Fuß hoch und in mittelalterlicher Ritterrüstung. Die emporgehenden geraden und gewundenen Stäbe der Säulen, die Baldachine und die Untersätze sind mit größeren und kleineren sogenannten Tulpen verziert.

Der Altar hat also im Ganzen 79 Figuren, zwei Büsten, die Figuren der Untersätze und den Lindwurm des heiligen Georg. Hiezu kommen noch die Figuren, die sich an dem Fuße befinden mögen.

Über die Entstehungsgeschichte des Altares kann dieser Bericht vorläufig nur wenig angeben. Die Kirche wurde von Heinrich Grafen von Zelking, der auf der Burg Weinberg neben dem Orte Weinberg hauste, erbaut. Ich habe zwar die Urkunde hierüber nicht selbst gesehen, da ich die Nachforschungen über die

Geschichte der Kirche und des Altares einer späteren Zeit vorbehalten mußte, aber es wurde mir das Dasein derselben von glaubwürdigen Personen versichert. Ein Grabmal des Grafen Heinrich von Zelking mit dessen lebensgroßer, halb erhabener Figur in rothem Marmor ist in der Kirche vorhanden, und eine Inschrift desselben besagt den Tod des Grafen als im Jahre 1492 erfolgt. Auf der dem Altare zugekehrten Seite einer Gewölbsrippe zwischen der Kirche und dem Presbyterium stehen auf der Tünche mit schwarzer Farbe in modernen Buchstaben die Worte: DEDICATUM n. MCCCCLXXII. Wenn die Vermuthung erlaubt ist, daß die Worte an der Gewölbsrippe eingegraben oder auf eine andere Art vorfindlich waren, und nach der Übertünchung des Innern der Kirche auf die Tünche gesetzt wurden, wie ja auch die ursprüngliche Grabschrift des Grafen Heinrich von Zelking in modernen Buchstaben auf die Tünche des Presbyteriums gesetzt worden ist, so dürfte nach dem Sinne des Dedicatum dasselbe auf den Altar Bezug haben, er also im Jahre 1472 aufgestellt oder begonnen worden sein. Nach dem Style und der Bauart ist er zu Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhundertes entstanden. Wenn die Gestalt und die Gesichtszüge des Grafen Heinrich von Zelking nur einigermaßen auf seinem Grabmale getroffen sind — und man darf dies um so eher vermuthen, da das Werk charakteristisch und nicht ohne Kunstwerth ist — so wäre aus dieser hohen und edlen Stirne und aus dem verständigen Ausdrucke des Angesichtes mit Recht zu schließen, daß er ein Freund der schönen Kunst gewesen sein, und zu dem frommen Werke seines Kirchenbaues die ersten Meister seiner Zeit berufen haben möge. Anderntheils aber hätte ich mir aus der Zeit der Verzierungen, aus der Art der

Faltengebung und besonders aus der Zeichnung und Haltung der Figuren die Ansicht gebildet, daß der Altar aus einer Zeichnung oder wohl gar aus der unmittelbaren Leitung Albrecht Dürers hervorgegangen sei. Allein dem widerspricht die obige Zeitrechnung. Auch könnte der Fall sein, daß das Werk nach Bildern von Dürer zusammengestellt worden sei, wodurch es aber in eine noch spätere Zeit hinaus gerückt würde, welcher der Styl nicht mehr entspricht, und wodurch es gewiß nicht die große Übereinstimmung seiner Theile erlangt hätte. Wie dem aber auch sei, jedenfalls rechtfertigt die Schönheit des Inneren der Kirche sowohl in allen Raumesverhältnissen als auch im Einzelnen der Baulinien die Vermuthung, daß hier die geschicktesten Hände einer reichen und kunstbegabten Zeit thätig gewesen sind. Man erzählt, daß sich in den fünf Presbyterialfenstern auch kostbare Glasmalereien befunden haben und nach Laxenburg übertragen worden seien. Wenigstens haben diese Fenster jetzt moderne, große, viereckige Glastafeln, und entbehren der steinernen Bogenrosetten, die an den andern Fenstern der Kirche vorhanden sind, an denen sich auch noch die alten, vieleckigen, kleinen Glasscheiben befinden. Ich werde der Geschichte der Kirche und des Altares in der folgenden Zeit noch weiter nachforschen, vielleicht gelingt es, die Widersprüche in etwas aufzuklären, und ich werde dann das Weitere veröffentlichen, so wie überhaupt eine Einzelbeschreibung dieser Kirche und ihrer Werke nicht unwichtig sein dürfte.

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß die Kirche und der Altar von Kefermarkt in dem mittelalterlich deutschen (sogenannten gothischen) Style gebaut sind. Sie stammen aus der Zeit, wo man schon aus der Strenge des Styles heraus zu gehen

anfing, und ihm durch Weiche und Rundung Anmuth und Milde zu geben bestrebt war, ihn aber im Laufe der Zeiten dadurch verflachte und verwässerte, so daß er seine alte Würde und Reinheit verlor. Aber immer sind noch Kirche und Altar so rein, klar und strenge, daß sie ein Bild der edelsten Schönheit darstellen. Wenn auch das Innere der Kirche so frei, leicht und heiter ist, daß man sich in ihr heilig und würdevoll umfangen fühlt, wenn auch ihre Theile, selbst die kleinsten, wie z. B. die Thürklinke, einer kunstreichen Zeit angehören, so ist es doch nur vorzugsweise die Aufgabe dieser Zeilen, von dem geschnitzten Hochaltare zu sprechen.

Derselbe theilt vollkommen das Hauptmerkmal jener Bauart, wo sie in ihrer vollkommensten Gestalt auftritt, nämlich Einfachheit des Gesammteindruckes und Reichthum der Einzelheiten. Man kann sich kaum etwas Einfacheres denken als die Umschreibungslinien des Altares und seiner Haupttheile, welche Linien aber wieder in ihrer Einfachheit doch so leicht und schwunghaft sind. Mit einem Blicke steht das Ganze als Bild in den Augen. Man kann sich aber kaum etwas Mannigfaltigeres, Ausgearbeiteteres, Zahlreicheres und Eingetheilteres denken als die Einzelheiten. Nicht nur die Figuren sind in ihren Körpertheilen und Kleidern bis zu den Täschchen, die sie anhängen haben, ja bis zu dem Riemwerke und den Knöpfen herunter sehr sorgsam gearbeitet, sondern auch die Verzierungen sind außerordentlich reich, gleichsam ein Wald von Mannigfaltigkeit. Tausende von Tulpen, Blättern, Stäbchen, Stangen streben als Ornamente empor und in ihnen, wie in aufsteigende Weihrauchwolken zerstreut, schweben die Figuren. Besonderen Reichthum zeigen die Baldachine über den Häuptern der drei Heiligen des Mittel-

stückes. Man kann Monate lang an dem Werke beobachten, und findet täglich neue Schönheiten. In Hinsicht der Einheit und schnellen Vermittelbarkeit des Gesammteindruckes, verbunden mit Reichthum und Kunstgemäßheit der Theile (Merkmale jedes großen Kunstwerkes), erinnert der Altar lebhaft an den bewunderungswürdigen Bau von St. Stephan in Wien. Er hat mit ihm die einfache Großartigkeit des Gesammteindruckes gemein, an Leichtigkeit und Zartheit der Ausführung dürfte er ihn noch übertreffen. Der Giebel, der Hauptträger des Styls, ist von einer architektonischen Schönheit, Zierlichkeit und Größe, die sich nicht beschreiben läßt, und die das Herz mit Ruhe und Erhebung erfüllt, dem schönen Vorrechte der deutschen Baukunst.

Das Hauptwerk sind die Figuren. Wenn sie auch zu dem Ganzen gehören, wenn sie auch nur mit ihm den eigentlichen Eindruck hervorbringen, ja, einzeln betrachtet, sogar an Bedeutung verlieren: so sind sie doch auch an sich schon Kunstwerke. In Bezug auf sinnliche Gestaltung steht die deutsche Kunst der altgriechischen und mittelalterlich italienischen weit nach, ja, sie erlaubt sich hierin Fehler, die oft sehr auffallend und kaum zu entschuldigen sind: aber an Einfalt, Größe und Frömmigkeit ist keine Kunst der deutschen gleich. Und kaum in einem Kunstwerke dieser Art dürften die Fehler mehr zurück- und die Schönheiten mehr hervortreten als an dem Hochaltare der Kirche zu Kefermarkt. In einer gewissen Kindlichkeit, Unbeholfenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausführung liegt doch ein Adel, eine Anspruchlosigkeit, eine Selbstgeltung, eine Strenge und Keuschheit, die unser Herz mit einem Zauber von Rührung und Bewunderung umfängt. Wenn unsere Zeit durch Anmaßung, Verrenkung und Übertreibung gleichsam mit den Mitteln die Wirkung überschreit,

wenn das vorige Jahrhundert durch Schnörkel, Drehungen und Wendungen vergeblich seine Leere und Hohlheit zu decken bemüht war, so sehen wir in diesem mittelalterlichen Kunstwerke schier keine Bemühungen, der Künstler tritt nirgends hervor, ihm scheint es nirgends um Wirkungen zu thun zu sein, die Gestalten leben in ihm, sie sind leibhaftig in seiner Frömmigkeit und Anbetung vorhanden, und wachsen aus ihm hervor. Darum sind sie auch so selbstständig, so selbstgiltig, ohne Anforderung, und machen, weil die Größe in ihrer Natur liegt, eben den außerordentlichsten Eindruck der Größe. Der Kopf des heiligen Petrus ist von einer Schönheit, Kraft und Würdigkeit, zugleich aber auch von einer Einfachheit und Anspruchlosigkeit, daß alle Künstler unserer Zeit gegen alle Belohnungen der Welt diesen Kopf nicht machen könnten. Sie würden einen anderen, modernen machen, wahrscheinlich mit gefühlvollerem Ausdrucke, mit auffälligeren Mitteln, vielleicht sogar scheinbar einen schöneren; aber diesen Kopf voll Kindlichkeit, Kraft und Gottvertrauen nicht. Die mittelalterlich deutsche Kunst hat die Schlichtheit und Ruhe ihrer Figuren mit der altgriechischen gemein, aber auch das Geheimniß der Größe in dieser Schlichtheit und Ruhe. Beide Völker waren jugendliche, in deren warmer Seele die Gebilde blühten und von da wie mit Unbewußtheit zur Außenwelt gelangten. Wo das ideale Gefühl nicht in dem Herzen ist, und sich in beredtem Stammeln erkennbar und zündend Luft macht, dort wird die prachtvolle Redekunst und die Menge der Worte angewendet, aber sie ist Kälte und erzeugt Kälte. Die Gewandung des heiligen Petrus ist reich und schön in den scharfen Falten jener Zeit geschnitten, und hat an dem innern Saume, der umgeschlagen ist, fortlaufende Bildnisse von Bischöfen, was sehr schön,

aber ein Zeitrechnungsfehler ist. Der heilige Christoph ist nach der Legende gebildet, in welcher erzählt wird, daß ihm das Christkindlein, welches er trug, immer schwerer und zuletzt schwer wie der Weltball wurde. Daher hat sich der Künstler bemüht, Erschöpfung, ja sogar Abmagerung in die Figur zu legen, um das Wunder der Last nur desto besser hervorzuheben. Bezüglich der Einzelschönheit ist nun freilich diese Gestalt, besonders die Füße, zu tadeln, und doch können wir uns der Rührung über die kindlich poetische Auffassung des Künstlers nicht erwehren und das Gefühl der Andacht nicht verbannen, das diese gleich den andern Figuren in uns erregt. Die Mittelfigur, die hauptsächlichste des Werkes, kann in diesem Berichte nicht berührt werden, weil sie so verändert worden ist, daß ihr früherer Zustand nicht mehr erkannt werden kann.

Dieselbe Tiefe und Einfachheit zeigen die Figuren der Reliefbilder, wenn sie gleich, wie es in der Natur der Sache ist, untergeordnet gehalten sind. Besonders ist die Opferung der drei Könige und der Tod Maria's hervorzuheben.

Die zwei hohen Figuren, welche gleichsam die Schlußsäulen des Giebels bilden, die des heiligen Georg und Florian, zeigen alle die Schönheit, Ruhe und Ergebenheit unserer vorväterlichen Kunst. Sie sind so ansuchmend Dürerisch, daß man sich des Gedankens kaum entschlagen kann, sie müßten aus den Händen dieses Künstlers hervorgegangen sein. Und sind sie es, dann gehören sie zu dem Schönsten, was Dürer je gezeichnet hat. Oder hat derselbe gewisse herkömmliche Arten schon vorgefunden und sie nur weiter gebildet? Gewiß; aber er hat sie so veredelt, daß sie erst jetzt bedeutsam und sein Eigenthum wurden. Die zwei genannten Gestalten zeigen aber gerade diese Veredlung im

schönsten Maße. Auch in der Opferung der Könige ist eine Figur, von der man meint, sie müsse aus einem Dürer'scher Bilde heraus und an diesen Platz getreten sein. Es wäre auch der Fall denkbar, daß diese Figuren später entstanden sind, dem aber widerspricht ihre Stimmung zum Ganzen, und sie gleichen in Behandlung und Veraltung des Holzes genau den übrigen Theilen des Altares. Durch einen Zeitrechnungsfehler trägt der heilige Florian auch deutsche Ritterrüstung und einen langen Speer. Bemerkenswerth durch weiche, schöne Arbeit ist das Symbol des Lindwurms des heiligen Georg. Nur als Symbol, nicht in wirklicher Größe, liegt der Drache zu den Füßen des Ritters.

Die Giebelfiguren, als für die Höhe berechnet, sind minder ausgearbeitet, aber sie sind edel, stimmen zu dem Ganzen, und haben dadurch, daß sie gleichsam in dem Gitterwerke des Giebels schweben, einen besonderen Reiz. Es sind außer den zwei Büsten lauter weibliche Figuren. In der mittleren höchsten Giebelsäule steht an der Basis die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zu beiden Seiten ihres Hauptes und der Krone schweben über wunderschönen Ornamenten, die nur an diesem Orte angebracht sind, zwei kleine, fliegende Engel, deren Körper mit Federn bekleidet sind. Über der heiligen Mutter stehen noch zwei sich verjüngende Figuren. Die Engel bilden die Figuren der zwei zweiten Säulen. An der Basis der dritten Säulen steht überall eine weibliche Gestalt und oberhalb ihr ist eine Büste.

Diese Büsten sind sehr schön gearbeitet und dürften, wenn man sie näher betrachten und nach gefundenen Anhaltspunkten beurtheilen könnte, Aufschluß über den Bau geben; denn vermuthlich stellen sie die Urheber des Werkes vor, der Kirche und

des Altares. Eine trägt ein Buch, bei der andern dürfte das Symbol, welches sie in der linken Hand hielt, verloren gegangen sein.

Wenn man nun mich um ein Kunsturtheil über den ganzen Altar fragen würde, so müßte ich antworten: Er ist nicht etwa ein Kunstwerk gut für eine Zeit, einen Ort oder für seine Art, sondern ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Kunstwerk des gesammten deutschen Volkes aus der Zeit seiner schönsten Kunstblüthe. Es dürften in diesem Fache wenige Arbeiten sein, vielleicht nicht eine einzige, die dem Altare von Kefermarkt den Vorzug streitig machen könnten. Wir haben eine Abbildung des berühmten Altares von Blaubeuern durch Heideloff mit einer Zeichnung des Kefermarkter Altares verglichen, und wenn man auch zugab, daß etwa durch Zeichnung oder Nachbildung die Gestalten des Blaubeurer Altares mehr einen neuen Anstrich bekommen haben und verflacht worden sein mögen, so sagten doch alle Vergleicher einstimmig, daß der Kefermarkter Altar nicht nur viel reicher und mannigfaltiger, sondern auch weit schöner sei. Es mag nun die Thatsache so oder anders sein, es mag der besagte Hochaltar der erste oder einer der ersten sein: ein Kunstwerk erster Größe ist er gewiß; und wenn die Kunst das größte irdische Heiligthum eines Volkes ist, wenn vergangene Kunst das höchste Merkmal der Geschichte eines Volkes ist, weil darin sein ganzes Herz, sein Geist, seine Seele sich spiegelt wie in nichts anderem, nicht in der Wissenschaft, die nur Mittel und nur Erzeugniß des Verstandes ist, nicht in Staatseinrichtungen, die nur die Gestalt des äußeren Seins bilden, nicht in Kriegsthaten, die auch von Wuth und Leidenschaft entstellt sein können, wenn allein durch die

Kunst die Völker zu höherer irdischer Bildung gehen und ihr Sein und Wesen erheben: so muß uns ein solches Kunstmerkmal unserer Vergangenheit heilig sein; es ist eine geweihte Erinnerung, es ist ein Bewußtsein des Volkes als Volk in seiner Herzensinnigkeit und Herzenstiefe, wie ja das Bewußtsein des einzelnen Menschen auch nichts anderes ist, als daß er seine gehabten und seine jetzt waltenden Geistesregungen und Schwingungen in ein Einziges verbinden kann, und dieses Einzige als Ganzes von allem anderen verschiedenes empfindet — ein Mensch ohne Erinnerung ist kaum Thier, kaum Pflanze, und ein Volk ohne Erinnerung ist kein Volk, sondern eine Masse physischer Kraft — wenn das so ist, wenn die Kunsterinnerung ein Volk inniger zu einem solchen macht als jede andere Erinnerung: so müssen wir Ehrfurcht haben vor jedem Denkmale vergangener Kunst, wir müssen es als eigenthümlichstes Eigenthum der Nation betrachten, und es ist eine der ersten Pflichten eines Volkes, das sich selbst achtet, seine Kunstdenkmäler auch zu achten, sie zu schützen, zu erhalten und dieselben, wenn sie durch Zeit und Barbarei gelitten hätten, wieder, so weit es möglich ist, in den ursprünglichen Stand zu setzen. Unsere Zeit hat wieder angefangen, sich der Kunst zuzuwenden, sie geht aus sich heraus, sie hält nicht mehr ihre Richtung für maßgebend, sondern achtet auch die Empfindungen und Lebensoffenbarungen der Vergangenheit für berechtigt: aber noch ist es immer nur ein Anfang, noch erkennen nicht alle Einsichtigen, nicht alle Mächtigen die Wichtigkeit des Gegenstandes. Möchte das Erwachen nicht wieder ein Einschlummern werden, möchten alle Eingeweihten nicht nachlassen, ihre Stimme zu erheben, möchten die Kunstvereine nicht Nebenzwecke verfolgen, und endlich nicht nur in tüchtigen

Hervorbringungen, sondern auch im allgemeinen Erkennen des Tüchtigen sich jene innere Erhebung und Festigkeit beurkunden, welche die Grundlage jenes Hervorbringens und Erkennens ist, und mit andern Geistesrichtungen vereint ein Volk nicht nur im Innern edel und mäßig, sondern auch nach außen stark und herrlich macht.

Der Altar zu Kefermarkt hat leider durch Zeit und Barbarei viel gelitten.

Die Fenster des Presbyteriums umstehen ihn in einem Halbkreise, und seit die glatten Scheiben eingesetzt sind, mußte die Einwirkung des Sonnenlichtes sehr verderblich sein, das Holz zerklüftete, und fiel in Stücken herab. So sind namentlich mehr als tausend Tulpen aus den Verzierungen verloren gegangen und machten dieselben kahl wie verwitterte Geweihe. Fast alle Figuren haben Sprünge und Spalten in äußerst großer Zahl, und von den Ornamenten der Rahmen und der Giebel fehlen bereits nicht unansehnliche Stücke, namentlich die kleineren und diese zwar in bedeutender Menge. Dazu kommt, daß an manchen Stellen verheerender Wurmfraß eingetreten ist.

Unter den Zerstörungen der Barbarei nimmt als erste die den Platz ein, daß mit Flinten unzählige Schrotte in das Holzwerk geschossen worden sind. (Mehr als eine Hand voll sind von zwei unbedeutenden Giebelsäulen gesammelt worden.) Wahrscheinlich hat man nach Vögeln geschossen. Leider sind viele Theile der Angesichter durch diese unglaubliche Rohheit verletzt worden.

Den zweiten Platz der Barbarei nehmen die Verschönerungen ein. Nicht blos in der ganzen so schönen Kirche hat man im vorigen Jahrhunderte neue Bestandtheile in ungeschlachtem, rohen Style eingesetzt (Predigtstuhl, Chor, Oratorium — auch die

Seitenaltäre sind im sogenannten Zopfstyle erbaut, und eine Sage behauptet, es wären auch sie ursprünglich geschnitzt gewesen, was durch die Thatsache Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß man an dem Hochaltare Ornamente angenagelt fand, die gar keine Bestandtheile dieses Altares sind), welche Änderungen durch ihre plumpe Masse mit der unsäglichen Leichtigkeit der Kirche und des Altares einen schreienden Gegensatz bilden: sondern auch den Altar hat man vielfach umgestaltet. Von der schwarzen Bretterwand, die den Fuß deckt, ist schon gesprochen worden. Die Unförmlichkeit ist dadurch groß geworden, da nur der Körper der Monstranze hervorragt, und auf dem unglaublich unpassenden, schwarzen Untersatze wie auf einer Krämerbude sitzt. Sämmtliche Ornamente und Rahmen sind mit weißer Farbe angestrichen und so verklebt worden, daß man die Feinheit und Reinheit des Schnittes nicht mehr sieht. Das Kissen unter dem Haupte der sterbenden Maria hat man, wahrscheinlich durch die Weichheit und Natürlichkeit verlockt, noch natürlicher gemacht und es weiß und blau in Gevierten gestreift angestrichen, wie die Bettüberzüge im Mihlkreise gebräuchlich sind — und was das äußerste ist — die Hauptfigur, die des heiligen Wolfgang, hat man ganz vergoldet, ihr ein neues, unaussprechlich gemeines und widrig sinnliches Angesicht gemacht, und dasselbe mit rother und weißer Farbe und mit einem blauen, schön rasirten Barte bemalt. Es ergreift einen Angesichts solcher Dinge fast unabweisbar das Gefühl bitterer Verachtung gegen eine Zeit, die das konnte und zuließ. Es geht daraus doppelt die Pflicht der Erhaltung alter Kunstwerke hervor, weil Zeiten der Versunkenheit eintreten können, in denen das herrlichste Eigenthum von Völkern zu Grunde gehen kann, und über die man es zu besseren Zeiten hinüber

retten muß. Und gerade solche versunkene Zeiten sind ihrer Natur nach am geneigtesten, mit ihrem Ungeschmack und ihrer Rohheit überlieferte Kunstwerke edlerer und darum unbegriffener Zeiten zu bekleben und zu verunzieren.

Vor ungefähr vier Jahren zeichnete Karl von Binzer, ein sehr talentvoller Schüler Kaulbachs, den Hochaltar zu Kefermarkt, welche Handzeichnung jetzt Eigenthum der Akademie der bildenden Künste in Wien ist, und damals machte auf dessen Anregung die Allgemeine Zeitung aus Augsburg auf dieses Kunstwerk und die dringende Nothwendigkeit, es vor gänzlichem Verfalle zu retten, aufmerksam. Aber im Drange der damaligen Ereignisse kam es zu keiner Folge.

Im Jahre 1852 besah der Herr Statthalter von Österreich ob der Enns den Altar und faßte in Anerkennung des Kunstwerthes desselben den Entschluß, eine Rettung des Werkes vor äußerstem Verfalle und eine Wiederherstellung in dem ursprünglichen Sinne einzuleiten. Nach einer angeordneten Beschauung, die, wie alle Kenner, sich über den großen Kunstwerth aussprach, ward die Sache im October 1852 begonnen und ist nun in stetigem Verlaufe. Die Ornamente werden von der Farbe durch Sieden und Waschen befreit, die fehlenden Stücke neu geschnitten, die beschädigten ergänzt und die Klüfte mit dürrem Lindenholze ausgesetzt. Dasselbe geschieht mit den Figuren. Es wird mit großer Aufmerksamkeit verfahren, so daß an dem Werke nicht das Geringste geändert wird, wodurch der Charakter seiner Zeit und Kunst im Mindesten ein anderer würde. Figurale Bestandtheile werden nur dann neu gemacht, wenn sie ganz und gar fehlen, sonst werden sie aus den vorhandenen Stücken, wie klein diese auch seien, zusammengesetzt. Zum Glücke ist das an

Figuren Fehlende sehr wenig und von keiner sichtbaren Bedeutung. Zur Abhaltung des künftigen Wurmfraßes wird das Holz mit einer Kochsalzlösung getränkt, so daß nach der Trocknung das feine, kristallisirte Salz in der Faser bleibt, worauf der Erfahrung zufolge dieselbe von keinem Wurme mehr ergriffen wird. Die rein hergestellte Holzoberfläche wird dann mit gutem, wasserhellem Copallacke wiederholt überzogen, bis ein matter Glanz bleibt. Zum Behufe dieser Ausbesserung werden die zur Bearbeitung kommenden Bestandstücke mittelst eines hinter dem Altare aufgeschlagenen Gerüstes und eines Korbes, der von der Decke vor dem Altare herabzulassen ist, weggenommen und nach ihrer Vollendung wieder aufgestellt und mit Schrauben und Eisenbändern an dem wohlerhaltenen Gerippe befestigt. Auf diese Weise wird der Gottesdienst vor dem Hochaltare nie unterbrochen, und es sind die Theile nur so kurz, als es unumgänglich nöthig ist, von ihrem Platze entfernt. So kann das Kunstwerk, wenn es in Zukunft immer zweckmäßig gereinigt wird und Vorhänge vor die Presbyterialfenster kommen, noch viele Jahrhunderte dauern, bis es endlich dem Gesetze der Unhaltbarkeit seines Stoffes, wie jedes aus irdischen Dingen Verfertigte, erliegt. Aber auch über diese Zeit hinaus wird das Werk durch treue Abbildung und durch Stich erhalten werden, und kann so lange ein Eigenthum des deutschen Volkes bleiben, als dasselbe nicht selber in unheilbare Barbarei versinkt.

Die zwei Giebelsäulen rechts und die Gallerie über dem Mittelstücke sind bereits aufgestellt, und ihre Wirkung im Gegensatze zu dem Nichtausgebesserten ist außerordentlich.

Der durch seine Holzschnitzereien sehr rühmlich bekannte Bildhauer Johann Rint ist mit der Ausbesserung betraut worden.

Als Grundlage zur Herhaltung der Ordnung in der ungemeinen Menge der Ornamente ist eine von einem Professor der hiesigen Realschule nach der Binzer'schen Zeichnung gemachte Copie genommen worden. Zur Überwachung der Arbeiten in ästhetischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht, besonders aber zur Beachtung, daß das Werk nicht die geringste Änderung seiner Ursprünglichkeit erleide, ist der Schreiber dieses bestellt worden. Vielleicht entdecken sich im Verlaufe der Herstellungsarbeiten noch Anhaltspunkte zur Entstehungsgeschichte des Werkes.

Möchte auch die schöne Kirche in gleicher Weise wie der Altar von ihren groben Verunzierungen gereinigt, und in ihrer Schönheit wieder hergestellt werden.

Wir laden alle Kunstfreunde von nah und ferne ein, das Werk zu besuchen und sich von der Wahrheit des oben angegebenen Urtheils zu überzeugen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, auf eine anziehende Thatsache in derselben Kirche aufmerksam zu machen, wodurch ältere und neuere Kunst verglichen werden kann. Auf dem linken Seitenaltare (vom Beschauer genommen) ist ein Holzschnitzwerk späterer Zeiten. Es ist in Hinsicht seiner Zeit sehr schön, aber gerade durch die Nachbarschaft des Hochaltares ist es möglich zu sehen, daß es viel sinnlicher und irdischer ist, und die Hoheit und Heiligkeit älterer Kunst wird dadurch erst recht erkennbar.

Die Stadtpfarrkirche in Steyr.

(1857.)

In der ob der ennsischen alten Stadt Steyr ist bekanntlich von Hans Buchsbaum, einem der Baumeister der St. Stephanskirche in Wien, der Bau einer gothischen Kirche im Jahre 1443 begonnen worden. Nach mannigfaltigen Schicksalen dieses Baues wurde er im Jahre 1522 am 18. März auch von einer großen Feuersbrunst heimgesucht, in Folge dessen die Kirche bis in die letzten zwanziger Jahre des 17. Jahrhundertes fast verödet war, in welcher Zeit dann die Vollendung und Einweihung stattfand. Nach Buchsbaums Plane, soweit er aus den Anfängen und der allgemeinen Anlage ersichtlich ist, wäre die Kirche, wenn sie vollkommen in dessen Sinne ausgebaut und entsprechend verziert worden wäre, eines der ersten Meisterwerke der Baukunst geworden. Spätere Zeiten sind im Weiterbau theilweise von dem Grundgedanken abgewichen, wodurch der außerordentlichen Trefflichkeit des Ganzen, besonders am Äußeren der Kirche, Eintrag geschah. Wir rechnen hieher namentlich den Thurm. Das vergangene Jahrhundert hat aber theils durch Hinzufügung an sich schöner Baugestaltungen, welche aber mit dem Vorhandenen im Widerspruche standen, theils durch Hineintragung von solchen

Verzierungsstücken, welche in der völlig sinnentbehrenden, schönheitswidrigen Art jenes Zeitraumes verfertigt waren, das Innere der Kirche um den größten Theil seines künstlerischen und mithin religiondienenden Eindruckes gebracht; die neuere Zeit hat wieder die Kunst älterer Meister schätzen gelernt und hat gelernt, sich von der Einseitigkeit einer Modegestaltung, die überall angebracht wurde, sie mochte passen oder nicht, zu befreien. Daher ist man auch daran gegangen, das Innere der Kirche in Steyr, soweit es möglich war, wieder in seiner Einheit herzustellen. Bisher ist einiges Fremde entfernt worden, sieben Fenster, welche den Hochaltarplatz umstehen und vermauert waren, sind ausgebrochen worden, und die Pfeiler und Wände, deren Stoff nur ein einziger, glattgehauener und feingefugter Stein ist, sind mit einem Farbenton bekleidet worden, der der Oberfläche des Tuffsteines ähnlich ist. Schon in dieser Gestalt macht das Innere der Kirche einen Eindruck, der an Erhabenheit, Milde und Klarheit der Religion ähnlich ist und ihr dient, aus der ja eigentlich erst diese Gestaltungen hervorgegangen sind. Erst jetzt, besonders durch Ausbrechung der Fenster, kann man sich an der Leichtigkeit, an der organischen Entstehung und Gliederung der Theile überzeugen, daß nicht nur das Innere dieser Kirche das schönste in unserem Kronlande ist, sondern daß es überhaupt ebenbürtig im Kranze der schönsten Kirchen dieser Art dasteht. Wenn der Altar, der im gleichen Style mit der Kirche neu verfertigt worden ist, und dessen Beurtheilung erst mit völliger Sicherheit in dem Raume möglich wird, für den er bestimmt ist, aufgestellt sein wird, und wenn die Fenster mit ihrem Farbenschmelze ihn umgeben werden, kann sich durch die Übereinstimmung und den Gegensatz die volle Macht der Wirkung entfalten. Es wäre zu wünschen, daß

es nach und nach die Kräfte gestatteten, daß außer den Gestalten der zwölf Apostel, die in Aussicht stehen, auch die übrigen Nischen an den Säulen mit Gestalten von Heiligen im Style der Kirche besetzt, daß manche noch entblößte Theile verziert, und einiges noch bestehende Fremde entfernt werden könnte, damit der Freund des Schönen und, was noch weit mehr ist, der tiefsten Religiösität, den unverkümmerten und reinen Ausdruck beider in diesen Gestaltungen finde. Wir behalten uns vor, bei Vollendung der gegenwärtigen Umwandlungen wieder und genauer über diesen Gegenstand zu berichten.

Der Plan des Mariendomes in Linz.

(1860.)

Der in Linz beabsichtigte Mariäempfängniß-Dom soll im gothischen oder altdeutschen Style erbaut werden. Er hat daher jene schlanken, emporstrebenden, vielgliedrigen, mannigfaltigen und lebendigen Gestaltungen, welche die gothischen Bauwerke auszeichnen. Ihr Grundgedanke ist das christliche Kreuz. Derselbe tritt in dem Querschnitte der Kirche unter dem Dache ganz besonders hervor. Die Kirche besteht also aus einer Längenkirche und aus einer Querkirche. Und wie die Kreuze an ihren Ausgängen verziert zu sein pflegen, so trägt auch dieses Kreuz an seinen Ausläufen Verzierungen, und zwar an dem Scheitel, dessen Inneres den Hochaltar enthält, sieben Kapellen, und an dem Fuße, der den Haupteingang in sich faßt, zwei Kapellen. Die Enden des Querbalkens des Kreuzes enthalten wieder Eingänge.

Das Äußere der Kirche entspricht in den Hauptumrissen dieser Kreuzgestaltung. Es hat also vier Längenseiten, zwei des Haupt- und zwei des Querarmes, und es hat drei Breiteseiten, eine am Fuße und zwei an den Enden des Querarmes; der Scheitel des Kreuzes ist bogenförmig. Die Längenseiten enthalten Längenfenster und zwar zwei Reihen übereinander. Zwischen

ihnen ist eine Gallerie und ein schmales Dach. Die Längenseiten enden an der unteren Linie des steil ansteigenden Daches auch mit einer Gallerie, und der Dachfirst weist ebenfalls eine Gallerie. Die Länge der Kirche beträgt 415 Wiener Fuß, des Querarmes 210 W. F. Die Höhe der Kirche beträgt bis zum Dache 100 W. F., die des Daches sammt der Gallerie 47 W. F., also die Gesammthöhe 147 W. F. Von dem Durchschnittspunkte der Firste des Längen- und Querdaches steigt ein schlankes Thürmchen noch 68 W. F. über das Dach empor. Am Fuße des Kreuzes befindet sich der Hauptthurm. Die Breitseite des Fußes des Kreuzes fällt also zum Theile mit einer Seite des Thurmes zusammen. Der Thurm hat drei Stockwerke und das Dach. Das erste Stockwerk, welches wie die Kirchenseiten 100 W. F. hoch ist, enthält das Hauptthor, und über ihm ein großes, mit schönen Maßwerken erfülltes Rundfenster. Jedes der zwei folgenden Stockwerke, wovon das zweite 53 und das dritte 70 W. F. hoch ist, enthält in jeder Seite ein Längenfenster. Von dem dritten Stockwerke steigt das schlanke, undurchbrochene, an den Kanten verzierte Dach noch 182 W. F. empor, so daß die Höhe des ganzen Thurmes 405 W. F. beträgt. Die Spitze des Thurmes hat die gewöhnliche, so schön gestaltete gothische Kreuzrose. Die Breitseiten des Querarmes haben Eingangsthore, darüber Gallerien, und darüber sehr schöne Rundfenster, von denen das dreiseitige Stirnschild der Querseite bis zur Dachspitze emporsteigt.

Das Innere der Kirche entspricht dem Äußeren. Zu beiden Seiten des Haupteinganges sind Lauben, welche Nebeneingänge enthalten. Der Haupteingang führt zuerst in die Thurmhalle, über welcher die Orgelbühne ist. Die Nebeneingänge haben Vor-

hallen zur Folge, über welchen sich Oratorien befinden. Von der Vorhalle rechts springt die Todtenkapelle nach auswärts, von der Vorhalle links die Taufkapelle. Von diesen Eingangsräumlichkeiten gehen dann die drei schlanken Schiffe der Kirche gegen den Hochaltar vorwärts. Das Hauptschiff wird von den Nebenschiffen an seinen beiden Seiten durch eine Flucht runder, polirter Granitsäulen geschieden. Es ist 387 W. F. lang und 42 breit. Jedes der Nebenschiffe ist 22 W. F. breit. Das Querschiff hat eine Länge von 183 und eine Breite von 54 W. F. Von diesem Querschiffe dem Hochaltare zu enthält das Hauptschiff den Chor, in dessen Eingang drei Altäre stehen: einer rechts, einer links, einer mitten, und der die gebräuchlichen zwei, einander gegenüberstehenden Reihen von Bänken faßt. Der Schluß des Hauptschiffes endlich hat den Hochaltar und den Platz, auf dem die Sitze stehen, und zwar links der Bischoffitz und rechts andere Sitze. Das Seitenschiff umgeht in einem hufeisenförmigen Bogen den Chor und den Hochaltarplatz. Außen an diesen Bogen schließen sich die Presbyterial-Nebengebäude, und zwar, an die Länge des Querschiffes stoßend, rechts und links die Pfarrkapellen, von dem Querschiffe durch die Communionbank getrennt. Jede dieser Kapellen hat einen Altar. An die Pfarrkapelle links stößt das Kapitelzimmer, das Archiv und die kleine Sacristei, an die Pfarrkapelle rechts die bischöfliche Sacristei und die große Sacristei. Von da an umgeben den Bogen des Scheitels des Kreuzes die oben genannten sieben Kapellen, und zwar drei Heiligenkapellen rechts, drei Heiligenkapellen links, jede mit einem Altare, und am äußersten Scheitel des Kreuzes die Marienkapelle mit drei Altären. Über die Abmessungen dieser Kapellen und anderer Nebenräume, so wie über kleinere Abmessungen

überhaupt führe ich nichts an, weil man über Verhältnisse eines Baues doch nur durch Anschauen des Planes oder des fertigen Baues sich ein Urtheil bilden kann, und weil zu viele Zahlenangaben in einer Beschreibung deren Auffassung eher verwirren als erleichtern. Von den Plänen der Crypta und dem Dachstuhle führe ich nichts an, da in diesem Aufsatze doch hauptsächlich die künstlerische Seite des Baues hervorgehoben wird, und jene Pläne besonders die Zweckmäßigkeit betonen. Über die Wölbungen des Domes kann ich nichts Näheres sagen, da dieselben in ihrer Ganzheit in den vorliegenden Blättern weniger zur Erscheinung kommen. Der Baumeister hat auch eine perspektivische Zeichnung des Innern in Aussicht gestellt, nach deren Einlangung es mir vielleicht noch einmal gegönnt ist, wieder auf den Gegenstand des Mariendomes zurück zu kommen.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige Worte über die runden Granitsäulen zu sagen. Man ist im Innern gothischer Kirchen häufig die Bündelsäulen gewohnt. Allein die Rundsäulen kommen in gothischen Bauten organisch vor und zwar vielfältig, und im gegenwärtigen Falle werden mächtige, polirte Granitsäulen durch ihr Abheben von dem übrigen Stoffe der Kirche und durch die Unterbrechung der Einförmigkeit mit eindringender Gewalt die Schönheit der Kirche erhöhen.

Aus der gegenwärtigen dürftigen Beschreibung, die der Natur der Sache nach weit hinter der Anschauung der Pläne zurückbleiben muß, und dieselbe, wo sie unmöglich ist, nur mangelhaft ersetzen soll, dürfte doch die Folgerung hervorgehen, daß es sich bei dem vorliegenden Entwurfe zum Mariendome in Linz nicht um eine mehr oder minder gewöhnliche Kirche handelt, sondern um ein würdevolles Gotteshaus, das in seiner Schönheit auch

noch kommende Geschlechter, und wenn selbst Zeiten erscheinen sollten, welche in Kunstdingen die unserige weit übertreffen, zur Bewunderung, zu heiligem Ernste und zur Andacht emporheben wird. Möge es sehr vielen Händen, deren kleine Einzelnwirkungen eine von ihnen nicht gekannte und nicht geahnte, ja von den meisten Menschen nicht richtig gewürdigte Gesammtwirkung geben, und vielleicht auch mehreren Zeiten gelingen, den Bau zum völligen Ende zu bringen, und mögen, wenn widrige Fälle des Vaterlandes oder der gesammten Menschheit das Werk in die Länge ziehen sollten, dann nicht Tage, in denen das künstlerische Gefühl verkommen ist, dünkelhaft an dem Plane Änderungen vornehmen, und den Bau nach ihrer Meinung fortführen, wie es zum Bedauern kirchlicher Kunst an so vielen Domen und darunter auch an der so schön begonnenen Kirche in Steyr in ihrer langen Bauzeit geschehen ist.

Alte Kunst in Oberösterreich.

(1857.)

Die Zeit liegt noch nicht gar so ferne, in welcher die Werke des Mittelalters, nicht nur was die Bildnerkunst, sondern auch was selbst die Dichtkunst anbelangt, wenig gewürdigt wurden, ja, in welcher man sogar in jenen Kreisen, die für die Kunst maßgebend waren, nicht selten so weit ging, daß man altdeutsche Bauten und altdeutsche Dichtung für abscheulich erklärte, wie ja das Wort „altfränkisch" für lächerlich Altes zum Sprichwort geworden ist. In jener Zeit geschah es auch, daß man die Zusätze, welche zu alten Bauwerken gemacht wurden, dem vorhandenen Style zuwider fast durchgängig in der eben herrschenden Zeitrichtung machte, von deren Trefflichkeit und Mustergiltigkeit man überzeugt war. Es geschieht jederzeit so, wenn von der Kunst zur Mode geschritten wird. Die Mode erkennt nur das Gegenwärtige an, ihr Vergangenes ist lächerlich, ja auch ihr Gegenwärtiges wird es, sobald es Vergangenes wird. Hieraus erhellt (nebenher gesagt), wie die Mode so selten Schönes hervorbringt, weil ihre Erzeugnisse unerbittlich selbst in unbefangenen Augen veralten. Das dürfte vielleicht auch jene Kunstweise treffen, die sich in den jüngsten Jahrhunderten so gerne als

einzige gab. Man begann in neuerer Zeit die Augen wieder zu öffnen und zu erkennen, daß es auch in der Vergangenheit Schönes gegeben hat, ja, daß Zeitalter der höchsten Blüthe vor uns gewesen sind. Man lernte wieder, daß antike, daß romanische, byzantinische, gothische, italienische Baukunst schön sein könne, und daß aus allen diesen Zweigen Denkmale von größter Schönheit auf uns herüber gekommen sind. Das Beginnen dieser Erkenntniß bezeichnet das Verlassen der Mode und das Wiedereinlenken zu den Wegen der Kunst. Man beschränkte sich nicht mehr auf seine gegenwärtige Kunstart, man wendete auch frühere an: man baute in byzantinischem, gothischem, antikem Style, ja man dichtete und malte aus bestimmten Zeitaltern. So sehr das Wiederanerkennen mannigfaltiger gewesener Kunstzustände zu loben ist, so sehr es das Wiedererwachen der Kunsteinsicht beweist, so sehr die Betrachtung gewesener Kunstzustände und die Vertiefung in dieselben für den ausübenden Künstler von unermeßlichem Werthe ist: so wenig wäre die stetige Nachbildung gewesener Kunstgestaltungen wahre Kunst. So wenig ein Wolkenhimmel einem andern vergangenen gleicht, obwohl er aus ihm hervorgegangen und beide schön sein können; eben so wenig ist ein wahrhafter Kunstzustand einer Zeit dem einer anderen völlig gleich, wohl aber ist der frühere der Vater des späteren. So ist nach dem lebendigen Streben, das nun einmal erwacht ist, auch zu schließen, daß in den Zweigen, die eines Aufschwunges bedürfen und ihn nehmen, die Künstler an der Hand der Vergangenheit und an der des sie umgebenden Lebens und der Natur zu eigenthümlichen, ihre Zeit bezeichnenden und der Nachwelt zum Muster dienenden Kunstzuständen emporschreiten werden. In unserem kleinen Lande ist manches schöne Denkmal bildender

Kunst übrig geblieben, und besonders der nördlich von der Donau gelegene, von Kriegen und Umwälzungen weniger betroffene Theil ist nicht arm an solchen, namentlich aus dem Gebiete kirchlicher Baukunst und Bildnerei. Wie aber das Aufwachen der Verehrung vergangener Kunst alte Kunstdenkmale in vielen Ländern theils wieder herstellt, theils, wo sie unfertig geblieben sind, zu vollenden strebt, so ist auch unser Land nicht zurückgeblieben.

Die jüngste Handlung der Verehrung alter Kunst ist in der Wiederherstellung des gothischen Flügelaltares von Pesenbach vorgekommen. Der hochwürdige Abt von St. Florian ließ diesen aus dem fünfzehnten Jahrhunderte stammenden, einer kleinen, aber alten, gothischen Kirche angehörigen Altar vollständig in Gold und Farben wieder herstellen. Der Altar, über dessen Theile wir vor und nach der Wiederherstellung eine genaue Einsicht genommen haben, war vielfach beschädigt, und namentlich durch die Zeit geschwärzt und beschmutzt. Der Wiederhersteller hat, wie es wohl nicht anders sein darf, dem Vorhandenen die genügendste Ehrfurcht erwiesen, und sich nicht erlaubt, etwas daran zu ändern, und es, selbst wenn es entschieden fehlerhaft war, zu verbessern, wie man auch in alten Urkunden nicht Styl- und Schreibfehler ausbessert. Von den Gemälden sind die Urfarben geblieben und nur gereinigt worden; blos die Stellen, an denen die Farbe fehlte, sind mit der umgebenden Farbe ergänzt worden, die am Altare im Schnitzwerke vorkommenden Farben sind genau nach den vorhandenen alten gewählt und gestimmt worden, das Blau wurde sogar in der Art des vorgefundenen behandelt, nämlich in Tempera. Wo Gold war, wurde wieder Gold aufgelegt, und so durchaus nach dem Alten vorge-

gangen. Man kann auf diese Schonung des auf uns herüber gekommenen nicht nachdrücklich genug aufmerksam machen, da es noch immer Menschen gibt, welche nichts Arges zu thun meinen, wenn sie alte Werke nach ihrer besten Einsicht völlig umarbeiten, und da es auch an solchen nicht fehlt, die glauben, der Wiederhersteller müsse die Fehler des ursprünglichen Werkes bei der Wiederherstellung verbessern. Durch die große Genauigkeit, Reinheit und Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet worden ist, steht der Altar gleichsam wieder wie neu aus den Händen des ersten Meisters gekommen vor unsern Augen. Das Figurale an demselben ist nach unserer Meinung von geringerem Kunstwerthe, da neben der Naivetät und Innigkeit jener Zeit, doch auch ihre Gebrechen zu sehr hervorstehen, das Architektonische ist von bedeutend höherem, für Kunstgeschichte und Studium ist aber der Altar von sehr großem Werthe. Alle gothischen Bauwerke aus der Zeit ihrer Blüthe haben, weil sie damals gleichsam im Fleisch und Blut der Menschen gelegen waren, selbst bei minder begabten Baumeistern, etwas Lebendiges, Unmittelbares und daher Leichtes und Künstlerisches, während die nachgeahmten sogar bei großen Begabungen nicht selten mehr oder minder etwas Starres, Hartes und Fremdes zeigen. Dieses Leichte, Anmuthige und Unmittelbare hat auch der Altar von Pesenbach, und hierin kann er nebst anderen großartigeren und herrlicheren Bauten manchem Kunstjünger, und wenn er auch viel begabter wäre als der Erbauer jenes Altars, als Perle des Studiums dienen, daß der Künstler nicht blos die mathematischen Gestaltungen des Gothischen erlerne, sondern daß er sich auch zu dem Geiste jenes leichten und beweglichen Lebens erhebe, und, was wir für das Höchste halten, wie wir es oben angedeutet haben, daß auch in der

Baukunst aus dem Betrachten und Erlernen des Gewesenen ein uns Eigenthümliches und Neues hervorgehe, welches eben so selbstständig und eben so künstlerisch ist wie das Alte, und welches von unsern Nachkommen nach Jahrhunderten noch eben so zu bewundern ist, wie wir jetzt das vor Jahrhunderten Entstandene bewundern.

Gemälde.*)

*) Die hier folgenden Aufsätze sind bei Gelegenheit der von dem Linzer Kunstvereine veranstalteten periodischen Bilderausstellungen entstanden. Die vielen allgemeinen Bemerkungen, welche sie enthalten, ließen die Aufnahme derselben als wünschenswerth erscheinen.

Zimmermann Robert: Ebene bei Rosenheim.

(1856.)

Die Landschaft von Zimmermann Robert in München, „Ebene bei Rosenheim im baierischen Oberlande", müssen wir eine Perle nennen. Das Bild ist frei von Nachahmung und geht den reinen, hellen Weg der Natur. Dieser Wolkenhimmel in seiner kühlen, klaren Auffassung ist von einer Kraft und Fülle, so wie von einer unbeirrten Gegenständlichkeit, daß wir mit frischer Erquickung davor stehen, und daß die gedunsenen, flachen Dinge, die wir so oft an Bilderhimmeln sehen, dagegen verschwinden und wie sogenannte Illuminirungen erscheinen. Unter dem meisterhaft sich hinauswölbenden Himmel steht der meisterhafte Hintergrund, steht das Mittelstück mit seinem selten so wahr getroffenen, gegen das Weiß der Wolken sich reizend zeichnenden Grün der Bäume und mit anmuthigen Gruppen ländlicher Beschäftigungen. Die Ebene prangt in Lichtern und in Wolkenschatten, dann geht der Weg mit Lehmgrund und mit Wasser, das der kurz vorher gewesene Regen stehen gelassen hat, vorwärts. Wenn wir tadeln wollten, wünschten wir ganz vorne mehr Kraft und ein schärferes Blitzen der Wolkenreflexe in dem Wasser, dadurch würde der Mittelgrund noch richtiger hinaus-

gehen und das Bild an Optik gewinnen. Wenn einem in der Kunst untergeordneten Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht, ein Rath erlaubt ist, so würden wir sagen, der Künstler bewahre die kräftige Männlichkeit, wie sie aus diesem Bilde spricht, und wie sie in unserem Zeitalter der Phantastereien nicht leicht zu bewahren ist, er beharre im treuesten Studium der Natur, selbst wie sie in ihren kleinsten Zügen malt, — wir können es nicht besser machen als sie — und wir glauben, daß er seinen Zeitgenossen und sich genug thun wird, und daß, wenn er ihn wünscht, der Ruhm bei den Nachkommen nicht ausbleiben kann.

Heiger P. J. R.: Die Taufe des heil. Stephan.
(1857.)

Es ist nur eine in Frescofarben gemalte Skizze, welche nur die Wirkung dieser Farben im Allgemeinen erproben sollte; das nähere Studium und die Ausführung im Einzelnen war dem Carton und der Durchbildung der einzelnen Gestalten vorbehalten, wenn die Skizze etwa ausgeführt würde. Aber trotzdem ist auch die Skizze in ihrer jetzigen Gestalt ein Meisterwerk, und wenigen dürfte es gelingen, mit der genauesten Ausführung eine solche Reinheit, Klarheit, Mannigfaltigkeit und vor allem — worin wir die höchste Wirkung der Kunst erblicken — ein so wahres, kräftiges, individuelles und zugleich edles und erhabenes Leben auszudrücken.

Der Künstler hat die Handlung vorzugsweise von historischer Seite aufgefaßt, und in dieser Hinsicht ist eine Kraft und eine Wirklichkeit, zugleich aber auch ein Ernst, eine Würde und eine Weihe in dem Bilde, daß wir zur Bewunderung hingerissen werden. Es ist fast, als thäte man einen Blick in das herrliche Dichtungswerk der Nibelungen. Der noch sehr jugendliche Stephan, von dem höchsten Ernste und der tiefsten Andacht ergriffen, ist wie eine der schönsten antiken Gestalten. Der heilige Bischof

weiset auf jene bewunderungswürdigen Köpfe der alten Kirchenlehrer zurück. Alle anderen Gestalten sind so individuell, daß nicht nur jeder nur er selber ist, daß jedes Haupt nicht nur blos auf diese Gestalt paßt, und wir uns unwillkürlich eine Vorstellung von seinem Charakter machen, sondern daß jeder auch eine Vorgeschichte hat, die wir beinahe errathen wollen, und daß wir fast urtheilen, wie jeder in der Zukunft zu handeln geneigt sein dürfte. Alle aber sind von dem Augenblicke der Handlung ergriffen: von jenen angefangen, die mit einem die Sache nicht begreifenden Staunen zusehen oder mit bewegender Neugier hinblicken, bis zu jenen, die mit Frömmigkeit selbst Vollbringer der Handlung sind, oder die von ihrer staatlichen Wichtigkeit durchdrungen sind, oder schon von einer religiösen Ahnung oder gar einem tiefen religiösen Feuer ergriffen werden, oder bis zu jenen, die mit widerstrebendem Gefühle den heiligen Vorgang betrachten, denn auch Gegner mögen bei der wichtigen Handlung zugegen gewesen sein. Aber der tiefste Ernst ist über alle ausgegossen, sie mögen was immer für inneren Sinnes sein, und dies gibt dem Bilde die große künstlerische Bedeutung, während ihm die kräftigste Individualität der Gestalten und bei den anwesenden Ungarn die ausgesprochenste Nationalität die Wirklichkeit geben, die doch zuletzt, man mag in manchen Zeiten wie immer anders sprechen, von der Mehrzahl der Kunstfreunde durch alle Zeiten her als nicht zu entbehrendes Grundmerkmal jeder Kunst erkannt wurde, wenn sie auch dieselbe nicht erschöpft, da zuletzt die geistige Idee es ist, welche das Kunstwerk als solches emporträgt, weshalb in Kunstwerken die bloße Wirklichkeit ohne Idee dürr und leer bleibt, die bloße Idee ohne Wirklichkeit bodenlos ist. Die höchste geistige Idee soll im Kunstwerke herrschen, aber ihr Träger

kann in demselben nur das Sinnliche sein. Sonst steht die Idee auf einem andern Felde: entweder in der Wissenschaft oder in der Philosophie oder in der Religion. Die Beisachen hat Geiger mit großer Vollendung behandelt. Wie geht die Vordergruppe von den zwei hintern hervor, wie löst sich die Baulichkeit ab, wie schmelzen die kraftvollen Farben zu einem lieblichen Ganzen, mit welchem Verstande und mit welchem Gefühle der Nothwendigkeit sind die Falten geordnet, die bei manchem, selbst nicht unbedeutenden Künstler so gerne Gemeinplätze sind, wie gegenständlich steht selbst das Kleinste auf seinem Platze, wie ferne ist jede Unsicherheit, Seichtigkeit oder Unbestimmtheit, und wie zeugt jede Linie von der dem Künstler eigenthümlichen, naturwüchsigen, ihr Gebiet ergreifenden Kraft, dem ernsten und wahrhaftigen Genie. Der bewunderte Zeichner der Memorabilien, der wohl einer der allergrößten jetzt lebenden Geschichtscompositeure ist, hat nach unserem Dafürhalten in dieser wenn auch nicht bis zum Letzten ausgeführten Skizze ein Meisterwerk ersten Ranges geliefert.

Heiger: Beduine in der Wüste.

(1858.)

Der Gegenstand ist aus einer Erzählung genommen, die den Titel „Abdias" führt. Der in den Kleidern eines Wüstenhäuptlings dasitzende Mann ist ein Jude, der unter egyptischen und römischen Trümmern in der Wüste lebte, und später im Hochmuthe sich reich beduinisch kleidete; daher erklärt sich die ichtere Farbe seines Angesichtes. Das Bild erscheint bei dem ersten Anblicke fremdartig, es ist uns der Mann, die Umgebung, der Himmel nicht zugeartet, und dies muß um so mehr der Fall sein, je wahrer das alles ist; es ist eben die Erscheinung der fremden Zone, die unsern Lüften ein Räthsel ist, das Gemälde aber theilt eine Eigenschaft mit allen Meisterwerken der Kunst, nämlich die, daß es immer schöner wird, je länger man es besitzt und betrachtet. Wir stehen nicht an, zu bekennen, daß wir dieses Bild für ein Meisterwerk der neueren Kunst erachten. Die dichterische Kraft, die in dem Haupte der Gestalt liegt, ist bewundernswerth. Die Züge seines Stammes tragend und etwas hager, ist das Angesicht doch von ergreifender männlicher Schönheit. Die Stirne hegt den Ernst und die Schwärmerei, die Augen blicken feurig und entschlossen, und der feine, leicht

ffnete Mund zeigt die südliche Gluth des Begehrens und die ibende Gewalt des Willens. Wir denken uns, aus diesem tosse liefert das Wüstenvolk seine Führer, seine Löwenjäger, ne Propheten und Fanatiker. Die ganze Gestalt entspricht dem upte, und erklärt dasselbe nur weiter. Die Hagerkeit und eschmeidigkeit der Wüste ist auch mit ihrer Kraft vereint. Dies scheint besonders in den Händen und in den schöngestalteten, ackten Füßen. Die Umgebung der Gestalt ist eben so dichterisch. gyptische Trümmer, römische Überreste, zu zwei Drittheilen verndet, eine zerrissene Aloe, stehende und sinkende Palmenstämme, lber Sand, eine in den Hintergrund gehende Öde, Wohnung er Schakale und Löwen, ein dunkler, grünlichblauer Himmel, leichsam mit Wüstenstaub geschwängert, und eine wasserlose itze, die aus allen Gegenständen spricht, — das sind die Bestandtheile der Landschaft, die den Mann umgibt. Die Behandung ist frei, leicht und kühn, wie sie dem Genie eigen ist, und och so reich in den innigsten Farben durchgearbeitet, wie sie nur as tiefe Gefühl hervorbringt. Darum sind solche Bilder so außerordentlich schwer zu copiren. Alles Außenwerk hat der berühmte, in historischer Treue fast ängstliche Zeichner wahrscheinlich nach der Natur studirt, da er im Gefolge Sr. kais. Hoheit, des Erzherzogs Ferdinand Max, Kleinasien, Egypten und Algier besucht hat.

Mövius: Cap von Misene am Golf von Neapel.

(1859.)

Mövius H. aus Düsseldorf: „Cap Misene am Eingange vom Golfe von Neapel“ ist ein Bild von großer Meisterschaft. Hier ist kein Versuchen, kein Tasten in unbestimmten Richtungen, kein Hingeben an verführerische Farben, sondern das klare Bewußtsein dessen, was ist, das Versenken in die Schönheit desselben und die bestimmte Darstellung dieser Schönheit. Man könnte sagen, jeder Pinselzug in diesem Bilde ist ein klassischer und entschiedener, daher gewinnt das Bild jene unbeschreibliche Klarheit, Ruhe und Durchsichtigkeit, die es hat. Das Vorgebirge stellt sich mit seinen gelblichbraunen Felsen gegen das blaue Mittelmeer, dessen Bläue vielleicht das schönste Landschaftsblau ist, das die Natur kennt. Auf ihrem Rücken tragen die Felsen das durch den Süden verbrannte Gras, grauliche Olivenbäume, und an der äußersten Spitze gegen die See ein kleines, leuchtendes, weißes Gebäude. Von ihrem Fuße geht gegen den Vordergrund, der ein kleines Strandstück mit einem flachen Steine und einem Fischerkahne darstellt, der langgestreckte Wellenschlag des Meeres, der in seinen Spiegelfurchen hinterseits das Leuchtgelb

der Felsen, vorderseits das Blau des Himmels zeigt, und zwischen beiden hie und da die örtliche, grüne Farbe des Wassers durchblicken läßt. Seitwärts der Felsen hat das Wogen des Meeres das Blau und Silber des Tages. Hinter dem Vorgebirge streicht ein Lüftchen, das an dem langen, dunkelblauen Striche, den es auf das Meer legt, erkennbar wird. Hinter diesem Blau leuchtet die lange, feine, gerade Linie des Strandes von Neapel und seiner Umgebung mit der fortlaufenden Kette von Gebäuden, und hinter diesen sind die sonnigen, absteigenden Flächen des Vesuves mit ihren lieblich blauen Schatten und der sanft gebogenen Rauchsäule des Gipfels. Der Himmel ist heiter, und hegt gegen seinen Scheitel die sogenannten Schäfchenwolken. Uns Nordländern mag die Einfachheit der Linien und die Ruhe der großen Massen, die dort wirken, etwas fremdartig sein, und den Eindruck abschwächen; aber sicher gehört dieses Bild zu jenen, die, wie es jedem Kunstmeisterstücke eigenthümlich ist, immer schöner werden, je länger man es besieht.

Maassen: Der Klosterorganist.

(1860.)

„Der Klosterorganist" von Maassen Theodor in Düsseldorf erscheint uns so schön, wie es Weniges in unserer Zeit und in der Kunst überhaupt gibt. Ohne die geringste Sucht nach Virtuosenthum oder Anwendung einzelner Kunststückchen hat der Maler eine technische Wirkung hervorgebracht, die erstaunlich ist. Noch höher aber steht die künstlerische. Wir befinden uns auf dem Musikchor einer Kirche, ziemlich weit zurück, da wir den größeren Theil des Chors und die Gewölbung und die Fenster der Kirche erblicken können. Der Chor ist im Helldunkel, die Kirche durch die Fenster klar erleuchtet. An der Orgel sitzt ein Mönch und spielt. Von der Andacht und seinem Spiele ergriffen, zeigt er uns ein von seitwärts erblicktes, erhobenes Antlitz. Ein Kirchenfürst, der in einem Seitenstuhle saß und in einem großen Buche las, läßt das Buch sinken und blickt auf ihn. Ein junger Mönch an der Chorthür, halb stehend und halb auf einem Stuhle knieend, stützt sein gesenktes Haupt mit der Hand. Ein Ministrant an der Chorbrüstung sollte aus einem Buche beten, er blickt aber eitwärts auf den Orgelspieler. Neben ihm ein Mönch

mit der Kapuze über dem Haupte ist in tiefer Andacht versunken. Aus der Tiefe der Kirche steigt Weihrauch empor. Aus dieser schwachen Beschreibung möge man die Vergeistigung dieses Bildes entnehmen. Aber nur der wirkliche Anblick bringt sie erst ins rechte Bewußtsein. Wie gleich bewunderungswürdig ist das Aufhorchen des Greises und des Knaben, und doch wie verschieden! Hier das milde des Greises, der viel gesehen und gelitten, dort das frische des Knaben, vor dem erst die Zukunftswelt liegt. Im jungen Mönche sind Gefühle der Wehmuth, in dem älteren mit der Kapuze ist die gewohnte Andacht, die durch die Orgel gesteigert ist, aber er lebt der Andacht, nicht den Tönen. Zu dieser geistigen Durchbildung gesellt sich eine Technik des Vortrags, die kaum freier und vollendeter sein könnte. Jeder Gegenstand, von der Orgel bis zum letzten Bücherdeckel herab, stellt sich wirklich und körperlich dar, er steht, liegt, lehnt frei, und zeigt nur sich, nicht Farben. Zugleich ist eine Ruhe und künstlerische Anordnung aller Dinge vorhanden, die vom Gefühle eines Meisters spricht, dem Bilde einen großartigen Ernst, und dem Beschauer einen völligen Abschluß in seinem Gemüthe gibt.

Geiger: Göthe und Schiller.

(1860.)

Wenn die Bildniß- oder sogenannte Portrait-Malerei den Zweck hat, daß von einem Künstler ein vor ihm gegenwärtiger, lebendiger Mensch in seiner körperlichen, und, so weit es durch diese möglich ist, auch geistigen Wesenheit im Allgemeinen dargestellt wird, so daß demnach die Ähnlichkeit des Abbildes in körperlicher und geistiger Beziehung mit dem Urbilde die Hauptsache dieser Malerei ist, wobei die Handlung, in der sich der Abgebildete befindet, Nebensache, ja, wenn sie eine sehr vereinzelte oder auffällige ist, sogar der Auffassung des Menschen in seiner Allgemeinheit hinderlich ist, weswegen die besten Bildnißmaler aller Zeiten ihre Menschen meist in einer ruhigen und gleichgiltigen Handlung dargestellt haben, wenn dies so ist: so sind Geigers Gestalten keine Bildnisse oder Portraite. Das zeigt er selber; denn er hat längst verstorbene Personen gemalt; er hat nicht vorzugsweise Linien- und Körperähnlichkeit angestrebt, und hat den Gestalten Dinge gegeben, die sie im Leben nicht gehabt haben. Wenn die Geschichtsmalerei Personen der Vergangenheit, die mehr oder minder allgemein bekannt sind, in Handlungen aus ihrem Leben darstellt, die eben so bekannt sind, einzelne ganz

bestimmte sein müssen, und nicht nur ihnen, sondern auch der Geschichte angehören, wobei die Handlung die Hauptsache und die Ähnlichkeit der handelnden Personen mit ihrer einstigen Erscheinung im Leben die Nebensache ist, und so sehr die Nebensache wird, daß sie bei Personen, die so weit in der Geschichte zurückliegen, daß wir von ihrem Äußeren keine entschiedene Kunde mehr haben, ganz und gar fehlen darf — wenn dies so ist: so sind Geigers Gestalten auch keine Geschichtsmalerei, denn er hat sie in keiner einzelnen, ganz bestimmten Handlung, die in der Geschichte bekannt ist, dargestellt, sondern eher in einer von ihm gedachten Stimmung. Wohl aber erscheinen uns diese Bilder mehr der Geschichtsmalerei als der Bildnißmalerei verwandt. Wir möchten sie jedoch lieber lyrische Auffassungen nennen, wie eben die Lyrik in der Dichtkunst die Gefühle und Phantasien des Dichtenden in einem Grade von Erregung ausspricht, wenn diese Erregungen auch an eine Erscheinung oder Person der Geschichte geknüpft sind. Wir möchten dies um so mehr behaupten, als auch die Behandlung in den Gemälden eine mehr allgemeine, an die Skizze erinnernde ist, die unter dem Einflusse der Phantasie das Allgemeine des Gefühles und des Seelenschwunges festzuhalten strebt, ohne in die strenge Ausführung des Einzelnen einzugehen, die dem Lyrischen und Phantasievollen Eintrag thun könnte. Dies scheint uns besonders bei dem Göthebilde der Fall zu sein. Geiger ist bisher vorzüglich in zwei Richtungen bekannt geworden: als Darsteller von Allegorien, Randzeichnungen, Verzierungen und dergleichen, und als Darsteller geschichtlicher Thaten. In den ersten ist er besonders phantasievoll, reich und schwunghaft, in den letzten strebt er weniger der sinnfälligen Schönheit der einzelnen Gestaltungen nach als der Gewalt, der

Kraft und dem Ernste des Ganzen. Er stellt dieses Ganze immer mit tiefer Erfassung der geistigen Thatsächlichkeit der Handlung und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Kühnheit der Linien dar. Man könnte aus seinen Werken ganze und zwar zahlreiche Klassen scharf gekennzeichneter Menschen zusammenstellen, und seine Memorabilien gehören zu dem Herrlichsten, was in der Kunst der Linien hervorgebracht worden ist. In den gegenwärtigen Bildern scheinen beide Richtungen theilweise vorhanden zu sein. Der Verfasser dieser Zeilen glaubt in ihnen etwas Großartiges und Bedeutendes erblicken zu können. Er hat sie öfter und zuweilen lange betrachtet, und jedesmal ist seine Seele von einem ernsten und tiefen Gefühle ergriffen worden. Schillers Angesicht trägt den Ernst, die sittliche Kraft, den Aufschwung und die Schwärmerei, die sich der Maler etwa in seinen Dichtungen gedacht haben mochte. Weniger ist der Schmelz ausgedrückt. Schiller läßt die Dinge auf sich wirken, und verarbeitet sie in seiner großen Seele. Es ist, als wäre er von einer andern Beschäftigung gekommen, und hätte sich schnell hingesetzt, um einen Gedanken, der ihn beschäftigte, völlig zu erfassen. Er ist so erregt, daß er nicht einmal die Hand, in der er den Stift hält, auf den Tisch stützt. Seine Begeisterung ist so stark dargestellt, daß sie fast wie sittliches Zürnen aussieht, das ja mit der Begeisterung den gleichen Grund und letztlich fast den gleichen Ausdruck hat. Göthe scheint auswärts gewesen zu sein, scheint, als er Nachts nach Hause gekommen war, sich noch ein wenig in seinen Stuhl gesetzt und den Nachthimmel und den Mond durch das offene Fenster betrachtet zu haben. Die Majestät der äußeren Ruhe wirkt auf ihn, und er denkt an tiefe Dinge, vielleicht an den Faust. Sein Angesicht ist gehoben, sein Auge vom Mond

beglänzt, auf seiner Stirne ist die Kraft. Auf ihn wirken die Dinge; aber er beherrscht sie. Auch er ist so erregt, als wollte er etwas Innerliches erfassen, darum hebt er die Hand an sein Haupt, ohne den Arm auf die nahe Lehne zu stützen. Geigers Werke wirken auf den Verfasser dieser Zeilen immer anregend, weiter zu dichten und zu gründen, wie es ja überhaupt das Eigenthümliche in den Werken des Genius scheint, daß sie, wenn sie uns selbst in einer widerstrebenden, ja sogar fehlerhaften Gestalt entgegentreten, unsere schaffenden Kräfte aufrufen, daß diese je nach Art ihres Besitzers weiter dichten, weshalb solche Werke immer wieder anregen, während die oft sehr lieblichen Hervorbringungen des bloßen Talentes, die in dem Vortrage sich meistens nach der Zeitrichtung und der hergebrachten Schule halten, gleich alles, wenn auch oft Bedeutendes, aber immer alles geben, weshalb sie endlich weggelegt werden.

Was die äußere Darstellung betrifft, so ist sie, wie bei jedem genialen Menschen immer, bei Geiger ganz eigenthümlich. Sie hat nichts mit andern Meistern und dem Herkommen gemein. Das ist bei dem Genius nicht etwa Verachtung der andern, niemand liebt große Meister inniger als der Genius, sondern er ist eben ein eigenthümlicher, selbstarbeitender, gibt sich, und kann sich nur in seiner Form geben. Wie oft ringt er sich bitter mit derselben ab, während eine vollendete zur Nachahmung bereit läge, wenn er nachahmen könnte, was das bloße Talent immer und zwar oft überraschend trefflich kann. Geigers äußere Darstellung hat nun nach der Meinung des Verfassers dieses Aufsatzes wirklich etwas Befremdendes, in seinen Zeichnungen weniger, in seinen Gemälden mehr. Man muß sich daran gewöhnen. Sie hat durchaus mehr etwas Starkes und Gewaltiges als etwas

Glattes und Einschmeichelndes. Man muß sich ihr hingeben, dann schließt sich ihr Inneres auf, und beschäftigt immer mehr. Die gegenwärtigen Bilder sind fast in einem, wenn man so sagen darf, monumentalen Style gemalt. Schiller ist noch mehr ein Staffeleibild, Göthe fast gar nicht mehr. Die sogenannte Technik im Vortrage der Stoffe, Faltungen, anderer Einzelheiten ist sehr durchgearbeitet, oft kühn, was man erst in der Nähe sieht. Doch meinen wir, ist Geiger hierin erst im Ringen mit sich begriffen. Wenn der Verfasser dieser Zeilen, der Geiger auch in bloßer Beurtheilung von Kunstdingen so weit nachsteht, doch einen Tadel im Allgemeinen aussprechen dürfte, so würde er sagen, daß es ihm lieber wäre, wenn die Dichter nicht im Feierkleide, was sie uns so fremd macht, nicht in einer Ausnahmshandlung, die wir nicht gleich fassen, sondern im trauten Hauskleide, in Erscheinung ihres geistigen Berufes vorgeführt worden wären. Auch hätten wir lieber ganz und gar ihre Wirklichkeiten um sie gesehen als nur theilweise. In Bezug der äußeren Darstellung dürften die Umrisse der hintern Gegenstände weicher zu halten gewesen sein, daß sie von den Gestalten zurückweichen und ihnen mehr Raum geben. Endlich ist dem Verfasser nicht klar, ob es für die Wirkung in der Ferne nothwendig gewesen ist, daß das Studium manches Einzelnen und die Richtigkeit und Reinheit von Besonderheiten (in der Nähe besehen) hintangesetzt worden ist. Aber der Verfasser ist zu wenig Techniker, um hierüber absprechen zu können, und in Bezug der allgemeinen Auffassung hat eben der Künstler sie so gewählt, und der Verfasser kann auch hierin nicht mit ihm rechten.

Zimmermann Albert: Gegend an der Isar.

(1860.)

Theile dieses Bildes sind dermaßen vollendet, daß in der neuen und alten Kunst wenig sein wird, das ihnen an Großartigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung gleich wäre. Es ist in der neuen Landschaftsmalerei Sitte geworden, gewaltige Stoffe zu wählen, namentlich unzählige Male Stoffe aus den Alpen. Wahr ist es, daß, könnte der Künstler die Großartigkeit der Alpenwelt in der Ausdehnung, wie das Auge sie oft von guten Standpunkten faßt, genau geben, diese Bilder an künstlerischer Wirkung diejenigen weit übertreffen würden, welche etwa ein einfacheres ländliches Bild in kleineren Grenzen zur Anschauung bringen, wie das Trauerspiel, wenn es vollendet ist, ungleich gewaltiger faßt, als die eben so vollendete Elegie oder Idylle. Nur eben ist die Vollendung im Trauerspiel und in der Alpenlandschaft das ungemein Schwierige, und es ist der Angel, um den sich die Sache dreht. Selten ist die Schwierigkeit überwunden worden, darum gehen große Künstler mit Scheu an diese Stoffe. Die älteren Landschafter haben fast nie Alpen gewählt, obwohl sie ihnen nicht unbekannt sein konnten. Claude hat in

seinen idealen Gestaltungen schönverbundene Bäume, duftige Fernen, glitzernde Wasser und glänzende Lüfte: Ruisdael in seinen mehr realistischen Gebilden einen ernsten, nordischen Baum oder Wald, einen Grund, aus dem Wasser schäumt, oder oft die einfachsten Gestaltungen von Rasen, Erdlehnen, einer Hütte und Luft. Junge Künstler oder schwächere wählen große Stoffe, und beginnen mit dem Trauerspiele, mit der Alpenlandschaft. Der Grund scheint nicht ferne zu liegen. Große Stoffe haben immer auch sehr vorspringende Merkmale. Diese faßt nun das Auge des Künstlers auf, und versteht sie zu bringen, während die feinen Beziehungen des großen Stoffes, die ihn eben zum künstlerisch Größten und Fertigsten machen, ihm entgehen, wodurch dann die Unvollendung des Werkes entsteht. Andererseits hat der große Stoff schon in seinen allgemeinsten Theilen so viele Phantasie erweckende Kraft in sich, daß wir, wo wir auch nur diese Theile treffen, sofort unsere eigene Dichtkraft ins Spiel bringen und mit ihr und mit dem Schönen, was da ist, die Mängel der Durchführung verdecken, während die Kleinheit des Stoffes, um mit Jean Paul zu reden, in der Idylle und im Lustspiel den ganzen Zwerg von Künstler entblößt, wenn er ein solcher ist, und den kleinen Stoff wählt. Der tiefe und große Künstler sieht auch in dem kleinen Stoffe die vielen zarten Beziehungen und Abstufungen, ihm entsteht daraus Reichthum, und er sucht ihn zu bringen. Die Griechen wählten neben den großen Stoffen ihrer Tragiker, besonders in der bildenden Kunst, das Einfachste, führten es dann aber mit einem Reichthume und einer Vollendung aus, die noch heute unser Erstaunen erregt, und die wir nicht einmal nachzuahmen vermögen. Man denke an den Niobidentorso in München, der verstümmelt eine Bewunderung her-

vorruft, die, wenn sie einmal da ist, nicht mehr endet. In der Natur liebten die Griechen hervorragend das Einfachste, was sie hat — das Meer. Man denke an Homer, besonders im Odysseus. Albert Zimmermann hat sich in der oben genannten Landschaft das Ziel gesetzt: das sonnige Weben eines schwülen Tages über einer großen Ebene darzustellen. Er muß das stille, einfache, aber in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, daß dessen reiner Inhalt ihn mit warmer Liebe erfüllt hat, wie etwa ein sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe, oder die Wunder eintöniger, weithingehender Wälder vorführt. Selten ist ein Gegenstand in seiner dichtungsvollen Wesenheit so tief und erschöpfend dargestellt worden wie hier. Das Blau des höheren Himmels hat den kräftigen, aber doch sanften Ton, wie ihn dieses Gewölbe zeigt, und es ziehen sich durch ihn schon die leichten Flächen der Wolkenbildung. Tiefer unten steht die geschichtete Haufenwolke, welche gegen den Rand der Ferne immer dichter wird, sich hintereinander verschiebt, und überall von dem Glanze einer nicht völlig herausscheinenden, aber heißen Sonne erfüllt ist. Unter diesem Himmel geht die spätsommerliche, schon ziemlich ausgebrannte Ebene von den fernen Bergen, die von der Luft kaum zu unterscheiden sind, immer mehr und mehr hervor, und ist auch angefüllt von dem Glanze der halbverschleierten Sonne. Dann fällt das Land steilrecht ab, und zeigt jene lehmigen, sandigen und steinigen Wände, wie sie gerne Alpenwässer zu ihrem Ufer haben. Diesseits dieser Wand, die ebenfalls besonnt ist, befindet sich das lichte Wasser der Isar, befinden sich die Sandbänke und die blaugrünen Weidengebüsche des Flußbettes, die gleichfalls mit dem Lichte der Sonne belegt sind. Diese

Dinge sind in ihren dichterischen, verborgensten Merkmalen dargestellt, die immer wieder zur Betrachtung reizen. Zugleich sind sie so richtig, wie man sie kaum in den gefeiertsten Bildern alter und neuer Zeit sieht. Der Künstler, der lange in München gelebt hat, an welcher Stadt sich diese Natur befindet, muß jahrelange und sehr eingehende Studien gemacht haben, um das Werk so darstellen zu können, wie er es dargestellt hat. Die genannten Eigenschaften dieses Werkes scheinen es uns vorzüglich geeignet zu machen, die Betrachtung einfacher, landschaftlich künstlerischer Merkmale zu stärken und zu fördern, und durch die ungemeine Genauigkeit zum Unterrichte zu dienen. Dies scheint uns besonders in unserer Zeit von Gewicht, da das Streben nach Wirkung und Aufsehen so hervortritt, und die schwer zu erringende Naturtreue verabsäumt wird, weshalb so viele sogenannte Manieren hervortreten, daß es den Kunstfreund mit Schmerz erfüllt. Der Vordergrund des hier beschriebenen Bildes ist eine Art einstigen Steinbruches, mit Gebüsch, Kräutern und Rasen überwuchert. Er ist sehr gut gemalt, daß man die vielgeübte Hand erkennt, aber er ist nach herkömmlicher Schule sehr geschickt gemalt, nicht gedichtet. Daher gleicht er dem oben genannten nicht. Wäre dieser Vordergrund in gleicher Weise wie das übrige bis in die kleinsten Merkmale durchgebildet und erschöpft, statt mehr in allgemeinen, gebräuchlichen Weisen gehalten, und schlösse er das Entferntere in ruhiger, einfacher Größe ab, so wäre dieses Bild Zimmermanns nach unserer Meinung ein mustergiltiges für alle Zeiten.

Löffler Karl: Portrait.

(1861.)

Im „Portrait" von Karl Löffler begegnen wir einem Bilde, das uns von vollendeter Schönheit zu sein scheint. Es stellt einen Knaben mit dem Oberkörper dar. All die Einfalt, Unmittelbarkeit, Reinlichkeit und Klarheit der Natur liegt da vor uns. Da ist keine Spur von jener anspruchsvollen Mache, die Absonderlichkeiten sucht, und bei jedem Pinselstriche sagt: „Seht, da bin ich." Hier ist die naive Gegenständlichkeit, welche in der Welt und in jedem großen Kunstwerke liegt, in der Antike und in den Werken des Mittelalters. Seit uns (mit Ausnahmen) die schlichte und fromme Größe der Alten verloren gegangen ist, sind wir in gespreizte Darstellung verfallen. Hier ist aber lediglich, was sein muß, und was durch das Sein auch die Berechtigung aufzeigt. In dem Bilde scheint fast keine Mache zu sein, wie in Mozarts Melodien, und doch ist diese Mache schwieriger als die schillerndste Darstellung, oder sie ist auch nicht schwierig, denn wenn der Künstler seiner Seele den rechten Ton ertheilt hat, fließt sie von selbst in den Pinsel. Der Künstler geht in dem, was er darzustellen scheint, auf und doch liegt in dieser fast bewußtlosen Darbringung die holdeste Schönheit. Das Bild ist wie aus der besten Raphael'schen Zeit der italienischen Kunst.

Otto von Thoren:
Ackerpferde bei herannahendem Gewitter.
(1861.)

Das Bild scheint uns außerordentliche sachliche Vorzüge zu haben, wozu wir besonders den durchbrochenen und lichteren Theil der Luft und die körperliche Gestaltung der Pferde, die im Vordergrunde sind, rechnen. Der genannte Theil der Luft ist mit einer Meisterschaft behandelt, die selten ist, das gewitterhafte Anlaufen der Lufttöne, wie es beim Sturme vorkommt, dürfte kaum wahrer zu geben sein, eben so sind die genannten Pferde auf das Trefflichste, wenn wir so sagen dürfen, modellirt, wie es nicht so oft vorkommt. Einem so durchgearbeiteten Künstler gegenüber dürfen wir auch nicht verschweigen, was wir an seinem Bilde ausstellen zu müssen glauben. Zuvörderst, da das Bild auf Durchgeistigung — entweder durch die Majestät des Gewitters, oder durch hervorragende Gefühlsäußerung der Menschen in ihren Handlungen oder etwa auch der Thiere in ihren Bewegungen — zu verzichten scheint, und uns dafür sachliche Richtigkeit bringt, so sollte, meinen wir, diese so vollendet sein, daß uns, wie man sich auszudrücken pflegt, die Virtuosität hinreißt; allein hier scheinen uns nach unserem Urtheile Abgänge vorhanden

zu sein. In der lichteren Luft haben fast alle Wolken parallele Richtungen, die dunkeln Wolken sind flach, und die Natur derselben ist nicht ausstudirt, daher sie nicht charakteristisch sind. Außerdem ist die ganze Färbung der Luft, wie sie in alten, ausgewaschenen Gemälden zu sehen ist, wornach der Künstler studirt zu haben scheint. Der weißen Farbe des Rothschimmels fehlen die Glanzdecken, welche das Weiß der Haare, der Seide ꝛc. zeichnen, weshalb hier die Farbe statt einer Glanzfarbe mehr eine Mehlfarbe wird. Wir erlauben uns zu unserer Rechtfertigung auf die Schimmel Wouwermanns zu verweisen. Das Perspective zwischen dem vordern und hintern Pferde ist ein verfehltes, und wenn nicht, so ist es das der Personen. Die hintern Pferde scheinen uns zu oberflächlich behandelt, eben so ist der Ackergrund nicht scharf gekennzeichnet und das Gras ist zu leichthin, und mit glasartiger Farbe behandelt. Wir entschuldigen uns noch einmal, daß wir unsere Bedenken aufgeführt haben; das Bild fordert durch treffliche Behandlung einzelner Theile dazu auf.

Kaulbach: Göthe's Frauengestalten.

(1861.)

Die Zeichnungen von Frauengestalten aus Göthe von W. Kaulbach haben wir uns, ehe wir sie sahen, besser gedacht. Wir wagen ein Urtheil auszusprechen, das vielen hart erscheinen dürfte, da Kaulbach einen großen Namen besitzt; aber wir müssen es sagen, da wir es so fühlen, und da nur durch offenes Aussprechen der Gefühle von Verehrern der Kunst eben die Kunst am höchsten geehrt wird. Urtheile können irrig sein, heuchelnd dürfen sie nie sein. So sehr wir das akademisch Richtige dieser Zeichnungen im Allgemeinen bewundern, so sehr glauben wir, daß sie weit hinter der einfachen, aber dadurch um so größeren Naturgewalt der Seelen Göthe'scher Frauen zurückgeblieben sind. Gretchen, Klärchen, Dorothea, die unerreichte Iphigenie leben anders in der Tiefe unseres Herzens. Mignon, die bisher jedem Pinsel und jedem Stifte spottete, ist nicht vorgeführt worden. In Beziehung auf Göthe sind uns die Zeichnungen kalt. Es ist die mißlichste Sache, die Unendlichkeit der dichtenden Einbildungskraft, die auch die Unendlichkeit der lesenden wach ruft, in ganz bestimmt umschreibende Linien zu bannen, welche durch die

eine Anschauung, die sie bringen, jede Unendlichkeit ausschließen. Die Mittel beider Künste sind eben sehr verschieden, es müßte nur die Unendlichkeit des Malers größer sein als die des Dichters, daß er uns, den Dichter umdichtend, seine eigene Unendlichkeit mit seinen eigenen Mitteln brächte. Der Dichter bringt mit dem unsichtbaren Worte leichter die Seele, schwerer den Körper; aber er muß ihn bringen: der Maler mit der sichtbaren Linie leichter den Körper, schwerer die Seele; aber wir fordern sie auch von ihm. Der duftige Zauber großer Dichter ist ein anderer als der plastische großer Maler, und in Göthe ist er so zart, so fest begründet und nur ihm eigenartig, daß er kaum in der bildenden Kunst erreichbar sein dürfte, am ersten noch in Marmor. Daß Zeichnungen nach Göthe nur mit Göthe verglichen werden müssen, liegt, glauben wir, in der Natur der Sache.

Zimmermann Albert:
Morgendämmerung auf dem großen Venediger.
(1861.)

Das Bild ist, wie es von diesem Künstler zu erwarten ist, von der vollendetsten Haltung und Stimmung. In der hellen Morgenluft schwebt die erblassende Mondessichel. Der Gletscher und alles andere ist noch im Morgengrauen. Jene erhabene Ruhe, wir möchten sagen, Starrheit, in welcher die Gebirgswelt des ersten Lichtes harrt, um von ihm angehaucht zu werden, sieht uns aus dem ganzen Bilde entgegen. Die tiefste Einheit des Ganzen, und doch die reichste Mannigfaltigkeit in Farbe und Zeichnung herrscht in demselben. Doch scheint uns die Färbung des Schnees zu aschig und die Felsen zu roth. Es ist eben eine der schwierigsten Aufgaben, die sich der Künstler gestellt hat.

Piepenhagen: Zwei Landschaften.

(1861.)

Wer die einfachen, großartigen, ruhigen, durch keine Blendungsstellen wirkenden Gebilde Ruisdaels liebt, der wird mit Ehrerbietung vor diesen Bildern stehen. Wir halten sie für Meisterwerke erster Größe. Das eine stellt eine neblige Mondnacht dar. Es sind nur Gebüsche, Fischerhütten, Gras und etwas Wasser da. Ein Mann in einem Kahne ist im Begriffe Reusen zu legen, und gegen eine Fischerhütte zu sehen wir drei unbestimmte Gestalten von Weibern, die entweder unter sich sprechen, oder dem Manne zusehen. Doch welch' ein Zauber liegt in diesen wenigen Gegenständen! Auch hierin gleicht Piepenhagen Ruisdael. Große Dichter und Maler wählen so gerne den einfachsten Stoff. Von der Fülle des eigenen reichen Inneren gedrängt, wissen sie mit wenigem in gebildetster Form dieses Innere in einer Art Unendlichkeit zu offenbaren, ja, sie gehen dem gehäuften Stoffe aus dem Wege, weil er als roher Körper den zarten Geist zu ersticken droht. Man denke an die Ilias von Homer, an Macbeth von Shakespeare, an Iphigenie von Göthe. Die Armuth und Unerfahrenheit geht an die Menge des Stoffes

bringt ihn aber roh; und die Armuth und Unentwickeltheit empfängt ihn und verwechselt ihn mit der einzig dichterischen Form. Hier sind weiche Nebel, die den Mond dämpfen, aber ihn nicht verhüllen, er schwimmt gleichsam in ihnen, und sie umgeben ihn in natürlichen, dämmerigen, ahnungsvollen Gestalten. Je weiter von dem Monde, desto tiefer wird es Nacht, die Nebel werden dunkler, vermählen sich mit den Gebüschen, und lassen weithineingehende Räume ahnen. Hier ist das Geheimnißvolle der Nacht, die nicht alles verhüllt, und nicht alles zeigt. Darin liegt das Dichterische der Nacht, das uns so anzieht und begeistert. Und diese Dichtungsfülle weiß Piepenhagen, wie fast keiner, mit einer großartigen Phantasie durch ein Unbestimmtes und Ahnungsvolles in seinen Gebilden hervorzubringen, und in dem Gemüthe des phantasievollen Beschauers zu erzeugen. Die vorderen Gebüsche bringen schon das Mondlicht in ihren Spitzen, auf der Wand einer Fischerhütte schimmert es trübe, auf dem bethauten Grase glänzt es und läßt unbestimmte Pflanzengebilde sehen, und im Wasser blickt es mit einer kleinen Blitzspiegelung auf. Die Übereinstimmung des Ganzen und die weise Abstufung der Lichter in diesem Bilde ist bewunderungswürdig. Alle Glieder der Wolken sind vom Lichte belebt, in allen Zweigen, Gräsern und Moosen lebt es, im Wasser blitzt es, und doch drängt es sich nirgends vor, es ist kein sinnlicher Farbenreiz da, nur die Beleuchtung, und diese so viel, als sie an jedem Platze zu sein vermag. Seit Van der Neer dürften wenige Mondnächte gemalt sein, die dieser gleichen.

Das andere Bild von Piepenhagen ist eine Stelle eines Hochwaldes. Nebelsprühregen geht nieder, färbt die hinteren Dinge grau, und beugt die Wipfel der Nadelbäume. Ein frischer

Bach sprudelt gerade nach vorwärts. Wer je die feuchte Fülle solcher großartigen Wälder gesehen hat, findet sie hier wieder. Das tiefste Grün auf moorigem Boden, das Herumliegen von Geniste und Steinen, das Faulen eines liegenden Stammes und das Perlen und Rollen des durchsichtigen Wassers. Auch hier ist nicht das mindeste Prahlen mit Glanzstellen oder Gegensätzen, sondern das einfache Wiedergeben der einfachen, großen Natur. Auch dieses Bild stehen wir nicht an als ein Meisterbild zu bezeichnen, wenn wir auch den lichten Stein im Vordergrunde geflachter und die Formwiederholung am rechten Ufer vermieden wünschten. All das Ernste, Düstere und Erhebende großer Wälder liegt in diesem Bilde, und läßt auf das Lichterspiel auf allerlei Zweigen und Baumtheilen, das geringere Künstler so lieben, vergessen, ja es verschmähen.

Löffler Karl: Studienkopf.

(1862.)

Der „Studienkopf" von Löffler K. in Wien ist das Bild eines Kindes, eines Mädchens von 10—11 Jahren, ein Bruststück. Das Kind hat dichte, blonde, wilde Haare wie ein Knabe, zeigt uns fast ein volles Angesicht, und trägt ein ärmliches, braunes Jäckchen. Hinter ihm ist klarer, blauer Himmel, und unten sieht man ein schmales Stück eines unscheinbaren Ufergeländes. Schon im vorigen Jahre haben wir auf ein Knabenstudienköpfchen von Löffler aufmerksam gemacht, indem wir sagten, es sei so rein, einfach und trefflich, daß es an die schönsten Werke der Raphael'schen Zeit erinnere. Ohne nun in die müßige Frage einzugehen, ob die Knaben- oder Mädchenstudie besser sei, welche Frage jedenfalls nur dann entschieden werden könnte, wenn man beide Werke neben einander hätte und genau vergleichen könnte, sagen wir blos, daß wir dieses Mädchenköpfchen für ein Meisterwerk halten, und wie es bei Werken geht, die uns entzücken, daß man das letzte immer für das beste hält, so geht es uns für unsere Person auch hier so; wir glauben nämlich kaum etwas Schöneres gesehen zu haben. Wenn die neue Kunst so

gerne mit Farben prunkt, und viele und anmaßende Töne auf der Oberfläche des menschlichen Angesichtes und Körpers zu Gesichte bringt, so ist Löffler der alten Schule und der Natur zugewendet, es scheint fast, daß wir nur eine Farbe in diesem Angesichte sehen, und doch ist es eine große Reihe von Tönen, die da in den feinsten Zusammenhang gearbeitet sind. Das ist stets das Merkmal der Meisterwerke, daß wir keine Mittel sehen, und doch die große, unbeschreibliche Wirkung gewahren, während in Afterwerken die Menge und der Lärm der Mittel uns zu keinem Ergebnisse kommen lassen. So einfach wie die Färbung ist auch die Zeichnung in Löfflers Bilde, sie ist bestimmt und klar, und man meint, sogleich kann man diese Linien nachmachen. Und doch müssen sie so schwer sein, weil man sie so selten findet; denn in dieser Einfachheit, wir möchten sagen, Einfalt, ohne die geringsten Hilfsmittel, mit denen man Kinderangesichter höherer Stände gerne schön macht, große Augen, weiß und rothe Bäckchen, frische Lippen u. s. w. (und dieses Mädchen gehört gar nicht zu den höheren Ständen, sondern eher zu den geringeren), ohne sonstige künstlerische Behelfe, ist eine so holdselige, ideale Schönheit in diesem Angesichte, die uns zum Entzücken hinreißt. Augen von solcher Unergründlichkeit, die noch dazu halb niedergeschlagen seitwärts blicken, und nicht die geringsten Glanzlichter zeigen, haben wir noch nicht gesehen. Dazu die reinen, lieblichen Wangen und der holde Mund. Wenn Löffler, dessen künstlerische Laufbahn erst noch kurz ist, sich diese Einfachheit bewahren kann, wenn er sich das Gefühl für erhabene, nicht prunkende Schönheit des menschlichen Körpers als des Zeigers der inneren, tiefen, empfindenden Seele zu bewahren versteht, wenn er nie den auffälligen aber nichtigen Reizen mancher neuer Kunstjünger ver-

fällt, und wenn er, die hier besprochenen Arbeiten als Ausgangspunkte nehmend, sich mit derselben Liebe und zu derselben Vollendung auf alle Zweige seiner Kunst ausbreitet, so dürfte ihm eine ausnehmend bedeutungsvolle Stellung vorbehalten sein.

Spitzweg: Spaziergang.

(1863.)

Ein treffliches Bild ist Spitzwegs „Spaziergang". Wie Spitzweg überhaupt in den Bildern, die uns bekannt geworden sind, liebliche Schalkhaftigkeit zur Anschauung bringt, so ist in diesem kleinen Bilde, auf welchem in einer ebenen, anspruchslosen Gegend, die eine heitere Fernsicht gewährt und hinter Gebüschen den Thurm einer ländlichen Kirche zeigt, der Pfarrer, oder es könnte auch der Schulmeister sein, lesend auf einem schmalen Fußwege, sein Hündchen vor sich, auf einem Nachmittagsspaziergange begriffen ist, eine ganz besondere Anmuth, Stille, Einfachheit und Lieblichkeit ausgegossen. Dies ist das Grundwesen des Bildes, das in jedem Tone, in jeder Farbe, in jeder Linie erscheint. Und wenn wir einen Scherz in dem Bilde ahnen sollen, daß nämlich der Leser neben dem Brette, welches vor ihm über ein schmales Bächlein gelegt ist, in das Wässerchen treten sollte, so ist dieser Scherz so harmlos und zugleich so verdeckt, daß er dem

Holden, welches dieses Bild bringt, durchaus keinen Eintrag thut, ja es eher erhöht. Die Bearbeitung dieses Werkes ist, wie es von Spitzweg zu erwarten war, eine durchaus künstlerisch meisterhafte. Die wolkige aber sonnige Nachmittagsluft ist so rein, klar, duftig und durchsichtig hinausgewölbt, wie wir sie nicht oft gesehen haben, denn selbst bei trefflichen Künstlern ist sie nicht selten eine mehr oder minder steilrechte Wand, die Ferne ist mit den wenigsten Mitteln so sicher hingestellt, daß das Auge mit Vergnügen auf ihr weilt und den Weg, der hinausgeht, verfolgt, als ginge er weit und weit dahin. Dazu links die ausgezeichnete Abstufung und das Hinausweichen des Grüns in den Gebüschen, was wieder so schwer zu erreichen ist, und wobei sich Künstler so gerne aber unwahr mit blaulichem Dufte zu helfen suchen, und dann das Hervorragen der Kirche in anspruchloser Richtigkeit, was die Stille und den Frieden auf diesem Bilde so erhöht. Auch der Weg und das Gras und Gestrüppe diesseits desselben sind zu erwähnen, obwohl wir diesen Vordergrund in Anbetracht der Kleinheit des Bildes zarter gewünscht hätten. Daß die vollkommenste Übereinstimmung in Farbe und Linien vorhanden ist, macht eben dieses Gemälde in künstlerischer Beziehung so ausgezeichnet.

Bürkel: Aufladen von Heu bei kommendem Winde; der Kochelsee; ein Kapuzinerkloster im Gebirge.

(1867.)

Alle drei Bilder tragen das Zeichen des großen Meisters, der einen Weltruf besitzt. Wir finden hier kein Haschen, kein Herumsuchen, keine Unsicherheit, sondern Klarheit und selbstbewußte Meisterschaft des großen Künstlers. Alles ist naturgetreu mit dichterischem Gemüthe aufgefaßt und mit einer Arbeit ausgeführt, die eben so weit von Klecksen, mit welchen manche Neueren Kraft und Leichtigkeit anzeigen wollen, entfernt ist, als wie von ängstlicher Ausführung, sondern klar, durchsichtig und voll Schmelz. Besonders müssen wir Landschafter, die nur ein Grün haben, auf die ganz herrlichen Abstufungen von Grün in diesen Bildern aufmerksam machen. Für das Beste halten wir den Kochelsee, ein Meisterwerk ersten Ranges. Wie schön ist das gewitterhafte Anlaufen der Berge, wie lieblich die warme, vom Gewitter noch nicht berührte Färbung der Ferne, das Zurückweichen des Grüns der Bäume, die Durchsichtigkeit des Wassers im See, in welchem die Kühe gleichsam wie frei dastehen, das gehäbige Stillleben der Häuser am See, deren Rauch schon von dem Gewitterwinde erfaßt ist, und alles so wahr, von jeder Übertreibung so ferne,

durch Zusammenstimmung so rein, und durch Ernst so würdig. Die Heuernte ist ein sehr liebliches, neckisches Bildchen, durch die Lebendigkeit der menschlichen Gestalten und der Thiere sehr anmuthig. Als besonders großen Meister in der Farbe hat sich Bürkel in diesem Bilde bewiesen, wie er es in so manchen seiner berühmten Werke gezeigt hat. Im Klosterbilde sind die Gebäude und die Ferne tadellos, herrlich, nur der Vordergrund in Gras und Gestein däucht uns etwas hart, ohne daß wir darum wagen würden, dies gerade als einen Fehler bezeichnen zu wollen; denn Gebirgsbesucher wissen zu gut, welch' seltsame Gestaltungen dort vorzukommen pflegen. Und ist in einem Bürkel'schen Bilde ein Fehler, so ist es meist trotz desselben ein Meisterwerk, indeß leider so viele Bilder bestehen, die selber sammt und sonders ein Fehler sind. Möge ein günstiges Geschick den bereits ins Greisenalter tretenden Künstler uns noch eine gute Weile lassen; mit seinem Hingange stirbt eine edle, seltene Begabung aus, die in solcher Innigkeit nicht leicht zu ersetzen ist.

Rustige: Kreuzfahrer.

(1867.)

Das Bild von H. Rustige aus Stuttgart ist nicht strenge ein Geschichtsbild, steht einem solchen aber am nächsten. Ich glaube es als ein vortreffliches bezeichnen zu müssen. In der Zusammenstellung sind alle Gestalten in derselben Handlung und in demselben Zustande befindlich, wie verschieden auch die Äußerungen sein mögen: in fast verschmachtender Hinfälligkeit, im Bringen von Wasser, im Streben darnach, im Hinblicken auf die Stelle, dann darin, daß einer mit einer Trompete denen, die weiter zurück sind, das Zeichen gibt, das Ersehnte sei gefunden, in den Pferden, die das Wasser wittern, deren alle Glieder nach dem Flüssigen hinstreben, und deren Köpfe mit herrlicher Deutlichkeit fast sprechend wie menschliche Antlitze den Gedanken ausdrücken. Besonders ist das, ich möchte sagen, Angesicht eines Pferdes, das ziemlich weit zurück ist, zu preisen. Ungemein dichterisch ist der einfache Gedanke des zurückblasenden Trompeters, wodurch unserer Einbildungskraft noch ein langer Zug geoffenbart wird, den der Rahmen nicht mehr umschließt. Der Ausdruck der Handlung in den Gestalten ist durchweg ein hoher, von der treuherzigen, selbstvergessenden Gutmüthigkeit des alten Knappen

an, der Wasser bringt, bis zu dem Ernste und der Strenge der Ritter. Und hier ist wieder ein dichterischer Gedanke. Was bei den Thieren eine berechtigte Begier ihres Körpers ist, wird bei den Menschen ein veredelnder Seelenzustand. Die Ausführung durch die Farbe ist eben so weit von prahlerischer Schaustellung eines glänzenden Vortrages oder kecker Pinselführung als von Ängstlichkeit entfernt, sie ist überall gediegen, ernst, sich liebevoll dem Gegenstande fügend und sorgsam. Es sei mir nun auch erlaubt, meine Bedenken gegen das Bild auszusprechen. Wenn der Künstler in dem Ausdrucke noch einen Schritt höher zu gehen vermocht hätte, wenn wir in den Gestalten außer dem, was sie jetzt unmittelbar angeht, noch den Hauch jenes ungemein großen Gedankens des Mittelalters schimmern sähen, der das, was ihm christlich das Heiligste war, von der Schmach der Entwürdigung der spottenden Heiden mit Anstrengung aller Kraft des Abendlandes befreien wollte, welcher Gedanke nur in der Folge durch ungeschickte Mittel und durch Leidenschaften vereitelt und entstellt wurde — wenn wir diesen Gedanken natürlich und wahrhaftig ohne erkennbare Absichtlichkeit schimmern sähen, so wäre das Bild in die Höhe des Ideals gehoben und ein ergreifendes Kunstwerk. Dieser Schritt, von dem ich spreche, ist entweder schwerer als das Malen des ganzen Bildes, wenn der Künstler mit kalter Überlegung die Sache in die Gestalten zu bringen gesucht hätte, wobei ihm wahrscheinlich ein Afterchristenthum gelungen wäre, oder er ist sehr leicht, wenn der Gedanke des Alterthums glühend in der Seele des Künstlers lebt, und einfach in sein Bild überquillt. Eines Umstandes, der mir ein realistischer und auch ein Stimmungsfehler scheint, muß ich noch erwähnen. Der Künstler hat wahrscheinlich keine Wüste des Morgenlandes gesehen, daher das

Unbestimmte derselben. Er hat Hitze und Ausgebranntheit des Bodens durch gelblich-röthliche und fahle Töne gegeben. Man möge dagegen nicht streiten; aber derselbe ziegelröthliche und bräunliche Ton beherrscht das ganze Bild, auch Thiere und Menschen. Steht doch oft kaum die Farbe eines Pferdes von der des Bodens wesentlich ab, ja, Angesichter nähern sich dieser Farbe. Dadurch erhält das Bild eine allseitig röthliche, fahle Trübe, die nicht durch das Weiß eines Schimmels, das Blau eines Mantels, das Roth eines Sattels gebrochen werden konnte. Und welche Mannigfaltigkeit und doch schmelzende Einheit hätten die vielen Gestalten geboten. Wüstenstaub kann die Sache wegen der sichtbaren Klarheit der Zeichnung nicht sein. Der Künstler ist wahrscheinlich durch sein Streben, die Wüstengluth zu bringen, in dieses Rothfahlbraun gezogen worden. Das wirkliche, sorgsame Studium einer Wüste würde die entscheidenden Merkmale bringen, und die Wüste würde glühen, wenn was immer für Farben von Pferden und Gewändern in ihr wären. Ich habe so lange bei diesem Bilde verweilt, weil ich meine, daß es ein liebevolles Eingehen gar sehr verdiene, und weil ich meine, daß es die Hoheit der Kunst, die darinnen ist, und die so selten angetroffen wird, erfordert, besonders die der Geschichtsmalerei, der höchsten nach der religiösen.

Die Poesie und ihre Wirkungen.

Ein Beitrag

zur Behandlung der Poesie in Schulen.

Die Poesie und ihre Wirkungen.

Ich maße mir nicht an, einen so hochwichtigen Gegenstand, dem schon ernste Denker ihre Zeit gewidmet haben, in den folgenden Worten zu erschöpfen. Dichtkunst ist einerseits eine so erhabene Macht, ihr Wirkungskreis ist das ganze menschliche Geschlecht, ihre Handhabung setzt den freiesten und größten Geist voraus, ihr Empfängniß eine gewisse Bildung des Verstandes und ein tiefes, reines Herz, und ihr goldener Faden geht durch alle Zustände der menschlichen Geschichte: Lehranstalten sind andererseits in bestimmte Schranken des Zweckes eingerahmt, ihnen stehen bestimmte Lehrkräfte zu Gebote, in ihnen sind nur Jugendjahre der Empfänglichkeit vorhanden, und ihnen ist nur eine bestimmte Zeit gegeben. Wer das Verhältniß dieser beiden Dinge erschöpfend feststellen wollte, der müßte statt einiger Seiten ein ganzes Buch schreiben. Dieses Buch aber, daß es das beste seiner Art würde, müßte von einem vollkommenen Dichter, der zugleich ein vollkommener Lehrer wäre, geschrieben werden. Da beides selten zusammentrifft, und eine solche Anforderung der höchsten Vollkommenheit endlich an jeden Gegenstand der Wissenschaft gestellt werden könnte, so kämen wir in die Lage, daß über

viele Dinge, weil nicht die vollkommenste Abhandlung bestehen könnte, gar keine bestünde, wenn nicht auch zuweilen Männer aus Liebe zu der Sache, ohne auf dem hohen Standpunkte derselben zu stehen, doch ihre Erfahrungen, die sie im Leben und durch Nachdenken gesammelt haben, niederlegen wollten, und erwarteten, daß zu diesem kleinen Baue, den sie dem großen anfügen, wieder einer einen Anbau mache, wodurch zwar nicht der vollendete Bau, wohl aber der Stoff zu demselben zusammengetragen wird. In diesem Sinne ist der folgende Aufsatz entstanden, und in diesem Sinne wünscht er beurtheilt zu werden. Wo er irrte, möge ihm nachgesehen oder er widerlegt werden, wo er das Wahre traf, mögen es Männer des Faches erkennen, und wo er in seinen Andeutungen — denn mehr wollen diese Zeilen nicht sein — Lücken ließ, mögen ihn andere, die ihre Aufmerksamkeit und Liebe demselben Gegenstande widmen, freundlich ergänzen.

Die Kunst nennt man nach dem heutigen philosophischen Sprachgebrauche die Darstellung des Schönen. Obwohl noch hie und da im Leben manches eine Kunst geheißen wird, was höchstens eine Kunde oder eine Fertigkeit ist, so ist der Ausdruck Kunst in diesem Sinne doch schon in dem Munde der meisten Leute gangbarer, als es vor Jahren der Fall war. Es kommt nun auf die Frage an: was ist das Schöne? Und hier gehen die Meinungen der Menschen nach unzähligen Richtungen auseinander. Ohne in eine ästhetische Abschweifung auszuarten, muß ich doch länger bei diesem Gegenstande verweilen, weil er der Angelpunkt ist, um den sich alle die folgenden Ansichten und Meinungen bewegen.

Darin ist jeder mit sich einig, daß er das schön heißt, was ihm gefällt. In so ferne wäre das Schöne subjectiv. Am sub-

jectivsten, mithin verworrensten wäre es, wenn man als höchsten Satz gelten ließe, daß jeder sein eigenes Schöne habe, wie es eben sein Gefallen mit sich bringe. In gewissem Sinne ist es wohl wahr, in so ferne jeder seine eigenthümliche Persönlichkeit hat, und dieser Persönlichkeit etwas zusagt oder nicht. Aber etwas Allgemeines muß das Gefallen, wie es sich in den einzelnen Persönlichkeiten darstellt, doch haben, welches der Grundzug des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, und welches dann das Kennzeichen des Schönen sein wird. Dieses Allgemeine darf aber nicht ein zufällig Allgemeines sein, das heißt, in einer Zeit oder in einem Raume durchgängig Herrschendes, welches aber aufhört und einem andern eben so durchgängig Herrschenden Platz macht — dies wäre die Mode —: sondern es muß ein Allgemeines sein, welches in den Gesetzen der menschlichen Natur liegt, und welches darum immer und überall da ist, weil es als Gesetz des Menschen dort nicht abwesend sein kann, wo es Menschen gibt. Dieses Allgemeine als Gesetz muß aber zugleich das höchste Gesetz sein; denn wäre es ein untergeordnetes, so könnte seine Entfaltung einmal als zusagend wahrgenommen werden, das heißt, gefallen; ein anderes Mal, wenn es mit dem höchsten Gesetze in Widerspruch wäre, als nicht zusagend wahrgenommen werden, das heißt, mißfallen. Jede Entfaltung einer Kraft im Menschen in Folge eines psychischen Gesetzes führt eine Art Befriedigung mit sich, sie hat etwas Zusagendes, und wenn sie wahrgenommen werden kann, gefällt sie. Das Gefallen aber ist so lange und in so ferne ein bedingtes, als die Kraftentwicklung möglicher Weise nicht gegen eine andere, höhere und noch zusagendere ankämpft, in welchem Falle sie etwas Peinigendes oder Ekelerregendes mit sich führt. Das unbedingte Zusagen in

aller Zeit und allem Raume führt daher nur die Entfaltung der Kraft nach dem höchsten Gesetze der Menschheit mit sich, und wenn die Entfaltung der Kraft durch sinnliche Wege wahrgenommen werden kann, gefällt sie auch unbedingt. Das höchste Gesetz des Menschen als Menschen, wodurch er einzig von allen Geschöpfen absteht, ist das Sittengesetz. Es ist das menschlichste, also für ihn zusagendste, und jede Kraftentfaltung in Folge desselben, wenn sie sinnlich wahrgenommen werden kann, entzückt. Das Schöne ist also das Sittengesetz in seiner Entfaltung und durch sinnliche Mittel wahrnehmbar. Ich weiß recht gut, daß ich nichts Neues sage, aber ich weiß auch recht gut, daß das Alte nicht oft genug gesagt werden kann, wenn schon eine Zeit her die Verwilderung in der Kunst Fortschritte gemacht hat, und sich die Spuren der Verwilderung auch als nothwendige Wechselwirkung in den Sitten zeigen.

Doch ich fahre fort.

In so ferne ist das Schöne auch in diesem Sinne ein Subjectives, als die Vernunft, das Vermögen des Sittlichen, einer Entwicklung und Ausbildung einerseits und eines Verfalles und Zurücksinkens andererseits fähig ist. Je reiner, zarter, kräftiger die Vernunft in einer Zeit oder in einem Volke entwickelt ist, desto höher wird bei übrigens gleichen Umständen auch die Kunst stehen; und je mehr die Kunst im Allgemeinen noch im Ringen nach Gestaltung begriffen ist, um so rohere Anfänge wird auch die Kunst zeigen. Aber immer und überall ist es dasselbe Merkmal, nach dem sie in ihrem reinen Zustande zielt: die Sitte — nur in der Entfaltung kann ein Unterschied sein. Dies zeigt sich in allem, was von dem grauesten Alterthume an bis auf unsere

Zeit als groß und herrlich in der Kunst von den Völkern geliebt und gepriesen wurde. In dem Tritte der Rachegöttinnen in der alten Tragödie sehen wir mit Schauern die Macht und Majestät des Gewissens, in der reinen, heitern, anspruchlosen, so wenig anmaßenden und doch so bestimmten und klaren Skulptur der Griechen sehen wir die gegenständlichste, ungeschminkteste, würdevollste und ernsteste Menschlichkeit in huldvoller Naivetät, in den Gebilden Shakespeare's tritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtseins entgegen: man denke an Macbeth, Richard, Lear. Nur auf diesem Hintergrunde der Furchtbarkeit und Majestät des Sittengesetzes vermögen uns seine Entwicklungen und Begebnisse so zu ergreifen und zu erschüttern. Wenn es jemand versuchte, durch bloße fürchterliche Leidenschaften und Affecte, durch gewaltsame Thatsachen, durch ganz ungewöhnliche Handlungen ohne weitere Beziehung zu einem höchsten Göttlichen uns zu erfassen und zu bewältigen, so würde er nur sittliche Entrüstung, Widerwillen und Ekel hervorrufen, wie wir uns zur Stärkung und Herstellung des Körpers mit Freunden zum heiteren Mahle setzen, aber die bloße Völlerei und Trinksucht als Scheusal verachten, ja, auch noch als thöricht erscheint uns der Mann, der ein solches ästhetisches Beginnen unternähme, außerdem, daß ihm etwas ungemein Niedriges beiwohnt.

Aber wie kommt es denn, daß das Sittliche nicht immer und überall als Grundlage des Schönen anerkannt wird, daß es von einzelnen Menschen verkannt wird, daß es von ganzen Zeiträumen verkannt wurde?

Dies ist die verwundbarste und herrlichste Stelle des menschlichen Geschlechtes. Was wäre denn die sittliche Freiheit, nämlich die Unabhängigkeit der Vernunft von den Affecten- und Leiden-

schaften, und was wäre das hohe Glück, das sie gewährt, wenn nicht ihr Gegentheil möglich wäre? Aus und durch sich selbst muß der Mensch das Sittengesetz verwirklichen können, daß der Erfolg der seinige sei, damit auch die Wirkung des Erfolges auf ihn zurückkehre, nämlich die Achtung, die Selbstachtung, die Selbstliebe, worin das Wesen, worin der Vorzug des menschlichen Geschlechtes besteht. Weil also die Verwirklichung des Sittengesetzes das freie Produkt des Menschen sein muß, so ist ihr Gegentheil auch in der Welt, und es kommt neben der Tugend das Laster vor. Wenn der Mensch irgend einer Begierde die Herrschaft über die Vernunft anfangs nur zeitweilig einräumt; so erkennt er noch die Herrlichkeit der Vernunft an, er weiß noch, daß sein Thun verwerflich ist, er wechselt mit Genießen und Bereuen ab, er ist noch fehlerhaft, nicht lasterhaft. Wenn aber die Begierde dauernd die Herrschaft über die Vernunft erlangt, so geht nach und nach das Unterscheiden zwischen Sitte und Fehler verloren, die Übung des Genusses gibt der Seele eine Festigkeit und Stetigkeit im Verlangen nach demselben, sie ist nicht mehr frei, sondern in der Herrschaft der Begierde gefangen, alle andern Kräfte müssen der Begierde dienen, und der Mensch ist lasterhaft. In dieser Lage schwebt ihm sein Genuß als reizend vor, eben so alles, was darauf Bezug hat, er schenkt den dahin zielenden Bildern Eingang und Wohlgefallen. Die Begierde sträubt sich gegen das Höhere, weil es ihr mißfällt als ein ihr Widerstrebendes, und so schafft ein solcher Mensch, wenn er als schaffend auftritt, nur im Sinne seiner Begierden, und empfängt auch nur, wenn er als empfangend auftritt, im Sinne seiner Begierden. Wer lasterhaft wird, von dem entfernt sich die Muse. Wenn ganze Völker in solche Zustände versinken, so flieht jedes-

mal nach dem Zeugnisse der Geschichte die Kunst von ihnen. Darum ist es wahr, daß die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe ist. Wenn Stämme und Zeiträume zu verfallen beginnen, so zeigen sich fast eher die Spuren in der Kunst, als in der Sitte selber. Die Kunst, der man als der gefälligen Freundin seine tiefsten Gefühle anvertraut, plaudert die innere Verdorbenheit aus, wer sich scheut, seine Sünde zu gestehen, gesteht sie in dem, was ihm gefällt, und wenn auch im Beginne des Verderbens ein solches Volk noch hohe und erhabene Gestalten schaffen will, so befleckt es dieselben doch immer ohne Wissen mit der ihm innewohnenden Versunkenheit. Die reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Wesen zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken und bringt die Überladung; so wie di Wahrheit stets einfach ist, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunst kommt die Schwülstigkeit, der Zierdenwust, die Zwecklosigkeit und Unordnung, in der Musik der Tonlärm und Sinnenzauber, und in der Poesie anfangs die Phrase und dann die Haltlosigkeit. Man weiß nicht, an was man sich im Menschen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur zu dem Gotte nicht, der allein beseligen kann; man weckt Schauer, Neugierde, Schreck, Pein, alles Mögliche, und vor allem die Leidenschaft; endlich wird Leidenschaft und Affect alleiniger Zweck, man behandelt solche als an sich schön, und setzt zuletzt das Laster schlechtweg auf den Thron. Diesen Gang zeigt die Geschichte öfter, und merkwürdig ist hierin der Unterschied zwischen den schlechten Werken werdender Kunst und vergehender Kunst. Während die ersteren einem schönen, reinen Göttlichen nach-

streben, und ungeschlachte, unbeholfene Mittel bringen und schreiende Formfehler haben, in denen doch das Holde liegt, wie in der Kunst im deutschen Mittelalter: zeigen letztere leichte, gefällige Formen, üppige Reize, eindringende Motive, aber sie haben keinen Zweck, und sie offenbaren in ihrer Verblasenheit und Verschwommenheit die Leere des entgötterten Gemüthes. Hierauf schreiten sie unbedingt zu dem Dienste des Lasters. Meistens folgt auf solche Anzeichen in der Geschichte ein großes Unglück dieses Volkes, aus dem es sich zuweilen erhob, öfters unterlag.

In allen Zeiten kommt es vor, daß kleine Geister, statt von dem ewig Menschlichen beseelt zu sein, von dem Strome des eben Geschehenden gefaßt werden, in ihm das Höchste erblicken, und ihn in ihren Kunstgebilden abdrucken. Nur wenn das Geschehende ein wahrhaft Großes ist, mag es zufällig kommen, daß solche Gebilde Kunstwerke werden, meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; aber weit gewöhnlicher werden sie ein Parteiabdruck, ein Gesellschaftsbild, eine Modedarstellung, die lächerlich oder gar verächtlich wird, wenn die Zustände oder Bestrebungen vorüber sind, denen sie ihr Dasein verdankte. Wir sehen, wenn wir uns in unserer Literatur umschauen, mehrmals solche sogenannte Tendenzen oder Modegesinnungen auftauchen, ihren Ausdruck gewinnen und verschwinden. Während der Ausdruck als ein literargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, ist er als Kunstwerk todt. Selbst das Unsittliche ist so in der Literatur einmal Mode geworden, und der genialste Ausdruck, den es finden konnte, bleibt uns heute, um nicht Übleres zu sagen, wenigstens ein befremdendes Räthsel. Man denke z. B. an Ardinghello, an

Lucinde. Der wahre Künstler hat ein Herz und einen Geist empfangen, in denen sich die großen und ewigen Empfindungen der Menschheit spiegeln, diese Empfindungen bringt er, darum werden sie immer verstanden und geliebt, wie viele Zeiten auch dahin geflossen sein mögen, wie viele Menschen gekommen und gegangen sind, darum verschwinden solche Werke nicht. Er stößt alles in der Kunst zurück, was ihr fremd ist, wie sehr es auch sonst die Gemüther in der Gegenwart beschäftigen mag, er hält es ferne von dem heiteren Reiche, das seine eigenen Gesetze hat, und dem das Treiben des Tages selten zu gute kommt. Der echte Künstler hat nie Tendenzen, außer die, ein Schönes zu bringen. Außer den allgemeinen, ewigen Empfindungen des menschlichen Geschlechtes, die er in seinem Werke gibt, hat er allerdings auch die Färbungen seiner Zeit und seines Volkes, er hat sie aber naiv und unbewußt, wie er in einer Zeit und in einem Volke lebt und leben muß, und dies ist es, was man das Volksthümliche, das Zeitalterliche eines Kunstwerkes nennt. Wenn aber ein Künstler absichtlich ein deutscher, welscher u. s. w. zu werden strebt, und, wie man sich ausdrückt, „auf der Höhe der Zeit stehen" will, so wird er etwas zuwege bringen, was seiner Partei Freude macht, was einer Zeitrichtung eben schmeichelt, er wird wahrscheinlich das Nationale zum Zerrbilde machen, in seltenen Fällen aber ein dauerndes Kunstwerk liefern.

Man könnte mir gegen meine Erörterungen einwenden: wer weiß, ob nicht doch etwas anderes, z. B. das Sinnliche, das dem menschlichen Geschlechte naturgemäß Gefallende ist, weil es oft schon in ganzen Zeiträumen als Herrschendes vorhanden war, und also als Prinzip in der Kunst gelten muß. Ich erwiedere:

Abgesehen davon, daß sich seit dem Laufe der Geschichte nur solche Werke erhalten, also den Beifall aller sich ablösenden Geschlechter gefunden haben, in denen das Sittengesetz als Gefallendes herrscht, so gibt es keine Kraft im menschlichen Leben, deren Übung auf die Dauer so Wohlbehagen und Befriedigung gewährt, als die Vernunft. Alle und jede Thätigkeit des Menschen stumpft sich ab, wird zum Ekel, erregt Abscheu, und fordert ein Neues und Entgegengesetztes, nur die Tugendübung allein nicht. Die nämliche tugendhafte Handlung, z. B. Aufopferung des Sohnes für den Vater oder die Mutter, Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geschwister, tausendmal geübt, entzückt tausendmal. Darum müssen die Werke, welche niedere Kräfte beschäftigen, Neugierde, Furcht, Abenteuerlichkeit, Leichtsinn, so oft wechseln und anderes bringen, um nur zu dauern, ja, sie verdrängen einander selbst durch Übersättigung und Überdruß, und schlagen in ihr Gegentheil um. Nur die schönste Sitte, am schönsten dargestellt, einfach, schlicht, keusch, hingegeben an die schöne Sache, unbewußt ihrer selbst, bleibt immer dieselbe, wird von Geschlecht zu Geschlecht geliebt, und die edelsten Gefühle des Menschen, ohne Neugierde, ohne Furcht, ohne Haß finden, so oft man zu dem Werke zurückkehrt, ihre heitere Beschäftigung und ihr ruhiges Glück.

Nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung, die ich für nöthig hielt, um den Standpunkt für das Folgende zu gewinnen, und die ich, wie bekannt sie auch sei, doch nach meiner obigen Meinung nicht für zu oft wiederholbar erachte, weil seit Jahren schon eine Verdüsterung in der Kunst hereinzubrechen droht, gegen die man mit allgemeiner Macht stehen soll, gehe ich zu der ferneren Sache über, die sich jetzt eigentlich leicht und von selber ergibt,

und die wahr ist, wenn das Obige wahr ist, und die falsch ist, wenn das Obige falsch ist.

Die Dichtkunst wird alles das in sich vereinigen müssen, was über die Kunst überhaupt gesagt worden ist, ja, auf die Dichtkunst findet es seine eigentlichste Anwendung. Die Mittel des Dichters sind Worte, in denen er alles mittheilt, was künstlerisch mitgetheilt werden kann. Er drückt Gefühle aus, er erzählt Handlungen aus dem menschlichen Geschlechte, und wenn er selbst zu den Göttern emporsteigt, wie die Dichter der Vorzeit, so sind es wieder Menschen, die im Olympe wohnen, und menschliche Freuden und Seligkeiten genießen. Der Dichter läßt Handlungen vor uns entstehen, und er webt sein Bild in die großen Züge der uns umgebenden Natur. Das höchste Schöne ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach, und weil das Nächste er sich selber ist, so sind es menschliche Leiden und Freuden, es sind menschliche Gefühle und Zustände, die er in das Naturganze verflicht. Auf je tieferem Stande der Mensch sich befindet, je weniger er noch entwickelt ist, desto mehr ist er in sich zurückgezogen, desto drohender und unbekannter stehen die Naturgewalten um ihn, und desto beschränkter, aber oft rührend und naiv, spricht er sein bewegtes Innere aus. So thaten Völker auf den ersten Kulturstufen. Dies mochte manche veranlaßt haben, von der Erweiterung unserer Kenntnisse den Verfall der Dichtkunst vorauszusagen, weil sie sahen, welch' tiefe Stärke die sich entwickelnden Völker in ihrer einfachen Dichtkunst hatten. Aber die Sache ist nicht so; sondern mit jeder neuen Kenntniß wächst der Dichtkunst ein Arm zu. Wie, so lange die Sterne als kleine, glänzende Punkte an einem blauen Gewölbe erschienen, dies recht lieblich war: aber, da sie große Weltkörper in uner-

meßlichen Entfernungen und Gruppen wurden, es unsäglich erhaben schien: so ist es mit der Dichtkunst; wenn sie die Welt in ihren Theilen nachahmt, also schafft, so wird sie der Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt am nächsten kommen, wenn sie eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel besitzt, um zu schaffen. Wenn neue Kenntnisse der Dichtkunst hinderlich werden, so ist es nur meist die Schuld der Dichter selber, die die Kenntnisse sich nicht erwerben, oder wenigstens es nicht verstehen, sie in eine dichterische, glänzende Waffe in ihrer Hand umzuwandeln, wodurch es geschieht, daß sie in ihren alten Vorstellungskreisen bleiben, die Menschheit aber durch neue Anschauungen in neue geräth, und ihre alten Sänger nicht mehr versteht, oder nicht mehr liebt.

Da der Dichter die Welt darstellen soll, so muß er auch die Welt umfassen, er muß außer seiner natürlichen Anlage, die die ganze Verschiedenartigkeit aller Geister in sich einschließt, also jeden einzelnen zu schildern vermag, auch noch die Erfahrungen aller Zeiten haben, wie die Menschen sich in der Wirklichkeit bewegt haben, und wie der Schauplatz sich gestaltet hat, in dem sie sich bewegten. Sonst wird er das Zufällige für das Wesentliche nehmen, das zunächst ihn Berührende für das Allgemeine, und er wird einseitig werden, beschränkt und flach. Die Erfahrungen aller Zeiten aber sind in der Geschichte und in den Wissenschaften niedergelegt, gleichsam in ihre Essenzen und Prinzipe verkörpert. Die Schätze beider muß der Dichter in sich aufzunehmen verstehen, so lebt er in die vergangenen Zeiten zurück, er lebt in die entfernten Räume. Seine mitlebenden Menschen muß er kennen, in ihren Seelen empfinden, und den Ort ihrer Thätigkeit ergründen. Nur auf diese Weise werden seine Gebilde

Wahrhaftigkeit erlangen, als ob sie unter uns lebten. Wenn er seinen Gefühlen allein lauscht, ohne sich um die Gegenständlichkeit der Welt zu kümmern, so wird er ihnen und der Phantasie, die den Ausdruck leiht, hingegeben sein; beide werden sich steigern, wie sich Erregungen immer steigern, sie werden ihn in unbekannte Räume ziehen, und er wird Ungethüme erschaffen, die nirgends sind, und die nur recht Wirksamkeit vorspiegeln, wenn sie immer ärger werden und ins Unendliche anschwellen. Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden, so fern von Schwulst und Phantasterei, weil sie, ehe sie dichteten, Erfahrungen in dem kleineren Kreise ihres Lebens und ihrer Geschichte sammelten, weil sie Krieger, Staatsmänner, Geschäftsleute waren, ehe sie Dichter und Geschichtschreiber wurden. Uns ist es nicht mehr gegönnt, in dem kleineren Gesichtskreise der Alten zu weilen: verwickeltere Staatenverhältnisse, ein größerer Schauplatz, größere Gemeinschaftlichkeit der Völker, vorgeschrittenere Kenntnisse in Naturdingen und Philosophie, Ineinanderspielen großartigerer Kräfte sind die Bedingungen unserer Zeit; es ist uns nicht erlaubt, ihnen, wenn wir nicht gestraft werden sollen, fern zu bleiben, ihre Bewältigung ist schwierig, aber der Dichter, der heute den Alten ähnlich werden will, muß seine wie sie ihre Welt kennen. Weil aber dies schwerer ist als einst, weil man durch Menge und Mannigfaltigkeit der Theile nicht leicht zum Ganzen kommt, was aber zum Dichten nöthig ist, weil es daher so selten in Wirklichkeit tritt, so erklärt sich die Erscheinung, daß uns die Alten, trotz unseres mannigfaltigen Vorschreitens in Kenntnissen und Erfahrungen, doch in der Kunst noch weit voraus sind.

Man sieht aus der obigen Skizze, welch' große Forderungen an den Dichter gestellt werden. Alle Kräfte, nicht blos die Ver-

nunft allein, sollen an ihm in hoher Gabe vorhanden sein. Wenn gleich die Vernunft, als hohe Schiedsrichterin des Göttlichen, und die Phantasie, als Einkleiderin desselben in ein zierliches Gewand, die zwei Hauptgewalten sind, über die er muß gebieten können, so müssen doch auch die andern in erhöhtem Grade da sein: ein klarer, gesunder Sinn, schnelle, treffende Reproductionskraft, und reiner, kraftvoller Verstand. Das, was wir Genie heißen, ist also bei vorwiegender Schöpfungskraft das Blühen aller geistigen Kräfte, es ist das geistig Gesundeste, was wir haben, und wenn an großen Geistern geistige oder körperliche Krankheit vorhanden war, und sie trotz derselben Großes schufen, so sieht man diesem Großen doch in irgend etwas den Zug der Kränklichkeit an, es wäre ohne denselben noch größer, und entzückte uns noch mehr, wenn es gleichsam aus dem einzigen, festen, kernhaften Felsen der Kraft gehauen wäre. Es ist daher ganz falsch, sich das Genie als etwas Wildes, Phantastisches, Ungeduldiges (das Genie hat in Erschaffung seiner Gebilde unter allen Mächten der Welt die meiste Geduld), als etwas von der gewöhnlichen Ordnung Abweichendes, körperlich Zerrüttetes und mit seinem Verstande nicht ganz im Kreise des Gesetzmäßigen Verweilendes zu denken. Heut zu Tage ist es freilich so, daß mancher in solche Zeichen und Absonderlichkeiten hohe Gaben und Außerordentliches setzt, aber es hilft auch heute nichts; und wenn jener uralte Grieche, der des Blödsinns aus der Last der Jahre angeklagt wurde, den Richtern dadurch die Gesundheit und Tüchtigkeit seines Verstandes bewies, daß er ihnen sein eben vollendetes Trauerspiel vorlas: so sind darauf Zeiten gekommen, wo mancher durch Vorlesen seiner Werke das gerade Entgegengesetzte beweisen würde.

So groß die Gaben und Anforderungen an den Künstler und Dichter sind, so groß und weittragend sind auch die Wirkungen der Kunst und Dichtung. Wenn man einen Menschen, der leicht in sittliche Gefühle kommt, und in Folge derselben gerne uneigennützige und edle Handlungen ausübt, einen warmen Menschen nennt, und wenn der im Gegentheile kalt ist, der diese Gefühle nicht kennt, oder sie nur in geringem Maße besitzt, obgleich er zur Erlangung materiellen Gutes und Genusses die heftigsten Affecte hegen mag: so ist wohl keine Gewalt der Erde so geeignet, das Herz des Menschen in eine schöne, harmonische Wärme zu versetzen, es zu öffnen, und für alles Hohe und Gute empfänglich zu machen, als die Kunst. Wenn die Ausbildung des Menschen als Menschen, nämlich Humanität, der höchste irdische Zweck ist, wenn sittliche Schönheit und Würde im höchsten Maße, in dem es erreichbar ist, das irdische Glück des Menschen ausmacht, ja sogar, wenn die Religion durch ihre Göttlichkeit zum himmlischen Glücke führt; so führt die Kunst durch den Reiz mittelbar dahin, sie kann daher die irdische Schwester der Religion geheißen werden, wie sie ja fast in allen Zweigen in der älteren und neueren Kirche mit ihrer himmlischen Schwester Hand in Hand ging, als Baukunst, Musik, Dichtkunst, Malerei, Bildhauerkunst. Und haben nicht selbst die Heiden ihre Künste nur am schönsten um ihre Götter, um ihre Tempel geschlungen? Ja, war bei den Griechen nicht am Ende Religion und Kunst eins?

Keine Gabe wirkt mächtiger und hinreißender im Menschen, als die Phantasie. Das Volk und die Kinder sind ihr am meisten hingegeben. Der Jüngling glüht in ihr, der Mann ehrt sie noch, wenn er sie in Übung seines Verstandes und in Betrachtung der

Weltdinge bändigen gelernt hat, dankt ihr doch seine schönsten Stunden, wenn er entweder mit ihr in erhabenem Ernste dichtet, oder mit ihr sich in geliebten Dichtern ergeht, und selbst der Greis hat sie zur Gespielin, wenn er in die Gefilde seiner Jugend zurückkehrt, und sie ihm diese Gefilde mit einem rührenden Lichte wie mit einem Nachsommer überdeckt. Die Geisterfurcht, der Wunderglaube, der Aberglaube, ja, die Ahnung des Allerhöchsten selber sind die Früchte der Phantasie im Volke. Sie hat das größte Glück des Menschen gestiftet, und in ihren Verirrungen auch das größte Elend. Wenn sich nun zur Phantasie noch das Göttliche gesellt, und die höchsten, schönsten Gefühle erzeugt, so hat sie durch dasselbe das größte Reich zur Beherrschung, sie hat das ganze menschliche Geschlecht, und sie hat alle Zeiträume, die auf dieser Erde noch vergehen können, ja, sie hat das Weltall; denn in andern Weltkörpern kann nichts Schlechteres der Gegenstand der Kunst sein. Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt, und durch das Göttliche hebt und beglückt sie auch die Seelen.

Wenn die Kunst durch die Phantasie so allgemein anregt, so regt sie nicht minder auch Allgemeines an. Wenn der Dichter alle Gaben des Geistes in großer Fülle haben muß, so bewegt er auch alle Gaben im Geiste seines Zuhörers und Lesers. Wie die Welt den Sinn, den Verstand, das Herz, das Gemüth ergreift, ergreift sie auch das Werk des Dichters. Wenn die Wissenschaft den Verstand als formales Vermögen beschäftigt, oder wenn sie in Erfindungen auch die Phantasie ergreift, und in ihren Wirkungen endlich gar die Vernunft; wenn der Geschäftsmann seine Erfahrungen in einem Fache zu Bergen häuft, und ein anderer in andern Fächern dasselbe thut: so bringt die Kunst alles das

mit einem Male und noch etwas mehr, sie malt den Himmel in die Seele, und begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geschäftsmann in die Stube seiner Marter.

Auch nicht minder tief als allgemein wirkt die Kunst. Was der Mensch in ruhiger Muße erlernt, das legt er als einen erworbenen Schatz zurück, es gelegentlichem Gebrauche vorbehaltend, oft gar nicht mehr daran denkend, es gar nicht mehr gebrauchend. Was aber seine Gefühle aufregt und sein ganzes Inneres erfaßt, das führt zur That, oder drückt der Persönlichkeit ein unauslöschliches Merkmal ein. Was in der Weltgeschichte Großes und leider auch Entsetzliches geschehen ist, ist durch Affecte geschehen, waren es nun erhabene oder erhebende Gefühle, oder war es wilder und brausender Guß der thierischen Empfindungen. Nun aber ist es fast die Kunst allein, die allgemeine Gefühle erweckt, und ihnen allgemeine Richtungen gibt. Was auf anderem Wege entsteht, ist zerstreutes Gefühl und wirkt nach zerstreuten Richtungen. Ja, wenn man sogar Menschenmengen durch Reden, durch Aufrufe und Beispiele zu Gefühlen und Thaten hinreißen will, so ist es die Kunst, zu der man flüchtet, sei es durch die dichterische Gluth der Rede, sei es durch die ergreifende Bewegung der Mimik und Geberden. Und hinwieder, wenn die Menschen massenweise in Bewegungen gerathen, zeigt sich alsogleich in ihrem äußeren Thun und Wesen theaterähnlicher Schmuck und auffallende Zeichen an Kleidern und anderen Dingen.

Aus dem Gesagten ergibt sich die große Wirkung der Kunst, die in der Geschichte der Menschen ersichtlich ist. Ein einziger Dichter, der sein Volk durchgängig zu entzünden vermochte, hat es oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen

und vortreffliche Gesetze. Die Richtung und Gestalt der Literatur ist in den Sitten, Handlungen und Folgen ganzer Zeiträume abgespiegelt und wiedergegeben, und wirkt auf die nächstfolgenden Zeiträume befruchtend ein. Dies geht bis in die kleinsten Erzeugnisse der Mode herunter. Wenn man in einer Literaturgeschichte bei Entwicklung ihrer Zustände gleichlaufend die Entwicklung der sittlichen Zustände betrachtet und vergleicht, so wird das Gesagte eine noch entschiedenere Bekräftigung und Beleuchtung gewinnen.

Die Kunst ist also eines der größten menschlichen Dinge.

Wenn die Darstellung höchster sittlicher Würde der Zweck des Menschen auf Erden ist, so ist die Religion, die Sittlichkeit und Kunst Zweck an sich; was folge: Wissenschaft, Geschichte, Thätigkeit nach allen Richtungen, ja, der Staat selbst als organischestes Produkt menschlicher Thätigkeit, ist dann nur mehr Mittel. Wenn wir uns höhere Geister ohne Sinnlichkeit denken, das Thier aber fast nur in Sinnlichkeit versunken, so ist die Kunst gerade das menschlichste aller menschlichen Dinge, wie der Dichter sagt:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Es ist also die Pflicht aller Menschen und Zeiten, die Kunst zu hegen und zu steigern, und wie der Staat eine menschliche Anstalt zu menschlichen Zwecken ist, so hat er auf die Kunst auch das höchste und größte Augenmerk zu richten, sie einestheils zu fördern und anderntheils zu ehren, weil sie nicht nur ein höchstes

menschliches Ding ist, sondern weil die durch sie Gebildeten auch ein' immer reinerer, bildsamerer und edlerer Stoff der Staaten werden, wie der Römer sagt:

„Emollit mores, nec sinit esse feros."

Möge das hier Gesagte nicht zu viel sein, und möge man mir auch später noch mit Nachsicht folgen, wenn ich sage, wie die Einwirkungen der Kunst auf eine Jugend geleitet werden sollen, die wir zu höherer Menschlichkeit entwickeln wollen, wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen haben, und wie Jünglinge gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen können.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Adalbert Stifters Werke.

III

Vermischte Schriften.

Zweiter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.
1870.

Vermischte Schriften

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

JOHANNES APRENT.

Zweiter Band.

Pest.
Verlag von Gustav Heckenast.
1870.

Pest, 1870. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Inhalt.

	Seite
Aus dem alten Wien	1
Winterbriefe aus Kirchschlag	197
Die Schule und die Schulbildung	229
Kleine Aufsätze verschiedenen Inhaltes	273

Aus dem alten Wien.

(1844.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Aus dem alten Wien.

Wie in längst vergang'nen Tagen
Sich die Sachen zugetragen.

Was ich hier von Wien sage, stammt aus Wien vor der sogenannten Neugestaltung, also, wie sie jetzt sagen, aus dem alten Wien. Nicht jedermann wird das alte Wien verachten, und wir, die wir älter werden, verachten es am wenigsten. Ich hatte einmal eine Freundin, sie war sehr schön, ich hätte mich beinahe in sie verliebt — oder vielmehr, ich war in sie verliebt; verbiß aber die Sache, und ließ mir nichts merken. Sie war ein wildes, hochfahrendes, aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angesichtes war fast brauner, als es sich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen, rothen Lippen so sehr küssen, daß sie bluteten. Sie neckte mich mit Übermuth; liebte mich aber doch nach ihrer Art. Nach einer Trennung von vielen Jahren, in denen wir jedes an einem andern Orte lebten, sah ich sie als eine sanfte, edle Mutter, als eine liebreiche Gattin und als eine vortreffliche Hausfrau wieder, und als müßte sich alles an ihr geklärt und gemildert haben, so

war auch ihre Hautfarbe viel weißer geworden, so daß sie jetzt als alternde Frau fast schöner war, als einstens als blühendes Mädchen. Ich saß mit Verehrung gegen sie an ihrem Tische, hatte aber doch eine gewisse Wehmuth in dem Herzen, und konnte dieser Wehmuth nicht Meister werden. Erst in meinem Gasthofe erkannte ich, daß ich ihre Fehler vermißte. Ich war ein Narr; aber die Sache war nicht anders. Ich hatte auch einmal einen Vetter, er war ein leidlich guter Mensch, und ich war ihm herzlich zugethan. Als ich ihn nach langer Abwesenheit mit einigen Widerwärtigkeiten ausgerüstet wieder fand, konnte ich ihn nicht mehr leiden. Es wird mir bei Wien mit seinen guten und bösen Veränderungen ein wenig so gehen, wie bei meiner Freundin und bei meinem Vetter. Die im alten Wien fröhlich waren, werden die harmlosen Dinge, welche in diesen Blättern folgen, ansehen, wie die ausgebleichte Schleife einer Geliebten, die jetzt alt geworden ist, und von der sie nicht einmal wissen, wo sie sich befindet.

Vom Sanct Stephansthurme.

Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, so zeigt sich die Stephanskirche gewissermaßen als Schwerpunkt, um welchen sich die Scheibe der Stadt lagert, und an der Kirche ist wieder der Thurm der Zeiger ihrer Majestät; denn denkt man ihn weg, so könnte die Kirche auch irgend ein ansehnliches Stadthaus oder ein hervorragendes Schloß sein. Er gibt ihr ihre Bedeutung. Wenn man in großen Entfernungen ist, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erblicken kann, so ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. Denen, die auf den Ebenen von Ungarn daher kommen, steht er lange wie ein Meilenzeiger vor dem Angesichte, der allgemach riesenhaft emporwächst, wie man ihm Stunde nach Stunde entgegenfährt. Die Pappel ist er, wenn man sich Wien donauabwärts nähert. Da ist eine Stelle, von welcher man eine graue Pappel unter grünen stehen sieht. Sie unterscheidet sich von ihnen anfangs nur durch die Farbe, und später auch dadurch, daß die grünen Pappeln deutlicher werden,

und beim Vorüberfahren zurückweichen, während die graue immer in der Ferne steht und die nämliche zarte Farbe trägt. So kündet der Thurm in Weiten, von denen aus man sonst nichts sehen kann, immer den Platz an, auf welchem die Stadt steht. Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, so hielt ich den Stephansthurm für den Stift, an dem man die Scheibe der Stadt emporheben könnte. Das Bild ist lächerlich; aber es fiel mir sehr oft ein. Wenn der in Wien Geborene sich in dessen Umgebung befindet, sei es, daß er sich als Lustwandelnder irgend wo lagert, oder daß er ein Landhaus in der Gegend bewohnt, so richtet er ein Fernrohr auf den Stephansthurm, und freut sich, wenn er dessen Zierathen sieht, oder seines Kaiserreiches Zeichen auf der Spitze erblicken kann, oder wenn er gar erkennt, wie viel Uhr es ist. Man sagt den Eingebornen Wiens nach, daß sie Herzweh bekommen, wenn sie den Stephansthurm nicht mehr sehen. Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammenlaufen.

Aber nicht blos, wenn man sich außerhalb der Stadt befindet, ist der Stephansthurm ein Gegenstand des Augenmerkes, er ist es auch für die innerhalb der Umgebungslinien Wiens Wandelnden. Wenn man bei dem gegitterten Holzthore irgend einer der Außenlinien Wiens eingegangen ist, und nun in einer der langen und unabsehlichen Gassen der Vorstadt fortschreitet, welche gegen die eigentliche Stadt führen, so schaut man sorgfältig herum, ob man nicht irgend wo den Stephansthurm erblicken kann. Zuweilen täuscht sich ein Neuangekommener. Die zartgegliederte Spitze des Thurmes der gothischen Kirche Maria am Gestade hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Stephansthurme,

und der Unkundige hält sie, wenn er sie allein emporragen sieht, für ihn. Aber wenn er dann durch irgend eine Wendung in seinem Gange plötzlich die mächtigere, schlankere Gestalt in luftblauen Farben emporsteigen sieht, erkennt er seinen Irrthum, und wendet sich von dem Afterbilde dem Urbilde zu, auf dessen Spitze der große kaiserliche Adler klein wie eine Fliege ruht. Es gibt mehrere Vorstadtgassen, in denen man den Stephansthurm sehr gut sieht. An vielen Stellen der Gassen, die als Fortsetzung der Straßen von Italien und Ungarn der Stadt zuführen, thront einem dieser erhabene Leitstift gleichsam in Würde und Ernst entgegen. Wenn man in der Jägerzeile der Stadt zu geht, ruht die einfache, edle Last der ganzen Kirche und des Thurmes als große Macht und doch als leichtgebildetes Kunstwerk in den Augen des Wandelnden. Es gibt aber auch viele Vorstädte, in deren langen, der Stadt zuführenden Gassen keine Stelle zu finden ist, von welcher man den Stephansthurm erblicken könnte. Durch welche Gasse einer Vorstadt man aber auch der Stadt zu gegangen sein mag, alle münden endlich an einem grünen, freien Platze, der an vielen Stellen mit Reihen von Laubbäumen besetzt ist, nach allen Richtungen Pfade hat, auf denen sich geputzte Menschen bewegen, und jenseits dessen die eigentliche Stadt steht, welche die Stephanskirche und ihren Thurm in der Mitte hat. Der freie Platz aber ist der gewöhnliche Spielraum, der um jede Festung herum laufen muß, und der auch um Wien als Festung herum lief. Seit die Festung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachsen der Stadt zu einer Weltstadt ihre größte Bedeutung verloren hat, ist der Platz als Erinnerung geblieben, verwandelt sich immer mehr in einen Garten, und führt der Stadt einen Strom erneuerter, frischer Luft zu. Wenn man ihn

überschritten hat, gelangt man zu einem der Thore der eigentlichen Stadt, und durch dieses in sie selber.

Auch hier sieht man sich gerne nach der emporragenden Gestalt des Stephansthurmes um, obwohl es wenige Punkte in der Stadt gibt, von denen man ihn sehen kann. Allein wenn man durch die belebteren Gassen vorzüglich dem Menschenstrome nachgeht, so kann es kaum fehlen, daß man nicht auf den Platz gelangt, welcher den Namen des heiligen Stephan führt, und daß man nun endlich den Bau ohne Zwischengegenstand vor Augen hat, von dem die Blicke schon in aller Ferne so sehr angelockt worden waren. In der Mitte eines weiten Platzes steht das Werk mit seinen großen Linien, mit seinen reichen Verzierungen und mit seiner dunkeln Farbe. Die Häuser umsäumen den Platz wie ein niederer, bunter, heiterer Kranz, und obgleich der Platz sehr geräumig ist, so läßt die Ausdehnung der Kirche doch nur einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel frei, der der Bewegung der Menschen gegönnt ist. Aber jeden Fremden, er müßte denn ein sehr geübter Fachmann sein, ergreift, wenn er zum ersten Male den Stephansplatz betritt, die höchste Verwunderung, daß die Kirche und der Thurm so klein sind, die sich in der Ferne mit solcher Macht angekündigt haben. Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein, und dadurch wird er wieder groß. Die hohe Gebirgskette schaut als breites, dämmeriges Band weit in die ebenen Lande hinein, wenn man sich in großen Fernen von ihr befindet, und steht als eine Aufthürmung nicht gar hoher Felsblöcke vor einem, wenn man an den Fuß einer ihrer Abtheilungen getreten ist. Mit der Annäherung wird das Kleine schneller groß als das Große, weil dieses, als in der Ferne schon groß, die Annäherung verträgt, und weil sich bei zu großer

Nähe seine oberen Theile mehr verjüngen als bei dem Kleinen. Wenn man das Gebirge besteigt, so gewinnt es seine Größe wieder, und drückt mit derselben auf den Besteiger. Und wenn man oben ist, so ist es gerechtfertigt. Alle Kleinheit, und wäre sie auch von ziemlicher Bedeutung, liegt tief unten, der Blick ist frei, und alles ist ins Klare gebracht. Auch der Stephansthurm läßt dem Besteiger seine Höhe fühlen, und wenn man von ihm niederblickt, so sind die mächtigen Stadthäuser und die andern Kirchen klein, und das Auge kann sich in der weiten Runde ergehen. Der Fremde, wenn er sich lange mit der Kirche und besonders mit ihrem Thurme beschäftigt, lernt sie nach und nach kennen, und wird mit ihrer Bedeutung vertraut. Wenn man längere Zeit von Österreichs Hauptstadt entfernt gewesen ist, und wieder zu ihr zurückkehrt, so erstaunt man neuerdings wieder über die merkwürdige Wesenheit dieses Werkes, und ist darüber erfreut.

Aber auch dem Einheimischen ist der Anblick der Kirche wichtig. Außerdem, daß sie und ihr Thurm ihm wie dem Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er sich die Stadt zurecht legt, wirkt sie auch sonst noch gar oft auf ihn: sei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch eine Gasse heraus geht, und nun den Bau vor sich hat, der wie ein Gebirge einfach und doch schön ist, und der seinen Geist erhebt und kräftigt; sei es, daß er, aus der Goldschmiedgasse kommend, immer wieder durch das plötzliche Vorspringen der großen Gestaltungen überrascht ist, oder sei es, daß an nebligen Spätherbstabenden, auf welche der Vollmond scheint, der Thurm einen phantastischen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Roth der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt ist; sei es, daß in klaren Nächten, wenn

man gegen die große Schulenstraße zu geht, breite Silberströme von dem glasirten Dache der Kirche niederrinnen, gegen die der Thurm wie ein dunkler Riese emporragt und zu dem Monde weiset, welcher diese Wirkung hervorgebracht hat; sei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felsen angesehen hat, auf derselben irgend ein Federthier zerreißt, die Federn herabfallen läßt, und tausend Blicke zu sich hinaufzieht; sei es, daß der Sturm, der unten Fenster zerschmettert, Thore auf und zu schlägt, und alles in Verwirrung bringt, dem Thurme nichts anhaben kann, der ruhig da steht und den Regen gegen sich heranpeitschen läßt; sei es, daß die Spitze bei trübem Schneewetter gar nicht sichtbar ist, und in die niederen Winterwolken hinein ragt; sei es, daß in stiller Winterszeit die tausend und tausend weichen Schneeklißchen auf den unzähligen Zierathen des Thurmes von unten bis oben lagern; oder sei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos sind, Thurm und Kirche einfach in die blaue Luft emporragen, ruhig und milde dastehen, nach oben immer duftiger werden, und endlich die funkelnde Spitze zeigen. Tausend Gelegenheiten gibt es, daß die Kirche auf den Bewohner Wiens einen Eindruck macht, daß sie ihm zugeartet wird, so daß das Sprichwort entstehen konnte, welches oben angeführt worden ist. Da wir hier nur von dem Äußeren der Kirche und vorzüglich von dem Thurme reden, so sprechen wir nicht von dem Gottesdienste im Innern derselben, obwohl auch er in dieser Kirche eine andere und erhabenere Gestalt hat, als in andern gewöhnlicheren Kirchen. Wir erwähnen nur eine Thatsache, die wir einmal bei einer erhebenden Feier der Auferstehung des Heilands beobachtet haben. Obwohl unzählige Kerzen brannten und das Untere der Kirche in einem Lichtmeere schwamm, konnte doch

dieses Licht nicht die Rippen der Einwölbung sichtbar machen, was nicht nur den Ernst der Kirche, sondern auch die Würde des Festes erhöhte. Wer wird nicht ergriffen, wenn die langsamen Töne der großen Glocke wie eine Erscheinung des Himmelsgewölbes von dem Thurme auf die Stadt hernieder wallen.

Vor langer Zeit stiegen wir oft unser mehrere als Jünglinge auf den Thurm hinauf, oder gingen wenigstens innerhalb der Brustwehren herum, die vom untern Rande des Kirchendaches emporragen. Wir sahen dann auf die menschenbewegte Stadt hinab, oder suchten uns Theile derselben zu erklären, oder blickten in die duftige Ferne hinaus, und forschten nach allerlei Punkten, die in derselben lagen, oder maßen mit den Augen den Abgrund, der sich unter uns hinab senkte, oder gaben uns einfach den großartigen Eindrücken hin, oder wir stiegen blos hinauf, um oben zu sein. In diesem Falle stiegen wir gewöhnlich so hoch, als man kann, ehe sich die Spalte des zulaufenden Thurmes schließt, oder so enge wird, daß man kaum ein Haupt, kaum eine Hand hinausstrecken kann. Man sagte uns, daß außen in dem Mauerwerke eiserne Stangen stecken, daß man durch eine Thurmspalte hinaus und an den Stangen bis zur Spitze emporsteigen könne. Uns erfüllte die Sage mit Schaudern, und wir versuchten gar nicht zu erforschen, ob wirklich die Stangen stecken. Einmal waren wir in den Katakomben, welche unter der Kirche und dem Thurme, so wie unter Theilen des Stephansplatzes und der Stadt mit unzähligen Wölbungen fortlaufen, und eine Menge geschichteter Menschenknochen und getrockneter Menschenleichen enthalten. Wieder an das Tageslicht getreten, bestiegen wir den Thurm, um den traurigen Eindruck von unten wieder in den offenen Lüften und in dem freien Leben hinweg zu bringen.

Einmal tranken wir auf dem Thurme das Wohl unserer Geliebten, ein anderes Mal, an dem Erinnerungstage der Schlacht bei Leipzig, das des deutschen Vaterlandes, und schleuderten die Gläser in die Zacken des Thurmes, damit sie nach einem solchen Trunke nicht mehr durch einen andern entweiht werden konnten.

Sehr oft, und namentlich schon in späteren, reiferen Jahren, erwartete ich durch die Güte des Thürmers, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf der höchsten Höhe des Thurmes das Erwachen des Tages. Ich stieg zu diesem Zwecke entweder schon vor Tages Anbruch auf den Thurm, oder ich durchwachte die Nacht auf demselben, und stieg bei noch vollständigem Sternenscheine auf meinen Beobachtungsplatz. Diese Nachtspähen waren das Lohnendste. Erst gegen den Morgen hin wird die Stadt stille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht ist. Da liegt sie unten wie todt und starr. Und wenn man auf dem Thurme hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im Einzelnen gewahrend, sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblickend, die von der lichten, sternflimmernden Himmelsglocke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe, irdische Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Größe darstellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieser Zeit gar nichts als den Glockenschlag der Thurmuhr, dem die Schläge von anderen Thürmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor seinem Fenster hängen hat, welcher Ruf wahrscheinlich ein Noth- und Angstruf in diesem

Steinmeere ist. Die Menschen schlafen indessen in diesem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieser Stunde je einmal von dieser Stelle auf die Stadt niedergeschaut haben. Der Thürmer thut es sehr oft, aber er ist des Anblickes schon gewöhnt.

Endlich, noch lange vorher, ehe sich durch die erste Himmelslichtung das Nahen des Tages ankündigt, ertönen seine ersten Schalle für die Stadt Wien. Man hört ein fernes Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im strengen Laufe führen. Es sind die ersten Wägen, welche beginnen, diesem ungeheuren Magen seine tägliche Nahrung zuzuführen. Vorzüglich sind es Fleischerwägen, die so heftig rollen, und die ihren Bedarf zum Verkaufe in die Stadt schaffen, daß er dort an den Verkaufsorten zurecht gerichtet werde. Die Menschen werden durch dieses nachmitternächtliche Rasseln nicht beirrt; denn entweder schlafen sie ihren ersten, festen Schlaf und hören nichts, oder das Rollen tönt in ihre Träume und ändert sie nicht, da sie dasselbe oft gehört haben und es gewöhnt sind. Dieses Rasseln verliert sich entweder in einer fernen Gasse, oder es hört plötzlich auf, da der Wagen hält, und dann ist es wieder stille. Aber es wiederholt sich, die Zwischenräume werden kürzer, und es mischt sich das Rollen anderer Wägen hinein.

Indessen fängt der Himmel an, im Osten lichter zu werden, und die dunkle Landschaftscheibe löset sich, wenn vorerst auch nur in einzelne, größere Theile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort ist die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen oder mit ihm zu gehen scheinen, sind Auen, durch welche der schöne Strom wallet. Allmälig wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blasser, und die Rundsicht

beginnt deutlicher zu werden. Jenseits des Nebels ist ein fahlrother Hauch hinaus: es ist das Marchfeld. Rechts von ihm, unter der hellsten Stelle des Himmels im Osten, schneidet sich der Rand der Scheibe am schärfsten von der Luft; dort sind die Karpathen, die ungarischen Höhenzüge, und ist die ungarische Grenze. Die Berge im Westen, welche jetzt fast unschön schwarz in den Himmel ragen, sind anmuthige Höhen, auf denen meistens Laubwerk steht, die gegen ihren Fuß herab Reben hegen, in denen Landhäuser, Dörfer und Schlösser herum gestreut sind, und durch die tausendfach verschlungene Wege laufen. Diese Höhen sind fast ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem großen Bogentheile um die Stadt liegt. Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne sind erloschen, und der Süden tritt in die Rundsicht ein. Dort steht ein Berg, scheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den sein Rücken hie und da trägt. Es ist der Schneeberg, eine Tagereise von Wien, das letzte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwischen Österreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt, und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röther, und legt auch schon ein ganz schwaches Roth auf die Steine und Rippen des Thurmes in der Gegend, in welcher wir stehen. Selbst durch Theile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer größer, und streckt ihre Glieder, sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rothgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wieder wie ein stiller, goldener Bach dahin. In der Stadt blitzen hie und da Funken auf, es

sind Fenster, an denen sich die Gluth des Morgenhimmels fängt. In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich zu regen, und dort und da brauset es sanft wie Athemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchsäulen steigen gegen den Himmel. Jetzt geht sachte ein anschwellender Blitz auf das Steinwerk unsers Thurmes. Die Sonne ist es, welche die ersten Strahlen auf ihn sendet. Die Stadt trifft sie noch nicht. Bald wird auch sie begrüßt, und dieser Anblick ist unbeschreiblich schön. Von den tausend und tausend Fenstern glänzt es wunderbar. Zuerst entzündet sich irgend ein Theil, dann verbreitet sich der Brand, von Gasse zu Gasse lodert es gleichsam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Thurmkreuze und Kuppeln. In einem großen Theile des Jahres ist bei dem Eintreten dieses Schauspieles die eigentliche Stadt noch keineswegs erwacht. Nur Fremde sind es, die kamen, ihr Zufuhr zu bringen, und die sich in ihr bewegen, Leute der Vorstadt sind es, die auch herbei eilten, ihre Geschäfte vorzubereiten. Nach und nach mehren sich die Zeichen des Lebens. Der aufsteigenden Rauchsäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner, leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel empor wallt. Einzelne sich bewegende Menschen werden in den Gassen wie schwarze Punkte sichtbar, die sich regen und durcheinander schießen, sie werden schnell ihrer viele und mehren sich stets, neue Laute schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, gleichsam als ob sich Häuser und Gassen rührten, bis ein einziges, gleichmäßiges, dumpfes Brausen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Die Sonne hat sich indeß einsam und lächelnd wie ein silberner Schild höher an den Him-

mel geschwungen, und schaut auf alles herab. Diese Zeit ist es, in der man das Schauspiel zu seinen Füßen am ungetrübtesten betrachten kann, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und den Schmelz der Fernsicht legt.

Der Theil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt. Wir sehen sie wie eine Scheibe um unsern Thurm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Thürmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als sei das alles in toller Kristallisation an einander geschossen, und starre nun da so fort. In der That, von dieser Höhe der Vogelperspective angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches, so daß er sich für den Augenblick nicht zu finden weiß. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hinejngerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne schwarze Kuppel St. Peters, von dieser Höhe erst sichtbar, wie weit sie die Häusermasse überragt — hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner, und zwischen

ihnen allen — selber eine kleine Stadt — die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanerthürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines, bescheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — und wieder links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade — und noch andere und andere Thürme, Giebel, Erker und Balkone. — — Aber sieh', auch das Volk dieser Stadt ist erwacht, und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte dessen Charakter weissagen aus der Stunde des Erscheinens auf dem Schauplatze der Beschäftigung — doch eh' wir dies thun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt — siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohlthätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenseits dieses Gartens, in ungeheurem Kreise herumgeschlungen, breit hinausgelagert, liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe gibt, die Masse der Vorstädte, ich glaube, man zählt deren bereits fünfunddreißig — mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstaunend;

denn weiter dürfen sie gegen den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen; aber dafür machen sie sich draußen breit, und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn, siehst du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft ins Thal sinken, dort breit auseinander fließen, bis ans Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken ans Ufer des Flusses Wien, und dann jenen ersten Hügel anklimmen — obwohl sie an manchen Stellen fast unübersehlich breit hinausgehen, bis sie sich allmälig mit mehr und mehr Gärten mischen, die weißen Punkte der Häuser einzelner auseinander streuend, und endlich an das grüne Gefilde stoßen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuser ist; denn weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige, weiße Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere — obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind, und jetzt als Städte noch meistens ihren einstigen Dorfnamen führen: so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, wo der schöne, sanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges hinüberziehet, da siehst du auf seiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. Dort herein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserm Hafen Triest, und knüpft uns an den ganzen Süden. — Nimm nun das Fernrohr hier, und suche die Straße; dort, wo jene ferne, schwache Staubwolke aufgeht, muß sie sein — — nun, was siehst du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein

und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh und Wagen, die weder zu jenen ganz schweren, noch zu diesen leichten gehören. Jene schweren Wagen, die du siehest, bringen vielnamige Waaren in die Stadt, aber ein großer Theil derselben, die du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen siehst, kommt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehest, und bringt unabläßlich und unermüdlich jenes Materiale, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch und harren unmeßbare Schichten von Thon, daß man noch ein Wien, und noch eins, und weiß Gott wie viele an einander fortbauen könnte, bis der Berg erschöpft und eben, aber auch von der Stadt verschlungen wäre! Und sieht man so zu, wie sie sich sputen und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts anderes im Sinne.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jenes palastähnliche Gebäude? Es ist ein Wagenraum, aber für große, mächtige Wagen, deren gleich immer eine ganze Reihe aneinander gehängt daraus hervor fährt, von furchtbaren, unbändigen Rossen gezogen; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch, du würdest ihn mit deinem Rohre kaum sehen, mit einem sanften Druck seiner Hand bändigt er die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm, wie zitternde Lämmer. Ei — dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten

hin — sieh' zu, eh' sie dir enteilt. Schon steht die erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und ihre dritte — jetzt deckt sie jener Abhang, jetzt ist sie wieder sichtbar, deutlich hinausschwebend — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt, und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers — und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere seinem Dienste unterwerfen, und allmächtig werden in seinem Hause, der Erde. Die Welt wird immer schöner und großartiger — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Hast du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehest ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Palast steht am obern Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Belvedere. Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, die die Frucht eines eisernen Willens waren, der in dem kleinen, schwachen Manne wohnte, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen, und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete, fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilet, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, und Wälder und Felsen, Gärten und Blumen, und aller Thiere eine unzählige Menge: so ist es doch dort todtenstille; denn als Bilder,

als schöne, ehrwürdige Blüthen der Menschenseele hängen sie dort, dicht, Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt. *)

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Carolus mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen, gleich daneben das symmetrische Gebäude mit dem schönen Blechdache ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, schönen, fast palastähnlichen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus; man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauche ist — aber durch Übereinkunft schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, unbequemen nicht allerorts mitführen zu dürfen — dann, sachte wachsend in mählicher Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindungen — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang, ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, —

*) Prinz Eugen.

ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben — die Bruderliebe; denn sein leichter Verkehr (ein Herzogthum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwerth lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn; und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß, immer steigend, immerzu größerer Gewinn, größerer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen die Andern, weil er wähnt, er sei arm. — Und so in toller Verkehrtheit des Begriffes „Glück" jagen Völker, jagt fast die Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften; selig und arm — — nein, nicht arm; denn zum Bedürfniß ist eine Überfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des unbegreiflich räthselhaften Geschlechtes, Mensch genannt, wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache, und von ihr zu andern und wieder andern sich rette, bis die kurzen Jahrtausende seiner Kindheit vorübergegangen sind, und der Jüngling sich sacht des sanften Gutes in sich bewußt wird, das ihn zu stillerer Menschheit weiter führen wird, seiner moralischen Freiheit. — Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, blos durch jenen blauen

Wasserfaden getrennt (es ist der Neustädter Kanal), liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist, wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen, die Zähne, die wir dem Fremden weisen, wenn ihn nach unserem Gute gelüstet — sie sind nur ein zeitweiliges Gut, und taugen nur so lange, bis einmal die gesammte Menschheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch' Ding zum Vergnügen, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kommt, sind noch immer solche Häuser nöthig, wo man sie macht, aber auch solche, wie du weiter links eines siehest, ein großes, schönes Haus, wie der Palast eines großen Fürsten. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr aus- und einfahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. Wenn du das Rohr auf sein Mittelschild richtest, so kannst du die Aufschrift lesen: »Patria laeso militi«, zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger". Es ist das Invalidenhaus, und zwar, wie gesagt, nur so lange tauglich, als man auch das Kanonenhaus braucht, aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, und deren Lauf du auch außer der Stadt dort in dem gelben Felde an dem leichten Staubstreifen, der sich hinauszieht, verfolgen kannst, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarlandes, deren oft fast eine Heerde vor einem Wagen läuft, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten, weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, höchst ausdrucksvolles

Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Nachkommen der Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient, eine noch ergiebigere, ob es gleich auf ihr nicht so wimmelt, wie auf dieser, und gar kein einzig Stäubchen ist. Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehest du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Es ist unser schöner Strom, die Donau, und der Laubwald ist der Prater, der Garten von Wien. Große, schimmernde Häuser gehen auf dieser Straße abwärts, Menschen und Waaren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan, mit der Gewalt seiner Ruder die Macht der Welle überwindend. Sieh', es wallet dort am Eingange des Waldes die mächtig große, weiß und rothe Fahne, ein Zeichen, daß noch heute eines jener Feuerschiffe abgehen wird. Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, siehst du, draußen auf dem breiteren Wasserbande rechts, wo jene Mühlen sind, das ist das Schiff. Wie viel Freude, wie viel Thränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen!

Nun geh' noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, fast parallel, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine links, uralt, für Wagen und Wanderer nach dem Norden, die andere rechts, neu und blos für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst du auch den Bahnhof. Besieh' dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide, und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte, der in matter Farbe an dem Himmel verschwimmt — mit

dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und von Wagram. Man hat vor nicht langer Zeit dort einmal eiserne Körner gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldner, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht der eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß Einer besiegt werden konnte, der bis dahin unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge: da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hieher geblickt haben nach der luftigen, befreundeten Pappel seiner Stadt, und in manchem brechenden wird diese Spitze noch wie ein Phantom gezittert haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Thurm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wie Häuser und Eis ruhig zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde, ob nicht — und draußen lag es gegossen weithin, wie ein silberner Spiegel blitzend, die Dörfer und Häuser hinein gelegt, wie ein schwarzer Punkt; der graue Märzhimmel, wie

eine ruhige, matte Kuppel, sah unbeweglich nieder, und wo die Sonne das Grau durchdringen konnte, da legte sie flimmernde Mosaik und prachtvoll glitzernde Bilder auf den furchtbaren Spiegel. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da, und die Fluth von Leben, die hier wogt, schloß sich über jene verlorne, wie die Luft an jener Stelle wieder zusammenfließt, wo man sie verwundet hat.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen, gewundenen Strom (eine zu uns hereingesendete Ader der Donau), durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Übungen und Festlichkeiten ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine langgedehnte, schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue Haus, das sich so mächtig und fast egyptisch ernst und schwer dem Sandplatze entlang zieht — es ist das Kriminalgebäude. Wenn einst jene vernünftige Zeit erscheint, wo man keine Kanonen mehr nöthig haben wird, da wird auch dieses Haus unbrauchbar werden, und vielleicht erschallen dann Freudengesänge in den Zellen, wo jetzt die Reue und Verzweiflung brütet — oder vielleicht ist das feste Haus längst in Staub zerfallen, und etwas anderes steht wieder an seiner Stelle, ehe jene Zeit gekommen.

So wie dies Haus vor innerem Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerem. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte:

Josephstadt, Altlerchenfeld, Neubau, St. Ulrich, Mariahilf, Leimgrube u. s. w. So, und nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdeß heraufgestiegen, und gießt ihren Schimmer weithin und blendend über all den Schmelz und die Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stadt. Den Schauplatz haben wir durchgangen . . . und nun, welch' ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne dem Landmanne draußen und uns hier oben längst schon aufgegangen ist, obwohl wir schon mit dem Auge die ganze Stadt durchwandelt haben, so bricht doch für Diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinander gewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit, der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hunderten Tage herauskostest. Diese Stadt muß wie ein kostbares Nachessen, langsam, Stückchen für Stückchen mit Prüfung ausgekostet werden, ja, du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichthum ihres Inhaltes und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigenthum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung gibt sie sich hin, aber dann tief und innig und nachhaltend. Darum geht mancher von hier fort, und trägt nichts mit, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jene Öde überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung

gehst, und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist, und alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach Einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Neigung wirst du alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zutheilen; denn du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich, und geben sich dir — — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; — und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Theil empfangen.

Nun geht das Treiben an, sieh', wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden: die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen, eisernen Riegel vor den Gewölben lüften sich, und der Reichthum der Auslagen beginnt sich zu entfalten, ein blendend Verführungsmittel für das schöne und schönheitsliebende Geschlecht. Und wie sie alle laufen und durcheinander wimmeln, als fürchteten sie sämmtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wägen, und bringen in tausend kleinern Gefäßen das Weltmeer „Milch", das heute verzehrt werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte, mit Lebensmitteln belastet. Eine Million Thiere ist heute Nachts gestorben,

daß alle diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemähet und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen, und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe, auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Amt gehen — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wägen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft herauf schlägt zu unserer luftigen Einsamkeit. — Siehe, wie lieblich! der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deshalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke, daß sie unten liegt wie der Schmelz einer schönen Gold- und Silberstickerei — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der Vorstädte in einem schwachen, blauen Dufte schwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobscurabildes herauf sehen. Nun erblickt man auch schon die Wägen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, und neben den Häusern zieht sich ein ununterbrochener, schwarzer Strom von Menschen hin, wie wimmelnde Insekten — Trommelschlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer schiebt sich's auf den lichten Platz heraus, vor derselben weicht, und hinter ihr schließt sich das schwarze Gedränge — die Fenster öffnen sich, und schöne, neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müssiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh Morgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben, ziehen ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf. Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und später Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! Einer vielleicht oder der Andere schlummert noch; siehe, dieser wallende, brodelnde Kessel, er treibt und quirlt, als sei das so obenhin, und gehe nach irgend einem geheimen, unabänderlichen Gesetze fort: aber da sind Einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den andern kennen, diese sitzen an dem schweren Arbeitstische, ihnen ist von noch einem Höheren die Formel dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich schön und glückselig entwickle, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlage — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber Keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechtes! Mancher nun von denen, auf die ich oben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch Er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen.

Aber lasse selbst Weltgeschichte Weltgeschichte sein, und denke und male dir nur recht deutlich die Geschichte eines einzigen Tages, einer einzigen Nacht, wie sie hier etwa sein mag. Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so groß und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute Nacht war es in diesen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren

zwei Lippen, so unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute streiften sie zum erstenmale über die seinen, und da saß er auf seiner Stube, und hielt sich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's festhalte, ja, daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entschwinde. Das Kind entschlief im Arme einer neuen, fast fabelhaft schönen Puppe. Eine Jungfrau lag vor dem Bilde der Gebenedeiten, und flehte, daß jeder Tag so schön sei wie heute; denn sie war mit dem Längstgeliebten eingesegnet worden. Einer hat das große Loos gezogen, Einer in den Armen der schönsten Frau gezittert — tausend Lippen mögen sich geküßt, tausend Arme in einander geschlungen haben. Dem Dichter erschien in der trunkenen Sommernacht sein Ideal zum erstenmal sichtbarlich, und der Astronom zählte die Sterne. Eine Mutter besuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihre rosenrothen, schlummernden Engel, — Geizhälse zählten das Geld, Träume zuckten durch tausend Herzen, Wüstlinge feierten eine Orgie, der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei andern nach Hause, und was da ruhte im sorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgestickte Traumteppich gewoben, daß sie sanken, und schwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie gräulich immer: heute war es auch in dieser Stadt. Der Tod ging in hundert Häuser, und zerdrückte überall ein Herz. Ein blasser Mann lud eine Pistole, im Zimmer neben ihm schläft sein Weib und Kind, morgen ist Kassenuntersuchung, und dann Festung, wenn er nicht früher — — — er wischt die Stirne, es ist ihm märchenhaft ferne, wie er auch einmal unten gegangen wie eben die Nachtwandelnden, und unschuldig war wie sie. Tausend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge

unserer Thurmuhr, und die Wächterin schlief neben ihnen. Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Brustbilde des schönen, falschen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt; eine andere öffnet unter tausend angstvollen Herzschlägen dem Verführer ihre Zimmerthüre; verschmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben schlägt leichtsinnig darunter. Auf sorgenvoller Armuth liegt der Schlummer wie Blei, und die Lusttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein. Das Laster martert seinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle schreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden, die Träume legen heiße Steinhüllen darüber, indessen oben die Sterne ruhig glitzern, das Rollen der Wägen einzelner wird, und endlich, so wie die Reden und Fußtritte spät Heimkehrender, gänzlich schweigt. Diese Zeit ist um zwei Uhr Nachts herum — dann gemach lichtet sich der Himmel, und bald beginnt jenes Rasseln der Nahrungswägen, indeß der Tag heraufkommt, und die Sonne, so mild und unschuldig über die Stadt aufgehend, wie über einen grünen Grasteppich, in dem die Thierchen spielten oder schlummerten, und nun freudig an ihr Tagewerk gehen werden.

Welch' eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer, liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich alles harmlos fröhlich, und ist harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht, so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte, aber

wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das ober ihnen wallt, ein und aus durch die Gassen und Thore ihrer großen, feuchten, steinernen Stadt schlüpfet.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß sie eben so rastlos strömen und dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Gassen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen. Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht, mit ihrer Stiefschwester, der Verschwendung. Ihre Opfer siehest du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne. Der Eine trägt schon den Gewinn in der Tasche, und hastet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von Neuem begonnen. Dann ist der Hunger, er treibt zu den tausenden der abenteuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht die Grisette und läßt Wimpel und Flagge wallen, daß sie nur die Gier anlocke, die in müssiger Weile herumlauert, um sich zu sättigen und zu ekeln; da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu; der Müssiggänger treibt sich, der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie; ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter, und trägt ein Himmelreich durch das

Getose — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten gesehen; der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußeren Brausens schlagen; ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen, dunklen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben, und Tausende strömen nach rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben, obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude. — — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgiltig, wie über eine prachtvolle Wildniß, sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. Indeß die außen treiben, geht es auch im Innern der Häuser nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausend Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, musicirt und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftiget, in millionfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da an ist jede Stunde eine Eßstunde, und dem letzten Mittagmahle im Palaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kommt als jenes. Und dann ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnt. Siehest du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, das sind die Orte ihrer Lustfahrten, dahin gehen Wägen aller Art und bringen in das Grüne; dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, alle seien an den einen Ort gefahren, und wenn du an den an-

dern kommst, so sind auch alle dort, und wenn du in die Stadt wanderst, so geht keiner ab. Tag und Nacht wird gesonnen, tausend Hände sind in Bewegung, daß neue Altäre ersonnen, neue Altäre gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen, und überall wird es ausgebreitet und überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze, und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswurstes im Prater an bis zu dem höchsten Genusse der Kunst, und jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht. Indeß geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges und beseligt hier ein Herz, und drückt dort eins entzwei, aber die Menge weiß das eine nicht, und nicht das andere. Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein Jüngling eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte, und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu. Indeß entzündet sich sachte die Abendröthe und flammet von jenen Bergen herüber dem weiten Lande seinen Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, und die Vorhänge der Theater gefallen, die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, und eine Nacht folgt wie die gestrige, und ein Tag wie der heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, und jeder so verschieden von dem andern, und so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußlos jenes räthselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch

selber durch langsamen, tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben.

Die Glocke unter uns verkündet Mittag, und von den hundert Thürmen der Stadt hallt es nach — so lasse uns denn wieder hinabsteigen. Tauche denn nun getrost in dieses Treiben, und es wird an dir sein, dir Glück oder Unglück darinnen zu suchen; beides ist in Menge da zu haben.

Nimm die Menschen und Bilder wie sie kommen. Jetzt ein kleines, unbedeutendes Wesen, jetzt ein tiefer Mann voll Bedeutung; jetzt Scherz, jetzt Ernst; jetzt ein Einzelbild, jetzt Gruppen und Massen — und alles dies zusammen malet dir dann zuletzt Geist und Bedeutung dieser Stadt in allem, was in ihr liegt: sei es Größe und Würde, sei es Lächerlichkeit und Thorheit, sei es Güte und Fröhlichkeit. So, nun steige hinab, und trete an den nächsten besten Einzelnen, und beachte ihn und studire ihn, und werde gemach auch Einer aus diesen Allen, welche in Wien leben, und leben und sterben wollen nur in Wien.

Der Prater.

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? „Nein.“ Ist es eine Wiese? „Nein.“ Ist es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Lustanstalt? „Nein.“ — Was denn? „Alles dies zusammen genommen.“ Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie, aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten,

in den sie ihre Bevölkerung ausgießt, und doch noch Theile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter, und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen seinen Prater, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es zum guten Tone gehört, in den Prater zu fahren, und wer dies nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt, und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wellend, daß, wenn man Jemanden sagte, er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe, und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wägen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander und an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer hinfliegend. Hie und da, hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her die Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden

Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüber fluthen zu sehen, und sich an Pracht und Schimmer und Flitter zu ergötzen; meist sind es Damen, die, in alle Farben gekleidet, in dies Frühlingstreiben selber wie leibhaftige, blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um drei Viertel auf vier Uhr närrisch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du, und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Öffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgetheilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen, und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse, pfeifend und schnaubend, stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert; das dritte trägt den Namen „Nador" oder „Sophie", oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Lein-

wanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemalt, als sie selbst drinnen sind, und diese Gemälde und das fremde Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist, und in den glänzenden Blicken der Kinder und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken, und einer mit einem Leierkasten und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste und hohe und niederste Wienerwelt zu sehen: was an Pracht der Kleider, der Wägen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichthum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wägen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen und gesehen zu werden — das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht

wie ein Luftschiff geht, die Dame des höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein Mann ganz allein in seinem Wagen stehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradierend; jetzt sprengen Reiter vorüber, und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegen nicken, dort sitzt ein einsamer, alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet, und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten, dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen, und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater bieten kann: ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort fluthet es, und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge

vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest, und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches, oder gar noch ein schöneres. Sieh', was reißt dort alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen — — wer sitzt darinnen? — Der Kaiser und die Kaiserin. Du wunderst dich? hast du dies in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fahren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind, wie in ihrem Palaste. — — Schau, auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht, und den Alle grüßen, und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen theilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung eben so, wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüber keucht.

Doch laß uns nun die Allee hinab gehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu bieten hat, außer dieser sinnbethörenden Fluth von Gesichtern, Kleidern und Wägen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinab kommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und [illegible] ch dasselbe Ziehen und

Rollen der glänzenden Wägen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach greifbareren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee — ein großer Rasenplatz, mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes: da sind alle möglichen Cosmo-, Pano-, Dioramen; alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein ist; Einer frißt Feuer, ein Anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines Dritten wird wie auf einem Ambos schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen, schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor, und spielen Szenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamirt Einer, und der Harfenist reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkastens herüber klingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal — und wendest du dich ab, so steht dort unter noch

größeren Bäumen wieder eine solche Kneipe, und rechts wieder eine, und weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild oder noch ein lebhafteres, und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische — die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum, und stoßen Türkenköpfe herab, und anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wägen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehreren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren, und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwiespalt, da sie schon, er aber noch nicht nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten Wurstelprater, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Wirrsals nicht gewohnt bist, oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den

Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gehen — aber sieh' das ist echte, gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln, und mitunter derb; denn diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt wie das heutige — darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Theil der Menschen dazu verurtheilt ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen, engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere und Lust und Freude walten lasse. Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heran zu bilden, daß ihm höhere Freude munde; zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren Gesichte; geh' lieber weg, oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das Eine oder das Andere die Hauptsache — es mögen es wohl beide sein — du kennst es ja das lustige Volk der Phäaken, immer ist Sonntag, „es dreht sich immer der Braten am Spieß".

Weile noch einige Augenblicke hier, — du weißt, Wien ist

die Stadt der Musik, daher auch hier Musik genug: türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint von einander abstehend wie zwei parallele Linien, heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen, hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — — und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gesellen, ein Traum aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte, übrig gebliebene Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt, und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fort läßt von dieser eigenthümlich glühenden Poesie. Dazu, sieh' nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Cymbal schlägt, wie der Eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein Virtuose, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen verdrehen aus den tiefbraunen Gesichtern, und wie es auch lärmt und wogt und musicirt rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz, als ein fremdes Element, und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller, und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. Jetzt ist der

Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort, nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden, und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns nun weiter schreiten und diese brodelnde Hexenküche verlassen, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort, und das Menschengewühl wird dünner und dünner, und das Gemische von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandern vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges, hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz, und wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst, wenn der Feuerkünstler Stuwer seine Phantasien abbrennt, eine Menge, Mann an Mann, als wäre der Raum mit Köpfen gepflastert, und alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen, wie von gellenden Tönen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt, und von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt*), oder der Stern platzt, und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft, oder plötzlich steht eine durchbrochene, brennende Stadt vor dir, und lodert ruhig prasselnd aus, dem feineren

*) Fallschirmraketen.

Auge öfters die sinnigsten Feuerdichtungen vorführend — heute aber ist von all dem nichts, und das graue Gerüste steht einsam auf dem Platze, von der glänzenden Frühlings-Abendsonne friedlich beschienen.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an diesem Damme stehen die Gebäude der Schwimmschule, die wir ein anderes Mal besehen wollen; diese andern hölzernen Häuser auf Flößen sind lauter Bade- und Schwimmanstalten, und im Sommer lebhaft besucht. Hier mündet sich schon ein größerer Donauarm herzu, und da, wo du die vielen Pflöcke im Wasser stehen siehst, ist das sogenannte Freibad, ein Platz, der mit gespannten Tauen eingefangen ist, innerhalb denen jeder baden kann. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst du, wie groß unser Prater, unser Wienergarten ist; schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wägen, die in der Hauptallee fahren, die laute, hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam, wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft heerdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderheerde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Thiere nur wie kleine, verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohlthuend und sanft ist die Stille und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten

Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Ruthe unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage, als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne, glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört, und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei — und in einer Nähe, wie keine Hauptstadt, haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so Wenige besuchen ihn; und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen, schönen Bäumen besetzt; die Abendsonne streift mit rothen Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen, als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann, und in diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen, riesengroßen, breitkronigen

Baum seiner Heimat gar sehr, und ich würde es Keinem rathen, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume beschädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder, und versinkt in seine Gedanken oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber, und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum oder eine Gruppe; und es wird wohl keine einzige Mappe sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht „Partien aus dem Prater" befänden, und da tritt gerne der neugierige Wanderer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran, und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; — sie gehen vorüber, und Andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort, — die Kindsmagd kommt und breitet ihr blüthenweißes Leinenzeug auf den Rasen, und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft, oder an den Stamm eines Baumes; indeß ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille, feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen

Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung, und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh', die Maisonne ist bereits im Untergehen und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendthau und die Nachtfeuchte des Praters ein Übel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wägen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, — dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel, und daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — — aber sieh' zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen — eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröthe schwimmen, während die

Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Partie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm' mit mir; in einem kühlen, luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns, und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns noth thut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate, und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh' zu Bette, aber hab' Acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben lächerlich im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Die Streichmacher.

Diese Secte ist sehr zahlreich und fast so weit verbreitet als das Gras, und eben so mannigfaltig als das Gras, zu welchem bekanntlich der Weizen eben so gut gehört, wie dasjenige Gras, mit dem man sich blos schneidet, und das kein Vieh frißt. Ehe wir zu der Mannigfaltigkeit der Streichmacher übergehen, hätte der Leser freilich ein Recht zu fordern, daß wir ihm sagen, was denn eigentlich ein Streichmacher sei; allein wir müssen frei bekennen, daß wir eben so wenig eine stichhaltige Definition eines Streichmachers kennen, als die des Grases, aber so wie der Mensch recht bald das Gras von dem Salate unterscheiden lernt, wenn er nur dort lebt, wo beide wachsen, so lernt er auch bald die Streichmacher kennen, wenn er nur unter ihnen ist — in wenigen Jahren kennt er sie, und zwar von dem sanftesten und solidesten Streichmacher an bis zu dem Fanatiker in diesem Fache — wenn er nicht unterdessen selber einer geworden ist.

Je mehr ich aber über die Streichmacher nachdenke, und mir die wesentlichen Eigenschaften klar zu machen suche, um sie dem Leser vor Augen zu führen, desto mehr komme ich zu der betrübenden Überzeugung, daß ich selber einer bin — ja, daß meine

Nachbarn rechts und links in der Gasse Streichmacher sind, daß mein Onkel einer ist, und daß alle Menschen Streichmacher sind, und die ärgsten gegen sich selber. Was macht man sich nicht alles weis, welche handgreiflichen Lügen glaubt man sich nicht selber?

Es muß am Ende doch ein Streichmacher kein böses Geschöpf sein, weil Gott so viele erschaffen hat — es geht wahrlich ins Fabelhafte, wie viel ihrer sind — blos unter den Pflanzen habe ich keine getroffen, für die Thiere stehe ich nicht gut, am wenigsten für die Pudeln und Reitpferde, wohl aber für die Gans, worunter ich noch nie eine streichmachende getroffen, aber da sind der Pfau, der Truthahn, der Tauber — selbst der Esel ist nicht frei vom Zeitgeiste. Man sieht also, diese Secte greift weiter als der Muhamedanismus, der Bramismus, der Budhaismus, und als jeder andere Glaube und Aberglaube, und obwohl sie in unendliche Schismen zerspaltet ist, und nach Zeit und Ort sich ändert, so hat sie doch eine bestimmte, constante Orthodoxie, deren Schattirungen durch alle Zeiten der Geschichte gehen. Die Griechen waren Streichmacher, und zwar mehr oder minder feine; die Chinesen sind es, und zwar etwas grobe und meistens gegen sich selber, Anderer nicht zu gedenken, die auch großen Ausfuhrhandel mit diesem Zweige treiben, und Propaganden haben. In Europa sind Streichmacher und in der Hottentottei, in Wien und Paris sind sie, und in Eipeldau und Kakran*), in den Salons und Volksgewirren und in dem Schlafzimmer, wo der Streichmacher ganz allein ist, und sein Gewerbe noch redlich ausübt, bis er entschlummert.

---

*) Kleine Ortschaften bei Wien.

Aber was ist denn eigentlich ein Streichmacher?

Ich habe schon erklärt, daß ich das nicht weiß, obwohl ich in jedem einzelnen Falle recht gut angeben kann, ob ich eben einen Streichmacher vor mir habe oder nicht. Sie sind immer dort am dichtesten, wo überhaupt die Menschen dichter wohnen, daher die meisten in großen Städten und an Orten, wo man sich drängt; denn es ist eines der ersten Bedürfnisse des Streichmachers, daß er gesehen wird, Umgebung ist ihm daher so nothwendig, wie dem Fische das Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß der Fisch ohne Wasser absteht, während der Streichmacher ohne Umgebung nicht einmal absteht, sondern er erschafft sich eine Umgebung, er wird seine eigene Umgebung, er zerspaltet sich und wird sein eigenes Publikum, dem er Dunst bläst, und sich dabei sehr außerordentlich dünkt. Ich kannte einen Mann, einen feinen, netten Mann, der mit der Streichmacherei der Grazie und Schönheit behaftet war, und trieb alle mögliche Vornehmheit auf, und legte sie in seine Stellungen, er konnte nichts thun, ohne eine Figur zu bilden, und wenn er zu Hause allein war, und in dem elendesten Flause auf dem Sopha lag, so konnte er es nicht lassen schön zu sein und sich eine hohe Meinung von sich selbst beizubringen. Spiegel waren ihm höchst gefährlich, und Winke, die ihm entfuhren, zeigten deutlich, welch' großes Glück er bei Weibern haben müsse, obwohl es bei ihm Grundsatz war, über derlei Dinge reinen Mund zu halten. Seltsam war es nur, daß von diesem Manne alle Tröpfe sagten: Dieser Herr sei den Damen sehr gefährlich, die andern aber lachten und sagten, er möchte es nur weis machen.

Obwohl also, wie gesagt, die Streichmacher überall sind, so sind sie doch wieder an verschiedenen Orten verschieden, ich kann

mir einen hottentottischen Streichmacher unmöglich so denken wie einen Londoner, und die Wiener haben daher auch ihre eigene Sorte, obwohl andererseits einzugestehen ist, daß sich die Streichmacher der europäischen Civilisation ungefähr in der Art gleichen werden, wie die Kiesel im Bache, und daß alle großen Städte dieselben zeigen, nur durch ihre Atmosphäre eigens modifizirt, so z. B. werden die Wiener Streichmacher niemals dieselbe Schattirung der politischen aufzuweisen vermögen, wie die Pariser — selbst auch, wie alles Menschliche, in den untersten Anfängen zeigt sich diese Kunst gleichsam in den Windeln, wie es z. B. bei jenem Könige einer Südseeinsel war, von dem ich einmal in einer Reisebeschreibung las, daß er den europäischen Weltumsegler nicht eher vor sich ließ, bis er in Galla sein würde. Der Capitän und sein Gefolge wartete, endlich wurden sie eingeführt, und sie trafen die südliche Majestät nackt, nur daß sie eine einzige, gleißende, rothe Weste an hatte.

Doch ich denke, wir haben uns bei dem Allgemeinen der Streichmacher lange genug aufgehalten, und es ist Zeit, daß wir dem Leser einige Porträts von diesem Wienerartikel vorführen, nur wird es uns schwer, wo der Anfang zu machen sei, da der Arten so viele sind; allein wir wollen bei der feinsten Sorte beginnen, und bei der gröbsten enden — wenn uns nicht unterwegs der Streich geschieht, daß wir aus dem Systeme fallen und eine ganz andere Ordnung befolgen. Lassen wir das nun in Gottes Hand.

Die feinsten Streichmacher sind beinahe keine, und diese sind es auch, die sich ihres Standes oft am wenigsten bewußt sind. So kannte ich einen, der den andern den großen Mann vorspielte — sie hielten ihn dafür, ich hielt ihn dafür, und er hielt

sich dafür — bis hieher ist keine Streichmacherei. Seine Wohnung, Kleidung, Redeweise war einfach edel, sein Benehmen leutselig und überall natürlich, seine Gedanken tüchtig und reich, seine Thätigkeit ungemein und überall auf das Gute gehend, und beinahe wäre er ein großer Mann gewesen — — wenn er kein Streichmacher gewesen wäre; denn mit unglaublicher Feinheit wußte er das vorzuschieben, wo er glänzte, es fielen Namen, die ihn hoben, es lagen verlegte Correspondenzen herum, die staunen machten, es blickten Gedanken durch, die er ausführen müsse, alle Systeme hatte er umfaßt, alle Vorurtheile abgelegt, klare, weise Ruhe in seinem Wesen ausgeprägt — — im Geheimen aber war er rauh und eigensinnig gegen seine Diener, herrisch gegen Weib und Kind, und letztlich verrieth er seine Philosophie um ein einträglich Amt — doch es war nicht sichtbar, und er ließ gerne seine Selbstüberwindung bewundern, mit der er sich diese neue Last zu den alten aufgelegt.

Dann sind die Genies. Diese haben gestern mit dem und dem Dichter gespeist, dieser Tondichter ist ihr Freund — jetzt müssen sie in die Sitzung des Gewerbvereins; dann wird einem großen Verstorbenen eine Denksäule gesetzt, da müssen sie dazu, weil sie dem und dem das Wort gegeben; Abends haben sie Eile, weil sie zum Clubb sollen — es ist da die Aufnahme sehr schwer; dann müssen sie ein Manuscript lesen, um ein freundschaftliches Urtheil abzugeben, eine neue Musik anhören, in die Gemäldeausstellung gehen; dann lassen sie durchblicken, wie dieser und jener ein Esel sei — wie dies und das darniederliege, wie hoch das Ideal stehe — — wie alles einer Reform bedürfe — dies und dies Werk liegt auf ihrem Tische, Voltaire und Bolingbroke, Shakespeare, Gervinus, George Sand ꝛc.; und manchmal haben

sie auch lange Haare und Weltschmerz, aber diese gehören schon mehr in die Schattirung der Narren, also nicht unter die Streichmacher.

Dann sind die, die alles von sicherer Hand haben, die alles schon gestern wußten, die ins Geheimniß gehüllt sind; dann die, die in Paris waren, und interessante Mittheilungen über Guizot und Thiers fallen lassen.

Dann ist die ungeheure Schaar der Überlegenen. Der Überlegene ist an allen Orten Wiens zu finden. Er sitzt nachlässig da, er hat alle gesellschaftlichen Formen weg, er befolgt sie aber selten, er legt das Journal gleichgiltig hin, er sieht mit Sicherheit auf die, die da bescheiden eintreten, er ist der Leichte, der Vornehme, der Kalte, er ist mitunter zerstreut, sein Gang ist heiter und bewußtvoll, er steckt voll Witz und sagt gelegentlich einen, er weiß alles, aber redet von nichts, außer daß alles schlecht sei, — die Überlegenen sind auch die Selbstzufriedenen, sie haben eine Erzählung, die mit den Worten anfängt: „Nein, was es für Leute gibt . . . .“ und nach diesem Eingange folgen die Variationen. Vorzüglich gibt es unter der Jugend viele Überlegene. Er ist nicht zu bessern und zu widerlegen, weil er die Gründe ohnedies besser weiß, und er gehört namentlich unter jene Streichmacher, die es gegen sich selbst sind.

Dann sind die Wohnungen und Geräthstücke, mit denen Streiche gemacht werden. Wir sind in großen Städten Trogloditen, nur sind wir freilich nicht so einfältig, wie die alten Egyptier, die anfangs gar warten mußten, bis irgendwo in einem Felsen eine Höhle war, die sie dann sofort bewohnten, später aber doch darauf kamen, selber in die Steine Wohnhöhlen zu bohren — wir sind, sage ich, nicht mehr so einfältig sondern

wir führen uns den Felsen sammt den Höhlen gleich aus schönen Ziegeln auf, und wohnen darinnen — da müssen nun eine Unzahl Dinge hinein, die zu nichts sind — als zum Streichmachen. Worauf man sitzt, liegt, steht, das ist nicht zum Sitzen, Liegen, Stehen, sondern zum Sehen, daß es nämlich der Nachbar, der aus seiner Höhle in unsere herüber auf Besuch kommt, sehe und sich daran ärgere — Ärger ist dem Inhaber immer ein lieblicheres Opfer als Beifall, — der Nachbar soll sich nämlich ärgern, daß es bei ihm nicht so schön ist. Wie man, um ein schnödes Stipendium zu bekommen, ein Armuthszeugniß braucht, wenn man auch nicht arm ist, so müssen hier die Geräthe Reichthumszeugnisse sein, wenn auch kein Reichthum da ist; darum sind die Fächer und Kästen weit kostbarer, als das, was darinnen ist, nur die einzige Sache, die gleich selber etwas ist, das Silber- und Goldgeschirr thut man in einen Kasten mit gläsernen Wänden, damit es heraus schaut; der Boden ist, daß man die Füße lieber in die Tasche stecken möchte, als mit ihnen auf ihm gehen; die Luftlöcher, welcher der Höhlenbaumeister aus Vernunft herrichtete, werden mit recht viel Falten wieder zugehängt, daß das Licht nicht hereinkomme; dann sind Teppiche, Damaste, Kaffeetücher, Kästen, Tische, Sessel, Sopha's — alle diese Dinge sind selber wieder Streichmacher; denn sie sind inwendig von eitel weichem Holze, jeder Tisch hat Fichtenfüße, nur hat er eine nußbaumene oder Mahagoni-Hose an, der größte und ernsteste Garderobekasten ist mit hartem Holze geschminkt, und selbst die Fensterbretter sind Kinder, die immer ihren Sonntagsrock anhaben — dies nur heißen sie schöne Geräthe, und machen sich weis, sie haben daran etwas, und streuen den Besuchern den Sand in die Augen, in weiß Gott welch' vornehmes und aus-

erlesenes Haus sie gekommen. Daß dieses der Zweck der Geräthe ist, nicht etwa, wie ein Einfältiger glauben möchte, der Gebrauch, erhellt daraus, daß man gerade in den bessern Fächern der Wohnhöhle nicht wohnt, daß man, wenn kaum die Besuche fort sind, den Dingen über den hölzernen Überzug noch einen leinenen gibt — ja, daß man, wie mir erst vor Kurzem ein Freund von einer Frau aus seiner Bekanntschaft erzählte, sogar eine ganze Zimmerreihe haben kann, in die nie Jemand kommt, sondern die Magd und die Frau gehen eines Tages hinein, rufen die Diener und geben ihnen die Teppiche abzustauben und auszuklopfen; sie selber wischen alles hübsch und reinlich ab, und stellen die Sessel, rücken die Spiegel, wo einer schief hängt, und sperren dann wieder gut zu, daß nichts gestohlen wird. Im Winter werden dann zuweilen viele Kerzen angezündet und viele Menschen eingeladen, welche durch die Zimmer oder Höhlenfächer gehen, und die Fetische anbeten, die da ausgestellt sind, oder auch dieselben lästern, wenn sie sich nämlich bessere machen ließen und zu Hause stehen haben. Der echte Streichmacher dieser Art thut auch, wenn Leute bei ihm sind, als liege ihm an dem Krame nicht viel, er mißhandelt ihn, daß es scheine, die Sache sei ihm unbedeutend — aber nachher pflegt und hegt er sie wieder, und schleudert gegen jedes der Seinen den Bannstrahl, der das Unglück hatte, irgendwo anzustoßen und zu beschmutzen oder zu ritzen. Diese Streichmacherei, meine ich, wird etwas nachlassen, wenn wir in der Cultur werden vorgerückt sein, und aus Höhlenbewohnern endlich Luftbewohner geworden.

Ich muß hier eingestehen, daß ich wirklich in der absteigenden Linie der Streichmacher eine Lücke ins System gerissen habe, ich vergaß nämlich die mit den Kindern und ihrer Erziehung, welche

doch offenbar vor den Meubeln kommen sollten. Ich hole daher nach, was mir von der Sache kund ist. Da Erziehung doch offenbar nichts ist, als Abrichtung des Mannes zu Amt und Geschäft, des Mädchens zu einem Manne, so finde ich Streichmacherei in diesem Zweige sehr zweckmäßig; denn die Erziehung ist beendet, wenn der Mann ins Amt, das Mädchen unter die Haube kommt, beides sind sehr nützliche Dinge. Da freilich die Eltern nicht Zeit haben, anders als stoßweise zu erziehen, nämlich zu dieser oder jener Minute gute Lehren zu geben, die sich widersprechen, weil besagte Eltern zu anderer Zeit zu thun und zu genießen haben, so ist es einleuchtend, daß man den Kindern so viele gleißende Stellen hinauflackirt, als sie brauchen, damit sie leuchten, und ein Mann oder ein Amt, wie ein Nachtschmetterling an dieses Licht heranfliege und daran kleben bleibe. Als solche Anlackirer werden nun unterschiedliche, wohlfeile Meister genommen, die da beibringen, was klingt und glänzt, da gerathen dann die Kinder zu allerlei Kunststücken. Sie spielen das Piano, dieses leidige Marterholz unserer Zeit, d. h. sie trommeln Noten, weil es einem andern beifiel, das arme Herz in das eigentliche, geheimnißvolle Reich des Schönen einzuführen; sie reden etliche Sprachen, d. h. sie sagen in ihnen Dinge, die deutsch zu albern klängen — aber genug, sie sprechen die Sprache; mehr verlangt Vater und Mutter nicht. Ob das Gesagte Vernunft hat, ist hier unwesentlich; — sie tanzen — nun, das können sie meistens gut, weil es meistens den wenigsten Werth und das größte Vergnügen mit sich bringt; dann malen sie, d. h. der Lehrer bessert aus, und so werden (wenige Striche des Schülers ausgenommen) die schönsten Bilder des Zöglings fertig, — dann sind sie artig, sie wissen sich zu benehmen, sie reden, daß es Hand und Fuß hat, sie werden herausgeputzt, den Leuten gezeigt, und

oft wird gesagt: „Karl, Adolph, sei brav" — und das ist dann die Erziehung — glänzen, gelten, vordrängen, thun als weiß Gott wie tief, wie weise, wie gebildet . . . und das einzige, was eigentlich allein einer Erziehung fähig und werth wäre, die Vernunft, diese sittliche Muse des Menschen — verödet — — doch ich muß abbrechen, diese Streichmacherei bricht mir das Herz oder facht den Grimm an. Alle andern dagegen gehalten sind harmlose Thierchen: diese frißt das Grün der Erde weg, daß die feste Rinde der Gehaltlosigkeit weithin offen liegt und fast weiter als jede andere, ist gerade diese Streichmacherei auf Erden verbreitet. Desto größere Ehre und reicherer Dank gebührt daher jenen Eltern, wie sie jetzt doch häufiger werden, die es anders machen, und das Kind des Kindes, nicht Anderer wegen erziehen, und recht und wahr und gut erziehen.

Wie unschuldig, gleichsam neugeborne Kinder, stehen dagegen die da, die ich jetzt erwähnen will, die Ankündigungen. Jeder weiß ja aus Erfahrung, wie es ihm mit seinem Hunde geht; er ist der schönste, weiseste, ja er hat fast Menschenverstand — oder dem Blumenpfleger; er sieht nirgends so schöne Nelken, Rosen, Hyacinthen, als bei sich: eben so geht es nun, meine ich, auch allen denen, die sich Dinge einkaufen und nun selbe wieder verkaufen müssen, ich denke, sie verblenden sich auch dafür, und daher mag es kommen, daß sie sich in den Verkaufsankündigungen Täuschungen hingeben, die sie sonst nicht rechtfertigen könnten: da ist alles echt, alles unverantwortlich billig, alles in jeder Haushaltung unentbehrlich, und alles nur mehr in geringer Menge zu haben — ganz unglaublich ist es, was sie in dieser Hinsicht leisten, sie opfern sich, sie richten sich zu Grunde, um nur dem Publikum das allerbeste bieten zu können — und das

undankbare Publikum frißt dann diese Dinge ruhig wie Heu hinein, und weiß nicht, welche Trüffeln und Ambrosia hinunter gegangen sind.

Wir steigen nun immer weiter hinab auf der Wesenleiter der Streichmacher und gelangen zu jenen, die das unwesentlichste Zeichen wählen, um den andern eine hohe Meinung abzunöthigen, Kleider. Überhaupt ist es, merk' ich schon, ein wesentliches Merkmal der Streichmacherei, daß sie, statt auf die Sache, auf die Zeichen ausgeht; denn ihr Zweck ist, sich geltend zu machen, andere zu überflügeln, und zu dem Ende zu gewaltsamen, auffallenden Handlungen, Streichen, zu greifen. Da nun die verworrenen Begriffe ungemein leichter zu erwerben sind als die klaren, ja, da es noch leichter ist, gar keine Begriffe zu haben, sondern nur Einbildungen, so darf es niemanden von uns wundern, wenn solche Einbildungen sehr im Verkehre sind. Der reiche, der ausgezeichnete, der vornehme Mann und seine Frau haben schöne Kleider, also kehrt jener obige verworrene Begriff die Sache, wie einen Muff, um, und sagt, wer schöne Kleider hat, der ist ein reicher, ausgezeichneter, vornehmer Mann, oder dessen Frau, also, folgerichtig fortzugehen, muß ich suchen, schöne Kleider, hauptsächlich aber moderne, zu bekommen, dann bin ich vornehm, oder werde doch wenigstens von mir und andern dafür gehalten, und je moderner, je auffallender das Kleid: desto vornehmer der Träger. — — Welche namenlose, unbeschreibliche, überwältigende Gedanken und Umwälzungen mögen z. B. in dem Kopfe so einer böhmischen oder mährischen Küchenmagd vorgehen, wenn zum erstenmal ein Damenhut, wie der der gnädigen Frau, darauf sitzt! ein großer, schöner, rosenfarbener Hut, zu dem sie sich endlich durch peinliche Ersparungen geschwungen — daß der

Rock, das Halstuch und die Schuhe dazu stehen, versteht sich von selber — wie seltsam, wie fieberhaft muß der ganze Sonntag sein, an dem sie mit diesem Hute herumgeht! — und wenn sie erst daran denkt, einmal so in ihr heimatliches Dorf zurückzukehren, und dort alles in Erstaunen zu setzen, wie sie vornehm und gebildet geworden ist! Aber nicht blos die Küchenmagd und die Köchin, sondern auch die gnädige Frau wird durch einen neuen Hut und ein Ballkleid verrückt — gnädige Frau aber heißt in Wien jede, welche einen Dienstboten hat. Da sie nun selber einen solchen Werth und solche Würde in Kleider legt, wie müssen erst andere staunen und neiden, wenn sie in der unerhörtesten Pracht erscheint. Das schönere und verwirrtere Geschlecht geht uns Männern in dieser Gattung Streichmacherei vor; es gibt keine Verunstaltung ihres Körpers, die nicht schon einmal Mode war. Was die Feinere, die Bescheidenere, die Gebildetere Neues an sich trägt, das wird von der Beschränkten, Leichtfertigen und Dummen auf die Spitze gestellt, die Mode wird überboten, und wenn sie dann wie ein Pfau und wie eine Ente zugleich auf der Gasse geht, und Flitter und Trödel auf Dingen trägt, die unmöglich Körper sein können, so dürftest du an dem seligen Ausdruck ihres Gesichtes abnehmen, wie hoch sie sich dünkt, und an dem Nachschauen mancher Mitschwester, wie sehr sie sie beneidet. Mir fällt häufig der Mann ein, der arme, der alles dieses kaufen muß. Bald muß der Hut oben aufgeputzt sein, bald unten, bald muß er groß sein, bald klein; jetzt darf er kein Hut sein, nämlich ein Ding, was vor der Sonne schützt, dazu hat man ja ohnehin den Sonnenschirm, sondern eine Art hohler Kapuze, die im Nacken sitzt, das Tuch muß nun weiß, wenigstens licht sein, der Rock muß ein Rad schlagen, und damit er dies thue, wird

dem armen ein härener Unterpanzer gegeben, und er wird über die Fessel eines Strickes oder Seiles gespannt. Und so schwirrt und surrt und saust es von seidenen, sammtenen, mousselinenen ꝛc. ꝛc. Stoffen und Sachen, als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelassen — — o, ihr armen und ihr betrogenen Dinger! Just das, was ihr erzielen wollt, vornehm, bedeutend, ansehnlich zu erscheinen, das erreicht ihr nicht; denn ein Wort, ein Ruck, ein Wink, und ihr verrrathet die innere Leere, ja die Übertreibung selber verräth sie; denn gerade die Vornehmheit ist ein Ding, das sich nicht lernen läßt, und Würde und Bildung erscheint in dem einfacheren Kleide schöner, als Anmaßung und Prahlerei in dem übertriebensten. Daß ich aber tauben Ohren predige, weiß ich übrigens recht gut. Wäre diese Streichmacherei unschädlicher und nicht gerade sie der erste Schritt zur Untergrabung der Sitte und oft des Familienwohles, so könnte man sie hingehen lassen, als Spiel der Armen im Geiste — aber . . . .

Von dem Manne, der sonst nichts, als überall schön ist, schweige ich, er ist eben ein Tropf; freilich gibt es viele, in der Regel aber sind sie harmlos . . . also transeant.

Zum Schlusse lange ich nun bei jenen Streichmachern an, die den Ausdruck der Ehre und Hoheit im sogenannten Aufhauen suchen, d. h. sie werfen geradewegs das Geld weg; für was, ist gleichgiltig, wenn es nur Aufsehen macht, wenn es nur knallt und klingt, es mag nun dem Aufhauer selber Marter und Angst kosten, das thut zur Sache nichts — er tanzt, er fährt, er reitet, er spielt. Wie sauer es ihm wird, weiß oft nur er, wenn er z. B. selber kutschirt, und ihm im Prater vor Angst der Staub und die Sonne und die Menschen durcheinander schwimmen, oder wenn er auf dem Gaule, wie der Schächer auf dem Kreuze hängt;

denn der Mann hat auch noch immer das Unglück, daß die angewandten Mittel, trotz der Verschwendung, unzulänglich bleiben, und die Sache ins Lächerliche ausschlägt. Am großartigsten ist er, wenn er beim Gelage sitzt, oder beim Balle, und nun warm wird, Champagner trinken, Flaschen zerschlagen, Krapfen unter den Tisch werfen, oder gar mit einer Banknote die Pfeife anzünden kann.

Dieser letzte Streichmacher ist meistens der unschädlichste, d. h. für die menschliche Gesellschaft; sich selber bringt er freilich nicht gar vielen Nutzen, und Zwecke erreicht er auch nicht gar sonderliche; denn mir geschah es nie, daß er mir eine hohe Meinung oder dergleichen einflößte. Seine Klapper ist die roheste.

Und somit nehmen wir Abschied von der Sippschaft der Streichmacher, und zum Schlusse ersuche ich nur den Leser, recht auf sich zu achten, und er wird sich wundern, wie viele feine und versteckte Streichmachereien er an sich entdecken wird — ich wenigstens fand, während ich dies schrieb, so viele an mir selber, als ich kaum durch den ganzen Rest meines Lebens werde auszutilgen im Stande sein.

Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten.

Wir heben diese drei besonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Besonderes sagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeschichte erzählen, sondern vielmehr darum, weil sie gerade die ganze Gattung darstellen, und wir der Meinung sind, in einem Buche über Wien dürfe der Wiener Student und sein akademisches, wie auch häusliches Leben gar nicht fehlen.

Sie waren Landsleute, und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen, nachdem sie die Weltweisheit (Philosophie) auf einem Landlyceum des gründlichsten erlernt hatten. Wir wollen es versuchen, ihre Ankunft und ihr akademisches Leben zu schildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch solche Ankömmlinge repräsentirt wird, indem ein solcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtschaft, rein und allein Student sein muß, der abstracte Student, sich durchschlagend durch alle Fährden und Abenteuerlichkeiten seines poetischen Standes, bis er endlich absolvirt ist, und Philister wird, schmählich entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge seines

vorigen Standes. Der Eingeborne hingegen, wie er auch Studentengenie besitze, vermag sich doch nie zur wahren Studentheit zu schwingen, weil ihm doch immer die Farbe seiner Familie und Verwandtschaft anklebt, und weil er außer dem Studenten auch ein Sohn ist, ein Vetter, ein Neffe, ein Wiener, ein lieber Mensch — indeß der echte Musensohn, gleich einem abstracten Begriffe, nur er selber ist, ein Ding, das jenseits aller andern Menschheit liegt, die alle unterschiedliches zu thun hat, er aber zehn ganze Monate nichts, als daß er Student ist, und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unsichtbaren Republik ist; er ist kein Bürger dieser Welt, außer wenn er Schulden hat; er ist kein Landsmann, kein Eingesessener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber, weil er immer wechselt; sondern er ist nur ein Quartaner, ein Quintaner, Jurist, Philosoph, und in den Ferien eine Zugschwalbe, ja manche treiben diesen Cynismus der Abstraction so weit, daß sie auch keine Studenten sind, sondern gar nichts mehr, so daß ihnen alle Tage das Unglück begegnen kann, wie einst einem lustigen Vetter von mir. Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handschuhe an, und ging auf die Universität. Unten in den kühlen Hallen derselben fragte er einen wildfremden, gesetzten, ältlichen Mann, wo denn der anatomische Saal sei. Der Mann aber fragte seinerseits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomische Jahresprüfung machen.“ Der gesetzte Mann lächelte seltsam und sagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofessor und prüfe eben dort.“ Der lustige Vetter riß seinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale schändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher sehr viel Anatomie hineinstudirt hätte.

Glückselige Studentenzeit. Wenn du nur das ganze Leben dauern könntest — aber da vergeht sie, wie [illegible] auch auf den Bergen, und der kahle Broterwerb steht da. Einige sind freilich so glücklich, daß das akademische Moos fingerdick auf ihnen wächst, aber auch diese müssen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen das Schicksal so gut meint und so weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verstand wirft, was die Leute überschnappen nennen, so daß er von nun an nicht mehr hinaus zu gehen vermag ins Philisterthum, dem wir andern doch unerbittlich entgegen gereift sind, und daß er sofort das Schauspiel eines ewigen Studenten darbietet. So sehe ich noch immer Einen in den Universitätshallen auf und niedergehen, den ich schon in meiner Knabenzeit eben so gesehen hatte, emsig auf und ab schreitend, mit braunem Rocke wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartstoppeln, ein schwarzes, kleines, schmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Classiker, den er zuweilen aufschlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert ist der bemooste Bursche seit meiner Zeit gar sehr, weil ich auch alt geworden bin, und sein Auge ist noch unstäter als damals, aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, gerade so wie seine blutjunge Mitschülerschaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt, besteht, ja er ist sogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Universitätshallen herumwandelt, mutterseelenallein, so daß seine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen müßten, wenn nicht seine Fußbekleidung immer in einem solchen Stande wäre, daß man seine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren verkaufte er Federkiele, jetzt aber studirt er blos wieder. Glück-

selige Studentenzeit, wie gut ist es, daß auch du vorübergehst, wie alles andere an dem flüchtigen Menschen!

Laßt uns nun von dieser Abschweifung und Sachdefinition wieder auf unsere drei Freunde zurückkommen, und ihre akademische Biographie aufnehmen, wie folgt.

Auf jenem Landlyceum aber gingen furchtbare Sagen über Wien und das Leben daselbst. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, so müsse man in einem dumpfen Loche wohnen, und sich in einem schmutzigen Speisehause aushungern, und die Unschuld wird gleich am ersten Tage verführt.

Dieser Aussicht zum Trotze wagten es unsere drei Schälke dennoch, obwohl sie hinlänglich wenig Geld besaßen, und von ihrer Unschuld auch nicht wußten, wie feuerfest sie sei, da sie bisher noch niemand in Versuchung geführt, außer ältere Collegen zu einigem Trinken und verbotenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch manche gewagt hatten und unversehens Herren und Staatsdiener geworden waren.

Ihr Plan aber war dieser: Anlangend das Geld, so hungert zwar niemanden so oft und so umfassend als junge Studenten; aber niemand auch erträgt Entbehrungen so lustig, als die Jugend, und niemand ißt so sehr alles, als der Student! — anlangend also das Geld, so beschlossen sie selbes sehr zu schonen, und anlangend die Unschuld, so war ihnen dafür nicht bange, weil sie riesenhaft gute Vorsätze hatten, und überdies zur Sicherheit den Vertrag eingingen, daß einer über den andern wachen sollte, und ihm jedes Mißfällige sogleich in den Bart sagen, der allen dreien zu wachsen anhob.

Zu diesem Ziel und Ende wollten sie auch zusammen wohnen, sehr wohlfeil speisen, vielleicht gar selbst kochen, in der Zeit

aber sich um Gelegenheit zum Unterrichtgeben umthun, daß sie sich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

Freilich ging auf jenem Landlyceum auch die Sage von der traurigen Ungesundheit der zusammengepfropften Residenzstadt, aber mit der riesenfesten Gesundheit der Jugend, und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder und Korkstöpsel verdauen könnte, glaubt man an derlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungesunden Ort, und im Gefühle des innigsten Lebens sind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es ist auch so; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, so verwindet es der Klotz von einem Körper, und es gedeiht ihm, während die andern daran mühselig hinsterben. Überdem hatten sie gegen alle Warnungen und Schreckensbilder noch einen heimlichen Grund und Trost im Herzen, nämlich den, der der Menschheit so oft beispringt: „Wer weiß, ob es wahr ist."

Sie hatten es also gewagt.

An einem sehr schönen Octobernachmittage (damals als unsere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und October) — an diesem sehr schönen Octobertage stiegen sie in Nußdorf aus, und sahen sich sogleich nach dem dicken Luftbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke — allein sie fanden ihn nicht, sondern rechts waren schöne, grüne Berge und links schöne, grüne Auen, und aus diesen ragte ein sonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm empor — der Thurm von St. Stephan; schmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wägen fuhren die Kreuz und Quer mit schönen, weißen Nummern auf dem Kasten, schöne Herren und Damen saßen darinnen, und an den Gesichtern der

Kutscher schien nicht das geringste Anzeichen von hiesiger ungesunder Luft bemerkbar, so ganz besonders gut sahen sie aus.

Allen Dreien war es so gewiß unsäglich und seltsam, so wie es uns allen ist, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Fleck der guten, alten Mutter Erde nähern, und dort die Entscheidung unserer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlichste war, schien ihnen das Unbegreiflichste, nämlich, daß es hier gar nicht anders aussehe, als auf jedem andern Platze der Erde. Daß sie an der großen, merkwürdigen, weltberühmten Hauptstadt Wien standen, schien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwasser wie in Linz, und Bäume und Auen stehen dabei, wie sie sie schon tausendmal sahen, und auch die Leute schauen so aus, als hätten sie mit jedem von ihnen schon geredet. Auf Unerwartetes war jeder gefaßt, das Bekannte brachte sie nun außer Fassung. Das Seltsamste aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Thurm sah, und ein paar Häuser, so unscheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herrn," tönte des Nauführers Stimme neben ihnen, „können Sie sich morgen am Schanzel abholen, jetzt aber mit dem Gesellschaftswagen in die Stadt fahren, oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es ist kaum eine halbe Stunde bis zur Linie."

Freilich wußte keiner das Schanzel, aber deswegen hatten sie keine Sorge, sondern begaben sich auf die Straße, welche nach dem grauen Thurme zuzuführen schien.

Aber der Leser weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, schritt voran und hinter ihm, starke Studentenstöcke in der Faust tragend, die angehenden Heilkünstler Urban

Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener storchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, die sie stets ungeschickt herumwarfen — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle so in unserm gesegneten siebzehnten und achtzehnten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen, und bei der Nußdorfer Linie hineinschob — die zwei andern folgten — — und nun waren sie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiserstadt, von der sie ihr Leben lang so viel gehört, und in der Geographie eine ganze klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — sie waren nun wirklich da. Die einigen unansehnlichen Häuser, die sie bei ihrem Herannahen gesehen hatten, entwickelten sich nun zu einer langen Gasse, in die sie immer tiefer hineingeriethen, aber auch hier war es ja nicht anders, als seien sie in Wels oder Braunau, oder sonst in einer bekannten Stadt, ordentlich heimisch, nur die Häuser etwas größer und statt dessen, daß man in Wels durch jegliche Gasse schnell auf den Marktplatz gelangt, setzte sich hier die Gasse immer fort, gleichsam als setze sich die Stadt immer an sich selber an, wie jenes närrische Teppichpaar in der Stadt Hirschau, das man dem römischen Kaiser, als er einmal das Rathhaus besuchte, dergestalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen schritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei sie sich sehr sputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß sie einmal zu früh anrissen, und den Kaiser ganz und gar niederwarfen. Es soll Friedrich der Rothbart gewesen sein. — Als aber unsere drei Freunde immer weiter fortschritten, dehnten sich freilich die Häuser zu immer ansehnlicherer Größe empor, und gewannen an

Glanz, daß die Ähnlichkeit mit Wels und mit Braunau stets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraschend, allein auch ihr Muth; so daß Urban (seines zärtlichen Wesens halber nannten sie ihn stets bei dem Taufnamen), so daß Urban beinahe so keck gewesen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derselbe hinten auf dem Wagen stehe. Der Pfeiffer las alle Inschriften, und machte bereits Späße darüber. Quirin war eigentlich seines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen, allein er hatte so eine Art und gesetztes Wesen, daß man ihm den Spitzbuben nicht ansah, daher er auch heute so gesittet und mit städtischen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der tüchtigste unter ihnen, und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öftesten von ihm gehänselt, während der stille Urban immer Verschlagenheit genug besaß, auf seine Lockungen nicht einzugehen, indeß Pfeiffer alsogleich biederherzig aufsaß, so oft es der andere wollte, aber er lachte immer selbst mit, oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban sich immer entsetzlich in seinem Innern abzürnte, so oft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte sich untergeordnet, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er selber es eigentlich sei, der die Firma des Hauses aufrecht erhalte.

Deswegen fragte ihn auch keiner von den zwei andern, was er denn im Schilde führe, als sie ihn wie einen Goliath immer rüstiger in die Wildniß der Stadt hinein schreiten sahen, sondern sie folgten ihm und dachten, er werde es schon wissen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, sondern es schwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müsse vorerst das Terrain recognosciren, dann werde sich schon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen,

gingen sie daher durch allerlei Gassen in der Richtung, in der sie gekommen waren, immer fort. Häuser rechts und links, schön und mächtig, und immer schöner und mächtiger, je weiter sie kamen — Menschen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, so daß sich Urban schon seines Rockschnittes zu schämen anhob, und Wagen rollten hin und her, glänzend polirt und mehr an Zahl in dieser einzigen Gasse, als sie sonst ihr ganzes Leben lang gesehen hatten. Hin und wieder an den Hausthüren hingen Zettel, „Wohnungen zu verlassen", stand immer darauf, statt zu vermiethen, was Pfeiffer zuerst nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, so dachte er in seinem Herzen: Wo wird nun in diesem Ocean von Häusern der Zettel sein, der, wie eine Taube mit dem Ölblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren bestimmt ist — wo wird er sein? — Siehe, da ist ja nun mit einem Male der Plan, auf dessen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er sich nun zu den Zweien, die nachschlenderten und an den Häusern hinangafften, und sagte zu ihnen, daß er vorschlage, sich durch alle diese Gassen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Universität zu erfragen, und von da aus gerade der zunächst gelegenen Vorstadt zuzugehen, um dort, wo möglich heute noch, eine Stube zu miethen, in der sie sich dann morgen sogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch, und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen standen die drei seltsamen Gesellen auf dem Universitätsplatze, und starrten das massive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und das mit seinen Frontsäulen und dem ruhigen Plätschern der zwei Brunnen ernst hernieder sah auf die drei neuen, exotischen, bestaubten und abenteuerlichen Burschen. Das

sah Urbanus gleich ein, wie er sich und die zwei andern hier stehen sah, daß eine gänzliche Umgestaltung mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Cultur und Civilisation annähern wollen, die in dieser Stadt herrschen; denn wie elend standen sie da in ihren schleppenden, hängenden, überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pfiffigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider saßen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Ähnliches vorgehen, denn sein Angesicht sprach sichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte, wie sie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeschaut und gemustert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl schwer etwas anzufangen sein, denn er stand da, ohne die geringste Ahnung der Gefühle seiner Freunde, und sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldene Vließ.

Noch ein anderer Gedanke drückte dem Urban ängstlich auf die Seele: ob ihm dieses mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schädelstätte werden würde; denn er dachte beklemmt an die vielen, dünnen, ersten Klassen, die er im Ränzlein trug, und die er sich doch oft mühsam auf dem Lyceum erworben hatte, aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß sich, ganze Heuwägen hineinzustudiren, wenn er sich nur einmal recht niedersetze, und das rechte Niedersitzen nahm er sich sehr ernstlich vor, also war keine Furcht. Nach gebührlich langem Anschauen des Äußern des Gebäudes gingen sie auch beim Hauptthor hinein, und gelangten in eine geräumige Halle mit Pfeilern versehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen

Ferien noch nicht zu Ende gegangen, so waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige, fremdartige Erscheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke saß und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen sie halb schüchtern, halb linkisch herum, und betrachteten verdutzt die hohen, dunkelbraunen, verschlossenen Thürflügel, die zu verschiedenen Sälen führen mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke empor leiteten; allein sie stiegen nicht hinauf, sondern traten wieder auf den lichten Platz hinaus, um an das Geschäft der Wohnungsschau zu gehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, denn die Universitätskirche und die zwei Thürme warfen bereits ganze Massen von Schatten auf die Gebäude, und durch die zwei Gassen zu beiden Seiten der Universität gingen schon abendlich rothe Lichtströme nieder; deshalb schritten sie ungesäumt von dannen, und zwar, ohne zu fragen, gerade aus.

Ihr Stern führte sie zum Stubenthore, und dann über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorstadt, auf deren erstem Hause der Name Landstraße stand, und sie beschlossen sogleich in dieser heitern Stadt eine Wohnung zu suchen.

„Eilf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller" — „Zimmer und Kabinet" — „Vier Zimmer mit der Aussicht auf die Gasse nebst Zugehör auf Georgi zu verlassen" — „Wohnung mit neun Stück" — „ein Keller auf hundert Eimer Wein" — „möblirtes Monatzimmer, drei Herren werden nicht genommen" — also weiter — Wohnungen, Magazine, Gewölbe, Keller, möblirte und unmöblirte Monatzimmer — alles genug, rechts und links in der Gasse, nur keine Stube für sie, außer sie

hätten recht viel Geld, und obwohl sie die lange Straße fast bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, so fanden sie doch nichts, und schlugen, da es bereits Nacht zu werden begann, und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholisch und betrübt durch das fortbrausende Getöse, an allen Gliedern zerschlagen wie die Knappen Rolands, langten sie endlich, von ihren Kreuzzügen zurückkehrend, im Gasthofe zum rothen Hahn an, und verlangten ein Nachtquartier. „Nr. 43 auf die Gasse"; und als nach langem Warten Nr. 43 aufgesperrt wurde, eine große, stattliche Stube, und sie sich dort ein wenig von allerlei Reiseanhängseln befreit hatten, ihre Röcke gebürstet, ihr Haar geordnet, so gingen sie hinunter in die Gastzimmer, wo es wieder unerhört vornehm und schön war, so daß sie sich an den bescheidensten Platz setzen wollten, wenn nicht schon Pfeiffer, der früher als die zwei andern mit seinem Anzuge fertig geworden war, in seinem grünen Flausrock am lichtesten und schönsten Tische vor einem großen Glase Bier gesessen wäre; auch brachte man ihm, bevor die andern eben solche Biere bestellt hatten, einen Rostbraten, so mächtig, daß er fast allseitig zum Teller hinabhing. Urbanus und Quirin sahen kaum die heutige thatsächliche Aufhebung des erst vor Kurzem so feierlich gegebenen Armengesetzes, als sie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, alsogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß sie auch eben so duftende und eben so große Rostbraten bestellten, und sich an des essenden Pfeiffers Seite niederließen. Wie viel Semmeln sie schon vor Erscheinen des Bratens gegessen haben, weiß man nicht mehr, aber das ist gewiß, daß sie endlich dachten: „Ei, was soll denn schon der erste Abend in Wien ein muffiger, elen-

der Knausebart sein," und daß sie sich mit diesem Grunde den Gewissensvorwürfen zu entwinden suchten, während Pfeiffer schon rasch im Essen vorwärts schritt, und keine Spur von Gram in seinem Angesicht zeigte — was er aus Kraft that, thaten die andern aus Schwäche — ist doch auf der ganzen Gotteserde nichts so süß für ermüdete, todthungrige Jugend, als ein tüchtiges Abendessen, und dann ein Spaß — aber so ist die Hinfälligkeit menschlicher Dinge und Reiche — das Armengesetz gerieth endlich in solchen Verfall, daß sie sämmtlich Wein zu trinken anhoben, und schon muthig und gesprächig da saßen, als sich die Zimmer mit den schönsten, glänzendsten Gästen zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Gespräch zu sich zu nehmen gewohnt waren, und daß sich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit schimmerndem Gesichte und feinem Rocke anzureden, während Pfeiffer längst schon mit seinem Nachbar im eifrigen Gespräche war, und ihm offen erzählte, was es mit ihnen sei, und daß sie eigentlich im Grunde drei lustige, arme Teufel seien, die nur heute den ersten Abend in Wien feierten, worüber sich Urbanus in der tiefsten Seele schämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch so schön gekleidet und so angesehen, wie alle diese Herren, werde da sitzen können, und in Ehren sein Gläschen Wein trinken — — ja, damit ich alles sage, so weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß sie noch am Tische saßen, Gesundheit tranken, mit den Gläsern anstießen, und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gast mehr in den Zimmern war. So wie sie die ersten gewesen, so waren sie nun auch die letzten. Endlich gingen sie auch schlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es schon manchem von ihnen dunkel auf-

dämmern, wie sehr es ihn morgen reuen werde, daß er heute die Stadt Wien und sämmtliche zukünftige Professoren so oft habe leben lassen — — aber zur Reise konnte ein solcher Philistergedanke doch heute nicht gelangen, und so verplauderten und scherzten und lachten sie noch eines, bis sie einer nach dem andern entschliefen, und eine selige, ruhige, erste Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als sie am andern Tage erwachten, und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kissen hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüst dünken, und da Pfeiffer das Fenster öffnete, um auf den Platz vor dem Hause hinabzusehen, so sah er unten nichts als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er that ein paar Züge der frischen, feuchten Herbstmorgenluft und schloß den Fensterflügel wieder zu.

Da sah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüsten Anblick der Unordnung und Verwirrung darbot, den nur immer drei übernachtende, reisende Junggesellen zu machen im Stande sind. Die zwei Andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban stand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anstand zu geben, wie er es gestern fast bei allen gesehen, die ihm begegnet waren; Quirin blies den gestrigen Staub von seinen Stiefeln und fuhr pfeifend in dieselben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorschlag that: er selber wolle ausgehen und nicht eher rasten, bis er eine Wohnung für alle drei gefunden hätte: Quirin sollte das sogenannte Schanzel auskundschaften, und für ihre gemeinschaftliche, fahrende Habe Obsorge tragen; Urbanus aber müsse sich auf die Universität begeben, und dort Zeit und Ort erforschen, wo jeder von ihnen sich in die betref-

fenden Fächer könne einschreiben lassen, und wenn sich jeder seines Amtes entlediget, so wollen sie wieder beim Hahn zusammenkommen und das Weitere besorgen. Man nahm den Vorschlag einhellig an, und da sie endlich mit dem Anzuge fertig waren (freilich trugen sie dem Wirthe einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als sie mit Schmerzen ihr gestriges Abendmahl bezahlt hatten, so standen sie trübselig im feuchten Morgennebel unter dem Thorwege, und trennten sich, damit jeder seinem Geschäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gasse stehen, und sah ihnen so lange nach, bis ihre Gestalten im Nebel und Getriebe der andern Menschen verschwanden, dann aber schüttelte er sich die Haare aus dem Gesichte, schlug mit dem Stocke auf das Pflaster und schoß in die erste Seitengasse hinein.

Da die Chronik, aus der wir diese Geschichte nehmen, nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an diesem Vormittage that, so können wir den Faden unserer Erzählung erst wieder da aufnehmen, wo sie zusammen kommen, nämlich ungefähr um ein Uhr Nachmittags in der Gaststube des Gasthauses zum rothen Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban schon längst da saßen und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daher rannte und erklärte, er habe für sie einen wahren Palast um ein Spottgeld gemiethet, und daß sie dann aßen, und daß fast wieder das Armengesetz in Verfall gerathen ist, daß auch die Andern in ihren Forschungen glücklich gewesen, und daß sie beschlossen, alsogleich in ihr neues Tusculum einzufahren. Es lag dasselbe, und liegt heut zu Tage noch in einer Seitengasse der Vorstadt Landstraße, jetzt ist es sehr verbaut, damals aber lag es einer Masse von

Gärten im Schoße und war vom Schicksale prädestinirt zu einer Studentenwirthschaft; denn seinem früheren Charakter nach, war es eigentlich ein Fürstenpalais gewesen; es hatte aber seinen Herrn gewechselt, und stand nun wie eine verwittwete Ritterburg da; die Säle des ersten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen Gast- und Bedienten-Zimmern des zweiten Stockes war längst das Lachen und Scherzen verstummt, und in den Wagenschupfen und Stallungen der Seitenflügel begannen mantelgroße Spinnweben zu wachsen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieser oder jener vornehme Reisende, oder Einer, der den Sommer in reiner Gartenluft zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggesellen, worunter auch unsere drei abenteuernden Freunde waren, — auch die Stallungen und Schupfen wurden wieder lebendig, ja blühender, ruhiger und mannigfaltiger als je; denn außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erschienen auch noch Kühe, die da residirten, und ihre Milch in die Nachbarbezirke spendeten; dann eine Reitschule, eine Ziegenfamilie und mehrere Hühner, selbst die niedern Vetter der Kutschen fanden sich ein und besetzten die geeigneten Plätze, vom schweren Leiterwagen an bis zum zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus stieß ein großer Garten, aber in welchem Zustande war er! Die ehemaligen Sandwege hatten große Spalten und Risse; hölzerne Stifte mit Blechtäfelchen und den schönsten Namen exotischer Pflanzen standen da, aber mitten im Grase, auch geschah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frech wuchernden Löwenzahn mit der rothgelben Farbe eine

edle Tulpe der vergangenen Zeit emporsproßte, oder eine verkommene Hyacinthe, — die Platane war noch da, die Traxinus pondula, der Schneeballenstrauch, dann jene mit den großen, schlanken, weißen Glockenblüthen, nebst allen Gattungen lustig treibenden Hollunders, und allen deutschen, in dieser wilden Freiheit köstlich treibenden Bäumen. Daß das alles ohne Gärtner wachsen mußte, begreift sich. Gegen rückwärts stieß an diesen Gartenwald ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, damals ein wahres Wirrsal von Gesträuchen und Unkraut, und mitten daraus stieg ein Tempel empor, dessen Marmorsäulen schon so gewaschen und verschunden waren, daß hie und da bereits das Holz herausfah; der Fußboden bestand aus Marmor, Ziegeln und Brennnesseln. Alle Käfer und Falter summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln; denn jenseits der Gartenmauer lagen weithin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieses Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studiren in demselben (wohl auch das Herumtummeln und Liegen im Grase) hatte Pfeiffer nebst der dreifenstrigen Stube von der Besitzerin dieses Zauberschlosses erhandelt — und um vier Uhr desselben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutschachteln und einem leinenen Packe, in dem allerlei verschlossenes Studierzeug war, den schlecht gepflasterten Hofraum des Palastes einher, und die drei Landstudenten schritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unsere Pflicht, zu sagen, wie sie sich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber sie richteten sich gar nicht ein; denn sie bewunderten die Aussicht und die Schönheit der andern Häuser und vergaßen ihre Stube, so daß sie selbst ohne

Licht schlafen gehen mußten. Pfeiffer legte seinen Rock auf den langen, gepolsterten Sessel, Urban den seinen auf den Rohrsessel und Quirin den seinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben sie aber diese Nacht noch sehr. Als sie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und sie trugen so zu Neste, daß selbes wohnlicher wurde. Es darf frei gesagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierscheere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundschafteten Tandelmarkte bei hellem Tage nach Hause zu tragen; aber fast schäme ich mich, zu bekennen, daß er selber schon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter seinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachttopf nach Hause trug, der dann Nachts (echt republikanisch, daß keiner zu weit habe) mitten ins Zimmer gestellt und mit einer steifgebundenen Flötenschule zugedeckt wurde. Den Besen bestritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte und fastete dafür Abends. Da die Hausfrau blos ihre Zimmer vermiethete, ohne sich weiter zu kümmern, und da im ganzen Palaste kein dienendes Wesen existirte (der aus andern Zeiten übrig gebliebene, rothnasige, hagere Portier war unverheirathet), so beschloß unser Triumvirat, sein eigener Diener zu werden, und zwar so: die Geschäfte wurden eingetheilt in die staubigen und flüssigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und unreinen. Die staubigen bestanden blos im Auskehren und im Bergen des Kehrichts in irgend einem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüssigen betrafen das Holen des Wassers von dem Pumpbrunnen des Hofes. Es stand dem Betheiligten frei, Abends kein Wasser zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hause war, aber des

andern Tages früh mußte es zum Waschen da sein, und wenn einer bei der Nacht Durst hatte, so waren die Rechte so streng, daß der Verpflichtete bei ärgstem Sturm in Finsterniß, bei Frost und Zähnklappern unten zu stehen und zu schöpfen hatte. Die unreinen flüssigen Geschäfte — sie wurden sehr gefürchtet, weil man so leicht gesehen werden konnte — bestanden im Wegtragen eines gewissen Gefäßes. Diese drei Geschäfte als solche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verloost, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w., besorgte jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte, und das Bett so weit zu vernachlässigen, als er es nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Commerz in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und die auf der rothen Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die andern sechs oder zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen, und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Ämter konnten übertragen werden, wenn sich einer dazu verstand, ein dem andern lästiges gegen ein Äquivalent zu übernehmen. Schön war die erste Zeit; denn wie es einst in der alten römischen Zeit war, daß ein Dictator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug, so geschah es auch hier, daß Pfeiffer auskehrte,

und dann hinging und ein glänzendes Examen vestand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidnischen Republiken, die Ämter nicht besoldet waren, so ging es endlich wie damals: als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja schon einiger Wohlstand und Luxus einriß, so fing Urban an, die unreinflüssigen Geschäfte immer zu verhandeln und beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja später gar die Fenster zu verhängen, während Pfeiffer alles noch in der alten Einfalt und in der klassischen Naivetät der Vorzeit verrichtete — ja, endlich setzte es die Faction Quirin und Urban durch, daß eine rüstige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einst ein Pisistratos und Cäsar kam — und die schöne Zeit war dahin, selbst feines Tuch kam ins Haus, selbst Fracke, ja so weit kam es, daß selbst Pfeiffer so tief sank und so schwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm, und Sommermode erschien, und einmal ein Freund auf Besuch kam, ihn derselbe dabei überraschte, wie er eben seinen treuen, alten, lodenen Rock abschor und abschnitt, wobei er ihn kläglich wie einen Pudel zerschund, und daß er, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rathe zog statt des Cirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausschnitt lächerlich emporgaffte. — Selbst Liebe riß endlich in dem zerrütteten Gemeinwesen ein. — — —

Doch wohin gerathe ich? Diese Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirthschaft und ihres Akademielebens zu schildern.

Also, da sie in den alten Palast eingezogen waren, und die weite Stube mit ihren Geräthschaften bevölkerten, aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh sich zu mildern begann,

schlug endlich die Stunde des ersten Collegiums. Man war förmlich und richtig eingeschrieben worden, und begab sich nun zusammen auf die Universität — aber wie war das stille, ernste Gebäude, welches sie vor ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameisenhaufen trafen sie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeile auf den Universitätsplatz führt, standen Gruppen bärtiger und unbärtiger Leute, sämmtlich als Musensöhne erkennbar, und lasen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Kost, Wohnung, Unterricht, Theater, Meerschaum, verlorne Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Bälle und Concerte angeschlagen waren; die nicht lasen, neckten sich, oder rauchten gar Cigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte schwarz und grau von denen, die die Philosophie bezogen und sich eben Pfeifen und Röcke und die wichtige Miene angeschafft hatten, — weiter hin auf dem Platze standen oder wandelten ganze Partien solcher, die in die höhern Fächer rückten, und da unsere Freunde die Hallen betraten, schlug erst das rechte Brausen über ihnen zusammen, als wären sie in den Bauch eines ungeheuren Resonanzkastens gekommen; dicht und schwarz drängte sich die Menge durcheinander, das Schallen von tausend Fußtritten, das Gewirre der Stimmen, das Klappern der Stöcke, das Rufen, das Lachen, alles wie ein Chaos, wälzte sich durch die Räume, die Saalthüren standen offen, es strömte aus ihnen aus und ein, und trieb sich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studiosus bewegte sich leicht in seinem Elemente, und ließ es den Neuling fühlen, daß er hier zu Hause sei und poltern dürfe, während der andere verdutzt und schüchtern auftrat und glotzte; ein Professor

schreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Gesichter, die zuversichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großstädter eigen ist, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das alles machte einen solchen Eindruck, daß selbst Pfeiffer kleinlaut zu werden anfing, und er wollte sich in der That recht dumm vorkommen unter all diesen, die da so rasch auftraten, und gewiß das Glänzendste leisten werden. Nur durch den festen Vorsatz, ungeheuer studiren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er seiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch so dastehen werde: eine Cigarre im Munde, und selber den ungeheuersten Bart, und daß er aus den Pandekten disputiren werde, ja, daß er sogar keck aus dem Barte heraussagen werde, es sei gar nicht so außerordentlich viel mit Justinians Sachen, und sie seien eitle Casuistik — — jetzt stand er einstweilen im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten sich gemach die Hallen, und die Säle füllten sich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zusammenschlagen der Stöcke, ein Suchen der Plätze, daß jeder den ihm tauglichsten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderste war — ja es gibt eine Art Weltbürger, die sich aus freier Wahl um die hintersten umthun, weil sie dort am besten ihren kosmopolitischen Ideen und Thaten nachhängen können, als da sind: Tarok spielen, Schlafen, Romane lesen, gar nicht da sein ꝛc. Alle unsere drei Freunde geriethen unter diese kosmopolitischen Clubbs, nicht aus Factionsgeist, sondern aus purer Bescheidenheit — leider müssen wir aber berichten, daß sie sich nicht ganz

rein von diesem Geiste erhalten konnten, und sich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.

Endlich legte sich der Tumult nach und nach; ein bedeutend großer Saal saß voll Menschen, die Thürflügel thaten sich auf und — Stille überall — denn der Professor war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Professors Biographie, sondern die der Studenten schreiben, ein ruhiger, horchender Mensch aber ein schlechter Gegenstand für einen Schriftsteller ist, so werden wir nicht nur diese, sondern alle künftigen Vorlesungen unbeschrieben vorübergehen lassen, nur das erwähnen wir, daß unsere drei Freunde wacker aufhorchten und gewissenhaft nachschrieben.

Die erste Vorlesung war vorüber, Pfeiffer ging durch den großen Universitätssaal des ersten Stockes, dessen mächtig große Thürflügel geöffnet waren, um das allzu große Gedränge auf den Treppen zu lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und die schwere, alterthümliche Malerei bewundert hatte, trat er die breite Mitteltreppe hinab, wieder in die untern Hallen und staunte, sie eben so belebt zu finden wie zu Anfang der Vorlesungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu allen Stunden aus allen Fächern Vorlesungen sind, die Atria der Gelehrsamkeit stets von Kommenden und Gehenden bevölkert sind, derer gar nicht zu gedenken, die sich lieber in den Hallen herumtreiben, als da sitzen und horchen — ja, daß jenes Fluthen von Menschen sich trotz der so großen Bevölkerung der Stadt sogar in die ferneren Umgebungen der Universität ergieße, und dort merkbar werde. Aber wie beim ersten Anblick dieses Gewirre niederdrückend und melancholisch auf ihn gewirkt hatte, so fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich, da es so kräftigend auf jedes Herz

wirkt, lauter junge, frische, strebende und meistens schöne Männer zu sehen, lauter heitere Gesichter, glänzende Augen, und all das lustige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Thatsache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von schönen Mädchen, es im Durchschnitte doch noch viel mehr schöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme stand Quirin, und da ein sonniger, seltsam warmer Herbsttag war, so gingen sie mit einander zum ersten Male in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr streifte die Stadt und die Akademie ihr anfangs befremdliches Wesen ab, und ehe noch der lustige, weiße Winter über die Dächer wirbelte, war schon in Haus und Akademiewesen unserer Freunde ein gut Theil jenes Studentenwitzes und Leichtsinnes eingekehrt, der dieses Leben so köstlich macht und so unvergeßlich. Der schnöde, schmale Gesichtskreis ihres Landlebens erweiterte sich; ungekannte, reizende Genüsse stellten sich ein, — jenes bezaubernde, grüne Tuch, dem kein Studentenherz widerstehen kann, das Billard — durch Koth und Sturm wurde in ein fernes Vorstadt-Kaffeehaus gewatet, weil sie dort die Ersten waren, was ihnen sonst nirgends gelang — das Anschaffen eines schönen Meerschaumkopfes — Besuchen und Erwerben von Freunden, — und leider auch Unruhe und Lachen im Collegio, und die unwiderstehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, so lang es Professoren und Studenten gibt) — die Sucht, diesem oder jenem ihrer Herren Professoren und oft dem geliebtesten und geehrtesten hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur eines anzuführen, so war es den ganzen Winter hindurch ein stehender Witz, daß ein der Thüre zunächst Sitzender täglich

den obern Riegel des einen, immer geschlossenen Thürflügels lüftete, wodurch es geschah, daß, wenn der gute, alte Herr hinein ging und die Thür zumachte, dieselbe mit dem losen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernst den obern Riegel zuschob, aber regelmäßig hiebei den Mantel von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spaßvogel ehrerbietig auffing, worauf eben so regelmäßig von Seite des Professors ein tiefes, sonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund," und von Seite des Auditoriums ein unterdrücktes Kichern erfolgte. Leider ist auch das menschliche Geschlecht so schwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebsten und über Lappalien lacht, wo es am wenigsten lachen sollte, wegen Ernst und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringste Komische, was im Wirthshause keinem Menschen auffällt, z. B. in der Kirche vor, sogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachlust, und so ist es gerade in den ernstesten Collegien. Freilich geschah dem Pfeiffer etwas dieser Art, was ihm selbst mancherlei Verlegenheiten zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermüthigen Grafen Braun neben, und den langen, dünnen, fadenscheinigen Studiosus Springer vor Pfeiffer zu sitzen gebracht hat, aber gewiß ist es, daß der Graf eines Tages im Collegio Weichseln aß, und daß er, während er durch eine Papierdüte die Kerne in Springers Rocktasche geleiten ließ, die Stengel künstlich und mühsam in die lange, lockere Rückennaht des Springer'schen Rockes einsteckte, wodurch der Besitzer dann leider wie ein schmächtiger, herabgekommener Eber voran saß, mit der dünnen, pallisadenartigen Reihe der Rückenborsten, die sich wie ein Fächer ernsthaft sträubten, sobald er sich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuschreiben (denn er war ein sehr fleißiger

Student), die sich aber sogleich wieder ruhig neigten, und wagrecht wegstanden, wenn er sich der Länge nach aufrichtete und horchte, — da schoß nun jener Teufel in das Pfeiffer'sche Nervensystem, und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Riesenanstrengung seine Stimme im Schlunde, daß sie nicht losplatzte, aber in seinem Gesichte wurde desto mehr alles in tausend Lineamenten sichtbar und veranlaßte den docirenden Professor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem fünften in der achten Bank, so lachenswerth erscheine — — aber Pfeiffer, weil er weder den Grafen Braun ins Unglück stürzen, noch auch den redlichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerthe Gefühl alle Gentlemen der Umgebung theilten), schwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er sich wieder solcherlei zu Schulden kommen lasse, er sofort auswandern und entfernt dem menschlichen Verkehre sich in der letzten Bank niederlassen müsse. Ins Auge aber war er seit der Braun-Springer'schen Frage schon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um seine Ansicht gefragt und sonst angelassen, und bei der Semestralprüfung wäre er fast gehunzt worden, hätte er sich nicht durch die schönsten Antworten das glorreichste Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand schwenkte, und ihn mit der Vorzugsklasse entließ.

Das häusliche Leben dehnte sich, wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erdäpfel zu Hause, die Quirin auf dem Schanzel entdeckt hatte, als er nach dem Koffer geforscht, und die er als sehr taugliches Winternahrungsmittel angeschlagen hatte, kaum war der alte Taubenschlag vom Boden herab transportirt, um für den Winter das trefflichste Heizmittel abzugeben, und kaum hatten sie sich recht in ihrer Stube eingepuppt, um

das zurückgezogenste Leben zu führen, so begannen sie auch schon, ein sehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres Palastes nämlich verwandelte sich in einen Wespenstock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeflogen kamen, um in der alten Burg zu horsten; in wenig Tagen entspann sich unwillkürlich ein Bekanntwerden, Gespräch und Umgang, und bald entdeckte es sich, daß die Stube unserer Freunde die größte der alten Burg, und mithin die tauglichste zu einem Versammlungssaale und Gesellschaftszimmer sei, und obwohl jeden Abend mit einem hölzernen Kruge und einem Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder sich rüsten könne, der heute Lust und Neigung hätte, ins Brauhaus zum Neuling zu gehen, so geschah es doch öfters, daß man an regnerischen und sonstigen Tagen Abends sich bei Pfeiffer versammelte, die schönsten Lieder heulte, und von dem Gasthause gegenüber Bier kommen und auf den Tisch stellen ließ, — ja, da sich die Civilliste des Triumvirats bedeutend besserte, erfand man die niedlichsten Flaggen, die, zum Fenster hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verstanden wurden, der dann das vertragsmäßige Bier, Würste und solche Utensilien brachte, und dafür zu Anfang jeden Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunst. Pfeiffer malte in Öl, aber man wußte nicht, zu welcher Race seine Menschenfiguren gehörten; Quirin raufte Abends mit einem Bassettel oder schnob Flöte, und Urban war kunstreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Todtenköpfe jeder Gattung ins Haus geschleppt, um daran zu studiren, und Pfeiffer bedeckte Kasten und Tisch mit Landkarten und statistischen Tabellen. Ein Pudel war im Stocke, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er allen aufwartete und apportirte, und, wie ein miß-

tranischer Tyrann, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief. Tarokkarten, Schachbrette wurden angeschafft, gegen den Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinschaftliche Miethe genommen und in das Gesellschaftszimmer gestellt. Ein schlanker Techniker sang Schubert'sche Lieder, die eben damals heraus kamen; ein Mediciner hieb die Begleitung, die andern trommelten auf Tisch und Kasten, und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studirt, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, gebort — ja Pfeiffer und sein Zimmernachbar beschworen einmal im Übermuth in dem verfallenden Tempel Nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe — Glück und Freude keimten allerwärts — ewige Freundschaften wurden geschlossen, ja Liebesahnung schaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo sich Quirin den unsichtbaren Bart immer wichste, und wo Pfeiffer sich die Haare mit einer Papierscheere brennen ließ; — man weiß gar nicht, wie weit sich noch alles gesteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge gewesen wären, die dem Dithyrambus ein Ende gemacht haben. Erstens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger und kälter. Urban ließ sich zuerst einen sehr schönen, blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichsten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geister- und Weihestunden verfertigt hatte, — zweitens vergingen ja die Studienjahre von selber, und man wird leider etwas im Reiche der Menschheit, aber schon früher hatte das Geschick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit seiner Gemahlin ein, da Pfeiffer eben Knödel kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen

worden sei — Pfeiffer stand hochroth in der Schürze vor ihnen und sagte stammelnd zu — und des dritten Tages war er schon auf seinem parketirten Zimmer des gräflichen Hauses, und gedachte schmerzlich der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der Andern ging endlich vorüber, und alles wurde zerstreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines, und Pfeiffer ist Verwalter auf einer großen Herrschaft seines Grafen und hat bereits fünf Buben, mit bester Aussicht auf deren noch einige — er wechselt Briefe mit Quirin, dem geehrten Arzte zu**** und sie besuchen sich öfter und lieben sich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundinnen und theilen sich Kochrecepte und Romane mit. Urban ist ein Stutzer geworden.

Der Tandelmarkt.

Der Schreiber dieser Zeilen gesteht, daß er ein großer Verehrer von Alterthümern ist, gleichsam von Worten, die eine längst vorübergegangene Zeit an die unsere redet, oder vielmehr: die Worte lasen wir in irgend einer Geschichte, und die Alterthümer sind die sinnlich eindringenden Erläuterungen dazu, das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und niedergelegt hat, als er auf immer fortging, welches Gewand nun rührend und naiv Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt. Diese meine Liebe zu Alterthümern erstreckt sich aber auch auf ganz unnützes, mittelalterliches Zeugs und auf jeden verschollenen Trödel, dessen Sprache wir gar nicht mehr verstehen, und der sich nur mehr als übrig gebliebener Plunder fortfristet — ich habe solche Dinge lieb, und mir thut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder wenn gar ein Haus abgebrochen wird, in dem ich mir oft zu wohnen gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte, unnütze

Kasten weg muß, damit ein ordentliches, vernünftiges Haus an die Stelle kommen kann — ein ordentliches, vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes, gerades, viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht, und in seiner Prosa nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen einflößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Alterthümer dieser Art ist daher eine Residenz sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Fortschreiten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste dastehen und tausend Menschen daran sind, das Haus und seine Nachbarn abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Zinsgebäude hinzustellen. Da nun dies täglich und stündlich geschieht, so sieht Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, so wie seine Damen auch stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weggeben und neue nachschaffen, gerade wie die Baumeister mit den Häusern verfahren, während man in kleinen, abgelegenen Landstädten sehr oft noch neben den uralten Mauern uralte Kleider wandeln sieht. Es wird eben, so wie ich dieses schreibe, auf dem sogenannten lichten Steg ein kleines, unbequem gelegenes, altes Haus abgebrochen und mit Recht; denn es ist dringend nöthig, daß die Straße dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieser Tage her vorbei ging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche, steinerne Engel hinkommen, der aus einer Nische sah, und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen, — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, der am Ende gar nicht von Stein ist, liegt viel-

BAYERISCHE

leicht auch schon irgendwo zerbrochen umher. Nur die Namen als Denkmale der Vergangenheit bleiben, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugek, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Wollzeile und andere; viele aber sind auch geändert, so z. B. steht an der Stelle des alten, romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher im „Elend" hieß, liest man jetzt Zeughausgasse; andere, wie z. B. das Paternostergäßchen, verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtniß der Sache all die kleineren, beweglichen Alterthumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es den niet- und nagelfesten nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumkollern und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechseln?

Freilich, die etwa historischen, künstlerischen, antiquarischen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber das ist, so zu sagen, dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Saatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das unmittelbarste und herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher redet, als das wichtige Geschichtsstück, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist, und, aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt; zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches aus und im Zusammenhange ihrer Umgebung;

werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie meist ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinander gewürfelt und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Antikensaales dicht neben einander stehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie waren: aber ganz anders und traulich schauen sie vom Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Äbte da hängen, im strengen, ernsten Style gemalt, und von Alter schwarz und düster geworden, oder die Steinbilder in Säulengängen oder auf Kirchhöfen; die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sacristei, die Waffen- und Prunkstücke in der Burg, und endlich die Geschirre und Stoffe und Truhen im Hause des Bürgers.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich selber so, wenn ich in seiner Lage wäre — dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch nicht bewohnt worden war, es strotzte daher von abenteuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann ließ nun das Haus wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen modernisirt werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel u. s. w. durfte erst vollends nichts angerührt oder verunglimpft werden, nur wurde alles Schadhafte ausgebessert, und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann geson-

nen war, es sein Lebtage zu bewohnen. Nur hatte er die Ansicht — und dies war es, was ich für die Narrheit hielt — er hatte die Ansicht, daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Style des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz modernen hin; der alterthümliche, invalide Sorgenstuhl bekam einen Fuß heutiger Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da nun überall etwas fehlte, so gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Kontraste, der Jeden lachen machte, der hineintrat — — aber er durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmälig zu zeigen; gerade der Kontrast hob uns das urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Urgroßväter, und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon eine Antike und die blitzenden, schwarzen Augen standen gerade so dazu, wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause — jetzt ist er schon längstens todt, sein Vetter, der das Haus erbte, hatte mehr Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen — ich aber denke recht oft des alten, verstorbenen Mannes und seines Trödels. — Ich habe kein Haus, in dem so ahnherrliche Dinge sind, ich bin auch kein Alterthumsforscher, aber

das ewige Herumkriechen in alten Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern impfte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen ein, und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das alterthümliche Haus bewohnt hatte, und so weit geht die Sache, daß, als ich den Titel dieses Aufsatzes niedergeschrieben hatte — der Leser mag mich immerhin auslachen — ich mit einer Art Ehrfurcht zu der Arbeit ging; denn ich gehöre zu den fleißigen Besuchern des Tandelmarktes, der nicht nur selber ein Stück Alterthum ist, sondern auch die kostbarsten Trödelstücke in sich bewahrt, so daß ich schon öfters mit guter Ausbeute nach Hause kam.

Der Leser folge mir nun nach dieser Einleitung, die ihn auf den Standpunkt setzen sollte, den Tandelmarkt recht von Grund aus würdigen zu können, in diesen selber — wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Ruine aus der guten, treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist, und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze, leichte, schwarze, bretterne Stadt abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist, als der große, leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß einst eine recht schöne Allee daraus werde.

Ich habe den Lesern schon früher an einem andern Orte gesagt, daß um die eigentliche Stadt Wien herum, wie um jede Festung, ein freier Platz, Glacis, laufe, damit bei Belagerungen die schweren Kugeln darauf spielen können, aber wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, so trägt heut zu Tage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es zu seiner Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, auch nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde.

Darum hat das Glacis eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile ist es noch, was es war, ein geräumiger Übungsplatz der hiesigen Garnison, die andern Theile aber sind so mit Alleen besetzt, daß es wie der anmuthigste Spaziergang, ja stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits des Glacis steht der Wald der Vorstädte um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, diesen freien Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar, und als Luftbewahrer für die große Stadt wahrhaft eine Wohlthat. Auf diesem Glacis an dem rechten Ufer des Wienflusses steht nun auch, wovon wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dies eine Sammlung uralter, hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen getheilt und numerirt sind, und all das enthalten, was man von einem Tandelmarkt verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Residenzen, eine Anstalt dieser Art, oder vielmehr diesen Überrest einer vergangenen Zeit aufzuweisen haben werden, und da sich gerade hier ein guter Theil der eigenthümlichen Bevölkerung Wiens treibt und schiebt, so wollen wir der Sache einige Blätter widmen.

Tandeln, Tandler, Tandlerin sagt man in der gemeinen Wienersprache, statt Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, alten und neuen Zeugs, und es wäre schwer, ja es wäre eine Herkules-Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, was alles Gegenstand des Tandlers sei und sein könne, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Cylinderuhr an bis zu dem einzelnen, verrosteten Schuhnagel herab, von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen

Stallpantoffel, von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu altem, weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier vertreten.

Es sind auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt sie von weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsstücken u. s. w., aber der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der poetische Clubb aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie ihm als kleinem Knaben wohl war, wenn etwa die Truhe der Großmutter aufgemacht wurde, und nun ein Haufen alten Zeugs hervor kam: der steife, seidene, großblumige Brautrock, die schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, die hochstöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in Massen aufgehäuft sind. Wie die Pferde, wenn sie ausgedient haben, nach und nach herunterkommen, von dem edlen, kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und Ziegelwägen, wo es eines Tages elend verkommt: so haben die Sachen endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgestellt prangen, und Dinge, die im Leben himmelweit auseinander standen, wie z. B. jenes Gold aus den Tressen des Marschallrockes, und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen, liegen hier friedlich und ebenbürtig beisammen. Freilich sind nicht lauter alte Sachen da, und es kam mir oft des Begriffes eines

Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Öfen und dergleichen herumhängen und stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so entartete auch diese Anstalt. Ich sah so viel möglich von diesen unzuständigen neuen Dingen ab und hielt mich an die alten. Und wenn man so die zugedeckten, dunkeln, engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlang geht, so entschädigt einen wohl hie und da eine echte, rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten, befransten Sesseln liegt ein Schwall namenloser Dinge; auf den Brettern des Fußbodens bauscht sich ein Haufen, mitten drin der Eigenthümer, oder noch besser, die Eigenthümerin, selber in derlei Sachen gehüllt, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte gar erst das Zeugs kein Ende nehmen — eine solche Hütte war meine Sache und ich stöberte und suchte in den Dingen herum, dachte mich in ihre Geschichte hinein, und ging oft mit einem unschätzbaren, erhandelten Preisstücke von dannen, welches die Meinen zu Hause in die größte Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Sachen und ihre Geschichte einlasse, halte ich es für Pflicht, unsern auswärtigen Lesern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Glacis, wie wir schon sagten, am Wienflusse von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, stehen dicht an einander gedrängt mehrere hundert hölzerne Hütten, fast den aufgeschlagenen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage ist, aber doch wieder anders, und fast an Wohn-

häuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, bis man etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast an einander, und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich das kauflustige Publikum treibt; diese Gassen sind häufig selber wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte, wie in einer ungeheuren Bienenwabe voll Gerumpel und Menschen herumschliefen kann. Jede Hütte hat eine Nummer, und fast jede ein gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger", „zur Rose", „zum grünen Baum" ꝛc. führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen, wettergepeitschten Dächern, vor denen dir, wenn du sie von weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in diesem luftigen, gedörrten Gerassel schrecklich wirthschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu schauen, der sich über und über rühret und regt.

So ist der Schauplatz — und nun, welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Das ist leichter gefragt, als beantwortet. Wenn du ein Wiener bist, und es fehlt dir was immer in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und unbedeutend, als es immer wolle, es sei so fremdartig und allen menschlichen Begriffen ferne liegend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt und du bekommst es. Freilich sind viele Hütten sortirt, wo man nur bestimmte Waaren ausbietet, namentlich gilt dies von Kleidern, Lappen

und Eisenwaaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaube ich, sind die echtesten, wo alles und jedes zu haben ist.

Allein wir wollen hier etwas ins Einzelne gehen.

Der ganzen südlichen Seite des Vierecks entlang, da, wo die Fahrstraße vorbeiführt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Vertreter: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen herum, daneben das Geschlecht der Öfen, der plumpe, viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die Schauseln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheeren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Fragmente von einstigen Ganzen, die bloßen Eisenstücke, Aushängeschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge, und endlich die Sachen, die gar niemand mehr kennt; ich habe daselbst einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, ich besitze es noch, habe meine Freude daran, und lasse durchaus keinen Beweis dagegen aufkommen, daß es nicht echt sei. So lange ich es dafür halte, ist es echt, ich lasse daher gar niemanden darüber reden; denn am Ende käme so ein Fant und bewiese mir, daß es von irgend einem Komödienhause her sei, und dann wäre es aus mit der Rarität, und ich könnte das Schwert hinauswerfen, während es jetzt bei meinen andern Memorabilitäten und Curiositäten hängt. Alle Arten und Spielarten von Leuchtern und Kannen und Tassen und andern Zeugs besetzen das Innere der Hütten.

Außer den Metallwaaren haben nur noch die Kleider so

ausschließliche Hütten, nur daß diese nicht so einen einzigen, bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten bis zu dem, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Delinquenten, hängen die Röcke gebürstet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, Frauenröcke und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rothseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu: dort probirt Einer einen Stiefel und flucht und seufzt dazu, hier kann ein Anderer aus dem probirten nicht mehr heraus und der Tandlerbube muß ihm denselben herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt Einer einen Bündel aus, und bietet ihn zum Verkauf, und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit der Würstelbub, der seine brennheiße Waare ausbietet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und thätigsten sind — dann kommt das Speiseweib und bringt den Zettel, was alles heute zu Mittag zu haben sei, und sie preiset die Sachen und frägt angelegentlich, was sie bringen solle. Die meisten dieser Kleidertrödler sind ihrem Gewerbe nach Schneider, manche haben zu Hause oder beschäftigen anderwärts viele Arbeiter, und da werden auch ganz neue Sachen angefertigt, d. h. manche sind wohl ganz neu, andere werden aus alten ganz neu verfertigt — ich habe oft gedacht, woher denn diese vielen neuen Dinge kommen, indem ich den

Widerspruch entdeckte, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht der Börse der Kaufenden, diese Waaren doch sehr wohlfeil sind und am Ende doch so lange halten müssen, als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten ein verhältnißmäßig sehr zahlreiches Publikum, und nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes besorgt seine Bedürfnisse an Kleidern vom Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, daß der Schneider nicht Wort hält und einen den ganzen schönen Sonntagvormittag her warten läßt, oder daß etwas verschnitten ist. Freilich mit dem Anpassen sieht es auch hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt — komisch genug ist es, wenn irgend ein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand" kauft, es ihm nun anprobirt, den ganzen Buben auf und ab und hin und her zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche einballirt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbste theuer verkauft. Bei Prunkkleidern, Theateranzügen und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. Es soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich will sie erzählen, natürlich ohne ihre Wahrheit verbürgen zu können. Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen hatte, allein da man nichts Urkundliches vorfand, und deshalb an jenem Orte anfragte,

erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Urkunde ausweise — allein die Summe fand sich nicht vor. Man warf Verdacht auf seinen Kammerdiener, der Mann war in Verzweiflung, man suchte alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen aus — alles vergebens: da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß sein Herr gerade an dem Tage, als er erkrankte, in demselben Uniformrocke herumgefahren sei, in dem er begraben worden, und daß er auch in demselben Uniformrocke in dem Bankierhause abgestiegen sei, wo man jetzt um das Geld angefragt habe — etwa sei es in der Tasche desselben Rockes. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich wirklich, daß der Verstorbene an jenem Tage den besagten Uniformrock angehabt habe. Da die Summe nun sehr bedeutend war, so beschloß man, um Öffnung des Grabes einzuschreiten, allein da nun dies bewilligt und geschehen war, fand man den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte, oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock auf dem Tandelmarkt verkauft worden war, wo er auch von den untersuchenden Behörden mittelst des Kammerdieners entdeckt und erkannt wurde — und siehe! in der Brusttasche desselben steckte in Papier gewickelt die abhanden gekommene Summe, wegen welcher die ganze Sache eingeleitet worden war.

Da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, und da namentlich alte Kleider, Luxusstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und

andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbestandes sogleich an alle Trödler die Beschreibungen der Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit der Sache ankommt, um sie vortheilhaft anzubringen, er sammt derselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten, sind keine mehr, welche so ausschließlich wären, nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Seite ausnimmt, wo mehrere Hütten sind, in denen ausschließlich Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke an bis zum blüthenweißen, schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waaren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein durcheinander gemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Taudler- oder Trödlerhütte. Freilich wäre für einen humoristischen Pinsel eines jener alten, unübertrefflichen Holländer eine solche Hütte ein besserer Gegenstand, als für meine schwache Feder, aber ich will es dennoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch ist es schwer in sie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas anderes, kurz, es ist überdeckt mit einem Stillleben von Lumpen und Kram; Tuchenden schlingen sich um Abschnitzel, oder was die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte

Bettdecken liegen oben auf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer, frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack und das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienste ergraut; hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Trödelberge beladen ist, der selber wieder an die Sachen streift, die hängen, nämlich an der Außenwand, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an einem Nagel, an dem daneben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, dann Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, ein eisernes Fenstergitter lehnt an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte. Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt, oder sie sind eigentlich Festungswerke, nämlich es stehen Reisekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiseding, oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder ist; daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist, mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Berg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein Brett beigenagelt, auf dem Ölgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, wo ich einmal den alten Vater Laudon neben zwei Kurierstiefeln auf dem Kopfe stehen sah. Zwischen den Bildern auf dem Brette

und unterhalb ihnen hängen Tabakpfeifen, auch Beutel, manchmal ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott so ernsthaft da lehnen, als wäre er durchaus noch zu gebrauchen. So wichtig ist das Äußere solcher Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, gewöhnlich der Besitzer der andern auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren und Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren und Büchern stehen; darunter stehen Stiefel und Schuhe, ja zuweilen sind als Servitut, die der Hinternachbar ersitzen will, Nägel in die fremde Hütte geschlagen, und es hängen Pistolen, leichte Flinten und Augengläser daran, während schwere Scheibengewehre und Bolzbüchsen daneben lehnen. Die Sackuhren, als schon leichter zu entwendende Gegenstände, sind meist mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise schon das Äußere einer echten Trödelbude so ausgestattet ist, sollte man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sein müsse, aber derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich meistens bei Menschen und bei Tandelhütten — ich will nur von den letztern sprechen. Da des Tandlers Zweck offenbar der ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa noth hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbei streicht, da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen innen verhältnißmäßig leer aussehen,

aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein gangbarer Artikel sind (und gerade sind dies oft die besten und antiksten Curiositäten) befinden sich in seiner Nähe; aber auch nicht selten geschieht es, daß auch der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt, und sich hinter die Bänke und Fächer zurückzieht, wo er mit dem uralten Staube sich verbrüdert. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Ordnen beschäftigt, oder das erkorne Handwerk treibend, oder nach Kunden spähend, oder mit den Nachbarn und den Nachbarinnen scherzend und plaudernd, und in der That, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht wienerisch, manchmal sogar sprühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel herauszog und zum Verkaufe anbot. Der Mann der Bude sah wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann sagte, diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren — es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib da stand; nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen — der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die

Fäden zu zupfen an — das Weib stand noch immer da, und regte sich nicht; endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht so und so viel geben könnte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegen bleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei — der Preis aber war ein Fünftel der Summe, die sie anfangs gefordert hatte, und die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen. „So geh' die Frau herein," rief er wieder, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte — dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch däuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur die allerbitterste Noth habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn wäre sie blos leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längst nicht mehr in ihrem Besitze, da sie schon vor langer Zeit aus aller Mode und allem Gebrauch gekommen waren, und meist nur als todte Küchenstücke herumliegen mögen. Als ich sie erreicht hatte, fragte ich sie, ob sie die Teller verkauft hätte. „Ja." — „Nun! hat der Mann mehr gegeben, als er anbot?" — „Ach nein," antwortete sie, „aber es ist ein curioser Handelsmann; er kaufte mir die Teller ab um den Preis, den er selber bestimmt hatte. Als aber der ganze Handel aus war, gab er mir gerade so viel darauf, als ich anfangs gefordert hatte, und sagte: „Sieht die Frau, den Markt kann ich nicht vertheuern, und Zinn ist eine Lumpenwaare, aber

da schenke ich der Frau das andere, es ist ein pures Almosen, weil jetzt die Zinszeit erscheint. — So, in Gottes Namen! Wenn morgen die Frau wieder mit Zinn kommt, so kaufe ich der Frau keines ab, und schenke der Frau nichts." Diese Worte hat er gesagt und das Geld hat er mir gegeben. Ich gab der Frau nun die beabsichtigte Münze und verließ sie. Fast hätte ich nun selbst die Zinnteller gekauft, an die sich ein so edler Zug eines so unscheinbaren Menschen knüpfte; aber der Mann forderte einen so hohen Preis, als ich angelegentlich um Zinnteller fragte, daß ich schamroth von dannen zog, ohne ihm nur irgend ein Anbot darauf zu legen.

Es ist wahr, im Studium der Charaktere der Verkäufer mögen derlei Einkäufer gewiß sehr vieles weiter sein, als alle die, die nur unter diesen Buden nach alterthümlichen Seltsamkeiten herumforschen. In welchen Masken mag der Leichtsinn, die Liederlichkeit, die Verschwendung und auch wieder die Noth und die Armuth zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes oder ihr bestes Scherflein feil zu bieten! Wie oft mag auch der Wuchergeist anklopfen, um ihnen Waare anzutragen, an der er selber wieder Gewinn ziehen will! Wenn da eine Art kalter Technik und ruhiger Pfiffigkeit in sie kommt, so ist es gewiß nicht zu verwundern, und mein Zinnkäufer mag am Ende doch noch ein so engherziger Trödler gewesen sein, als es nur immer einen auf Erden geben mag.

Zuweilen aber werden auch seltsame Käufe gemacht, bei denen der Trödler wieder der verlierende Theil ist, weil es doch geschehen kann, daß ihm Gegenstände in die Hände kommen, über deren Werth und Wesenheit er keine Ahnung hat. So geschah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau, die öfter alte

Fußteppiche u. dergl. auf dem Tandelmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr und gemalte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne die sechs Bilder in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er alles zusammen einlicitirt habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die größte Freude, die sechs Bilder aber lagen in der Plunderkammer. Erst ein Jahr nach dem Einkaufe, da einmal die ganze Wohnung frisch ausgemalt und gereinigt wurde, dachte man an die Bilder, und die Mutter und die älteste Tochter begannen aus Unkenntniß der Sache die Goldrahmen, die geschwärzt und mit Fliegenkoth über und über beschmutzt waren, zu waschen und erzielten auch glücklich, daß das Gold verschwand, und stellenweise eine rothe Grundirung, oder gar das bloße Holz zum Vorschein kam, man lachte einander aus, und die Bilder — die erst recht schwarz und dunkel waren, so daß kaum hie und da ein rother oder blauer Lappen zu erkennen war, wurden nicht einmal einer Waschung würdig gehalten, und wären beinahe gänzlich weggeworfen worden, wenn nicht zufällig der Vergolder dazu gekommen wäre, der die neuen, schweren Spiegelrahmen brachte, und der Frau rieth, die Bilder doch untersuchen zu lassen. Sie willigte ein, und er verschaffte ihr einen jungen Mann, der das Geschäft übernehmen wollte.

Es ging anfangs bei dem ersten behutsamen Waschen dichter, brauner Ruß und fast Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämmtlich als alte, niederländische Genrestücke auswiesen von mittelmäßigem Werthe, nur daß zwei von ihnen deutliche Spuren späterer Reparaturen und öfteren Übermalens auswiesen, und da man nun mit Weingeist und Terpentin und andern Mitteln vorsichtig diese jüngeren Retuschen behandelte, so kamen unter ihnen die geistreichsten Striche und Lichtsetzer zum Vorschein und endlich, da man die Urbilder mit größter Sorgfalt blosgelegt hatte, so zeigten sich zwei der allerschönsten, kaum sichtbar beschädigten Tenier. Der Frau wurden hundert Dukaten für die beiden Bilder geboten, allein sie hatte eine solche Freude an ihnen und an dem seltenen Zufalle, daß sie dieselben in neue, prachtvolle Rahmen setzen und im Prunkzimmer aufhängen ließ, wo sie noch zu dieser Zeit makellos hängen und die Freude und Bewunderung der Kunstkenner erregen.

Wie oft sich nun solche Zufälle auf dem Tandelmarkt ereignen, kann ich denen, die etwa Neigung zu solchen Käufen haben, nicht sagen, wenigstens ich, der ich seit der Zeit jedes nur im mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe bisher nichts anderes erstanden, als elende Scharteken, und je mehr Ruß auf einem Bilde war, ein desto gräulicheres Familienportrait kam zum Vorscheine, wenn ich es wusch. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderspekulanten, deren Zahl ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, existirt schon seit längerer Zeit eine Race, die den Tandelmarkt wie eine andere

Leipziger Messe befährt. Es sind die Bücherspekulanten, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, ein Curiosum oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlange an einem Bücherbrette stehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja, wenn nur mehr Fragmente vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei dieser Bücherhamster zusammen, so sieht man, wie jeder dem andern zuvorzukommen sucht in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio sind, oder klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich, wenn sich nur einmal die Sage verbreitet, es habe Einer ein Exemplar dieser oder jener seltsamen Edition aufgetrieben, so stärkt sie dies wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden, als die vier Heymonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen oder gar neue Taschenbücher und Albums, die solchen Classikern ein Gräuel sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch siebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, bis er sich nasse Füße und das Podagra zuzog, das ihn hinter den Ofen banute.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stapelplatz jener Tücherfarben aller Arten und Farben ist, welche Sorten nur in sehr kleinen Stücken verschleißt werden (der Pöbel nennt sie Flecke), und welche Sorte

durch eine industriöse Klasse hingeliefert werden, die diese Formate erst geschickt erzeugen: aber ich fürchte, man mache mir den Vorwurf, ich stichle auf die Sünde eines ganzen Standes, an deren Dasein ich doch eigentlich gar nicht glaube. Wer weiß, wo die Flecke des Tandelmarktes her sind, die freilich existiren — oder können es nicht ganz legitime Flecke sein? ganz nothwendige Flecke? apodiktische würde der Philosoph sagen.

Bevor ich schließe, bin ich eigentlich noch schuldig in zwei Worten zu sagen, warum denn ich den Tandelmarkt besuche und sogar beschreibe. Daß ihn meine schwache Feder beschreibt, ja mit Vorliebe beschreibt, und daß ich ihn schon früher, ehe noch an eine Beschreibung gedacht wurde, besucht habe, daran ist eigentlich das schöne Geschlecht schuld. Mit seiner ungeheuren Vorliebe für Flitter und Schmetterlingartigkeit, mit dem wesenlosen Tande, womit es sich behängt, hat es mir vermöge des Widerspruchgeistes, der mich beseelt, eine ordentliche Zuneigung und Liebe für antike, verschollene und allen Begriffen heutiger Schönheit Trotz bietende Sachen eingepflanzt, so daß ich mich in meinem Arbeitszimmer mit allerlei soliden, uralten Dingen umgab, die den nöthigen Gegensatz bilden zu dem Falter- und Spinnenwebengeiste, der draußen herumflattert — freilich wenn alle Mode wieder in diesem Style wäre, würde es mir vielleicht noch unerträglicher und langweiliger werden, ich weiß es nicht — kurz, ich liebe die alten Sachen und freue mich immer schon im Voraus, wenn ich z. B. eine ganz alte und seltsame Pfeife aufgetrieben, was das Abendkränzchen im Gasthaus sagen werde, wenn ich damit angezogen käme. Einen Narren heißen sie mich — mag sein, ich beneide den nicht, der keine Narrheit hat. Die jetzige Rococonarrheit kommt der meinigen ziemlich nahe, da meine aber

noch rococoer ist, so hoffe ich damit schon zu halten bis zu meines Lebens Ende, und dann mögen unsere Enkel und Urenkel zusehen, wie sie mit der ihrigen zurecht kommen. Bis dahin besuche ich noch zuweilen den Tandelmarkt und erziele doch von Zeit zu Zeit ein Stück in meine Raritäten-Sammlung, das mich auf Wochen hin stärkt.

Die Charwoche in Wien.

Es ist eine eigenthümlich wehmüthig sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimat und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kommt mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. Auf den Feldern, die meinen Geburtsort umgaben, war der Schnee bereits weg, aber sie lagen noch naß und schwarz vor der Sonne; die Luft war schon mild und blau, aber die Bäume standen noch mit dem schwarzen, laublosen Gitter in derselben; die Wiesen begannen sachte zu grünen, und an dem Bache und an den Wasserfäden der Wiesengräben liefen bereits dunklere, grüne Säume mit der Knospe oder gar schon der Blüthe der Butterblume, welche Blume bei uns zu Hause den schönen Namen Osterblume führt — die ganze Frühlingssehnsucht, in allen Wesen, besonders aber in Kinderherzen lebendig, schlug bereits in heller Lohe auf: da kam noch die Charwoche dazu, diese Woche voll religiöser Feier und Gefühle, voll Mysterien und Geheimnisse, die mit zauberhafter Gewalt auf die jungen Herzen wirken. — Schon am

Palmsonntage begann sie in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrscheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräsentirt, die einst dem einziehenden Heilande gestreut wurden — die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jeder Mann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunkeln Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere, ernste Feier gaben, namentlich wenn der sanfte, blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinschwammen. Dann kam der Montag und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig feierlichen Feste. Die Altäre waren von oben bis unten mit Schwarz behängt; statt der wehenden Fahnen der Zünfte standen die nackten Stangen empor; ein emsiges Hämmern und Sägen hörte man des Nachmittags aus der Kirche — ein Gerüste erhob sich — ungewöhnliche, feierliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte, in der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Roth und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer, lautloser Stille betend, und in tiefer, lautloser Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter bei dem heiligen Grabe — so groß ist die Macht der dem Menschen angebornen Religionsweihe, daß mir als Kind, wenn ich in jenen Tagen nur kaum erst die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die

Schauer der Ehrfurcht ins Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimniß der Erlösung geschah, und seither in der Seele der Menschen fortwirkte. Dann löste sich gemach die Trauer: als Vorbote kamen schon Samstags Vormittag die Glocken, ihr Ton war so erfreuend und noch erfreulicheres kündend. Abends war das Fest der Auferstehung. Sonnenhell war es in der Kirche von hundert funkelnden Kerzen; erhabene Musik rauschte, und die Menschen waren geputzt, um jenes Ereigniß zu feiern, das als das größte Wunder, als der Grund des Glaubens anerkannt wurde, die Auferstehung. So freudenreich ist dies Ereigniß, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Ostersonntag wollte ich das Wunder ansehen, aber jedesmal verschlief ich es — und als ich so groß gewachsen war, daß ich es nicht mehr verschlief, da glaubte ich es nicht mehr. Des andern Tages beim Hochamte leuchteten alle Altäre, hingen die Zunftfahnen in schwerer Seide herab, wallte der Weihrauch, ertönte die Musik, und am Altare klangen die feierlichen Hymnen, und freudig ging ich aus der Kirche, daß die Trauer so zum Jubel geworden, aber auch traurig, daß die schöne Woche vorüber ist, und nun eine Reihe gewöhnlicher Tage folge.

Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, was ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöse Gefühl für diese bedeutungsvolle Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Charwoche die heiligste, feier-

lichste Zeit geblieben. Als ich nach Wien kam, und ein Bewohner der großen Stadt wurde, und die erste Charwoche erlebte, da berührte es mich freilich unangenehm, daß es hier so ganz anders sei, als es seit meiner Kindheit in meinem Herzen nachdämmerte — ich hatte nämlich den Eindruck meiner Kindheit hier verloren, und den hiesigen, wenn er von allen Unwesentlichkeiten entkleidet wurde, noch nicht gewonnen. Ich konnte eben damals von den Unwesentlichkeiten nicht absehen, und glaubte, das Fest werde von ihnen gestört. So meinte ich z. B. alle Buden und Kaufgewölbe müßten in jener Woche geschlossen sein, weil auch in meinem Geburtsorte jede knechtliche Arbeit in derselben ruhte; hier aber drängte sich die kirchliche Feier und die Bestrebung um den Erwerb für mein Auge zu hart an einander. Ferner in meiner Heimatkirche kniete alles nieder vor dem Grabe, oder stand andächtig davor, oder saß betend in den Stühlen; hier aber erlebte ich, daß Gruppen in der Kirche herumgingen, und blos neugierig alles anschauten, daß man ein- und ausging, wie in einer andern Halle, daß draußen dem Kirchthore vorbei die Wägen rasselten, ja daß Leute bei dem einen Kirchthore herein, bei dem andern hinaus gingen, ohne sich weiter aufzuhalten, daß man mit einander sprach, und sich seine Meinung über die kirchliche Anordnung zuflüsterte, und daß man endlich von einer Kirche zur andern, von einem Grabe zum andern ging, blos um die hier übliche Gewohnheit des Gräberbesuchens mitzumachen. Es berührte mich, wie ich sagte, unangenehm — „wo ist hier die heilige, die tiefe, die stille Feier deiner Kindheit?“ rief es in mir, und ich war so entrüstet, daß ich durch mehrere Jahre meines ersten hiesigen Aufenthalts in dieser Woche gar nicht ausging, um sie nicht entheiligen zu sehen. Aber wie die Gewalt der

Dinge langsam, jedoch sicher, wirkt, so geschah es auch, daß, als ich wieder einmal die Feier der Charwoche besuchte, dieselbe auf ganz andere Weise in meine Augen fiel, als sonst. Ich hatte eben in der Zeit Hauptstadt-Augen bekommen; die Einseitigkeit und die harte Unduldsamkeit des Provinz-, ja eigentlich des Waldbewohners hatte sich abgestreift; ich hatte Menschen achten gelernt in dem, was sie sind, und nicht sogleich verachten in dem, was sie nicht sind, ja, auch die nicht gänzlich wegzuwerfen, die nichts sind (gleichsam der leere Raum zwischen den Weltkörpern), wenn sie nur nicht das Gegentheil werden, nämlich Zerstörer an der sittlichen Welt — darum erkannte ich, daß der heilige Ernst der Kirchenfeier gerade in der Hauptstadt hart neben dem Bestreben der Industrie und neben dem Leichtsinne des Müssigganges bestehen müsse, ja, daß gerade dieses harte Nebeneinanderstehen etwas Tragisches habe, und ein eindringliches Bild des Lebens sei, dem festen Herzen zeigend, wie hoch das, was immer und allzeit an der Menschheit das Heilige war, über dem Treiben und Genießen des Tages stehe, wenn dieser Zwiespalt auch das kindlich weiche Gemüth beleidigt.

So steht denn auch in Wien in keiner Zeit des Jahres dieser Gegensatz schroffer da, als gerade in der Charwoche. In allen Kirchen beginnt die Feier dieser heiligen Zeit, und in vielen Herzen aufrichtig und ernstlich mit — dann aber gibt es viele Andere, die das Fest mit begehen, weil es einmal so ist; sie denken eben nichts Gutes und nichts Schlechtes, nur zuweilen sind sie gerührt — endlich kommen die, denen es Gelegenheit zu Schaugepränge wird, und die da kommen, um zu sehen und gesehen zu werden: immer aber ist es noch ein Herüberwehen jenes Geistes aus einer einstigen schöneren, tieferen, religiöseren Zeit,

das die Menschen gerade in diesen Tagen gleichsam zu einer Feier im Großen auf die Gassen und Plätze treibt, um sich da zu ergehen, und das allgemeine Gepränge zu heben — wenn gleich jener Geist nur in dem tieferen Herzen noch fühlbar ist, indeß er die Massen herausführt, ohne daß sie von ihm wissen; denn bei wie Vielen mag es blos darum sein, daß sie herausgehen, weil es so Sitte ist, und bei wie Vielen sind es noch schlechtere Beweggründe, die sie regieren, wie es ja bei einem Zusammensein so vieler Menschen nicht anders denklich ist.

Dem äußern Anblick nach ist die Sache so: Wenn die Feier in den vielen Kirchen Wiens beginnt, so bemerkt man schon ein regeres Wandeln auf der Gasse, und ausgezeichnetere Anzüge als zu jeder andern Zeit, vollends aber erkennbar wird es erst dann, wenn die Gräber aufgebaut stehen, und die Andacht zu denselben beginnt. Da sieht man ganze Familien, ehrbar angezogen, über die Gasse schreiten; Menschen, die das ganze Jahr nicht in die Stadt hereinkommen, verlassen ihre Wohnung in der entfernten Vorstadt, um ein oder das andere heilige Grab in der Stadt zu besuchen, zu dem sie schon von Alters her eine besondere Andacht hegen; manche hohe Dame steigt vor der Kirche aus ihrem Wagen, und läßt sich von ihrem Diener das schwerbeschlagene oder in Sammt gebundene Gebetbuch reichen; eine Versammlung von Kutschen wartet auf ihre Herrschaften vor der Kirchthüre; Neuvermählte gehen zum erstenmale heuer ihren Gräberbesuch zu machen, manche Mütter mit ihren Töchtern, manche einsame Matrone geht aus ihrer Wohnung, um ihre Andacht zu verrichten, wobei es Sitte ist, daß man nicht etwa nur ein einziges oder zwei Gräber besuche, sondern in der Regel werden alle in der eigentlichen Stadt befindlichen nach der Reihe

besucht, so daß es in jenen Tagen den Anschein gewinnt, als wenn die ganze Bevölkerung Wiens auf der Wanderung wäre, und zwar in ihrem Staate, in sonntäglichen und Feierkleidern, daher es sehr leicht seine Erklärung findet, was ich einmal aus dem Munde eines Fremden bemerken hörte, daß man gerade in der Charwoche in Wien die schönsten Kleider und die schönsten weiblichen Angesichte zu sehen bekomme. Daß von dem bloßen Müssiggange, von der Putzsucht und Leichtfertigkeit diese Zeit auch benützt wird, um ihren Götzen Opfer zu bringen, ist wohl begreiflich; daher zu gewissen Stunden ein ganzer Strom von geputzten Menschen durch die Gassen geht, ja daß die ganze äußere Erscheinung in den Straßen zuletzt in ein bloßes Spazierengehen ausartet. So ist es z. B. gerade am Charfreitage und Charsamstage gegen die Abenddämmerung Sitte, daß man im höchsten Putze über den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz spazieren geht, von welcher Sitte auch so reichlich Gebrauch gemacht wird, daß buchstäblich Mensch an Mensch neben einander geht, und daß auch die, die sonst immer zu Wagen sind, hier zu Fuße erscheinen, und ein breiter, glänzender Strom von Menschen über die ganze Straße ausgegossen ist, selten von einem fahrenden Wagen gestört, da eben in jener Zeit fast Alles geht, ungleich dem ersten Mai, wo wieder Alles fährt. Trotz der augenfälligen Sucht, hier den größten Kleiderprunk zur Ansicht zu bringen, bemerkt selbst das an Harmonie und Schönheit gewöhnte Auge keinen Verstoß gegen den eigentlichen Charakter der Zeit; denn insbesonders das weibliche Geschlecht unserer Hauptstadt hat einen eigenthümlichen Takt, hier, wenn auch seine schönsten, doch solche Kleider zu wählen, die dem Ernste, der Ruhe und der Feier der Zeit nicht nur keinen Eintrag thun,

sondern sogar dieselbe emporheben. Einzelne Närrinnen, die durch Übertreibung wirken wollen, können dem Charakter des Ganzen schon darum keinen Abbruch thun, weil sie in der Masse doch verschwinden, wenn sie auch im Augenblicke des Vorüberwandelns mißfällig erscheinen mögen. Diese feierliche Abendpromenade dauert gewöhnlich bis in die Nacht hinein, wo es nach dem Anzünden der Laternen nach und nach aufhört, und dem gewöhnlichen Treiben des Tages Platz macht.

Tritt man im Laufe der drei letzten Tage der heiligen Woche in das Innere einer Kirche, so haben fast alle dasselbe Ansehen. Sanct Stephan hat seine Riesenglieder in Trauer gehüllt; ein düsteres Dunkel herrscht durch die großen Räume; einer der Seitenaltäre ist zu dem schönen, einfachen Grabe des Heilandes eingerichtet, und eine andächtige Menge knieet dicht gedrängt davor. Wie der Tod Alle gleich macht, so auch die Begeisterung und die Religion. Neben der Fürstin, hinter welcher der reichgekleidete Diener steht, harrend, daß er ihr beim Hinausgehen Platz mache, knieet die Bettelfrau, und manchesmal mag es sich wohl zutragen, daß die Fürstin eben so inbrünstig um Abwendung ihres Wehes zu dem Grabe des Heilandes betet, als die Bettelfrau um Abwendung des ihrigen. In den Stühlen sitzen die andächtigen Gruppen herum; bei den Fenstern spinnen die Frühlingssonnenstrahlen herein und eine solche Stille ist in der weiten, dämmerigen Kirche, daß man die Fußtritte der Gehenden und Kommenden hört, und das Flüstern der blos Neugierigen vernehmlich wird — nur draußen geht das dumpf hereintönende Brausen und Arbeiten des Tages fort, und wenn man aus dem Thore der Kirche hinaustritt, so schlagen einem Licht und Lärm entgegen, und werden augenblicklich als ein harter Gegensatz

gefühlt zu der schwermüthig schönen Poesie, die in dem ernsten, großen Baue liegt, den die einfältige und fromme Kraft unserer Voreltern aufgethürmet hat. Und in der That, ich weiß nicht, ist es die Gewalt der Andacht in dieser heiligen Zeit oder wirkt die Erhabenheit des Baues mit: wenn man so die Mienen der Heraustretenden ansieht, so haben sie etwas Feierliches, und selbst das Gesichtchen des Bürgermädchens, das vielleicht nicht bald irgendwo so schön und lachlustig angetroffen werden dürfte, als in Wien, selbst dieses Gesichtchen, der treue, aber schönere Ausdruck der ältern, neben ihr gehenden Mutter, sieht sehr ernsthaft und gesammelt aus, und läßt demüthig die Augenlieder sinken über den einzigen Schalk, den sie sonst vielleicht nicht völlig zu verbergen im Stande wäre — und in Wahrheit, wenn man die Herausgehenden an mehreren Kirchen beobachtet, so bilde ich mir ein, jederzeit bei Sanct Stephan den größten Ernst und die größte Feierlichkeit auf den Angesichtern gesehen zu haben, so daß wohl die Erhabenheit und Wunderbarkeit des Kunstwerkes mit seiner Gewalt auf die Herzen wirken mochte, wenn sie es selber auch nicht immer wissen.

Wie bei Sanct Stephan ist es mehr oder minder in den andern Kirchen, je nachdem ihr Raum es gestattet. Bei Sanct Peter ist ein schönes, fast heiteres Grab, und vorzüglich schön und herzerhebend sind dort die sogenannten Lamentationen; bei Maria am Gestade ist eine große Lichtermasse und eine Fülle der schönsten Blumen — und so hat jede Kirche der Stadt und die unzähligen der Vorstädte ihre eigenthümliche Grabesfeier, und wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Wiener Bevölkerung die Meinung hat, die Andacht habe einen desto größern Werth, bei je mehr Gräbern sie verrichtet wird, so kann man sich

eine Vorstellung machen von dem Menschengedränge in den Straßen. Es ist dies die einzige Zeit des Jahres, wo die Kirchengänger vor der übrigen Volksmenge auffallend werden, und der Stadt ein feierliches, gottesdienstliches Gepränge geben.

Am belebtesten ist der Samstag Abend, vielleicht der belebteste Tag des ganzen Jahres in Wien. Die Auferstehung wird in den mehr als hundert Kirchen, in jeder mit der ihr möglich größten Pracht gefeiert, und da dies nicht überall zu gleicher Stunde geschieht, so beginnt bereits um zwei oder drei Uhr Nachmittags das Gedränge auf den Straßen; es ist buchstäblich ein Gedränge, durch das es stellenweise schwer wird, durchdringen zu können; reitende Polizei und Militär muß aufgestellt sein, um Ordnung zu handhaben, und über Sicherheit zu wachen. Namentlich geht gegen vier Uhr der drängende und glänzende Zug den Kohlmarkt entlang, der k. k. Hofburg entgegen, wo die Auferstehung durch eine feierliche Prozession auf dem Burghofe gefeiert wird, der die Glieder der allerhöchsten Familie, dann die hohen Würdenträger und Militärs in glänzendsten Uniformen beiwohnen, und die das Schönste und Feierlichste ist, was man an diesem Tage sehen kann. Da aber des sonst zu großen Volksandranges wegen der Burghof durch Militär abgesperrt ist, so sucht jeder, der nur irgend einen Bekannten in der k. k. Burg hat, ein Plätzchen an einem der Fenster zu gewinnen, die den Burgplatz umgeben, damit er die Feier sehen könne, und die, welche keinen Freund oder Bekannten haben, bestreben sich dennoch, durch einen oder den andern Eingang hinein zu kommen, um irgendwo ein Zuschauerplätzchen zu gewinnen. Da aber alle Thore und Pförtchen durch Wache besetzt sind, so stauet sich vor ihnen die Strömung auf, insbesondere da es doch der einen oder

andern Gruppe gelingt, durch Unterhandlung und List oder ein klein Bischen Gewalt einzudringen, was die Hoffnung der Uebrigen wieder anspornt, stehen zu bleiben und auszudauern, da sie gar wohl wissen, daß der österreichische Soldat viel zu gutherzig ist, als daß er gar arg mit dem Kolben seine Landsleute stoßen sollte, vorzüglich, da es sich hier gar nicht um das Heil des Landes handelt, und es einerlei ist, ob noch ihrer zwanzig mehr drinnen sind, oder nicht — und wenn sie auch nichts mehr sehen können, so stehen sie dann doch ruhig und sicher in dem dunklen Gange und hören die Gesänge des Umganges hinein. Diejenigen, welche durchaus nicht eindringen können, begnügen sich mit der Lust, die in ihren Uniformen Auffahrenden zu beobachten und zu bewundern, welche der Prozession beizuwohnen haben. So ist in jenen zwei Stunden die Hofburg dicht von einem Schwarme von Menschen belagert, aber von geputzten, friedlichen, schaulustigen Menschen. Wenn nun die Feier vorüber und der freie Durchgang wieder geöffnet ist, so versiegt und verrinnet die Menge in die anstoßenden Gassen.

Gehen wir nun auf den Platz von Sanct Stephan.

Eine den Platz erfüllende Masse von Volk steht auch hier um die Kirche, das schwarze Gebäude steigt wie ein Gebirge aus der bunten Menge empor, und die tiefen Klänge der großen Glocke fallen von dem Thurme nieder, so wie von allen andern Kirchen der Stadt und der Vorstädte ein zusammenklingendes Läuten über die Häuser hinwallt. Das Riesenthor ist geöffnet (das Hauptthor, welches nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgethan wird). So viel tausend Menschen außerhalb, theils aus Andacht, theils aus Gewohnheit, theils aus Neugierde stehen mögen, so viele sind darinnen, wie sie nur immer der große

Raum des Gebäudes zu fassen im Stande ist. Die Bürgergarde ist im mittleren Schiffe aufgestellt; die Stadtbehörden erscheinen; ein wahres Heer von Lichtern wird angezündet, und dennoch (und gerade dies gibt einen Begriff von der ungeheuren Größe des Bauwerkes) und dennoch vermag dieses Licht nicht in alle Räume zu dringen; denn hoch oben in den Spitzbögen wohnt die Dämmerung und die Finsterniß, was, da man die Verzierungen und steinernen Ornamente nicht mehr sehen kann, dem Dome erst recht das Ansehen der Unendlichkeit gibt. Nun ertönen die Klänge der Riesenorgel (die ebenfalls, wenn ich nicht irre, nur dreimal des Jahres gespielt wird) und der Prozessionszug beginnt von der hohen Geistlichkeit, von den Staatsbehörden und den Bürgergarden begleitet. Es ist eine wahrhaft erhabene Feier in diesem Gebäude, bei dieser Gewalt der Töne, die von dem Chore und von dem Thurme fließen, und bei dieser Entwicklung und Entfaltung kirchlicher Pracht. Auch empfinden es die meisten Menschen; denn zu keiner Zeit, den Mitternachtgottesdienst am Christabend etwa ausgenommen, ist die Kirche so gedrängt voll, als am Auferstehungsfeste und selbst auf die Stühle steigen die Entfernteren, um die Feier sehen zu können.

Wenn der letzte Klang vom Thurme Sanct Stephans gefallen ist, die Menschen aus den Thoren der Kirche herausströmen, und auch all die andern Thürme der Stadt schweigen; dann beginnt ein anderes, von dem früheren sehr verschiedenes Schauspiel. Da nämlich der Ostersonntag ein sogenannter gesperrter Tag ist, d. h. ein solcher, an dem selbst die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse nicht verkauft werden dürfen, so öffnen sich nun, nachdem man die Laternen angezündet hat, alle möglichen Buden, worin Lebens- und Luxusgegenstände für den

folgenden Tag zu haben sind, und da der Wiener gerne gut ißt, und an großen Festtagen wo möglich gerne am besten ißt, so fängt nun ein Laufen und Rennen nach Versorgung für den folgenden Tag an, und die heimkehrenden Kirchgänger begegnen den forteilenden Mägden und Frauen, die da große Körbe an dem Arme tragen, um noch einen schönen und vortrefflichen Braten für morgen zu erjagen. Der Grünmarkt ist mit tausend Lichtern bewegt, Kirchenleute und Einkäufer sind durcheinander gemischt, an den Fleischer- und Räucherbuden herrscht Geschrei und Gedränge, in den Victualien- und Bäckerläden ist alles glänzend ausgestellt, daß man Ostereier und Osterflecken kaufe. Der Hausvater geht nach Hause und bespricht sich mit den Seinen, wie es dort und da und wieder wo anders sehr schön gewesen sei, der Junggeselle, der Pflastertreter, der Durstige wandern ermüdet in ein Gasthaus, erquicken sich und erzählen, was sie heute gesehen und erlebt — und steht erst eine recht schöne Nacht am Himmel, so daß Aussicht zu Promenaden und Ausflügen auf den morgigen Ostersonntag vorhanden ist, so ist ganz Wien selig und vergnügt, und der Charsamstag ist der schönste gewesen, der sich nur immer im Reiche der Möglichkeit erleben läßt.

Waarenauslagen und Ankündigungen.

Es ist eine ganz einfache Thatsache des Verstandes, daß Derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, wo er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der Andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege: jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfange an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Zeile seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lange geworden ist, und sich in unsern Tagen rasch verlängert. Da damals das Waarengewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange

eine Waarenauslage gehabt habe; also ist wohl die Ankündigung die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen. Wie es später geworden, kann ich nicht sagen, und wenn ich es auch könnte, so thäte ich es nicht, da ich den Leser doch nicht durch das ganze alte und neue Testament bis zu den Wiener Waarenauslagen und Ankündigungen führen kann; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waaren angepriesen sein mußten, wie ja der Name Marktschreier hinlänglich darthut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann, und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben. Kauflust ist ohnedem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waaren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in Natura herumbreitete, und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nöthigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurückzukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenstände auf das lockendste conterfeien und symbolisiren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes; die Aushängeschilde und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz feststehende Wahrzeichen und Sinnbilder, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rothe Löwen eine riesenhafte Bretze in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war; auch Kerzen und Seife hält gerne der König der vierfüßigen Thiere in den Tatzen. — So ist der Türke oder wenigstens sein Kopf der stete Wächter und Portier eines Tabak-

ladens, und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirthshäuser angetroffen, der grünen Tannenreiser und des geschnitzten Bierzeigers gar nicht zu gedenken, die an keiner Kneipe fehlen dürfen. Das Ding ging endlich so weit, daß selbst Privathäuser, wie es z. B. in Wien der Fall ist, gar nicht bestehen zu können glaubten, wenn sie nicht so eine Art Schild und Embleme führten, die oft wunderlich genug sind, wie es z. B. in einer Vorstadt Wiens irgendwo „zum Flusse Jordan" heißt, oder gar „zur Unmöglichkeit". Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige lockende Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu geben, die erst drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waaren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche vortreffliche und unentbehrliche Sachen bei ihnen bereit liegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängschilder dennoch bei, und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waaren, was freilich anfangs sehr schwer war, als man nur erst Bibeln und Folianten druckte, aber gegen unsere Zeit her unendlich leicht wurde, da die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung geriethen, nämlich die Zeitungen, die auf gutem Löschpapier Alles in die Welt tragen, was geschieht, und auch das, was nicht geschieht, und die weit schneller und ausgebreiteter reisen, als jeder Geschäftscommis und überall lesen

lassen, was dort und da, bei dem und dem in größter Trefflichkeit zu haben sei. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kameele, Laufer, fliegende Rössel, goldene Ochsen ꝛc. überflüssig wären und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung Alles sagt, und bis in die innersten und geheimsten Cabinete dringt; aber die Erfahrung lehrt, daß namentlich die Auslagekästen immer mehr und mehr werden, so daß an gewissen Plätzen Wiens buchstäblich streckenlang kein einziges Mauerstückchen des Erdgeschoßes zu sehen ist, sondern lauter aneinander gereihte, prächtige, hohe Gläserkästen, in denen das Ausgesuchteste funkelt und lockt. — Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deshalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er thut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt diesen vor seine Bude heraus, und denkt: „Jetzt seht."

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber eben so gut im Schönheits- und Harmoniesinne ihren Grund haben mag, als in etwas anderm und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht, und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht absehen zu können. — Jede einsichtsvolle und erfahrne Jungfrau von 17 Jahren soll ja doch um des Himmelswillen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die

hundert Ellen andern Zeuges, die rings herum lagen, mit nach Hause nehmen kann: — aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum werth ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich, umgeben von den gehörigen, hebenden Farben, in dem vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen, und diese Nebendinge sollte sie sich wegdenken können, ehe sie nach dem Lappen hascht; denn von dem Verkäufer kann sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre, und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie bedenken sollte, daß ein Mensch, der täglich Dinge unter Glas zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl hat, und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmacke Ehre machen, und daß er doch um Gotteswillen nicht hinter seinem Nachbar zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Aufputzkünste seiner Bude lockt.

Die ganze Sache mit diesen Ankündigungen und Auslagen beruht auf einer wunderlichen Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes, und dies führt uns wieder auf den zu erweisenden Punkt zurück, daß durch sie nämlich gerade die Nichtwollenden kaufen sollen. — Über diese wunderliche Eigenschaft habe ich viel nachgedacht, um ihren Grund heraus zu bringen, aber vergeblich; diese Eigenschaft ist nämlich jene durch alle Stände und Alter herrschende Kauflust, oder wie ich sie nennen soll, jene Lust und

Sucht, um einige runde, unbedeutende Metalldinge, oder gar um ein klein Stück Papier ein großes, schönes, unbekanntes, vielleicht unsäglich brauchbares oder sehr schmückendes Gut zu erzielen. In der Kindheit, wo uns die Güter und ihre Anwendung auf unser Ich am unbekanntesten sind, ist auch jene Kauflust am größten. Jeder von uns erinnert sich, wenn er als Knabe einige Münzstücke in der Tasche verspürte, daß sie ihn ordentlich brannten, und daß er ungeheuer viel dafür kaufen wollte, und dann mit etlichen schlechten Birnen und Nüssen nach Hause geschickt kam. Nach den Kindern kommen gleich die Weiber. Ihnen sind Ankündigungen und Auslagen höchst gefährlich, vorzüglich, wenn sie unbekannte Formen oder neue, wo möglich ausländische, Namen bringen, weil ihre Phantasie da gleich zu arbeiten beginnt: wie mag die Sache aussehen, wie mag sie stehen, schmecken ꝛc. Versuchen möchte ich es doch, es kann nicht so hoch kommen u. s. w. und da sie von Geschäften weniger abgezogen werden, als Männer, so haben sie Zeit, das verzogene Kind „Einbildungskraft“ immer noch mehr zu verziehen, und da ihnen die Natur für ihren Körper, der als erster Wohnort des Menschengeschlechtes freilich wichtig genug ist, eine ungleich größere Sorgsamkeit eingepflanzt hat, als uns für den unsrigen, den wir höchstens in einer Kanzlei krumm sitzen: so geschieht es ihnen auch gar leicht und schnell, daß sie neu angekündete oder angeschaute Güter sogleich zu sich in Beziehung setzen, und vor Begierde brennen, zu erfahren, wie sich's machen würde; daher sie dann Waffelkuchen, Asphalt, wohlfeile Perkails, Haarwuchspomade ꝛc. schnell versuchen müssen, nachdem sie's kaum in der Zeitung gelesen. Kinder lassen sich weniger durch Worte, aber mehr durch das Glänzen der Sachen bestechen. Weil

das schöne und zarte Geschlecht nun einmal diesen Hang hat, und ihm auch mehr nachgehen kann, so erlangt sein angebornes Schicklichkeitsgefühl einen bestimmten, sicheren Takt, daß sie doch nicht leicht sehr weit fehl gehen und Widersinniges ins Haus schaffen: jedoch wir Männer, die wir von diesem Adamsübel ebenfalls nicht frei sind, dasselbe aber nicht so üben und zügeln lernen, wie die Frauen — wenn wir einmal von dem Kaufteufel angepackt werden, dann treiben wir es gewiß recht plump und ungeschickt und verfallen auf das Entfernteste und Heilloseste. So erinnere ich mich noch recht gut, wie mein Vater, der mit uns in einer schönen, kornreichen Ebene wohnte, eines Tages von einer Gebirgsreise einen ganzen Bündel Steigeisen brachte, die er dort in einer Versteigerung glücklich erstanden hatte. Sie lagen lange im Hause und wurden nicht gebraucht, außer daß sich einmal mein Bruder an einer Spitze derselben bald ein Auge ausgeschlagen hätte, dann kamen sie auf den Boden, und dort, glaube ich, liegen sie noch.

Durch das Wort „Versteigerung" verschlage ich mich auf eine kleine Abschweifung von meiner Sache, nämlich auf die Bemerkung, daß bei keiner andern Gelegenheit so sehr die unvorhergesehensten und tollesten Einkäufe gemacht werden. — Keiner meiner Bekannten, wenn er überhaupt einmal die Gelegenheit hatte, kann sich rühmen, von einer Versteigerung weggekommen zu sein, ohne daß ihm ein Kauf widerfahren wäre, von dem ihm früher nichts geträumt hatte — so wie z. B. erst neulich bei einer solchen Versteigerung mein sehr ehrwürdiger Freund, der Pfarrer von **** eine Heerpauke und einen Sturmhut gekauft hat. Die Ursache dieser Erscheinung mag darin liegen, daß einem die feilgebotenen Gegenstände immer nur in lockender Ferne

gezeigt werden, dann weil man durch das Mitbieten angefeuert und durch das Überbieten zum Widerspruch herausgefordert wird, d. h. zu neuem Überbieten. Die Tante eines meiner Bekannten, ein ewig gehendes Predigtmaul und ein stetes Besserwissens-Bureau, darf in keine Licitation gelassen werden; sie erstände das sämmtliche Waarenlager.

Auf diesen Kauf- und Erwerbtrieb der Menschen, glaube ich, sind nun die Waarenauslagen und Ankündigungen berechnet. Wenn ein Mann, der sein gehöriges Geld hat, vom Lande herein kommt, und nur den Stephansplatz, Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt entlang geht, und all die glänzenden, lockenden Gläserkästen ansieht, wie sie ohne Unterbrechung endlos fortlaufen — der Mann ist verloren, er muß etwas kaufen, vorzüglich, wenn er etwa eine Frau und Töchter zu Hause hat, an die er denkt. Aber nicht blos dieser, sondern auch der geborne Wiener, der von Kindheit an doch an solche Anfechtungen gewöhnt ist, wird zu Einkäufen verleitet, wenn er auf eine neue, oder besonders wohl angeordnete, oder glänzende Auslage stößt, hineinblickt, und nun Dinge sieht, die alles übertreffen, was er bisher in dieser Art gesehen hat. Wirklich hat sich aber auch in letzterer Zeit der Geschmack und Luxus an Waarenauslagen ungemein gesteigert, und Schilder und Auslagekästen, die man noch vor wenig Jahren als überaus geschmackvoll und prächtig bewunderte, stehen nun beinahe dürftig und armselig da, und jede neue Anstalt dieser Art übertrifft immer wieder die bestehenden an Glanz und Großartigkeit. Dabei steigert sich auch Kunst und Aufwand in Herstellung der Aufschriften und der Aushängeschilder, und es ist gar nicht selten, auf letzteren wirklich vortreffliche Gemälde anzutreffen, ja selbst bei Läden von sogenannten

Greißlern geschah es schon, daß alles Volk stehen blieb, weil Käse und Besen, Essigfässer und Eier, Seife und Wichse, und Stroh und Bastbündel und dergleichen wirklich täuschend und meisterhaft darauf gemalt waren. Aber nicht blos die Fassung und die Kästen sind elegant und prächtig, sondern in der Anordnung der darin befindlichen Waaren thut sich ein wahrhaft verführerischer Geschmack kund; ich sage verführerisch, denn sie verstehen die Sachen so neben einander zu stellen und zu legen, daß es wie zufällig und malerisch leicht aussieht, daß aber doch das eine dem andern zur Folie dient und es hebt. Dies ist besonders bei denen der Fall, die mit Stoffen handeln, wo die Farben und Zeichnungen so gelagert sind, daß sie sich gegenseitig beherrschen und geltend machen, so daß jedes Stück mit eigenthümlichem Feuer und Glanze hervorblickt; — daher gebe ich meinen schönen Leserinnen den Rath: sobald ihnen ein Kleiderstoff in einer Auslage ganz besonders gefällt, und sie ihn zu kaufen gesonnen sind, sollen sie immer früher überdenken, ob sie zu Hause einen Anzug oder andere Nebenstücke von der Farbe der jenen Stoff umgebenden Artikel haben oder nicht. Ist ersteres der Fall, dann dürfen sie getrost kaufen, sie werden ein Ding nach Hause bekommen, das trefflich steht, nämlich eben zu jenen Farben. Ist aber letzteres, dann ist es rein zufällig, ob das Gekaufte neben dem zu Hause Befindlichen dieselbe Kraft und dasselbe Feuer bewährt, wie es neben seinen Nachbarn im Auslagekasten that.

Wie weit es noch in der Steigerung der Pracht der Auslagen gehen wird, ist nicht abzusehen, da jede neue alle alten überbieten muß; denn die Leute sind so gewöhnt, daß man ihnen alles so unmittelbar vor die Augen lege, gleichsam auf den Händen vortrage, ja daß man sie blende und verführe — daß sie nichts

kaufen, wo dies nicht der Fall ist. Es habe Einer die beste und die erlesenste und wohlfeilste Waare in seinem Gewölbe, vor demselben aber eine elende Scharteke als Schild, so geht kein Mensch hinein und kauft — selbst der Schreiber dieser Zeilen gesteht aufrichtig, daß er weit lieber da hinein geht, wo es schon von außen schön aussieht, und daß er sich dort weit weniger zu handeln und etwas abzudingen getraut, als in unansehnlichen, altbürgerlichen Läden, sie mögen wie solid immer sein. Freilich ist er als Ideal eines Einkäufers durchaus nicht zu empfehlen, aber die meisten Leser dieser Zeilen, denke ich, werden es auch nicht sein.

Diesem Geschmacke und dieser Pracht in Auslagen, die gegenwärtig in Wien herrscht, ist es auch zuzuschreiben, daß es an Sonn- und Feiertagen, wo es auf dem Lande und in kleineren Städten am glänzendsten und feierlichsten ist, gerade in Wien am ödesten und einförmigsten aussieht; denn abgesehen davon, daß an solchen Tagen die meiste Bevölkerung in die Umgebungen ausfliegt, so sieht man die Straßen und Plätze entlang, statt der reizenden Auslagen, nichts als die dunkelfarbigen Thore und Läden, womit sie geschlossen sind, während an Wochentagen alle Pracht und aller Luxus entfaltet wird, dessen die Kaiserstadt nur immer mächtig ist. Besonders sind einige Straßen und Plätze ganz eigens hiedurch ausgezeichnet, als da sind: der Stephansplatz, der Stock im Eisen Platz, der Graben, der Kohlmarkt, die Kärthnerstraße, die Rothenthurmstraße und andere. Auch in den Vorstädten schwingt es sich schon so empor, wie in manchen Gassen und Plätzen der Stadt.

Wenn man so an einem heitern Vormittage jene obgenannten Plätze entlang geht, so dürfte wohl der weit herum gekommene

Reisende noch gefesselt, der Eingeborne angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reihet sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem, in schimmernden Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwaarenhandlung, und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel hinter glänzendem Spiegelglase die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertnamigen Zeuge auf alle die hundertnamigen Kleider der Menschen, von dem echten Kaschemir an, bis zum leichtesten und schaalsten Fähnchen Baumwollenstoffes; dann ist der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen, luftweichen Zeugs; dann die Blechwaarenhandlung mit allen erdenklichen, bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben; dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten Mustern; die Buchhandlung mit den Kunstwerken der Typographie und des Grabstichels; der Juwelier mit seinen edlen Waarenstücken. Da funkelt auf dem reichsten Bette von schwarzem, purpurrothem, violettem, und auch aschgrauem Sammte das verschiedenartigste Geschmeide, vom Diamantdiademe an, das eine halbe Grafschaft kostet, durch alle Gattungen von Federn und Fächern und Sternen hindurch bis zu dem Geschlechte der Ringe, die in allen Formen und Größen in den Rinnen ihrer Sammtpolster stecken, mit Steinen aller Farben und Feuer besetzt; daneben liegt auf dunklem Sammte in Reihen geschlungen der sanfte Schmelz der Perlen, oder blitzt das weiße Feuer des Brillanten. — Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerschaumköpfe aller Art, sämmtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge — alle Größen und alle

Schnitte prangen da, der glatte Kopf, der gothische, der mit einer, der mit zwei oder mehreren Figuren gezierte, ja selbst der, auf dem ganze Schlachten ausgeschnitten sind — unten auf Purpursammt ruhend, mit einem Glassturze bedeckt, steht das Prachtstück, ein riesengroßer Kopf, mit den edelsten Figuren besetzt, mit Silber von getriebener Arbeit beschlagen, und auf dem Scheitel als Stern einen Rubin tragend. Zwischen dem zarten Weiß der Köpfe hängen die reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen Cigarrenmundstücke an, durch alle Sorten und Längen derselben hindurch, bis zu der riesengroßen, türkischen Dute, die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen türkischen Rohres prangt; — dann folgen die Silber- und Goldgewölbe mit ihren gleißenden Stücken, dann wieder Schnittwaaren, dann die Kunsthandlung mit ihren Bildern, Stichen, Lithographien ꝛc. ꝛc; — dann der Zuckerbäcker, die Bänderhändler, die Pelzwaaren, dann eine blitzende Armee von Messern, dann ein Wald gemachter Blumen — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mehr, in der andern weniger; aber es wird wohl in ganz Wien keine einzige geben, wo nicht eine oder mehrere Auslagen sind.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die Leute vor denselben und urtheilen, oder suchen sich aus oder wünschen sich wenigstens. — Mit welch' traurigem Gesichte steht oft die arme Dienstmagd vor einem Berge von den farbenflammendsten Stoffen und verzweifelt fast, sich je zu diesem Eldorado schwingen zu können, um dies oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus führen zu können! Was Wunder nun, wenn sie alle

Wege versucht, und alle Minen springen läßt, und endlich doch den Seidenlappen nach Hause schleppt! Vor dem Pfeifengewölbe steht der alte, besonnene Raucher und die strebende, zukunftbegierige Jugend — vor der Kunsthandlung ballt sich immer eine ganze Böschung von Menschen in die Straße zurück und schaut die Bilder an, und wenn ein pfeifender Schusterjunge des Weges daher kommt, so drängt er sich mit seiner Nase an die Mauer und stellt sich just als den allerersten vor die Bilder. So natürlich, so unschuldig die Auslagen sind: so sehr, glaube ich, reizen und verführen sie gerade die untern Klassen, vorzüglich des weiblichen Geschlechtes, zur Begierde nach Luxus und Hoffart, und natürlich auch zu den Wegen dahin.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben die Wiener Zeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schaar der Anzeigen folgt, und oft in drolliger Nachbarschaft: da ist der Champagner grand mousseux, neue Teppich- und Meubelstoffs-Niederlage, ganz neue Erfindung von Butterschnitt-Messern, tragbare Maschinherde, Brillen — aus echt englischem Maschinenzwirn verfertigte, unendlich billige Hemdknöpfe, vierfacher Königstrickzwirn, Blutegel, Gratzer Zwieback, Ausverkauf von 9000 Ellen Tuch, Ruster, Millyseife, Mädchenerziehungs-Anstalt, wasserdichte Stiefel, k. k. und privilegirter Wiener Salonstiefellack u. s. w. Ich kenne einen alten Herrn, der ganze Stöße von Zettelchen besitzt, die er alle aus seiner Wiener Zeitung schneidet, und nach denen er seine Bedürfnisse kauft, und allen seinen Freunden und Bekannten anräth. Aber auch in andern Blättern, bald in dieser, bald in jener Form, tauchen allerlei Empfehlungen und Anpreisungen hervor, die, wenn auch nicht immer dem Eigenthümer, doch ganz

gewiß dem Verfasser nützlich sind. Daß bei diesen Anzeigen alles Angezeigte echt, unvergleichlich, spottwohlfeil und unentbehrlich ist, versteht sich wohl von selber; daß es aber immer noch Menschen gibt, die das alles Wort für Wort glauben, versteht sich wohl nicht von selber, ist aber dessenungeachtet so. Vorzüglich sind Damen gegen neue und wo möglich sehr lange und sonderbar klingende Namen schwach, und müssen das Ding, so bald nur immer thunlich ist, kaufen. Außer den Zeitungen tragen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber roth, auf thorgroßen Anklebzetteln die dem Publikum nöthigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen, wie z. B. außer dem Rothenthurmthore, sind ganze große Mauerstücke von oben bis unten beklebt, so daß man zum erschöpfenden Lesen dieser Dinge mehrere Stunden brauchen würde. Da ist ein Riese zu sehen, dort ein Zwerg; Reunionen, Bälle, Erheiterungen, Recreationen, Menagerien, Eisenbahnfahrten, Gesellschaftswägen, Musiken ꝛc. ꝛc. In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt zusammengethan, und schlägt ihre Zettel auf großen, dunkeln Holztafeln auf, was recht schön und nett aussieht, aber doch nicht verhindert, daß nicht daneben die frühere Weise in ihrer ursprünglichen Unschuld fortbesteht, nämlich die Zettel gleich weit und breit auf die nackte Mauer zu kleben.

Auch in den Auslagekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer weiß aber, was auch noch daraus werden kann, und ob wir nicht einmal auf fliegenden Blättern die ganze Biographie der Waarenartikel werden lesen können. Bis dahin werde ausgelezt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne,

der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und niemand kann dies freundlicher wünschen, als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt, und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht allen seinen Lesern von Herzen dasselbe.

Wiener Wetter.

Wer den Titel dieses Aufsatzes liest, der wird fragen, ob denn die Wiener ein eigenes, gleichsam privilegirtes Wetter haben, oder ob es dort nicht vielmehr auch so sei, wie in aller Welt?

Hierauf antworten wir: Allerdings, mein verehrter Frager, hat Wien sein eigenes Wetter. Wenn du je in unterschiedlichen großen Städten warst, und gute Beobachtungsgaben mitgebracht hast, so wirst du gesehen haben, wenn es regnet oder hagelt, oder ein erschrecklicher Wind geht, daß es in London ganz anders regnet, als in Paris und Nanking, und daß, wie jeder Mensch beim Rasiren, Tanzen und Kegelschieben ein eigenthümliches und ganz neues Gesicht macht, eben so auch jede Stadt eine andere Miene zieht, wenn in ihr abscheuliches Wetter ist. Ein Feinschmecker von Reisen merkt schon den Unterschied in benachbarten Dörfern und klassificirt sie darnach.

So verarbeiten auch wir die stockfinstern Nebel, den Platzregen, das Glatteis, den Staub, die Hitze, den Wind auf ganz eigenthümliche, d. h. Wiener Weise — ja, ich getraue mir im Verlaufe dieser Zeilen nachzuweisen, daß wir wirklich auch an

objectivem Wetter ganz andere Sorten besitzen, als die Leute außer unserm Weichbilde — ja, daß es sogar bei uns wieder Unter-Unterschiede gibt, daß eigenthümliche Vorstadtwetter vorhanden sind oder gar originelle Platz- und Gassenclimäte. So z. B. ist die Annagasse ein wahrer Eiskeller, und der Stephansplatz ein Windbalg.

Man wende mir hier nicht ein, die Sache sei lächerlich, sondern man höre mich geduldig zu Ende reden, und urtheile dann, wie es immer beliebt, wenn man dann noch den Muth zum Urtheilen hat; denn ob es noch irgendwo zwei emsigere Wetterbeobachter, Kenner und Wettersammler gibt, als mich und meinen Freund Grimbucker, lasse ich dahin gestellt sein, habe aber billige Zweifel darüber.

Ehe ich zu meinem Gegenstande übergehe, und ihn mit dem Ernste behandle, den er verdient, ist es nöthig, daß ich den Leser in Kenntniß setze, was unsere Erkenntnißquellen der Stadtmeteorologie sind, wie wir beobachten, und mit welchen Instrumenten und Schlüssen.

Ich war eigentlich seit meinen Studien her ein Grübler, obwohl zu Zeiten ein lustiger Vogel und Schalk, vorzugsweise aber beschäftigte ich mich mit Sammlungen von Käfern und Alterthümern, an Wettersammeln dachte ich nicht, ich meinte auch, es gäbe kein solches Ding, obwohl ich auch schon damals an gewissen Wettern meine Freude hatte, z. B. an einem schönen Glatteise mit Regen und Wind — schon damals ging ich gerne mit meinem Freunde, dem jetzigen Rentamtscontrolor Geraumer, an solche Orte, wo ein unversehener Wind um eine Ecke pfiff, und da sahen wir zu, wie er mit Regenschirmen, Hüten und Röcken wirthschaftete, wenn er sie plötzlich ergriff, und wie der

Inhaber all dieser Dinge mit dem Winde rauste und nach seinen Sachen haschte, während er auf Erden keinen festen Fuß fassen konnte, und der Regen ihm in das entblößte Gesicht schlug. Oder wenn recht eine satanische Kälte war, daß einem die Augen aus dem Kopfe froren, die Wagenräder klangen, die Schornsteine rauchten und die Blechdächer funkelten: da hatte ich meine Freude daran, wenn die kleinen Beamten in ihre warmen Kanzleien liefen und sich all die Leute sputeten, die auf der Gasse keine Freude haben; mir aber machte all das schöne Eis auf dem Wasser des Belvedere und die Schlittenbahn und das Schellengeklingel Entzücken. Doch das war alles nur Jugendspielerei. Als ich später den Herrn Grimbucker kennen lernte, sah ich freilich ein, daß er das Wetterwesen in einem viel großartigeren Maßstabe betrieb. Grimbucker kann freilich auf seine Leidenschaft viel mehr verwenden, als ein Anderer, denn er ist ungemein reich und unabhängig. Da er Mitglied der Stadtmeteorologie wurde, wandte er diesem Institute große Vortheile zu und hob es beträchtlich. Nicht nur wurden viel mehr Instrumente und Beobachter angeschafft, und in die verschiedensten Theile der Stadt und Vorstädte vertheilt, sondern auch die wöchentlichen Versammlungen wurden in seinem Hause gehalten, und es floß viel Wein dabei. Später wurde er Präsident, und da war es, wo ich ihn kennen lernte. Erst von ihm bekam ich Einsicht in den Ernst der Sache, und in die wunderbarsten Wetterarten, die bei uns herrschen. Da er Talent für diesen Zweig der Wissenschaften in mir entdeckte (und dies schloß er daraus, weil er sah, daß ich auf dem Tandelmarkte ein ständiger Gast war, in dem Gerumpel herumsuchte und allerlei alte Phantasiestücke für meine Sammlung von Seltenheiten erstand — wie viel mehr, dachte

er, muß dieser an Meteorsammlungen und Wetterkatalogen Geschmack haben und an den sonderbaren Wirkungen auf das physiologische und sociale Leben, die solche Wetterraritäten hervorbringen) — da er also, sage ich, Talent für dieses Fach in mir vermuthete, so nahm er eines Tages einen Fiaker und fuhr mit mir auf allen Beobachtungsplätzen der ganzen Stadt Wien herum. Da waren Ehrenmitglieder, die nur das Thermometer ihres Fensters und das Barometer ihrer Wand zu beobachten und darüber Bericht zu erstatten hatten; da waren Gärten, in denen Regenmesser standen, mit einem förmlich besoldeten Beobachter dabei — gegenwärtig, während ich dies schreibe, sind bereits fünfzehn solcher Regenmesser in Wien aufgestellt — dann war Einer, der die Vormittags-, Einer, der die Nachmittagswolken beobachtete. Drei zählten die Sternschnuppen (jetzt wechseln acht ab); fünf beobachteten und maßen den Wind — dann waren die Thau- und Reifglieder, die Eismesser, der Feuchtigkeitsausschuß; sechzehn arbeiten in Schnee; dann war die Electricitäts- und Magnetismus-Section, das Bureau der Regenbögen, der Finsternißsenat u. s. w. — Der Leser sieht schon, daß der Verein ins Große und Verwickelte ging, aber das ist alles noch nicht zu Ende. Da sind die Mitglieder selbst wieder unterabgetheilt: die blos Bericht erstattenden, dann die, so die Durchschnitte aus den Beobachtungen berechnen (selbst Gauß's Verfahren ist bei uns in Übung), dann die speciellen Katalogführer, die Eintrager in den Hauptkatalog, die Summarienzieher — — auch solche Mitglieder sind, die die Nebenfächer betreiben, z. B. stete, das Wetter begleitende Wirkungen zu beobachten, wie Gesundheitsstand, Holz- und Getreidepreise, moralischen Einfluß, Falliments, Selbstmorde ꝛc. ꝛc. Bloße Ehrenmitglieder, d. h.

solche, die gar nichts zu thun hätten, als den Wein des Präsidenten zu trinken, gibt es gar nicht. Als ich für die philosophische Section, d. h. für die, welche Schlüsse ziehen muß, aufgenommen war, hätte ich bald einmal mein Diplom verscherzt, indem ich vorschlug, man solle auch solche Beobachter aufstellen, welche die Scherz- und Schimpfscenen sammeln, die bei schnellem Wetterwechsel und argem Wüthen desselben in einer so volkreichen Stadt nothwendig vorfallen müßten. — Einige jüngere Mitglieder stimmten mit mir, aber die ältern waren sämmtlich dagegen; es würde uns schlecht anstehen, meinten sie, wenn die Nachwelt einst solche Annalen von uns fände, sie dürfte uns Hanswurste heißen, müßte mit Recht auch den andern Büchern mißtrauen, und von unsern jetzt so ausgebreiteten, riesenhaften Bestrebungen hätte die Wissenschaft keinen Pfifferling — die Wissenschaft, die gerade ohnehin in der Meteorologie so arm und dürftig sei. Ich wurde überstimmt, und fast denke ich, mit Recht — ein Antrag auf Entfernung Eines, dem es nicht ganz ernst mit der Sache sein könne, ging nicht durch, da man doch sonst von meinem Eifer und meiner Brauchbarkeit Proben in Händen hatte. Aber wurmen mußte mich die Sache doch immer, und da ich von jeher einen Spaß liebe, ja im Alter, statt gesetzter, nur immer närrischer werde, so konnte ich es mir nicht versagen, da ich jetzt als Vereinsglied die Wiener Wetter in allen Abstufungen beobachte, nebst der philosophischen Seite auch die gesellige, die anthropologische, die närrische zu beachten, und da ich in dieser Hinsicht eine ganze Menge von Beobachtungen zusammengebracht habe, die in keinem unserer Kataloge Platz greifen dürfen, so nehme ich die Gelegenheit dieser Blätter war, den Lesern einige derselben darzulegen, da ich vermuthe, daß sie daran mehr Freude haben dürften, als an den

dicken, wissenschaftlichen Katalogen, obwohl sie Herr Grimbucker in rothes Leder einbinden ließ.

Zu meiner großen Erheiterung habe ich ein junges Vereinsmitglied gefunden, das in andern Dingen ziemlich mit mir übereinstimmt, daher wir manche Stunde bei einem Glase Wein versessen haben, und von Alterthümern, von Geschichte, von Kunst und Poesie, von unserm Vereine, und endlich von gegenseitigen Privatbeobachtungen gesprochen haben. Der Leser hat gar keine Vorstellung, wie falsch der Satz ist: „jede Sache hat zwei Seiten" — hundert hat jede. — Wenn nur einer unparteiisch das Wetter und seine Wirkungen nur ein paar Jahre (statt, wie ich, dreizehn) beobachten wollte, so würde er finden, welche Quelle von neuen Thatsachen, überraschenden Ergebnissen und Vergnügen er aus der Sache zöge, und wie unendlich viele Seiten sie habe.

Jedoch zum Ziele.

Ich habe oben gesagt, daß unsere Stadt auch ein ganz eigenthümliches, objectives Wetter und Klima habe, welches außer dem Weichbilde sogleich aufhöre. Diesen Satz will ich nun beweisen, und unsere Verzeichnisse werden mich hierin trefflich unterstützen. Die Wärmecommission hat physikalisch dargethan, daß ein poröser Körper sich in den Sonnenstrahlen mehr erwärme, als ein anderer, was sie dadurch erwies, weil sie einmal unter vielen über einander gestellten Glasstürzen ein Ei briet, und zwar durch eitel einfache Sonnenstrahlen. Nun ist es aber klar, daß die ganze Stadt nichts anderes ist, als eine große, poröse Scheibe unter dem Netze der darauf niederfallenden Sonnenstrahlen; sie muß sich daher heftig erwärmen, wie ein in der Sonne liegender Sandkuchen. Allein dies ist nicht alles; auch das lehrte die obige

Commission, daß von glatten, weißen Wänden die strahlende Wärme mehr reflectirt werde, als von dunklen, rauhen — und wo sind denn mehr lichte, glatte Wände, die die Wärme eine der andern zuwerfen, als gerade in der Stadt? ich darf nur an manche Stellen erinnern, wo sich dieses Backofenklima erzeugt. Wer von uns ist nicht schon an einem schönen Sommertage von der Schottenkirche längs der weißen Mauer gegen die Renngasse gegangen, wo er sich fast die Schuhsohlen geröstet und die Haare verbrannt hat? — Es ist aus dem klar, daß die Tage innerhalb der Linien heißer sein müssen, als außer denselben, und jeder weiß, welch' wohlthuendes Lüftchen ihn anwehe, wenn er außer der Linie die grünen Felder um sich hat. Nachts fällt Thau, das Feuchtigkeitscomité weiß nun, daß sich derselbe sehr gerne an zarte und rauhe Körper anlege und die Luft kühle, z. B. an Schaffelle und Gras — wie wenig aber Schaffelle und Gras in einer großen Stadt ausgebreitet sind, weiß ja Jeder, und er kann sich daher leicht abnehmen, wie wenig Thau und Luftabkühlung da zu haben ist. Dies wissen viele Hofräthe und Grafen sehr gut, die im Stande sind eine nette Sommerwohnung auf dem Lande zu haben; denn während sie in der Stadt bei offenen Fenstern schlafen, und fast vor Hitze umkommen, müssen sie die Fenster der Landwohnung Abends schließen; sonst verkühlen sie sich.

Aus dem, glaube ich, geht zur Genüge hervor, daß in unserer Stadt ein ungleich heißeres Klima ist, als auf dem umliegenden Lande, und daß auf ihr ein boshafter, erhitzter Luftberg stehe, der wieder die traurigsten Folgen nach sich zieht, denn wenn nun auch schon ein feuchtes Wölklein über uns heranzieht, und schon nahe daran ist, seine kühlenden Tropfen herabzuschütten, so läßt

es dasselbe wieder bleiben, sobald es in jenen heißen Luftberg geräth, und verdünstet lieber — im Kleinen das nämliche, was in der Sahara im Großen geschieht, und ich glaube, wir dürften die Stadt nur so groß bauen, als die Sahara ist, und wir hätten dasselbe prächtige Wetter, wie sie — jahraus, jahrein.

Wenn es wahr ist, was die Gasabtheilung sagt, daß auf der ganzen Erde das Verhältniß von Stickstoff und Lebensluft dasselbe ist, und daß eine Armee von einer Million Mann die letztere nicht zu mindern vermöge, so werden wir wohl auch genug an derselben haben, obwohl in Wien wacker genug geathmet und geschnaubt wird; aber wenn es ebenfalls wahr ist, daß außer obigen zwei Grundbestandtheilen der atmosphärischen Luft auch noch allerlei kohlensaures Gas und Wasserdünste, und organische Stoffe und Salpetersäure beigemischt sind, so mag es bei uns an Dünsten und verdächtigen Gasen ein gutes Maß geben, des Rauches gar nicht zu gedenken, der täglich aus so vielen hunderttausend Küchenfeuern emporgeht, und wir athmen mit unserm Pflichttheil Lebensluft gewiß genug lästige Bedingungen mit ein, die eine halbe Million Organismen auf dem kleinen Flecke erzeugen helfen — und noch dazu spart man auf dem kleinen Flecke den Raum, weil er kostbar ist, und unsere Väter bauten hie und da so enge Gassen, daß es in manchen geschieht, daß, wenn ich morgens mein Fenster öffne, um frische Luft herein zu lassen, ich mir die Nachtluft aus der Schlafkammer meines Nachbars gegenüber hereinfange, der ebenfalls geöffnet hat und mir guten Morgen wünscht. Ich rede gar nicht von dem öden Morgenhauche der Gast- und Kaffeehäuser, dem Dampf der Stallgruben, der Gossen und finstern Winkel — diese Gemengsel sind der röthlich trübe, schöne Duft, den man über unserer Stadt stehen

sieht, wenn man von ferne und von einer heitern Höhe auf sie schaut.

Warum doch die Menschen ihr einziges Nahrungsmittel, was sie ganz umsonst, ganz echt und in ungeheurer Menge haben können, selbst so geflissentlich verderben, indem sie solche Städte und Häusermassen bauen! Ich ging Augenblicks in die Berge, um dieses Nahrungsmittel recht zu genießen, wenn ich nicht leider in der Stadt bleiben müßte, um mir die andern zu erwerben.

Wenn nun Atmosphäre und Luftbestandtheile einen Theil des Wetters ausmachen, so sehe ich nicht ein, wer mit uns in dieser Hinsicht in Wettstreit treten, und üblere Beschaffenheit und schlechteres Wetter nachweisen könnte, wenn nicht etwa Paris und London? eine andere österreichische Stadt gewiß nicht; die Dörfer in unsern Weinbergen herum am allerwenigsten.

Ist dies nicht ein ganz eigenthümliches, objectives Wetter?

Aber ich gehe noch weiter. Unsere Windkammer that erst in einer neulichen Sitzung dar, daß träge und schlaffe Luftzüge sogleich lebendiger und reißender werden, wenn man sie durch ein langes, enges Rohr gehen läßt, darum man auch auf Lampen die Glasröhre aufsetzt, und auf Kohlenherde den hohen Rauchfang; nun frage ich, sind unsere Gassen nicht solche Windröhren? Und wenn eine schöne, breite, gemächliche Luftmasse von Ungarn heranzieht, und nun in diese Löcher geräth und vom Nachtrab hinein geschoben wird, muß sie da nicht eilig in der Gasse fortschlüpfen, sich tummeln, an alle Ecken anstoßen, und den Leuten Staub und Rheumatismus in die Gesichter blasen? Daher gibt es in Wien auch gar keinen andern Tag, als windige, wenigstens in einigen Gassen, es müßte denn sein, daß eines Tages die Luft in Niederösterreich absolut mauerstill stünde — und wer weiß, ob

nicht auch da, wenigstens an jener Ecke der Stephanskirche, wo der Thurm steht, ein leichtes, hübsches Lüftchen zöge! Nun — gehört Wind nicht zum objectiven Wetter?

So könnte ich, wenn ich die Thatsachen unserer Annalen ausbeuten wollte, noch hundert Dinge darthun, daß wir von dem allgemeinen Landwetter immer ein ganz eigenthümliches, besonderes Stück herauskriegen. Nur eines will ich noch anführen. Kein Ort unserer Nachbarschaft wird sich rühmen können, daß er ein gemischtes Wetter habe. — Wir erfahren dasselbe nicht selten, vorzüglich im April, wenn der Himmel voll seltsamer, zerriss'ner, närrischer Wolken steht, und die Sonne hie und da durchbricht und Stadttheile erhellt, da sieht die Scheibe der Stadt nicht anders aus, als wie ein scheckiges, blumiges Tuch, derlei die Mährinnen häufig tragen, um sich den Kopf einzumummen — ja, an solchen Tagen kann es geschehen, daß die auf der Wieden schüttenden Regen haben; die in der Jägerzeile aber in der schönsten Sonne spazieren gehen.

Ich glaube nun zur Genüge dargethan zu haben, daß wir auch an objectivem Wetter eigene Sorten haben, wenn ich noch kurz das herwerfe, daß, wenn es schneiet oder regnet, es auf dem flachen Lande ganz ruhig von einer Seite her regnet oder schneiet, bei uns aber gleich von allen: von Osten, Westen, Süden, Norden und allen Zwischengegenden der Windrose, daß es kein seltener Fall ist, daß, wenn ein Herr mit seinem Regenschirm mühsam gegen die Luft bohrt, ihm derselbe im nächsten Augenblicke umgestülpt von der Nase wegsteht, wie ein Trichter.

Ich gehe nun, um wie ein Professor zu verfahren, auf den zweiten Theil meiner Abhandlung über, nämlich zu zeigen, daß wir sogar in unserer eigenthümlichen Wettersorte wieder Unter-

abtheilungen, und eigene Platz- und Straßenklimate haben. Jeder weiß, daß die Alpen in ihrem nördlichen Abhange gegen die Schweiz ein rauheres Klima haben, als in ihrem südlichen gegen Italien — und sind ganze Häuserreihen nicht solche Alpen? Wer von uns weiß nicht, daß die Südfronte des Erzherzog Karl'schen Palastes ein mildes Italienklima hat; die nördliche aber in der Augustinergasse feucht und kühl ist, wie ein Miniatur-Dänemark? Gewisse Gassen zeichnen sich dadurch besonders aus. Wenn sonst überall der Schnee von den Dächern schmolz, und die Ziegel schön und trocken sind, und du gehst durch die Annagasse, so tropft es dir auf den Hut. — In einem Winkel der Stephanskirche gegen den erzbischöflichen Palast hockt gewiß, wenn's Frühling wird, am allerlängsten eine Schneehaube, und man muß ihr fast alle Jahre die Ehre anthun, sie ganz allein und extra wegzuschaufeln, und von hinnen zu führen, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, daß es dort ewig auf dem Pflaster naß ist, wenn schon anderwärts die Bäume ausschlagen. — Nach dem Regen, wenn alles trocken ist, glitscht noch jeder Fuß im Schmutze der Adlergasse aus; — man geht nie über den Minoritenplatz, ohne daß einem Schnee oder Staub entgegenbläst, und an der Basteimauer eine fröstelnde Kälte ist. — Wie sehr zwei Ecken des Domes von St. Stephan, die des großen Thurmes und die gerade entgegengesetzte, windig sind, ist hier unnöthig zu erwähnen; mancher dort hinabgewehte Hut könnte davon Zeugniß geben, wenn darüber statistische Tabellen vorlägen. Auch ganze Vorstädte unterscheiden sich hierin: wie schön und warm z. B. duckt sich die Leopoldstadt im Winter zusammen, und wie frei und windig klafft die Jägerzeile auseinander — im Sommer ist es freilich entgegengesetzt.

Jedoch wir wollen hier von dem objectiven Wetter und seinen Unterabtheilungen enden, um die Geduld jener Leser nicht gar zu sehr zu ermüden, die sich um wissenschaftliches Wetter gar nicht kümmern, sondern nur dann meteorologische Betrachtungen anstellen, wenn sie durchaus naß geregnet sind, oder wegen entsetzlicher Kälte unsäglich viel Holz kaufen müssen. Wir gehen daher zu jenem Theile unseres Wetters über, der Allen viel näher liegt, nämlich zu dem subjectiven. Wir verstehen darunter jenen Charakter und Zustand unserer Stadt und Bevölkerung, der durch die verschiedenen Wetter angeregt und bedingt ist. Daß die ganze Menschheit vom Wetter und Klima wesentlich berührt und verändert wird, haben unterschiedliche Gelehrte schon in dicken Büchern dargethan, und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich in diesen Blättern mit einem gründlichen Beweise nachgehinkt käme; daher werde ich nur den Sack meiner Beobachtungen aufthun, und gelassen darthun, welche Gesichter unsere Stadt macht, wenn dieses und jenes Wetter ist. Ich könnte auch hier wieder pedantisch fein und Unterabtheilungen machen — — und ich thu' es auch. Zuerst wollen wir reden von den Physiognomien unserer Stadt in Folge allgemeiner Wetterveränderungen, dann, um mit dem Anziehenderen zu schließen, Scenen specieller Wetterausbrüche malen.

Ich falle in den schrecklichsten Gemeinplatz und beginne mit den vier Jahreszeiten. Der Lenz, sonst der Freudenbringer der Natur, der Decorateur des Schauplatzes, der allerseits besungene, ist für uns ausgezeichnet schal — ich rede von der Stadt, nicht von den Umgebungen — die Grünspeisen werden wohlfeiler und die Leute gehen auf das Land. Anfangs sind noch einige Basteispaziergänger, einige Schneegestöber, Aprilgüsse, dann

Prater fahren; die Bäume schlagen aus, etliche eingesperrte Nachtigallen schlagen, wenn Nachts das Wagengerassel aufgehört hat, und dann — ehe man sich's versieht, ist die Stadthitze da und der Sommer, die unerträglichste, schändlichste Jahreszeit, wenn man das Unglück hat, ihn hier zubringen zu müssen; die Märkten und das Glacis schmücken sich nach und nach mit dem versengten Braun, die Gassen füllen sich mit Hitze und Staub, und die Gasthausgärten mit Menschen in Hemdärmeln. Die elegante Welt ist fort, selbst der Student macht sich mit Ende Juli von hinnen, der Handwerksmann und der Handlungscommis sieht gelangweilt vor seiner Bude, und vorbei fährt der ewige, träge Wechsel der Gesellschaftswägen oder der Omnibus der Eisenbahnen. Ein schöner Strom fließt freilich in unserer Nähe vorbei, aber zwei Hauptsommervergnügen fehlen: eine großartige Schwimmübungsgelegenheit im freien Wasser, und die anderwärts so gebräuchlichen Wasserspazierfahrten — jedoch dies gehört nicht zu dem Wetter, und ich komme eigentlich von meinem Thema ab. — Im Sommer also hält Wien Siesta, und oft eine — bedrängte, abgemattete; denn es hat oft im Spätsommer wochenlang das satanisch schönste Wetter, und wenn du dich Abends auf dein Bette hinlegst, so denke ja an kein Ausruhen, sondern an ein lindes Schmoren, bis dir etwa die Nachtmitternacht ein frisches Lüftchen bei dem offen gelassenen Fenster hereinschickt; aber ehe du es recht genießen kannst, geht schon wieder die Sonne auf und die glatten Mauern werfen überall die Hitze herum. In solcher Zeit sieht Wien, von fernen, frischen, grünen Hügeln aus gesehen, wie eine ungeheure gedörrte Käserinde aus. Der Herbst bringt zwar Vieles wieder ins Gleiche, allein er beginnt hier ungewöhnlich spät, meistens erst mit Beginn

der Fröste, weil er früher blos den Sommer fortsetzt, und oft an Hitze mit ihm wetteifert. Berühmt schön sind die Wiener Nachsommer, aber unsere Stadt hat leider wenig davon, indem er größtentheils in der Umgebung gefeiert wird — wir werden an einem andern Orte davon reden. Aber wenn endlich der Winter kommt, die Nebel über die Häusermassen hereinziehen, daß eine die andere nicht sehen kann, wenn die Krähe bis auf das Glacis hineinzieht, der Stephansthurm ins öde, wochenlange Grau verschwimmt: dann beginnt die schönste Jahreszeit Wiens; die Wohnungen füllen sich, die Wägen rollen, die Gasflammen beleuchten die prachtvollen Waarenauslagen für den Fasching, die Kaffeehaus-Sessionen beginnen, die Spiel-, die Gespräch-, die Streitclubbs organisiren sich, die Zechbrüder haben lange Abende, die Verleumdungsjunta fixe Tage, die Oper und das Schauspiel überfüllen sich, die Concerte überschwemmen uns, der Kreuzzug der Virtuosen hebt an, Strauß und Lanner musiciren an öffentlichen Orten, und in tausend Häusern hämmert das Pianoforte — das Gesellschaftsbuschwerk wuchert, und die Bälle und aller Teufel ist los. Anderwärts, z. B. in Wäldern und Feldern, ist die Natur todt; bei uns wird sie erst recht lebendig. Es ist ein sonderbarer Gegensatz, wenn eine recht trübselig trübe Februarsnacht anbricht, wenn des ganzen Tages ein so dicker Nebel gelegen, daß man darin den Schatten des Stephansthurmes hängen sehen konnte, und nun die Laternenlichter wie trübrothe Meteore kämpfen; wenn sich nun tausende von Fenstern nach der Reihe beleuchten, hinter denen entweder selber ein Vergnügen vorbereitet wird, oder wo man sich wenigstens zu einem schmückt; wenn sich das Strahlenmeer in allen Buden über die glänzendsten Dinge ergießt, die ausgebreitet sind, um die Kauflust

zu wecken und die Nachfrage zu befriedigen — ich möchte die Thränen nicht zählen, die wegen Versagung dieser Dinge in einem einzigen Winter fließen, noch weniger aber die Jubelrufe, die wegen überraschender Erlangung derselben ausgestoßen werden — dann beginnt das Rollen der Wägen, in denen Ballgestalten oder Gesellschaftsbesuchende sitzen. Dort ist ein erleuchteter Palast; an den Fenstern sieht man ein Schattengewimmel von Gestalten, unten steht das Volk der Vorübergehenden, und schaut hinauf, und seitwärts zieht sich die lange Wagenreihe derer hin, die oben sind, und hier auf sich warten lassen. In einer andern Straße rollt es dem Theater zu und lebhafte Fußgänger drängen sich. — Fast aus jeder Kneipe, weil Lustigkeit so recht zum Leben des Wieners gehört, tönt Musik — in der Redoute fluthet ein Wald von Glanz und Fröhlichkeit — der kleine Bürger und Gewerbsmann gibt einen Punsch — der Student ist im Kaffeehause, und die ganze Stadt gleicht einem brausenden, kochenden Kessel der Freude und der Lust, indeß ringsum auf den Fluren und Feldern die düstere, lastende, schwere, leblose Nacht liegt, durch deren dicke Dünste man kaum das Schellengeklingel eines zur Freude der Stadt fahrenden Schlittens hört, oder dessen Lichter sieht, die wie trunkene Kometen durch die Nebel streichen, während über der Stadt ein heller Schein steht, der die Stätte des Jubels und des Schwärmens anzeigt — ein paar Meilen von der Stadt ist schon die todte, öde, geräuschlose Winternacht und das traurige Tuch des Todes gebreitet. Einen einzigen Zug von Winterfreude hat unsere Stadt fast gar nicht, oder wenigstens im Verhältniß viel geringer, als die unbedeutendste Landstadt, nämlich die Schlittenpartien. Wegen des ungeheuren Verkehrs und der großen Unbequemlichkeiten, die für denselben von vielem Schnee hervorgehen,

nämlich endloser Schmutz, strömendes Wasser, Anhäufung von Hügeln und Knollen, die den Fahrzeugen gefährlich sind u. s. w., ist es hier gebräuchlich, daß der Schnee aus ganz Wien fortgeschafft wird. Kaum daß er fällt, sind schon an die tausend Hände beschäftigt, ihn in große Haufen aufzuschaufeln, und von da auf Wägen fortzuschaffen, und fällt morgen wieder einer, so wird er wieder aufgeschaufelt und fortgeführt; so daß, wenn er auf dem Lande mauerhoch liegt, wir auf dem nackten Pflaster gehen und keine Ahnung haben von der Bedrängniß, mit der sich ein Fuhr- oder Postwagen durcharbeiten, oder mit der ein einsamer Wanderer waten muß. In dringenden Zeiten wird selbst Nachts gearbeitet, daß man den rothen, düstern Schein der Fackeln längs den anstoßenden Häusern gleiten und auf die kräftigen Gestalten fallen sieht, die da arbeiten. Auf diese Weise sind die Schlittenpartien sehr beschränkt, und zwar auf die Zeit, die zwischen dem Schneefall und seiner Wegräumung verfließt, die meistens kurz genug ist.

Demungeachtet hascht der Winter auch dieses Vergnügen weg, soweit es möglich ist; denn wie durch Zauber verwandeln sich die Fiakerwägen in Schlitten, und wenn hier bereits die Schneekruste aufgebrochen wird, tönt dort noch das lustige Gelingel. Auch das Stadtklima steht dem Schlittenfahren sehr entgegen, indem es in unsern Mauern, wie wir oben sagten, immer wärmer ist als draußen, daher eine mäßige Linderung der Kälte draußen, bei uns schon Thauwetter ist, und ein Schneekoch macht.

Allein wir wollen hier abbrechen, die Winterphysiognomie unserer Stadt zu malen, und lieber zu dem versprochenen letzten Theile unserer wissenschaftlichen Abhandlung übergehen, nämlich zu den Wetterscenen und ihren Wirkungen.

Ich will hier zuerst mit dem unterhaltenderen Wetter beginnen, nämlich von dem schlechten. Wenn es in der einfältigen Landstadt (ich meine hier die meiner Geburt) zu regnen anhebt, so sind die Verhältnisse sehr einfach: man geht nach Hause, d. h. unser Nachbar schiebt seinen Mistwagen in den Schoppen, mein Vater macht die Hausthüre zu, und Alles bleibt drinnen, so daß nichts naß wird, als die Gänse, und solche, die nicht schnell genug nach Hause kommen. In Wien ist es anders. In wie viel tausend Verhältnisse ein Regen eingreift, insbesondere ein plötzlicher, kann nur der mit Gewissenhaftigkeit ermessen, der im Geschäftswege den Regen beobachtet und protocollirt, und dessen Auge daher geschärft sein muß. Wenn ich z. B. beauftragt war, den Steckbrief eines Maitages zu entwerfen und denselben abconterfeit der Sitzung vorzulegen — Himmel! welche närrische Nebenspäne von Beobachtungen fielen da für mich ab, wenn so ein urplötzlicher, dauernder Regen vom Himmel fiel; — noch lieber aber war es mir immer, wenn ich zur selben Zeit keine officiellen Beobachtungen zu machen hatte, sondern nur die anstellen konnte, die ich eben wollte. Wenn sich die Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt — nur einen einzigen Fall einer närrischen Ausnahme weiß ich, den ich schnell erzählen muß; es liegt ein Flecken nicht weit vom Böhmerwalde, bei dessen Bewohnern die Leidenschaft der Graszucht eingerissen ist, weil der ursprünglich trockene Wiesengrund doch vortreffliches, sehr gesuchtes Heu gibt, das durch künstliche Bewässerung auch viel Heu wird; daher es sich ereignet, daß, wenn ein Regen beginnt, die Bevölkerung erst recht rührig wird, und wenn es erst zu strömen anhebt, so sieht man so viele Hausväter, als es Häuser gibt, nach allen Richtungen auseinander rennen, jeder in dem ältesten

Rocke, einen breiten Hut auf, und ein Grabscheit auf der Schulter, um die Gräben, Gräbchen und Ausläufer zu lüften, daß das Wasser auf seine Wiese laufe, und um auch allenfalls hie und da ein wenig zu verlegen, daß seinem Nachbar nicht so viel darauf rinne, wenn dieser lässig war und nicht selbst auf dem Schauplatze erschien. Dieser Ort, wie ich sagte, macht eine Ausnahme von den Landstädten, und ich kehre nach der Abschweifung wieder zu meinem Texte zurück: Wenn sich also eine Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt, so wird Wien gerade lebendiger. Dem Bauer wächst sein Korn auch während des Regens, er braucht ihm nicht zu helfen; dem Großstädter aber wächst sein Capital in der Tasche nicht während eines warmen Mairegens, namentlich, wenn er sich dieses Capital durch Rennen und Laufen verdienen muß, und Wenige, die in Wien auf der Gasse herumgehen, thun dies muthwilliger Weise, sondern es treibt sie irgend ein schweres Geschäft, z. B. ihrem Vergnügen nach zu gehen, oder ein anderes. — Alle diese können daher nicht, wenn ein Regen erscheint, wie der Bauer nach Hause gehen und zuschauen, sondern sie müssen in ihrem Berufe ausharren, da jeder doch so wenig als möglich naß zu werden wünscht, so läuft er desto schneller, was ein närrisches Rennen und Stoßen zur Folge hat, das den sehr belustiget, der seines Geschäftes halber an den Regen gewohnt ist, und daher gelassen seines Weges geht und sich auf den Makintosh trommeln läßt. (Beiläufig gesagt, ich gehöre zur „Schlechtwetterbranche", Abtheilung „Niederschläge", was wohl der Leser schon aus meiner Vorliebe für Winter und Regen wird bemerkt haben.) Schon vor dem Regen, wenn etwa der Himmel finstere Gewitterbrauen zieht, oder sich mit jener sanften grauen Hülle überdecket, die dem Landregen vorherzugehen pflegt — schon damals fängt die Unruhe

an, da geht schon ein und der andere dicke oder elegante Herr mit einem Regenschirme in der Hand, die Damenwelt sieht zum Himmel und ist ängstlich, der Botengänger und Commissionär beeilt sich, der Trödler, Tischler und Andere räumen ihre auf die Gasse oder unter die offene Ladenthüre gestellten Sachen ein, die Promenadeplätze verdünnen sich, und die Musik darauf läßt in ihrem Eifer nach; — wenn aber nun vollends der Regen beginnt, so siehst du wie mit einem Zauberschlag die Population mit einer Unzahl von Regenschirmen bedeckt, daß es mich immer an jene altrömische Kriegs- und Belagerungsfigur erinnerte, die man testudo hieß, nur daß hier die Schilde nicht so wohlgefügt passen, sondern sich ohne Unterlaß unter einander verschieben und regen — dann, wenn die Straßenpflaster weithin in ihrer Nässe glänzen, dann beginnt erst ein rechtes Rasseln und Donnern, als stiegen die Wägen aus der Erde hervor, und führen, wie Frösche, die es geregnet, kreuz und quer herum. — Diese Zeit ist auch die Ernte der Fiaker. Selbst in den Häusern verändert ein solcher Regen Alles und Jedes. Die zum Spaziergang geputzten Töchter sitzen verdrießlich herum, unter den Thorwegen stehen Gruppen, meist regenschirmlose Frauen, und in den Kaffee- und Gasthäusern wird es ordentlich finster vor Gästen. — Mancher, der selbst einen Regenschirm hat, redet sich zu, ein wenig unter zu stehen und ein Glas zu trinken. — Wenn nun erst so ein Regen ein Platzregen ist, und, seiner Natur zuwider, ewig dauert, und wenn er gar an einem Sonntagsnachmittag einfällt, oder endlich gar in ein Volksfest — wie, wenn Stürme auf dem Meere wüthen, und an die festen und ruhigen Küsten nun nach und nach ein ganzer Saum von Trümmern angetrieben wird: eben so sehen die, so an solchen Tagen in sicherer Behausung geblieben sind,

oder gemächlich unter dem Vordache eines Kaffeehauses sitzen, wie die Trümmer herein verschlagen werden von Denen, die da draußen auf dem Meere der Freude trieben, und doch endlich herein müssen. Vollgepfropfte Gesellschaftswägen schwanken wie Lastwägen einher; die Köchin trägt ihren neuen Hut, in ein Sacktuch gebunden, in der Hand; das weiße Kleid klebt triefend an Armen und Schultern und hat unten einen riesenbreiten Horizont von Koth; ihr Geliebter zieht sie am Arme, hat auch seinen Hut eingehüllt, und Frack und Pantalon und Alles trieft von Wasser, wie die Wolle eines Waschbären. So ziehen sie einher, und der Regen stürzt unbarmherzig auf sie nieder. — Dann folgen erst die unglücklichen Väter mit ganzen abgeregneten Familien; Studentenketten, die gleißend vor Nässe heranmarschiren, und vor Freude über den Spaß pfeifen und singen — dann der Spießbürger, der seinen Rock hinten aufgestülpt und mit Stecknadeln angenestelt hat, daß er wie ein Käfer einhergeht, dem die Flügeldecken zu klein sind. — Ich will nicht reden von den tausend zu Grunde gerichteten Damenhüten, zerwaschenen Hauben, häßlich herausragenden Schultern, umhergeschleuderten Dachtraufen, sprudelnden Rinnen, sondern bemerke nur noch, daß die Dächer sehr rein werden, die Straßen wie ausgefegt, und mancher Pudel wie neugeboren, indeß die Menschheit voll Koth ist.

Sanfte, einfältige Landregen machen keine bedeutende Wirkungen, als einige beschmutzte und bespritzte Kleider, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß, wie ich durch meine langjährige Praxis erfahren habe, es fast durchschnittlich dicke Herren sind, die von Fiakern und anderen fahrenden Wägen so sehr und plötzlich angespritzt werden. Auch das muß ich noch erinnern, daß ich öfters zwei Herren gleichen Schrittes, und sonst

auch ganz gleich habe gehen gesehen, wovon der eine den letzten Spritzer, den er sich selbst gab, auf dem Hute hatte, der Andere keinen einzigen auf dem Rocke, höchstens ein paar auf dem Beinkleide. — Es muß die Sache angeborne Anlage sein. Ich ging, als ich noch eitle Tage hatte, oft wie wenn ich den Eiertanz tanzen wollte, und hatte des andern Tages einen ganzen Sternenhimmel von Koth auf dem Rocke. Das Reinbleiben im Regenwetter läßt sich nicht erlernen, sondern so etwas liegt im Blute, wie die Poesie, und wie das Conserviren der Röcke; — ich habe z. B. immer gleich Greise von Röcken an, während die meines Freundes Grimbucker immer Röcke in den schönsten Jahren sind.

Ich redete bisher blos von einem einfachen Regen: aber so wie es einfache und qualificirte Diebstähle gibt, eben so gibt es einfaches und qualificirtes abscheuliches Wetter. Ich will in Folgendem ein solches Wetter zu schildern versuchen, z. B. einen Regen mit unerhörtem Sturme am Himmel und gänzlichem Glatteise auf Erden. Es ist dies, was ich erzählen werde, keine aus der Luft gegriffene Erfindung, sondern das Portrait eines Tages, den ich selbst in Wien erlebte. Es hatte fünf Tage so heftig geschneit, daß es unmöglich war, den Schnee so schnell hinweg zu bringen, als er vom Himmel herabfiel, daher wurde er zu einer festen Kruste zusammen getreten, und nach allen Richtungen klingelten die Schlitten: — aber die Freude nahm ein abscheuliches Ende. Am sechsten Tage fuhren zerfetzte, blaugeschwollene Wolken durch den Himmel; alle Schornsteine und Bodenthüren klapperten und heulten; der Regen schlug an die Fenster und unten war so glänzendes, compactes Eis, als hätte der Glaser einen einzigen Glasguß über das ganze Straßenpflaster gemacht, und das rieselnde Wasser und der Wind, der es dahin

trieb, polirten das Eis noch immer mehr, daß es die reinste und glatteste Oberfläche gewann.

An regnerischen Sturmtagen schaut unsere Stadt wie eine zerzauste Perücke aus — Alles, was an schönen, stillen Tagen recht artig parallel aufwärts steht, wie z. B. Kleider und Körper der Menschen, das ist nun zerbogen und weist nach allen Richtungen der Windrose; der Rauch über den Schornsteinen zerflattert, eine hölzerne Thüre hoch oben am Thurme reißt sich ewig auf und zu — ich will der fliegenden Dachziegel gar nicht gedenken, um Niemanden Furcht einzujagen. Aber wenn nun noch dazu ein schönes, feines Glatteis kommt, auf dem nicht ein einziger Fußtritt haftet: welch' ein kläglicher Anblick unserer heitern, belebten Stadt! — eine belebte ist sie auch da noch, sie muß es sein, sie kann gar nicht anders, und wäre selbst der jüngste Tag auf der Gasse: der Commis muß das Handelsgewölbe aufsperren, das Dienstmädchen muß einkaufen gehen, weil ihre Herrschaft nicht verhungern kann; zu demselben Zwecke müssen die Marktleute mit ihren Lebensmitteln zugefahren kommen, der Beamte muß ins Bureau, der Stundenlehrer zu seinen Zöglingen, das Putzmachermädchen an ihre Arbeit, und vor allen die vielen hundert Schneeschaufler in die Gassen, um das vermaledeite Eis aufzuhauen und weg zu schaffen, der fahrenden Wägen nicht zu gedenken, und aller Derer auch nicht, die aus purem, blindem Spaß herausgehen, um sich die Sache anzuschauen — also belebt wäre es genug, aber wie es aussieht? Ich mußte auch jenes Tages ausgehen; ich legte sonach Juchtenstiefel an, band meine Kappe unter dem Kinne, nahm den Makintosh und begab mich auf den Weg. Der Stephansplatz war merkwürdig — ich griff mich an den Häusern der Rothenthurmstraße zu dem Platze hinauf: ein Fiaker rollte und

glitschte über das Pflaster daher, sein gelber Mantel hoch flatternd im Winde, wie der Faltenwurf einer tragischen Künstlerin — dort lauft einer seinem Hut nach, den er nicht einholen kann; hier sitzt einer sanft ins Nasse nieder, weil er sich, um eine Gewölbthüre zu öffnen, mit den Füßen gegen den Boden stemmte und ausglitt. — Um die Ecke des Bischofhofes werden die Menschen herumgeschleudert; aus dem Thore der Brandstatt wirft mir der Wind ein Buttenweib in die Arme; ein Mann steht mitten auf dem Pflaster und stemmt seinen spitzen Stock ein, daß er drei Füße habe und sich erhalte — ein alter Herr darf nicht von einem Barrierstocke weg, an den er sich hält, während der Wind hinter ihm seine Schöße in kurzen, erbitterten Schwingungen rüttelt; hinter ihm vorbei schwebt ein Mädchen (gehen kann man das nicht nennen) — der Wind faßt sie an allen ihren Segeln, sie greift nach Tuch und Hut, die unglücklichen Röcke fliegen im Kreisel und die Arme muß sich in Verzweiflung gänzlich niederducken und setzen, um keine Blöße zu geben; an einer andern Dame faßt er Wimpel und Raaen und wirft sie durcheinander. — Dort öffnet ein Herr in elegantem Schlafrock sachte sein Fenster, um zu sehen, wie es sei: flugs reißt der Wind ihm den Flügel aus der Hand, und wirft ihn an die Mauer, das gestickte Schlafkäppchen dreht sich noch ein paarmal in den Lüften und fliegt dann über einen Schornstein hinüber. — Die in Pelze gehüllten Kutscher der Herrschaften fahren wie ruhige Felsen in den Wirrwarr hinein, während Wind und Regen um die Rosse brausen und an das Kutschenfenster schlagen, und während Fußgänger theils einzeln, theils Arm in Arm mit dem Winde raufen und den Boden wegen seiner Glätte nicht selten mit Theilen berühren, die sonst nur die weichen Kissen des Sopha's zu drücken gewohnt

waren. — — Welche verrückte Gestalten man an solchen Tagen sieht, welche Gesichterschneider, welche zerknüllte Hüte und zerfetzte Regenschirme, kann nur der ermessen, den seine Pflicht an solchen Tagen zu Beobachtungen antreibt, während alle Andern den Elementen lieber aus dem Wege eilen, und statt Beobachtungen an Andern zu machen, lieber selber trachten, mit heiler Haut und ohne Lächerlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Dennoch ist die Freude und Lust der Wiener am Leben so groß, daß gewiß selbst an solchen Tagen nicht ein Einziger ist, der des Wetters halber sein beabsichtigtes Vergnügen aufgäbe, und wenn Ball ist, fahren die Wägen lustig durch den Sturm, die Fußgänger steuern dem Gasthause, der Gesellschaft, dem Abendkränzchen zu — aber Abends ist gewiß auch das Glatteis wenigstens schon weg, theils durch rüstige Arbeit, theils durch den Regen.

Den größten Sturm zeigten unsere Anemometer 1828 im Juli — ich glaube es war der 19., und ein Sonntag. Er erschien gegen Abend mit Gewitter, und überraschte alles, was da spazieren ging oder fuhr. Des andern Tages waren die Straßen mit Ziegeltrümmern und Glasscherben gepflastert; im Stadtgraben lagen Shawls, Tücher und Hüte, die jungen Pappeln am Heumarkte waren noch nach drei Jahren gebogen; der Wind hatte im strengen Sinne Menschen und Wägen umgeworfen, namentlich auf der Badnerstraße, und ein Freund von mir erzählte mir, daß er während der ganzen Zeit, fast eine Stunde, einen Baumstamm des Glacis umarmt halten mußte, und nicht weg gehen durfte. Zum Glücke hatte es nicht geregnet.

Allein es ist Zeit, daß wir einmal vom Winde wegkommen, freilich ist er ein bedeutendes Ingredienz unseres physischen und socialen Lebens, — Wien ist bekannt wegen seiner Winde —

aber außer dem Staube, den er im Sommer aufrührt, und der den schönen Herren die Röcke verdirbt, bringt er uns wohl kaum ein lebhafteres und bewegteres Bild zu Stande, als wir oben zu beschreiben versucht haben. Nur das erwähnen wir noch kurz, daß ihm die Damen ganz besonders Feind sind; freilich bieten sie auch seinen schalkhaften Launen viele Flächen und Segel dar, an denen er verknittern und verderben, oder die stolzeste Schönheit durch unersprießliche Situationen dem Lächeln der Umstehenden preisgeben kann.

Wie wir die langen Winterabende unserer Stadt assimiliren, oder die dicken Novembernebel, in denen die Stadt, so lange es tagt, wie in grauer Baumwolle eingewickelt ist, und in denen die Lichter, wenn es Nacht wird, wie trübrothe Karfunkel mehr glimmen, als brennen, — haben wir theils oben schon angedeutet, theils gedenken wir es an einem andern Orte näher auszuführen. Wie wichtig solche Tage freilich für die Kataloge unserer Gesellschaft in hygrometrischer und physiologischer Hinsicht sind, kann man sich denken, da ja jeder weiß, daß ein Nebel nur eine auf der Erde liegende Wolke ist, und daher sehr auf das künftige Wetter Einfluß nimmt, und daß in Hinsicht des Körpers kein physikalisches Moment von solcher Bedeutung ist, als der Feuchtigkeitszustand: aber wie bemerkenswerth auch dies alles in unsern Sitzungen sein mag, so ist leider! der Leser so beschaffen, daß er sich um nichts kümmert, was ihn nichts angeht, d. h. auf diesem Papiere hier nichts angeht, oder was er nicht versteht; daher wage ich es auch nicht, von den hygrometrischen, electrischen, physiologischen und pathologischen Momenten der Nebel zu reden, gesetzt auch, ich verstünde etwas davon. Einen Wienerwitz aber kann ich nicht unterdrücken, den mein verstorbener Kleiderputzer bei solchen

Gelegenheiten unermüdet zu machen pflegte, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte: „Euer Gnaden, ein Nebel, daß man ihn auf das Brod streichen könnte, und dazu eine so scharfe Luft, daß sich eine Sau daran zu reiben vermöchte." — Aber er ist nun todt mit allen seinen Sprichwörtern, und früher todt als ich, zu dem er oft sagte: „Prahlen Sie nicht mit Ihrer Jugend, ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen." Es fallen mir nur bei Gelegenheit seine Sprichwörter ein.

Ich möchte nun noch recht gerne eine unsägliche Hitze malen, die wie ein Samum in unsere Häuser fällt und eine wahre Geißel der dicken Herren ist, allein ich befürchte, die Geduld unserer verehrten Leser auf eine gar zu harte Probe zu stellen, und die Ermattung, die ich schildern müßte, dürfte ich eher dem Leser mittheilen, als den in meiner gemalten Hitze leidenden Personen.

Zum Schlusse füge ich eine Bitte hinzu: es wird jetzt auch im Vereine stark auf Magnetismus (versteht sich mineralischen) beobachtet, seit Humboldt und Andere auf die Wichtigkeit desselben und seinen Zusammenhang mit dem Wetter aufmerksam gemacht haben. — Wenn nun unter meinen Lesern ein ungeheurer Pedant wäre (natürlich ich klopfe nur auf den Strauch) — wenn ein solcher Pedant wäre, der täglich fünfmal zur selben Secunde auf drei Instrumenten beobachten wollte, so würde er höflich eingeladen, sich zu melden. Ich glaube der Verein stellt keine schlechten Bedingungen.

Ausflüge und Landpartien.

Es ist in Wien ein stehender Ausdruck geworden, „unsere reizenden Umgebungen" zu sagen; allein so wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, auch sogleich „reizende" Umgebungen hat, oder wenigstens „reizende Partien", so geht es wohl auch hier, und insofern jeder Mutter Kind, wenn auch eben nicht das schönste, doch gewiß das liebenswürdigste und holdeste ist, insofern sind auch unsere Umgebungen die liebsten und traulichsten, wenn auch nicht die schönsten in der Welt. Wir wollen sie vorerst ein wenig im Allgemeinen beschreiben.

Im Osten unserer Stadt zieht eine weite Ebene gegen die sanftblauen ungarischen Berge hin, und ist geschnitten, oder gleichsam mit Silberbächen eingelegt, durch den vielarmigen, vielgewundenen Strom der Donau, deren Glanz noch erhöht wird durch den dunkelgrünen Saum ihrer Auen, und durch das Laub ihrer Inseln, die wie dunkle, weit hingehende Flecken in das wallende Silber gestreut sind. Nördlich des Stromes, bis gegen Mähren hin, zieht sich das Marchfeld, im Westen durch das Kahlengebirge, im Norden durch den mährischen Höhenzug und im Osten durch die March geschlossen, – ein Boden, reich an

Getreide und Dörfern, dreimal ein berühmtes Schlachtfeld, aber für das Auge des Landschafters erst ein gelblichter Fleck, dann ein duftiger Streifen; hie und da ist der Schatten einer Baumgruppe eingestreut, oder der weiße Blick eines Kirchthurmes. Im Westen dieses Feldes beginnt, wie wir schon an einem andern Orte gesagt haben, das Kahlengebirge, und zieht einen mit Wald, Feld und Reben bedeckten Höhenzug halbmondförmig um die Stadt. Dieser Höhenzug setzt sich von Nord nach Süd streichend bis zu jener Alpenkette fort, die von West gegen Ost zwischen Österreich und Steiermark zieht; er heißt der Wienerwald und ist eigentlich ein Arm der Steirer-Alpen, den sie nordwärts gegen die Donau strecken, ehe sie selber in den Ebenen Ungarns und in Oststeiermark ersterben. Süd und Südost von Wien besetzt ein sanfter, breitgedrückter Hügel, der Wienerberg genannt. Da wir von den südlichen Basteien der Stadt auch die blauen Häupter und die gezackten Mauern der Steirer-Alpen sehen, namentlich einen König derselben, den Schneeberg, und da wir jetzt mittelst der Gloggnitzer Eisenbahn in ein paar Stunden an ihrem Fuße sind, so fangen wir allgemach an, sie zu unsern Umgebungen zu rechnen.

Der Leser sieht, daß bei einer Umgebung so gewöhnlicher Art eigentlich der Ausdruck „schön" oder „reizend" nicht gebraucht werden kann, in der Art, wie wir ihn von einer Schweizerlandschaft an einem ihrer Seen gebrauchen, ja, wer nur die Landschaftsdichtungen des Landes ob der Enns gesehen und genossen hat, begreift den Enthusiasmus der Wiener nicht, in den sie häufig über ihre Umgebungen gerathen; aber wer nun drei, vier, acht, eilf Jahre in den ewig grauen Mauern und ewig fahlrothen Dächern dieser Stadt gelebt hat, nicht einmal einen blauen, sondern häufig einen durch Staub getrübten Himmel gesehen hat,

sich höchstens an der familienähnlichen Sippschaft der Akazien und Kastanien des Glacis oder der Basteien erlabt hat, wer hiebei nur zeitweise die Auen des Praters besucht, und sonst in einem drückenden, drängenden Berufsgeschäfte arbeitet: der, wenn er nun einmal hinauskommt, begreift nicht nur jenen Enthusiasmus, sondern geräth selber in den höchsten. Und in der That, wenn man nicht eben die erhabensten und epischen Landschaftsdichtungen verlangt, sondern mit einem lieblichen, reichen, gemüthanregenden Gemische von Feld, Wald, Weinberg, Hügel, Höhenzug, Strom und eingestreuten Landhäusern und Dörfern vorlieb nimmt, bei welch allem, wenn man nur ein wenig emporsteigt, überdies noch immer das Epos der Alpen im Hintergrunde schwebt, der wird gewiß auch die Umgebungen Wiens schön nennen, in dem Sinne, wie man gewöhnlich Gegenden schön nennt, an die man nicht eben die Anforderungen von Hochalpencharakter, oder von Meereserhabenheiten macht.

Wir werden im Verlaufe dieses Aufsatzes Gelegenheit bekommen, den Leser in eine oder die andere unserer Umgebungen zu begleiten.

Wie aber gewöhnlich der Wiener, oder eigentlich der Mensch, das Vergnügen zu dem Vergnügen fügt, das Nützliche zu dem Schönen; oder auch, wie jeder gesunde, heitere Mensch, das Sinnliche zu dem Vernünftigen: so geschah es auch hier, daß immer schöne Punkte und Wirthshäuser bei einander stehen. Man hat uns deswegen häufig getadelt, und die Wiener Backhühner sind ordentlich berühmt geworden, so wie unser ewiges Weintrinken und Aufwarten mit einem Glase Wein. Aber ich glaube, man hat hierin Unrecht. Wenn die Bewohner der kleinen Stadt, die uns tadeln, bedächten, daß unsere Spazier-

gänge nicht sind, wie ihre, daß sie im Augenblicke außer ihren Thoren, auf dem Lande und im Schoße der Bäume sind, wir aber so weit gehen müssen, daß sie es schon eine Reise nennen würden — wenn die kleine Stadt das bedächte, so würde ihr auch einfallen, daß man auf einer Reise einkehren müsse — und deshalb kehren wir ein. Es wäre in der That zu viel für ein Vergnügen verlangt, daß man, wie in der Wüste, Speise und Trank mitschleppen müßte; daher barmherzige Menschen an Stellen, denen sie abmerken, daß viele Wiener sie besuchen, gerne ein Wirthshaus bauen, um jenen Wienern ein Obdach und Labung zu geben. Ob hiebei zu viel oder zu wenig Wirthshäuser sind, kann der Fremde gar nicht ermessen, da er nicht weiß, wie viele wir in einem gegebenen Augenblicke da oder dort sein werden, wie viel wir also Labung und Obdach bedürfen. Was das Weintrinken anbelangt, so hat der Fremde auch Unrecht, weil er blos sagt: wir trinken Wein, wir ihm aber antworten könnten: wir trinken auch Bier; und wir danken Gott, daß er uns ein Land gab, wo Beides gedeiht, und Fröhlichkeit dazu, Beides zu genießen. Wenn in einem Lande, wo ein guter, derber, gesunder Wein wächst, kein Wein getrunken würde, oder knickerisch wenig Wein getrunken würde, so wäre dies ja reiner Undank gegen das Land und den Schöpfer des Landes, und diesen Undank läßt sich der Österreicher überall nicht zu Schulden kommen. Was endlich die Backhühner und den Wein anlangt, so zeigt sich das Auffallende, daß allerlei Fremde, wenn sie zu uns kommen, Backhühner und Wein verzehren wie wir, und zwar so viele Backhühner und so viel Wein, wie wir. Ich denke, es muß die Sache entweder in der Luft liegen, oder die Fremden thun dergleichen zu Hause auch, wie wir zu Hause — oder sie benützen es, daß hier

eben diese Dinge zu haben sind. Bei uns ist es zuweilen umgekehrt; der Schreiber dieser Zeilen wenigstens fand einmal eine Kaltschale, die ihm ein nördlicher Landsmann bereitete, als ein grausames Gericht, das er schnell durch einen einfachen, aufrichtigen Grinzinger hinunterschwemmen und amortisiren mußte. Diese kleine Abschweifung über die verkannten Wirthshäuser in unserer Umgebung sei mir erlaubt; ich kehre wieder zu meinem Stoffe zurück. — Doch noch eine Kleinigkeit muß ich hinzufügen. Man wirft uns nämlich vor, daß wir jeden höhern Genuß, z. B. den der Natur, den einer schönen Musik, einer häuslichen Freude u. s. w., sogleich mit Essen und Trinken verbinden. Freilich ist die Sache wahr, aber es ist nur so: wir sind ein behagliches, sinnliches Volk, d. h. ein Volk, das seine guten, tüchtigen, körperlichen Eigenschaften hat und auf selbe hält. Da nun bei jedem gesunden und unverbildeten Menschen der ganze Mensch seine Rechte hat, so redet, wenn die Herrschaft „Vernunft" ein Fest feiert, auch die Dienerschaft „Sinnlichkeit" ein Wörtchen darein, und die Sache ist erst vollendet und ganz, wenn sich alles auf gleiche Weise freut, jedes nach seiner Art. Daß es übrigens in andern Ländern auch nicht gar viel anders ist, lese ich ja täglich in Zeitungen. Sobald mit den erhabensten Gefühlen einem großen Manne eine Statue gesetzt ist, so sitzt man nieder und gibt ein Bankett; wenn nationale Feste gefeiert werden, wenn man sich im Großen versöhnt, wenn ein Durchreisender gefeiert wird, so deckt man den Tisch — und so ist es, und so ist es gewesen, und so wird es sein. Darum, lieber Mit-Wiener, gehe aufs Land oder halte Hochzeit, oder Kindtaufe, oder Abschied, oder Willkommen, so lasse deinen Körper sich mit freuen, gib ihm ein Glas Wein, bringe ihn in eine behagliche Stellung, zünde

ihm auch etwa eine Pfeife Tabak an — dann, wenn er so zufriedengestellt ist, so genieße du die höhere und höchste Freude, die sonst auch noch zu haben ist. Wenn Andere anders sind, so beneiden wir sie nicht darum; es kommt nicht darauf an, wie wenig man sich sinnlich freut, sondern darauf, wie stark man dies auch im höhern Sinne kann.

Nun endlich zu unsern Ausflügen und Partien zurück. Sie theilen sich in zwei Klassen: in die zufälligen und in die beständigen. Die ersten sind solche, die eben von der Laune, dem Wetter und dergleichen abhängen; die zweiten aber müssen immer zu einer gewissen Zeit, an einen gewissen Ort hin geschehen. So z. B. ist am Ostermontage und am ersten und am zweiten Mai Pratergang oder höchstens Augartenbesuch — dann sind für das eigentliche Volk die sogenannten Kirchtage der umliegenden Punkte die eigentlichen Tage der Volksfeste. Hierunter nimmt der Kirchtag in der Brigittenau, der zwei Tage dauert, den ersten Platz ein — dann ist der Kirchtag in Mariabrunn, am Feste Mariä Geburt, ein wahres Volksfest; dann sind die zu Berchtholdsdorf, Hitzing, Grinzing u. s. w. An einem solchen Kirchtage ist der Ort, wo er gefeiert wird, überfüllt von Menschen der mittlern Klasse; in allen Wirthshäusern, Kneipen, Schenken, Gärten der Weinhauer (Winzer) erklingt Musik, und wenn es auch nichts anderes ist, als eine Drehorgel, und lustige Gruppen sind im Hin- und Zurückwandern begriffen und an manchen Stellen trifft man Tanz, wenn auch oft die größte Sommerhitze herrscht. Manche dieser Kirchtage haben auch eine hervorragende religiösere Bedeutung, wenn auch das Irdische noch ein wenig stark darin vorherrscht, wie z. B. der in Mariabrunn am achten September. Wir wollen ein wenig bei ihm verweilen.

Mariabrunn liegt etwa eine Wiener Meile westlich von der Stadt. Es war einmal ein Kloster, die Gebäude sind aber jetzt zu einer Forstschule eingerichtet. In der kleinen Kirche wird das Gnadenbild Maria's verehrt. Die heilige Sage erzählt, daß dieses Bild in einem Brunnen aufgefunden worden sei und im Mittelalter viele Wunder gewirkt habe, worauf eine Kapelle und daraus das Kloster entstanden sei. Es liegt außer unserm Zwecke, näher auf diese Entstehung und Ausbildung einzugehen. Der Ort liegt sehr anmuthig am Eingange des Wienerwaldes, dessen Berge nebst einem Theile des kaiserlichen Thiergartens ihn umstehen. Gegen Norden breitet sich eine sanft emporsteigende Wiese aus — und diese ist der eigentliche Schauplatz des Kirchweihfestes der Wallfahrer. Schon beim ersten Morgengrauen des achten Septembers treffen einzelne Pilger und Gruppen in Mariabrunn ein, die gar nicht gerechnet, welche schon Tags zuvor gekommen sind. Beim Vorrücken des Tages vermehrt sich auch die Zahl der Waller, bis endlich die Straße, die an dem Stifte vorbeiführt, so dicht besetzt ist, daß man dem Strome entgegen gar nicht durchdringen kann. Die Kirche, in welcher feierlicher Gottesdienst gehalten wird, ist bald besetzt, und zwar so gedrängt, daß keine Nadel zwischen den Menschen zu Boden fallen könnte. Diejenigen, welche in der Kirche keinen Platz mehr finden, oder die große Zahl derer, die sich überhaupt um eine Kirche gar nicht bekümmern, treiben sich außen herum. Auch das Gasthaus wird bevölkert, und während die Orgel aus der Kirche herüber tönt, erheben sich dort Töne und Klänge, die nichts weniger als nach Andacht und Pilgerfahrt lauten: nämlich Singen, Lärmen, Gläserklirren, Klappern mit Tellern und Gabeln. Gegen Mittag und nach Ende des Gottesdienstes fängt eigentlich das wahre

Volksvergnügen an. Es füllt sich nämlich obbenannte nördliche Wiese, so groß sie ist, mit der Menge des herbeigeströmten Volkes. Es lagert sich in allen möglichen Gestalten und Gruppen auf derselben. Tücher werden ausgebreitet, die mitgenommenen Speisen und Getränke werden darauf ausgepackt und verzehrt. Man kann ganze Familien mit Großvater, Großmutter, Tante, Vettern, Eltern und Kindern sehen, wie sie um ein solches Tuch, ja oft blos um ein Stück Packpapier herumlagern und ihre Mahlzeit verzehren. Auch herumschwärmende Gruppen trifft man, welche im Lager hin und herziehen, wobei sie häufig auf einem abgebrochenen Zweig ein Sacktuch oder ein Umhängtuch einer Schönen als Fahne tragen. Buden sind aufgeschlagen, in denen man Bildchen, Eßwaaren, Getränke und dergleichen zu kaufen bekommt, oder in denen bekannte Volksspiele geboten werden, die die Gewinnlust manches der Vorübergehenden reizen und ausbeuten. An einer andern Stelle postirt sich eine Drehorgel und improvisirt aus lustigen Handwerkern und ihren Schönen einen Tanz um sich herum, der nichts als einen weichen Rasen unter den Füßen hat — während an einer andern Stelle ein Harfenist eine tragische, blutdürstige Ballade vor seinen Zuhörern herabkanzelt, oder ganze Gruppen aufgereizter Burschen jauchzen und Lieder singen.

Wenn man in einer etwas größern Entfernung in einem der stillen Wälder ist, so hört man an diesem Tage das Brausen der Menschenmenge nicht anders, als wie das Murmeln entfernter Meereswogen. Es wird nicht übertrieben sein, wenn ich sage, daß an einem besonders schönen Tage dieser Art zehn- bis fünfzehntausend Menschen auf dieser Wiese gelagert sein mögen, die alle lustig und freudig sind, da der Wiener sich gerne an Volksmengen entzündet und steigert. Hiebei sind die noch nicht gerechnet,

welche in den Wirthshäusern und auf den Rasenplätzen der herumliegenden Orte zerstreut sind, z. B. in Hadersdorf, Weidlingau, Haimbach, und auch die nicht, welche Mariabrunn gar nicht erreichten, sondern schon im Brauhause zu Hütteldorf kleben bleiben mußten. Dieses Treiben herrscht gewöhnlich bis gegen Abend; dann lichten sich die Reihen. Der am Morgen hinausgekehrte Strom ist nun ein sich zurückwälzender, und wenn man in der Dämmerung über die Wiese geht, so ist sie leer, der Rasen ist zertreten, Zäune und Einfriedungen sind theilweise umgerissen, und von den Gebüschen hängen Zweige und Äste herunter, an denen man gerissen. Das erst heute entstandene Meer ist wieder verronnen, nur einzelne Nachzügler und schwärmende Gruppen sind in den Gasthäusern zurückgeblieben, weil sie es nicht anders thun können, als daß sie erst am Morgen mit wüstem Kopfe und verstörten Gesichtern nach Hause gehen. Mancher arbeitende Vater mit seiner Familie aber hat sich eine solche Erholung aus dem aufregenden Gange, aus der gesehenen und mitgenossenen Lustigkeit, aus der heitern Luft und der erquickenden Landschaft mit nach Hause gebracht, daß er wieder wochenlang in seiner dumpfen Stube arbeiten und aushalten, und Abends bei einem Glase Bier mit seinen Nachbarn oder mit seinen Kindern von dem Kirchtage zu Mariabrunn reden kann. Ich meine darum, daß man nie und nirgends solche Feste, die sich das Volk selber gibt, um sich in Masse zu freuen, ausrotten soll, weil ein heiteres Volk auch ein gutes Volk ist, weil der Österreicher in seiner gesunden Herzensgüte nirgends zu großen Ausschreitungen geneigt ist, und weil der geringe Schaden, der sich zeigt, wenn die Heuschreckenwolke wieder verflogen ist, leicht ausgebessert werden kann. Die Wiese wird ohnehin immer vorher abgemäht und die abge-

schnittenen Äste und Zweige an den Waldbüschen, welche eine kriegslustige Jugend als Beute mitgenommen, verwachsen sich im Laufe des Jahres bis zum Unkenntlichen wieder.

Die andern Ausflüge, welche nicht an eine Zeit und an einen Ort gebunden sind, sind natürlich viel häufiger; aber sie sind im Ganzen minder interessant, da sie im Grunde nichts Volksthümliches haben, sondern jeder großen Stadt eigen sind, nur mehr oder minder nach dem Charakter des Volkes schattirt. Genuß ist die Losung des heutigen Zeitgeistes, und mit der Geselligkeit steigt der Genuß. Ist es ja selbst mit den Thieren nicht anders; die scherzenden, schäkernden, spielenden sind zugleich die in Heerden lebenden; der einsame Geier und der Adler sind die ruhigsten und mäßigsten. Die Freude des Landmannes dreht sich in einem einförmigen Kreise, und dies um so mehr, je mehr er im Walde und von größern Städten entfernt lebt. In der Stadt, und insbesondere in der Hauptstadt, drängen sich die Reizungen und Lockungen, namentlich da ein großer Theil der Bewohner sich davon nährt, andere zu reizen und zu locken. Das Beispiel, die Hoffart thun das Ihrige hinzu — und so rennt und stürzt sich alles in den Genuß, um von dem Leben, als sei es nur eine Minute, ja gewiß sein Theil wegzubekommen. Diese Sucht pflanzt sich bis zu den untersten Klassen fort; daher lechzen die, welche die ganze Woche in Arbeit sind, nach dem Sonn- und Feiertag, um da endlich dem Genusse nachjagen zu können. Im Sommer besteht er nun gewöhnlich darin, daß sie sich von der düstern Arbeitsstube losspannen, und ins Freie hinaus trachten. Man sieht daher gerade an Sonn- und Feiertagen alle Straßen, die vor den Linien Wiens ins Freie führen, mit fröhlichen Menschen der untern Stände bedeckt — es mag wohl Luft,

Freiheit, Sonnenschein seinen gebührenden Antheil an dem Spaziergange haben, aber insgesammt ziehen sie doch alle dem einen oder dem andern Unterhaltungsplatze zu, wie sie gleich unzähligen Monden die Sonne Wiens umgeben. Dort geben sie sich der Fröhlichkeit, dem Lärmen, Lachen — und dem Essen und Trinken hin. Ein Bestandtheil ist es aber immer, der an solchen Unterhaltungsorten nie fehlt und nie fehlen darf, nämlich die Musik. Es ist, als wenn Wien die Stadt der Musik wäre, und das Volk sich von Musik, wie von der Luft nährte. Wo nur immer wenigstens eine Bank ist, daß sich ein paar Gäste darauf niedersetzen können, um einige Gläser Landwein zu genießen, dort finden sich bald auch Musikanten hinzu, wäre es auch nur einer, der die Guitarre kneipt, und ein anderer, der dazu singt.

Die Plätze, denen das Sonntagspublikum zuzieht, wechseln auch und haben so gut ihre Moden, als die Kleider; ja oft taucht ein Phänomen dieser Art auf, überstrahlt in Kurzem Alles an Glanz, und sinkt wieder spurlos in Nichtigkeit zurück. So z. B. erinnere ich mich, daß im Winter 1830 Einer außerhalb der Stadt einen Saal aus purem Eise baute, und daß durch Monate jenes harten Winters die dahin führende Straße wörtlich mit Wallfahrern bedeckt war, die sammt und sonders den Eispalast sehen wollten — und daß Mancher sich Entzündungen und Rheumatismus zuzog, blos um sagen zu können, daß er im Eissaale getanzt habe. Das Glück begünstigte auch den Unternehmer; denn ein Tag wie der andere, bis zum letzten Februar, waren granithart gefroren. Alle Eistempel, Salons und Palais, welche in folgenden Wintern gebaut wurden, schlugen nicht mehr so an und schmolzen schmählich dahin. — Eben so wurde vor mehreren Jahren bei Meidling, nächst Schönbrunn, eine Rutschbahn, unter

dem Namen Tivoli, angelegt, wo es eine förmliche Schande war, noch nicht dort gewesen zu sein — jetzt spricht fast Niemand mehr davon. Aber es gibt auch Orte, welche ihren Ruf unerschütterlich behaupten. Hierher gehören alle jene, welche durch den stillen aber dauernden Reiz guter Speisen und Getränke wirken. Da kenne ich anspruchlose Feinschmecker, die eine ordentliche statistische Karte der Umgebungen Wiens halten. Dorthin gehen sie wegen des erlesen guten Glases Grinzinger, hierher zum guten Märzbier; ein anderer Tag ist dem Karpfen gewidmet, der da am besten gebacken ist, wieder ein anderer dem feinen Schinken, der dort ausgeschnitten wird — und so haben sie die Gänse, den Hasen, die Würste — bis zu den Knödeln herab. Daß diese Besucher nicht auf Pracht und Reiz der Gegend schauen, versteht sich von selbst, über derlei sind sie hinaus; auch die Musik sucht er sich bald durch ein paar Groschen vom Halse zu schaffen. Dann sind Orte, die ihrer Lage nach, ihren sonstigen Annehmlichkeiten, und dem alten Rufe nach beliebt sind. Da ist z. B. Hitzing, ein Dorf am Ende des Schönbrunner Parkes, wo es im Sommer so gedrängt ist, wie fast in keinem Theile der Stadt selbst. Dommaiers Casino erschallt von Musik, meist der des Walzercomponisten Strauß, und sein Garten und Salon ertönt von Gläsern und Rufenden und Lachenden. Das Dorf vergrößert sich aber auch so, daß es eigentlich eine Stadt ist mit Gassen, in denen man sich in der That vergehen kann. Im Osten Wiens liegt der Ort Simmering, der an Sonntagen die Bewohner der ihm nächstgelegenen Vorstädte verschlingt; weiter rechts ist das Stadtgut, ein Salon, wo auch öfter Feuerwerk, Beleuchtung, Affenkomödie u. dgl. ist; dann ist Meidling, Liesing mit dem Felsenkellerbier. — Im Westen ist Penzing, St. Veit, Hütteldorf (ein Brauhaus) und die

kleineren Posten. — In Nord und Nordwest ist Döbling, Grinzing, Sievering, Nußdorf, Weidling .... und wie sie alle heißen. — Jenseits der Donau ist Jedlersee, Enzersdorf, Korneuburg u. s. w. — Wundern mag es den Fremden, daß wir einen so großen, reizenden Strom haben, der sich noch dazu in der Nähe Wiens in so viele liebliche Arme auseinander gießt, und daß er so wenig von Spazierfahrern und andern Wasserfreunden bedeckt ist. Die Ursache mag wohl darin liegen, daß unser Strom, unähnlich dem Rheine und der Elbe, ein wilder und reißender ist, der nicht nur sein Befahren, namentlich für den Ungeübteren, sehr gefährlich macht, sondern auch gegen das Wasser nur sehr beschwerlich oder gar nicht befahrbar ist. Dies bewirkt, daß das schöne Stromsilber unserer schönen Donau einsam durch den Smaragd seiner Auen rollt, nicht einmal von großen Schiffen besonders belebt, da die Dampfboote oberhalb Wien, in Nußdorf, die der untern Donau unterhalb Wien im Prater bei den sogenannten Kaisermühlen anlegen, und die Frachtschiffe durch den schmalen, bogenartigen Seitenarm, der sich bei Nußdorf von dem Hauptstrome loslöset, an die Stadt hereinfahren. Und gerade dieser Arm, den sie Donaucanal nennen, hat auch in der That etwas Canalartig-Reizloses, und reicht bei weitem nicht an die Anmuth und Großartigkeit der Donau bei Greifenstein, Klosterneuburg und unten bei der Insel Lobau.

Außer den oben genannten Ausflüglern und Genußjägern gibt es noch andere, zwar auch Genußjäger, aber feinere, nämlich solche, welche ländliche Reize und landschaftliche Vergnügungen aufsuchen. Ich kenne einen Mann, der alle Fußpfade in allen Wäldern und Parken auf zwei Meilen Halbmesser um Wien herum kennt, und das will sehr viel sagen, wenn man an die

mannigfaltigen Verschlingungen des Wienerwaldes denkt. Wir wollen es versuchen, einige der schönen Punkte dieser Art in Kürze zu bezeichnen. Von dem oben berührten Forstinstitute Mariabrunn führt rechts von der Heerstraße ab eine Kastanienallee in ein anmuthig gelegenes Dorf, Hadersdorf geheißen, hinter dem in englischen Gartenanlagen das Grabmal des großen Generals Laudon steht. Hinter diesem Grabmale führt eine gerade Straße, beständig von den Buchenlaubbergen des Wienerwaldes begleitet, tiefer in das Gebirge hinein, so einsam, daß man in der entferntesten Landruhe zu verweilen vermeint. Wenn man auf dieser Straße in den Ort Mauerbach gelangt ist, steigt man auf äußerst sanften Fußpfaden bald über grünen Weidengrund, bald zwischen zerstreuten Bäumen, bald zwischen Gebüsch und Wald hindurch, allmälig empor, bis man plötzlich am Rande des Höhenzuges steht, der auf der andern Seite steil abstürzt, und unten das kleine Dorf Tulbing und das ganze Tulnerfeld zu Füßen legt. Der Punkt, auf dem man steht, heißt der Tulbinger Kogel. Außer dem Gipfel des Schneeberges wird es wenig Punkte geben, auf denen eine schönere Aussicht ist, als auf diesem eigentlich kleinen Berge. Vom Schneeberge an über den Ötscher hinauf, bis zu den Häuptern im Lande ob der Enns sieht man den ganzen österreichisch-steierischen Alpenzug, von dem Stifte Göttweih könnte man fast die Fenster zählen, und die Riesenschlange der Donau liegt auf der ganzen Strecke von Krems bis Greifenstein aufgerollt. Das große Tulnerfeld stellt sich wie Mosaik dar, so klein erscheinen seine Felderabtheilungen, und auf die Stadt Tuln meint man mit einem Steine hinwerfen zu können. Es steht auf diesem Punkte ein von Holz errichteter Balkon, der die Rundsicht gewährt. Nur gegen Osten ist die Aussicht beschränkt; da stellen sich näm-

lich dieselben Waldberge, wie der Tulbinger Kogel selbst, und ungefähr von derselben Höhe, vor das Auge.

Aber nicht der Tulbinger Kogel allein ist es, welcher dieser Umgegend Werth verleiht; das Hauptthal, welches von Hadersdorf nach Mauerbach zieht, hat ein paar ungemein reizende Seitenthäler, Haimbach und Steinbach. In beiden sind nur wenige Häuser, aber höchst anmuthige Höhen und Gebüsche. Von Haimbach führt ein Pfad den Berg hinan auf die sogenannte hohe Wand, wo eine zwar weit beschränktere Gebirgsaussicht ist, als auf dem Tulbinger Kogel, aber dessenungeachtet eine noch immer sehr schöne. Von Haimbach sind bis Hadersdorf schöne Pfade durch den Buchenwald angelegt und mit Ruhebänken versehen. Aber auch von der hohen Wand aus kann man auf noch viel lockendern und einsamern Holz- und Jägerpfaden zu verschiedenen Punkten der Gegend gelangen.

Der Kahlen- und Leopoldsberg bieten eine Aussicht über das Marchfeld bis zu den ungarischen Bergen, und eine Übersicht über die ganze, bunte, steinerne Scheibe der Stadt Wien. Dann ist in demselben Höhenzuge der Hermannskogel, der ebenfalls eine der lieblichsten Rundsichten gewährt. Und wunderbar ist es, welch' stille Waldeinsamkeiten, tiefe Thalschnitte mit dem kleinen, kühlen Wässerlein, schattende Baumhänge und idyllische Triften man zwischen den obbenannten Höhenpunkten trifft. Selbst der Hirte mit seiner Heerde fehlt auf den von Wald entblößten Weideplätzen nicht, nur daß er hier nicht das Hirtenhorn, sondern eine kreischende Trompete bläst, und meistens noch dazu eine Klappentrompete.

Ein sanftes, schönes Thal geht, wenn man die Straße an der Donau aufwärts gegen Klosterneuburg zieht, links aus den Bergen heraus, läßt ein glasklares Wasser gegen die Donau her-

vorschießen, und schließt den Blick jenseits des Stromes mit den sanft dämmernden Wänden des Bisamberges. In dem Thale liegt der Ort Weidling mit seinen berühmten Rebenabhängen. Eine schöne Wanderung dem Bache entgegen führt in den Park von Dornbach, durch welchen man, sich links wendend, wieder zur Hauptstadt gelangt. Der Kahlen- und Bisamberg stürzen gegenüber so steil ab, und lassen die Donau zwischen sich durch, daß sie wie zwei andere Säulen des Herkules dastehen, und daß sich die Sage gebildet hat, sie seien eigentlich ursprünglich ein einziger, von der Donau entzwei gerissener Berg gewesen. Dann müßte das Tulner Feld nothwendig ein See, und die gegen dasselbe schroff absteigenden Tulner Höhen seine Ufer gewesen sein. Wir können uns in diese geognostischen Vermuthungen nicht einlassen, sondern bemerken blos, daß es ein wahrer Segen ist, daß jetzt die Donau zwischen den Bergen herausfließt, und daß oberhalb ein so schönes, gartenartiges Land liegt. Die Waldhöhen, die von dem Kahlenberge südwärts ziehen, sind es, die die obigen Punkte und überhaupt die von den Landschaftsfreunden gesuchtesten und beliebtesten Stellen enthalten. Seit wir die nach Süden führende Eisenbahn besitzen, gehört auch Baden gewissermaßen zu den unmittelbaren Umgebungen Wiens, da man es von dem Bahnhofe aus in vierzig Minuten erreichen kann — und die Umgebungen Badens und der Brühl sind seit undenklichen Zeiten in den Jahrbüchern Wiens berühmt. In weniger als einer halben Stunde erreicht man von dem Bahnhof aus den uralten Markt Mödling, wo einstens die Herren von Mödling hauseten, ja selbst zu Zeiten die Markgrafen und Herzoge von Österreich residirten. Der Ort mit seiner malerisch alten Kirche lehnt sich an einen Zweig des Wienerwaldes, der aber hier in

kahlen und felsigten Höhen vorspringt. Von Mödling aus ist ein schmales Thal ins Gebirge hineingeschnitten, welches einen Bach hat und zu dessen beiden Seiten mit Häusern besetzt ist, die zerstreut aus dem Grün der Bäume heraus, und von dem Grau der Felsen wegblicken. Die Seitenwände des Thales steigen oft als grüne Waldberge, oft als kahle Felsen empor. Dieses Thal heißt die (von den Wienern so geliebte) Brühl. Wer Alpenfelsenthäler gesehen hat, kann das Entzücken der Wiener über dieses Thal nicht theilen, aber anmuthig und reizend ist es immer, nur daß der Reiz, der gerade Gebirgsthäler am holdesten schmückt, hier ganz und gar fehlt, nämlich der der Einsamkeit. Man kann nämlich nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf geputzte Menschen zu stoßen. Die Brühl ist bekannt durch ihre vielen Ruinen, unter denen auch zum Unglücke neue, d. h. nachgemachte, sind.

Baden war einst der Lieblingsort der Wiener, da noch der Hof alle Sommer einige Zeit dort zubrachte, aber auch jetzt ist die kleine, freundliche Stadt noch reichlich besucht. Sie liegt ebenfalls am Rande des Wienerwaldes, und von ihr führt ebenfalls ein Thal in denselben hinein, das so oft beschriebene und besungene Helenenthal. Es ist eine der liebsten Wanderungen durch dieses Thal bis zum Kloster Heiligen-Kreuz. Mit seiner andern Seite blickt Baden über eine sehr große Ebene bis zu den Leithabergen Ungarns. Jede seiner Waldhöhen hat daher eine sehr schöne Aussicht. Was es im Sommer in Baden an Bällen u. dgl. gibt, gehört nicht hieher, da dies eigentlich ein Stück Stadtleben ist, welches die Landbewohner mit hinauszunehmen, wir aber hier blos vom Lande und den Ausflügen dahin reden. Eben so wenig lassen wir uns hier in die Heilquellen Badens ein. Freilich, wenn wir einmal in Baden sind, könnte uns die Lust verleiten, mit allen

unsern Lesern in das Gebirge zu wandern, sie nach Gutenstein zu führen, durch das Klosterthal, auf den Schneeberg, ins Höllenthal, in die Prein, dann wären wir bald in Steiermark, — — aber, da wir hier nur von den Umgebungen Wiens reden, so darf uns die Lust nicht verführen, sonst kämen wir mit demselben Rechte auch in Steiermark sachte von einem Stücke zum andern, und fänden dann auf einmal in Triest, was doch wahrlich nicht zu den Umgebungen Wiens gehört.

Nur der Schneeberg und sein angrenzendes Land gehören jetzt beinahe dazu, da man auf der Eisenbahn in drei Stunden in Glogguitz sein kann, und von da in einer halben Stunde in Reichenau am südlichen Hange des Gebirgsrückens, als dessen höchster Punkt der Schneeberg emporragt. Unzählige Male wird jährlich diese Hochalpe von Wienern und Fremden besucht. Die Besteigung ist außerordentlich leicht, wenn auch nicht von allen Seiten gleich leicht, aber gefährlich von keiner, und die Aussicht so lohnend, wie sehr oft von weit höheren Bergen nicht; denn der Schneeberg ist eine Voralpe, und steht trotz seiner Höhe ziemlich weit im Lande draußen, beherrscht daher nach optischen Gesetzen viel höhere, aber entferntere Berge. Um nicht diesen Aufsatz übermäßig breit zu machen, gehen wir nicht näher in dies verlockende Thema ein, eben so wenig, als wir den Leser durch das Thal der Schlögelmühl (das erste an Glogguitz), durch das von Reichenau und Hirschwang, zu jener Windbrücke geleiten, die, über die gebirgshelle Schwarza gespannt, das Höllenthal eröffnet — ein äußerst schmales, tiefgeschnittenes Felsenthal, von den Wässern der Schwarza durchrauscht, beiderseits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite stürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab, und gleichsam einen Schritt davon steigen schon

wieder die senkrechten Massen der Preuneralpen empor. Die Straße, welche durch dieses Thal führt, mußte theilweise den Felsen abgerungen werden, indem sonst nichts als die Schwarze Platz hatte. Der Weg läuft bald dies-, bald jenseits des Flusses, über den bei vierzehn Brücken gespannt sind. Vor noch nicht sehr vielen Jahren war kaum ein Fußpfad in diesem Thale, und man kann sich denken, welche furchtbare und entzückende Wildniß hier gewesen sein mag; zwei hohe Berglokasse mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüssen und Waldbreiten so nahe gegen einander schreitend, daß man meint, man könne von einem auf den andern hinüberrufen, zwischen ihnen meilenlang nichts als das rauschende, tosende Wasser und an dessen Ufern eine zerrissene, üppig aufsprossende Waldung — — — jetzt eine gute Straße mit Barrieren, Fiaker darauf aus- und einfahrend, Wiener Hütte, Shawls, Mantillen, schöne Herren — u. s. w. u. s. w. Der Schreiber dieser Zeilen ist froh, das Höllenthal noch lange vor der Entstehung der Eisenbahn gekannt und manche einsame Stunde in seinen Felsen verfessen zu haben. — — Doch eben, da ich den Leser nicht hineinführen wollte, führte ich ihn eben hinein. Allein mit diesem schönen, düstern, landschaftlichen Bilde schließen wir den Landschaftsrahmen, womit Wien umfaßt ist, da seine östliche und nordöstliche Seite nichts aufweiset, was den Landschaftsfreund anzieht, und da dorthin auch die wenigsten Ausflüge gemacht werden.

Wir haben bis hieher, um das System festzuhalten, drei Gattungen von Ausflüglern kennen gelernt, nämlich die zu Volksfesten, dann die zu Luft, Licht, Speise, Trank und Lustbarkeit — man glaube nicht, daß diese zwei Klassen zusammenfallen; denn es gibt Leute, die ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Stadtviertel

kommen, aber beim Brigitten-Kirchtag, zum ersten Mai im Prater u. dgl. sein müssen, und sollten sie dazu die Wäsche vom Leibe und das Bett aus der Kammer verpfänden müssen, — während die bloßen Lust-, Luft- und Genußritter oft Sonntag für Sonntag ins Feld rücken, und sich doch von derlei großen Schlachten wie die Volksfeste ferne halten. Zur dritten Klasse haben wir die Landschaftsbesucher gezählt, und wir gehen nun zur vierten über. Es sind dies diejenigen, die aus gar keinem Grunde ausfliegen. In einem schönen, bequemen Wagen zurückgelehnt schwimmen sie bei einer Linie hinaus, die Straße entlang durch allerlei Bäume und Häuser, und kommen dann wieder heim. Es gibt unzählige solche Schwimmer; aber umgekehrt ist nicht Jeder ein solcher, der in einem schönen Wagen fährt. Ich kenne manche Familie, deren leichtfüßige Renner nur das Mittel sind, sie schnell auf das Land in die schöne Natur zu bringen, wo sie sich harmlos ergehen neben dem Bürger oder Arbeitsmann, der mit einem Pack Kindern angekeucht kommt, um auch sein Stück Natur wegzugenießen. Den echten Schwimmer erkennt man an dem ruhigen, leeren Gesichte, mit dem er an den Dingen vorübergleitet. Es mögen Reiter oder Bäume, oder wieder Wagen sein, an denen er vorbeikommt; es mögen schöne Damen in den Wagen sitzen, oder eine Schaar Handwerksgesellen den Rinaldo Rinaldini singen: — ihm ist es einerlei. — Der ist noch nicht der rechte Schwimmer, der noch seinen Gesellschafter fragt, wer diese oder jene sei, wen sie heirathen werde, mit wem dieser oder jener verschwägert sei. — Das thut alles der rechte nicht, sondern er fährt aus, weil er ausfährt, und kommt nach Hause, weil er ausgewesen ist. O, wie viel tausendmal glücklicher ist die derbe, gesunde Sinnlichkeit Manches, dessen Hände mit grober Arbeit beschäftigt sind, und

der sich doch noch auf seinen irdischen Genuß freut, als dieses Gift des Reichthums, das schon aus dem jungen Herzen allmälig den ganzen Himmel und die ganze Erde herausfog, daß beide nichts mehr haben, um es dem Darbenden geben zu können. Ärgert euch nicht über Die, welche lärmend und schreiend, singend und jubelnd auf den Straßen, wenn es Abend geworden, der Stadt zuziehen; ärgert euch nicht, wenn sie selbst des Guten zu viel gethan haben und etwas wanken; gebet ihnen durch Unterricht, Beispiel oder sonst wie Höheres, so werdet ihr ihnen helfen. Aber dem Andern ist nicht mehr zu helfen, darum trauert über ihn; denn das einzige Heilmittel, das ihn retten könnte, ist er nicht mehr stark genug anzuwenden, nämlich Maß und Beschwerde. „Wo das Unangenehme bei Anstrengungen anhebt, hebt auch ihr Nutzen an," hörte ich einmal sagen, — aber diese Leute hören dort auf, wo das Unangenehme beginnt, also kommt der Nutzen gar nie. Jede große Stadt muß sie haben, weil sie ihnen die Lockungen geben kann, an denen sie verschmachten.

Wie schön ist dagegen jenes Bild, wo irdische Mittel zu höheren Zwecken verwendet werden. Wie wohlthuend ist der Anblick, wenn ich so eine Mutter mit einem vollgestopften Wagen rothbackiger Kinder, wie ein fahrendes Schwalbennest, sehe, welches sich dann auf irgend einem Anger ausleert, und die junge Brut in allen Richtungen freudig und rüstig herumspringt und sich an dem Dasein der jungen Körperchen ergötzt. Mögen sie bewahrt werden in dieser vollen, reinen Kraft, dann ist ihnen auch der ganze Himmel und die ganze Erde gegeben, die Jenem genommen sind.

Wie sehr der Wiener seine Landpartien liebt, geht aus dem Umstande hervor, daß an schönen Sonn- und Festtagen nicht nur alle Straßen und Fußpfade vor der Stadt mit Hinauswandelnde-

den bedeckt sind, sondern daß es auch Fuhrwerke und Bewegungswerkzeuge aller Art in Menge gibt, um diejenigen hinauszuschaffen, die ihre Füße nicht gebrauchen wollen oder können. Da sind unzählige Pferdehalter in der Stadt, welche den Sonntagsreitern zu Diensten stehen, die man dann auf allen Straßen zwischen den Wagen sieht. Da sind ferner die Gesellschaftswagen in ungemeiner Anzahl, so daß man sie auf gewissen Straßen, z. B. auf der Hauptstraße zu Mariahilf an Sonntagen ununterbrochen fahren sieht. In der Regel sitzen neun Personen in einem solchen Wagen, in manchem haben auch zwölfe Platz. Wie sehr sich die Menschen aller Art auf die Sommerfesttage freuen mögen, so sehr würden sich die Gesellschaftswagenpferde, wenn sie die Einsicht in einen Kalender hätten, davor fürchten, da diese Tage wahre Martertage für sie sind. Außer den hier genannten Bewegungsarten harren noch vor den Linien der Vorstädte eigens gebaute, sogenannte Steirerwagen mit Sitzen und einer Decke, die meist auf vier Stangen ruht, welche Wagen hier Zeiselwagen genannt werden, und dazu dienen, Gesellschaften, die sich zu diesem speciellen Zwecke erst auf dem Platze zusammenfinden, weiter zu befördern. Endlich sind noch die Fiaker und die eigenen Equipagen, die an schönen Tagen nicht wenig zahlreich auf den nächsten Straßen dahinrollen.

Wir können uns bei dieser Skizze nicht darauf einlassen, irgend ernste oder komische Einzelnheiten von Landpartien auszumalen, theils weil es unserem Zwecke zu fern liegt, theils weil derlei schon unzählige Male da war, und oft schöner, als es unsere schwache Feder zu zeichnen im Stande wäre.

Winterbriefe aus Kirchschlag.

(1866.)

I.

Gönnen Sie einem Manne, der zur Kräftigung seiner Gesundheit, die durch ein langes Leiden angegriffen war, sich der Meinung und dem Brauche zuwider einen Winteraufenthalt auf einem hohen Berge verordnete, zuweilen einen kleinen Raum zu einem wahrheitsgetreuen Berichte von diesem hohen Berge in die Ebene hinab. Vielleicht können diese Worte manchen Leidenden trösten und ihm Zuversicht zur Heilung geben, vielleicht können sie manchem, der das Landleben liebt, zu einem Entschlusse verhelfen, vielleicht können sie einem Naturfreunde Freude machen, und ihm Lust erwecken, die Herrlichkeiten des Berges selbst zu schauen, und vielleicht können sie die Eigenschaften dieses Berges in größeren Entfernungen bekannt machen, als es bis jetzt der Fall ist.

Dieser Berg ist der von Kirchschlag bei Linz.

Obwohl in der Nacht die Lichter der Landeshauptstadt Linz auf den Berg hinauf schimmern, obwohl man von ihm unter Tags die Häuser der Stadt und den Donauspiegel erblickt, und das Läuten ihrer Kirchenglocken, ja oft sogar das Trommeln ihrer Krieger hört, so werden doch nicht alle Bewohner von Linz sich

um den Berg bekümmert haben, noch weniger aber sind hinauf gestiegen, ihn zu betrachten, und die allerwenigsten haben eine Kenntniß seiner Eigenschaften erlangt. Und diese Eigenschaften sind solche, daß man oft weite Reisen macht, um ihres Nutzens und ihrer Freude theilhaftig zu werden.

Es sei mir erlaubt, zuerst im Allgemeinen von einigen Dingen zu reden, welche die Grundwirkungen auf das menschliche Leben ausüben und welche auf Höhen anders sind als in Niederungen.

Beginnen wir mit dem Feinsten und Holdesten, was wir für das Leben unseres Körpers und unserer Seele auf dieser Erde haben, mit dem Lichte. Wer kennt nicht das schauerlich schöne Gedicht Byrons „die Finsterniß", in welchem der Dichter erzählt, was wurde, nachdem das Licht von der Erde genommen war. Die Menschen zünden endlich Häuser, Kirchen, Wälder an, um Licht zu haben. Und zuletzt sind nicht mehr Menschen, Häuser, Kirchen, Wälder, und die Erde ist ein todter Klumpen. Welche Glut und Pracht der Farben haben Pelze, Gefieder, Blätter, Blumen und Früchte des lichtreichen Mittelgürtels der Erde, und wie geht das alles in ein eintöniges Graugrüne, Grau und Weiß in den Gürteln der lichtarmen Pole über. Man gebe einer Pflanze Wärme, Feuchtigkeit, Luft und Erde in der besten Güte, und lasse ihr gar kein oder nur ein mattes Licht, und sie wird farblos, unkräftig, spindelnd und strebt mit Angst in die Länge, um irgendwo durch eine Ritze oder ein Loch hinaus in das freudige Licht zu gelangen. Und wer weiß es nicht an sich selber, wie Klarheit des Lichtes Klarheit der Seele ist, und Dumpfheit des Lichtes Dumpfheit der Seele. Nervenleidende können durch einen in die Wochen dauernden, gleichfärbigen, bleiernen, sonnenlosen Himmel nach und nach

zur Verzweiflung gelangen. Menschen mit geringem Leben der Nerven und der Einbildungskraft verharren freilich in dumpfem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit, wie sie in klarem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit verharren.

Die Hauptquelle des Lichtes für unsere Erde ist die Sonne. Ihr Licht stürmt mit einer Schnelligkeit, davon wir keine Vorstellung haben, in die Räume. Es durcheilt in jeder Secunde über vierzigtausend Meilen. Körper von völliger Gleichheit ihres Wesens pflanzen die Bewegung des Lichtes fort, und heißen durchsichtig, solche, deren Wesen durch Stoffmischung unterbrochen ist, leiten es nicht so leicht, und heißen undurchsichtig. Das dichte, feste Glas, der noch dichtere Diamant sind durchsichtig, das lockere, lichtdurchzogene Glaspulver ist undurchsichtig, eben so der Badschwamm, der doch voll von Löchern ist. Das Licht wird nämlich beim Übergange von einem Stoffe in den andern immer zum Theile in den alten Stoff zurückgeworfen, und je mehr solche Übergänge in einem Körper sind, desto weniger wird endlich das Licht, wenn es von dem Körper herauskommt, und da kein Stoff vollkommen gleichartig ist, ist auch keiner vollkommen durchsichtig, selbst die Luft nicht. Daher ist das Licht, welches endlich durch die Luftschichten der Niederungen auf die Erde gelangt, schwächer, als das, welches auf den Gipfel eines hohen Berges niederglänzt. Das wissen Bergsteiger recht gut, wie ihnen alles an heiteren Tagen auf dem Berge in scharfem Lichte entgegen schaut, und bestimmte Schatten bildet, und wie selbst auf wagrechten Ebenen der Hochgebirge der sonnige Schnee leuchtet, daß er sogar Augenentzündungen zuwege bringt, was der sonnige Schnee der wagrechten Ebenen der Niederungen nie kann. Und das wissen auch die, welche länger auf einem Berge

gelebt haben, wie ihnen in den Niederungen an den klarsten Tagen wegen größerer Dunkelheit gewissermaßen bange wird. Dazu kommt noch etwas anderes, besonders bei größeren Städten. Wir sehen an den heitersten Tagen von unserem Berge hinab über der Donau-Ebene und namentlich über Linz einen schmutzig blauen Schleier schweben, die Ausdünstung der Niederung und insbesondere die Ausdünstung der Menschen, Thiere, Schornsteine, Unrathkanäle und anderer Dinge der Stadt. Der Mann, der aus der durchsichtigsten Bergklarheit auf diese Erscheinung nieder blickt, denkt unwillkürlich mit einer Art unheimlichen Gefühles daran, daß die da unten in diesem Schwaden und Brodem leben müssen. Endlich ist in Bezug des Lichtes noch zu beachten, daß die Niederungen, hauptsächlich die an Wässern, sehr oft an sonst heiteren Tagen Erdnebel oder Hochnebel ohne Sonne haben, während die Bewohner des hohen Berggipfels auf diesen Erdnebel oder Hochnebel wie auf ein silberschimmerndes Meer niederschauen, und über sich den blauen Himmel und die leuchtende Sonne haben. Ich werde von der unaussprechlichen Pracht dieser Silbermeere, die wir heuer genugsam beobachten konnten, ein anderes Mal sprechen, und mir auch erlauben, eine genaue Zusammenstellung der Licht-, Wärme-, Nebel- und Regenverhältnisse zwischen hier und Linz einzuschalten. Ich bemerke an diesem Orte nur, daß wir im Spätherbste oft 5—6 Tage, dann nach Unterbrechung wieder mehrere Tage den hellsten Sonnenschein hatten, während in der Ebene Nebel lag. Vom 19. December bis 2. Jänner, also 14 Tage, war in Linz ununterbrochen, mit Ausnahme von ein paar Abendstunden und zwei Mittagsstunden des 31. Decembers, theils Hochnebel, theils Erdnebel, und in Kirchschlag waren zwölf Tage davon ganze Sonnentage und zwei Tage waren bewölkt.

II.

Ich gehe zu dem zweiten Gegenstande, der zu den höchsten Lebensdingen gehört, über, zu der Wärme. Die Wärme ist für uns noch eine der räthselhaftesten Erscheinungen, und ihre Gesetze sind noch weit weniger erschöpft, als die des Lichtes. Wir empfinden die Wärme durch den Tastsinn, und diese Empfindung ist so wenig zu beschreiben als z. B. die des Süßen, Sauern und dergleichen. Wärme, die für uns groß ist, heißen wir Hitze, die für uns klein ist, Kälte. Völlige Wärmelosigkeit können wir uns gar nicht vorstellen. Für alles Leben ist eine gewisse Wärme schlechterdings nöthig, und zu große Wärme und zu wenig Wärme tödten geradezu das Leben. Es sind verschiedene Quellen der Wärme, und sehr oft tritt sie zugleich mit dem Lichte auf. Wie der Schall kein Stoff ist, sondern in Schwingungen eines Stoffes besteht, welche Schwingungen sich bis zum Gehörnerven fortpflanzen, und dort ein Bewußtwerden des schallenden Körpers, besonders aber eine eigene Empfindung erzeugen, die uns am lieblichsten als Klang anmuthet, und wie das Licht fast gewiß aus Schwingungen besteht, die an den Sehnerv treten und ein Bewußtwerden des lichtsendenden Körpers und eine dem Klange ähnliche Empfindung erzeugen, die Farbe: so ist das Wesen der Wärme wahrscheinlich in Schwingungen zu suchen, und zwar in solchen, die denen des Lichtes sehr nahe verwandt sind. Die

Wärme ist nie ruhend, sondern pflanzt sich stets fort, und thut dies auf zweierlei Weise: erstens wie das Licht in geraden Linien, die wir Strahlen heißen, und zweitens dadurch, daß jeder wärmere Stoff dem angrenzenden kälteren Wärme abläßt, was wir Mittheilung nennen. Stoffe, in denen die Wärme sich schneller verbreitet, heißen wir gute Wärmeleiter, die andern schlechte. Gute Wärmeleiter sind z. B. die Metalle, schlechte die Luft, das Wasser, das Holz, die Wolle. Schlechte Wärmeleiter entziehen dem Körper langsam die Wärme, die er hervorbringt, daher sind unsere Kleider und Wohnungen aus schlechten Wärmeleitern bereitet. Die Wärmestrahlen werden durch Körper, auf die sie treffen, zurückgeworfen, und zwar noch vollständiger als die Lichtstrahlen. Die Luft läßt sie am meisten durch, fast alle andern Körper werfen sie beinahe ganz zurück. Die Hauptwärmequelle für unsere Erde ist die Sonne, und hier zeigt sich eine höchst merkwürdige Erscheinung. Wenn das Licht der Sonne auf einen Körper trifft, so wird ein Theil zurückgeworfen, und ein Theil dringt ein; aber beide Theile enthalten zusammen nicht mehr die ursprüngliche Lichtmenge, sondern ein dritter Theil geht verloren, und dieser Theil ist dann Wärme. Es sei mir erlaubt, diese Erscheinung kurz auf Schwingungen zurück zu führen. Wenn Schwingungen eines Stoffes auf einen angrenzenden Stoff von anderem Schwingungsvermögen treffen, finden sie Widerstand, der wie ein Stoß rückgehende Schwingungen erzeugt, indeß sich der Körper auch auf seine Weise zu vorwärtsgehenden Schwingungen bequemt, die aber nothwendig auch andere Bewegungen seiner Theilchen zur Folge haben, die wieder Schwingungen sind, aber andere, weil eben der Körper ein anderes Schwingungsvermögen besitzt. Diese Schwingungen sind in unserm Falle

Wärme. Wir haben also dann rückwärtsgehendes und vorwärtsgehendes Licht und Wärme. Aus dieser Thatsache erklärt sich, weshalb Körper, in denen das Licht sehr viele Rückwerfungen erduldet, in der Sonne so heiß werden, z. B. Sand, dann die Luft unter mehreren übereinander gestellten Glasstürzen, die so heiß wird, daß darin Eier in Schnelligkeit fest gebraten werden. Wie solche Glasstürze, nur in minderem Maße, wirken die übereinander liegenden Schichten unserer Luft, und zwar desto mehr, je dichter, also schichtenreicher die Luft ist. Wenn daher die Sonnenstrahlen durch einen großen Luftraum und besonders durch die niedere, dichtere Luft gehen, so wird das Licht immer schwächer und die Wärme immer größer. Die Luft macht also aus Licht Wärme. Dies ist ein Hauptgrund, weshalb die höhere Luft kälter ist, und zwar um so mehr, je stärker die Lichtmacht einfällt. Außer der Luft machen auch noch andere lockere Körper aus Licht Wärme, und theilen sie der Luft mit. Daher auch aus diesem Grund körperreiche Niederungen so heiß werden können, und körperarme Bergspitzen so kühl. Auf Höhen wirken meistens nur die unmittelbaren Wärmestrahlen, in Niederungen, besonders in Städten, wird die Hitze, welche durch die von allerlei Körpern zurückgeworfenen Strahlen vermehrt wird, beängstigend. Daß die Wärmestrahlen desto stärker wirken, je senkrechter sie auffallen, weiß jedermann, doch gehört diese Erscheinung nicht in den Bereich unserer Betrachtung, da wir nicht von verschiedenen Erdbreiten, sondern von verschiedenen Erhöhungen in derselben Breite reden. Je heißer ein Sommer ist, desto segenbringender für menschliche Gesundheit sind die Wärmeverhältnisse auf Höhen zwischen 2000 bis 5000 Fuß, dies weiß wohl vielleicht jedermann. Aber wenigere werden wissen, wie es im Winter ist. Im Winter sind

bei uns im Allgemeinen die Höhen wärmer als die Niederungen. Wenn die Sonne für die Nordhälfte der Erde so tief an dem südlichen Himmel steht, daß wir gleichsam in einer nördlicheren Breite liegen, so ist die Wärmeerzeugung aus ihrem Lichte so geringe, daß sie für uns wenig bemerkbar ist, ja, daß wir sogar im Sonnenglanze Kälte empfinden. Da macht sich nun ein anderer Wärmezufluß geltend, nämlich wärmere Luft, die aus südlichen Gegenden herzieht, und da die wärmere Luft als die dünnere, weil die Wärme die Körper ausdehnt, auf der kälteren wie Öl auf Wasser schwimmt, so sind in diesem Falle die Höhen wärmer als die Niederungen. Umd je gerader die Luftzuflüsse aus Süden kommen, desto wärmer sind die Höhen im Gegensatze zu den Thälern. Darum sind warme, weiche Winde, die im Winter kommen, immer zuerst auf den Höhen, und werden erst durch Nachdrang anderer Luftströme in die Tiefe gestoßen. Darum erscheinen an stillen Tagen in den Niederungen die Nebel, während auf den Höhen der klarste Sonnenschein ist, und so scharf grenzen oft warme und kalte Luft an einander, daß die Oberfläche des Nebels von oben gesehen meistens eine wagrechte Fläche wie eine riesige ebene Tischplatte bildet. Für Kirchschlag und Oberösterreich kommt noch hinzu, daß die aus Süden ziehende Luft nur oberhalb der Alpen herüber kommen, und daher nur desto langsamer den tieferen Luftschichten Wärme mittheilen kann, wovon die Höhen eher ihren Theil und einen größeren empfangen als die Niederungen. Im März, wenn die Sonne Gewalt erlangt, werden die Thäler allgemach wärmer als die Höhen, weshalb in der Tiefe der Frühling eher erscheint als in der Höhe. Ich verzeichne an dieser Stelle mehrere Wärmebeobachtungen, die ich im Monate Jänner auf einem 80gradigen

Thermometer, der sich gegen Süden außerhalb eines Fensters befindet, in der Sonne um 12 Uhr machte. Am 7. 18°, am 15. 23°, am 19. 24°, am 20. 20°, am 21. 19°, am 22. 21°, am 27. 19°, am 28. 21½°. An diesen Tagen sahen wir auf dem Donauthale unbeweglichen, dicken Nebel liegen. Es mögen noch einige Mittagswärme-Beobachtungen von trüben Tagen, welche einzelne Sonnenblicke hatten, folgen: Am 9. 8½°, am 11. 6°, am 16. 7°, am 23. 6°, am 24. 5°, am 29. 7°. Zum Schlusse führe ich Mittagbeobachtungen bei Schneefällen an: Am 8. 1°, am 10. 0°, am 12. 0·2°, am 30. 2°. Als etwas ganz Besonderes bemerke ich, daß am 24. November Mittags 25° Hitze waren, daß an diesem Tage die Käfer im Grase liefen, die Fliegen in der Sonne summten, und ein Falter gegen das Fenster von Haslingers Landhaus flog. Genaueres wird sich ergeben, wenn ich werde das vergleichende Gradverzeichniß der Wärme von Linz und Kirchschlag vorgelegt haben. Wer also milde, sanfte Wärmeverhältnisse wünscht, der muß im Winter fast noch sicherer als im Sommer aus Niederungen, besonders wenn in ihnen große Wässer sind, auf entsprechende Höhen, d. h. solche, die nicht unter 2500 Fuß sind, gehen. Dort hat er die schönen Tage, an denen in der Niederung meist Nebel herrschen, sonnenhell und warm. Die stürmischen mit Regen und Schnee sind zwar auf den Höhen stürmischer und kälter, aber der Kälteunterschied ist nicht sehr groß. Von anderen Vortheilen, die auch an solchen Tagen die Höhen vor den Niederungen bieten, werde ich später sprechen.

III.

Wir kommen zu einer dritten Lebensgrundlage, welche eine der wunderbarsten ist. Wenn Bernstein mit einem Wollappen gerieben wird, zieht er leichte Körperchen an, und stößt sie nach einem Weilchen wieder von sich. Man hat dieser Kraft den Namen Electricität gegeben; später hat man erfahren, daß Harz, Glas und andere Körper durch Reiben dieselbe Eigenschaft bekommen. Hat ein electrischer Körper diese Eigenschaft in einem höheren Maße, und hält man sich ihm nahe, so hat man im Angesichte eine Empfindung, als wäre man in Spinnenweben gerathen, man spürt einen Phosphorgeruch, und, ist die Electricität stark genug, so springt sie als ein Funken mit Knistern in einen hingehaltenen Finger, und erregt eine eigene, eindringliche Erschütterung in den Nerven. Weiter hat man die Beobachtung gemacht, daß sich Glaselectricität und Harzelectricität anziehen, vereinigen, und sich nach gleichen Maßen aufheben, weshalb man ihnen den Namen positive und negative Electricität gab. Positive und positive, und negative und negative Electricität stoßen sich ab. Im Laufe unzähliger Versuche hat sich ergeben, daß es keine Veränderung an einem Körper gibt, und keine Einwirkung von Körpern auf Körper, die nicht Electricität hervorruft. Immer aber treten beide Electricitäten zu gleicher Zeit auf. Reißt man ein Seidenband entzwei, so ist ein Stück positiv, das andere negativ electrisch.

Verdünstet Wasser, oder wird Dunst zu Wasser, so haben Wasser und Dunst entgegengesetzte Electricität. Trennt sich ein Stoff in zwei chemische Bestandtheile, so haben diese Bestandtheile entgegengesetzte Electricität. Ja, schon eine gewisse Stellung eines Körpers gegen die Weltgegenden ruft Electricität hervor. Bringt man einen nicht electrischen Körper in die Nähe eines electrischen, so erhält das zugewendete Ende die ungleichnamige, das abgewendete die gleichnamige Electricität von der des electrischen Körpers. Die ungleichnamigen Electricitäten vereinigen sich dann oft, was eben das Überschlagen des Funkens ist. Da nun alle Körper nahe an der Erde oder auf der Erde sind, so geschieht die Vereinigung am meisten mit der Erde, weshalb man einst glaubte, die Erde ziehe alle Electricität an sich. Oft fließt die Electricität ungesehen in die Erde; denn auf manchen Körpern, z. B. Metallen, verbreitet sie sich sehr schnell, sie heißen dann Leiter, auf anderen sehr langsam, sie heißen dann Nichtleiter, z. B. Luft, Seide, Harz, Glas. Springt Electricität zwischen zwei Leitern durch einen Nichtleiter über, so durchbohrt sie ihn als Funken mit Knistern. Auf Leitern läuft sie ungesehen fort. Am pracht- und machtvollsten erscheint für unsere Sinne die Electricität im Gewitter. Wenn mit stürmischer Schnelligkeit Dunst zu Wasser wird, so entstehen mit stürmischer Schnelligkeit beide Electricitäten und vereinigen sich durch den Nichtleiter Luft. Der Funke ist der Blitz, das Knistern der erhabene Donner. Der Donner ist immer nur ein Schlag; da aber der Blitz oft ungeheure Wege macht, so hören wir aus den von unseren Ohren ungleich weit entfernten Punkten dieses Weges den Schlag zu ungleichen Zeiten, also das Rollen. Auch das Echo und andere Umstände tragen zu dem Rollen bei. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese

Dinge weiter zu verfolgen. Am meisten schlagen die Blitze von Wolke zu Wolke durch die Luft, oft aber auch von einer Wolke in die Erde. Donner und Blitz sind nur bei schneller Wolkenbildung (Übergang des Dunstes in Wasserstaub, der eben die Wolke ist) vorhanden, wobei meist starke Niederschläge (Regen, Schnee) erfolgen. Die Electricität sucht vorzugsweise Leiter, deshalb kann man einen Blitz über einem Dache mit einer eisernen Stange fangen und am Eisen in die Erde leiten. So hinreißend die Erscheinung des Gewitters ist, so ist diese Wirkung der Electricität doch nicht die bedeutendste. Die Wirkungen der Electricität auf Stoffe sind so zahlreich und mannigfaltig, daß ihre Aufzählung hier unmöglich ist. Wir führen nur einige Beispiele an. Ein Platindraht (also von einem der schwerstschmelzbaren Metalle) kann durch einen electrischen Strom glühend werden, schmelzen und wie dünnes Wasser hinab träufeln, Quecksilber, Gold, Silber verbrennen mit lebhafter Flamme, Buchskohle glüht mit einem Lichte, das die Augen nicht ertragen, ein Apfel wird durchsichtig, das Wasser wird in die zwei Luftkörper, Sauerstoffluft und Wasserstoffluft, zerlegt, welche Zerlegung sonst so schwer war, da diese Lüfte eine solche Verwandtschaft haben, daß sie einander heftig fassen, zu dem dichten Wasser sich zusammendrängen, und sich (zu unserem Glücke) nicht so leicht auseinander reißen lassen, die Magnetnadel wird durch den electrischen Strom abgelenkt, ja ein von einem electrischen Strome umkreister Körper ist selber eine Magnetnadel. Wie die Electricität auf das Leben wirkt, ist unermeßlich und unergründlich, da sich immer und überall Electricität erzeugt und vereinigt, also strömt. Sie ist das ausgebreitetste unter allen Naturdingen. Wie tief sie wirkt, zeigt uns schon der nervenerschütternde Schlag des kleinsten Funkens;

aber wie nicht das Gewitter das Höchste an Wirkung der Electricität ist, so ist es auch nicht der Schlag des Funkens in unsere Nerven: das sanfte, holde und lindernde Strömen derselben in dem All wird das lebenerweckendste und beseligendste sein, wie jedes zarte Maß beglückt, das Unmaß zerrüttet. Wie ein Zustand ohne alle Electricität wäre, wissen wir nicht; wie zu viel Electricität wirkt, wissen wir: sie tödtet. Die Forschungen über die Lebenswirkungen der Electricität werden eifrig fortgesetzt, man wendet sie schon oft als Heilmittel an; aber das errungene Feld ist winzig klein, das unerforschte ahnungsreich groß. Die Werkzeuge zur Messung electrischer Zustände der Luft und der Erdkörper, so wie unseres Körpers, sollten sehr verbreitet sein, und die Erfahrungen sollten sorgfältig gesammelt werden. Auf Höhen ist die Luft durchschnittlich trockener, trocknere Luft ist ein schlechterer Leiter als feuchte, also sind auf Höhen die electrischen Zustände weniger stürmisch als in Niederungen, sondern stetiger, sachter, ruhiger verlaufend und wandelnd, was gewiß zu der gehobenen, freudigen, erquickenden Stimmung, die uns auf Höhen, uns unerklärlich, ergreift, nicht weniger beiträgt, als andere Umstände, namentlich wenn man bedenkt, daß die electrische Spannung und Strömung der ganzen, ungeheueren Himmelsglocke, die uns umfängt, auf unser Nervengewebe wie auf das feinste und edelste Saitenspiel wirkt. Ich rede nicht einmal davon, wenn Gewitter in dieser Himmelsglocke stehen und gegen einander spielen, und man wie im Mittelpunkte dieser Glocke ist. Von den Gemüthsempfindungen, wenn Gewitter an Bergen hinziehen, sich entladen, vereinigen, wenden, Lichterspiele auf ihrem Rücken und Flammen in ihrem Inneren tragen, und Wasserflächen auf die Fluren niedersenden, und wir dies alles von der Ferne betrachten, oder

wenn Gewitterballen wie Häuser oder Städte längs der Neigung des Kirchschlager Berges hinab rollen, und über Linz sich lagern und ausschütten, oder wenn nach einem Gewitter die balsamische Luft sich ins Unendliche ausgießt — von diesen Empfindungen werde ich an einer späteren Stelle sprechen. Die Darlegung einzelner Wirkungen der Electricitäten auf einzelne Theile und Verrichtungen unsers Körpers, soweit solche schon sicher gestellt sind, verspare ich mir auf eine umfassendere Schrift über diesen Gegenstand.

Was ist nun aber eigentlich Electricität?

Das weiß kein Mensch dieser Erde. Wir wissen es noch weniger, als was Licht und Wärme ist. Da bei der Electricität Licht, Wärme, Magnetismus auftreten, so sind Licht, Wärme, Magnetismus und Electricität wahrscheinlich nur eins in verschiedenen Richtungen. Electricität ist dann das Ganze, die anderen dieser Dinge einzelne Wirkungen.

IV.

Von keinem Stoffe nehmen die lebenden Wesen so viel und so beständig in sich auf als von der Luft, und zwar von jener Luft, die den Erdball als ein ungeheures Meer, als seine äußerste, weichste und flüssigste Hülle umgibt. Einst hielt man diese Luft für die einzige, die besteht, und hielt sie für einen unzersetzlichen Grundstoff der Erde (Element). In neuer Zeit hat man mehrere Luftarten kennen und darstellen gelernt. Alle Lüfte (man nennt sie gewöhnlich Gase) haben die Eigenschaft, daß sich ihre Theilchen stets von einander zu entfernen streben. Den letzten Grund dieser Eigenschaft kennt man nicht. Man gebraucht dafür das Wort Ausdehnsamkeitskraft, Spannkraft, Elasticitätskraft, ich will kurz Dehnkraft sagen. Die Folge der Dehnkraft ist, daß Lüfte in alle Räume, die ihnen zugänglich sind, fließen, wobei, sie dünner werden, und an Dehnkraft abnehmen. Darum kann man keine Luft in einem offenen Glase wie Wasser aufbewahren außer das Glas wäre so hoch, daß darin die Luft so dünn und ihre Dehnkraft so klein würde, daß die Schwere der Luft der Dehnkraft das Gleichgewicht hielte, in welchem Falle die Luft sich dann nicht weiter nach aufwärts ausdehnen könnte, und eine freie Oberfläche hätte. Aus diesem Grunde hat auch das Luftmeer, welches auf der ganzen Erde liegt, eine solche freie Oberfläche.

Weil die Luft so dehnbar ist, ist sie auch zusammendrückbar, und darum ist die untere Luft unserer Erde dichter, weil die obere auf ihr liegt, und sie durch die Schwere drückt. Die Lüfte haben die merkwürdige Eigenschaft, daß nur Theilchen derselben Luft sich abstoßen, nicht aber verschiedener Lüfte. Wenn ein geschlossener Raum schon so mit einer Luft erfüllt ist, daß man mit großer Gewalt nichts mehr von dieser Luft hinein drücken kann, so geht eine andere Luftart ganz leicht hinein. In der Wissenschaft sagt man daher: Jede Luft steht mit sich selber im Gleichgewichte. Ich will diese Eigenschaft Selbstständigkeit nennen. Aus dieser Selbstständigkeit folgt, daß, wenn in einem Luftraume an einer Stelle neue Luft dieser Art hinzu oder hinweg kommt, die Zu- oder Abnahme sich gleich auf die gleiche Luftmenge vertheilt, welche dann durch die Zunahme dichter, durch die Abnahme dünner wird. Je größer der Luftraum ist, desto weniger werden solche Zu- oder Abnahmen bemerkbar. Im irdischen Luftmeere würde keines unserer Werkzeuge eine Änderung angeben, wenn die Luft um tausende von Centnern verdichtet oder verdünnt würde. Unser Luftmeer ist ein Gemenge von zwei Lüften: Sauerstoffluft und Stickstoffluft, und zwar sind unter hundert Raumtheilen des Luftmeeres 21 Raumtheile Sauerstoff und 79 Raumtheile Stickstoff. Da jede der beiden Lüfte mit sich selber im Gleichgewichte steht, so zeigen unsere wissenschaftlichen Werkzeuge an allen Stellen unseres Luftmeeres und in allen Räumen, die mit ihm zusammenhängen, immer das nämliche Verhältniß. Es gibt daher keine sauerstoffreicheren oder sauerstoffärmeren Theile des Luftmeeres. Von den Wasserdünsten, welche auch hauptsächlich in den unteren Theilen der Luft sind, rede ich später. Gesunde Luft ist also Luft in den oben angegebenen Bestandtheilen, ungesunde Luft ist Luft,

in welcher sich noch andere schädliche Stoffe befinden. Der Sauerstoff mischt sich beim Athmen mit dem Blute in der Lunge, man meinte einmal, er sei das einzig Belebende der Luft, daher man ihn auch Lebensluft nannte; aber in reinem Sauerstoffe lebt zwar ein athmendes Thier anfangs viel fröhlicher, stirbt aber dann; also ist auch der Stickstoff nöthig. Im Stickstoffe stirbt das Thier auch, weil der Sauerstoff fehlt, mithin sind beide zusammen die Lebensluft. Die Luft, welche wir ausathmen, ist vorzugsweise eine Verbindung von Sauerstoff und Kohlenstoff, nämlich Kohlensäure. Ausgeathmete Luft ist zum Einathmen schädlich. Die Pflanzenblätter athmen in der Sonne Sauerstoff aus. Sie verbrauchen Kohlenstoff. So gleicht sich im Luftmeer Ab- und Zunahme aus, ohne daß unsere Werkzeuge die Schwankungen anzugeben vermögen.

Da der Mensch von der ersten Secunde seiner Geburt bis zur letzten seines Todes athmet, so ist die Luft für sein Leben und seine Gesundheit eines der allerwichtigsten Dinge, und doch ist er kaum für irgend etwas fahrlässiger als für seine Lebensluft. Wer Einem zumuthete, täglich ein Quentchen stinkendes Fleisch zu essen, würde für verrückt gehalten werden, und wie viele tausend Quentchen stinkender Luft oder ungesunder athmen wir täglich. Es wird aber nicht darauf geachtet, das Blut wird langsam vergiftet, und das Heer der Krankheiten folgt, besonders die Pest großer Städte, die sogenannten Tuberkeln. Jeder Stoff, selbst der scheinbar unschuldigste, ja anmuthigste, z. B. künstliche Wohlgerüche, in die Luft gemischt, schadet. Um so mehr schaden Stoffe, welche unverarbeitlich sind, wie kleine Steinchen in der Gestalt des Staubes, oder allerlei Düfte und Ruß in Gestalt des Rauches, oder gar Stoffe, welche von Menschen und Thieren als

unbrauchbar ausgeworfen wurden, als z. B. ausgeathmete Luft, Luft aus Unrath, Luft aus Schweiß, Luft aus Schleim, oder Lüfte aus chemischen Anstalten u. dgl. Wenn diese Lüfte an ihrer Entstehungsquelle, ehe sie sich im großen Luftraume verlieren, geathmet werden, tödten sie nach und nach den Körper an irgend einer Krankheit. Ich habe einmal in Wien nach langer, stiller Trockenheit die ersten fallenden Schneeflocken unter das Vergrößerungsglas gebracht, und es hingen solche zottige schwarze, braune und andere Dinge an der Flocke, daß sie eher einem Theilchen eines Misthaufens glich. Da der Schneefall solche feste Körperchen aus der Luft mit sich hinab nimmt, also die Luft gleichsam ausbürstet, so empfinden Städter und Bewohner der Niederungen auf den ersten Schneefall nach langen Nebeln oder stiller Zeit ein wohlthuendes Athmungsbehagen in freier Luft. Jeder weiß, daß Menschen, deren Beruf sie in Zimmer fesselt, an Schwindsuchten, Unterleibsleiden und Übeln aller Art erkranken. Wie Wasser an Dingen durch Anziehungskraft kleben bleibt, und sie naß macht, so klebt Luft auch an den Oberflächen der Dinge, besonders feinerer oder gröberer löcheriger Körper. Ein Badschwamm, der in stinkender Luft gelegen ist, stinkt noch, wenn er darauf Monate lang in freier Luft war, und Städte sind solche groblöcherige Körper; aus mancher Kellertreppe, aus manchem Gange, aus manchem Gäßchen, aus manchem hohen, engen Hofe ist die schlechte Luft völlig nicht hinaus zu bringen. Soll man also keine Städte bauen? Gewiß nicht. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Städte nicht mehr sind, wenigstens nicht so große, oder gleich außerordentlich große, wie in China, in denen Gärten, Wiesen, Felder und Wälder sind. Unsere Vorväter hatten keine Städte, sie zerstörten die des römischen Reiches.

Im weiteren Mittelalter bauten sie steinerne Panzer gegen die Ungarn und gegen einander. Und unter diesem Übel leiden wir noch.

Ich brauche nun über den Nutzen des Aufenthaltes in Höhen nichts mehr zu sagen. Ehe dahin die Giftlüfte der Städte und Niederungen kommen, haben sie sich bis zum Unmerklichen ausgedehnt und verloren, die Luft ist rein, sie erhält das Blut rein, oder reiniget das unreine, und jeder Athemzug bringt erneute Gesundheit und Fröhlichkeit. Daher die Erfahrung stammt, daß Höhen rosenrothes Blut machen. Dieses Blut, sagt Werber, ist für Stubensitzer und ähnliche Kranke das Heilendste. Wer auf krankhafte oder dahin zielende Art ohnehin zur Bildung rosenrothen Blutes (arterielles Blut) geneigt ist, bei dem dürften Höhen bedenklich sein, weil Entzündungen zu befürchten wären. In der Schweiz sind schon zahlreiche Punkte für Luftgenuß eingerichtet.

Zum Schlusse noch etwas über den Luftdruck. In Niederungen, wo der Barometerstand 28″ ist, beträgt der Luftdruck auf einen Menschen bei 30,000 Pfund. Die Luft im Innern des Körpers hält der äußeren das Gleichgewicht, unser Körper ist für den Druck eingerichtet, also spüren wir ihn nicht. Auf Höhen ist er geringer. Kirchschlag liegt gegen 3000 Fuß über dem Meere (2803), der Barometerstand ist im Mittel nicht ganz 26″, also ist der Luftdruck auch auf unsern Körper dort um mehrere tausend Pfund geringer, was nach Werber ein Strömen der Säfte gegen die Oberfläche des Körpers zur Folge hat, also eine augenblickliche Erleichterung für hypochondrische Leute und solche, bei denen innere Stockungen in den feinsten Gefäßen vorhanden sind. Die neue Heilkunde wendet ihr Auge schon immer mehr

diesen Dingen zu, und wird daher einem Manne nicht gram sein, daß er unbefugt in ihr Gebiet streift, einem Manne, der nach langem Siechthume die Höhen suchte, und dort schnell fortschreitende Genesung und Lebensfreude gefunden hat.

V.

Nach der Luft wird wohl kein Stoff sein, der das Leben dringender braucht und stetiger einnimmt, als das Wasser. Man hielt einst das Wasser wie die Luft für einen einfachen Grundstoff der Erde (Element); allein die neue Zeit hat auch das Wasser zerlegt. Dasselbe ist eine chemische Verbindung von Sauerstoffluft und Wasserstoffluft. Der electrische Strom sondert rein die zwei Luftarten des Wassers von einander ab. Man hat jetzt schon mehrerlei Wege, das Wasser zu zerlegen. Es kommt auf der Erde in drei Gestalten vor: als Eis, tropfbar flüssiges Wasser und als Dunst. Als Eis liefert es nicht einen unmittelbaren Lebensbedarf, als tropfbares Wasser ist es Getränke und Bademittel, und als Dunst wird es unaufhörlich eingeathmet und durch die Oberfläche lebender Wesen eingesaugt. Das Wasser ist in ungeheurer Menge auf der Erde vorhanden, und ist in unaufhörlicher Bewegung und Wandlung begriffen. Es sendet bei jeder uns bekannten Wärme, selbst als Eis, Dünste in die Luft, und stürzt aus derselben wieder als Regen, Schnee, Hagel,

Thau nieder, und sickert in die Erde, quillt aus ihr hervor, und rinnt als Quelle, Bach, Fluß, Strom dem Meere zu. Der Dunst, der als solcher unsichtbar ist, hat wie die Lüfte eine Spannkraft, die bei höherer Wärme größer ist, und bei Erhitzung ungemein groß werden kann. Diese Spannkraft aber hat eine Grenze, über die hinaus sie nicht durch Zusammendrücken des Dunstes oder durch Zugabe neuer Dünste erhöht werden kann, ohne daß ein Theil dieser Dünste sogleich in den tropfbaren Zustand übergeht. Diese Spannungsgrenze ist bei größerer Wärme weiter als bei geringerer, daher Dünste, wenn sie erkältet werden, zum Theile in feinen Wasserstaub übergehen, der sich als Thau an kältere Körper ansetzt, oder als Nebel und Wolken in der Luft ist. Mehrt sich der Wasserstaub in der Luft, so fließen die Tröpfchen zusammen und fallen als Regen herab, oder sie bilden kleine Kristallchen, die sich an einander schließen, und als Schneeflocken hernieder kommen. Die Entstehung der oft sehr großen Hagelkörner ist noch nicht völlig ergründet, sie scheint auf einem electrischen Vorgange zu beruhen.

Wie für alles Leben, so ist auch für den Menschen der Werth des Wassers unermeßlich. Es ist in allen Theilen unsers Körpers, und waltet dort rein als solches, oder auch in seinen Bestandtheilen. Wir erwähnen hier insbesondere seiner Eigenschaft, viele feste Körper in flüssige verwandeln zu können (aufzulösen), durch welche Eigenschaft es abgenützte Stoffe unsers Körpers fähig macht, ausgeschieden werden zu können. Jedem wird klar sein, daß das Wasser am heilsamsten ist, wenn es rein ist. Unrein wird es durch Stoffe, die es auf seinem Wege durch die Erde findet und auflöst, besonders Salze, in welchem Falle wir es hartes Wasser nennen. Wenn hartes Wasser verdünstet, läßt es die Salze

zurück, und der Dunst gibt weiches Wasser. Daher ist Regenwasser weich, und das salzige Meer gibt Dünste, die weiches Wasser liefern. In der Erde läßt der Granitboden das weichste Wasser aus sich rieseln, also das gesundheitszuträglichste.

Unrein wird Wasser auch durch Stoffe, die in ihm schwimmen, z. B. feine Erdtheilchen, wie in den meisten Flüssen. Höchst verderblich wird das Wasser, wenn pflanzliche oder thierische Ausscheidungen oder Verwesungsstoffe in ihm aufgelöst sind oder schwimmen. Im Wasser ist immer auch unsere gewöhnliche Luft, welche natürlich nur heilsam wirkt. Dann ist oft kohlensaure Luft in ihm, der man Heilkräfte zuschreibt. Die meisten Lüfte aber dürften das Wasser schädlich machen.

Wie verfährt nun der Mensch mit dem unschätzbaren Kleinode des Wassers? Die Römer bauten mit dem Aufwande von Millionen Anstalten, sich gutes Wasser oft aus weiten Fernen zuzuleiten. Überhaupt schätzte das Alterthum gutes Wasser sehr. Was thun wir? Wir graben in den meisten Fällen ein Loch in die Erde, und trinken das Wasser, das wir da finden. Auf Bergen und besonders im Granitboden mag das hingehen. In Niederungen ist ein solcher Brunnen wenig mehr, als ein Sumpf. Liegt eine Stadt an einem Flusse, oder gar wie Linz zwischen zwei Flüssen, so ist es das Flußwasser, das die lockere Erde auf weite Strecken hin durchdringt, welches getrunken wird, und welches, wenn es auch durch Seihung in der Erde seine schwimmenden Stoffe verloren hat, doch noch die aufgelösten Stoffe mit sich führt. Man kann aber denken, was ein Strom aus Städten und bewohnten Niederungen mit sich bringen mag. Da ferner in großen Städten der menschliche und thierische Unrath in verschiedener Menge in der Erde ist, und durch ihre Lockerheiten nach

allen Richtungen hin sich verbreitet, so ist das Brunnenwasser auch mit Jauche durchsetzt. Man verzeihe mir, daß ich den eklen Gegenstand nenne; aber angesichts der Thatsache, die mit unserer Bildung, die wir erklommen zu haben meinen, so sehr im Widerspruch steht, und angesichts der Dringlichkeit des Gegenstandes kann es nicht klar genug und oft genug gesagt werden. Zeuge dessen sind die Seuchen, die in Städten auch am Wasser den innigsten Helfer ihres Giftes finden, und in großen Städten tausende von Opfern dahin nehmen. Eigentlich sollte nur aus der Erde quellendes Wasser zugeleitet und verwendet werden, und wo es sein kann, Granitwasser. Wien schreitet jetzt zur That, und will reines in die Stadt leiten. Wir verweisen auf den vortrefflichen Vortrag des Professors Simony über diesen Gegenstand.

Habe ich den Vortheil, den Kirchschlag in Hinsicht von Licht, Wärme, Electricität und Luft gegen die Niederungen hat, genannt, so theilt es diesen Vortheil mit vielen Höhen: in Hinsicht des Wassers ist es fast einzig. Ich hoffe, im nächsten Sommer eine genaue Zerlegung dieses Wassers veranlassen und vorlegen zu können, bisher ist mir keine solche zugänglich geworden. Wohl aber sind schon Untersuchungen desselben geschehen, die vorliegen und ziemlich verläßlich sind. Das Wasser hat 5° R. und nur $2^{3}/_{10}$° Härte, ist also weicher als das berühmte Gasteiner Wasser, welches 5° Härte hat. Nach zweistündigem Kochen ist es noch immer ungetrübt, und hat eine Härte von $2^{2}/_{10}$°. Nur noch in Schweden sollen Wässer ähnlicher Art und von fast chemischer Reinheit vorkommen. Wer nun den unermeßlich heilsamen Einfluß des reinen Wassers in Verbindung mit reiner Luft auf unsern Körper, wenn beides auf gewöhnlichen Wegen gebraucht wird, kennt (von

den stürmischen Einwirkungen mit Wasser auf den Körper rede ich nicht, da ich hierüber durchaus kein Urtheil habe), und wer bedenkt, daß die neue Zeit diesen Dingen immer mehr Aufmerksamkeit zuwendet, wie ja schon zahlreiche solche auf gewöhnlichen Gebrauch gerichtete Heilpunkte in der Schweiz sind, der wird ermessen, daß Kirchschlag zu einer Stelle europäischer Bedachtnahme bestimmt ist, und wird sich nur wundern, daß bisher noch nicht die Bedingungen zu Stande gebracht sind, die Güter dieses Berges zu verwenden, wie sie verwendet werden könnten.

VI.

Da ich nun bezüglich des Lebens und Gedeihens der Menschen auf dem Kirchschlagberge über verschiedene äußerliche Dinge gesprochen habe, will ich auch von innerlichen reden, die nicht minderen, vielleicht noch größeren Einfluß auf unser Dasein nehmen. Wer weiß nicht, wie sehr Gefühle den Körper heben oder zerstören können. Oben an als Wohlthat stehen die religiösen Gefühle, Gottvertrauen, Gottergebung, Zuflucht zu Gott. Es kommt mir nicht zu, hievon zu sprechen, jeder kommt mit seinem Gewissen hierin zurecht. Aber von einem andern will ich sprechen, was nach der Religion am zartesten unser Herz beseligt, und was, wie die Religion, auch das Göttliche bringt, nur im Gewande des Reizes, nämlich das Gefühl des Schönen. Alle Menschen haben dieses Gefühl, von dem stumpfesten an, der an

einem rothen Lappen Freude hat, bis zu dem Weisen, der den Sternenhimmel betrachtet.

Was ist Schönheit? Männer der ältesten und jüngsten Zeiten haben sich bestrebt, diese Frage zu beantworten. Sie sagten: schön ist, was unbedingt gefällt, oder schön ist das Göttliche, das dem Sinne erscheint, oder noch Anderes. Aber die Sache scheint von dem Worte schön hier nur auf andere Worte übertragen zu sein. Etwa ist es mit der Schönheit wie mit tausend Dingen, die wir haben und genießen, ohne zu wissen, was sie sind. Sicher ist, daß das Gefühl für Schönheit ein Gefallen ist, und daß wir die Schönheit durch die Sinne wahrnehmen. Und so haben wir sie, und jeder hat eine andere. Je mehr das Gefühl für Schönheit angeboren und durch sich und durch Kenntnisse entwickelt ist, desto höhere empfinden wir, und desto höher empfinden wir sie. Wenn man den Sternenhimmel betrachtet, und wenn man weiß, daß das Licht, welches in der Secunde einen Weg von vierzigtausend Meilen macht, von manchen Sternen zu uns her Jahrtausende braucht; wenn man weiß, daß eine Million Erdkugeln in der Sonne Platz hätten, oder daß die Erde sammt ihrer Mondbahn in der Sonne Raum fände; wenn man weiß, daß unser ganzes Sonnensystem mit seinen entferntesten Planeten in der Höhlung des Sternes Kapella unbeirrt wohnen könnte; wenn man weiß, daß der Nebelring der Milchstraße aus lauter Sonnensystemen in ungeheuerem Abstande von uns besteht, daß Lichtnebelflecke, die wir sehen, im Fernrohre wieder Sternsammlungen sind, noch ferner und vielleicht noch größer als unsere Milchstraße, wenn man mit dem Fernrohre in den tiefsten Fernen des Himmels wieder neue Lichtnebelflecke entdeckt, und wenn man nun frägt, hat dieses alles eine Grenze, und wenn man sich

vorstellen will, daß außerhalb der Grenze der leere Raum fortgeht, und wenn man sich dies nicht vorstellen kann, und wenn man sich vorstellen will, das Weltall geht ins Endlose fort, und wenn man sich das auch nicht vorstellen kann: so steht eine Schönheit vor uns auf, die uns entzückt und schaudern macht, die uns beseligt und vernichtet. Da hat menschliches Denken und menschliche Vorstellung ein Ende. Und doch kann auf der Spitze des Berges unter der ungeheueren Himmelsglocke, wenn in klaren Winternächten die millionen- und millionenfache Welt über unseren Häuptern brennt, und wir in Betrachtung unter ihr dahin wandeln, ein Gefühl in unsere Seele kommen, das alle unsere kleinen Leiden und Bekümmernisse majestätisch überhüllt und verstummen macht, und uns eine Größe und Ruhe gibt, der man sich beugt. Und wer das nicht empfinden kann, weil ihm die Entwicklung fehlt, der wird doch sanft bewegt, wenn in stiller Nacht der nahe Mond im Volllichte niederscheint, und über alles, so Wolken als Fluren, weithin das Silbernebellicht breitet, das fortdämmert und schweigt. Und wenn die Lichtkönigin unserer Erde, die Sonne, am Morgen aufgeht, und am Abende untergeht, und wir unsern Augen das Schauspiel gönnen: welche Pracht an Farben und Gestaltungen, immer groß, immer herrlich, immer reizend, und nie das Gleiche. Und wer es unternimmt, dem unermeßlichen Leben unseres irdischen Himmelsgewölbes mit seiner Betrachtung zu folgen, das Blau des heiteren Himmels anzusehen, immer dasselbe und immer ein anderes, auf die Wolken zu blicken, wie sie werden, sich gestalten, sich verändern, mit Lichtern oder sanften oder tiefen Schatten spielen, sich heben, thürmen, sich verbinden, sich trennen, sich ausbreiten, in ländergroßen Flächen dahin gehen, oder in Streifen und Fäden

verschwimmen, wie sich Nebel bilden, wogen, wallen, mit Bergen in Umarmung liegen, oder die Ebene als Meer bedecken, oder an der Bergspitze als Wolken hinziehen und das Angesicht des Betrachtenden streifen, wie sich Regen, wie sich Schnee, wie sich Thau und Reif bildet, wie alles wechselt, lebt und wandelt: wer dieses ergründen wollte, dem würde für dieses scheinbar kleine Ding sein Leben nicht hinreichen. Dann sind die Gestaltungen der Fluren von dem Berge aus zu sehen, die unzählbaren Abwechslungen der Höhen und Hügel des unteren Mihlkreises, die ausgebreitete Ebene, in der die Glanzstreifen der Donau und der Traun schimmern, und zum Schlusse in der Mittagsgegend der Gürtel der Alpen, von den Bergen, die im Mittage des Chiemsees stehen, bis zum Schneeberge und den Höhen, die in die ungarische Ebene ausgehen. Es ist eine so sanfte Hoheit in diesen Gebilden, eine so edle Gestaltung und so reich, daß keine Linie der anderen gleich und doch jede schön ist, eine so holde Stille in diesen gewaltigen Gebilden, und in der klaren Winterluft treten sie oft so scharf hervor, wie im Sommer kaum jemals, die Spalten glaubt man zählen zu können, mit einem Kanonenschusse glaubt man hinlangen zu können, und die Schneefelder des Winters lassen den Bau rein und sicher geführt hervortreten. Und wenn man mit dem Fernrohre durch den Bergzug wandert, so grüßt diese Welt erhaben und stumm und herrlich herüber. Den Freund solcher Dinge kann der Anblick stundenlang ergötzen, und doch hat das Vergnügen kein Ende, es beginnt bei der nächsten Veränderung an dem nächsten Tage, ja oft in dem nächsten Augenblicke wieder.

Einer Erscheinung muß ich besonders gedenken. Im späten Herbste und im frühen Winter liegt oft der Nebel wochenlang,

zuweilen noch länger auf der Ebene, während auf dem Berge heller, warmer Sonnenschein ist. Dann zeigt sich ein Schauspiel eigener Art. Die Grenze des Nebels ist wagrecht wie die Ebene eines Tisches. Gegen Ungarn und gegen Baiern hin ist sie von dem blauen Himmel gesäumt, gegen Steiermark hin von den Alpen. Ehe die Sonne aufgeht, ist die Oberfläche des ungeheuren hingedehnten Nebels bleigrau, wenn die Sonne aufgegangen ist, wird sie rosenroth, später aber schimmert sie den ganzen Tag wie funkelndes, geschmolzenes Silber, an dessen Rande das scharfe Blau der Alpen steht, und wenn der Vollmond scheint, ist ein geisterhafter milder Glanz über die riesige Masse ausgegossen. Sind an einem Tage Wolken an dem Himmel, so legen sie blaue Schatteninseln auf das Silber, und es wird durch sie noch großartiger und lebendiger, und die Fläche scheint ausgedehnter zu sein. Außer dem Meere habe ich nie etwas Schöneres auf der Erde gesehen.

Eines Tages war die Ebene des Nebels in Bewegung. Wogen richteten sich empor, und blähten sich, daß der Ötscher wie ein Häufchen, das man in die Hand nehmen kann, daneben stand, Walzen wie unermeßlich große Thiere krochen den Pfennigberg hinan, über Linz war ein Abgrund in den Nebel gerissen, dessen eine gegen uns herauf schauende Wand wie eine ungeheure, steilrechte, schwarze Mauer empor stand, am Rande mit weißem Schaume überschüttet, und rechts von dem Schlunde stieg eine Säule empor, unfaßbar an Größe des Durchmessers und der Höhe, wie eine Wasserhose, die Länder verschlingen will, und oben breitete sich auch die Säule palmenartig aus, und wie ich das betrachtete, hob sich auf dem Berge der Wind, braune Nebel flogen von dem Schauerwalde und der Gisela-Warte herüber,

und deckten alles zu, und sie flogen vorüber und alles war wieder sichtbar, und wieder kamen verhüllende Nebel und wieder gingen sie vorüber, und das geschah öfters, bis dauernde, fliegende Wolken alles auf immer verhüllten. Und der Anblick des Schauspiels dieses Morgens war für mich noch erhabener, als der des Meeres.

Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, so würde ich sagen, daß sich die Menschen auf dem Berge noch an sehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn sie im Sommer in dem düsteren Grün, im Winter prachtvoll im Schimmer des Schnees und Eises da stehen, an den Blumen der Wiesen, an dem Wallen des Getreides, an dem Gesange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menschen haben, da ihnen das Gefühl für Schönheit so eingepflanzt ist, auch versucht, selber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die Künste erfunden: Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst, Schauspielkunst und so fort bis zu der Kunst herunter, den eigenen Leib zu schmücken. Die Künste ahmen die Natur nach, die menschliche und außermenschliche, und weil in den Künsten das Schöne der Natur beschränkter, kleiner, und nur von Menschen hervorgebracht erscheint, so wird es von den meisten Gemüthern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja es ist ein sehr gewöhnlicher Weg, daß ein Mensch erst aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunst zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinüber geführt wird.

Und so ende ich meine Winterbriefe, da ja der Frühling schon in aller Pracht bei uns ist. Möge mancher Mensch, dem es nicht um die Unterhaltung in der Stadt allein zu thun ist,

ein Körnchen Gutes darin gefunden haben, und möge der Berg von Kirchschlag der Seele etwas näher gerückt sein. Er kann noch Vielen Labsal geben; aber man bedenke, daß er es nicht in einigen Stunden oder einigen Tagen gibt, sondern ein freundschaftliches Zusammenleben mit ihm fordert, das er aber dann auch sicher vergilt.

Die

Schule und die Schulbildung.

(1849.)

Wirkungen der Schule.

I.

Kein Wesen auf der Welt wird so hilflos geboren als der Mensch. Diese Erfahrung werden wohl Alle gemacht haben, die diese Zeilen lesen. Das Säugethier geht meistens mit seiner Mutter schon wenige Augenblicke nach der Geburt über die Fluren dahin, der Vogel sitzt geschickt in dem Neste, öffnet den Schnabel zur Nahrung, und fliegt nach ein paar Wochen mit den Eltern davon; manche, wie das Rebhuhn, laufen gleich von dem Ei weg ihrer Nahrung nach und bedürfen nur eines kleinen Lockrufes; und viele, wie die Fische, die Insekten, die Weichthiere, bedürfen gar keiner Eltern, sie sind selbstständig, wenn sie von dem Ei kommen, und ahnen nicht, daß sie Eltern haben, die bei ihrer Geburt oft weit von dem Platze, oft schon lange todt sind.

So sorgt die Vorsicht für die Thiere, nicht so für den Menschen. Nur das Einzige kann er, daß er die Muttermilch saugt, aber sie muß ihm gereicht werden, er kann sie nicht suchen. Er kann nicht gehen, nicht sitzen, er kann nicht die geringste Verrichtung machen, ja er kann kaum die rechte Lage im Liegen finden. Und dies dauert lange, im Verhältnisse wohl zehn-, wohl zwanzigmal so lange als bei den Thieren. Die Mutter muß ihm Alles

geben und thun, was er selber sich nicht zu geben und zu thun vermag, und dazu ist die Mutter mit einer unzerstörbaren Liebe ausgerüstet. Und wenn er so weit ist, daß er gehen, daß er laufen, springen und sich regen kann, wie viel fehlt ihm noch, was er erst zum Menschen bedarf, wie wenig ist er geistig entwickelt, wie wenig weiß er, was er beginnen soll und was ihm fromme.

Das Thier hat seinen Instinkt, das ist, seinen Trieb, der es unmittelbar ohne Überzeugung und Entschluß zu dem treibt, was ihm noththut, und das verrichten läßt, was es muß. Der Vogel braucht seinen Nestbau nicht zu lernen, er kann ihn schon, die Seidenraupe spinnt ihren kunstvollen Cocon, die Spinne ihr Netz, die Biene baut ihre Zelle und der Biber sein Haus.

Der Mensch muß es lernen. Er hat zwar auch einen kleinen Theil des Instinktes, der ihn vor widrigen Dingen warnt und zu gedeihlichen führt, aber wie gering ist er gegen den des Thieres, das unter tausend Kräutern, die es abweidet, den einzigen Gifthalm stehen läßt, der ihm schaden würde, und den es noch dazu in seinem Leben nicht gesehen hat, während der Mensch gar nicht einmal weiß, was für ihn eßbar ist, sondern es von seinen Eltern lernen muß, und ohne diese Belehrung sich in den meisten Fällen Krankheit und Tod zuziehen würde. Und wenn er schon in die Hälfte seiner ihm bestimmten Lebenszeit einrückt, hat er noch oft bei weitem nicht die Erfahrungen, die er eben für dieses Leben braucht. So arm, so dürftig, so unausgestattet ist der Mensch, und dennoch ist er das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes. Eben darin, daß er sich alles erwerben muß und kann, liegt sein Vorzug. Dem Thiere wird sein Bedarf für sein Leben schon mitgegeben, dieser Bedarf ist fertig, es braucht ihn nur zu benützen, aber es kann auch nicht

über die Grenze hinaus. Der Mensch hat die Vernunft und das Erkennen; dasselbe hat eine weite Bahn für sich, der Mensch kann sich mehr, kann sich weniger aneignen, wie es ihm beliebt, er kann lernen bis an das Ende seines Lebens, und das Gelernte seinen Nachfolgern hinterlassen; denn er braucht es nur mit wenigen Zeichen aufzuzeichnen, daß der Nachfolger in unendlich kurzer Zeit sich das eigen macht, wozu der Vorfahr ein ganzes Leben bedurfte. So lernt Mensch vom Menschen, Geschlecht vom Geschlechte, Jahrhundert von Jahrhundert, und der Inbegriff der Menschheit wird immer reicher, und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir Lebenden nicht einmal ahnen können, wie unendlich sie sei, weil wir, um sie zu begreifen, dieselbe schon inne haben müßten. Das Thier baut ein kunstvolles Nest, es errichtet ein staunenswerthes Werk, es macht wundervolle Bewegungen, — ja, es kann durch Unterricht zu allerlei Fertigkeiten gelangen, die ihm ursprünglich nicht angeboren waren; aber es baut immer dasselbe Nest, es errichtet immer dasselbe Werk, es macht immer dieselben Bewegungen, und kann das in seinem Leben Gelernte nicht seinem Nachfolger überliefern.

Der Stier, der im alten Egypten weidete und wiederkäute, that es so, wie es sein heutiger Nachfolger nach viertausend Jahren in Oesterreich thut; die Schwalbe baute aus dem Schlamme der Sündfluth ihr Nest, wie es die heutige Schwalbe aus dem Schlamme des Dorfbaches baut; der Elephant des Pyrrhus machte mit seinem Rüssel dieselben kunstvollen Bewegungen, wie es einer thut, den man jetzt aus den fernen Ländern zu uns bringt, und das unterrichtete Reitpferd des Macedoniers Alexander konnte seine Künste und Vollkommenheiten nicht seinem Sohne vererben. Darum hat der Mensch eine Geschichte, aber

es gibt keine Weltgeschichte des Thieres. Darum errichtet der Mensch eine eigene Welt, er errichtet sie aus einem Jahrtausend in das andere, und häuft die Schätze ins Unendliche für kommende, unzählbare Jahrtausende. — Das Thier lernt etwas Weniges von dem Menschen in seiner Bezähmung und in seinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demselben zuläßt.

II.

Wenn das Thier alles, was es bedarf, mit auf die Welt bringt, und also nichts zu lernen braucht, und wenn im Gegentheile der Mensch nichts als seinen bildbaren Verstand und seine Geistesanlagen mitbekommt, so folgt daraus, daß der Mensch sich alles für die Zukunft erwerben müsse. Und in der That, er hat für sich und sein Geschlecht eine unermeßliche Zahl von Hilfsdingen geschaffen und gesammelt. Man denke nur an die Menge der Werkzeuge, in deren Besitz er gekommen ist, das heißt jener Dinge, die ihm nicht angeboren sind, sondern die er sich aus fremden Stoffen gemacht hat, daß sie ihm zu seinen Zwecken dienen. Das Thier hat seine Glieder, und muß mit ihnen allein alles schaffen. Es muß sich die Nahrung suchen und sich vertheidigen, daher fast jedem seine Waffe angeboren ist, nur dem Menschen nicht, weil er sie erschaffen kann. Blos der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dreinschlagen, und wirft Steine und andere Dinge auf seinen Gegner. Von welch' unaussprechlicher Wohlthat die meisten, oft unbedeutenden Werkzeuge sind, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man sie täglich hat und sie, ohne an sie zu denken, gebraucht, aber wenn sie fort sind,

erkennt man plötzlich ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit. Man denke sich einmal den Pflug, die Egge, die Haue, das Messer, die Gabel, den Löffel, das Eisen, das Feuer, das Schiff und den Wagen hinweg, welch' ein armes, erbärmliches Leben würden die Menschen führen, ja man nehme nur an, es gebe keinen Nagel zum Einschlagen, in welche Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten würden wir gerathen? Das alles nun haben die Menschen oft mit Mühsal und Schwierigkeit im Laufe der Jahrtausende erfunden und aufbewahrt. Wir gebrauchen es, ohne weiter darauf zu denken und den Dank zu empfinden, den es erheischt. Nur wenn wir gewahr werden, mit welcher Mühe und welchen Entsagungen die Dinge zu Stande gekommen sind, erkennen wir ihre Wichtigkeit und ihre Größe. Darum hat das Buch, in welchem das Leben des Robinson Crusoe auf seiner unbewohnten Insel geschildert wird, wo er sich alles schaffen mußte, auf die Menschen, auf Jung und Alt, eine solche Wirkung, weil wir in ihm zusammengedrängt sehen, was der Mensch aus seinem nackten Zustande heraus sich nach und nach in tausenden und tausenden von Jahren erworben, und was er gelernt hat.

Ich will nur noch Eines aufführen. Wie lange muß es gedauert haben, wie seltsam mußte es hergegangen sein, bis der Mensch das Feuer kennen lernte, und bis er es zu seinen Zwecken zu benützen verstand. Wohl wird er oft den Blitz des Himmels gesehen haben, aber er wird nicht gewußt haben, ob diese glänzende, geschlungene Linie etwas Anderes sei, als der Glanz der Sonne, des Mondes, der Abendröthe; er wird auch die Flamme eines feuerspeienden Berges gesehen haben, aber er wird vor dem Drohen und der Furchtbarkeit der Erscheinung geflohen sein, allein, da mochte er einmal, nachdem der Blitz in einen Baum

geschlagen hatte, dazu gekommen sein, wie dieser brannte, und er mochte die leichten, die glänzenden und schimmernden Zungen gesehen haben, die an dem Holze spielten. Daß er sie nun angriff und in die Hand nehmen wollte, war das Natürlichste. Aber da empfand er den fürchterlichsten Schmerz, und hatte die Brandwunden in den Händen. Wie mußte er erstaunt sein, daß das schöne, leuchtende Ding solche Waffen habe, und so verletzen könne. Seine Verwunderung mußte nur noch steigen. Allein, indessen verbrannte das Holz und das Feuer war aus. Das Staunen mußte nun den höchsten Grad erreicht haben, da er den flüchtigen, schimmernden Geist, der das Holz verzehrt hatte, und der so verwunden konnte, nun verschwunden sah, und von dem Wunder nichts übrig blieb, als ein Haufe schmutziger Asche oder ein schwarzer Strunk. Daß er das Feuer hätte nähren können, war ihm nicht eingefallen. Nun erzählte er es Andern, und die Sage breitete sich aus. Wie lange mochte es hergegangen sein, bis wieder einmal Einer bei einem brennenden Baume stand, und bis man auf den Gedanken kam, das Feuer zu nähren. Wie lange mochte es gedauert haben, bis er es zu nützen verstand, seine Speisen zu kochen, sich zu wärmen und andere Dinge hervorzubringen, und als er das konnte, so verstand er nicht das Feuer hervorzubringen, und mußte es, wenn es einmal vorhanden war, immerfort ernähren, wenn er es nicht wieder verlieren sollte. Darum sind in vielen alten Völkern noch die Sagen vorhanden, daß geheiligte Jungfrauen einst das ewige Feuer nähren mußten, und daß bei manchem Volke die Todesstrafe folgte, wenn eine Jungfrau das Feuer erlöschen ließ.

Wie leicht ruft man es heut zu Tage hervor, ein Kind kann es mit einem Striche erzeugen!

Man sieht, mit welcher Mühe, mit welchen Aufopferungen, mit welchen Anstrengungen die Menschen vorwärts gekommen sind und gelernt haben. Aber nicht blos die Werkzeuge des Lebens haben sie hervorbringen müssen und die Wissenschaften erzeugen, wie man die Dinge nütze, sondern sie haben auch ihren Verstand, ihre Vernunft, ihr Gemüth, ihr Herz immer mehr ausbilden und vervollkommnen müssen, damit sie immer tauglicher würden, neue Dinge zu erfinden, und alle Einrichtungen zu treffen, die im Leben nothwendig sind, daß der Mensch vollkommen Mensch sei, und es noch immer mehr werde.

Wie viele Dinge, Kenntnisse, Wissenschaften kamen da zum Vorscheine: die Sprache, der Gesang, die Musik, die Schrift, die Rechnung, lauter wundervolle Dinge, wenn man sie genauer betrachtet, und noch vieles andere. Aber wie groß auch der Reichthum des schon zu Tage Geförderten ist, so ist der des Unbekannten doch noch unendlich größer und größer, und die Menschen haben unaufhörlich zu lernen, theils um Neues zu ergründen, theils um das Vorhandene sich einzuprägen. Alle Veranlassung, wodurch der Mensch etwas lernt, kann man eine Schule heißen. Solche Schulen hat Gott in unermeßlicher Fülle um uns her überall ausgebreitet, ja der Mensch thut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre stößt, und aus dem er nicht Nutzen schöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben ist voll Lehrer und Ermahner. Aber der Mensch kann auch eigene Anstalten gründen, in denen das bereits Bekannte gelehrt wird, in denen man es mit Neuem vermehrt, und es auf die Nachfolger verbreitet.

Die Schule des Lebens.

Jede Veranlassung und Anstalt, wodurch der Mensch etwas lernt, haben wir Schule geheißen. Da steht nun, als vorzüglichste und höchste Schule, das ganze, lange Leben eines Menschen selber da. Sobald er geboren ist, beginnt das Lernen. Zuerst lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und schließen, dann die Augen rühren, und dorthin schauen, woher er etwas hört; endlich kann er sitzen, kriechen, gehen, laufen, springen, und er kann reden und jauchzen. Nun beginnt der Wirkungskreis größer zu werden: tausenderlei Gegenstände umringen ihn, sie reizen seine Aufmerksamkeit, und fordern ihn zur Untersuchung auf, er hat vielerlei Bedürfnisse, denen er abhelfen muß, er betrachtet die Dinge, ob sie ihm nützen oder schaden, und wozu er sie gebrauchen kann. Seine Vorstellungen über die Wesenheit der Welt vermehren sich, sie verbinden sich unter einander und werden Kenntnisse. Im weiteren Verlaufe beginnt er ein Geschäft, d. h. eine eigenthümliche Wirksamkeit für das ganze Leben, wodurch er sich und später einer Gattin, Kindern, Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt verschafft.

In diesem Geschäfte kann er von Tag zu Tag lernen, wie es zu verbessern, und in einem vorzüglicheren Stande zu betreiben

sei, er kann die Handhabung desselben bis zu dem höchsten ihm erreichbaren Punkt vervollkommnen. Hierbei kommt er mit verschiedenen Menschen in Verbindung, er lernt die Sitten und Gebräuche mannigfaltiger Gegenden und Länder kennen, er schätzt und wägt die Gegenstände und Verhältnisse, und weiß, was sie werth sind, und was nicht. Er dehnt seine Wirkung über seine Familie hinaus aus, er sucht seiner Stadt, seinem Dorfe zu nützen, er will das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen, und er will Anstalten gründen, wodurch die Menschheit überhaupt glücklicher wird. Ist er weise, so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und mit Einsicht, und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der That, kein einziges Lernen ist schwieriger, als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Übermaß schwächten, und ihre Kraft zu jedem Nöthigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas, und seine Erfahrungen wachsen, bis er auf dem Todtenbette liegt, — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufgezeichnet hat, und es der Nachwelt hinterläßt. — Die Ursache aber, weshalb die Menschen in der Schule des Lebens lernen, ist die Noth. Weil er Speise braucht, weil er Kleider, Obdach, andere Dinge, selbst Vergnügungen braucht, muß der Mensch die Handlungen unternehmen, wodurch er sich alles das verschafft. Und wo die Umstände am allerungünstigsten sind, dort muß er seinen Verstand am meisten anstrengen, die Mittel zu erfinden, und dort kommen gewöhnlich die außerordentlichsten Erzeugnisse

des Geistes zu Stande. Selbst ganze Völker sind so emporgekommen, und haben einen Gipfel hohen Glanzes erreicht, wenn die Noth ihre Seelenkräfte und ihren Willen spannte. So lange die alten Römer im Kampfe mit allen ihren mächtigeren Nachbarn Italiens waren, so lange sie in der berühmten afrikanischen Stadt Karthago einen Feind hatten, den sie sehr fürchteten, waren sie einfach, mäßig, tapfer, und es kamen Thaten des höchsten Glanzes und der höchsten Aufopferung vor; als sie aber die mächtigsten waren, als Karthago im Schutte lag, überließen sie sich dem Genusse, wurden feig und thöricht, und gingen zu Grunde. Das steinige, unfruchtbare Ufer des Mittelmeeres gegen Asien, wo einst die Phönizier wohnten, zwang dieses Volk, auf der weiten See ihre Nahrung zu suchen und das erste Handelsvolk der alten Welt zu werden. Ihnen verdanken wir die wohlthätigsten Erfindungen, ich nenne nur zwei: das Glas und die Buchstabenschrift. So zeigt sich auch noch heut zu Tage, daß dort, wo die Natur alles mit verschwenderischer Freiheit spendet, die Menschen meistens träger und unerfinderischer sind. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigsten und geistvollsten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geist und setzen unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist, und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde. Ich wähle hier zwei Beispiele: Kein Mensch würde je aus eigenem Nachdenken darauf kommen, was in vergangenen Zeiten geschehen ist, wenn es ihm nicht Jemand erzählte, oder er es nicht in einem

Buche läse, — und dennoch ist diese Kenntniß eigentlich die wichtigste im Leben; und kein Mensch würde während seines Daseins das Lesen und Schreiben erfinden, da die Welt selber mehrere tausend Jahre dazu brauchte, wenn es ihn nicht jemand in seiner Jugend lehrte, und dazu nur ein paar unbedeutende Jahre brauchte. So sind es noch tausend andere Dinge, die wir gar nicht, oder erst in unendlich langer Zeit erfinden würden, in denen man aber in Kurzem unterrichtet werden kann. Es sind also noch mannigfache andere Schulen für den Menschen nöthig, und wir werden im Folgenden davon sprechen.

Die Schule der Familie.

Weil der Mensch nicht alles in der Schule des Lebens lernen kann, oder zur Erlernung große Umwege brauchen würde, so sind für ihn die eigentlichen Schulen nothwendig, d. h. solche Anstalten, wo nicht, wie in der Schule des Lebens, nur gelegentlich die Umstände auf ihn einwirken und ihn zwingen das zu lernen, was er braucht, sondern wo eigens Lehrer vorhanden sind, die ihm auf den geeignetsten und kürzesten Wegen dasjenige beibringen, was er zu seinem künftigen Fortkommen, hauptsächlich aber zur menschlichen und sittlichen Entwicklung bedarf. Die einfachste und wahrscheinlich auch älteste Schule dieser Art ist die Familie. Der Vater wird in den grauesten Zeiten der

Menschheit seinem Sohne den Bogen spannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen; er wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen, und welche ihn in Hader und Zank verwickeln und ihn in Untergang stürzen können. Die Mutter wird ihre Töchter um sich versammelt haben, sie wird ihnen mit einem Beispiele vorgegangen sein, sie wird sie im Spinnen, Nähen, Weben u. dgl. unterrichtet haben, und sie wird sie unterwiesen haben, wie sie sittlich ehrbar und strenge sein sollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten. Aus der angebornen Liebe der Eltern zu den Kindern geht es ganz natürlich hervor, daß die Eltern nicht blos sorgen, daß die Kinder Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, sondern daß sie auch zu den Mitteln, welche ihnen die Eltern für das künftige Leben mitgeben, diejenigen Kenntnisse erhalten, welche sie lehren die Mittel recht zu gebrauchen, und überhaupt glücklich und rechtschaffen zu leben. Daher benützen die Eltern jede Zeit und Gelegenheit, die ihnen das stete Zusammenleben mit ihren Kindern an die Hand gibt, um ihnen Lehren, Ermahnungen, Unterweisungen und Kenntnisse beizubringen. Bei den Kindern ist es auch angeborner Trieb, die Eltern als das Höchste dieser Welt zu betrachten, von ihnen alles gerne anzunehmen, sie nachzuahmen, und ihre Worte für ein Heiligthum zu halten. Daher sieht man so häufig, daß die Kinder wie die Eltern werden, daß sie ihre Art und Weise, ihre Rede, ihre Handlungen, und ihre Fehler und Eigenheiten bekommen. Die Kinder lernen auch auf die Weisung der Eltern hin sehr gerne, sie lernen Dinge kennen, die sie jetzt noch gar nicht verstehen, und von denen sie nicht ahnen, wozu sie einst zu brauchen sein werden, sie lernen sie,

weil es die Eltern so wünschen. Welch' eine merkwürdige, welch' eine fruchtbringende, welch' eine segenreiche Schule könnte der Umgang der Eltern für die Kinder sein! In keiner Schule ist der Mensch so lange, in keiner ist die Gelegenheit so vielfältig, und in keiner geht die Lehre so lieblich und leicht in seine Seele.

Man sieht also, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die sittliche Größe und Schönheit der Menschen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat ist! Jeder Mensch soll den Stand der Ehe wohl bedenken, er soll erforschen, ob er den Pflichten des Vaters, der Mutter gewachsen ist, und der Staat soll die Mittel, die nie in der Hand des Einzelnen im ausreichenden Maße liegen, einrichten, daß wir rechte Väter und rechte Mütter erhalten. Ist das jetzt so bei uns? Wir müssen leider mit Nein antworten. Der Staat kümmert sich höchstens, daß eine allgemeine, unbedeutende Fachbildung, etwa Lesen, Schreiben, Rechnen, in die Leute komme, und überläßt sie weiters dem Gange der Dinge, während es keine heiligere Pflicht für den Menschen gibt, als eben seine reinstmögliche Menschwerdung, und es daher, wenn der Staat eine menschliche Anstalt sein soll, auch in ihm kein Höheres, kein Angestrebteres geben kann, als die Menschwerdung des Menschen, in allen Abstufungen der Gesellschaft, wie es in jeder möglich ist, statt daß jetzt die sogenannte Bildung nur Eigenthum Einzelner, Gelehrter oder Bevorzugter war, und die Übrigen ihren Leidenschaften und Trieben hilflos überliefert blieben. Der Bildungsminister im Staate muß nicht sowohl ein Fachmann sein, sondern er soll der Beste, Weiseste und Menschenliebendste im ganzen Umfange des Reiches sein. In der Familie ist es bei uns auch nicht so, daß der Mensch jene Güte und Größe aus ihr fortnehme, die er

könnte; schon in dem zartesten Alter werden die Keime zum Mißlingen gelegt; jedem Wunsche, jeder Laune der Kleinen wird nachgegeben, so daß das Kind, oft, da es noch in Windeln liegt, schon der Tyrann des Hauses ist, dem jetzt, und noch mehr, wenn es größer ist, willfahrt werden muß. So wird die Leidenschaft und das Unglück erzeugt, da der Mensch in seinem ganzen Leben fast immer nur das Bild seiner ersten Erziehung darstellt.

Die höheren Stände gehen meist ihren Vergnügungen nach, und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an Andere, und die minderen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben können, als ein sehr geringes Wissen, dann Vorurtheile, Affecte und Leidenschaften. Fast drei Viertheile der Familienschule sind bei uns völlig verloren, das vierte Viertheil ist nur ausnahmsweise in vorzüglichen Händen, sonst auch unbedeutend. Thue der Einzelne, was an ihm ist, daß er gut, edel, kenntnißreich werde, um ein guter, verantwortlicher Vater, eine gute Mutter sein zu können, — hauptsächlich: Thue der Staat das Seinige, und errichte er die zweckmäßigen Anstalten, daß wir in allen Ständen gute Eltern erhalten können, die dann weiter und ins Unendliche wirken; es ist seine heilige Pflicht, ja es ist seine allererste. So gut aber auch die Familienschule sein kann, so vortreffliche Menschen aus ihr hervorgehen können, so ist mit ihr der Kreis der Schule nicht abgeschlossen, das sieht jeder ein, und wir werden davon in unserm Nächsten reden.

Die Landschule.

I.

Wir haben gesagt, daß die Schule des Lebens zur schnelleren Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nicht hinreiche, wir haben auch gesagt, daß die Schule der Familie nicht alle Bedürfnisse erfülle, weil sehr oft die unvernünftige Liebe der Eltern ein Hinderniß ist, weil das Geschäft oder der Lebensberuf des Vaters und der Mutter ihnen nicht die nöthige Zeit lassen, und weil endlich die Eltern viele Kenntnisse nicht besitzen können, welche bei der fortgeschrittenen Zeitbildung dennoch den Kindern unentbehrlich sind. Daher haben alle Völker, bei denen schon das geistige Leben zu dämmern angefangen hat, Einrichtungen getroffen, daß eigene Menschen angestellt wurden, welche den Kindern allerlei Kenntnisse und Wissenschaften beibrachten, die sie zu ihrer menschlichen und völkerschaftlichen Zukunft nöthig zu haben glaubten. Man nennt jene angestellten Menschen die Lehrer, jene Kinder die Schüler, und die Anstalt die Schule im eigentlichen Sinne. Das wußten die Menschen sehr bald, daß nicht jeder Neugeborne sich alles wieder neu erfinden müsse, was die vor ihm Gebornen erfunden haben; daher bewahrten sie anfangs alles Erfundene und Erfahrene in der mündlichen Überlieferung auf, wo es von Geschlecht zu Geschlecht ging. Diese mündlichen Überlieferungen sammelte der befähigte Lehrer in größtem Maßstabe in seinem Haupte,

suchte sie auf seine Schüler zu übertragen, und wurde so der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Aber so wie uns Gott unsere vielbedeutende Sprache gegeben hat, durch die wir unendlich mehr und unendlich deutlicher unsere Gedanken uns mittheilen können, als es die Thiere mit ihren einfachen Lauten vermögen, eben so hat er das gleich wunderbare Geschenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren, und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und Orten mitzutheilen.

Jetzt erst ist das menschliche Geschlecht an geistigen Gütern reich geworden: was kein Haupt eines Menschen, und sei er der begabteste, in seiner großen Menge zu fassen und zu behalten im Stande gewesen war, das konnte nun in vielen Büchern niedergelegt werden, konnte dem menschlichen Geschlechte aufbewahrt bleiben, und konnte von ihm, wenn es dessen bedurfte, hervorgeholt und von vielerlei Lehrern in vielerlei Schulen vielen Schülern mitgetheilt werden. Jetzt erst konnte sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, die Menschheit mit unzähligen geistigen Armen rühren, sie konnte ihr verstand- und vernunftvolles Übergewicht steigern, und konnte der Herr und das vorzüglichste Geschöpf der sichtbaren Welt werden. Alle großen und weisen Menschen haben das anerkannt, alle Staaten, wenn sie nicht geradezu thierische waren und in blos körperliche Stärke allen Ruhm setzten, haben dahin gewirkt, daß das innerhalb ihrer Grenzen erhalten und vermehrt werde, und sie haben ihren Kindern durch ihre Lehrer die angesammelten Kenntnisse zu überliefern und einzuprägen gesucht. Jeder vorzügliche Staat, vom Alterthume bis zu unseren Zeiten, und jeder vorzügliche Mensch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des

Staates, und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes ist. Nur wo Staaten zu verfallen begannen, wo menschliche Leidenschaften und menschliche Genußsucht alles andere zu überwältigen anfingen, da vergaß man auf diese Lehre, da überließ man sich hohlem und unwissendem Genusse, und ging endlich zu Grunde. Daher haben alle starken Staaten ihr erstes Augenmerk der Erziehung zugewendet, und in dem ganzen Gebiete Schulen gegründet.

Ein altes griechisches Volk, die Spartaner, erzog seine Jünglinge gemeinschaftlich zu größter Abhärtung und Vaterlandsliebe, andere Griechen, wie zum Beispiele die Athener, erzogen ihre Jugend zu gemeinschaftlichen leiblichen und geistigen Vollkommenheiten, und alle vier Jahre feierten die gesammten griechischen Stämme ein Fest der Zusammenkunft zu Olympia, wo Wettspiele in leiblichen und geistigen Dingen angestellt wurden, und die Sieger Kränze und Ruhm im ganzen Volke erhielten. Karl der Große, ein weiser König und Herrscher, hob sein Volk um eine bedeutende Stufe höher, weil er Lehrer und Bildner des menschlichen Geschlechtes anstellte. Und so that man an manchen Orten und Zeiten, bis zu unsern Tagen herab. Weil aber in den Jahrhunderten sich die Wissenschaften und Kenntnisse sehr angehäuft hatten, und es nicht möglich ist, daß jeder alles könne und wisse, so sind vielerlei Arten von Schulen nöthig, und auch vielerlei errichtet worden, je nachdem eine Schichte der Menschen, ein Stand oder ein Gewerbe, diese oder jene Wissenschaft, diese oder jene Kenntniß nöthig hat.

Wir wollen die hauptsächlichsten Gattungen dieser Schulen erörtern. Die unterste, aber bei weitem die wichtigste, ist die, in welcher das gelehrt wird, was jeder Mensch, sei er wer er wolle,

arm oder reich, groß oder gering, gelehrt oder ungelehrt, zuerst und nothwendig braucht. Diese Schule muß die zahlreichste sein, sie muß über das ganze Land verbreitet sein, woher sie auch den Namen Landschule hat. Wir werden zunächst von ihr sprechen.

II.

Daß man seine Gedanken durch sichtbare Zeichen auf ein Papier oder dergleichen niederlegen kann, daß diese Gedanken von Andern verstanden werden, und daß diese Aufbewahrung durch eine große Anzahl von Jahren fortdauern kann, ist nach der Sprache gewiß eines der ersten und besten Güter der Menschheit. Man hat dieses Gut durch menschlichen Verstand erfunden, und der menschliche Verstand muß sorgen, daß es während der Dauer der Erde immer sein Eigenthum bleibe. Lesen und Schreiben ist daher unter denjenigen Dingen, die uns von unsern Vorfahren hinterlassen worden sind, eines der ersten und vorzüglichsten, und kaum darf es jetzt einen einzigen Menschen geben, der es ohne sehr großen Nachtheil entbehren kann. Ich will nur ein paar Gründe aufführen. Jedes Wort, das aufbewahrt werden muß, wo kann es einfacher aufbewahrt werden, als in der Schrift; Verträge, Urkunden, Ausweise, Nachrichten können niedergeschrieben, beim Verfallen des Papieres wieder abgeschrieben, und so in eine undenkbare Jahrenreihe aufbewahrt werden. Das Gedächtniß der Menschen, in d[illegible] [illegible]en es niederlegen könnte, ist schwankend, und der Mensch selbe[illegible] der das Gedächtniß trägt, ist hinfällig

und sterblich. Wie arm war die Menschheit, als sie noch allein das redende Wort besaß, und alles, was bewahrt werden sollte, dem sehr ungewissen Umstande preisgeben mußte, daß es sich die Menschen merkten. Und wenn man eine Nachricht senden wollte, mußte man einen Boten haben, dem man die Sache sagte, und der sie vielleicht ganz verkehrt wieder sagte. Heut zu Tage trägt ein einziger Bote mehrere tausend Nachrichten in Gestalt von Briefen genau so an ihr Ziel, wie sie der Auftraggeber gegeben hat. Endlich, was der größte Nutzen ist, alles, was die Menschen je in Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerben, Staatsleben Gutes und Taugliches erfahren haben, kann, zum Heile aller folgenden Zeiten, fast unvertilglich aufbewahrt werden, und was die Menschen Thörichtes und Schlechtes thaten, kann man auch zur Warnung für die Zukunft in der Schrift hinterlegen. Durch die Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menschliche Geist erst die Welt erobert. Selbst im kleinsten Haushalte kann die Schrift nicht entbehrt werden. Einige Nachtheile, die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen sind, sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen wird, weil man sich damit schneiden kann. Es ist daher ein wichtiges Bedürfniß, daß man in den Landschulen lesen und schreiben lerne. Fast eben so wichtig ist es, daß man alles, was Zahlen betrifft, richtig auseinandersetzen und ordnen, das heißt, rechnen kann; Lesen, Schreiben und Rechnen sind also die ersten Lehrgegenstände der unteren Schule. Sie wurden bisher auch bei uns ohne Ausnahme gelehrt. Aber Lesen, Schreiben und Rechnen sind doch nur Mittel, seine Erfahrungen und Einsichten aufzubewahren und geltend zu machen. Was nützt aber Einem sein Lesen, sein Schreiben, sein Rechnen, wenn er keine Erfahrungen und Einsichten

hat, die er aufschreiben, keine Dinge, die er ausrechnen, und keine Urtheilskraft, die er aus dem Buche weiter bilden kann. Daher muß alles, was jedem Menschen, und gehöre er dem untersten Stande an, zum menschlichen Leben unentbehrlich ist, in der Landschule gelehrt werden, und zwar nicht blos gelehrt, sondern es muß so in die Menschen geprägt werden, daß es dieselben nie mehr verläßt. Was ist aber dasjenige, was der Mensch in jedem Stande braucht? Zuerst ist es die Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz, die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Die Mittel hierzu erwirbt sich der Mensch durch ein Geschäft, dessen Früchte die Menschheit braucht, und wofür sie ihm eine Entgeltung gibt. Die Bedürfnisse der Menschen sind aber unzählig, daher auch die Geschäfte unzählig sind. Geschäfte, Gewerbe, Künste u. dergl. können also in den ersten und untersten Schulen nicht gelehrt werden, weil ihre Zahl zu groß ist und nicht alle alles brauchen, sondern, wenn das Kind aus der Schule tritt, so geht es in die Lehre eines Geschäftes. So war es bisher, und wird es bleiben. Was braucht der Mensch weiter? Es gibt einzelne Erfahrungen, Klugheitsregeln, Übungen, die allen Menschen von überwiegendem Vortheile sind, diese wird der Landschullehrer seinen Schülern einzuprägen suchen. Es geschah dieses alles bis jetzt durch Lesebücher und dergleichen, trug wohl einige Früchte, wird aber ganz gewiß in der Zukunft besser und eindringlicher behandelt werden. Wir wollen es selbst versuchen, in einem eigenen zukünftigen Aufsatze über diesen Punkt zu sprechen. Ein drittes Bedürfniß des Menschen ist es, daß er von der Natur und Einrichtung der Gesellschaft, in der er lebt, Kenntniß habe, namentlich wenn er in der Einrichtung dieser Gesellschaft mitwirken soll; das heißt: er muß Staatskenntnisse haben. In

unserer Zeit, wo selbst die untersten Stände in die Lage kommen können, auf den Staat einzuwirken, zum Beispiel durch Wahlen und dergleichen, und wo, wie klein auch die Einwirkung des Einzelnen sei, diese doch durch die Menge unabsehlich wichtig wird, ist es eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß jeder jene Kenntniß von Staatsdingen habe, die ihn zum wirkenden oder auch nur zum einsichtsvollen Bürger dieses Staates mache. Je klarer der Mensch da ist, je fester er an richtiger Ansicht haftet, desto fester, sicherer und blühender werden die Einrichtungen des Staates sein. Wie das zu machen ist, wie weit man hierin zu gehen hat, ist ganz das Werk der Zukunft. Mögen viele Einsichtsvolle durch ihren Rath hierzu beitragen, und die nutzbringendste Art des Unterrichtes aufbauen helfen.

Der Schreiber dieser Zeilen hat seine geringen Kräfte diesem Gegenstande zugewendet, und wird seine Arbeit in einiger Zeit veröffentlichen.

Endlich ist es noch ein Bedürfniß des Menschen und zwar das menschlichste, daß er gut, gesittet und rechtschaffen sei, daß er nicht ein Opfer seiner Begierden, Neigungen und Leidenschaften werde, daß er dem Thiere gegenüber nicht thierisch, sondern das schöne Bild eines Menschen sei. Nichts ist hienieden größer und der Liebe würdiger, als der Mensch. Es macht auch nichts den Menschen im Einzelnen und im Staate glücklicher und reiner, als die Tugend; und nichts hat von jeher den Menschen, den Staat und ganze Völkerschaften unglücklicher gemacht und in das Elend gestürzt, als das Laster, als die Hingabe seiner Seele an Begierden und Leidenschaften, die ihre Befriedigung und ihre Opfer suchen, und dadurch Verwirrung, Elend und Verwilderung hervorrufen, wie es unsere Zeit in eindringlichen

Bildern zeigt. Die Eltern können nicht alles, daher muß dieses schöne Werk die Kirche und Schule mit ihnen theilen. Die Kirche kann vieles thun, aber auch der Lehrer der Schule, der so viel mit seinen Schülern umgeht und den sie so achten. Daß Lesebücher allein nicht hinreichend sind, leuchtet ein. Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun. Vieles wird in nächster Zukunft geschehen, und wir alle müssen zur Hebung und Veredlung der Lehrer beitragen, daß sie einen gesicherten Stand haben, daß wir gute, gelassene, weise, wirkungsvolle Männer auf diesem Platze haben. Ich habe seit vielen Jahren unaufhörlich wiederholt: Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule des Staates ist die Landschule. Wie dieser sittliche Theil der Schule ins Werk zu setzen sei, ist eine sehr schwierige Frage, sie muß aber doch gelöst werden, weil sie die erste und dringlichste aller Stände der Menschen ist. Mögen die Zeiten es bald gönnen, an dieses Werk die Hand anlegen zu können. Es ist dringlich, und alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menschen der Barbarei entgegen, die der Sitte, der Ordnung, dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.

III.

Weil die meisten Menschen nach dem Austritte aus der untersten Schule keinen weiteren Unterricht mehr bekommen, so leuchtet der Nutzen und die Wichtigkeit guter Landschulen von selbst ein. Es ist eben der Mensch, der nichts kann und vermag, und alles lernen muß. Wenn er nun nach der Landschule nicht mehr weiter lernt, so soll dieselbe alles liefern, was er bedarf. Wer in Gegenden lebt, wo gute Schulen sind, wo die Menschen ein gesundes Urtheil, eine Fertigkeit im Nachdenken, und ein ehrenwerthes Betragen bekommen, der kann sich nicht vorstellen, zu welcher Thierheit die Menschen herabsinken, wo sie keinen Unterricht, oder einen schlechten erhalten. Was ein nur ein wenig erhellter Kopf kaum glauben sollte, ist in ihrem ungebildeten Gehirne, und Leidenschaften und kurzsichtige Rohheit ist in ihrem Herzen. Der Anblick ist ein wahrhaft betrübender und niederschlagender. Es kann daher kaum ein dringenderes, allgemeineres und heiligeres Bedürfniß geben, als gute Landschulen.

In einer guten Landschule aber, wie wir es öfter sagten, muß der Mensch nicht blos einige Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen und dergleichen erhalten, sondern er muß ein klares, menschliches Denken und Urtheilen, einige Kenntnisse in den wichtigsten Dingen der Welt, und einen ehrenwerthen, rechtschaffenen Charakter mit sich fortnehmen. Das sind Dinge, die die Welt braucht, die den Menschen zieren, die ihm unentbehrlich

sind, die ihn eigentlich zum Menschen machen, und ohne die der Staat selber in Verwirrung, in Gewaltthätigkeit und in Auflösung geräth. Wie viel also soll in wenigen Jahren aus jungen Menschen, deren Kräfte wenig vermögen, gemacht werden? Und doch muß es so sein; Gott hat den Menschen so geschaffen, und er muß so entwickelt werden. Daher ist kein Stand schwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers. Nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer sollten diese Stelle bekleiden, und der Staat und die ganze menschliche Gesellschaft sollten mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer entstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden, und mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Wenn wir bis jetzt solche Männer nicht haben, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an uns. Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt, und Kenntniß und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen? Man muß einen schlechten Begriff von dem Volke selber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufsteht und dem Übel abhilft, man muß es für unwissend, für roh und für wenig sittlich erkennen. Es ist also die Nothwendigkeit guter Landschulen ein augenscheinliche.

Wir wollen von dem Gegenstande der Schullehrerbildung ein anderes Mal reden. Hier wollen wir nur, um den Nutzen der Landschule noch begreiflicher zu machen, eine kleine Geschichte erzählen. Als ich einmal sagte, das Sammeln der Schulgelder solle aufhören, und der Staat sollte selber die Lehrer besolden, antwortete mir ein Mann: „Da müßte ja auch ich beitragen,

und ich habe von der Schule nichts, denn ich habe keine Kinder." Darauf sagte ich: „Wohl, du hast keine Kinder, aber vier Dienstboten, zwei Knechte und zwei Mägde. Wenn nun diese Dienstboten ehrlich, getreu, einsichtig sind, auf den Vortheil des Herrn sehen, ihn nicht betrügen, die Arbeit geschickt machen, dadurch Zeit gewinnen, die Habe vermehren, und Eintracht und Heiterkeit in das Haus bringen, — wer hat den Vortheil? Wenn alle Gattungen Arbeiter und Handwerker ehrenhaft, redlich und billig sind, wenn sie durch Urtheil und Einsicht ihr Geschäft verbessern, die Waare tauglicher, anständiger, reinlicher liefern, — wer hat den Vortheil? Wenn der Bauer einen gesunden Sinn, rechtes Urtheil und gute Kenntnisse hat, und dadurch den Ertrag unserer Fluren um das Mannigfachste steigert, — wer hat den Vortheil? Wenn die Wildheit, die Rohheit, die Leidenschaft, durch gute Schulen gemäßigt, gesänftigt, versittlicht und vermenschlicht wird, wenn die Verbrechen abnehmen, und man nicht mehr so viele Gesetze, so viele Richter, so viele Armeen mehr braucht, — wer hat den Vortheil? Wenn es überhaupt in einem Lande mit gesitteten, freundlichen, klaren, einsichtsvollen Leuten gut und heiter zu wohnen ist, — wer hat den Vortheil? Und das alles lernt man in guten Schulen. Nicht der Arme, der oft mit vielen Kindern gesegnet ist, hat den Nutzen, wenn sie in der Schule gut erzogen werden; sondern der Reiche, zu dem sie in Dienst gehen, nachdem sie groß geworden sind, und Vater und Mutter verlassen haben. Wir alle, die ganze Menschheit, hat den unermeßlichsten Nutzen von guten Schulen, und wir alle sind schuldig, mit Gut und Kraft beizutragen, daß solche Schulen sind und werden." So sagte ich, und der Mann erwiederte: „Ja, wenn es so ist!" Ich aber fuhr fort: „Darum schmerzt es mich, wenn ich erfahre, daß

es Leute gibt, die in den jetzigen verworrenen Zeiten sich weigern, das Schulgeld zu zahlen. Es ist, als ob sie sich absichtlich eine Wunde beibringen wollten. Das Schulgeld ist noch nicht aufgehoben, der Schulmeister hat noch keine andern Einkünfte, und die Entziehung des Schulgeldes muß die Schule verwildern und verwahrlosen, und die Kinder — also die künftige Menschheit — der Unwissenheit und der Unsitte überliefern. Aber es ist die kurzsichtige Habsucht, die die Menschen so handeln läßt, weil sie nicht wissen, daß ihnen der Kreuzer, den sie jetzt zurückhalten, in kurzer Zeit durch Verwilderung der Menschen den Gulden raubt, der ihnen durch Treue und Sittlichkeit derselben in das Haus gekommen wäre. Es ist Thorheit und Schlechtigkeit, der Schule das zu entziehen, was ihr noch so lange gebührt, bis eine neue Art ihrer Erhaltung eingeführt sein wird. Ja, wir alle sollten, statt das so bitter und kümmerlich verdiente Geld des Schulmeisters zu verweigern, lieber zusammentreten, und weil der Staat, wegen der wichtigen und gefahrvollen Dinge, die jetzt geschehen, sein Augenmerk noch nicht der Schule hat zuwenden können, aus eigenem Antriebe und aus eigenen Mitteln eine Anstalt gründen, daß unsere Lehrer anständiger leben können, daß wir mehr zu fordern berechtigt sind, und daß unsere Schulen zu einer größeren Vollkommenheit gehoben werden. Es ist eine Schande, daß wir es nicht schon gethan haben." So sagte ich, und ging fort, denn ich war ärgerlich, und fing an, den wohlhabenden Mann zu verachten, der zur Schule nichts beitragen wollte, weil er keine Kinder hatte.

Die Bürgerschule.

Ehe ich darauf eingehe, zu sagen, was wir eigentlich thun sollen, um die Landschule zu heben, und ehe ich erzähle, was mehrere Männer in Oberösterreich in dieser Beziehung zu gründen vorhaben, gehe ich auf die Bürgerschule über, und werde über die Errichtung von Landschulen aus eigenen Mitteln des Landes am Ende meiner Schulabhandlungen reden. Die Bürgerschule, die man aber besser Gewerbschule nennen könnte, ist der nächst höhere Grad der Landschule. Wenn man in der Landschule jene Fertigkeiten lernt, die alle Menschen, auch in den untersten Ständen, brauchen, und wenn man sich in ihr mit den Klugheitsregeln und dem sittlichen Verhalten vertraut macht, die die Hauptgrundlage des ganzen Lebens jedes Menschen bilden: so muß die Bürgerschule noch jene Fertigkeiten und Kenntnisse hinzufügen, die dem Gewerbtreibenden nothwendig sind. Was in der Landschule gelehrt wird, müssen alle Menschen wissen, was die Bürgerschule lehrt, ist vorzüglich für Gewerbsleute berechnet, kann aber auch jedem Andern, der sich darin unterrichten will, von Nutzen sein. Was braucht denn aber nun die Bürgerschule noch Eigenthümliches über die Landschule hinaus? Wir antworten hierauf: „Erstens alles dasjenige, was in jedem Gewerbe und Geschäfte vorkommt und demselben unentbehrlich ist; ferners alle

Kenntnisse, die diesem oder jenem Gewerbe vorzüglich eigen sind, und von denen sich jeder diejenigen heraussuchen kann, die er zu seinem Gewerbe braucht; und zweitens: jene höheren Klugheitsregeln und jene sittliche und menschliche Bildung, die der Geschäftsmann insbesondere braucht, und die ihm bei der Ausübung seines Handwerkes, bei dem Umgange mit seinen Geschäftsfreunden, bei seinen Reisen und bei seinem größeren Staatswirkungskreise nothwendig sind. Zu den ersten Kenntnissen gehören: ein fertigeres Lesen, Schreiben, Rechnen, als es der Landmann braucht, alle Gattungen schriftlicher Aufsätze, Führung von Büchern, Kenntniß der Lage der Geschäfte, daß er weiß, welches er sich wählen soll und welches die Zeit erfordert, dann jene Kenntnisse, die in verschiedene Geschäftszweige einschlagen, wodurch er seine Verfahrungsweise verbessern kann. Zu den zweiten gehört die Geschäftslehre, daß er keine Pflicht der Rechtlichkeit und des gegebenen Wortes verletzt, und jene höhere Geschäftsklugheit, die ihn lehrt, daß das redlichste und ehrlichste Geschäft auch dasjenige sei, das am nachhaltigsten und dauerndsten zu Wohlstand führt. Manche werden mir hier einwenden: das lernt man ja alles bei seinem Lehrherrn als Lehrling. Wer je in der Lage war, verschiedene Geschäftsleute zu brauchen, und wer die Mühe nicht gescheut hat, sich über das Beste zu unterrichten, was in den verschiedenen Geschäften vorhanden ist, der wird wissen, wie falsch der obige Einwurf ist. Was lernt man bei dem Lehrherrn? Höchstens das, was er selber weiß, oft nicht einmal das, — und weiß er alles, was in seinem Geschäfte vorkommt, auf das beste? oder ist es vorzüglicher, wenn von den ausgezeichnetsten Männern der Fächer das Auserlesenste, was in ihnen vorkommt, in Werke zusammengetragen und aus ihnen

gelehrt, aber jedesmal auch praktisch gezeigt wird. Gewiß das letztere, darum auch die Länder, wo solche Schulen zahlreich vorhanden sind, wie England und Belgien, Geschäfte und Geschäftsmänner aufweisen, die alle andern in der Welt übertreffen, und den Gang des Handels und der Reichthümer zu sich hinziehen. Ich will nur einige Übelstände bei uns berühren. In einer Gegend unseres Landes trägt ein Handwerk wegen geänderter Umstände das nicht mehr, was es früher trug, wo es schwunghaft war; aber die Bewohner lernen aus alter Gewohnheit immer wieder das alte Handwerk, das einst so heimisch war, und bei dem sie jetzt verhungern. In einer großen Stadt, wo derzeit eine Gewerbschule besteht, wurde nach der Zeichnung eines Lehrers, der kein Zimmermann ist, auf ein unregelmäßiges Gebäude ein Dachstuhl gebaut, den mehrere Zimmerleute als unmöglich erklärten, und der nun doch möglich, und so einfach war, daß er sogar die Unregelmäßigkeit des Gebäudes für den ersten Blick verschwinden machte. Jetzt sahen die Zimmerleute ihr Unrecht ein. Wenn dem Tischler der Unterricht über alle Hölzer, über Harze und Politur, über Schönheit der Gestalten, über Werkzeuge und den Vortheil sie zu gebrauchen, und endlich über Zeichnen und dessen Vortheil zur Erfindung und Erzeugung schöner Gestalten beigebracht wird, dann wird jeder Begabte sein Geschäft auf eine höhere Stufe bringen, der sonst wegen Mangel an Unterricht hilflos blieb, oder sich das mangelhafte Hergebrachte aneignen mußte. Wenn der Zimmermaler Verzierungen zeichnen lernt, wenn der Zimmermann alle Fügungen aller Gestalten von Thürmen, Häusern, Palästen, Kirchen entwerfen lernt, wenn der Erzeuger von Modewaaren alles Schöne aller Länder sieht und beurtheilt, wenn endlich in einem Lande alle

Instrumente und Hilfsquellen bekannt werden, wodurch sich andere Länder aufgeschwungen haben, wenn endlich der Verstand so geschärft wird, daß wir selber Erfindungen und Verbesserungen machen: ist das nicht ein unermeßlicher Nutzen? und gewinnt nicht das Land selber dabei? Ein kenntnißreicher Mann sagte mir neulich, daß der Gewerbsfleiß in Oberösterreich ungefähr fünfzig Millionen jährlich erzeuge. Wenn wir nun annehmen, daß durch bessere Verfahrungsweisen die Produkte nur um ein Percent mehr eintragen, so gibt das 500,000 Gulden. Die beste Gewerbschule für das Land kostet kaum 50,000 Gulden, also bleiben jährlich dem Lande 450,000 Gulden als Gewinn.

Aber nicht blos Gewerbtreibende, sondern auch andere, sogar Landleute, werden diese Schulen besuchen, und geschicktere, tauglichere und bessere Menschen werden. Es bestehen wohl schon in den größten Städten sogenannte technische Schulen; allein die erfüllen den obigen Zweck nicht, weil sie zum Theile zu hoch wissenschaftlich sind, dann, weil zu viele Schüler auf einem Platze angehäuft werden, und endlich, weil die meisten Gewerbsleute sie nicht benützen können, weil sie eine weite Reise und einen kostspieligen Aufenthalt in der Hauptstadt bestreiten müßten. Solche Schulen müssen in dem Reiche zerstreut, leicht zugänglich, und daher in den kleineren Kronländern wenigstens eine, in den größeren mehrere sein. Was solche Schulen erst noch in sittlicher Beziehung zu leisten fähig sind, lasse ich hier unberührt, weil es sich von selbst versteht.

Die Wissenschaftsschule.

Nach der Gewerbsschule kommt die Wissenschaftsschule. Sie ist zugleich die höchste und letzte. Die verschiedenen Kenntnisse, welche die Menschen in vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden angesammelt haben, wären zu einer solchen Menge angewachsen, und wären so verwirrt gewesen, daß sie keinen Nutzen gebracht hätten, wenn man sie nicht in eine Eintheilung, Ordnung und Übersicht gebracht hätte. Man verfuhr hierin so: Alles, was man von ein und demselben Gegenstande wußte, wurde zusammengestellt, und alles, was von andern Gegenständen galt, wurde hier weggelassen. Das Zusammengestellte wurde aber wieder nicht etwa nach dem Zufalle unter einander geworfen, sondern in eine solche Ordnung und Eintheilung gebracht, daß man in jedem Augenblicke das Nöthige finden und herausholen konnte. Alle Kenntnisse mußten so mit einander verbunden sein, und so in einander greifen, wie die Räder einer Uhr. Eine Menge so geordneter Kenntnisse über ein und denselben Gegenstand heißt man eine Wissenschaft. Es sind also so viele Wissenschaften möglich, als es Gegenstände gibt; allein da nicht jeder Gegenstand wichtig genug ist, so sind hauptsächlich nur über die wichtigsten Gegenstände Wissenschaften entstanden. So heißt die Kenntniß der erschaffenen sichtbaren Dinge die Naturlehre, die

Kenntniß von der Seele, die Seelenlehre, die Kenntniß, wie die menschlichen Handlungen beschaffen sein sollen, die Sittenlehre, die Kenntniß der Rechte, die Rechtslehre, des Staates, die Staatslehre, und so weiter. Es haben die Wissenschaften bereits eine solche Ausdehnung bekommen, daß es keine Möglichkeit ist, daß ein Mensch alle erlernen kann, ja, eine einzige Wissenschaft ist oft so umfassend, daß sie das Leben eines einzigen Menschen übersteigt, wie z. B. die Naturwissenschaft; daher haben sich die Menschen in die Wissenschaften getheilt, daß einer die, der andere eine andere betreibt. Da die Menschen auf der Erde leben und alle irdischen Gegenstände ihnen zum Gebrauche angewiesen sind, da zwischen den Menschen selber sehr viele Verhältnisse entstehen, die sie kennen und behandeln müssen, so leuchtet von selber ein, daß die Kenntniß der Dinge und Verhältnisse, also die Wissenschaften, von größtem Nutzen sind, ja, daß sie den Menschen für rein menschliches Leben unentbehrlich sind. Darum sind sie auch entstanden. Aber so wie es nothwendig ist, daß jeder Mensch eine gewisse Summe von Kenntnissen hat, die die allgemeine Bildung ausmachen, so ist es nicht nothwendig, daß Jeder alle Wissenschaften inne habe, die die wissenschaftliche Bildung ausmachen, sondern es ist nur nothwendig, daß der Mensch, wenn er von Wissenschaft etwas braucht, zu dem gehen kann, der es hat, z. B. der Kranke zum Arzte, der Rechtsbegierige zu dem Rechtskundigen, der Staatsbedürftige zu dem Staatsmanne. Es ist daher klar, daß Schulen sein müssen, in welchen die verschiedenen wissenschaftlichen Stände ihre Wissenschaften erlernen können, um mit ihnen der ganzen Menschheit zu dienen. Derlei Schulen hat es von jeher gegeben. Entweder haben einzelne Männer in einzelnen Zweigen gelehrt, wie in alten Zeiten, oder es hat der Staat die

Leitung dieser Dinge in die Hände genommen, wie in den neuen. So sind die sogenannten Universitäten entstanden, auf denen von Staatswegen alle Wissenschaften behandelt werden. Es ist auch Pflicht des Staates, diese Anstalten zu hegen, und die Pflicht des Staatsbürgers, zu ihrer Erhaltung beizutragen. Aber auf eine Frage müssen wir hier aufmerksam machen, in welchem Verhältnisse muß die allgemeine Bildung zur wissenschaftlichen stehen, oder wie viel muß der einzelne Mann selber wissen, und wie viel muß er bei den Gelehrten erfragen? Darauf antworten wir: Das ist in verschiedenen Zeiten verschieden. Je mehr ein Mensch zu handeln und zu wirken hat, desto mehr muß er selber wissen, überhaupt: je mehr jeder einzelne Mensch wissen kann, ohne seinem andern Berufe einen Abbruch zu thun, desto besser ist es. Selber klar sehen wiegt alle Rathschläge auf, und eigene Geschicklichkeit behebt die Zweifel und Verwirrungen. Hier kann ich nicht unterlassen, auf ein Übel, von dem ich schon öfter redete, wieder aufmerksam zu machen. Die wissenschaftliche Schule hat die allgemein menschliche in Europa so überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klasse von Menschen einen hohen Schwung genommen hat, während die übrigen verhältnißmäßig zu weit zurückgeblieben sind. Dadurch sind zwei Klassen entstanden: die Wissenden und Nichtwissenden, zwei Klassen, die einander immer entgegengesetzt sind, die sich nicht verstehen, die andere Neigungen, andere Lebensweisen und andere Bedürfnisse haben, die sich mißtrauen, das gegenseitige Leben von einander verachten, und sobald die Oberfläche des guten Vernehmens getrübt ist, in Kampf gerathen, weil der Nichtwissende meint, er könne das Leben der Wissenden auch begehren und führen, da er den Mangel seiner Kraft und Kenntniß nicht kennt, und weil

der Wissende den Nichtwissenden unterschätzt und meint, er begehre zu viel. Je mehr eine gleiche Bildung nach den natürlichsten Abstufungen die ganze Bevölkerung durchdringt, desto fester wird Liebe, Eintracht, Vertrauen, Einsicht und auch Macht und Dauer des Staates bestehen. Man muß die Wissenschaften hegen und pflegen, weil sie Kleinode der Menschen sind, und sie auf den menschlichen Standpunkt heben, aber man muß auch die Kenntnisse und die Bildung der ungelehrten Stände nach größter Möglichkeit fördern, weil sie ebenfalls Kleinode sind, die den, der das Höchste nicht haben kann, schmücken und ihm nützen. Für unsere gegenwärtige Zeit, meine ich, bleibt die Landschule und die Bürgerschule das Wichtigste, und ich möchte zu unseren Zeitgenossen und Machthabern sagen: Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche, und in ein Verhältniß mit der Wissenschaft komme, dann ist es Zeit, beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen.

Die Kunstschule.

Obwohl ich sagte, daß die oberste und letzte aller Schulen die Wissenschaftsschule sei, so muß ich doch noch von einem Zweige der Wissenschaftsschule insbesondere reden, weil sie nicht alle ihre Theile von der Wissenschaft allein hernimmt, sondern viele aus sich selbst schöpfen muß. Kunst heißt man in höherem Sinne nicht etwa das, was recht große Fertigkeit und Übung erfordert, wie z. B. auf dem Seile tanzen u. dergl., sondern sie heißt die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was durch außerordentliche Schönheit das Herz des Menschen ergreift, es emporhebt, veredelt, mildert, zu allem Guten, ja zur Andacht und Gottesverehrung stimmt. So hat man im höheren Sprachgebrauche zu allen Zeiten das Wort Kunst genommen, und nimmt es noch heutzutage so. Die Kunst muß also etwas hervorbringen, was man durch seinen Sinn wahrnimmt, und was durch Schönheit gefällt, und uns mit beseligenden Gefühlen erfüllt. Man hat seit langer Zeit hierzu verschiedene Mittel angewendet, und daraus entsprangen die vorzüglichsten Gattungen der Kunst. Sie sind im Wesentlichen: die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Schauspielkunst, die Dichtkunst und die Musik. Außerdem gibt es noch allerlei Zweige, von denen wir hier nicht reden. Auf unserem flachen Lande wird von Kunst wohl wenig anzutreffen sein. Außer dem Prunke, der bei

kirchlichen Handlungen entfaltet wird, außer der Musik, die bei dem Gottesdienste ertönt, und außer den Bildern und Statuen, die in der Kirche sind, wird der gemeine Mann wohl wenig von Kunst wahrgenommen haben. Die Musik in der Schenke und bei Hochzeiten rechne ich nicht zur Kunst. Und doch ist auch der gemeine Mann für sie empfänglich, ja sie ergreift ihn oft mit größerer Wirkung und Gewalt, als den Städter, der manches gesehen, und für vieles schon die Empfänglichkeit verloren hat. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, wie uns Kindern die Großmutter mit einem gesammelten Gemüth und mit gottesdienstlichen Mienen erzählte, wie schön der heilige Aloisius in dem Kirchlein zum guten Wasser gemalt sei, wie schön der heilige Johannes, und wie anmuthig die Engelein sind, die auf den Stufen sitzen, und mit einem Pilgerstabe spielen. Und nicht blos die Großmutter, sondern viele Leute, Männer und Frauen, hörte ich so reden. Und in der That sind die Bilder in der Kirche zum guten Wasser bei Oberplan um vieles besser, als gewöhnliche Bilder in abgelegenen Landkirchen zu sein pflegen. Das Volk hat also den Sinn und Trieb für diese Schönheit in sich gehabt. In München sah ich vor drei Jahren mehrere Landleute aus Schwaben mit langen Röcken, blauen Strümpfen und staubigen Schnallenschuhen vor einem Marmorbilde in dem Kunstsaale stehen. Das Marmorbild war eines aus dem alten Griechenland, das über zweitausend Jahre alt und wunderbar schön war. Die schwäbischen Landleute aber standen lange in Bewunderung und Aufmerksamkeit versunken vor dem Bilde. Ich stand dabei und war gerührt über das empfängliche Gemüth dieser Leute. Und wer erinnert sich nicht, wenn er einmal vom Gesange, von einer wehmüthigen Musik ergriffen war, daß sein Herz weich, gut und

veredelt wurde? Wen wird nicht schon, wenn er darauf merkte, der heilige Lobgesang, der im Sanctus jeden Hochamtes vorkommt, durch seine Feierlichkeit entzückt und erbaut haben? Endlich stimmen nicht überall die erhabenen Töne der Orgel zur Gottesverehrung, zur Erhebung und Andacht? Wer hat nicht etwa auch schon ein Buch gelesen, in welchem der Dichter in einfachen Worten eine Geschichte erzählt, die ihm seine Einbildungskraft und sein Herz eingegeben haben, und die den Leser bis zu Thränen rührte, die ihn besser machte, und die, wenn der Eindruck öfter und dauernder gewesen wäre, den wohlthätigsten Einfluß auf sein Leben gehabt hätte? Leider haben die Schriftsteller nicht sehr oft zum Volke gesprochen, sie schreiben eine Modesprache, die man nicht versteht, die nur von einem Schriftsteller zum andern klingt, und die nicht in das Volk dringt, und doch ist die Größe des Volkes das, zu dem man sein Wort, sein Bild, seine Belehrung kommen lassen soll, wie es im alten Griechenlande war. Sehr viel Verdienst hat hierin ein verehrter Mann, Christoph Schmid, der Geschichten für die Kinder und das Volk geschrieben hat, sehr schöne Geschichten, zu denen sich, obwohl ein Urtheiler einmal sagte, sie seien nicht nach der Natur der Kinder, doch gerade die Kinder mit Inbrunst drängen, und die nicht nur sie, sondern auch Erwachsene mit heißen Thränen und mit heiligen Gefühlen lesen. Wenn also die Kunst so schöne Gedanken, so reine Empfindungen, und daher ein besseres und gelassenes Leben erweckt, so ist sie ja eine wahre Wohlthäterin der Menschheit? Das ist sie auch, sie ist nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf Erden hat. Schon ein alter Römer sagte einmal, „sie sänftige die Sitten, und lasse sie nicht wild sein", und in der That, ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher

Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die Menschheit durch seine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Gesetze nicht gekonnt hätten — wie ja auch die schlechten Künstler und Dichter ihre Zeit wieder herabbringen und verderben können, wovon gerade unsere Tage Zeugniß geben; denn die Kunst, wie die Religion, kann mißbraucht werden, und dann wirkt sie in der Hand des lasterhaften Menschen durch den Reiz, der ihr doch noch inne wohnt, viel verderblicher als alles andere, macht den Menschen sinnlich leichtfertig, oberflächlich, und stürzt ihn, wenn er handeln soll, in das Ungereimte und Grausame. Unsern traurigen Zeiten ist eine solche verdorbene Kunst vorangegangen. Aus dem Gesagten geht also hervor, wie nöthig und heilsam eine treffliche Kunstschule ist. Wir können hier nicht in ihre Einrichtung eingehen, da das nicht unsere Sache ist, aber da sein muß sie, und die Weisesten des Landes müssen ihre Einrichtung treffen. Dann soll sie nicht mehr Eigenthum Einzelner, sondern des Landes sein; es sollen Anstalten getroffen werden, daß ihre holde Erscheinung, nach Maßgabe der Möglichkeit, Jedem zugänglich sei, und mit ihrer Wohlthätigkeit auf ihn wirke, — dann sollen aber auch Künstler, die wahrhafte Gutthäter der Menschheit geworden sind, im Alter von dem Staate geehrt, geachtet, gefeiert werden, und man soll es einrichten, daß sie, in deren Haupte das Schöne und Gute wohnte, und die daher nicht Erdengüter zu sammeln vermochten, in den letzten Tagen ihres Lebens nicht um das Stücklein Brod besorgt sein müssen.

Schlußwort.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es keine andere Krankheit der Zeit gibt, als Unwissenheit und Unredlichkeit, und daß alles Übel, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat, nur allein von diesen zwei Dingen gekommen ist. Ja, ich behaupte, es gebe überhaupt kein anderes Übel, als Verstandeslosigkeit und Schlechtigkeit; alles andere, was wir Übel heißen, ist nur ein Ungemach, das wir durch Verstand und Redlichkeit leicht tragen, und meistens schon voraussehen und abwenden können. Kein Weltgeist, kein Dämon regiert die Welt: was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht. Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben, und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dies ist unser Rang, dies ist unsere Größe. Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; es gibt keinen andern Weg zum Glücke der Menschheit, weil Vernunft und freier Wille dem Menschen allein als seine höchsten Eigenschaften gegeben sind, und weil sie immer fort bis zu einer Grenze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können. Wer andere Wege zum Glücke vorschlägt, wer die Bildung und Entwicklung unseres Geistes für verwerflich hält, der lästert Gott in seinem Werke.

Freilich kann die Afterbildung, die einseitige Entwicklung, viel Übel bringen, aber die volle, allgemeine Heranbildung aller Kräfte ist eben das Heil des Menschen, und dazu haben wir ja die Kräfte. Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel, und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück Aller wäre gegründet, und das Traurigste der Dinge, die Schande für vernünftige Wesen, der Krieg, wäre verschwunden. Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt, — wer kann das wissen! aber streben müssen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unsern Augen schweben, sich dem nähern, ist Ehre, sich davon entfernen, Schande. — Nun die Frage, wer muß uns leiten und unterstützen, daß wir uns diesem Ziele immer mehr nähern? Die Antwort ist leicht: Derjenige, der überhaupt dem Menschen alles Gute und Gedeihliche hervorbringen kann, nämlich wir selber. Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: „Besitze nun damit die ganze Welt.“ Wir sind daher die Gründer unseres Glückes, oder die Gründer unseres Elendes. Wer immer auf Andere hofft oder auf glückliche Zufälle, der sündigt gegen Gott, weil er seine größte Gabe nicht gebraucht oder mißachtet. Daher ist die Rede, die man jetzt so oft hören muß, so falsch: Man hat uns dumm gelassen, darum machen wir jetzt solche Verwirrung. Wer hat Euch dumm gelassen? antworte ich darauf. Doch offenbar Ihr selber. Daß Ihr Euch immer mehr ausbilden konntet, daran hat Euch Niemand gehindert. Wenn wir den höchsten Standpunkt der Menschheit vor

Augen haben, dann ist freilich unsere Schule in vielem mangelhaft gewesen, aber es sind es auch alle Schulen der Welt. Wenn auch die Schule den höchsten Forderungen nicht genügte, so konnte sich doch Jeder, der den ernsten Willen hatte, bilden, so weit er wollte. Es stand ihm kein Hinderniß im Wege. Der erste Vorwurf trifft daher immer uns selber, der zweite erst den gewesenen Staat, der allerdings, besonders in höheren Schulen, bessere Einrichtungen treffen, und dem Volke manche Anlässe zur Sinnlichkeit und zum Genusse hätte wegräumen sollen. Aber, hätte er letzteres gethan, so hätten wir ihn wieder für tyrannisch gehalten. Wir wollen nicht mehr rechten, und auch nicht nach rückwärts schelten; das Eine ist gewiß, der Staat ist nicht der allmächtige Helfer, er ist selber ein Produkt der Zeit, und die Ursachen unserer Umbildung liegen in mannigfachen Umständen zerstreut. Schauen wir nur in die Zukunft, und machen es in ihr besser. Ich habe gesagt: Es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, die Erziehung seiner Bürger, die sogenannte Menschwerdung der Menschen in die Hand zu nehmen; er hat die umfassendsten Mittel, ihm stehen die besten der Bürger zu Gebote. Er wird auch das Seinige thun. Aber wenn er noch mit vielen andern, wenn auch untergeordneten, aber sehr dringlichen Dingen beschäftiget ist: müssen wir es wieder machen wie früher, die Hände in den Schoß legen und sagen: „Sie thun ja nichts!“ Wenn ein Kronland um seines leiblichen und geistigen Gutes willen eine Summe zusammenschösse, und zu dem Staate sagte: „Wir haben hier das Geld, um unsere Lehrer besser zu besolden, um unsere Lehrer besser zu erziehen, um unser Schulwesen in eine neue, der Zeit und der Menschheit entsprechendere Gestalt zu bringen, hilf uns hierbei, gib uns Männer des Vertrauens und der Einsicht,

die aus unserm Lande sind, die die Vorschläge berathen, sie einsenden, und dann die Einrichtungen leiten, von dem Gelde des Landes öffentliche Rechnung legten, und die angefangenen Dinge nach der Einsicht der Besten und Verständigsten immer mehr veredelten" — wenn ein Land das sagte, würde der Staat taub sein? Gewiß mit Freude würde er den Vorschlag annehmen, und darin mit Befriedigung den erwachten Gemeinsinn und das eigentlich edle konstitutionelle Wesen erkennen, das ja eben darin liegt, daß Alle dem Ganzen dienen, nicht sich selbst auf Unkosten des Ganzen. Wer das nicht sieht, der kehre in die absolute Regierung zurück, wo er gezwungen wird zum Ganzen beizusteuern, und wo er es immer mit Widerwillen thut.

Kleine Aufsätze

verschiedenen Inhaltes.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

(Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur 1842.)

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsterniß ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um so und so viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg, und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn, und wegen der Axendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrig bleibt, und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am andern Ende die Sonnensichel erscheint und wächst, und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum

vollen Tage anschwillt — dies alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsterniß im voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber, da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand, und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die Keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinaus schwellen — ein solcher Complex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder aufthürmt. Vor tausendmal tausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Secunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt, und die Secunde

angesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Secunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphirt schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der That, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt und was millionenmal mehr werth ist, als was der Verstand begriff und voraus rechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin" — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet." — — Das Thier hat gefürchtet, der Mensch hat angebetet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich in jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, in so ferne dies eine schwache, menschliche Feder überhaupt zu thun im Stande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Übersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe, bis zum fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer, und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die fast greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge, empor-

stand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, lang gestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Theile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußersten Spitze des Stephansthurmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes, stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß Einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen, aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rothe oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel — empfing sie den sanften Todeskuß, ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt", riefen nun auch die, welche

blos mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinauf schauten — „es kommt“ — und mit Spannung blickte nun alles auf den Fortgang. Die erste, seltsame, fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Secunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. Man wende nicht ein, die Sache sei ja natürlich, und aus den Bewegungsgesetzen der Körper leicht zu berechnen; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab, frägt nichts nach solchen Rechnungen, sie ist da, weil sie da ist, ja sie ist trotz der Rechnungen da, und selig das Herz, welches sie empfinden kann; denn nur dies ist Reichthum, und einen andern gibt es nicht — schon in dem ungeheuern Raume des Himmels wohnt das Erhabene, das unsere Seele überwältigt, und doch ist dieser Raum in der Mathematik sonst nichts als groß.

Indeß nun alle schauten, und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte, und sich auf dies und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephansthürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich versiege, dennoch draußen an dem Kahlengebirge

und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsterniß, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein wildes Thier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Nahestehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dies unheimliche, klumpenhafte, tiefschwarze, vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne, sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde thürmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein tafftgraues Band, matte Schatten lagen umher, die Schwalben wurden unruhig, der schöne, sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmälige Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröthe; wie geisterhaft

aber ein Abendwerden ohne Abendröthe sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dies Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde, gelbrothe Finsterniß und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer, wie ein wesenloses Schattenspiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg aufs höchste — einen Blick that ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; so schmal, wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle Andern die Sonnengläser weggethan, und bloßen Auges hinauf schauten — sie hatten auch keines mehr nöthig; denn nicht anders, als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes, schmolz eben auch der letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein überaus trauriger Augenblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah“ aus aller Munde, und dann Todtenstille, es war der Moment, da Gott redete, und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmälige Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den

ganzen Himmel ging: die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Roth, und in tiefem, kaltem, schwerem Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen, und blos mißfärbig gewesen waren, machten sich nun geltend, und schauerten in einem zarten, furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, röthlich, in Strahlen auseinander brechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtflut auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinander spritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Lichtpyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelst dessen wir sahen. Hatte uns die frühere Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene

zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines Riesenkörpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umflutet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern zittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Thau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Thiere entsetzten sich; was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsterniß," wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen — — — aber auch eine solche Erhabenheit, ich möchte sagen Gottesnähe war in der Erscheinung dieser zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müsse er irgendwo stehen. — — Byron war viel zu klein — es kamen, wie auf einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Todten standen aus den Gräbern auf, und der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unartikulirte Laute der Bewunderung und des Staunens: der Eine hob die Hände empor, der Andere rang sie leise vor Bewegung, Andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann, hat mir später gesagt: daß ihm die Thränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben

wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Gesehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht und seine theuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wie sind wir Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichttheilchens vernichten kannst, und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen fremden Raum verwandelst, darin Larven starren!"

Aber wie alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!" — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit Eins war die Jenseitswelt verschwunden, und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfen quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt wieder — er drängte sich hervor dieser Tropfen, wie wenn die Sonne selber darüber froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß gleich durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte, zu rufen: „Ach!" bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden, und die unsere wieder da: und das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und

Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren wieder grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien als sei uns ein Ocean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das mit einander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Thiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich thun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast Keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltirtesten Gesprächen und Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbetung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf diesen, wie auf jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne, holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein

hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch Dichtkunst, noch von irgend einer Naturerscheinung oder Kunst so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen, und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt, und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.

Anton Ritter v. Spaun.

(Augsb. Allg. Ztg. 1849.)

Im Junius dieses Jahres starb in der Benedictiner-Abtei zu Kremsmünster, wohin er sich zur Erholung und Erlangung seiner Gesundheit begeben hatte, Anton Ritter v. Spaun, landständischer Syndikus des Landes Österreich ob der Enns. Wenige Menschen werden so viel des Edlen im Privatleben vereinen wie er, wenige so ihre Berufstreue wahren wie er, und wenige so werth sein, nicht nur in dem Vaterlande, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt zu sein wie er, ohne daß es ihm eher gegönnt war, diese Anerkennung in vollstem Maße zu finden als nach seinem Tode, wo man gewiß seine Schriften wieder hervorheben und nicht wird begreifen können, wie man so viel Großes, Edles und Erhabenes nicht schon längst gekannt und geahnt hat.

Darum sei es vergönnt, daß ihm ein Freund eine Blume des Andenkens auf das Grab lege. Vor hundert Jahren hat der Großvater Spauns die Landsmannschaft in Österreich ob der Enns erworben. Spauns Vater war in Linz Landrath, dann Syndikus der Stände. Im Jahr 1790 wurde ihm Anton geboren. Er erhielt seine Erziehung in Linz, und vollendete seine gesammten Studien mit Inbegriff der Rechts- und politischen Wissenschaften ebendaselbst. Im Jahr 1810 wurde er Auscultant bei dem Landrecht zu Linz, 1817 Rechtsprotokollist, 1818 Secretär, 1821 Stadt- und Landrath, der er bis 1839 verblieb, wo er aus dem Staatsdienst trat, da er einstimmig zum ständischen Syndikus erwählt worden war. Als solcher wirkte er bis zu dem Jahr 1849. Wie sehr er seiner Pflicht als Staatsdiener nachkam, erzählen alle die, welche sein Wirken hierin gekannt haben. Was er aber Edles, Menschliches und Hohes in seinen Beruf hineintrug, konnten nur wenigere Vertrautere wissen. Da unser früheres Wirken kein öffentliches war, da sich also wenige unter den Beamten des Staates und der Stände zu öffentlichen Charakteren entwickeln konnten, da aus denselben Gründen auch in dem Bürgerstande Gemeinsinn und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nicht aufkommen konnten, so blieb das Reinste und Höchste von ihm, das er in seinen Geschäften wirkte, wenig beachtet. Wie er sein Richteramt mit Gerechtigkeit und Energie, aber auch zugleich mit Wohlwollen und möglichster Schonung ausübte, liegt in den Acten, und wie er in dem Ständewesen der Provinz wirkte, davon kam wenig zur Kenntniß des Publikums und wurde vergessen. Im Jahre 1848 bewahrte er seine auf Grundsätzen beruhende Überzeugung, daß kein Heil von gewaltsamen Umstürzen und Entfesselung der

Leidenschaften, sondern nur von gesetzlichem Fortschritt zu erwarten sei. Diese Überzeugung sprach er unter allen Stürmen und in allen öffentlichen Verhandlungen aus. Was auf diesem Wege zur Freiheit führte, fand in ihm einen Vorkämpfer. Schon im April 1848 hat er in der Versammlung der Provinzialstände zu Wien den Verzicht der historischen Stände auf ihre erblichen Vertretungsrechte für eine unerläßliche Bedingung einer freien, volksthümlichen Verfassung erklärt. Aber auch jeder blinden Leidenschaft, jedem selbstsüchtigen Übergriffe, jeder unreifen Staatskenntniß trat er beharrlich entgegen. Oft ward er hiebei nur von wenigen unterstützt, oft stand er allein. Wie tief sein Herz bei der immer mehr abirrenden Freiheitsbestrebung litt, wie gern er sein Volk, das er so liebte, auf eine edle Stufe gestellt hätte, wie sehr er auch die, welche alles durch Ungestüm und Unkenntniß zu verwirren drohten, auf bessere Wege hätte führen mögen, wissen die, welche ihm nahe gestanden, und welche die Eröffnungen seines Herzens über die Tagesereignisse und über die Führer des Tages vernommen hatten. Ein tiefer Schmerz war in seiner Seele, und gewiß hat dieser Schmerz auf ein Übel, das er schon länger hatte (eine Herzkrankheit), so tief gewirkt, daß er ihm unterlag, und im Angesicht der schönen Gebirge, die er so oft betrachtet (wie ein edler Dichter von ihm sagte), begraben liegt.

Sein schönstes und bestes Wirken war, nebst der erhebenden Leiblichkeit seines Umganges, sein schriftstellerisches. Gedrückt von dem Zustande des Landes und nicht in der Lage, durch directes Wirken abzuhelfen, wandten sich seine Augen auf die glanzvolle Geschichte unserer Vorzeit, welche die Keime einer freieren Verfassung enthielt als sich in späteren Jahrhunderten entwickelt hat. Er wollte durch Darstellung des Glanzes dieser Geschichte große

Erinnerungen wecken, die Schattenseiten, aus denen das System geflossen war, erhellen, das Volksbewußtsein erheben, und auf das Treue, Volksthümliche und Altsittliche unserer ländlichen Bevölkerung hinweisen. Daß ihn der Sinn für Hebung der Menschen hauptsächlich beseelte, zeigte er schon in der Jugend, wo er mit gleichgesinnten Freunden eine Zeitschrift für Bildung der Jünglinge herausgab. Zwei Bände waren erschienen, als aber ein freisinniges, bekanntes Oppositionsblatt in Weimar das Erscheinen dieser Zeitschrift als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Österreich begrüßte, wurde Spann durch ernste Drohungen an der Fortsetzung gehindert, und das Erschienene verschwand aus dem Buchhandel. Vorzüglich war sein Gemüth der Heldensage zugewendet. Schon 1816 beschäftigte er sich mit ihr, und schon damals, pflegte er zu sagen, habe er geahnt, daß seine Heimat, das schöne Oberösterreich, einen Antheil an ihrer Pflege habe. Voll Liebe zu diesem Lande, wie er war, und dadurch gekränkt, daß das andere Deutschland auf Österreichisch-Deutsch mit Geringschätzung blicke, ging er seiner Ahnung nach, und forschte unermüdlich in dieser Richtung. Das erste Ergebniß dieser Forschungen war die Schrift über Heinrich v. Osterdingen und das Nibelungenlied. Sie wurde in Österreich wenig beachtet gelassen, und von norddeutschen Philologen verunglimpft. Schlosser in Heidelberg aber schrieb ein umfassendes, sehr anerkennendes Urtheil darüber, in welchem er unter anderm sagt: daß in diesem kleinen Büchlein so viel Geschichte sei, nicht blos über das einzelne Gedicht, sondern über den Kreis, wozu es gehört, und über die Poesie der Zeit, aus welcher es hervorgegangen, als man in manchen dicken Büchern vergeblich suchen würde. Die k. dänische Gesellschaft für nordische Alterthumsforschung zu Kopenhagen trug

ihm ein Diplom an, der alterthumsforschende Verein in Sachsen-Meiningen ernannte ihn zum correspondirenden Mitglied und der historische Verein für Kärnthen, Krain und Steiermark zum Ehrenmitglied. Am 24. Mai 1848 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu Wien zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Was auch die Meinung über den Endbeweis der Schrift sein kann, wenn Spaun auch irrt (was der Oberösterreicher, den die Heimatluft aus jeder Zeile der Nibelungen anweht, durchaus nicht glauben kann), so ist doch der Werth der Schrift ein sehr großer, ein Muster edler, gewissenhafter Forschung, ein reicher Quell von Thatsachen und eine reine, edle Darstellung, was besonders Schlosser hervorhebt. In letzter Zeit ist bei Heckenast wieder eine Schrift über die Heldensage: „Die Nibelungenklage" erschienen, aber in die Revolution gefallen. Spaun bereitete ein Werk über den ganzen zusammengehörenden Kreis jener Dichtungen vor, in welchem immer dieselben Adelsgeschlechter spielen; er hatte überraschende Thatsachen entdeckt, aber der Tod hinderte das Gedeihen. Viele andere Schriften, die in einzelnen, wenig gekannten Sammelwerken zerstreut sind, zeigen alle das Bemühen, Liebe zu unserer Vorzeit und Nationalgefühl zu wecken. Im Jahr 1845 gab er die österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt heraus, und widmete sie allen Deutschen. Die Darstellungsweise in seinen Schriften reiht ihn den ersten Meistern an, sie ist rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus den Anschauungen einer großen Seele kommend und zu dem innersten Herzen sprechend. Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herder'scher Darstellung in das Gemüth. Gewiß wird man die wenigen Bändchen,

die seine gesammelten Schriften enthalten können, einst in Ehren halten, und sie als von einem ausgezeichneten Manne kommend zu den andern Werken stellen, die uns unsere großen Geister hinterlassen haben. Im Umgang mit gleichgestimmten Menschen machte er den Eindruck eines weisen, rechtschaffenen und bescheidenen Mannes. Ich habe wenige Menschen in so kurzer Zeit so sehr lieben gelernt wie ihn. Mögen ihn die wenigen Worte im Jenseits freuen, und möge ihm die vaterländische Erde, die er so liebte, leicht sein!

Die Gartenlaube.

(Österr. Gartenlaube 1866.)

Eine Gartenlaube ist mir von Kindheit an eines der lieblichsten und heimlichsten Dinge gewesen, und ich scheine hierin so wenig ohne Mitgenossenschaft zu sein, daß vielmehr Millionen von Menschen meine Gefühle theilen werden, denn, wo ist ein Garten oder ein Gärtchen, der nicht seine Laube und das nicht sein Läubchen hätte, von den Laubengängen und Laubensälen von Prachtgärten angefangen bis zu dem schuhlangen Sitzbrettchen herunter, über welches sich fünf Stäbchen beugen, an denen etwas Grünes ranket. Und spricht es nicht gerade recht lieblich an das Gemüth, wenn man in einer Umzäunung neben einigen Salatstrünken und gelbblühenden Wolfsbohnen und Töpfen mit Rosmarin eine gewächsumschlungene Laube sieht, die, weil sie

doch eine gewisse Größe haben muß, oft den ganzen Garten auf ihrem Rücken forttragen könnte. Wenn man auch zugeben muß, daß hiebei die Nachahmungssucht sehr viel thut, so wäre doch die Nachahmung nicht so allgemein, wenn sich nicht ausgebreitete Gefühle an die Sache knüpften.

Baut nicht das Kind neben der Wohnung seines Vaters ein Häuslein von Lehm oder Steinchen oder Hölzlein, und freut sich der Außengestalt des winzigen Dinges, ja, baut es nicht ein Häuslein aus Kartenblättern auf dem Tische? Und wenn es sehr kleine Behältnisse bekommen kann, die Häuschen ähnelt, sperrt es nicht Fliegen oder Käfer oder dergleichen hinein, als müßte es ihnen darin wohl sein?

Die Kinder bauen sich aus Garben auf dem Felde oder aus Weidenzweigen ein Kämmerlein und hocken hinein und freuen sich, oder sie wühlen eine Höhlung in den Heuschober, oder sie kriechen unter Steinüberhänge oder in den Taubenschlag oder gar in die Hundehütte, wenn sie leer ist, oder unter ein Brett oder irgend ein Wirthschaftsgeräthe, wenn es eine Art Dächelchen bildet.

Und wenn der Reiche aus seinen großen Sälen in ein sehr kleines Kämmerlein geht, das er mit Seide ausgefüttert und sehr niedlich eingerichtet hat, oder wenn er an seinen Schlössern Erker hat, die nur einige Menschen fassen können, oder wenn er chinesische Häuschen oder Thürmchen baut oder kleine Säle in Gebüschen oder Rindenhütten, thut er etwas anderes als die Kinder?

Es ist das Flüchten von dem Weiten in das Enge und Begrenzte.

Wenn der Mensch, um sein Herz zu erheben, auf einen hohen Thurm steigt, der einen Überblick über die Stadt und ihr

Umgebung erlaubt, wenn er einen hohen Berg erklimmt, um den das Weite und Breite liegt, wenn er das Meer liebt, auf dem der Raum um ihn ausgegossen ist, wenn er gar mit einem Luftballon, wie ein Pünktlein in der ungeheuren Himmelsglocke schwebt, ja, wenn er auch nur von seinen großen Sälen auf den freieren Söller hinaustritt oder auf die luftige Fläche seines Hausdaches hinaufsteigt: so geht er auch wieder sehr gerne in kleine und beengte Gelasse, um mit sich selber allein zu sein, er geht in ein Gebüsch des Waldes oder Gartens, er geht in ein kleines, schmales Thal, er geht in sein Kämmerlein oder in seinen Erker, oder in sein Sommerhäuslein und vor zweitausend Jahren ging er in sein Gemach, das sehr klein war, das keine Fenster hatte, durch die Thür sein Licht aus heiteren Höfen oder Gängen empfing und dessen Wände lieblich und prachtvoll bemalt waren, wie man noch heute in Pompeji sehen kann. Und je begrenzter und in sich geschlossener so ein Räumchen ist, um desto lieber sucht man es auf, damit der Mensch, um seiner andern Welt, der inneren, wie klein sie auch sein möge, ein Zeitchen zu leben, von den äußeren Dingen desto sicherer getrennt sei. Und sind nicht Gartenlauben solche Erker, Kämmerlein und pompejanische Gemächer?

Wie die Alten sich an die Kanten, Ecken und Simse ihrer kleinen Gemächer auserlesene Schlinggewächse malen ließen, so sind die Lauben gleich mit wirklichen bedeckt, und wie die Gestalt und die Farben der gemalten Gewächse in das Fließen der Seelenzustände des Bewohners hineinspielten, so mischt sich Farbe und Gestalt der lebenden Laubenranken in das Gemüth des dort Verweilenden, es mischt sich das sachte fortrückende Lichtgesprenkel ein, es mischt sich öfter das Zittern des Laubes hinzu, und es

geht auch ein sanftes Rauschen zuweilen durch das Ohr in das Innere, und wie oft schwebt ein zarter Duft gleich einer Ahnung in der Laube und die freie Luft berührt schmeichelnd Stirne und Wangen.

Der gelehrte Hagestolz sitzt in der Gartenlaube und griechische und römische und etwa indische oder noch andere Silben und Wörter sind bei ihm, oder gar Griechen und Römer und Inder und andere Völker. Und der Salat und die gelben Rüben und die hohen Pappelrosen und der Mohn und die Levkojen, und die Zwergäpfelbäume und die Zwergbirnbäume und die Stachelbeergeschwader, die draußen stehen, verscheuchen ihm die Völker nicht, weil die tüchtige, grüne Schutzwand der Laube die Völker umgibt und den Jahnhagel draußen von ihnen abhält; und der Blick durch die Öffnung der Laube hinaus zeigt erst recht wie sicher und still man im Innern und wie ohnmächtig das Äußere ist, und oft kommen zu dem Manne der Wissenschaft, wenn er auch nicht in der Laube strenge Arbeit verrichtet, sondern nur in Ruhe und Muße auf dem Bänklein sitzt, doch die Bilder derer, die vor ihm große Gedanken gehabt haben, die Bilder der Weisen, der Staatsmänner, der Forscher, es kommt mit den Bildern manches Hohe, das sie gefördert haben, und manches von ihrem Hohen denkt er ihnen nach, und seine Seele empfindet sich selber höher und er genießt sanft das Würdige des menschlichen Geschlechtes.

Und wenn der Dichter im Scheine der Sommersonne zur Laube wandelt, und wenn ihn dort eine mildere Luft und mancher Sonnenfunke auf dem Tische und Bänklein empfängt, und wenn er sich zur Ruhe niederläßt, und das Äußere nur durch den Eingang in kleinen Ausschnitten hereinschaut, dann stellen sachte

sich Gestalten zu ihm, die in seinem Künstlerwalten wandeln, und sie schauen ihn wie Freunde an, und er sieht sie deutlicher, wie man den Freund in den Jahren mehr erkennt, und es bildet sich eine zusammengehörige Wesenheit, und sie wird zu immer gerundeterer Schönheit, und er fühlt ein holdes, wachsendes Glück in ihr, und trägt endlich einen Schatz in seine Stube, der zu weiteren Ergebnissen reifen kann.

Und wenn der Geschichtsforscher, der die Thaten der Vergangenheit und die Schicksale des menschlichen Geschlechtes klar erkennen und darlegen möchte, in seiner Gartenlaube sitzt und vielleicht die Überlieferungen der verschiedensten Denkmäler von Spuren der Vergangenheit um sich hat, so säuselt ihn ein Blatt, fächelt ihn ein Lüftchen, und glänzt ihn ein Sonnenstrahl in die Vergangenheit zurück, der ja auch ein Blatt gesäuselt, ein Lüftchen gefächelt, eine Sonne geglänzt hat, und er schaut mit seinen unbewußten Kräften in der lebenden Beschränktheit der Laube sicherer in die vergangenen Zeiten zurück, als er es mit seinem bewußten Verstande in der leblosen Beschränktheit seiner Stube zu thun vermöchte. Und selbst, wenn er nur zur Ruhe in der Laube weilt, und nichts aus dem Einst in das Jetzt herauf zu führen bestrebt ist, kommen doch die Seelen von Menschen, die einmal auf der Erde gewandelt sind, und erfüllen die kleine Stille der Laube.

Ein Mann tieferen Geistes, der nach mancher Mühe und Plage der Pflicht gerne eine andere Erholung sucht als Tand, geht vor dem Untergange der Sonne mit einem Buche in die Laube. Er legt es auf das Tischlein und öffnet es nicht gleich, daß der Geist sich sammle und von den vorhergegangenen Mannigfaltigkeiten befreit werde. Dann schlägt er die Blätter auf,

und beginnt bei dem Zeichen, das er eingelegt hatte, mit Unterbrechungen zu lesen, und nimmt den Inhalt in sich auf, er mag etwa über das Leben und seine Bedürfnisse belehren oder Gegenstände von Wissenschaften enthalten, oder Geschehenes zwischen Menschen und Menschen erzählen, oder die Gefilde der Dichtung eröffnen.

Aber nach einer Weile unterbricht er dann das Lesen nicht mehr, eine andere Welt baut sich um ihn auf, als die am Tage um ihn gewesen ist, diese Welt führt ihn in das reinere Menschenthum, zeigt ihm sich selber reiner, und belohnt ihn. Und wenn dann ein Thierchen, vielleicht ein Falter, in die einsame Laube kommt, so macht das lieblich Kleine das Große noch größer, dem Manne wird es in seiner Seele so gut, daß es ist, wie es ist, und der rothe Schein der untergehenden Sonne, der das Lesen beendet, drückt auf das Ganze das Siegel.'

Der Baumeister, der Maler, der Bildner sieht in dem Geflechte der Laubenranken, in den Mischungsstellungen der Blätter, in dem Lichterwechsel, in der Menge der Farben Ahnungen von Gestaltungen, die in künftigen Werken aufblühen mögen, und dem Tonkünstler fächelt das Laub Träume von werdenden seelenvollen Gesängen zu.

Der Hausvater sucht die Laube, und ruht in ihr von den Mühen, und ist behaglich, oder überdenkt die Habe, und freut sich der Vermehrung.

Die Gattin sitzt oft neben dem Gatten, und sie besprechen das Wohl der Ihrigen, die Führung des Hauswesens und noch anderes, das in weiteren Kreisen geschieht. Die Kinder sind in dem Garten, der der Platz ihres Frohsinns ist, und kommen gelegentlich herzu, es spielt wohl auch eines oder es spielen zwei

an dem Eingange der Laube, und etwa hält die Mutter auch das Kleinste an ihrem Herzen.

Das uralte Mütterlein, das sich gerne absondert, das nicht mehr die Kirche besuchen kann, und selten von anderen Menschen gesucht wird, blickt wohl auch in die Gartenlaube, und wenn es dieselbe leer findet, geht es hinein, und liest dort, wenn es noch kann, sein Gebet, oder betet es mit rührigen, zitternden Lippen.

Und was soll ich von Liebenden sagen?

Die Gartenlaube ist ihr Grundeigenthum, ihr Haus- und Kunkellehen geworden. Können doch kaum mehr Dichtungen von Liebe ohne Gartenlaube bestehen, und Gartenlauben sind in der kurzvergangenen Zeit in Liebesgeschichten so verbraucht worden, daß keine mehr übrig wäre, wenn dieses Geschlecht nicht so nachsprossend wäre, wie die Maßliebblümchen auf dem Anger des Dorfes.

Und in der That, welches Plätzchen ist der Liebe süßer als die Laube?

Dorthin flüchtet der Jüngling, wenn er noch nichts liebt als die Dichtung, und schmiedet dort erröthend seine ersten Verse, die nicht Schulaufgabe sind, dorthin flüchtet er, und sitzt in der träumerischen Dämmerung, und träumt selber in namenlosen Ahnungen, wenn ihm eine Gestalt vorschwebt, hold wie ein Engel, ja holder als alle Engel im Himmel zu sein vermögen.

Dorthin flüchtet die Jungfrau, wenn gegenstandlose Sehnsucht ihr Herz mit Glück und Wehe schwellt, oder wenn schon etwas vor ihrer Seele ist „voll Walhalla's Wonne", und wie oft mag das verschwiegene Grün der Laube Zeuge der ersten,

leisen gegenseitigen Liebesäußerungen gewesen sein und der wiederholten glücklichen Versicherungen.

Ich will nicht weiter sprechen, um nicht die Gartenlauben-Liebeserzählungen, von welcher Sünde ich ohnehin nicht frei bin, noch um eine zu vermehren.

Möge die Laube immer die unschuldigsten Gefühle mit ihrem unschuldigen Grün umrahmen.

Und möchte die Gartenlaube, an deren Latten ich dieses Blatt geheftet habe, alles Gute bringen, was ihre Schwestern in den Gärten bringen, und möge sie fröhlich grünen, wenn ihre Schwestern als dürres Gitter oder mit der weißen Haube des Winters dastehen.

Weihnacht.

(Österr. Gartenlaube 1866.)

So weit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurückreichen, haben Menschen und Völker ihre heiligen Feste gehabt, an denen sie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Wesen setzten, die sie über sich glaubten, als Herren ihres Schicksals, mit großer, oft unbegrenzter Macht ausgerüstet, mit Gaben versehen, die unbegreiflich sind, und den Willen hegend, auf die Menschen mannigfach einzuwirken, sie mochten nun diese Wesen Götter oder Selige oder Himmlische oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiß zu allen Zeiten für sinnige

Gemüther durch Herz und Natur bei diesen Festen ausgegossen, wenn auch nicht Alle, ja vielleicht die Wenigsten Ursprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feste erkannten, und wenn sie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichterischen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feste verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feste nicht aufgehört, sie sind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer ist durch Herz und Natur bei ihnen ausgegossen, wenn die Menschen sich mit ihren Ahnungen in das Wesen des Festes versenken, und wenn sie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsschlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abschnitte des Jahres bezeichnen solche Feste, und wie Lichtsäulen stehen sie auf den Zinnen der Zeit.

Das Christenthum hat mehrere seelenerhebende Feste.

Und ist Pfingsten das „liebliche" Fest, und ist Ostern das erhabene, so ist Weihnacht das herzinnige. Es ist das Fest des Kindes, des ewigen, des heiligsten, des allmächtigen, des liebreichsten Kindes, des Königes der Kinder.

In einer Nacht ist dieses Kind auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Gestalt des Menschen angenommen, und diese Nacht wird jetzt von einer ganzen Welt gefeiert und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über die Völker ausgebreitet worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrte, der die finstern Übel, die da brüteten, hinwegnehmen sollte, und wie uns gesagt wird, daß die Menschen gerufen haben: Himmel, thauet ihn herab, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatlanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburts-

feste des Kindes vor, und der Priester der katholischen Kirche hält Meßopfer, die Norate heißen, und die bis zu dem ersehnten Tage dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest. Wenn zu Pfingsten alles grünt und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüstet, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Und dennoch, wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit! Wenn der tiefe, weiße, mackellose Schnee die Gefilde weithin bedecket, und in heitern Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, daß er allerwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel strecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmern, so schlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst wenn düstre, dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbei jagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervorblickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hinschwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaussähen, da das Christkindlein vorüberschwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu bescheren. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt über-

schütteten. „Sehet, Kinder," sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, daß, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herabfiele, die ganze Welt von der Süßigkeit vergehen müßte." Und ein anderes Mal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts gewetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, daß das Kindlein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmerbüschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein, und es erblaßte die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hintern Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen, funkelnden Wagen am Abende schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Glanz und Schein erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind und oft den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkindes nicht mehr glaubte und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum öfteren

Male den Glanz des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem, glänzendem Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedesmal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen, und eine matte Freude haben, daß er so selig geworden ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazu legen.

Und wenn die Zeit des Adventes immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht der andern völlig schon die Hand reicht, und der dazwischen liegende Tag nur als eine hellere Nacht erscheint, und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist, und mit ihrer Kraft nicht heraufzureichen vermag, oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken, so kommt doch endlich, wenn dies alles zum weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre ein junger, grüner Wald in die Gassen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen, und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige, und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: morgen, übermorgen, wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und

das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen, oder es wird gesagt: wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Christkind zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kommt die heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der alten Waldhütte brennt der Kien, oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Gestelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder dem brennenden Span harren die Kinder. Da kommt die Mutter und sagt: „Das Christkindlein ist schon dagewesen."

Und nun öffnen sich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu theilen, gehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter auf ihm, und bunte Bänder und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, daß man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer wieder und immer wieder, und freut sich, bis der

Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Und auch die Thüre aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thüre, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Äpfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner, schön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe, unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen, reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen und die Talgkerze auch, und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen, und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube und gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft, oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüsselchen stellen, und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen, Pflaumen, Birnen, Äpfeln, Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, daß das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rößlein, mit denen es durch den Himmel fährt, und läßt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rößlein läutet vor

der Thüre mit seiner Glocke, und thut ungeberdig, schlägt an die Thüre, und wenn die Kinder hinaus eilen, ist das Rößlein fort, und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längstvergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rößlein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht betheilt worden sind, schon in ihren Bettchen schlummern, und ihr Glück sich noch in manchem Traume nachspiegelt, und nun von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herab getönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Domes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zum mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothischen Dome strahlt alles von einem Lichtermeer, und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseinander gehen, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finsterniß, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. Und so heilig ist das Fest, daß an diesem, und nur an diesem allein jeder katholische Priester dreimal das heil. Meßopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder. Und

wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht, und der Dom ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunkeln, schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Mitternachtfest gefeiert, so weit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge, und feiert das Fest, und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in denen man das Geburtsfest des hl. Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüber rückt, so rückt das Geläute von Osten gegen den Westen, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pause, und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Oceans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das Walddorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen Häuser und Hütten herum, und an allen Höhen und in allen weitgestreckten Machtgliedern des Waldes sind in verschiedenen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten.

Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche erleuchtet, und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern von allen Seiten

her bewegen sich Lichter gegen die Kirche. Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich läßt die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Glocke, nicht in der langsamen, ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshause wohnen, und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gasthaus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt mancher seinen Sitz ein, der für ihn auf ein und alle Male bestimmt ist, die andern ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten müssen. Dann geht er in die Sacristei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man sich zusammen zu stimmen sucht. Der Pfarrer verläßt sein warmes Stüblein, und geht durch den Schnee in die Sacristei. Dort wird er von dem Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird sonst alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer auf den Chor. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner andern Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, daß er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der wichtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sacristeiglöcklein, die Mini-

stranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche, und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger, und für die Geigen, und für die Klarinetten, und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, daß dieselbe Musikbeschäftigung oft vom Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Baßgeige bei einem Hause, so daß es bei diesem Hause noch heut zu Tage beim Baß-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronsitz des Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung, die Andächtigen sitzen in den Stühlen, und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern, und die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündigung der Geburt des Kindes, und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zur Bestreitung der Kirchenbedürfnisse, und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und so endet alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sacristei seinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche, und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können.“ Die Lichter der Kirche erlöschen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen sich

gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren an, und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus und Hof behüten mußten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht und Häuser und Hütten sind finster, nur daß selten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten, und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagtisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm an auch wie zur Versinnbildlichung der Winter, wenn gleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen, und alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schwersten Putze, und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische, und wenden sich zu besseren Wintertagen und zu einem freudigen, dereinst kommenden Lenze.

Der Sylvesterabend.

(Österr. Gartenlaube 1866.)

„Der Sylvesterabend ist da," sagen die Leute, „ein Jahr ist in einigen Stunden aus, und ein neues beginnt."

„Es ist ein wichtiger Zeitabschnitt," sagen die andern, „er hat das, er hat jenes gebracht, was wird der neue bringen?"

Und wie viele fragen: „Was ist die Zeit?"

Und ich, wenn wir von etwas so Ungeheuerem reden, von einem Abschnitte der Zeit, frage: „Was ist die Zeit?" „Und kann man sie abschneiden und zerschneiden?"

Unzählige Millionen Menschen lebten und leben in der Zeit, sprachen und sprechen von der Zeit, und meinen, wenn sie die Frage hören, was ist die Zeit, die Antwort auf der Zunge zu haben: und kein Sterblicher hat noch ausgesagt, was die Zeit ist, und kein Sterblicher weiß, was die Zeit ist.

Sie ist das Geheimniß der ganzen Schöpfung, wir sind in sie eingehüllt, kein Pulsschlag, kein Blick der Augen, kein Zucken einer Fiber ist außer ihr, wir kommen nicht aus ihr heraus, und wissen nicht, was sie ist.

Kann ein Gedanke außer der Zeit sein?

Man glaubt, es meinen zu dürfen, der Gedanke ist da, er ist er selbst, unabhängig von allem. Aber ich sage, kann der Gedanke nicht sein wie der Blitz, nur unendlich schneller, daß wir die Dauer seines Werdens und Seins nicht messen können, und daher glauben, er ist nicht in der Zeit, und er ist es doch?

Und hat die Zeit nicht einen Bruder, der so furchbar ist wie sie, den Raum?

Was ist der Raum?

„Die Ausdehnung nach allen Richtungen.“ sagt der Mathematiker.

Er hat die Frage von dem Worte Raum auf das Wort Ausdehnung geschoben.

Was ist die Ausdehnung?

Ist es ein Außer- und Nebeneinandersein, dann ist es ein Sein im Raume und nicht der Raum. Ist es ein Fortdenken, Fortvorstellen nach allen Richtungen, so ist es doch heimlich ein Fortschieben eines Beweglichen im Raume und nicht der Raum. Und endlich Richtung. Ist nicht Richtung schon selber wieder Raum oder im Raume?

Der Raum steht so einsam und unerforscht da wie früher. Und wenn der Mathematiker nicht seine Linien in ihm zöge, und seine Flächen aufstellte, und ihn begrenzte, so wäre er für ihn nicht vorhanden, wie er zwischen unseren Augen und den Himmelskörpern für uns nicht nach seiner Größe vorhanden ist, und wenn keine Sterne wären, für uns gar nicht vorhanden wäre.

Und meint nicht jeder Mensch, er wisse, was der Raum ist, und mißt nicht jeder den Raum? Freilich mit einem Dinge, das wieder im Raume ist. Und wo wir uns mit den Augen

nicht nothdürftig von Ding zu Ding fortschätzen, oder mit den Händen oder mit Werkzeugen von Ding zu Ding hingreifen und hintappen können, dort ist all unser Meinen und Ahnen bezüglich des Raumes ein Unsinn. Hat sich nicht jener griechische Weise vermessen, zu sagen, die Sonne sei etwa so groß wie der Peloponnes? Und ist er nicht von seinen Landsleuten verketzert worden, daß er sie zu groß achte? Der Mathematiker hat seitdem Werkzeuge zu Wahrnehmungen erfunden, die ihm die Grundlagen zu seinen Rechnungen geben, und die Rechnungen sagen, daß der Peloponnes auf der Erdkugel ein Pünktchen ist, und eine Million Erdkugeln im Bauche der Sonne Platz haben. Was ist es nun mit den Meinungen über den Raum? Die Rechnungen sagen, daß um diese Sonne in ungeheueren Entfernungen Planeten herumgehen, und dem erschrockenen Rechner sagen die Rechnungen, daß dieses ganze Sonnensystem im Bauche des Sternes Kapella Platz hätte. Und die Kapella ist im Raume ihrer nächsten um sie sichtbaren Sterne wieder nur ein Punkt. Was istes nun mit dem Raume? Wer dem Weltgebäude seine Betrachtung widmet, muß sich die Frage stellen: Ist die Sternsammlung im Raume, ist sie begrenzt, und ist um sie der leere Raum, und wo dieser aufhört, geht er dort wieder fort, und wo er wieder aufhört, geht er wieder fort, und so ohne Ende? Das verstehen wir nicht. Oder: Ist der Raum mit Welten erfüllt, immer fort, ohne Grenze? Das verstehen wir auch nicht. Was ist es nun mit dem Raume?

Und doch scheint uns allen der Raum noch weit faßlicher als die Zeit. Er steht vor uns stille, während die Zeit uns unaufhörlich aus den Händen schlüpft.

Wir sagen: die Zeit ist vergangen, sie vergeht, sie wird

kommen. Wir reden von einer Vergangenheit, von einer Gegenwart, von einer Zukunft.

Die Menschen haben sogar begonnen die Zeit zu messen, und zwar mit Zeittheilchen, die sie für gleich lang hielten. Die älteste Messung mag die sein, von einem Aufgange der Sonne zum andern. Das nannten sie einen Tag. Aber bald mußten sie sehen, daß die Zeit des Sonnenaufganges wechselt. Ein Stern, der heute mit der Sonne zugleich aufgeht, geht nach einer Zeit nicht mehr mit ihr auf. Sie machten künstliche Vorrichtungen zur Zeitmessung. Eine gewisse Menge Wasser soll, um durch eine kleine Öffnung auszufließen, immer dieselbe Zeit brauchen; aber Kälte und Wärme macht das Wasser schwerer oder leichter fließen, und erweitert oder verengert die Öffnung, und das Wasser verdunstet auch beständig. Sand ist noch unzuverlässiger. Man machte mechanische Werkzeuge, welche regelmäßige Veränderungen darstellen; aber Reibung, Ungleichartigkeit des Stoffes beeinflussen die Veränderungen. Pendelschwingungen sollen die Zeit messen; aber die Dauer einer Schwingung hängt von der Länge des Pendels und dem Widerstande der Luft ab, und Kälte und Wärme macht das Pendel kürzer oder länger und verdichtet oder verdünnt die Luft. Man blieb für das Leben bei den Wandlungen der Himmelskörper. Ein Umlauf der Erde um die Sonne ist ein Jahr; aber die Erde lauft eine Anzahl Tage, Stunden, Minuten, Secunden um die Sonne. Dies brachte wieder Verwirrung, und machte Einhaltungen, Ausbesserungen nöthig. Den Tag theilte man in 24 gleiche Theile: Stunden. Man rechnete auch nach Vollmonden. Diese gehen aber wieder nicht in dem Jahre auf, und man kam auf die künstlichen Monate. So machte man auch die künstliche Woche von sieben

Tagen. Und so tappt man sich an der Zeit mühselig wie am Raume hin.

Was ist nun die Zeit?

Unserem Sinne erscheint sie nicht. Im Vergnügen ist sie kurz, im Leiden, in ungeduldiger Erwartung unendlich lang.

Legen wir eine Betrachtung an die Zeit wie bei dem Sternenhimmel an den Raum.

Um eine Billion zu zählen, würde man, wenn man in jeder Secunde fünf zählt, in ununterbrochenem Zählen über sechstausend Jahre brauchen. In der Zeit ist die Welt erschaffen worden. Was war die Zeit vorher? Was waren in der weltleeren Zeit billionenmal Billionen Jahre, die vielmal billionenmal Billionen Jahre? Hat die Zeit selber einen Anfang gehabt? Wenn sie einen Anfang gehabt hat, so müssen wir uns vor dem Anfange der Zeit eine leere Zeit denken, also wieder eine Zeit, und vor ihr wieder eine. Das verstehen wir nicht. Oder hat die Zeit gar nie begonnen, und ist sie immer da gewesen? Das verstehen wir auch nicht, wie den unendlichen Raum nicht.

Was ist nun die Zeit?

Ich füge noch eine Betrachtung bei:

Wir Menschen empfinden uns als Urheber unserer Handlungen. Wis fassen oft über eine Handlung bittere Reue, wenn auch kein Schaden aus ihr entstanden ist, und wir freuen uns oft sehr einer Handlung, wenn sie auch keinen Nutzen gebracht hat. Wir loben oder tadeln in unserem Gewissen unsere Handlungen, und wissen es wie unser Dasein selber, daß sie die unsrigen sind. Nun weiß aber der allwissende Gott alle Handlungen voraus, folglich, sollte man schließen müssen, können die Handlungen nicht anders erfolgen, als sie Gott voraus weiß, sie sind

eine Weltnothwendigkeit, und wir nicht ihre Urheber. Und doch sind wir die Urheber. Wo liegt nun der Zwiespalt? Er liegt in unserer Vorstellung von der Zeit, er liegt in der Vorstellung: Zukunft, er liegt in dem, daß wir nicht wissen, was die Zeit ist.

Wie wäre es, wenn vielleicht die Zeit und der Raum gar nichts Wirkliches wären? wenn sie nur die Einrahmungen wären, in denen unsere Vorstellungen haften müssen, das Gesetz für unsere Vorstellungen, dem wir nicht zu entrinnen vermögen? dann wäre Gott und es wären vielleicht auch andere Geister in der Zeitlosigkeit oder eigentlich Ewigkeit. Dann ist keine Zukunft, also auch kein Wissen in die Zukunft, sondern ein Wissen überhaupt, und der Zwiespalt zwischen der Voraussicht Gottes und der Freiheit unserer Handlungen ist nicht mehr da. Dann erklärt sich auch unser Unvermögen, den unendlichen Raum und die unendliche Zeit zu fassen, weil wir da über den Kreis unserer Vorstellungen hinaus gegangen sind, und uns der Rahmen unserer Vorstellungen verläßt.

Ist es so? Ist es nicht so? Auch das wissen wir wieder nicht.

„Nun," wird einer sagen, „wozu die müssigen Fragen, wozu das müssige Gerede, das man nicht einmal überall versteht, und dem gar niemals eine Lösung wird, und sehr wahrscheinlich auch gar nicht noth thut? Wozu das?"

Der Mann hat Recht, ich werde die Lösungen dieser Fragen nie finden, und thue die Fragen doch immer wieder, und schreibe sie hier gar in einer Sylvesterabendrede auf, und werde sie wieder thun, und mit mir werden sie diejenigen thun, die ähnliche Wege wandeln, und alle diejenigen müssen uns verzeihen, denen nicht,

wenn sie vor dem Bilde von Sais säßen, die Finger zuckten, den Schleier wenigstens zum Theile zu lüften.

Ich kehre zu dem bürgerlichen Sylvesterabende zurück.

Wie die Oberfläche einer Kugel keinen Anfang und kein Ende hat, und wie jeder Mensch, der wo immer auf der Erde steht, auf ihrer Mitte steht: so hat das Jahr nicht irgendwo seinen Anfang und nicht irgendwo sein Ende. Die Erde läuft in ihrer Eilinie um die Sonne fort und fort, und an jedem Punkte dieser Linie kann man den Anfang eines Umlaufes annehmen, und an demselben Punkte sein Ende, wenn die Erde wieder zu ihm gekommen ist. Wohl hätte man auch natürliche Anhaltspunkte. Da die Erdachse gegen die Ebene der Erdbahn geneigt ist, so hat jede der zwei Erdhälften, die nördliche und die südliche, während eines Umlaufes einmal eine Stellung, in der sie der Sonne am meisten zugewendet ist, und da hat sie den längsten Tag, dann eine Stellung, in der keine Zuwendung vorherrscht, Tag- und Nachtgleiche, dann eine Stellung, in der sie von der Sonne am meisten weggewendet ist, kürzester Tag, dann zweite Tag- und Nachtgleiche. Einen dieser Punkte könnte man als Anfangspunkt und Endepunkt des Jahres nehmen. Aber Tag- und Nachtgleichen sind zwei, und kürzester und längster Tag sind in den zwei genannten Erdhälften entgegengesetzt. Man hat bei uns für das gewöhnliche Leben einen Tag im Winter gewonnen, der der erste des Jahres ist, nämlich den ersten Tag des Monates Jänner. Den Jänner nennen wir dann den ersten Monat, und zählen im Jahre die zwölf Monate fort, bis zum letzten, dem December, dessen letzter Tag der letzte Tag des Jahres ist. Er ist der Tag des heiligen Sylvester, sein Abend ist der letzte Abend im Jahre, der Sylvester-

abend. Und diese Einrichtung hat sich so in unsere Landsleute eingelebt, daß die meisten nicht anders glauben, als das Jahr ende wirklich mit dem Sylvestertage, ein neues beginne mit dem ersten Jänner. Und darnach treffen sie ihre Anstalten. Der Jahreszahl, die wir seit der Geburt Christi schreiben, wird eine Einheit zugelegt. Die Kirche feiert den ersten Jännertag als ein hohes Fest, und segnet so gleichsam das Jahr ein. Schon an dem Sylvesterabende werden meistentheils Vorbereitungen gemacht, und werden Vorfeier gehalten. Der Hausvater sammelt die Seinen um sich, und bespricht mit ihnen, was in der Familie, und was an jedem Einzelnen in dem vergangenen Jahre geschehen ist, was Gott Gutes als Wohlthat, was er alles als Prüfung geschickt hat, und man stellt Vermuthungen an, was das neue Jahr bringen könne, und man legt seine Wünsche für dieses Zukunftsjahr dar. Auch an Lob und Tadel für manches einzelne Mitglied wird es nicht fehlen, und die Bitte wird sich anschließen um Fortfahren oder Bessern. Man vergewissert sich der ungeschmälerten Fortdauer der Achtung, der Verehrung, der Liebe. Auch was die Stadt, die Gemeinde, den Kreis, das Vaterland angeht, wird in Betrachtung gezogen, man freut sich, man bedauert, man beschließt, wo man kann, Hilfe und wünscht das Beste. Ein kleines Mahl endet das Ganze, worin man sich, den Kindern, den Dienstleuten etwas Besseres als gewöhnlich zulegt. Und dann geht man zur Ruhe, und schlummert dem Beginn des neuen Jahres entgegen.

Andere begehen rauschender den Abend, und müssen noch den zwölften Glockenschlag hören, der die letzte Secunde des alten Jahres begräbt. Gesellschaften vereinzelter Menschen oder anderer finden sich in Gasthäusern zusammen, und verjubeln den

Abend. Und dessen Lebenszweck das Vergnügen ist, der schreibt dem heiligen Sylvester die Schuldigkeit zu, daß an diesem Tage ein noch größeres Vergnügen komme, und er arbeitet nach Kräften darauf hin. Junge Leute jauchzen in manchen Gegenden um die Neujahrsmitternacht im Freien, oder singen Lieder, oder schießen mit Feuergewehren das neue Jahr an, oder treiben andere Gebräuche oder anderen Unfug.

Alles, was an Geschäften einen Jahresabschluß fordert, ist in ordentlichen Gebarungen am Sylvesterabende geschlossen und ein neues Blatt für das neue Jahr ist vorbereitet.

Daß viele Menschen an diesem Abende mit ihrem Gewissen Abrechnung halten, ist zu vermuthen. Die besseren thun es gewiß. Ob der ganz Versunkene vor sich schaudert und an Umkehr denkt, wer kann es wissen?

Daß mancher Unglückliche in dieser Nacht seufzt, und manche Hand noch bitter arbeiten muß, um für den Besteller das Feststück fertig machen zu können, davon sprechen wir nicht, da wir von den Neujahrsvorbereitungen sprechen, nur thun Seufzer und bittere Arbeit in dieser Nacht noch weher.

Auch der Aberglaube hängt sich an den Sylvesterabend, und gegossenes Blei, eine Zeichnung im Kaffeesatze, ein verlöschender Funke an angezündeten Gegenständen, ein geworfener Schuh muß verkünden, ob der Herzenswunsch im künftigen Jahre in Erfüllung gehen werde. Und was ist meistens der Herzenswunsch? Wir schweigen darüber.

Und so sieht diese Nacht auf manches hernieder.

Sie endet auch, der neue Tag kommt, und das junge Jahr ist da.

Es war einmal eine schöne Sitte, daß sich Angehörige und

Freunde am Neujahrstage wie zu Geburtstagen Glück für die Zukunft in Wünschen aussprachen. Wo die Wünsche vom Herzen kommen, war die Sitte lieblich und angenehm, wo sie bloße Aufmerksamkeit oder Schuldigkeit sind, war die Sitte lästig. Sie ist gegen Erlag eines Armengeldes abgeschafft worden, wie denn die Menschen jetzt überhaupt durch Vergnügen oder Vortheil gelockt werden, den Armen Gutes zu thun, zum Beispiele durch Armenbälle, Armenlotterien, was dem Menschenfreunde schmerzlich ist, und was den Armen auch schmerzlich wäre, wenn sie mehr darüber dächten. Die Herzenswünsche ließen sich nicht abschaffen, und sind jetzt erst recht freiwillig und recht herzlich.

Und wie zu Geburtsfesten und anderen Gelegenheiten geben sich Angehörige und Freunde auch am Neujahrstage Geschenke, und zeigen im Errathen, was den Beschenkten freuen könnte, ihre Aufmerksamkeit und ihre Liebe. Die Gattin gibt dem Gatten etwas, was ihm in seinem häuslichen Leben bequem, lieb und freundlich sein könnte, er schenkt ihr etwas, das sie ziert, oder das ihr durch Geist oder Kunst erhabene, tiefe, liebliche, holde Gefühle gibt, die Töchter machten für Vater und Mutter irgend eine zierliche Arbeit, und bringen sie zum Vorscheine, die Söhne liefern Zeichnungen oder sonst Ähnliches, ja mancher vermißt sich zu einem Gedichte, und so schließt sich der Kreis anmuthig und fest. Verwandte und Freunde bescheren sich, was ihnen ihr Gemüth eingibt. Wo noch das alte deutsche väterliche und mütterliche Verhältniß zwischen dem Hausvater, der Hausmutter und dem Gesinde herrscht, dort sind auch die Gaben an das Hausgesinde, das in solchen Häusern oft wirlich ein vieljähriges Hausgesinde ist, Familiengaben, werden mit Liebe gegeben, werden mit Liebe empfangen, und werden nicht selten durch kleine, wohlge-

meinte Gegengaben des Gesindes erwiedert. Die kirchliche Feier des Tages umschließt dann auch noch die Gemüther, und so wird dieser Tag in der That ein Merktag für das ganze Jahr.

Aber auch noch für andere, welche nicht in der Familie stehen, und nicht zu den Freunden gehören, wird der Tag ein Festtag durch Gaben, die, wenn sie gleich nicht Liebesgaben in dem Sinne sind, wie wir gesprochen haben, doch von guten Menschen nicht ohne Neigung und Wohlwollen gegeben werden. Und alle diese freuen sich, und der rechte Geber freut sich auch, nud so geht das Wort in Erfüllung, das gewöhnlich in den Wünschen dieser Wünscher vorkommt: Ein freudenreiches neues Jahr.

Und ehe ich die Feder niederlege, schreibe ich noch auf das Blatt: Ein freudenreiches neues Jahr für alle, welche diese Zeilen lesen, und für alle, welche sie nicht lesen, und daß der Himmel füge, daß das Gute, das manchen zu Theil ist, daure, und daß der tiefe Schmerz, der in manches Herz gekommen ist, sich mildere.

Kaiser Maximilian.

(Wien. Ztg. 1867.)

Es sei einem Manne, der einen großen Schmerz über das empfindet, was jenseits des Oceans geschehen ist, gegönnt, einige Worte über das Ereigniß zu sprechen. Es ist nun gewiß, daß Maximilian, der Kaiser von Mexico, durch die Hände der Republikaner den Tod gefunden hat. Als Maximilian, ein Sprosse des österreichischen Kaiserhauses, die dargebotene Krone von Mexico annahm und in dieses Reich abreiste, haben manche Österreicher schweren Kummer gefühlt. Der Prinz Maximilian hatte sich die Aufgabe gestellt, dieses wundervolle Land in die Reihe der gesitteten Staaten einzuführen oder doch wenigstens durch Beendigung der Wildheit, die nun schon so lange über jene unglücklichen Erdstriche ausgegossen war, den Weg hiezu anzubahnen.

Welche herrliche, welche lockende Aussicht! Wenn Maximilian irrte, wenn die Lösung der Aufgabe nach der Wesenheit der Bevölkerung und nach anderen Umständen für die Kraft eines Mannes unmöglich war, so liegt dieser Irrthum einem großen Herzen mit großem Verstande näher als einem kleinen Herzen mit kleinem Verstande. Was groß ist, neigt dem Großen zu und wagt das Unglaubliche. Nur das Ende hat erst recht deutlich gezeigt, daß Maximilian von solchen Gedanken beseelt war. Als die Sache des Kaiserthums sich zum Üblen wendete, als er das Land hätte ungefährdet verlassen können, that er es nicht, er harrte in demselben aus.

Maximilian täuschte sich nicht in der Gesinnung seiner Gegner, er wußte, was ihm bevorstehen könne, falls der unglücklichste Ausgang einträfe. Aber dennoch blieb er. Wer blos das leibliche Wohl und den Nutzen vor Augen hat, der tadelt ihn,

daß er nicht fortgegangen ist; aber die erfüllte Kaisertreue steht höher als das Leben, und wenn er durch seine That jugendliche Herzen entzündet und begeistert und zu erhabenen Gedanken und hoher Pflichterfüllung führt, so ist das in unserer Zeit, die nach Geld und Gut und sinnlichem Genusse strebt, mehr werth als hundert eroberte Königreiche, so wie Hagen in dem großen deutschen Liede mit seinem Könige in den Tod geht, obwohl er weiß, daß ihm der Tod bevorsteht, und so wie der König den Tod vorzieht, ehe er Hagen opfert, welche Mannestreue und Königstreue das Lied hoch über andere emporhebt.

Als Maximilian nicht durch Waffen bezwungen, sondern von dem, welchem er vertraut und welchem er Wohlthaten erwiesen hatte, verrathen und verkauft worden war, übten seine Feinde Rache und nahmen ihm das Leben. Haben sie ihren Zweck erreicht, haben sie sich ein Gut und ihm ein Übel zugewendet? Nein. Haß und Abscheu der ganzen Erde lastet nun auf den Mördern, und weiteres wird folgen; eine Regierung, die solches thut, ist keine Regierung, und die Stunde wird bald schlagen, daß das unglückselige Land aus ihren blutigen Händen genommen und jetzt weit eher und sicherer dem entgegengeführt wird, was das Vermächtniß Maximilians ist, der Gesittung und der Besserung.

Hätten sie den Kaiser an das Meeresufer geführt und nach Europa geschickt, so hätte er ein gedrücktes Leben fortgelebt, dem sein tiefster Inhalt zertrümmert worden ist; jetzt aber steht er siegesglänzend da, eine Gestalt, die in den Herzen aller Menschen dieser Erde lebt, die ein Gefühl haben, eine Gestalt, die wie die schönsten des reinen Ritterthums ist, eine Gestalt, welche die Geschichte verherrlichen wird, eine Gestalt, zu der der Künstler

und Dichter emporschaut, sie seinem Volke zu verklären, eine Gestalt, die in den Gesängen der Zeiten blühen wird, wie die alten Helden in den alten Liedern blühen, eine Gestalt, die immerwährend die emporstrebenden Seelen lehren wird, daß es etwas Höheres gebe, als das bloße Leben und den Genuß im Leben. Möge diese Betrachtung, so wie sie meinen Schmerz lindert, einen Tropfen Labung in die Herzen der erhabenen Eltern des hohen Todten bringen, in die Herzen seiner Geschwister und Angehörigen, in die Herzen, die in Österreich, die in Europa, die in jedem Welttheile um dieses Leben trauern.

Zur Psychologie der Thiere.

(Bruchstück einer bisher nicht gedruckten Jugendarbeit.)

Obwohl ich von meiner Jugend auf daran gewöhnt worden bin, wenn ich in einem Buche las, wo von der Seele der Thiere die Rede ist, die armen Dinge schlechtweg abgefertigt zu sehen, daß sie nämlich Sinne, sinnliches Streben, aber keine Vernunft haben: so glaubte ich es schier von Jugend auf nicht, und beobachtete sie lieber, ob ich nicht Erscheinungen an ihnen entdecken könnte, die mich eines Bessern belehrten, oder vielmehr, ich setzte an ihnen schon alles voraus, was ich selber in mir hatte, nur daß sie's nicht so verstunden, wie ich, und wenn ich ihre Thätigkeiten sah, so leitete ich sie von denselben Trieben und Beweggründen her, wie die meinigen. Denn sonst hätte ich ja nicht mit ihnen reden, und ihnen Vorstellungen machen können, wie ich es leider mit zwei sehr schön gesprenkelten Ochsen meines Vaters, und mit dem großen, grangetiegerten Hunde that, der Nero hieß — kurz das Thier war mir ein in eine mehr oder minder unkenntliche Knospe eingewickelter Mensch, den wir an uns locken und ein wenig

erziehen können, worauf er dann manche unserer Neigungen und Thorheiten theilt, wie das Pferd und der Hund.

Wie sehr ich in diesen Voraussetzungen meiner Kindheit recht hatte, oder nicht, weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht, nur die Thatsache muß ich bekennen, daß ich noch immer in Beobachtungen begriffen bin, und daß ich noch immer mit Thieren, denen mich der Zufall näher bringt als andern, gern rede, und auf ihre Antworten Bedacht nehme.

Da habe ich nun allerlei erfahren, aus dem zwar nicht hervorgeht, daß das Thier ein Mensch sei, aber doch, daß es sehr ähnlich einem Kinde sei, das stets ein Kind bleibt, und daß es in seinem Innern und Bereiche Dinge habe, von denen wir uns nichts träumen lassen, und daß wir erst recht bedeutende Entdeckungen machen würden, wenn wir das eine oder das andere Thier so studirten, wie die Kinder, oder wenn wir gar schon sehr viele Grammatiken der Thiersprache und Dialecte fertig hätten.

Ohne mich nur auch im geringsten für einen Forscher oder gar Entdecker in diesem Fache auszugeben, will ich doch versuchen, einige wenige Züge aus dem Seelenleben der Thiere namhaft zu machen, mit denen ich vermöge meines Umganges mit ihnen und vermöge meiner Liebe zu diesen armen Stiefgeschwistern des Menschen bekannt geworden bin. Ich will hiebei auch auf gar kein System sinnen, sondern meine Thiergeschichten so folgen lassen, wie sie mir einfallen, und ich will in diesen Blättern so lange solche Geschichten liefern, bis ich keine mehr weiß. Da ich auch nur wahre Thatsachen liefere, so kann ich auch keine andern erzählen, als die ich selber erlebt habe, da ich für die Wahrheit der andern nicht einstehen kann, am wenigsten für die Wahrheit derer, die man nur von unbestimmtem Hörensagen weiß.

Ich beginne also meine Geschichten.

Daß große Hunde von kleinen oft die sonderbarsten Dinge erdulden, ohne sich zu erzürnen, während sie doch von ihres Gleichen nicht den kleinsten schelen Blick ertragen, ist eine allbekannte Thatsache. Ich sah oft einen ernsten, ruhigen Fleischhauer-Bullenbeißer gelassen fortgehen, wenn ein eifriges Schooßhündchen gegen seine Beine fuhr, und ihm seinen äußersten und letzten Zorn zu erkennen gab. Aber auch bei andern Thieren finden sich ähnliche Züge. Ich erfuhr einen solchen an einem gewaltigen, fürchterlichen Stiere. Der Stier gehörte einem Müller, der seine besondere Freude daran hatte, das ganz ungewöhnlich große und schöne Thier ganz ungewöhnlich böse zu wissen. Es gelang ihm auch so sehr, daß am Ende niemand im Stande war, dem Stiere nahe zu kommen, ihm Futter zu geben, ihn anzuhängen, oder ihn in die Verplankung hinaus zu treiben, als er. Jeder andere hätte sein Leben dabei gewagt. Der Müller erzählte dies oft, und pflegte sich desselben zu rühmen. Eines Tages standen wir am Fenster seiner Oberstube, und er zeigte uns mit Triumph seinen Stier, der eben in obbenannter Verplankung unter Kühen herum ging, die neben ihm wie Pygmäen waren. Plötzlich sahen wir, daß das eiserne Gitterthor der Verplankung nicht nur offen sei, sondern daß der Stier auch durch dasselbe hinaus gehe. Wir erschracken, weil wir dachten, er könne, ehe der Müller hinab käme, ein Unheil aurichten, aber ganz starr wurden wir, und der Müller im buchstäblichen Sinne unbeweglich, als wir sahen, daß auf der Wiese außer der Verplankung die eigenen Kinder des Müllers spielten: ein Mädchen von zwei, und ein Knabe von vier Jahren, und daß der Stier gerade auf die Kinder zu gehe. Es war zwar nicht ganz nahe an dem Gitterthore, aber daß der Stier die Kinder gesehen habe, zeigte sein gerades Hingehen auf diesen Punkt, und endlich auch das Begin-

nen seines Brüllens und das Aufwerfen der Erde durch seine Hörner. Aber gerade auch durch das Brüllen wurde der Knabe aufmerksam auf den Stier, und sah, daß derselbe außer der Verplankung sei, was eigentlich nicht sein sollte. Er nahm also seine Kindergeißel, die er zufällig bei sich hatte, ging dem Stiere entgegen, schwang die Geißel und rief: „Gehst!“ Das Mädchen blieb sitzen, und schaute zu. Der Stier wendete auf die kindische Drohung um, schritt dem Gitterthore wieder zu, und der Knabe trieb ihn vor sich her. So weit ging die Folgsamkeit, daß, wenn der Knabe die Geißel stärker schwang, das Thier sogar in ein schwaches Laufen überging, daß ihm die mächtige Fahne seines Halses und die gewaltigen Glieder schlotterten. Als er wieder in der Verplankung war, machte der Knabe sich anstemmend auch sogar noch das eiserne Gitterthor zu, daß es anschlug, und daß wir deutlich das Einfallen der Klinke bis herauf zu uns hörten. Dann ging er wieder zur Schwester, und spielte fort. Der Stier aber ging unter den Kühen herum, warf seinen Kopf in die Höhe, schnupperte in der Luft, oder er rieb sich seinen dicken Nacken an den Planken. — Der Müller war des andern Tages krank.

Ich habe einmal ein Hündchen gehabt, das so klein war, daß ich es häufig in seiner Jugend im Winter mit mir in der Manteltasche herum trug, in welcher es, wenn ich an einer oder der andern Wohnung meines Freundes anläutete, heftig zu bellen begann. Als es älter wurde, war zwar die Manteltasche zu klein, aber es schloff noch recht bequem in einen Reisepelzstiefel hinein, wenn ganz vorn an der Zehe ein Zuckerstückchen stack, das heraus zu holen war. Von den unzähligen Proben, wo es Zeichen seiner Seele gab, nur eine:

Wir waren einmal eben im Begriffe, unsere Wohnung zu wechseln, und es standen die Geräthe und andere Dinge im

Zimmer unordentlich herum, unter andern auch ein großer Wandspiegel, der so an die Mauer gelehnt war, daß die spiegelnde Seite gegen das Zimmer gekehrt war, wodurch alle Sachen in ihrer ganzen Unordentlichkeit hinter dem Glase sichtbar wurden. Dies geschah auch mit dem Hündchen, das unter den Dingen herum ging und plötzlich sein Abbild im Spiegel erblickte. Es lief näher, und wollte mit seinem Doppelgänger spielen, allein der kam nicht heraus. Muffi — so hieß das Hündchen — ging vorsichtig näher, streckte den Hals, der innere that es auch so — sie streckten die Hälse immer näher, bis sich beide Nasen am Glase berührten. Aber nun wurde in Muffi's Angesichte die Bethörtheit sichtbar, die ihn ergriff — denn er roch nichts, und nach seiner Berechnung mußte der andere nothwendig riechen. Er strengte seine Nase neuerdings an, und die Haare auf seinem Halse sträubten sich, daß sie gerade empor standen. Endlich kam ihm ein Gedanke — er ließ plötzlich von dem Riechen ab, lief den Spiegel entlang, und hinter denselben hinein, um dort zu schauen: allein war er früher bethört gewesen, so war er jetzt völlig geschlagen — eine solche Rathlosigkeit habe ich in meinem Leben noch nie in einem Angesichte gesehen, wie die war, mit welcher der Hund hinter dem Spiegel hervor kam. Leise auftretend, Fuß für Fuß hebend, mit eingezogenem Schweife ging er dem Körbchen zu, in welchem sein Polster lag, auf dem er gewöhnlich zu ruhen pflegte, gerade wie sich Menschen von Orten fortschleichen, an denen es ihnen nicht geheuer ist, um die etwa dort befindlichen Gespenster zu betrügen. Offenbar muß ihm seine Phantasie eine unauflösliche Unheimlichkeit vorgespiegelt haben, mithin Mächte, die all seine Kräfte lähmten und vernichteten.

Ganz anders benahm sich in einem ähnlichen Falle ein Bock aus meiner Bekanntschaft, d. h. ich hatte zwei Freunde, die in

ihrer Kindheit einen gemeinschaftlichen Bock hatten, welcher, da sie größer wurden, das Gnadenbrot im Hause bekam. Er war schon ziemlich betagt, und daher so stille und weise, daß man ihn zuweilen nicht blos im Hofe, sondern auch im Garten, auf dem Rasen und im Hause herumgehen sah, und daß ihn sogar die Hofräthin, die Mutter der beiden Knaben, bei dem Barte nahm. Aber wie es geht, wenn etwas sein will — am Pfingstsonntage war zufällig nicht nur das Thor des Landhauses gegen den Garten zu offen, sondern auch das Eisengitter an der Stiege, die zum ersten Geschoße hinauf führte. Der Bock ging durch beide, und stieg über die glatte, wohlgebohnte hölzerne Stiege hinauf. Oben hatte der Zufall, der alles kartete, auch die Salonthür offen. Im Salone war ein in die Wand gefügter, großer Spiegel, der bis auf den Boden herunter reichte. Der Bock ging auf den Parquetten hin, daß seine Klauen auf dem Holze klapperten — aber mit eins sieht er den andern im Spiegel — er stutzt, der andere auch, er weicht einen Schritt zurück, der andere auch, er legt seinen Nacken ein, der andere auch — — pumps! beide Stirnen sind aneinander wie Eisenhämmer — in dem Spiegel ist ein riesenhafter Stern geschossen, der Bock weicht wieder zurück, hinter dem Glase war doch ein wenig hohler Raum, die Scherben waren gegen innen gebeugt, und aus jeder sah ein ergrimmter Bock heraus. Eben als der, der außen war, sich wieder richtete (er war wegen Glätte des Bodens gar auf beide Kniee niedergefallen), um gegen alle innern einen neuen Stoß zu thun, kam die Hofräthin, die Gönnerin des Bockes, dazu, und sah ihren alten Schützling in dieser seiner Lage — sie umfaßte seinen Hals, und zog ihn, der sich mit allen vier Füßen dagegen sträubte, aus dem Salon. Unten stand er später im Hofe, und über die Stirne, über die Augen und bis zu dem ehrwürdigen weißen Barte hinab rannen die Blutstropfen.

BAYERISCHE

Im Verlage von **Gustav Heckenast** in **Pest**
sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Adalbert Stifters Werke.

Octav-Ausgabe.

Studien. **Ausgabe in drei Bänden.** Mit dem Bildniß des Verfassers nach Mahlknecht und **zwei** Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. In Umschlag geh. 3 Thlr., 5 fl.

Bunte Steine. Ein Festgeschenk. **Zwei Bände. Mit einem** Stahlstich. In einen Band gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr., 4 fl. 50 kr.

Der Nachsommer. Eine Erzählung. Mit 3 Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger. **Drei Bände.** Zweite Auflage. Geh. 3 Thlr. 24 Sgr., 6 fl.

Witiko. Eine Erzählung. **Drei Bände** mit 3 Titel-Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. Geh. 4 Thlr. 24 Sgr., 7 fl. 50 kr.

Briefe. Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Drei Bände. Mit dem Bildniß Adalbert Stifters in Stahlstich nach Székely. In Umschlag geh. 3 Thlr., 5 fl.

Erzählungen. (Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.) Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände. Mit **zwei** Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. In Umschlag geheftet 2 Thlr., 3 fl.

Vermischte Schriften. (Gesammelt und dem Nachlasse entnommen.) Herausgegeben von **Johannes Aprent.** Zwei Bände. In Umschlag geh. 2 Thlr., 3 fl.

Studien. Mit dem Porträt des Verfassers und sechs Titel-Vignetten nach P. J. N. Geiger, gestochen von Axmann. Ausgabe **in sechs Bänden.** Geh. 6 Thlr., 9 fl.

Band IV—VI sind geheftet auch einzeln à 1 fl. 50 kr. zu beziehen.

Im Verlage von **Gustav Heckenast in Pest**
sind erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Adalbert Stifters Werke.

Groß-Octav-Ausgabe.

Studien. Ausgabe in zwei Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Stahlstichen nach P. J. N. Geiger. In Umschlag geh. 4 Thlr., 6 fl. In rothe Leinwand geb. mit Goldschnitt 5 Thlr. 10 Sgr., 8 fl.

Bunte Steine. Ausgabe in einem Bande. Mit 12 Illustrationen nach J. M. Kaiser in Holzschnitt. In Umschlag geheftet 2 Thlr., 3 fl. In rothe Leinwand geb. mit Goldschnitt 2 Thlr. 20 Sgr., 4 fl.

Illustrirte Ausgaben in Quarto:

Der Weihnachtsabend. Einzelnabdruck der Erzählung „Bergkrystall" aus dem Werke: „Bunte Steine". Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Elegant cartonirt 1 Thlr. 15 Sgr., 2 fl. 50 kr.

Abdias. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Cartonirt 1 Thlr. 15 Sgr., 2 fl. 50 kr.

Hochwald. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von J. M. Kaiser. Cartonirt 1 Thlr. 15 Sgr., 2 fl. 50 kr.

Miniatur-Ausgaben.

Abdias. Mit Titelvignette in Stahlstich. Geheftet 20 Sgr., 1 fl.
Gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 1 Thlr., 1 fl. 50 kr.,

Der Hagestolz. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geheftet 20 Sgr., 1 fl.
Geb. in Leinwand mit Goldschnitt 1 Thlr., 1 fl. 50 kr.

Der Hochwald. Mit Titel-Vignette in Stahlstich. Geh. 20 Sgr., 1 fl.
Geb. in Leinwand mit Goldschnitt 1 Thlr., 1 fl. 50 kr.

Die Narrenburg. Mit gestochener Titel-Vignette. Geh. 20 Sgr., 1 fl.
Elegant gebund. mit Goldschnitt 1 Thlr., 1 fl. 50 kr.